

Oesterreichs Helden und Heerführer von Maximilian I. ...

C. A. Schweigerd

Oesterreichs Helden und Heerführer.

Erster Band.



Graf Radetzky,

Feldmarschall.

217

Oesterreichs Helden und Heerführer

von

Maximilian I. bis auf die neueste Zeit,

in

Biographieen und Charakterskizzen

aus

und nach den besten Quellen und Quellenwerken geschildert

von

C. A. Schweigerd,

K. K. Beamten, Ritter mehrerer hoher Orden, Inhaber der K. K. Oesterreichischen großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und mehrerer auswärtiger großer goldener Ehren- und Verdienstmedaillen 2c. 2c.

Mit vielen, nach den besten vorhandenen Originalportraits gearbeiteten Stahlstichen.

Zweite unveränderte Auflage.

Erster Band.

Verlags-Comptoir in Wurzen,

1857.

Für den Oesterreichischen Kaiserstaat

Wien bei Prandel & Meyer.

Dem

edlen Sieger bei Custozza und Novara,

dem

allverehrten

K. K. Feldmarschall Grafen von Radetzky,

General-Gouverneur des lombard. venet. Königreiches, Großkreuz des militairischen Maria-Theresien-Ordens, Ritter des goldnen Vließes x. x. x.

Excellenz,

in aufrichtiger Bewunderung und Ergebenheit

gewidmet

vom Herausgeber.

Vorwort.

Es war gewiß nicht Eitelkeit, was Griechen und Römer bewog, die Bildnisse ihrer Helden als nationelle und häusliche Heiligthümer bei sich aufzustellen, und sie Halbgöttern gleich zu ehren. Der Stolz auf große Altvordern, die sie bewunderten und dankbar verehrten, entflammte noch in der Brust der spätesten Enkel die Gluth des edelsten Heldenfeuers, wenn es die Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes galt.

Was kein donnerndes Machtwort gebieten, wozu die Verheißung reichsten Lohnes nicht anspornen kann, wo Strafe und Drohungen nicht hindringen, da treibt der Rückblick auf eine große Vergangenheit und das Schaamgefühl, sich ihrer unwerth zu zeigen, selbst gewöhnliche Menschen zu großer That und Aufopferung!

Ist es aber an sich schon eine würdige Aufgabe des jüngern Geschlechts, den Nachruhm großer und erhabener Wohlthäter der Menschheit zu wahren und fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, gleichviel welchem Lande und Volke sie angehörten: so wird es um so mehr zur heiligen Pflicht, mit dankbarer Pietät der großen und folgenschweren Thaten und Gedanken derjenigen Männer zu gedenken, die auf heimathlichem Boden für das theure Vaterland gedacht, gethan, gelitten und gestritten haben!

Auf einem Flächenraume der von Kronstadt bis Bregenz, von Krakau bis Cattaro seine weiten Grenzen dehnt, lebt und wirkt ein Völkerverein von mehr als 36 Millionen Menschen, an Anlagen,

Sitten und Sprache unendlich verschieden, aber dennoch Ein Volk, Ein Staat, durch einen gesunden Staatsorganismus und praktische Gesetzgebung unter sich innig verbunden und Einem Herrscher unterthan, Alle, Radien Eines Brennpunktes, Alle, Glieder Eines Staates, — des Erbkaiserthums Oesterreich. Und dieses mächtigen Reiches Stütze und Ruhm ist das Allen gemeinsame Heer, in dessen Reihen von jeher Oesterreichs edelste Söhne ihrem Vaterlande dienten, und es groß und stark und glücklich machten.

Die Geschichte fast keines Staates, die Geschichte fast keines Heeres, hat eine so endlose Reihe hervorragender Feldherren, Kriegshelden und tapferer Männer aufzuweisen, wie die unsere. Wie oft hielt ein österreichischer Heerführer nicht blos die Geschicke des eignen Landes, sondern die eines halben Welttheiles in seiner Hand, und wendete sie, nicht selten unter den ungünstigsten und drohendsten Verhältnissen, zum Heile Oesterreichs! — Welchem Oesterreicher schlägt nicht höher und freier das Herz, welcher Krieger fühlt sich nicht stolzer emporgehoben, wenn er der Tage von Laa, Guinegate, Pavia, Prag, Lutter, Nördlingen, Zentha, Hochstädt, Turin, Belgrad, Collin, Würzburg, Stockach, Aldenhoven, Aspern, Leipzig, Custozza, Somacampagna und Novara gedenket! —

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte unseres herrlichen Vaterlandes, durchgehen wir die Reihe seiner glänzenden Heldengestalten, so begegnen wir vor Allem dem seine Zeit hoch überragenden „Kaiser Max, dem letzten Ritter,“ dann dem Sonneberg, Eitel Zollern und Lannoy, dreien Feldherren, die überall Herren des Feldes blieben, auf dem sie kämpften, — dem Landsknecht-Vater, Georg von Frundsberg, wie seinem Waffenbruder und Alter ego, dem Kurt von Boyneburg, der Landsknechte klugem Führer beim Sturm auf Rom, — dem Schellenberger, der seiner Tapferkeit wegen zweimal zum Ritter geschlagen wurde, — den beiden Dioskuren der heldenmüthigen Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Niklas Salm, und seinem Zeltbruder und treuen Gefährten, dem edlen Rogen-

dorf, — dem Carl Zierotin, der in nicht zu zügelnder Ungeduld des Kampfes, bei Lippa seine Reiter absitzen ließ und an ihrer Spitze zu Fuß auf den Feind stürmte, — dem Helden von Szigeth, Niklas Zriny, — Lazarus Schwendi, dem Freunde Max II., — Christoph Teuffenbach, dessen Klingenblitz kein Türke vertragen konnte, — dem Adolf Schwarzenberg, der Raab eroberte und dafür den Raben in's Wappen erhielt, — dem tollkühnen Melchior Redern, dessen Wahlspruch: „nec auro nec ferro!“ — Georg Basta, — dem Retter Kaiser Ferdinand II., Dampierre, ohne den und seine 500 Kuirassiere die Geschicke der Monarchie sich schon damals ganz anders gestaltet hätten, — dem Bucquoi, — Spinola, — Caraffa, — Rambold Collalto, — der Schweden Schrecken, dem tapfern Pappenheim, „der Schrammhans“, seiner hundert Narben wegen von seinen Soldaten genannt, — dem Holk, dessen Jäger allbekannt, — Wallenstein, dessen Namen man nur zu nennen braucht, um eine der glänzendsten und folgenschwersten Epochen vor Augen zu haben, — dem klugen Aldringer, dem erfahrnen Löbel, — dem eisernen Tilly, — dem wilden Mannsfeld, Sohn des berühmten Peter Mannsfeld, — dem glücklichen Gallas, — dem maßlosen Hatzfeld, der zwar nach vielen Siegen über die Schweden, die Schlacht von Jankov gegen Torstenson verlor, nie aber ein Wort darüber, — dem edlen Franz von Mercy, Turenne's siegreichem Gegner, — den beiden Johannes von Weerth und von Beck, als Streithelden wohlbekannt, die Beide von der Pike auf zu den höchsten Würden sich emporgeschwungen, — Octavio Piccolomini, „dem Staatskleid zu Pferde“, der niemals erschrak außer vor Verantwortlichkeit, — dem achtzigjährigen Spork, mit Leib und Seele Centaur, der trotz seines hohen Alters, stets an der Spitze seiner Reiter, — Dünewald, der stets bereiten Fuchtel gegen Feind und Feinde, mit einem Leben voll Heldenthaten und Heldenwagnissen, der gleich dem feurigen, maßlosen Donat Heisler, vom gemeinen Soldaten zum General und Grafen emporstieg, — de Souches, dem hartnäckigen Vertheidiger Brünn's gegen Torstenson, — Büssy-Rabutin, dem es auf dem Schlachtfelde leicht,

im Vorzimmer desto schlechter zu Muthe ward, — Rüdiger Starhemberg, dem heldenmüthigen Vertheidiger Wiens und Carl von Lothringen, Wiens eben so tapferm Befreier, — Veterani, dem österreichischen Leonidas des 17ten Jahrhunderts, dessen Tod den Türken 12000 Leichen kostete, — dem Sieger bei Gran, Markgraf Ludwig von Baden, der 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen beigewohnt und in 13 Haupttreffen thätig war, — Prinz Eugen, dem edlen und frommen Ritter, verehrt so lange es österreichische Krieger geben wird, — Carl Alexander von Würtemberg, der lieber General einer großen Armee als Regent eines kleinen Landes sein wollte, — Guido Starhemberg, dem österreichischen Bayard, — Clerfayt und Wurmser, — Wenzel Liechtenstein, dem Sieger von Planian, — Rouvroy, dem Stürmer auf Sabacz, — den drei Edelsteinen der Kaiserin Maria Theresia: Daun, Brown und Traun, — Joachim Römer und Haddik, Oesterreichs Ziethen und Seidlitz, — dem alten Laudon, mit dessen Namen der der Stadt Belgrad unzertrennlich, — Lascy, als Hofkriegsrathspräsident unschätzbar, — Lothar Königsegg, — Alvinzy, — Hiller, — Kray, — Hieronymus Colloredo mit seinen begeisterten Grenadieren auf dem Damme von Znaym, — Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern und Helden zweier Jahrhunderte, — Hotze, — Heinrich von Schmidt, zu Krems den Heldentod sterbend, — Ignaz Giulay an der Spitze seiner Bataillone gegen Bertrand und im Sturme auf Hochheim, — dem Feuerkopf Aloys Liechtenstein mit seinen vierzig Narben und der weggeschossenen Hüfte, — Frimont, dem Husarenmuster, — Bubna, dem Achill an Gestalt, Muth und Kraft, — den Nestorn der österreichischen Kavallerie, Bellegarde, Oreilly und Ignaz Hardegg, — dem Befreier Tyrols, Andreas Hofer, — den Vertheidigern der österreichischen Thermopylen bei Malborghetto und am Predil, Henzel und Herrmann, dem Erzherzog Johann und Schwarzenberg, dem Sieger bei Leipzig, — dem greisen Helden von Custozza, Marschall Radetzky, — dem Spartaner von Ofen, General Hentzi, — dem unsterblichen

Oberst Kopal — und all' den zahllosen ausgezeichneten Heerführern und Helden der neuesten Kriege, die hier zu nennen eitle Mühe wäre, da ihre Namen, ihre Thaten auf Aller Lippen schweben, und in alle österreichische Herzen treu und tief eingegraben sind. —

Das Leben, die Thaten und Kämpfe der Hervorragendsten all dieser Feldherren und Kriegshelden, von den Zeiten Max I. bis auf die jüngsten Tage, möglichst treu zu schildern, je nachdem es Stoff und Quellen gestatten, und dabei schon vorhandene treffliche Schilderungen zu sammeln, sie in einem Gesammtwerke zu vereinigen, wie bisher noch keines vorhanden und damit der Mitwelt ein Pantheon österreichischen Kriegsruhmes zu eröffnen, dies des Herausgebers ernst erstrebter und beharrlich verfolgter Zweck.

Unser Werk beginnt mit der Zeit Max I., weil von ihm sich die neue Periode der Kriegskunst in Deutschland datirt.

Das Werk, welches drei starke Bände füllen wird, zerfällt daher in 6 Perioden.

Die erste Periode begreift die Regierung Max I. und Karl V.

Die zweite reicht von Ferdinand I. bis zu Ferdinand III.

Die dritte umfaßt die Regierung Leopold I., Joseph I. und Karl VI.

Die vierte das Zeitalter Maria Theresiens.

Die fünfte schildert die kriegerischen Zeiten Franz I.

Die sechste skizzirt die jüngsten Kriege unter Ferdinand I. und Franz Joseph I.

Der Verfasser widmet dieses Werk allen treuen Oesterreichern, seinen biedern lieben Landsleuten, auf daß sie sich an den Thaten und Kämpfen ihrer Altvordern erheben und für kommende Tage stählen mögen, wenn es gilt, einzustehen für die Größe, Macht und Einheit des gemeinsamen geliebten Vaterlandes.

Zur besondern Empfehlung dürfte es dem Werke gereichen, daß Se. Excellenz, der Herr Feldmarschall Graf Radetzky, die Widmung desselben huldvollst in nachstehendem Schreiben anzunehmen geruht haben.

„Euer Wohlgeboren erweisen mir durch den freundlichen Antrag der zugedachten Widmung recht viel Ehre, und ich konnte solcher meine Zustimmung wahrlich schon deßhalb nicht versagen, weil in der Art und Weise Ihrer Persönlichkeit, wie Sie mir jene schöne Gabe mit dem schätzbaren Schreiben vom 14. d. M. zu bieten so gütig waren, ein eben so edler Sinn liegt, als Ihre verdienstlichen Sammlungen überhaupt die Früchte unverkennbaren Werthes enthalten.

Indem ich sohin Ihrem Unternehmen den beifälligsten Erfolg wünsche, verharre ich mit aller Hochachtung

Ihr

ergebener

Verona, am 22. April 1852.

Radetzky, FM.“

Und so möge denn unter so glücklichen Auspicien, das von mir in Liebe zu meinem Vaterlande und voll Bewunderung seiner edelsten Söhne treugepflegte Werk sich Theilnahme und Freunde erwerben unter gleichgesinnten Landsleuten und für Nationalruhm empfänglichen Vaterlandsgenossen, und Frucht bringen dem Lande und Hause Oesterreich für immer! —

Wien, Ostersonntag 1852.

Der Herausgeber.

Oesterreichs Helden und Heerführer.

Erster Band.

Erste Periode.

Kurze Uebersicht der Kriege unter den Regierungen Maximilians I. und Karls V.

Die kriegerischen Thaten der Monarchen verlieren sich hinter ihre Regentengröße, und Eigenschaften, die den Privatmann groß machen, setzt die Zeitgeschichte nur unter die Herrschertugenden vom zweiten Range. Maximilian I. und Karl V. hätten sich auch ohne Kronen in den Jahrbüchern als Feldherren verewigt, aber ihre Regierungen machen auch Epoche in Absicht auf die Kunst, den Krieg zu führen, die in diesem Zeitraume so weit vorgeschritten ist.

Maximilian befriedigte seinen Thatendurst zuerst in der Schlacht bei Guinegate (1479), wo er bereits eine Probe dessen gab, was er noch werden sollte, und in der Folge geworden ist. Er verstand es, ein Treffen anzuordnen, und sich auch der List im Kriege zu bedienen.

Nach seiner Befreiung in Brügge, als die innerlichen Unruhen in Flandern einigermaßen beigelegt waren, nimmt Maximilian nach dem Tode des K. Matthias Niederösterreich in Besitz, und macht (1489) einen Zug nach Ungarn, wo er Stuhlweißenburg einnimmt, sich mit Wladislaw vergleicht und die Türken von den croatischen Grenzen vertreibt (1490—93). Indessen ist auch zu Senlis (1493) der Friede mit Frankreich zu Stande gekommen. Die Niederlande gerathen abermals in Aufruhr und Maximilian sieht sich von Frankreich auf's Neue beleidigt. Er fällt in Burgund ein (1498) und verbindet sich mit dem Papste, Spanien, Mailand und Venedig wider Karl VIII., der sich Neapels bemeistert hatte.

In dem baierischen Erbfolgestreite (1504) mußte das Reichsoberhaupt mit gewaffneter Hand als Schiedsrichter auftreten. Der Kaiser — oder vielmehr der gekrönte Soldat — bestand bei diesem Anlasse seine größte Gefahr in dem Treffen vor Regensburg.

Die Venetianer hatten Maximilian den Durchgang zu seiner römischen Krönung versagt (1508); er schloß daher gegen sie das Bündniß von Cambray mit Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Arragonien. Nachher trat er wieder davon ab und verband sich mit dem Papste und mit Spanien wider Frankreich (1512). Des Kaisers letzter Zug nach Mailand war fruchtlos; theils weil ihn seine Absichten auf Ungarn und Böhmen gleichgiltiger gegen Italien machten, und er sich mehr um Hilfe gegen die Türken bekümmerte; theils weil die schweizerischen Hilfsvölker sich empörten.

Diese Nation ist in seiner Kriegsgeschichte besonders merkwürdig. Schon auf seinem Zuge in Burgund (1498) hatten ihre Miethlinge ihn verlassen: dieses zu rächen, und weil sie dem schwäbischen Bunde nicht beitreten, an Deutschland sich nicht anschließen wollten, kehrte er seine Waffen gegen sie selbst.

So war er als Freund und als Feind mit den Schweizern bekannt geworden; ihre dichtgeschlossenen Schaaren, die mit vorgestreckten Lanzen gegen jede Reiterei unerschütterlich standen, überzeugten Maximilian von der Stärke des Fußvolkes; und nun schuf aus diesem vernachlässigten, schlecht bewaffneten und noch schlechter organisirten Theile der deutschen Heere der Alles umfassende Geist dieses Fürsten seine fürchterlichen Lanzknechte, indem er ihnen zu dem kurzen Seitengewehre, worin vorher ihre ganze Bewaffnung bestand, auch die achtzehn Fuß lange Lanze oder die Pike des Schweizers gab, den sie bald an Gewandtheit übertrafen.

Durch eine andere Gattung Fußvolkes, welches Hakenbüchsen führte, ward der Grund zum verbesserten Gebrauche des kleinen Feuergewehrs gelegt. Das für jene Zeiten zahlreiche grobe Geschütz der Kaiserlichen machte allein schon dieses Heer unter allen am meisten fürchterlich. Denn Maximilian hatte selbst dieses Fach mit Erfindungen bereichert; er ließ große Karthaunen und Mörser von ganz eigener Art gießen, und außerdem noch lange Feuerrohre zu den Streichrohren und für die Ferne, und kurze Rohre, die Hagel und Schrot schleuderten, verfertigen, welches Alles er mit eigner Hand und mit größter Genauigkeit zu richten wußte. Man bohrte Kanonen in massives Eisen, die mehr Wirkung machten, als die auf den Kern geschmiedeten; man lernte Karthaunen, die man vorher nur auf dem Boden liegen hatte, auf Wagengestelle bringen; man bediente sich schon der Patronen unter dem Namen der Pulversäcke, von denen die Unwissenheit wieder zur Ladschaufel griff, und mit deren Erfindung sie dann das achtzehnte

Jahrhunderte beehrte. In den Thaten der Entschlossenheit ist Maximilian bekanntlich nicht hinter dem Geiste seiner Zeit zurückgeblieben. Es ist vielmehr der gewöhnliche Vorwurf, den ihm die Nachwelt macht, daß er die Verachtung der Gefahr bei Gelegenheiten, die keines Opfers werth waren, fast bis zum Leichtsinn und bis zur Vergessenheit seiner Würde getrieben hat. —

Das große, ihm den Dank aller Zeiten sichernde Verdienst dieses Kaisers, welches man dem durch ihn gestifteten ewigen Landfrieden und dem von ihm endlich zur ständigen Anstalt gebrachten Kammergerichte gleichsetzen, wenn nicht vorziehen muß, ist die innere Einrichtung der Regimenter, die er in Fahnen, Schwadronen und Rotten theilte, deren jeder er einen Obersten, Nachobersten, Oberstwachtmeister und Feldschultheißen, sowie jeder Fahne einen Hauptmann, Nachhauptmann und Fähnrich, mit den untergebenen Feldwebeln und Rottenmeistern gab. Die Verbesserungen des Fußvolkes gingen großentheils auch auf die Reiterei über, wo auf den glänzenden Ritter der dürftig bewaffnete und schlecht berittene Reisige einen gar traurigen Schatten warf. Beides, Fußvolk und Reiterei, glichen sich in der vernachlässigten Kriegszucht: Maximilian suchte derselben durch das neue Kriegsrecht, das er abfassen und durch den Druck bekannt machen ließ, aufzuhelfen; so weit man solches von Miethsoldaten erwarten durfte, die nur auf Beute rechneten, und welche den größten Theil der Heere ausmachten.

So fand Karl V. das Kriegswesen von seinem thätigen Großvater eingeleitet. Außerdem, daß die Lunte dem Feuerschlosse wich, daß der Piken des Fußvolkes in dem Verhältnisse weniger wurden, als die Feuerrohre sich vermehrten, daß die Reiterei sich der Pistolen bedienen konnte, und daß die auf kleinere Anzahl der Mannschaft gesetzten und eben dadurch zahlreicheren Unterabtheilungen der Regimenter der Truppe mehr Aufsicht und schnellere Bewegung gaben, sehen wir unter der neuen Regierung noch keinen wesentlichen Unterschied: aber alle Theile mußten der „Vollkommenheit“ entgegenreifen durch die beständigen Kriege des Kaisers, durch die Männer, welche dabei verwendet wurden, durch die mächtigen, nach Sitten, Verfassung uad Waffen sich so unähnlichen Feinde, mit denen sie sich an Muth und Kriegsgewandtheit zu messen hatten.

Franz I. von Frankreich war durch seine Vorfahren in den Zwist mit Maximilian, dessen Interesse das ihrige durchkreuzte, hineingezogen,

und nachher Karls V. Nebenbuhler um die Kaiserwürde gewesen: beider Prinzen Eifersucht brach in Kriege aus, deren Schauplatz sich vorzüglich über Italien erstreckte.

Karl eroberte Mailand, und der Sieg an der Bicocca unterwirft ihm das ganze Herzogthum und (**1522**) auch Genua. Das folgende Jahr schließt er ein Bündniß mit England und mit den Republiken Venedig, Florenz und Lucca wider Frankreich. Im Jahre **1525** wurde die Schlacht bei Pavia geliefert, und **1527** Rom eingenommen. In Neapel sind die Franzosen nicht glücklicher, was endlich (**1529**) den Frieden von Cambray herbeiführte. Der Kaiser einigt sich auch mit Venedig.

Unterdessen tritt ein neuer Feind auf. Suleiman belagert Wien (**1529**). Die neue Türkengefahr verschwindet vor dem Heere, mit welchem Karl entgegenrückt (**1532**). Mulei-Hassan sucht Hilfe gegen Shereddin (Barbarossa), der ihn vertrieben hat, und Italiens und Spaniens Küste beunruhigt. Karl zieht nach Afrika, wo er Goletta und Tunis einnimmt und den vertriebenen Fürsten wieder einsetzt (**1535**). Franz I. erneuert seine Ansprüche auf Mailand (**1536**). Die Kaiserlichen dringen in die Picardie und in die Provence ein. Waffenstillstand zu Nizza (**1538**). Aufruhr zu Gent (**1540**). Unglücklicher Zug vor Algier (**1541**). Franz I. und Suleiman II. verbinden sich. Sie lassen durch Shereddin das mittelländische Meer, besonders aber Sicilien beunruhigen (**1543**). Karl erobert Luxemburg, St. Didier, Epernai und Chateau Thierry. Friede zu Crespy (**1544**).

Nachdem sich der Kaiser mit Dänemark verglichen, und mit den Türken Waffenstillstand gemacht hatte (**1544**), wollte er auch in Deutschland sein Ansehen retten, dem sich der schmalkaldische Bund allzu drohend entgegen stellte (**1545**). Schlacht bei Mühlberg (**1547**). Verbindung der Fürsten mit Frankreich. Passauischer Vertrag (**1552**). Metz wird vergebens belagert, Terouanne und Hesdin der Erde gleich gemacht (**1553**). Karl V., mit zerrüttetem Körper und gekränktem Gemüthe, tritt die Kaiserkrone seinem Bruder, Spanien und Indien seinem Sohne ab, und rettet sich, vor seiner eigenen Größe — in die Einsamkeit (**1556**).

(Thaten und Charakterzüge I. Band).

Kaiser Maximilian I.

Würdevoll und schön steht die Gestalt dieses „letzten Ritters“ am Ausgange des Mittelalters, verherrlicht von dem Zauberlichte der Poesie und doch durchgängig athmend mit dem vollen, wahren Leben ihrer Zeit. — Maximilian, geboren zu Wiener Neustadt den 22. März 1459, war der einzige überlebende Sohn des Kaisers Friedrich IV. (gest. 19. Aug. 1493) und der Eleonore von Portugal. Die schwüle, kriegerische Zeit, in welche seine Geburt und die Jahre seiner Erziehung fielen, legte ihm schon in frühen Jahren manche Entbehrung und Ungemächlichkeit auf, welche ihn für das Leben stählte und seinen Muth zu einer unbezwinglichen Festigkeit erhob. Als in der Fehde seines Vaters mit dessen Bruder Albrecht Letzterer von den Wienern unterstützt den Kaiser in seiner eigenen Burg belagerte, mußte Maximilian darben und entbehren lernen. Seine reichen Anlagen entwickelten sich anfangs nur langsam; aber einmal erwacht, wurden ihnen durch seinen Eifer, seine Ehr- und Lernbegierde die herrlichsten Früchte abgerungen. Er liebte Künste und Wissenschaften, aber am meisten zogen ihn mittelalterliche Uebungen an: Krieg und Jagd liebte er mit Leidenschaft. Doch war er nicht blos unerschrocken, tapfer und den Wagnissen hold, er trug auch den Ernst des Lebens und die Bedeutung seines Berufes in der Brust. Vom wichtigsten politischen Einflusse war die Vermählung Maximilians 1477 mit Maria, der Erbin von Burgund und Tochter des bei Nancy gefallenen Herzogs Karl des Kühnen. — Maria, nach ihres Vaters Tode Herrin von Burgund, von den übermüthigen Ständen in mancher Hinsicht hart bedrängt, und um deren Treiben und Gelüsten, ihr einen Freiheitsbrief nach dem andern abzudringen, einen Damm zu setzen, entschloß sich zu dieser Vermählung. Unter zwölf Freiern,

unter denen sich auch Prinzen von Neapel, Savoyen und Angouleme befanden, fiel ihre Wahl einzig auf Maximilian.

Diese Vermählung machte denn auch zugleich das Lebensglück Beider, und der gesegnete Frieden und das blühende Glück dieser Ehe schien sich allen burgundischen Provinzen mitzutheilen. Aber als Maximilian die geliebte Maria nach einer vierjährigen Ehe schon wieder verlor, regte sich der Geist der Zwietracht wieder von Neuem. Es wurde ihm die Vormundschaft über seinen Sohn Philipp von den Ständen angefochten, Gent und Brügge unterhielten öffentliches Verständniß mit Frankreich, und wirklich kam (am 23. December 1482) ohne Maximilians Beistimmung der Friede von Arras zu Stande, wodurch nicht nur verschiedene Bezirke an Frankreich abgetreten, sondern sogar Margarethe, Maximilians dreijährige Tochter, ihm entrissen, mit dem Dauphin Karl verlobt und nach Paris abgeführt werden sollte. Maximilian setzte den Krieg gegen die übermüthigen Flammingen fort und zwang sie endlich (am 28. Juni 1485), ihm seinen Sohn Philipp auszuliefern und ihn als Vormund desselben und als Regenten zu erkennen.

Als Karl, nach seines Vaters Ludwigs Tode König, durch einen Einfall in Hennegau den Frieden von Arras gebrochen, empörten sich die Flanderer neuerdings, und die von Brügge waren vermessen genug, Maximilian, den sie zu sich geladen (am 1. Februar 1488), gefänglich anzuhalten und mehrere seiner deutschen Räthe zu ermorden. Ihm selbst drohte mehrmals die äußerste Lebensgefahr von dem tollsinnigen Pöbel. Erst (am 16. März) als Kaiser Friedrich an der Spitze eines Reichsheeres nahte, und die Acht wider sie ergangen, wurde er auf freien Fuß gestellt, nachdem er den Städten Gent, Brügge und Ypern für seine Person versprochen, der Vormundschaft zu entsagen und alles fremde Kriegsvolk aus den Niederlanden abzuführen. Ein zu Mecheln niedergesetztes Fürstenrecht erklärte dieses abgedrungene Versprechen für ungiltig, und Herzog Albrecht von Sachsen setzte die Fehde wider Frankreich und wider die Rebellen mit Muth und Glück fort. Maximilian, sein Wort ehrend, zog mit seinen Völkern aus den Niederlanden ab, und begab sich erst in die vorderen Lande, dann nach Tyrol. Zu Frankfurt und Tours kamen sohin (am 22. Juli und 1. Oct. 1489) Verträge mit Frankreich und den Flamändern zu Stande. In jenen versprach König Karl VIII. den Aufrührern nicht nur keinen Beistand mehr zu leisten, sondern sie auch nöthigenfalls mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Maximilians Verbündeter, Herzog Ludwig von Orleans, (welcher Karln

1498 auf dem Throne folgte) sollte der Gefangenschaft, in welche er in der Schlacht von St. Aubin gerathen war, erledigt und der Tochter des mittlerweile verstorbenen Herzogs von Bretagne, Anna, alles Abgenommene zurückgestellt werden. Die Flamänder erkannten Maximilian neuerdings als Regenten, der Rath von Gent, Brügge und Ypern mußte auf den Knieen öffentliche Abbitte thun, und diese drei Städte ein Strafgeld von einer Million bezahlen. Die vorzüglichsten Urheber des Aufruhrs, Graf Romont Wilhelm von Aremberg mit dem Bart (insgemein der Eber vom Ardennerwald genannt), Wilhelm Rine, Hans Copenolle, Daniel Doereden, Adrian von Rassenghem, waren ohnehin, theils durch das Schwert des Nachrichters, theils im offenen Feldstreite umgekommen, landflüchtig oder verarmt.

Zur Behauptung der Niederlande gegen Frankreich und die von diesem begünstigten inneren Unruhen schloß Maximilian den so natürlichen Bund mit England (11. August 1484). Auf diesem Throne saß Richard III., Maximilians Oheim, denn Karls des Kühnen Witwe, Margarethe von York, war seine und Eduards IV. Schwester. Ein Jahr darauf verlor er in der Schlacht bei Boswort, durch Stanley's Verrätherei, Krone und Leben an den Grafen von Richmond, Heinrich VII. Margarethe und Maximilian unterstützten in der Folge, aus Familienliebe, den Prätendenten Perkin Warbek, von dem noch immer ungewiß ist, ob er nicht das wirklich war, wofür er sich ausgab, Eduards IV. Sohn, Herzog Richard von York, der von seinem Oheim Richard III. zugleich mit seinem Bruder König Eduard V. in den Tower geworfen und der gemeinen Meinung nach daselbst ermordet worden war. Lange Zeit gedachte Heinrich dessen mit Unwillen. Wer auf den Thron keinen anderen Erwerbstitel hat, als das Waffenglück, verzeiht auch nichts schwerer, als fremden Mächten den Beistand, welchen sie Denjenigen leisten, denen er die Krone entrissen. Darum war auch die erste Allianz mit Maximilian (am 16. September 1490 zu Okinghain geschlossen) von so kurzer Dauer, mit dem Gepräge wechselseitigen Mißtrauens sichtbar gezeichnet. In dem zweiten Bündnisse, welches Heinrich, — nicht mit Maximilian, sondern mit seinem Sohne Philipp schloß, wurde als unerläßliche Bedingung vorausgesetzt, Philipp müsse dafür bürgen, daß weder sein Vater, noch die Herzogin Witwe Margarethe den Empörern in England einigen Beistand leisten sollten. — Erst am 14. August 1502 kam die völlige Versöhnung und große Ligue zwischen Maximilian und Heinrich

wider Frankreich zu Stande. In denselben Gesinnungen verharrte Heinrich VIII. und bestätigte sie feierlich am 20. August 1500.

Die Verträge von Frankfurt und Tours hatten zwar dem Blutvergießen vor der Hand ein Ende gemacht, aber bei der fortdauernden Absicht Frankreichs, die Macht Maximilians nun mit gewisserem Erfolge durch List zu untergraben, als es vorher dieselbe im offenen Felde bekämpft hatte, waren jene Friedensschlüsse gleichwohl nichts, als bloße Waffenstillstände. Das fürchterlichste Gegenmittel fand Maximilian, indem er sich mit Annen, Herzogs Franz II. von Bretagne Erbtochter, verlobte, und so die Macht der zwei größten französischen Kronvasallen in sich vereinigte, durch die Niederlande und Bretagne, des feindseligen Englands wichtigster Bundesgenosse. Wäre diese Heirath vollzogen worden, die königliche Macht in Frankreich, kaum erst von Ludwig XI. so planvoll, mühsam und consequent emporgehoben, wäre vielleicht zu eben der Unbedeutenheit herabgesunken, als es jene des deutschen Königs schon dazumal war, und Dem, welcher Frankreich hätte Gesetze vorschreiben können, würde man es schwerlich streitig gemacht haben, auch Deutschland zu gebieten, das er durch die Niederlande, das Elsaß, Sundgau, die schwäbischen Besitzungen, Tyrol und ganz Oesterreich, — und Böhmen, Schlesien und Ungarn, deren Heimfall nach den Verträgen bevorstand, in einem Halbmond umfaßt hätte. Schifffahrt und Handel standen in Bretagne fast auf gleicher Höhe wie in den Niederlanden; aus eben der Ursache überstiegen die herzoglichen Einkünfte eine Million Gulden. 10,000 Streiter hatten diese Fürsten in den letzten Kriegen wider die französischen Könige bewaffnet. — Sehr natürlich, daß Karl VIII. Alles anwendete, diese seiner Macht verderbliche Verbindung zu hintertreiben. Offener Krieg verschaffte ihm zwar bald den Besitz der Hauptstadt Rennes, aber er zog auch eine furchtbar verbündete Macht wider sich zusammen. — Nach wenigen Wochen endigte den Krieg schon ein rascher Frieden (19. November 1491). Auf der Reise zu Maximilian, mit dem sie bereits durch Procuration getraut war, trotz des gegebenen freien Geleits, wurde Anna von einer französischen Schaar überfallen, nach Tours geführt, Maximilians Bevollmächtigte mit Gewalt von ihr getrennt, und ihre Vermählung mit Karl erfolgte so schnell darauf (am 6. December 1491), daß man mit Grunde zweifeln kann, ob dieser ganze Ueberfall nicht ein bloßes Gaukelspiel und die Vermählung selbst schon ein geheimer Artikel des obgedachten Friedensschlusses gewesen sei. — Auf dem Tage zu Coblenz (im October 1492)



Maximilian, römischer Kaiser

Erzherzog von Oestreich

wurde zwar über diese unerhörte That von den Churfürsten eifrig geschimpft, gleichwohl aber dem römischen Könige keine Hilfe bewilligt, sondern Alles wieder auf einen neuen Reichstag verschoben. Aus Ursachen, deren schon eben erwähnt worden ist, erkaltete der Eifer eines andern wichtigen Bundesgenossen, des englischen Königs. Ueberdies zahlte Karl ihm eine ansehnliche Summe Geldes, welches Heinrich ungemein liebte. Gleichwohl erhielt Maximilian, blos durch eigene Kraft und Beharrlichkeit, im Frieden von Senlis (23. Mai 1493) Burgund, Artois, Charolois und Noyers. Seine Tochter Margarethe, mit welcher Karl im Frieden von Arras durch die belgischen Stände verlobt, die seitdem in Frankreich erzogen worden war, sollte ihm, oder ihrem Bruder, Erzherzog Philipp, wieder ausgeliefert werden.

Als Maximilian in der Haft der frechen Empörer zu Brügge gefangen saß, erging von dem Rathe zu Gent, Brügge und Ypern ein Schreiben an den Senat von Venedig, um seinen Rath. Längst eifersüchtig auf die durch Triest und die Erbschaft von Tyrol und Görz den alternden Freistaat immer bedenklicher umklammernde österreichische Macht, durch Friedrichs Projecte auf Mailand, lange vor der Revolution, welche die Erlöschung des Geistes der alten Sforza, des weisen Alfons in beiden Sicilien, und Maximilians Thatendurst hervorbringen könnten, und getreu ihrem consequenten Schreckenssystem, antwortete der furchtbare Rath der Zehne: „Uomo morto non fa più guerra!“

Dieses mag wohl hinreichen, sich die unüberwindliche Abneigung zu erklären, welche Maximilian sein ganzes Leben hindurch wider Venedig trug; — allein daß auch dieser Freistaat ihn nicht minder haßte und fürchtete, dazu war schon zwei Jahre früher der Grund gelegt worden. In jener Zeit, als Venedig durch sein unverdientes Glück über das Geschlecht Carrara und Scala und wider die Visconti nichts Geringeres im Auge hatte, als die Beherrschung des ganzen oberen Italiens, wie es hier der adriatische, dort der ligustische Meerbusen umspült, war ihm zur Befestigung, zum ununterbrochenen Zusammenhange seiner Macht nichts so sehr am Herzen, als die starke, von gewaltigem, leicht bewegtem Volke bewohnte Gegend zwischen den Seeen Garda und Iseo. Darum säeten die Venetianer mit furchtbarer List den Saamen der Zwietracht zwischen die Bischöfe von Trient und deren zur Unabhängigkeit aufstrebende Vasallen, die von Arco, Lodron und Castelbarko. Riva, Torbole, fast die ganze Gegend am Gardsee war als Pfand oder Kriegseroberung in den Händen der Republik: Sforza, Gattamelata, Piccinino

und Italien hatten diese Gegenden (1428—1442) durch ihre Heldenthaten bezeichnet; in jene Hafen hatte der Cyprier Sorbola, die von ihm bei Verona auf der Etsch erbaute Flotille zu Lande hingebracht, mit geringeren Mitteln und noch ungleich bewunderungswürdigerem Erfindungsgeiste, als durch eine ähnliche unglaubliche Erscheinung Muhamed II. Constantinopel bezwang.

Unmöglich konnte der Graf von Tyrol, der Hochstifter Trient und Brixen Vogt und oberster Schutzherr, ein gleichgültiger Zuschauer dabei bleiben. Maximilian redete seinem Oheime Sigmund bei seinem ersten Aufenthalte zu Inspruck (1485 und 1487) mit dem ihm eignen Feuer zu. Er hatte es keinen Hehl, zum Schutze Tyrols mußte eine, der von Venedig hingewirkten carrarischen ähnliche, von Oesterreich und dem Reiche abhängige Mittelmacht über Brescia, Verona und Padua wiedererstehen. Dazu kam die immer steigende Verwirrung und Geldverlegenheit am Hofe jenes schwachen Fürsten. Die Ränkemacher, die sich seiner bemächtigt hatten, wußten, daß er nichts weniger verzeihe, als das offene Geständniß: sein Schatz sei erschöpft, und nichts mehr vorhanden, was sie noch verpfänden könnten. In einer solchen Verlegenheit griffen einstmals die Grafen von Matsch und Sargans und der Kanzler Hanns Punch, nach einem Mittel, das ihnen wenig Kopfbrechen gekostet haben kann. Sie beschlossen, Anderen mit Gewalt zu nehmen, was sie selbst nicht aufbringen konnten. Hundert dreißig venetianische Kaufleute wurden auf der großen Messe zu Botzen angehalten, ihre Geld- und Waarenvorräthe confiscirt. — Die Grenzirrungen und die höchst willkommenen Klagen vieler tyrolischen Hirten und Winzer mußten den Vorwand zu dieser unanständigen Gewaltthätigkeit hergeben. Schnell sammelte sich das Aufgebot, der Graf von Matsch selbst führte es über Trient vor Roveredo. Nach herzhaftem Widerstand mußte der Podesta, Niklas Priuli, Stadt und Schloß übergeben. — Robert Graf von San Severino übernahm den Oberbefehl des venetianischen Heeres, Lukas Pisani war ihm als Kriegsproveditore beigegeben. Schon vor ihrer Annäherung zog sich der Graf von Matsch, ohne Grund verzagt, zurück; er hatte die Unruhe wohl angefangen, aber sie zu endigen verstand er nicht. Er begnügte sich, in Telvana den tapfern Dietrich von Blumeneck, — in Trient den streitberühmten Friedrich Kappler aus Elsaß, einen Nachkommen jenes Berthold zurückzulassen, welcher in der Schlacht bei Laa wider Ottokar (26. August 1278) Rudolphen von Habsburg gerettet. Sanseverin, welcher auch jeden Gehalt ausgeschlagen, weil die Republik ihn

mit offenen Armen aufgenommen, als er von allen Fürsten Italiens verlassen und verstoßen gewesen, glühte, ihr den wichtigsten Dienst dadurch zu leisten, daß er ihre alte, geheime, liebste Absicht, die Eroberung von Trient, ausführte. Nach einigen unbedeutenden Gefechten bei Arco (in denen sich die beiden Savorgnan ausgezeichnet, und Antonio Maria Sanseverin seinen umringten und in die Etsch gesprengten Vater gerettet hatte, wie der afrikanische Scipio den seinigen in der Schlacht bei Ticin), sollten, um den Weg nach Trient zu bahnen, die Felsenburgen Beseno und Pietra bei Calliano genommen werden. Da überfiel Friedrich Kappler mit Wenigen die viermal stärkeren Venetianer. Michalet aus Judikarien, der Hauptmann seiner Vorhut, wurde Anfangs zurückgetrieben. Da ergriff Kappler das tyrolische Banner, stellte sich den Fliehenden in den Weg und schrie überlaut: „Mir nach, getreuen Landsleute! Gedenket des Streites, in welchem wir zusammen gegen den mächtigen Herzog Karl aus Burgundy obgesiegt. Zählt die Wälschen nicht, schlagt sie in Gottes Namen, und verschont weder Menschen noch Vieh.“ Das Treffen war hartnäckig, da fiel unter Georg von Petrapiana die Trienter Bürgerschaft von den Bergen herab in die Flanke des Feindes. Als der Weg geöffnet war, vollendeten die Reiterhaufen des Adels, an ihrer Spitze die Truchseß Pfyrdt, Stadion, Rechberg, Andlau, Freyberg, Freundsberg, Knöringen, Reuttner, Welsberg, Liechtenstein und Wolkenstein den Sieg. 3000 Venetianer, 500 Tyroler, waren geblieben. Diese hatten bei 5000 Wagen erobert, Jene wurden über die Schiffbrücken gedrängt. Noch einmal führte Andreas Borgo die Nachhut zum Angriffe. Indem er die Brückenseile abhauen ließ, vermeinte er sie zum verzweifelten Widerstande zu zwingen, aber die Wenigsten stritten wie Guido Rossi, die Meisten (unter ihnen der Feldherr Sanseverin, vom Schwall mit fortgerissen) ertranken (10. August 1487). Diese Niederlage entschied den (am 14. November darauf) unter Vermittelung des päpstlichen Nuntius Niklas Franco zu Venedig geschlossenen Frieden, der gleichwohl Alles wieder in den alten Stand zurücksetzte.

Diese unnütze Fehde hatte laute Klagen der tyrolischen Stände zu Folge. Sigmund wollte das allgemeine Mißvergnügen durch gewaltthätige und blutige Maßregeln tödten, aber die Schwäche seines Charakters hinderte ihn daran. Kaiser Friedrich und Erzherzog Maximilian traten auf die Seite der Landschaft, ein Ausschuß von der Regierung und den Ständen wurde niedergesetzt, unabhängig von ihm, die Landesverwaltung zu führen.

Verschiedene verunglückte Versuche des aufgehetzten Sigmund, sich dieser lästigen Vormünder zu entäußern, hatten die entgegengesetzte Wirkung: die Stände riefen Maximilian herbei. Er kam (im Februar 1490), von den Herzögen von Sachsen, Mecklenburg, Bayern-Landshut, den Grafen von Nassau, Hohenzollern, Anhalt, Fürstenberg und Oettingen begleitet. Man gab Sigmunden deutlich zu verstehen, es sei nun die höchste Zeit, die Regierung niederzulegen. Wirklich trat er sie (am 16. März) zu Innspruck an Maximilian ab, und behielt sich nur jährlich 52,000 Gulden, freie Jagd und Wohnung im ganzen Lande, und sieben Schlösser*) vor, denen er seinen Namen gab, und auf welchen er wechselweise die noch übrigen sechs Jahre seines Lebens mit Jagen und Fischen zubrachte. Der Besitz der Vorlande wurde durch den Ulmer Vertrag (den 18. Mai 1490) wider alle fremde Ansprüche gesichert. Den Insassen der aus der bayerischen Pfandschaft zurückgelangten Markgrafschaft Burgau ertheilte Maximilian (2. Februar 1492) die Bestätigung ihrer Freiheiten: „als ihr rechter Herr und Landesfürst, dem sie Pflicht und Eid geschworen," — aber bald darauf zwang ihre Geldnoth das Markgrafthum neuerdings dem Hochstift Augsburg zu verpfänden. Diese beiden Verpfändungen waren der einzige Anlaß der unverdienter Weise berühmt gewordenen burgauischen Insassen-Irrungen; denn Bayern und Augsburg, die im Umfange der Markgrafschaft wichtige Besitzungen hatten, lag am meisten daran, das vorübergehende Pfandschafts-Verhältniß zu nützen, um die Freiheiten der Insassen so viel als möglich zu erweitern, die landesherrlichen Rechte aber in gleichem Maße einzuschränken.

Als König Matthias, des großen Hunyady großer Sohn, in dem eroberten Wien gestorben, warben Johann Corvin, sein unehelicher Sohn, Maximilian, Albrecht, der Sohn des polnischen Königs Casimir und sein Bruder Wladislaw, schon seit Podiebrads Tode König von Böhmen, um die ungarische Krone. Der letztere erhielt sie. Maximilian zog mit vielem Volke aus Schwaben und Bayern heran gegen Mölk. In Wien gerieth hierüber Alles in Bewegung; keine Ermahnungen des Rathes, keine Drohungen des ungarischen Befehlshabers vermochten die Wiener, ruhig zu bleiben, als sie ihren angebornen Herrn so nahe wußten. Ein Versuch,

*) Sigmundsfreud, Sigmundslust, Sigmundskron, Sigmundseck, Sigmundsried, Sigmundsburg, Sigmundsruh.

die Bürger zu entwaffnen, erregte einen Aufruhr, der bei der Schwäche der ungarischen Besatzung so bedenklich ward, daß Graf Stephan Zapolya in demselben Augenblicke, als Maximilians Vorhut zu Klosterneuburg angekommen, sich eiligst einschiffte und nach Ofen fuhr, froh, in dem nächst ausgeschriebenen Wahltage eine ehrsame Entschuldigung seiner Furcht zu finden. Am **22.** August **1490** — nachdem die Bürgerschaft alle Wachen besetzt und sich der Thore bemächtigt, zog Maximilian feierlich durch das rothe Thurm=Thor wieder ein, zum Dankfeste, das an demselbigen Tage im Dome zu St. Stephan gehalten wurde. Nach einigen Stürmen, in denen Maximilian selbst verwundet worden, fiel die Burg zu Wien, bald auch die Neustadt und Klosterneuburg. Die Bürger von Bruck an der Leytha überfielen den ungarischen Befehlshaber in der Kirche, und zwangen ihn gleichfalls, abzuziehen. Nachdem er die alten Erblande erobert, drang Maximilian in Ungarn ein, eroberte das ganze Land von Eisenstadt bis Stuhlweißenburg. Ein elender Zwist zwischen der Reiterei und seinem Fußvolke um die errungene reiche Beute brachte ihn um alle Früchte seines Sieges; denn obwohl er schon am anderen Tage den Landsknechten ihren rückständigen Sold angewiesen, und mehrere Hunderte derselben hinrichten ließ, zogen sie dennoch haufenweise aus dem Lager und eilten nach Deutschland zurück. Maximilian mußte sich gleichwohl nach Hainburg zurückziehen; erst über **20** Jahre darauf sicherte endlich eine Doppelheirath dem Hause Habsburg die Kronen von Ungarn und Böhmen, auf welche es seit dritthalbhundert Jahren die gerechtesten Ansprüche erworben und erneuert hatte.

Auf dem glänzenden Reichstage zu Worms vollendete Maximilian, was König Rudolph muthig gedacht, der zweite Albrecht, hätte er länger gelebt, vollstreckt haben würde, und Friedrich mehrmals zur Unzeit, darum allemal vergeblich, versucht hatte. — Alle Selbsthilfe wurde auf ewig verbannt und (am **7.** August **1495**) der allgemeine Landfrieden und zu gleicher Zeit die Ordnung des neuen Kammergerichts bekannt gemacht. Als außerordentliche Beihilfe wider jedweden Reichsfeind, namentlich die Türken und Franzosen, verwilligten die Stände die Hebung des gemeinen Pfennigs im gesammten Reiche. Auf eben dem Tage erhob der Kaiser den verdienten Grafen Eberhard von Würtemberg zum Herzog.

Diese kraftvolle und umfassende Maßregel zu Wiederherstellung der inneren Ruhe, war um so nöthiger gewesen, als die auswärtige durch zwei kurz vorher eingetretene politische Verwickelungen wesentlich gestört worden

war. Die eine war Maximilians zweite Vermählung, die andere, nahe damit verwandte, des französischen Königs Karl VIII. Ritterzug durch Italien zur Eroberung von Neapel.

Die im Werke gewesene Vermählung mit der brandenburgischen Prinzessin Dorothea, des Churfürsten Albrecht Achilles Tochter, war (**1486**) aus unbekannten Ursachen zurückgegangen, Anna von Bretagne, wie wir bereits oben bemerkt, ihm geraubt worden. Nun wurde seine Vermählung mit Blanka, Herzogs Galeaz Maria Sforza von Mailand Tochter (am **24**. Juni **1493**) beschlossen und (am **16**. März **1494**) vollzogen.

Diese Vermählung wurde verschiedentlich getadelt, weil Blanka's Vater Galeaz nur von einer außerehelichen Tochter des letzten mailändischen Herzogs aus dem Hause Visconti geboren war, und Jacob Sforza, der Stifter des Hauses, sich ohne angebornen Glanz blos durch Geist und Muth, vom Bauernknaben zum Condottiere *) und Schiedsrichter von Italien, und seinen Sohn Franz, Blanka's Großvater, zum Herzog von Mailand erhoben hatte. Andere fürchteten (was leider nur zu bald eingetroffen ist) bedenkliche Verwickelungen Oesterreichs und ganz Deutschlands in die italienischen Händel. Diese Ehe hatte Blanka's Vormund und Vaters Bruder, Ludwig Sforza, gestiftet, und den Kaiser durch allerlei listige Vorspiegelungen bewogen, dem jungen, fast blödsinnigen Herzog Johann Galeaz, Blanka's Bruder, in dessen Namen Ludwig bisher geherrscht hatte, das Herzogthum (**5**. September **1494**) insgeheim ganz abzusprechen. Am **22**. October darauf starb der verdrängte Jüngling. Man glaubte allgemein, sein Oheim habe ihn vergiftet. Darauf erhielt Dieser die feierliche Reichsbelehnung zu Worms (am **5**. April **1495**).

Dieser Ludwig hatte den Ehrgeiz, eben so der Schiedsrichter Italiens zu werden, als es mit ungleich tieferem Geiste und einer ganz anderen Mäßigung, Lorenzo Medicis, des großen Cosmus würdiger Enkel gewesen war. Die Interessen und Kräfte der italienischen Staaten, die Leidenschaften der Machthaber, kannte Ludwig Sforza genau, — aber er hatte nicht die Grundeigenschaften eines großen Gemüthes: wohldurchdachte und

---

*) Anführer eines im eigenen Solde stehenden Haufens, mit welchem sodann die Condottiere sich in die Dienste des meistbietenden Staates verdingten. Im Anbeginnen des **XV**. Jahrhunderts verursachte dieser Condottierengeist in Italien wilde Anarchie.

darum feste Maximen, Umsicht und Mäßigung, wenn das Glück sie begünstigte, Selbstvertrauen und Gleichmuth, wenn es sich ihnen entgegen stemmte. Ganz Einbildungskraft, griff er oft nach einem entfernten, weit größeren Uebel, um nur einmal das geringere gegenwärtige los zu werden. Er war furchtsam, nicht allein im Entwerfen, wo man es sein darf, sondern auch in der Ausführung. Selbst fast immer trügend, traute er Niemandem. Auch der wahre Staatsmann (er sei es nun im Rathe oder im Felde) liebt manchmal die Verwirrung, überzeugt, daß die wild entzweiten Kräfte, nur indem sie sich gegenseitig verzehren, wieder zu einem zusammenhängenden Ganzen werden. Er aber liebte die Verwirrung um ihrer selbst willen, von dem hohen Herrscherberufe den ruchlosen Begriff eines Spieles hegend, das der kecke Spieler um höhern Genusses, größerer Bewunderung willen, oftmals noch mehr verwirrt. Die List hielt er für das Wesen selbst der einfachsten Geschäfte. Nicht begnügt, unergründlich zu sein, wollte er selbst in Kleinigkeiten, selbst ohne Zweck, immer andere Absichten vermuthen lassen, als er wirklich hatte. Seine in Blick, Ton und Manier sichtbare Verschlagenheit, war ein Steckbrief, der Jedermann vor seinen unaufhörlichen einschmeichelnden Betheuerungen warnte. Trotzdem, daß er vollkommen Meister seiner eigenen Geheimnisse, war er dennoch selten im Stande sich auch zum Meister fremder Geheimnisse zu machen. Im Uebermaß der Eitelkeit wählte er zu seiner Devise einen Maulbeerbaum, weil dieser seine Blüthen nicht eher zeigt, als bis jede Besorgniß eines Winterfrostes vorüber ist, alsdann aber desto schneller zur vollendeten Frucht heranreift. Daher gab er sich selbst den Beinamen il moro. Die in Uebersetzungen fremder Originalitäten überhaupt nicht glücklichen Franzosen, die nur auf seine schwarze Farbe und Seele sahen, nannten ihn ohne Weiteres le maure. — Dieser Mann nun haßte Petern von Medicis, den kleinen Sohn des großen Lorenzo, weil er im nahen rivalisirenden Florenz mit gleichen Waffen zur Herrschaft aufstrebte; er haßte den König Ferdinand von Neapel, weil er seine gerechte Rache fürchten mußte: die Gemahlin des von ihm vergifteten Herzogs, Isabella, war des Königs Enkelin. — Ludwig schloß demnach mit dem neuen Papste Alexander VI. ein Bündniß wider Neapel, aber in der vielleicht nicht unbegründeten Furcht, diese zwei Bundesgenossen unterhielten ein heimliches Einverständniß mit dem Könige, nahm er seine Zuflucht zu dem verzweifelten Mittel, die Franzosen nach Italien zu rufen, und den 23jährigen unerfahrenen, aber ruhmbegierigen

Karl VIII. zu vermögen, die veralteten Ansprüche des Hauses Anjou auf beide Sicilien mit dem Schwerte auszufechten, vielleicht auch von dort aus einen neuen Thron in Constantinopel zu errichten, wozu Andreas Paläologus, Neffe des letzten griechischen Kaisers, durch das Vermächtniß seiner Ansprüche, einen eben so gesuchten Vorwand gegeben hatte.

In Florenz (wo das aufgebrachte Volk der Mediceer ganzes Geschlecht verjagte) und in Rom hielt Karl einen triumphirenden Einzug. Der König von Neapel, vom Volke geliebt, den großen Baronen, deren Stolz er gebrochen, verhaßt, floh nach der Insel Ischia. Am 1. Februar **1495**, — nachdem sein Heer ein einziges Mal, und erst vor den Thoren von Neapel einigen Widerstand gefunden, zog Karl in diese Hauptstadt ein mit kaiserlichen Insignien und nannte sich auf den Münzen Kaiser. Diese Gefahr veranlaßte die am **31**. März **1495** geschlossene Ligue zwischen Maximilian, dem Papste Alexander, Ferdinand dem Katholischen und Isabellen von Spanien und Sicilien, dem venetianischen Dogen Augustin Barbarigo und Ludwig Sforza, in welche zugleich die vorzüglichsten herrschenden Geschlechter und Städte Italiens, die Eidgenossen, die rhätischen Bünde und Wallis eingeschlossen wurden.

Im obern Italien wurde mit der größten Anstrengung gerüstet. — Maximilian, der von den deutschen Fürsten wie gewöhnlich keine oder nur karge und langsame Hilfe zu erwarten hatte, konnte daher auch in der ersten Zeit nicht mehr thun, als **3000** auf eigene Kosten geworbene Söldner in der Gegend von Legnago zu den Verbündeten stoßen lassen. Karl, in Furcht über diese Rüstungen, und nicht ohne Besorgniß, es könnte einmal ihm und seinem Heere in Neapel so gut wie in Sicilien, eine Vesperglocke zu Grabe läuten, verließ das eroberte Reich eben so schnell wieder, als seine leichten Schaaren es überschwemmt hatten. Bei Foronuovo, im Parmesanischen, schlugen sich die Franzosen (**6**. Juli **1495**) mit vieler Tapferkeit, aber mit beträchtlichem Verluste an Geschütz und Gepäck durch die Verbündeten durch. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung mußte sich Novara an Ludwig Sforza ergeben, der, als er seine gegenwärtigen eigenthümlichen Interessen gesichert sah, sogleich einen Separatfrieden schloß. Kaum war Karl in Lyon angekommen, als er schon die Kunde von der Vertreibung seiner Besatzungen und von der völligen Wiedereroberung Neapels durch den jungen König Ferdinand erhielt.

In der sichern Erwartung, Karl durch einen neuen Feldzug die Unehre

die Reichsfürsten nach Feldkirchen in Oberkärnthen zum Heerzuge nach Italien. Er gab diesen Zug für seinen Römerzug aus, sie desto sicherer zur schuldigen Heeresfolge zu bewegen. Niemand trieb eifriger dazu, als Ludwig Morus, seines Separatfriedens ohnerachtet, — allein auch dieses Mal wurde der Kaiser von den Ständen völlig verlassen. Gleichwohl brach dieser mit nicht mehr als 6000 Mann Fußvolks und 500 Mann Reitern muthig in's Wälschland auf. Da kam die sichere Nachricht, Karl gedenke an keinen Zug nach Italien mehr, am wenigsten für dieses Jahr. Dieser Angst entledigt, wünschten nun Sforza und Venedig nichts sehnlicher, als auch der Deutschen wieder los zu werden. Vergeblich sprach Maximilian von der Zukunft, von der Nothwendigkeit, die Alpenpässe gegen neue Versuche zu sichern, vor Allem dem Feinde seinen letzten, überaus wichtigen Waffenplatz Asti zu entreißen. Diese Belagerung suchten die Venetianer zu hindern, aus Furcht, Sforza würde Asti, und mit demselben ein bedenkliches Uebergewicht erhalten. Nun reizten Beide wieder das mit Karln verbündete Florenz; Beide hofften, der stolzen Stadt das vor neunzig Jahren eroberte Pisa (in den Zeiten der Kreuzfahrten Genua's und Venedigs Nebenbuhlerin) zu entreißen, Jeder die schöne Beute für sich allein zu behalten. Maximilian landete zu Spezzia, besetzte Genua, belagerte zuerst Livorno. Da hintertrieben Sforza und die venetianische Signorie, die wechselseitige Absicht ahnend, jeden günstigen Erfolg. Aufgefangene Briefe enthüllten dem arglosen Maximilian mit Einem Blicke das schändliche Gewebe von Ränken. Er rief nun alle die Abgeordneten der Verbündeten in sein Lager zusammen, hielt ihnen dort ihre Treulosigkeit mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung vor, ließ zum Aufbruche blasen, und kehrte ohnerachtet aller Gegenvorstellungen und Entschuldigungen, welche sie mühsam und verlegen hervorwürgten, auf der Stelle nach Deutschland zurück.

Die Tage zu Lindau, Worms und Freiburg zeigten neuerdings, wie lose und immer loser das Band der Verfassung Deutschlands zusammenhalte. Das Kammergericht blieb ohne Unterhaltsbeiträge, der Landfrieden war in mehreren Provinzen eben so schnell verletzt, als verkündet, der schwäbische Bund stand auf dem Punkte, auseinander zu gehen. Mit unendlicher Arbeit, mit strenger Anwendung der Gesetze, mit eigener Aufopferung, hinderte Maximilian noch größere Uebel.

Unterdessen war Karl VIII. (1498 am 7. April) gestorben, seine beiden Söhne von der bretagnischen Anna waren vor ihm hinübergegangen. Ihm

folgte Ludwig XII. als Herzog von Orleans, vordem Maximilians Bundesgenosse, und von ihm seiner harten Haft erledigt. Wie wenig jedoch dieser Dienst Ansprüche auf seine Dankbarkeit geben werde, ergab sich schon daraus, daß des neuen Königs erstes Geschäft war, seine Gemahlin Johanna, Ludwigs XI. Tochter, zu verstoßen, um sich mit Karls Witwe, Anna, zu vermählen, und dadurch Bretagne der Krone desto gewisser zu sichern. Erzherzogs Philipp gerechte Ansprüche auf verschiedene Zugehörden der burgundischen Erbschaft, welche Frankreich seiner Mutter in bedrängten Augenblicken entrissen, und deren Rückgabe der Frieden von Senlis bedungen hatte, vereitelte Ludwig durch List, und der Vertrag von Arras (vom 2. Juli 1499) gab daher dem Kaiser nicht geringeren Stoff zum Mißvergnügen, als jener, den vor siebzehn Jahren die belgischen Stände eben daselbst geschlossen. Gleichwohl war er außer Stande, bessere Bedingnisse durch Gewalt zu erzwingen, denn er war eben dazumal in den letzten Kriegen verwickelt, welche er gegen die Eidgenossen geführt hat. Diese von der alten Biederkeit, selbstzufriedener Genügsamkeit und frommer, bloß den väterlichen Heerd und die ererbten Sitten vertheidigender Mäßigung, zu unbändigem Dünkel und geld- und ehrsüchtiger Versteigerung ihres Blutes für die ihnen völlig fremden Fehden auswärtiger Staaten übergegangen, hatten sich geweigert, die Erbeinigung mit Sigmund, nun mit Maximilian, als Herren Tyrols und der vorderen Lande, zu erneuern. Da gedachte Maximilian, sie mittelst des schwäbischen Bundes oder des Kammergerichts in engere Verhältnisse mit Deutschland zu ziehen, sie dadurch zu nützlichen Werkzeugen seiner italienischen Feldzüge, oder doch durch das Landfriedensgebot für die Erblande unschädlich zu machen. Gleichzeitig erhob sich wegen der Vogtei des Frauenklosters Münster im Münsterthale ein hartnäckiger Streit zwischen den Engadeinern, Gotteshausleuten zu Chur und den Genossen des oberen grauen Bundes.

Maximilians allerdings etwas zu vorschneller Versuch hatte (wie oft zu geschehen pflegt) gerade die entgegengesetzte Wirkung. Die überaus reizbare Empfindlichkeit und das böse Gewissen der Eidgenossen vor Habsburg, regte von Neuem die mißtrauische Wachsamkeit auf, kettete den Bund der Schweiz enger und gesellte ihnen noch überdies die Bünde des hohen Rhätien bei. Nicht nur die vorderen Lande, sondern Tyrol selbst, und was zeither von der toggenburgischen Erbschaft erworben, vom Hause Montfort dies- und jenseits des Arlberges, tausch- oder kaufsweise

erhalten worden, war nun unmittelbar bedroht. — Die Fehde brach aus. In Tyrol, in den Vorlanden, vom schwäbischen Bunde, von der Eidgenossen Erbfeinde, dem Adel, wurde gerüstet. Es ist unbegreiflich, wie die Ritterschaft, welche von den Schweizern in allen Schlachten geschlagen worden, aus ihren und aus den Niederlagen der weitberühmten burgundischen Heere nicht endlich doch zu sich selbst gekommen, sondern mit der nämlichen Unbesonnenheit, mit demselben Uebermuthe in diesen Krieg gegangen sei, welche schon vor langer Zeit die sichern Vorboten der unglücklichen Treffen am Morgarten, bei Sempach und Näfels gewesen sind. Dagegen war in den Eidgenossen eine Begeisterung, welche sie den Tod in rühmlicher Feldschlacht schimpflicher Gefangenschaft vorziehen ließ. Heinrich Welleb aus Uri hob in der Schlacht bei Frastanz ohnfern Feldkirch (20. April 1499), wie Winkelried am Tage von Sempach, mit seiner ungeheuern Hellebarde sechs bis acht feindliche Spieße mit gewaltiger Kraft in die Höhe, und bahnte so seinen Waffengenossen den Weg, die feindliche Ordnung zu brechen. So heldenmüthig war ihre Kriegszucht, daß Viele von ihnen, auf beeis'ten Alpenhöhen als Vorposten aufgestellt, eher erfroren, als sie um Hilfe gerufen hätten. Als sie zur Rache der Verwüstung des Rheinthals und der hohensaxischen Güter in geschlossenen Gliedern durch den Rhein wateten, kam das Gerücht, der Feind sei mit hellen Haufen im Anzuge. Die Hauptleute, unzeitigen kriegerischen Ungestüm fürchtend, befahlen, stille zu stehen, Jedem da, wo er sich befände, denn vorzurücken wäre unvorsichtig, schimpflich aber, auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Dieser Befehl wurde der Nachhut zugerufen, als sie eben mitten im reißenden Flusse war, und sie blieb zwei Stunden lang, in der strengsten Winterkälte, die Eisschollen mit den Spießen ablenkend, im Wasser stehen, bis ihr erlaubt wurde, weiter vorzurücken. Als Maximilian aus den Niederlanden herbei kam, war die Muthlosigkeit schon allgemein, acht Niederlagen hatten die kaiserlichen Völker erlitten; die Treffen bei Hard, Frastanz, Basel, auf der Haide von Mals und bei Dorneck waren die blutigsten; aber das Elend war nicht minder groß, welches diese Fehde in der Schweiz, in Schwaben, in Vorarlberg brachte. 2000 Ortschaften, die niedergebrannt und beraubt, 3000 Menschen zählte man, denen sie das Leben gekostet. In Bünden war der Mangel so groß, daß die Mütter bei einbrechendem Frühlinge ihre Kinder heerdenweise in Feld und Wald hinaustrieben, an Wurzeln und Kräutern den wüthenden Hunger zu stillen.

Nach acht Monaten erfolgte der Frieden zu Basel (22. September 1499) ohne irgend welche erhebliche Besitzveränderung, ohne irgend welche nähere Bestimmung des schwankenden Verhältnisses der eidgenössischen Conföderation zu Deutschland.

Dieses Friedens eifrigster Vermittler war Ludwig Sforza gewesen. Er bedurfte der mächtigen Dazwischenkunft Maximilians und der Eidgenossenschaft wider den französischen König, der um den Besitz Mailands und durch selbes um die Oberherrschaft in Italien buhlte. Ludwig XII. war ein Enkel jenes Hereogs von Orleans, der (3. November 1407) von burgundischen Meuchelmördern zu Paris getödtet worden, und Valentinens, der Tochter Johanns Galeaz und Schwester des Filippo Maria, letzten Herzogs zu Mailand, vom Hause Visconti. Schon nach Filippo's Tode war Ludwigs Vater, Karl, als Prätendent von Mailand wider den großen Sforza aufgetreten; aber vergeblich.

Mit Savoyen über den unschädlichen Durchzug vereinigt, mit Venedig (dem er Cremona und Ghiara d'Adda verhieß) alliirt, sendet König Ludwig sein Heer unter dem erfahrenen, ewig unruhigen Jacob Trivulzi, der, von Ludwig Morus verbannt, nach dem Blute der Sforza lechzte. Der Herzog entfloh, der treulose Bernardino da Corte verkaufte das feste Schloß der Hauptstadt, und das Land war eben so schnell gewonnen, als vor sechs Jahren Neapel, aber auch nur auf eben so kurze Zeit. Schon im Januar 1500 drangen Ludwig Morus und der Cardinal Ascanius Sforza, sein Bruder, mit einem schweizerischen Heerhaufen ein, und wurden in Mailand mit Freuden empfangen, — aber eben so bald kamen Tremouille und Trivulzi wieder. Herzog Ludwig wurde in dem belagerten Novara von seinen schweizerischen Söldnern schändlich verrathen, und saß zehn lange Jahre, bis an seinen Tod, zu Loches im engen, schmählichen Kerker. Damit waren aber des französischen Königs Absichten nach nicht am Ziele. Ein unerwarteter Bund zwischen ihm und Ferdinand dem Katholischen, König von Arragon, stieß die arragonische Seitenlinie vom Throne beider Sicilien, den die Bundesgenossen unter sich theilten, Jeder in der mühsam verborgenen Absicht, sich bei erster guter Gelegenheit der ganzen Beute zu bemächtigen. Diese Gelegenheit fand schon im vierten Jahre darauf des schlauen Ferdinand großer Feldherr Gonsalvo von Cordova.

Das deutsche Reich schloß (13. December 1500) zu Blois mit Ludwig einen halbjährigen Waffenstillstand. Ungern und nur um seines Sohnes

willen, genehmigte ihn Maximilian. Er hatte Philippen (21. October 1496) mit Ferdinands und Isabellens Tochter Johanna, seine Prinzessin Margaretha aber (4. April 1497) mit dem Kronprinzen Johann von Arragonien und Castilien vermählt. Dieser starb sechs Monden nach geschlossener Ehe; wenige Tage darauf gebar Margaretha ein todtes Kind. Johannens ältere Schwester Isabella starb plötzlich auf dem Reichstage zu Saragossa, wo ihr und ihrem Gemahl Emanuel als Thronerben gehuldigt worden. Nach zwei Jahren folgte ihr ihr einziger Sohn Michael. So wurde der Erzherzog Philipp, der Infantin Johanna Gemahl, präsumtiver Erbe der ganzen spanischen Monarchie, deren innere Festigkeit des großen Franziskaners Ximenez Feuergeist, deren auswärtigen Glanz Gonsalvo's Heldenthaten befestigten, für welche der genuesische Seefahrer Christoph Colomb eine neue Welt entdeckt hatte.

Dieser Rückblick auf des Sohnes Hoffnungen, der Reichsfürsten schmähliche Unthätigkeit und Ludwigs lockende Anerbietungen bestimmten endlich Maximilian, den geheimen Traktat von Trient (am 14. December 1501) mit Ludwigs großem Minister, dem Cardinal-Erzbischof von Rouen, Georg von Amboise, abzuschließen. Frankreich sollte mit Mailand belehnt werden, es erkannte dagegen Philippen und seine Nachkommen als Erben der spanischen Reiche, und verhieß seine Unterstützung zur Erbfolge von Ungarn und Böhmen und kräftigen Beistand wider die Türken. Karl, Philipps erstgeborner Sohn, noch kein volles Jahr alt, wurde mit Ludwigs Tochter Claudia verlobt. Würde Ludwig ein Sohn geboren, so sollte ihm eine von Karls Schwestern vermählt werden. Mit edler Wärme verwendete sich Maximilian zugleich für den gefangenen Ludwig Morus, der ihn doch so oft hintergangen hatte. Linderung seines Schicksals, Amnestie für sein Geschlecht und für Alle seiner Partei, wurden Bedingung dieses merkwürdigen Vertrages. So ungern ihn Maximilian geschlossen, so lange säumte er, ihn zu vollstrecken. Die Franzosen von ganzer Seele hassend, fiel ihm nichts so hart, als ihnen in dem schönen Italien, dem Garten der Erde, einen Aufenthalt gönnen zu müssen.

Der Tod Herzogs Georg des Reichen von Landshut (1. December 1503) veranlaßte unterdessen neue Verwirrungen in Deutschland. Bei herannahender Altersschwäche war ihm nichts unerträglicher gewesen, als seine Lande, für deren Wohlfahrt er mit hausväterlicher Zärtlichkeit gewacht, die Schätze, welche nach einer verschwenderischen Jugend sein

Großvater Heinrich (wider dessen zügellose Willkür Kaspar der Törringer die bayerische Ritterschaft zum Kampfe für die Verfassung geführt), welche ohneracht langwieriger Fehden, sein Vater Ludwig, Beide, wie er, die Reichen genannt, aufgehäuft hatten, seinen Vettern von der Münchener Linie hinterlassen zu müssen, mit welcher er sein ganzes Leben lang in der bittersten Feindschaft gelebt hatte.

Er versuchte es, Gesetz und Ordnung der Nachfolge durch seinen letzten Willen zu brechen, und setzte seine geliebte Tochter Elisabeth und deren Gemahl, den Pfalzgrafen Rupert, zu Erben seiner ganzen Verlassenschaft ein. Aller Abmahnungen des Kaisers und der Reichsgerichte ohneracht, setzten sich diese Beiden muthig in den Besitz; sie schreckte nicht die Reichsacht, nicht, daß die obere und untere Pfalz und Oberbayern, von den bayerischen Vettern, von Würtemberg und Hessen, Brandenburg und Nürnberg zugleich angefallen wurden. Da raffte der Tod Ruperten und Elisabeth binnen drei Wochen hinweg. Am Tage vor der Letzteren Hinscheiden (12. September 1504) hatte Maximilian das böhmische Hilfsheer bei Regensburg nach einem äußerst hartnäckigen Treffen geschlagen. Da bequemte sich Ruperts Vater, der alte Churfürst Philipp, für seine beiden Enkel Otto Heinrich und Philipp, von denen der ältere noch nicht drei Jahre alt war, den Kaiser um Gnade zu bitten. Der Streit wurde durch den Spruch zu Köln (30. Juli 1505) und zu Costnitz (im Juli 1507) dahin vertragen, daß die beiden pfälzischen Prinzen das Herzogthum Neuburg (zeither die junge Pfalz genannt), Herzog Albrecht von München aber den ganzen Ueberrest der landshutischen Erbschaft erhalten sollte. Die übrigen Theilnehmer des Krieges erhielten verhältnißmäßige Entschädigungen für die aufgewandten großen Kosten an Geld oder Land; namentlich erwarb Maximilian die Grafschaften Kirchberg und Weißenhorn, sowie Burgau und die Landvogtei, und die 1503 eroberten Herrschaften Rattenberg, Kitzbühel und Kufstein, welche Tyrol arrondirten, jene zwei durch ihre reichen Bergwerke, und dieses durch die Beherrschung des Inns allgemein berühmt.

Das seinen Absichten so wichtige, seinem Herzen so werthe Tyrol, hatte schon vor drei Jahren einen höchst willkommenen Zuwachs erhalten. Das Geschlecht der Grafen von Görz, unter Meinhard (mit dessen Enkelin Margarethe der Maultasch der ältere Zweig erlosch) Herr Tyrols und Kärnthens, — nachdem diese Besitzungen an Habsburg übergegangen, in beständigen,

faſt immer unglücklichen Fehden mit den Carraras, den Patriarchen von Aquileja, mit Venedig und Oeſterreich erloſch. Das erbloſe Hinſcheiden Leonhards, des letzten Grafen (zu Lienz am 12. April 1500), verband durch den Heimfall des Puſterthales Tyrol mit Kärnthen, und gab Inner=öſterreich, durch die übrigen görziſchen Beſitzungen, ein neues Bollwerk wider Frankreich. — Ueber den verzögerten Vollzug des Trienter Vertrages auffſichtig, hatte dieſes zwar nicht öffentlich, aber deſto erboſ'ter wider Maximilian Partei genommen. Dieſes läſtige Verhältniß zu endigen und einer kräftigen Hilfe wider die Argliſt Ferdinands des Katholiſchen gewiß zu ſein (der, den Tod ſeiner Gemahlin vorausſehend, ſich mit Ausſchließung Johannens und Philipps der caſtilianiſchen Krone zu bemächtigen ſtrebte), beſchleunigte Maximilian den Abſchluß des Traktates von Blois, der, jenen von Trient im Weſentlichen beſtätigend, Erzherzog Karln, dem Bräutigam der königlichen Tochter Claudia, auf Ludwigs unbeerbten Abgang Mailand, Genua und Bretagne nebſt den Grafſchaften Aſti und Blois, das Herzogthum Burgund, Maçonnois, Auxerrois und Bar=ſur=Seine zuſicherte. Zugleich auch verbanden ſich Maximilian, Ludwig und Papſt Julius II. wider Venedig (22. September 1504).

Die wenige Monden darauf in Spanien eingetretenen Veränderungen, welche den Kaiſer vorzüglich zur Wiederherſtellung des guten Einvernehmens mit Frankreich beſtimmt hatten, bewogen dagegen den franzöſiſchen König, denſelben wieder zu brechen.

Es war nämlich die Königin Iſabella (26. November 1504) geſtorben; ihr letzter Wille, an deſſen Aechtheit jedoch häufig gezweifelt wurde, beſtimmte ihren Gemahl Ferdinand zum Regenten Caſtiliens, bis Johannens und Erzherzog Philipps Sohn Karl das zwanzigſte Jahr erreicht haben würde; aber mit Umgehung dieſer nicht geſetzlichen Verfügung erkannten die Cortes zu Valladolid Johannen und Philippen als ihren König. Ferdinand, voll Bosheit, näherte ſich nun Ludwig XII., dem er eben Neapel entriſſen hatte, und vermählte ſich mit der Schweſtertochter deſſelben, Germane von Foix, um womöglich noch einen Erben von Arragonien zu erzeugen und ſomit eher ſein Lieblingsproject, die Einheit und Untheilbarkeit der ſpaniſchen Kronen, ſelber zu zerſtören, als dieſes herrliche Erbſtück dem öſterreichiſchen Hauſe zu überlaſſen. Dieſer Plan ſchien ihm um ſo leichter zu werden, als Johanna, aus Uebermaaß der Liebe zu Philipp, und aus Eiferſucht, in eine Schwermuth gefallen war, welche nach wenigen Jahren in Wahnſinn

übergiing, und als Philipp im achtundzwanzigsten Jahre (1506 am 25. September) starb. Nun entstand um die Vormundschaft der Infanten Karl und Ferdinand (welche nachhin Beide Kaiser geworden) zwischen dem väterlichen und mütterlichen Großvater, Maximilian und Ferdinand, heftiger Streit. Die castilischen Großen nahmen Jeder, nach Ueberzeugung oder Interesse, Partei, und es entstanden bedenkliche Unruhen. Erst nach zwei Jahren wurde verglichen. Ferdinand blieb Vormund, Maximilian erhielt eine beträchtliche Geldsumme. Ferdinand führte die Vormundschaft bis an sein erbloses Hinscheiden (23. Januar 1516). Seinen ältesten Enkel Karl ernannte er im letzten Testamente (in zwei früheren hatte er ihn enterbt) gleichwohl zum Nachfolger, auch in Arragonien.

Durch jene Bewegungen aufgemuntert, brach Ludwig, sobald er die Belehnung über Mailand erhalten, den Traktat von Blois, und verlobte seine Tochter Claudia mit dem Grafen von Angoulême, der ihm nach neun Jahren auf dem französischen Throne folgte. Der auf den Rücktritt gesetzten Strafe (der Abtretung von Burgund und Mailand) wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Bald darauf unternahm der König, die Anarchie in Genua, das noch immer wie eine Zubehörde Mailands betrachtet wurde, zu ersticken, und die Rechte des Adels wider die wilden Zugriffe des Volkes zu schützen.

Dieser Zug erregte heftigen Widerwillen in dem ehrgeizigen, kriegerischen Papste Julius II., dem größten Feinde des ligurischen Adels. Im aufgereizten Zorne waren überdies Ludwig einige Reden entfallen, aus denen Julius argwohnte, der König führe nichts Geringeres im Schilde, als ihn ab- und seinen großen Minister, den Cardinal von Amboise, auf den heiligen Stuhl zu setzen.

Von nun an wetteiferten der Papst und Venedig, Maximilian und die auf dem Tage zu Costnitz versammelten Reichsstände, über Ludwigs Absichten zu allarmiren.

In der That schien diesmal ein Funke des allmählig ersterbenden Gemeinsinnes für's deutsche Vaterland wieder aufzuglimmen. Obgleich die verwilligte Reichshilfe schneller versprochen, als auf den bestimmten Sammelplätzen eingetroffen war, brach Maximilian gleichwohl mit seinem kaum 7000 Mann starken Heere nach Italien auf. Ludwig war unterdessen mit dem größten Theile seines Heeres über die Alpen zurückgegangen, und nun war wieder Niemand, der eifriger gewünscht hätte, auch

Maximilian möchte in Deutschland bleiben, als der Papst und Venedig, die kurz zuvor so ängstlich und dringend seinen Schutz angefleht hatten. Die Signorie ging so weit, ihm den angesuchten unschädlichen Durchzug durch ihr Gebiet zu seiner Krönung nach Rom geradehin zu versagen. Mit Recht erbittert, fiel Maximilian (im Februar 1508) mit drei Heeren, wovon das eine er selbst, Markgraf Casimir von Brandenburg das zweite, das dritte sein geliebter Waffenbruder Herzog Erich von Braunschweig befehligte, aus den Schluchten Tyrols, Kärnthens und Oesterreichs in's Venetianische ein. — Aber das gänzliche Ausbleiben der reichsständischen Hilfe und der schweizerischen Söldner, auf welche beim Entwurfe des Operationsplanes bestimmt gerechnet worden war, verursachte einen schnellen Rückzug, auf den (als inzwischen Alviano zu Lande, Contarini mit der Flotte an den Küsten beträchtliche Vortheile errungen) eben so bald (am 6. Juni 1508) ein dreißigjähriger Stillstand folgte.

Die Franzosen, welche, aller Aufforderungen der venetianischen Feldherren ohngeachtet, sich geweigert hatten, öffentlich mit ihnen gemeine Sache zu machen, und insbesondere mit Alviano die Belagerung von Trient zu unternehmen, mußten sich's nun auch gefallen lassen, daß sie von diesem Vertrage ausgeschlossen und ihnen nur drei Monate Frist gegeben wurden, demselben beizutreten.

Nicht mit Unrecht war Ludwig über das rücksichtslose Benehmen der Signorie ergrimmt. Seine im ersten Ausbruche des Unwillens wenig gemäßigten Vorwürfe gegen Condulmer, den venetianischen Gesandten, vertauschte er bald mit freundschaftlicher Versöhnlichkeit, damit seine Rache die Republik desto unvorbereiteter treffe.

Flüchtlinge, welche die Freiheit höher schätzten als das Leben und dessen Genuß, fanden, der Tyrannei Attila's, der Ostgothen ernstem, vielfältig wildem Regimente, der longobardischen Rohheit zum Trotz, die Freiheit auf den Inseln an der nordwestlichen Spitze der adriatischen See.

Durch Brücken weniger als durch die Gleichheit des Schicksals unter sich verbunden, wurden diese Inseln in der Folge bloße Quartiere des aus den empörten Wellen stolz emporsteigenden Venedigs, das seine Freiheit wider die Normannen, Araber, Ungarn glücklich behauptet, Constantinopel erobert, die Nebenbuhlerin Genua für immer gedemüthigt, die gefährlichen Carraras erwürgt, das viscontische Mailand seiner Bollwerke beraubt, im ionischen, ägäischen und Mittelmeere über den Handel Egyptens und der

Levante ausschließend geherrscht hat, — das durch seine einzige schwache Seite, die Terra ferma, in die bedenklichsten Verwickelungen hineingegangen, das Innere durch freigebig geöffnete Wege des Reichthums und durch geheimnißvollen Schrecken gezähmt, in den auswärtigen Verhältnissen durch eine schlaue, eifersüchtige und ruchlose Politik sich ein tausendjähriges Alter erworben hat.

Je reicher bereits die Erbaristokraten, je unvorhergesehener und unabsehbarer der Verfall des venetianischen Handels durch des Portugiesen Vasko de Gama Entdeckungen geworden war, desto sichtbarer zielte der Ehrgeiz der Republik dahin, zugleich als Landmacht zu figuriren. Durch Karls VIII. und Ludwigs XII. Heerzüge kam diesem Ehrgeize der unverdächtige Anschein der Nothwehr zu statten. Der Rath fing an, die minder mächtigen Fürsten und Communen nach Launen zu mißhandeln, zu sprechen und zu thun, wie nach den beiden ersten punischen Kriegen, besonders nachdem kein Karthago mehr war, Roms ungleich mehr militairischer Senat.

Es ist bereits oben bemerkt worden, wie ganz ohne Noth Venedig sich den französischen König zum Feinde gemacht. Es war ferner unbescheiden genug, seinem jugendlichen, ruhmredigen Feldherrn Alviano wegen der nicht entscheidenden Vortheile, die er mit so leichter Mühe in Friaul und Cadober wider die Kaiserlichen erhalten, die Ehre eines altrömischen Triumphes zuzugestehen. Ferdinand der Katholische war des Besitzes beider Sicilien nicht gewiß, so lange Venedig ihm die Wiedereinlösung der verpfändeten Häfen und Festungen in diesen Reichen verweigern durfte, — der Schlußstein des feindlichen Bundes war endlich der ehr- und habsüchtige Papst Julius II., der, da er selbst nun einmal nicht Oberherr der ganzen italienischen Halbinsel werden konnte, doch jede auswärtige Macht verhindern wollte, hierzu zu gelangen, — und damit er auch persönlich nicht unbeleidigt bleibe, hatte Venedig seinen zur Kathedrale von Vicenza präsentirten Nepoten ohne Weiteres ausgeschlossen und das Bisthum an einen seiner Nobili vergeben.

Maximilians Tochter, der geistreichen, männlichen Margaretha, seit sie zum zweiten Male Witwe geworden, Statthalterin der Niederlande, ihrem geprüften Rathgeber Merkurin Gattinara und dem Cardinal von Amboise gebührt der Ruhm, die getheilten Interessen dieser Fürsten (an welche sich bald ganz Italien anschloß) auf die möglichst dauernde Weise, durch die berühmte Ligue von Cambray (20. December 1508) zum Untergange

Venedigs vereinigt, und jenen älteren Bund von Blois wider die stolze Inselstadt gleichwohl noch zur Ausführung gebracht zu haben. Als öffentlicher Grund dieser Zusammenkunft wurde die oft beschlossene und verworfene Wechselheirath zwischen Oesterreich und Frankreich, und die geldernschen Händel angegeben, und wirklich auch am gleichen Tage mit dem geheimen Bündnisse ein Friede mit dem Herzoge von Geldern unterzeichnet, insgeheim aber, wie vor acht Jahren über beide Sicilien, so jetzt über sämmtliche venetianische Besitzungen ein förmlicher Theilungsvertrag geschlossen. Der katholische König sollte die sicilianischen Pfandschaften, — der Papst Ravenna, Rimini, Faenza, Imola, Cesena, Cervia, — Ludwig XII. Cremona, Brescia und Bergamo mit allen Avulsen von Mailand, — endlich Maximilian Verona, Padua, Vicenza, Treviso, Friaul, Aquileja und Roveredo erhalten. — Gleichwohl erhielt er am Ende dieser Fehde nur das letzte, und sein Haus den Ueberrest erst 289 Jahre später im Frieden von Campo formio. Eben so lange überlebte Venedig die Ligue von Cambray.

Insbesondere kam noch zwischen Ludwig, dem Kaiser und seinem Enkel Karl eine förmliche Versöhnung wegen des schnellen Bruches der Traktaten von Blois, und der daselbst geschehenen Verlobung Karls mit der französischen Prinzessin Claudia zu Stande, und die Könige von England und Ungarn, die Herzöge von Savoyen, Ferrara und Mantua wurden auch förmlich eingeladen, die große Ligue noch durch ihren Beitritt zu verstärken.

Ein böses Vorbild für alle künftigen Bündnisse dieser Art gab der Cambrayer Bund durch außerordentlich schnellen und sonderbaren Wechsel der Allianzen zwischen seinen Mitgliedern. Denn kaum war die Bundesurkunde besiegelt, als schon Julius an derselben zum Verräther wurde. — Staatsplane und Privatleidenschaften kämpften in seinem stürmischen Gemüthe heftig gegeneinander. Centnerschwer fiel ihm die Frage auf's Herz, was wohl aus ihm und dem ganzen mittlern Italien werden würde, wenn in dem unteren Spanien und im obern Frankreich und Oesterreich ungetheilte Herrschaft hätten?

In der Angst entdeckte Julius das ganze Geheimniß der Ligue (welches die Signorie schon aus einigen unbesonnenen Reden französischer Kronbeamten ahnete) dem venetianischen Gesandten zu Rom, und erbot sich, das ganze Bündniß rückgängig zu machen, wenn ihm die Venetianer dasjenige freiwillig einräumten, was ihm der Theilungsvertrag ohnehin zugesichert hatte.

Die hohe Signorie würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Julius, wüthend über diese Verachtung, und zum Ausharren bei der Ligue gezwungen, that die Venetianer (am 27. April 1509) als Unchristen in den Bann. Mit 10,000 Mann nahm er die ihm bestimmten Plätze weg, während Ludwig mit 40,000 Mann über die Alpen herab an die Adda zog, wo er das venetianische Heer vor sich fand, aus dessen schwankenden, unzusammenhängenden Bewegungen die Uneinigkeit der Befehlshaber sich allzufrühe verrieth. — Den feurigen, eitlen Alviano, der ohnehin schon die Oberfeldherrnstelle bekleidet hatte, untergab die Republik, die es verhindern wollte, gegen den vielarmigen Bund alle ihre Kräfte auf das ungewisse Spiel einer einzigen Schlacht zu setzen, dem alten bedächtlichen Niklas Orsini, Grafen zu Petigliano. Zwischen Baila und Aguadello kamen sie an einander. Alviano stürzte das Heer durch vorschnellen Angriff in die größte Gefahr, Petigliano's Unentschlossenheit vollendete die Niederlage. — Das venetianische Fußvolk wurde nach dem unerschrockensten Widerstande beinahe ganz aufgerieben, ein guter Theil ging zu den Franzosen über, die, von dem Beispiele ihres Königs und des Marschalls Chaumont angefeuert, Wunder der Tapferkeit thaten. Alviano selbst wurde verwundet und gefangen.

Rath und Volk zu Venedig nahmen diese Schreckensbotschaft nicht mit demselben Starkmuthe auf, wie das römische die Nachricht von dem Siege des großen Puniers bei Cannä empfing. Zu gleicher Zeit wütheten in der Stadt selbst mörderische Seuchen, unersättliche Flammen verzehrten den größten Theil des Arsenals und des ungeheuern Vorraths aller Kriegsbedürfnisse, Stürme begruben eine mit mehreren Tonnen Goldes und wichtigen Aufträgen beladene, nach Ravenna bestimmte Galeere in den erbos'ten Meeresfluthen. Die wenige Monden vorher noch so übermüthige Republik stand am Rande der Verzweiflung. Es mußte Lebensstrafe darauf gesetzt werden, wenn sich Jemand weigerte, in dieser Bedrängniß ein öffentliches Amt anzunehmen.

Ludwig hatte mittlerweile bis an den Gardasee hinaus Venedigs ganzes Gebiet unterworfen, aus Friaul, Kärnthen und Tyrol rückten, wiewohl langsam, Maximilians Schaaren heran. Da räumte die Republik freiwillig die Plätze im Neapolitanischen, im Kirchenstaate, in der ganzen Terra ferma; sie stellte es den Städten völlig frei, ob sie den Verbündeten Gegenwehr thun wollten, oder nicht; sie sendete den seiner gemäßigten

Ansichten und seiner Friedensliebe wegen bekannten Senator Anton Giustiniani an den Kaiser. Maximilians Vertrauter, der Cardinalbischof von Trient, Bernard von Cleß (ein verjüngter Julius), wendete dem Botschafter, als einem Excommunicirten, mit Abscheu den Rücken. Auf gleiche Weise wies ihn Maximilian von sich, — erst nach langem Bitten gewährte er ihm in seinem Lustschlosse Weyherburg bei Innspruck eine Audienz. Giustiniani *) fiel dem Kaiser, über welchen Venedig noch kurz vorher einen Triumph gehalten, — zu Füßen, und versprach in einer langen demüthigen Rede, das ganze feste Land zwischen dem adriatischen und dem Gardasee sogleich abzutreten, und einen jährlichen Tribut von 5000 Dukaten zu bezahlen, nur sollte er ihnen seinen Beistand wider den französischen König nicht versagen, nur nicht auf dem feindlichen Verhaben bestehen, den venetianischen Namen ganz auszurotten.

Maximilian, durch den Vertrag von Cambray gebunden und über Venedig auf's Aeußerste erbittert, hieß ihn gleichwohl nichts erwarten, als Kampf auf Leben und Tod. — Dennoch war der Kaiser durch das abermalige Zögern der Stände unvermögend, vor Ende Juli 1509 im Felde zu erscheinen. Dieses Zögern, und daß Maximilian, obgleich aus statthaften Gründen, sich entschuldigt hatte, zu der von Ludwig vorgeschlagenen Zusammenkunft nach Crema zu kommen, noch mehr die unerwarteten Fortschritte des Kaisers, dem alle Plätze in Istrien, dem Verona, Vicenza, Padua die Thore öffneten, dem das einzige Trevigi hartnäckigen, aber darum doch schwachen Widerstand leistete, machten die Eifersucht des französischen Königs in dem Grade rege, daß er am Ende des nämlichen Monats mit dem größten Theile seines Heeres wieder über die Alpen zurückging. Vergeblich drang, wie ein anderer Cato, Maximilian ohne Unterlaß darauf, vor Allem solle Venedig angegriffen und zerstört werden. Möge man dann dem stolzen Senate vergönnen, auf Fischerbarken in Cypern oder Candia eine Freistätte zu suchen!

Nach seiner genauen Localkenntniß bewies Maximilian die Ausführbarkeit dieses großen Gedankens, wenn nur Frankreich, Spanien und der Papst eine hinreichende Anzahl Schiffe herbeischaffen wollten. Allein Julius, der seinen Antheil an der Beute bereits im Besitz, und König

*) Diese erste darf mit Giustiniani's zweiter bisher unbekannter Sendung von 1511 nicht vermischt werden.

Ferdinand, der bei dem ganzen Kriege am wenigsten zu gewinnen hatte, wendeten durch ihre Ränke diesen entscheidenden Schlag von der Republik. Sie hob ihr Haupt neuerdings empor, eroberte Legnago, Castelfranco und Padua wieder, fing den Markgrafen von Mantua, vereitelte (im October) die abermalige Belagerung von Padua, und machte den Papst wirklich von der Ligue abtrünnig. Am 24. Februar 1510 hob Julius gegen Abtretung der Städte in Romagna und im Ferraresischen, und gegen ansehnliche Handelsvortheile für seine Unterthanen den Bannfluch wieder auf, und schloß einen besonderen Frieden.

Auf die bittern Vorwürfe des Kaisers und des französischen Königs antwortete er bloß, er könne als Statthalter Christi Niemanden zurückweisen, der sich ihm mit werkthätiger Bußfertigkeit und Reue nähere. Ja, er schickte sogar Abgeordnete auf den Tag zu Augsburg, um die Reichsstände zu bewegen, dem Kaiser die zugesicherte Hilfe an Geld und Volk wieder zu verweigern. Maximilian ließ diese Abgeordneten als Aufwiegler ergreifen und abschaffen.

Der diesjährige Feldzug wurde durch des Kaisers tapfere Feldobersten, Fürsten Rudolph von Anhalt und Herzog Erich von Braunschweig, geführt. Zu seinem großen Mißvergnügen hielten Maximilian dringende Angelegenheiten Oesterreichs und der Niederlande ab, sich selbst, wo er sich allezeit am liebsten befand, an die Spitze der Armee zu stellen. Die Eifersucht der Franzosen hinderte jedoch jeden großen Erfolg: der Marschall von Chaumont zog sich in's Mailändische zurück, als den Kaiserlichen seine Hilfe am nöthigsten war.

Die Untreue des Papstes hatte eine engere Vereinigung zwischen dem Kaiser und Frankreich zur nothwendigen Folge. Gegen dieses war Julius' und Venedigs ganzer Haß und ganze Anstrengung gerichtet. Nach der dem flehenden Giustiniani gegebenen Antwort konnte Maximilian nicht mehr zurück. Am 17. November 1510 kam sohin zu Blois (nachdem inzwischen Chaumont das päpstlich-venetianische Heer aus dem Ferraresischen hinausgeschlagen hatte) ein neuer Bund zwischen Maximilian und Ludwig zu Stande. Nicht nur mit verstärkter irdischer Macht, sondern von einer noch viel empfindlicheren Seite wurde beschlossen, den Papst anzugreifen. Man setzte ihm ein Concilium zu Pisa entgegen, und verbarg den Plan keineswegs, ihn mit Gewalt abzusetzen. Nach einer allgemeinen Versammlung der gallikanischen Kirchenhäupter zu Tours wurde

beschlossen, dem Papste zuvörderst eine Erweiterung des Concordats von 1438 abzudringen, welches unter dem Namen der pragmatischen Sanction Karls VII. bekannt ist. — Der berühmte deutsche Gottesgelehrte Jacob Wimpheling mußte die zahlreichen, erst auf dem letzten Reichstage zu Augsburg lebhaft besprochenen Klagen deutscher Nation wider die steigenden Mißbräuche und Anmaßungen des römischen Hofes eilig zusammenfassen und, mit Abänderung der Aschaffenburger und Wiener Concordaten, ein ähnliches pragmatisches Gesetz für das gesammte deutsche Reich und die kaiserlichen Erblande entwerfen. Julius, durch diese Waffen weit mehr geängstigt, rief eine Synode im Lateran zusammen, die aber eben so aus lauter Italienern bestand, wie das pisanische Concilium aus Franzosen.

Am 4. October 1511 kam indessen gleichwohl, im Gegensatze der Ligue von Cambray, die sogenannte heilige Ligue zwischen Julius, Venedig und dem katholischen Könige zu Stande, welcher (am 9. Februar 1512) auch König Heinrich VIII. von England beitrat. Dieser Bund nun ließ kein Mittel unversucht, den Kaiser von der französischen Allianz abzuziehen. Obgleich der von Frankreich so oft betrogene Maximilian auch dieses Mal, so oft ihm Hilfe am nöthigsten, von Ludwig allemal verlassen, und oft sogar im Siegeslaufe gehindert worden und schon an und für sich geneigt war, von diesem Bündnisse abzutreten, hielt ihn doch der Haß Venedigs noch davon zurück. Erst nach langen Unterhandlungen und neuen Beweisen der französischen List ließ sich der Kaiser (am 6. April 1512) zu einem sechsmonatlichen Waffenstillstande bewegen, den Venedig mit theurem Gelde erkaufen mußte.

Ludwigs Neffe und Statthalter in Mailand, der zwanzigjährige Held Gaston von Foix, Bruder der spanischen Königin Germane, vollzog den Befehl seines Königs trefflich: bevor die deutschen Völker sich vom Heere trennten, etwas Entscheidendes auszuführen. Mitten im Winter entsetzte er durch einen bewundernswürdigen Zug Bologna (22. Januar 1512), stürmte (den ersten Anlauf thaten unter Freyberg und Ems Maximilians Völker) das ungetreue Brescia, mitten auf dem Marktplatze dem berühmten Andreas Gritti ein Treffen liefernd, das 15,000 Venetianern das Leben gekostet hat. Alles, was in der Stadt ein Schwert getragen, fiel durch's Schwert, die angesehensten Edeln wurden gefangen, die Stadt sieben Tage lang geplündert und Graf Ludwig Avogadro, der Brescia

wieder der Republik Venedig übergeben hatte, mit seinen zwei Söhnen öffentlich enthauptet.

Am 11. April darauf kam es zu dem berühmten Treffen von Ravenna. Auch hier wurde das spanisch-päpstliche Heer, unter den Befehlen der beiden Colonna's, des neapolitanischen Vicekönigs Cordova und des aus der afrikanischen Expedition bekannten Pietro Navarro, von den Franzosen und Deutschen völlig geschlagen, die meisten Generale und der päpstliche Cardinallegat Johann von Medicis (Julius' Nachfolger unter dem Namen Leo X.) gefangen und vor den Legaten des pisanischen Conciliums, den kriegerischen Cardinal Sanseverino, geführt, — aber Rom und Neapel rettete der Tod Gastons, der, den drohenden Rückzug des spanischen Fußvolkes recognoscirend, und ungestüm, wie es dem Oberfeldherrn nicht ziemt, mit einer kühnen Schwadron mitten in seine eisernen Glieder hineinstürzte, sein kostbares Leben eben so zwecklos hinopfernd, als im hohen Alterthume Pelopidas und Marcell.

Im darauf folgenden Monate gaben die Eidgenossen dem ganzen Kriege eine andere Gestalt. Matthäus Schinner, Cardinalbischof von Sitten, ein treuer Anhänger des Papstes, führte sie, zehntausend an der Zahl, durch Tyrol nach Verona. Zugleich trennten sich die kaiserlichen Völker von dem französischen Heere. Gastons Nachfolger, la Palisse, zog sich nun ganz über die Alpen zurück, nachdem er in Brescia und Crema, in die Citadellen von Cremona, Mailand und Novara Besatzungen geworfen. Maximilian ließ nun durch den Cardinalbischof von Gurk, Matthäus Lang (am 28. December 1512), Maximilian Sforza, des im Gefängnisse verstorbenen Ludwig Morus Sohn, als Herzog von Mailand einsetzen. Am 21. Februar 1513 starb Julius II. Das Cardinalscollegium, bange vor der Grille Maximilians, ihm auf dem heiligen Stuhle zu folgen, wählte schon am 11. März den Cardinal von Medicis, welcher sich Leo X. nannte.

Nun wurde wieder zu Blois (am 23. März 1513) eine Allianz zwischen Frankreich und Venedig geschlossen, — dagegen erhob sich (5. April 1513) die Ligue von Mecheln, an welcher der Papst, Maximilian, die Könige von England und Spanien Theil nahmen. — Fast zu derselben Zeit eroberte Ludwig Mailand wieder, aber schon am 6. Juni 1513 zwang ihn der Sieg der Eidgenossen bei Novara, derselben Stadt, wo sie einst Ludwig Sforza an ihn verrathen, Italien gänzlich zu verlassen. Mit großem Verluste wurde Alviano durch Wilhelm von Rogendorf von dem

belagerten Verona zurückgeschlagen, Venedig selbst wurde von spanischen Völkern beschossen. Am 7. October verlor Alviano bei Creazza im Venetianischen, an die Spanier, Päpstlichen und Deutschen, denen er den äußerst gefährlichen Rückweg abschneiden wollte, den Sieg, das ganze Lager und Geschütz. Loredano, des Dogen Vetter, der ihn zur Schlacht gereizt, Baglione, Bentivoglio, Malatesta und Fregoso waren todt oder gefangen. Das ganze Heer ergriff eine schändliche Flucht. Vor der Schlacht sendete Alviano zu Georgen von Freundsberg, der die deutschen Landsknechte der Vorhut führte, einen Herold: „Er wolle sie nach abgelegter Wehr mit weißen Stäben friedlich ziehen lassen. In der Schlacht werde Keiner verschont werden." Auch schickte er nach Padua hinein, Adel und Damen sollten zu Pferd herauskommen, um sich an der Niederlage der Feinde zu weiden, die er schon auf der Schlachtbank hätte.

Auf jene Botschaft antwortete Freundsberg unter dem Zurufe seiner Schwaben: „Wohl habe ich nackte Knaben, aber wenn denen ein Becher Weins im Busen glüht, sind sie mir lieber, als Euer wälsches Volk, das sich in Eisen hüllt vom Scheitel bis zur Sohle. Lieber hier rühmlich umkommen, als schimpflich abziehen. Zwar stehen wir hier nicht gut, aber noch steht Alles zum Glück. Viel Feind', viel Ehr'!"

Zugleich war der englische König in Frankreich eingebrochen. Es wurde Terouenne belagert. Am 17. August 1513 erfocht Maximilian einen vollkommenen Sieg über die Franzosen in der Ebene von Guinegate. In demselben Monate hatten die Eidgenossen, vereinigt mit Herzog Ulrichen von Würtemberg und einem ansehnlichen Haufen deutscher und burgundischer Ritter, einen Einfall in das Herzogthum Burgund unternommen, Dijon, die Hauptstadt, worein sich la Tremouille geworfen, konnte sich nur noch wenige Tage halten, die Gefahr drohte dem Herzen Frankreichs, wie nie zuvor. Zum großen Glücke waren Tremouille's Gegner nur die eitlen, habsüchtigen Eidgenossen und ein elender Betrug war hinreichend, das Reich von dieser Gefahr loszuzählen. Tremouille verhieß 400,000 Thaler, und die Entsagung auf Mailand, Asti und Genua. 20,000 Thaler gab er auf Abschlag, für den Ueberrest Geißeln. Das mundete den Schweizern. — Aller Bitten des Herzogs von Würtemberg und des Adels ungeachtet, zogen sie, des kleinlichen Gewinnes allzufroh, nach Hause. Bald offenbarte sich der Betrug des französischen Feldherrn. Sein König weigerte sich, den schimpflichen Vertrag zu

genehmigen, und nun zeigte es sich, daß die mit so vieler Feierlichkeit ausgelieferten Geißeln gemeine Reitersknechte in prächtigen Kleidern gewesen, und daß somit um eine schlechte Summe Geldes eine der größten Gefahren, die es jemals bestanden, von Frankreich abgewendet worden sei (13. September 1513).

Wie Venedig, so suchte auch Frankreich durch Separatunterhandlungen aus diesem Kampfe zu scheiden. Der französische Beitritt zum lateranischen Kirchenrathe und des pisanischen rechtgläubige Verwerfung verschaffte ihm den Frieden vom Papste (schon am 6. October 1513). Ferdinanden dem Katholischen wurde die Entsagung auf beide Sicilien, und die Vermählung eines seiner Enkel mit Ludwigs jüngerer Tochter Renate, — Mailand, Asti und Genua zum Brautschatz — nicht vergeblich angeboten. Er schloß am 1. December 1513, und Maximilian, ein noch viel zärtlicherer Großvater, am 13. März 1514, einen Stillstand. Am 7. August des nämlichen Jahres trat diesem Frieden auch der englische König bei, — aber Ludwig mußte ihm eine Million Goldkronen bezahlen und (die bretagnische Anna war in eben dem Jahre verstorben) sich mit Marien, Heinrichs Schwester, vermählen.

Der Republik sinkendes Glück hatte Maximilian zu einer viel größeren Absicht benützt, Ungarn, welches über seiner Waffen Erfolg Venedig mehrmals neidischen Bund anerboten, ganz außer Macht zu setzen, seine großen Plane gegen das europäische Abendland zu stören. Er erweckte dem Hause der Jagellonen furchtbare Feinde an dem deutschen Orden in Preußen und dem russischen Czaar Iwan Wasiljewitsch, welchen er der Erste Kaiser nannte. — Die Nachfolge in Ungarn und Böhmen beruhte auf einem einzigen Prinzen, Ludwig, welcher, allzufrüh geboren, durchaus kein langes Leben versprach. Seine einzige Schwester Anna vermählte nun Maximilian mit seinem jüngeren Enkel Ferdinand, den Kronprinzen Ludwig aber (welchen der Kaiser zugleich, wiewohl ohne alle Folge, zu seinem Reichsvicar und Thronfolger bestimmte) mit seiner Enkelin Marie. Die Wechselheirath wurde von dem Cardinalbischof von Gurk und dem Hofkanzler Särenthain (am 20. Mai 1515) zu Preßburg geschlossen und (am 22. Juli darauf) bei Maximilians persönlicher Zusammenkunft mit den Gebrüdern Sigmund von Polen und Wladislaw von Ungarn und Böhmen Königen, zu Wien feierlich bestätigt. Gleichwohl konnte bei dem minderjährigen Alter dieser Fürstenpersonen, die Heirath selbst erst zwei

Jahre nach des Kaisers Tode (1521) vollzogen werden, — und schon fünf Jahre darauf fiel Ungarn und Böhmen an Oesterreich.

Mittlerweile war (am 7. Januar 1515) Ludwig XII. mitten unter den eifrigsten Zurüstungen zur Wiedereroberung Mailands und der Oberherrschaft in Italien gestorben. In unaufhörlichen Kriegen hat er gleichwohl, was Wenigen gegeben war, die Mittel übrig behalten, der Nation nicht nur keine neuen Steuern aufzubürden, sondern noch die alten zu vermindern. Er wurde Vater des Vaterlandes genannt. — „Ach, was hilft das?" — antwortete er Denen, die ihn mit diesem schönsten der Titel begrüßten — „der große Junge da (so nannte er sehr treffend seinen Nachfolger Franz I.) wird doch Alles wieder verderben!" Und der Erfolg rechtfertigte seinen Ausspruch.

Während Maximilian, Erzherzog Karl, sein Enkel und dessen Schwager Heinrich VIII. von England, mit Franzen friedliche Uebereinkünfte schlossen, versuchten es die Eidgenossen, mit dem Herzog von Mailand und Ferdinand dem Katholischen verbündet, den Franzosen den Weg in die Lombardei auf immer zu versperren, aber (am 13. und 14. September 1515) geschah die Riesenschlacht bei Marignano; die Eidgenossen erlagen nach heldenmüthigem Widerstande der französischen Uebermacht, und Maximilian Sforza mußte Mailand wieder abtreten.

Der Kaiser, insgeheim der Sache der Sforza und der Eidgenossen angehörig, war dadurch und durch den übereilten Frieden des Papstes gezwungen, sich nachdrücklicher zu erklären. Blitzschnell brach er in Italien ein, schlug die Venetianer und Franzosen (im März 1516) von Brescia hinweg, bezwang Lodi und würde Mailand genommen haben, wenn nicht die Eidgenossen gegen ihn, wie einst gegen Ludwig Sforza, mit verrätherischen Anschlägen umgegangen wären.

Von nun an schien sich das Glück völlig von den kaiserlichln Fahnen zu wenden. Maximilian eilte, mit Frankreich seinen Frieden zu schließen. Auch Venedig den Frieden zu gönnen, vermochte er über sein erzürntes Herz nicht. Er übertrug dazu Gewalt und Vollmacht an seinen Enkel, den Erzherzog Karl, nunmehrigen König Hispaniens und Beherrscher der Niederlande. Ohne daß im Sühnungsvertrage mit dem verhaßten Freistaat Maximilians Name genannt worden wäre, übergab Karl Verona dem französischen Marschall Lautrec, dieser an Venedig. Der Kaiser behielt Roveredo, Ampezzo, Riva, die vier Vikariate, wichtige

Arrondirungen für Tyrol. Dieses war des großen Cambrayer Bundes kleines Ende.

Unter den deutschen Geschäften waren (seitdem Maximilian zu kräftigerer Handhabung des Landfriedens das Reich auf dem Tage zu Cöln in zehn Kreise getheilt und eine Executionsordnung aufgerichtet) die lutherischen Händel bei weitem die wichtigsten. Sie gehören mit ihren unseligen Folgen in die Historie Karls V.; aber so viel muß davon hier angeführt werden, daß der sächsische Augustinermönch Martin Luther (am 10. November 1483 zu Eisleben geboren) die alle Sittenlehre zerstörenden Ablaßversteigerungen des Dominikaners Johann Tezel (1517) zu Wittenberg mit Geist und Muth und mit einer Bescheidenheit, von der man in seinem ganzen nachherigen Lebenslaufe keine Spur mehr findet, angegriffen habe. Inzwischen hatte er noch zur Zeit nichts Anderes behauptet, als was auf den Concilien zu Constanz und Basel die ehrwürdigsten Väter der Kirche mit apostolischem Feuer laut vorgetragen haben.

Eine Zeitlang nahm der römische Hof gar keine Kenntniß von Luthers Sätzen. Der Augustiner alte Widersacher, die Dominikaner, bewirkten endlich, daß der kühne Mönch nach Rom vorgeladen wurde. Bald — und auf Maximilians mittelbares Einschreiten, wurde die Sache dahin gemildert, daß Luther vor dem Cardinallegaten auf dem Reichstage zu Augsburg erscheinen sollte.

Dieser Tag, Maximilians letzter, rief das ganze Reich und Frankreich und Spanien wider die Türken auf, welche eben dazumal ihre siegreichen Waffen über den Tigris hinaus, tief nach Persien ausgebreitet und Syrien und Egypten bedroht und den kostspieligen Grund zu einer furchtbaren Seemacht gelegt hatten, hiermit für den Augenblick dem Occident das Feld offen ließen, der Ausbreitung ihrer Macht für immer Schranken zu setzen. Es fehlte gleichwohl dieser Unternehmung nicht an offenherzigem, festem Widerspruche, daher auch nichts zu Stande kam. Erst nachdem Maximilian Augsburg verlassen (am 8. October 1518), kam Luther dahin. Seine mündliche Disputation mit dem Legaten hatte (wie leicht zu erachten) gar keinen Erfolg. Luther ergriff die gewöhnliche Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst und an ein allgemeines Concilium. Sein Landesherr, der sächsische Churfürst Friedrich der Weise, wies des Legaten Verlangen beharrlich von sich, Luthern und Dr. Staupitz, des Augustinerordens Generalvikar durch Deutschland, verhaften und nach Rom ausliefern zu lassen.

Während des Reichstages nagte ein schleichendes Fieber an des hochherzigen Kaisers noch frischer Lebenskraft. Er fühlte es tief und ging beklemmt hinweg, von dem geliebten Augsburg, wo er so manchen frohen Tag genossen. Als er abreisend zu der Rennsäule auf dem Lechfelde gekommen, wo die stolzen Thürme und festen Mauern den Blicken des Wanderers entschwinden, wendete er sich, herzlich wie er war, noch einmal um, segnete die Stadt und sprach: „So lebe denn wohl, du treue, liebe Stadt, mit deinen frommen Bürgern, nun werden wir dich nicht wiedersehen.“

Er kam nach Innspruck, da widerfuhr ihm die Unbill, daß die Bürgerschaft (weil ihre vieljährigen Forderungen an seinen Hofstaat niemals befriedigt worden waren) sein Gefolge gar nicht unter Dach kommen ließ. In einem Lande, das er so geliebt, wie Tyrol, fühlte er den Schimpf doppelt, sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Er fuhr zu Wasser nach Wels, da zwang ihn das Fieber, anzuhalten. Durch übermäßige Leibesbewegung, Jagden und Reigerbeizen, hoffte er des Uebels Meister zu werden, aber es verzehrte ihn, er starb daselbst (12. Jänner 1519) im sechzigsten Jahre seines Alters und im sechsundzwanzigsten seiner Regierung. Er ruht zu Neustadt neben seiner geliebten Mutter Leonore, unter dem Altarsteine, daß der messelesende Priester auf ihn tritt; so wollte es der demüthige Fürst in seinem letzten Willen.

Maximilian war von ansehnlicher Größe, stark und schön gebaut, sein Anstand wahrhaft kaiserlich, heroisch sein fester Gang. Aus den beständig unruhigen, blauen Augen blitzte ein liebliches Feuer, fürchterlich flammend im aufgereizten Zorn. Die um Brust und Nacken flatternden goldenen Haare wurden frühzeitig weiß. In der Farbe seines Gesichtes hatte sich mit den jugendlichen Rosen bräunliche männliche Kraftfülle gepaart. Die Adlernase, so ausgezeichnet wie nur immer ein zum Herrschen Geborner dies Kennzeichen seines hehren Berufes trug, bildete mit der zumal über den Bogen der Augenbrauen stark ausgewölbten Stirn, dem ungemein angenehmen Munde und sanft vorgebogenen Kinn, den vollendetsten Ausdruck der Würde und Kraft. Seine Sprache war in der Kindheit nicht geläufig, bis in's zwölfte Jahr stammelte er stark, aber mit demosthenischem Muthe bezwang er die neidische Natur. Seine späteren Reden auf den Reichstagen, an das Heer, an die Flammänder, haben durch das feurige Geberdenspiel, mit dem er sie vortrug, jederzeit

unwiderstehlich hingerissen. Sein hoher Sinn war in seinem ganzen Wesen, er mochte nun in seiner Kaiserpracht oder in einer seine gewöhnliche Einfachheit weit überglänzenden Versammlung oder ohne Zeichen seiner Würde in Feld und Wald umherschreiten, so ausgesprochen, so scharf bezeichnet, daß Jeder auf den ersten Blick sich selber sagte: „Das ist der Kaiser, das ist Maximilian!" — Viele absichtliche Incognito's wurden ihm aus dieser Ursache vereitelt.

Er war von sanguinischem Temperamente, glühendem Blute, überaus reizbar, in der ersten Aufwallung sehr stürmisch, aber von der ihm innewohnenden inneren Güte sogleich wieder besänftigt, wie sich wenige Schritte unter dem schäumenden Absturze des Waldstromes seine Wellen schon wieder zum glatten, ruhigen Spiegel gestalten, sein Herz warm, voll, fast immer überströmend. Auf den Reichstagen voll überklugen, thatenleeren Geschreies, in den dunkeln Rathsstuben, im Zwange des Repräsentirens, unter dem Thronhimmel, ward ihm die Brust zu enge, es trieb ihn gewaltig hinaus in das Weite, den Gemsen nach, auf den höchsten schneeigen Felsengrat, in den gefährlichen Kampf mit Leuen und Bären, in's tausendstimmige Lager, in Sturm und Schlacht. Je größer die Gefahr, je strahlender seine Züge, je heftiger das Feuer, das ihn in die Weite, immer noch weiter, weiter trieb.

Auch ohne besonderen Zweck gönnte er sich keinen Augenblick Ruhe, die Tafel verfloß meist unter wichtigen, folgenreichen Gesprächen. Als nach unendlicher Mühe der allgemeine Landfrieden zu Stande kam, war Maximilian an dem Aufsatze desselben zwei Tage und Nächte lang unaufhörlich gesessen und betheuerte, wenn es nur gelinge, noch eben so lange dabei zubringen zu wollen.

Sicher waren ihm seine härtesten Schlachten Kinderspiele gegen dieses zweitägige Sitzen auf Einem Flecke. Er dachte unaufhörlich, schrieb aber wenig mit eigener Hand, sondern dictirte Alles; ein untrügliches Kennzeichen eines ungeduldigen Geistes, der die beschränkten körperlichen Kräfte dem Adlerflug der Gedanken parforce nachjagt.

Das große: nulla dies sine linea, — (keinen thatenleeren Tag zu zählen) war nicht minder sein unverbrüchlicher Wahlspruch, als das bekanntere: „Halt Maß in Allem und bedenk' das Ende!" — Darum hielt er jedes Jahr ein eigenes sogenanntes Memorienbuch, in welches er Alles eintrug, was ihm Merkwürdiges begegnete, was er nicht wieder vergessen

wollte, oder was er sich sogleich auszuführen vornahm. Weiter unten folgt eine Probe aus seinem Gedächtnißbuche vom Jahre 1506. „Wie der Rost das Eisen, so verzehre der Müssiggang die Seele," sprach er oft.

Dieser Thätigkeit kam seine Erziehung ungemein zu statten, welche in vielen Stücken als Muster aufgestellt zu werden verdient. Tadellose Beispiele leuchteten ihm im väterlichen Hause voran. Auf die Ausbildung des Körpers und des Geistes wurde dieselbe Sorgfalt verwendet, und wirklich, Worte fruchten nicht, wo die That ihnen zuwiderläuft. Körper und Geist müssen gleich gewandt und gebildet sein, mit gleicher Kraft zum gleichen Ziele streben, wie Reiter und Roß. Es ist verächtlich, zu können und nicht zu wollen; zu wollen und nicht zu können, ist schrecklich. Jenes geschieht, wo die körperliche, Dieses, wo die geistige Kraft unverhältnißmäßig vorwiegt.

Seines Vaters Friedrich und Leonorens Ehe war ein rührendes Beispiel für ihre Völker. Ihr glich Maximilians kurze Bahn, mit der burgundischen Maria durchgewallt. Die schwärmerische Liebe, mit der sie (nach banger Erwartung, wie der wohl sein würde, dem die Flammänder sie gewaltsam verbinden wollten) den herrlichen Jüngling umfing, gab er ihr mit Wucher zurück, und seit ihrem Tode (dessen er noch nach dreißig Jahren nie ohne Thränen gedachte) genoß er im Ehestande keine frohe Stunde mehr. Blanka war tugendhaft und schön, aber in ihrem Innern im der Sforza stolzer, mißtrauischer, verschlossener Geist. Der vollherzige Kaiser bezwang mit sichtbarer Mühe seine Verlegenheit und seinen Widerwillen, so oft er, was selten geschah, um sie sein mußte. Aus dieser Zeit schreiben sich auch seine außerehelichen Kinder her; Georg war der Einzige, dem er vergönnte, sich von Oesterreich zu nennen, Bischof zu Lüttich, Brixen und Valenza.

Maximilian war auch in der Zärtlichkeit gegen seine Kinder und Enkel dem Beispiele Friedrichs mehr als getreu, und (was in jedem Staate so wichtig ist, da Sitten ungleich mehr als gehäufte Prohibitivgesetze vermögen) das Muster seiner Unterthanen; aus eben dem Beispiele seines Vaters ging aber auch seine an Verschwendung gränzende Freigebigkeit hervor. Das Drückende der Sparsamkeit Friedrichs brachte in Maximilian den entgegengesetzten Fehler zur Reife. Das war das große Hinderniß seiner sonst mit so viel Weisheit als Kraft begonnenen Unternehmungen. Er hatte nie Geld, und wenn er welches bekam, so war es

wieder verschwunden, eh' es noch zu seiner wahren Bestimmung verwendet werden konnte. Dieses Hinderniß war um so viel fühlbarer zu jener Zeit, wo der Geldmangel groß, wo die Schätze der neuentdeckten Welt noch nicht in Umlauf gekommen waren, wo kein Maßstab, kein Termin, keine Allgemeinheit der öffentlichen Abgaben vorhanden war. Die Kräfte waren da in den schönen Ländern, aber sie konnten sich eben so wenig aussprechen, als in einem Typhus.

Diese kaiserliche Freigebigkeit wurde sehr oft mißbraucht, und Maximilian wurde es nicht müde, die Frechheit zu verzeihen. Friedrichen, der ihm, selbst als römischer König und nachdem er die Administration der Niederlande verloren, gleichwohl kein Land, keine anderen Einkünfte, als jene der kleinen Grafschaft Cilly vergönnt, antwortete er einst auf den Vorwurf der Verschwendung:

„Mein gnädiger Herr! So viel die alten Geschichten besagen, haben die Fürsten von Oesterreich allezeit mehr durch Freigebigkeit als durch's Sparen gewonnen. Ich einmal bin lieber ein Fürst freudiger Menschen, als ein angstvoller Zähler todter Geldsäcke. So lasse man denn das fortan, daß man sage, es sei uns gut zu dienen und man möge sich wohl bei uns erwärmen."

Um so größer war daher die Ueberraschung, als sein Enkel Ferdinand nach des Kaisers Tode nach Neustadt kam und gleichwohl einen so reichen Schatz an Gold und Silber und Juwelen fand, den der Kaiser als unveräußerliches Stammeigen betrachtet und selbst in der größten Verlegenheit nie angegriffen hatte.

Maximilians Leibesübungen, sonderlich im Jagen, Reiten und in den Waffen, haben ihm jene ungemeine Stärke und Behendigkeit gegeben, durch welche er der kühnste und gefürchtetste Ritter seiner Zeit geworden ist. Drei ergrimmte Bären hat er gefällt, zwei Löwen zu Utrecht blos mit einer Schaufel von sich getrieben, in München einem sechsjährigen Löwen die Faust in den Rachen gesteckt und die Zunge herausgerissen. Auf die höchsten oft baufälligen Thürme stieg er hinauf und maß auf dem Umgange derselben, mit den Füßen abwechselnd, anderthalb Schuh frei in die Luft hinaus.

Schneelawinen, Steingerölle donnerte auf der Jagd mehrmals mit der augenscheinlichsten Gefahr über ihn hinweg. Steinböcke, die keinen Ausweg mehr hatten, und seine eigenen Jagdhunde drohten ihn oft in

den Abgrund zu reißen, — viele Male ist er mehrere Klafter hoch mit dem Pferde gestürzt. In Verfolgung der Gemsen fand er einst an der Martinswand keine Möglichkeit der Rückkehr mehr. In einer Höhe von neunzig Klaftern auf schroffen Felsspitzen schwebend, daß kaum seine um Hilfe rufende Stimme mehr vernommen wurde, gab ihn Alles schon für verloren und der Priester zeigte ihm von ferne zu letztem Trost das Sakrament. Am dritten Tage, den er also zwischen Himmel und Erde, des Hungertodes gewärtig, zugebracht, retteten ihn gleichwohl kühne Bergknappen an Seilen und brachten ihn seinem bekümmerten Erzherzog Sigmund nach Innspruck zurück.

Zwei französische Ritter, welche der deutschen Nation ausfordernden Hohn gesprochen und bisher in allen Kämpfen gesiegt hatten, wurden von ihm überwunden; in Hennegau erwehrte er sich einstmals sechs französischer Kuirassiere mit solcher Heldenkraft, daß er vier erlegte. In einem Treffen in Geldern fielen durch sein Schwert und seine Armbrust allein über vierzig Feinde. Unzähligen meuchelmörderischen Versuchen entging er mit gleicher Geistesgegenwart. Beim Richten und Losbrennen der Stücke (worin in seinem ganzen Heere kein Constabel Maximilian gleich war), in Pulverkammern und Zeughäusern hat er sich kühn den größten Abenteuern blosgestellt, aber eben so besonnen wieder herausgerissen. In seinen fast vierzigjährigen Fehden hatte er vierzehn meist leichte Wunden erhalten.

In der Bildung seines Geistes wurde klüglich der erforderliche Stufengang von den Gedächtnißwissenschaften zu den denkenden beobachtet. — Er redete nebst der deutschen und lateinischen die flammändische, französische, englische, italienische, böhmische, wendische und ungarische Sprache. Die freien Künste, unter denen er der Dichtkunst und Musik, welche letztere die verborgensten Gefühle in's Leben ruft und mit Tönen das ungleich tiefer und inniger giebt, was die reichhaltigste Sprache nicht aussprechen kann, die vorzüglichste Aufmerksamkeit weihte; die Malerei und Baukunst, die Buchhaltung und Kochkunst mußte er gleichfalls kennen lernen, hat aber in der einen so wenig als in der anderen die Zeit zu größeren Dingen verloren. Ueberdies (so sagt der weiß Kunig) mußte er die Schwarzkunst erlernen, weil einem Fürsten, der selbst regiere, mehr zu wissen nöthig sei als Anderen. Die Arzneikunst, in der er gleichfalls Unterricht genommen, verlachte er und kurirte sich in seinen zwei einzigen Krankheiten selbst; das erste Mal glücklich, das zweite Mal zum Tode.

Seine Lehrer waren Peter Engelbrecht aus Basel, in der Folge Bischof zu Neustadt, ein roher Mann, dessen längerer Unterricht in dem feurigen Maximilian alle Wißbegierde erstickt hätte, Georg Tannstätter aus Rain in Steiermark, ein Sternkundiger, Jakob von Fledniz, Philolog, und Max Treitzsaurwein von Weistnitz, in der Folge sein Kanzler; im Jagen und Reiten Diepold Stein von Reissenburg in der Zeit, als sich der junge Prinz während des Heerzuges Kaiser Friedrichs nach Neus wider Karl von Burgund, unter des Bischofs von Augsburg Obhut, zu Dillingen aufhielt.

Was in sich zu vereinigen Wenigen gegeben ist, verband gleichwohl Maximilian: Detail und Uebersicht. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinne folgte er der ganzen Kette von Schlußfolgen, von den ersten, einfachsten Gesetzen der Bewegung bis zu ihrer großen Anwendung beim Gebrauch des Geschützes und der Märsche, und jener Evolutionen, deren Schnelligkeit und Bestimmtheit das Schicksal der Schlachten und Reiche entscheidet. Seine Memorienbücher beweisen insbesondere die bewunderungswürdige Aufmerksamkeit, mit welcher er im gleichen Augenblicke daran dachte, Chroniken und Portraits zu sammeln, die wichtigsten militairischen Punkte durch Befestigungen zu sichern, Vorrathskammern und Zeughäuser anzulegen, für die Bedürfnisse des großen Ganzen, wie für jene des einzelnen Soldaten im gleichen Grade Sorge zu tragen.

Die genaueste Kenntniß Dessen, was gewesen ist, was sein soll und sein darf, spricht gleichwohl vom Vorwurfe der Pedanterie nicht los, wohl aber der umfassende Ueberblick Dessen, was wirklich ist und was geschehen kann, Kenntniß der Welt, der Mittel und Combinationsgeist. Darum haßte Maximilian die damalige Schulphilosophie und die Rechte als unnütze Register von Formeln und Zänkereien, — die Mathematik liebte er in ihrer Anwendung auf das große Kriegshandwerk, — die Geschichte als Physiologie und vorzüglich als Pathologie der Staaten. Er liebte sie, weil er stolz auf sein Haus und begierig wie Keiner war, die vielumfassenden Ansprüche desselben zu ergründen und auszuführen. Er ist der Stifter der kaiserlichen Hofbibliothek. Er war jederzeit mit versuchten Kriegshauptleuten oder Gelehrten umgeben, unter denen Christoph von Stadion, Bischof zu Augsburg, Johann von Dalberg, Agricola, Conrad Celtes, Reichlin, Jakob Manlius, Stabius, Jason Maius, Conrad Peutinger,

Cuspinian, Willibald Pirkheimer (der Stadt Nürnberg Hauptmann, Geschichtschreiber des Schwabenkrieges). Maximilian war zugleich der eifrigste Beförderer der Kupferstecher- und Holzschneidekunst. Sie, im schönen Bunde mit der Historie, sollten seinen Namen der spätesten Nachwelt überliefern. Von Karl dem Großen abzustammen, ihm in Allem zu gleichen, war der geheimste Wunsch seines Herzens. Diese Abstammung sollte vorzüglich das Werk versinnlichen und populär machen, welches er unter dem Namen der österreichischen Heiligen auflegen und mit Holzschnitten zieren ließ. Es enthält lauter Mitglieder des altbritischen, merowingischen und karolingischen Königsstammes.

So sehr Maximilian die Schmeichelei haßte, so unaussprechlich war seine Sehnsucht, nach dem Tode im Gedächtnisse der Nachwelt fortzuleben. In sein und Friedrichs Leben von dem baierschen Priester Joseph Grünbeck, seinem Hofkaplan, schrieb er mit eigener Hand: liber laudis post mortem. Gleichwohl war seine einzige Erholung die Zusammensetzung des nach seinem Tode von Albrecht Dürer in Holz geschnittenen Triumphzuges, der alle seine Thaten und Absichten darstellt. Seine Gefährlichkeiten in freudiger Jugend mußte der Propst bei St. Sebald in Nürnberg, Melchior Pfinzinger, in dem Theuerdank beschreiben. Sein Vorwitz, der Zufall und fremde Scheelsucht sind in diesem Epos, als Fürwitzig, Unfalo und Neidthard personificirt. Seinem Secretair, in der Folge Kanzler, Max Treitzsauerwein, dictirte er selbst die Geschichte seines thatenreichen Lebens. — Diese enthält ein anderes Gedicht, im gleichen allegorischen Geschmacke: Der weyß Khunig, für sein Leben, noch mehr für die Geschichte der Künste und Sitten überaus lehrreich. Wie in Pfinzingers Theuerdank, so nannte sich Max hier den jungen, Friedrich den alten weißen König. Die Könige von Frankreich, England, Ungarn, Spanien, die Eidgenossen, die rebellischen Niederländer, der Doge von Venedig, werden im Weißkhunig der blaue, rothe, grüne, schwarze König, die Bauern die braune Gesellschaft, der König von Fisch genannt. Auf dem Titel der Urschrift dictirt der Kaiser vom Throne dem vor ihm knieenden Treitzsauerwein und spricht die Worte:

„Merk' viel wird von mir geschrieben,
Was Sachen und Krieg ich hab getrieben,
Darum schreib, wie ich dir itzo sag,
So kumt die recht Wahrheit an den Tag."

Hanns Burgmair, Albrecht Dürers Schüler, verfertigte die Holzschnitte dazu, bei 240 an der Zahl. In allen derlei biographischen Aufzeichnungen sprach der Kaiser, wie Cäsar und Friedrich, von sich selbst immer in der dritten Person.

Die nahe Bekanntschaft mit den Mühseligkeiten und Gefahren der Welt (die sich Maximilian, im wechselvollen Irrgewinde des Lebens selbst erworben, die er nicht vom Clairobscur seines Cabinets aus gesehen, wie man den Winter auf der schönsten Landschaft sehen kann, ohne zu frieren) gab ihm die hohe Gabe der Popularität. Er, der gegen Seinesgleichen die Würde seines erhabenen Ranges so standhaft behauptete, hat gleichwohl nie einen Priester vor sich stehen lassen und nie, nach damaliger Fürstensitte, ein Weib gedutzt. Die Kriegsleute liefen auch um schlechteren Sold dem Heere haufenweis zu, das er selber führte. Bei der Belagerung von Terouenne (im August 1513) war zwischen den Deutschen und Engländern schlechtes Einverständniß, der Herzog von Legunville rückte mit einem überlegenen französischen Heere zum Entsatz heran. Da eilte Maximilian von Brüssel spornstreichs in das Lager, mit geschlossenem Helm in gemeiner Reitertracht. Auf einmal trat er aus dem Gezelt seines Feldhauptmanns hervor. Alles drängte sich überrascht mit laut jauchzendem Zuruf im Kreise um ihn. Er, mit seinem unbeschreiblichen Feuer, sagte zu ihnen: „Dort ist Guinegate, dort ist der Feind, dort habe ich, ein zwanzigjähriger Jüngling, über ihn gesiegt! (Er nahm den Helm ab) Grau bin ich geworden, aber mein Alter soll mich nicht hindern, Euch gleichwohl ein Beispiel der Tapferkeit zu sein."

Das ganze Heer bewègte sich, er mit ihm voran, den Feinden entgegen, die so rasch angegriffen wurden, daß sie nicht so fast die Schwerter zur Gegenwehr, als die Sporen zum Fliehen brauchten, daher die Schlacht von Guinegate die Sporenschlacht heißt.

(Journée des Eperons.)

Maximilian liebte das Volk, aber nicht den Pöbel. So groß war die seiner Leutseligkeit beigemischte Hoheit, daß, als ihn die Aufrührer zu Brügge aus einem in den andern Verwahrungsort überbringen wollten, sie, statt der frechen Anrede, die sie sich vorgenommen, erschüttert vor ihm auf die Kniee fielen. Ihr Rath beschloß darauf, ihn nur vor den Hauptleuten, nie vor einem Bürger-Ausschuß, noch viel weniger jemals

vor dem Volke sprechen zu lassen. Sein Hofnarr, Kunz von der Rosen aus Kauffbaiern, stahl sich, als Kapuzinerbeichtvater verkleidet, glücklich durch alle Wachen zu ihm durch, bat ihn fußfällig, mit ihm die Kleider zu wechseln und in das Convent zu entfliehen, dessen treuer Guardian ihn nach Middelburg bringen werde.

„Ein sicheres Mittel mag das sein," sprach Maximilian, „aber es ist kein anständiges."

„So leb denn wohl, mein närrischer König," erwiderte der Hofnarr mit Thränen, „Dein treuer Kunz hat diesmal seinen Hals umsonst zu Markte getragen. Du bist einmal zu fromm für die Schelme von Flammändern."

Als ihn die Aufrührer entließen, ging er voll Würde durch ihre Reihen und sprach zu der vor der Hauptkirche zusammenströmenden Menge mit stillem Vorwurf: „So haben wir denn endlich Frieden."

Auf die ängstlichen Fragen, ob des Kaisers herannahende rachedurstige Völker den Vertrag halten würden, antwortete er kurz und stark: „Ihr habt mein Wort, das ist wohl genug nach dem, was geschehen ist; aber ich bin nicht der einzige Fürst von Oesterreich, und die Unbill an mir hat zu Allen um Rache gerufen."

Unvergeßlich ist, was Maximilian für den österreichischen Staat, in den inneren sowohl, als in den auswärtigen Angelegenheiten, in Rücksicht auf Befestigung und Vergrößerung gewirkt hat.

Wie er im Reiche den allgemeinen Landfrieden angeordnet, so hielt er denselben auch in seinen Erblanden mit zweckmäßiger Strenge aufrecht. Von ihm sind die ersten vollständigeren Polizeisatzungen, von ihm die ersten Armenanstalten, von ihm die ersten Dikasterien. An seinem Hoflager für die wichtigsten Rechts- und Reichssachen der Reichshofrath; in den Provinzen: Regiment und Kammer zu Wien, zu Graz und zu Innspruck. — Am 1. Jänner 1515 ließ er zu Innspruck die Amts-Instruktion kund machen, welche er diesen Stellen vorschrieb. Er selbst richtete die nach einem großen Plane angelegte Registratur und Buchhalterei der Stelle zu Innspruck ein, unter der vorzugsweise Alles stand:

„Finantz, kryeg, Lanndtschafften, Herrschafften, — Rennten, — schulden, traydt, Wein, guldin vnnd Silbergeschir, auch guldin tuech, — Seydin, wullin, vnnd Leinein gewanndt, auch annder waar, — desgleichen die Reichshenndel — Bebstisch, Frannkhreichisch, hispanisch, hunngrisch,

Italisch, Niederlenndisch und Sweyzerisch — deßgleichen — bestallungen, Provision, Lifergellt, Besoldungen, Raittungen, Finantz Ratsleg."

Die Buchhaltung mußte folgende Bücher führen: Das niederösterreichische Kapitalbuch in fünf Kapiteln, nach den fünf Provinzen, das niederösterreichische Kommunialbuch zu fünf Kapiteln, nach den fünf Vicedomämtern (Domainen-Inspectionen), ein Exemtbuch in sieben Kapiteln für die sieben Salz-, Berg- und Mauthämter, — zwei Bücher auf gleiche Weise für Tyrol, die Vorlande und das Elsaß, — zwei für die Reichssachen, — ein Extraordinari- oder Vagantbuch für die auswärtigen Geschäfte, ein Curialbuch für den Hofstaat und das Ceremoniel, — ein Kriegsbuch für militairische Gegenstände, ein Consilialbuch für Plane und Memoires, ein öffentliches und ein heimliches Memorialbuch für die täglichen Agenten, letzteres für die geheimen Gegenstände aus allen Fächern, unter eigenem Schloß und Riegel.

Für das Kriegswesen, das er bereits bemerktermaßen im Großen und im Detail mit bewunderungswürdiger Vollkommenheit kannte, fängt mit Maximilian eine neue Epoche an. Mit Georg von Freundsberg entwarf er das erste Kriegsrecht, theilte die Reiterei in schwere und leichte, gebrauchte sie mehrmals in Fußgefechten, errichtete die Regimenter, die Bataillons (Fähnlein), hatte, im Hause Oesterreich der Erste, eine zweckmäßig bewaffnete, leicht bewegliche Infanterie, führte den Gebrauch der Piken ein, machte in der Artillerie die wichtigsten Verbesserungen, und wie er selbst jede Art von Geschütz von der Armbrust bis zur Karthaune vortrefflich bediente, so schickte er mehrere seiner vertrautesten Offiziere zu fremden Heeren, um dort ihm unbekannt gebliebene Vortheile der Bewaffnung und Artillerie zu lernen. Jedes seiner Stücke ließ er portraitiren und gab jedem seinen eigenen Namen. Die aus seinen Belagerungen berühmtesten derselben waren: der Weckauf, der Erdbidmer, die Kitzlerin, die zwei Siegerinnen, der Purlepaus ꝛc.

Für die Verbindung der Länder, schnelle und sichere Beförderung seiner Befehle und Geheimnisse und interessanter Nachrichten errichtete er, von der Emsigkeit der Taxis unterstützt, die Posten in den Niederlanden zuerst.

Die Länder, die er ererbt, weniger noch jene, die er sich selbst oder seinen Enkeln erworben, waren an Sprache, Sitten, Satzungen, Verfassung einander ganz und gar nicht gleich. Diese große Gebrechen zu heben,

ohne durch rasche gewaltsame Aenderungen ihr Vertrauen und ihre Liebe auf's Spiel zu setzen, hegte er die herrliche Idee, sie durch ein allgemeines Parlament dem Ziele der Einheit möglichst zu nähern, an seinem Hoflager eine immerdauernde, perpetuirlich bevollmächtigte Versammlung ständischer Abgeordneten aus allen seinen Landen zu haben

In Schwaben, in Vorarlberg, wo noch keine Stände waren, erschuf er welche (1518), aber blos Bürger und Bauern (Städte und Herrschaften oder Gemeinden), keinen Adel, keine Prälaten.

Ein neues Band zwischen den verschiedenen Provinzen schuf er — sie zur gemeinschaftlichen Gegenwehr vereinigend, wo sie bisher Jedes nur dann Geld oder Mannschaft beigetragen hatten, wenn der Krieg schon ihre eigenen Grenzen hart bedrohte oder überschritten hatte, wo es somit für gemeinschaftliche Maßregeln meistens zu spät, die Offensive gar nicht möglich war.

Allgemeine Landesbewaffnung, vordersamst eine imposante Infanteriereserve, Aufstand in Masse (auf den Glockenstreich in der Noth), wenn nämlich der Feind schon eingebrochen war, war Maximilians letztes Werk: der erste Versuch dazu geschah in Tyrol durch das Landlibell von 1511.

In den auswärtigen Geschäften, für Vergrößerung, Befestigung, Unabhängigkeit seiner Krone, hat Maximilian unglaublich viel geleistet. Er war der erste König der Deutschen, der sich, ohne die päpstliche Krönung abzuwarten, römischer Kaiser genannt hat; „denn," schrieb er prophetisch, „wie sich die Läuff gegenwärtiglich von allen Enden erzaigen, wirdet künftig einem römischen Kaiser, wohl hart möglich sein, die kaiserlich Kron zu empfahen."

Vom Vater erbte er nur Innerösterreich, dazu eroberte er das Land ob und unter der Enns aus der Ungarn Händen. Bei seinem Abscheiden verließ er diese Hausmacht mit jener von Burgund, Castilien und Arragonien und einer neuen Welt vermehrt, Böhmen und Ungarn seinen Enkeln neuerdings gesichert. Diese herrschten an den Cordilleras, den Apenninen, Pyrenäen und Karpathen. Friedrich konnte die Bürger von Wien nicht in Schranken halten, Maximilian hat mit Frankreich, Spanien, Venedig, dem Papst, den Ungarn, Eidgenossen und Türken rühmlich (allemal wo er selbst zugegen war), größtentheils auch glücklich gekriegt.

Man hat seinem Enkel Karl V. das Aufstreben zur Universalmonarchie mit Unrecht vorgeworfen. Eine solche Idee lag wohl eher in Maximilians romantischem Sinne. Es ist im südlichen Europa kein Reich, auf

das er nicht Ansprüche zu haben fest überzeugt war; „sein Aelter-Vater, der heylig Kaiser Karl, der da was, der erst Sunnenspiegel des Reichs," — hatte freilich weitere Grenzen gehabt. Er führte in seinem Wappen das byzantinische Kaiserthum: „getrennt von dem Reich durch uebermut der (griechischen) Kirchen dadurch Sy got gestrafft hatt und den Hayden vnnderworffen. Das hofft Kunig Maximilian oder seine Nachkommen, in kurzer Zeit wieder zu erlangen." Er führte die Schilder von England und Portugal; jenen, weil er von dem: „alten Kuniglichen Geblut — von Lankastren, von seiner Mutter des Kunigs von Portugal Tochter, deren Altmutter eine von Lankastren gewesen ist. So steht auch in diesem Schilde aus pillichkait die edle Kron von Frankreich, auch durch weiplichen Standt, des geschlechts von Lankastren, darumb so fürt Kunig Maximilian diesen Schild gar." Das Wappen von Portugall, ein Kunigreich zu Ende der Christenheit, darynn sind begriffen manichs Kunigreich — der Haydenschaft, so der Welt unbekannt gewesen weil seine Mutter: „ain Erbtochter, nach ableybigkeit Irs bruders Kynnder, natürlich gewest ist, durch Uebergab des letzten Kunigs, dessen Vater der yetzig Kunig ist."

Ohne den Raub seiner Braut, der bretagnischen Anna, und ohne die unkluge, des Kaisers Absichten ganz zuwiderlaufende Behandlung der Eidgenossen, durch die Innsprucker Regierung, hätte Maximilian zweifelsohne Frankreich auf dieselbe Ohnmacht zurückgeführt, in welcher es unter den Söhnen Philipps des Schönen, unter Johann und Karl VI. lag. Oft pflegte er von diesem herrlichen, in Sprache, Sitten, Abgaben und Gesetzen einigen Reiche zu sagen: „wenn er Gott Sohn wäre, würde er sich von Gott dem Vater nichts Anderes erbitten, als König von Frankreich zu werden."

Drei Entwürfe hat er völlig aufgeben müssen: „sein geliebtes Tyrol (1503) zum Kurfürstenthum — und die gesammten Lande des österreichischen Kreises, so wie die burgundischen (1518) mit Beibehaltung ihrer Verhältnisse zum deutschen Reiche, gleich Böhmen, zu Königreichen zu erheben, — endlich das sonderbare Vorhaben, Papst und somit zugleich geistliches und weltliches Oberhaupt der Christenheit *) zu werden."

Außerdem, daß er im Innern stets die Mittel des Angriffs und der Vertheidigung bereit zu halten beflissen war, sicherte er seine Erblande noch

*) Rex idem hominum, Phoebique sacerdos! —

insbesondere durch richtig berechnete Defensivallianzen (in der damaligen diplomatischen Sprache Erbeinigungen, Erbvereine), 1511 mit den Eidgenossen, 1518 mit gemeinen drei Bünden in Hohenrhätien, im gleichen Jahre mit Kurpfalz, vorzüglich wichtig für den Fall der Nachfolge in Böhmen, wegen der Lehen und Pfandschaften, die von dieser Krone herrührten und fast zwei Dritttheile der oberen Pfalz ausmachten.

Er hat, der Erste, den Norden in ein ordentliches Bundessystem eingezogen, und des Interesses Ungarns und Böhmens eingedenk, waffnete er den deutschen Orden in Preußen und selbst den großen Iwan Wasiljewitsch, nach vollbrachter Befreiung Rußlands vom tatarischen Joche, wider Polen. Isabellen, seine Enkelin, vermählte er Christjern II. von Dänemark, Norwegen und Schweden, den später Gustav Erichsson Wasa vom letzteren Throne stieß.

Während Sten Sture's Reichsverwesung und der Ungewißheit in der höchsten Gewalt trachtete Maximilian (1492) nach der schwedischen Krone und sendete Georgen von Thurn nach Stockholm, um die Stände zu bewegen, sich zugleich in den Verband des deutschen Reiches zu fügen, aber vergeblich.

So wie er (1492) alles Ernstes strebte, den Vergleich von Thorn (vom 16. October 1466) zu vernichten, den deutschen Orden wieder souverain zu machen, die blühenden Hansestädte Elbing, Danzig und Thorn und die Ufer der oberen Weichsel der polnischen Hoheit zu entrücken, so verband er sich mit dem russischen Czaar zur Wiedereroberung Kiew's wider die Gebrüder Kasimir von Polen und Wladislav von Ungarn und Böhmen. Zugleich kam ein Handelstraktat zwischen Maximilian und dem Großfürsten zu Stande.

Zweiundzwanzig Jahre später schloß der Kaiser durch Georg Schnitzenbaumer einen ewigen Erbverein mit dem Czaar, — er nannte ihn darin Kaiser und Herrscher aller Reußen, dem weniger strengen Ceremoniell folgend, welches gegen orientalische Fürsten beobachtet worden war. Zwar ließ der Kaiser in der Folge durch Peutinger eine Verwahrung einlegen, daß Schnitzenbauer, durch die unbedingte Verwilligung jenes Titels, seine Vollmacht überschritten und vielleicht etwas zugestanden haben möge: „so Sr. Majestt. Gewissen und des h. Reichs Stilo und Ordnung oder der kristenlichen Religion zuwider“ — aber der Bund selbst wurde durch die (im Juni 1515) neuerdings nach Moskau abgeschickten Gesandten,

Moritz von Burgstall und Dr. Jakob Oesler, im Wesentlichen vollkommen bestätigt.

Maximilians erster politischer Zweck war, jede Vermehrung der französischen Macht zu hindern. Er betrachtete sie als eine Verminderung der seinigen. Die Niederlande brachten ihn in den Bund Englands. Die burgundische Erbschaft stellte ihn Frankreich in die Flanke, die spanische in den Rücken, durch beide konnte er dasselbe hindern, seinen Plänen auf Italien Folge zu geben. Mailand suchte er nur, um ihm die Pforten desselben desto gewisser zu verschließen. Gerade gegen dasselbe konnte er die Macht des Reiches und seine Hausmacht bewegen. Daß er sich, wiewohl sehr ungern, den Erbfeinden Habsburgs, den Eidgenossen, genähert hat, geschah nur, um Ludwig XII. von der schwächsten Seite anzugreifen.

Des Hasses gegen Einzelne war sein edles, mildes Herz unfähig. — Gleichwohl kann man sagen, daß er Venedig und Frankreich gehaßt habe. In einem eigenen in rothen Sammet gebundenen Buche, das er fleißig zu lesen pflegte, hat er alle Unbilden aufgezeichnet, die ihm durch die Franzosen zugefügt worden. In keinem Augenblicke des Cambrayer Bundes hat es Ludwig XII. redlich mit ihm und der gemeinen Sache gemeint. Es ist schon oben bemerkt worden, daß der französische König unter den Ursachen seiner Erkaltung auch des Kaisers Weigerung anführte, sich zur festgesetzten mündlichen Unterredung mit ihm einzufinden; — aber Maximilian war bereit, den König in Verona oder Peschiera zu sprechen, aber in den sonderbaren Antrag wollte er nicht eingehen, diese Unterredung unter Gezelten auf einer kleinen Insel des ganz von französischen Schiffen beherrschten Gardasees zu halten, zumal er durch einen günstigen Zufall erfahren hatte, daß zwei der in solchen Aufträgen geübtesten Hauptleute der Gensd'armes Befehl erhalten hatten, sich, wie immer möglich, seiner Person zu bemächtigen. Im folgenden Feldzuge wiegelten die französischen Generale ihre Truppen selbst zum Aufstande auf, als man sie über drei Monate im Felde halten wollte, und vereitelten dem Kaiser dadurch jede Benutzung seines Sieges.

Als der Kaiser bei der Belagerung von Padua ankam, fand er die Stadt gerade von der stärksten Seite angegriffen, wo die Venetianer ganz neuerdings zahlreiche und treffliche Befestigungen aufgeworfen hatten. Die deutschen Hauptleute entschuldigten sich damit, die französischen Ingenieure hätten gerade diesen Punkt ausersehen. Der Kaiser befahl sogleich an

einem anderen Orte aufzuwerfen, den er selbst mit dem ihm eigenen trefflichen Blicke ausersehen. Da weigerten sich die Franzosen geradezu und erklärten es ihrer Ehre zuwider, und drohten, mit ihren Völkern gar abzuziehen. Maximilian, höchst unmuthig, ließ also gleichwohl fortfahren, wie angefangen worden. Mehrmals kam er auf sein altes Verlangen zurück, mit nicht besserem Erfolge. Einer der französischen Hauptleute hatte die Treuherzigkeit, ihm mit vielem Aufheben zu sagen: „Zuvörderst werde diese Belagerung viel Geld und Blut kosten —"

„Je länger, je mehr," unterbrach ihn Maximilian — „und dann sei es, wie ihre Instructionen gar deutlich auswiesen, keineswegs die Absicht des Königs, ihres Herrn, daß Oesterreich seine Vortheile so weit verfolgen solle."

Warum der sanfte Maximilian wider die Republik solchen Haß im Busen getragen, ist im Verlaufe seines Lebens schon bemerkt worden. — Es gehört aber in den Kranz von Abscheulichkeiten, welche die italienische Staatskunst des XV. und XVI. Jahrhunderts ausmachten, daß einst ein geheimer Ausschuß des Zehnerrathes und der Weisesten aus den Pregadi einem berühmten Giftmischer (der dem hohen Rathe um bestimmte Preise jeden europäischen Souverain, namentlich den Papst Leo, Maximilian, die Könige von Frankreich und Spanien rc., in bestimmter Zeit aus dem Wege zu räumen gelobt hatte), auftrug, für 1500 Dukaten sein Probestück zuerst an dem Kaiser abzulegen. Verhütet wurde die Unthat, aber verborgen blieb sie nicht.

Ausländische Geschichtsschreiber haben Maximilian Veränderlichkeit in seinen Bündnissen und Friedensschlüssen vorgeworfen. Wie war es möglich, bei Alliirten auszuharren, welche nicht einmal die Schonung hatten, ihrem Wankelmuthe irgend welchen rechtfertigenden Anstrich zu leihen? — Welchen Frieden konnte er mit Feinden ohne Treu und Glauben schließen, die den Frieden nur suchten, um gerechter Rache zu entgehen, nur annahmen, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen, und ihn wieder brachen, sobald sie den zu großmüthigen oder zu nachgiebigen Feind unvorbereitet glaubten?

Außer der weisen, standhaften, von den Niederländern angebeteten Margarethe und den dortigen Staatsräthen Croy und de Praet, waren des Kaisers vorzüglichste Werkzeuge: der Hofkanzler Cyprian Särentheimer von Nordheim, aus einem alten tyrolischen Geschlechte und derselben Gegend,

wo lange vor dem Antritte des Papstthumes Aeneas Sylvius Pfarrer gewesen, Cyprian selbst, ein Mann von gesundem Urtheile und lasttragendem Fleiße, nüchtern, schlaflos, so verschwiegen, daß er auf sein Grab bei St. Jakob zu Innspruck den Bibelspruch mit Recht hinschreiben konnte: imposui ori meo custodiam, so einfach, daß er, zum Abschlusse des Vertrages von Blois, von Innspruck bis dahin Tag und Nacht Post geritten, sein einziges sammetnes Kleid hinter sich auf dem Pferde führend; — Paul von Liechtenstein, tapfer, heftig, die öftere Verlegenheit seines Herrn durch Opfer aus Eigenem, durch Prachtliebe, durch Compagnie mit den Fuggern von Augsburg bedeckend; — Matthäus Lang von Wellenburg, Cardinal, erst Bischof zu Gurk, dann Erzbischof zu Salzburg, ein Mann von mächtiger Beredtsamkeit, fruchtbringendem Thateifer und vielseitiger Erfahrung, der es verstand, einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen zu sein, und von seinem Herrn so geliebt war, daß man ihn irrig für einen natürlichen Sohn Maximilians hielt.

Särentheimer hat übrigens das Verhältniß der Minister zum Kaiser in einem Schreiben an Liechtenstein (aus Duisburg, Jänner 1509) in wenig Zeilen erschöpfend ausgedrückt:

„Ir kennt seine Maytt. pass (besser) dann ich, und daß Ir Maytt. alle ding selbst angeben, durchsehen und korrigiren will — es muß alles bei und von kuniglicher Maytt. erledigt werden. — Ir Maytt. feyert nit und kan nitt still ligen, darum unnser ains desto weniger ausrichten mag."

Maximilian war Selbstherrscher im eigentlichen hohen Sinne des Wortes.

(J. v. Hormayr, österr. Plutarch, 5. Bdch.)

Albert Herzog zu Sachsen,

Erbstatthalter in Friesland, kaiserlicher Generalissimus.

Der Stifter der Meißnischen Linie des Hauses Sachsen, die in der Folge die Kurlinie geworden, hatte am Hofe seines Oheims, Kaiser Friedrichs III., eine glückliche Jugend verlebt, und behielt sein ganzes

Leben hindurch treue Anhänglichkeit an das mütterliche österreichische Haus, die auch in seinen Nachkommen, bei ganz veränderten Staatsverhältnissen, sich nie ganz verleugnete. Die Kurfürsten Moritz, Johann Georg I., Johann Georg III., der König Friedrich August I., gaben davon Beweise.

Alberts Kindheit ward schon merkwürdig durch den bekannten sächsischen Prinzenraub. Er hatte nachher Palästina bereiset und war in seinen ersten Heerzügen in Deutschland und gegen Karl den Kühnen (1478 u. flg.) nicht unglücklich gewesen. Im Alter der geschäftigsten Einbildungskraft und des regsten Muthes sah er sich auf den böhmischen Thron gerufen, und ebenso von Denen, die ihn riefen, wieder verlassen (1471).

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir den Fürsten betrachten, der einen langen Zeitraum hindurch die Seele der deutschen Heere gewesen ist.

Als Oberbefehlshaber über die Reichshilfe setzte er sich den weiteren Fortschritten des ungarischen Königs Matthias, der nach der Eroberung von Wienerisch-Neustadt ganz Niederösterreich in seiner Gewalt hatte, standhaft entgegen; und mehr dem Rufe des Feldherrn, als den Streitkräften des Heeres, hat man seinen Vergleich mit diesem Könige (1487) zu danken, der damals so nachtheilig schien und doch das österreichische Erbrecht auf Ungarn gründete.

Jetzt ging Albert nach Brabant (1488) zur Befreiung des römischen Königs, wo ihn Friedrich III. nach erreichter Hauptabsicht mit dem größten Theile des Heeres zurückließ.

Er trieb die Aufrührer aus mehreren ihrer Schlupfwinkel, und zur Lehre, daß man einen abziehenden Belagerer nicht beschimpfen müsse, ging Arschot im gelungenen zweiten Ueberfalle in Feuer auf; nur die Wehrlosen wurden vom Schwerte der Sieger verschont (1489).

Maximilians Gegenwart schien jetzt in Oesterreich nothwendig, und ward es bald darauf, durch des Königs Matthias Tod, auch in Ungarn. Die Niederlande zu beruhigen und den Krieg mit Frankreich zu führen (1491—1493) überließ er Alberten, welcher auch Flandern und Brabant, theils durch Waffen, theils durch Unterhandlungen, vollends zum Gehorsam brachte, in Holland und Utrecht die Gährungen dämpfte (1492), dann besetzte, Sluys belagerte und mit dem Herzoge von Cleve einen Vergleich traf, Arras und St. Anna aber durch die darin unterhaltenen Verständnisse in seine Gewalt bekam. Dieses Alles führte nach mehreren kleinen Gefechten den Frieden von Senlis (1491) herbei.

Auch im geldernschen Kriege (1497 u. flg.) führte der Herzog den Oberbefehl. Als Erbstatthalter über Friesland, womit ihn Maximilian belehnte, glückte es ihm zwar, den unbiegsamen Freiheitssinn — besser zu sagen Empörungssinn — der Friesen scheinbar zu bändigen; aber kaum war er aus dem Lande, so belagerten sie seinen Prinzen zu Franken; der Vater mußte auf ihre schmählichen Drohungen an der Spitze eines Heeres herbeieilen und die Aufrührer drei Mal zurückschlagen, ehe er den Sohn befreien konnte (1500). Er selbst starb auf diesem Zuge zu Emdden an den Folgen einer dabei erhaltenen Schußwunde.

Albert war auch für die mit so großem Eifer betriebene, aber später nicht zu Stande gekommene Sendung eines Heeres zur Hilfe wider die Türken (1496) zum obersten Feldhauptmann (Generalissimus) bestimmt gewesen. Aus den ihm zugestandenen fast königlichen Bedingungen läßt sich entnehmen, wie hoch man seine Feldherrntalente schätzen mochte.

Im Zeitalter dieses Fürsten ist der Kriegsmann, der sich seines Muthes gebraucht, nicht aber einzig von seinem Muthe sich führen läßt, vielmehr aus Boden- und Menschenkenntniß berechnet, wo man einhalten muß, noch immer eine seltene Erscheinung: — aber der muthvolle und durch Zufälle, Erfahrungen und Verhältnisse weise gewordene Albert war unstreitig einer dieser Seltenen.

Rudolph der Tapfere, Fürst zu Anhalt,

kaiserlicher General.

Rudolph war der jüngste Sohn Georgs des Aelteren aus der früheren Linie des Hauses Anhalt-Zerbst. Er erhielt die Vollendung seiner Erziehung zu Mainz und trat hierauf in die Dienste Maximilians I., bei dessen Krönung er zum Ritter geschlagen wurde, und welchen er 1490 auf seinem Zuge nach Ungarn begleitete. Bald nachher brachte er einige Zeit als kaiserlicher Gesandter an dem päpstlichen Hofe zu, nach diesem aber wurden seine Talente fortwährend im Felde benutzt.

Nachdem er sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten vortheilhaft gezeigt, und namentlich Maximilian so mit Liebe anhing, daß er ihm, als er zu Brügge gefangen gehalten wurde, nicht von der Seite wich und freiwillig dessen Gefangenschaft theilte, so vertraute ihm Maximilian 1507 den Oberbefehl wider Karl von Egmont in Geldern. Rudolph ließ nun zu Herzogenbusch zwölf große Kanonen und drei Mörser gießen, und griff hierauf das feste Schloß Proyen an, das er eroberte und dem Boden gleich machte. Im Kriege wider Venedig stieg sein Ruhm noch höher. An der Brenta schlug er 1509 das Aufgebots-Heer der Republik, nahm Cadore weg, eroberte 1510 Legnano und Vicenza, das er zugleich für seine Untreue bestrafte, indem es, schon einmal in Pflicht genommen, wieder abgefallen war. Hierauf vertheidigte er Verona wider den feindlichen Feldherrn Liviano, der es mit Sturm nehmen wollte.

Rudolph ließ innerhalb der Festungsmauer rund herum einen mannstiefen Graben machen, mit Bretern austäfeln und an diesen allenthalben lange eiserne Nägel, deren Spitzen aufwärts standen, anbringen. — Zugleich wurden die Breter mit Pulver und Brandzeug belegt und so mit diesem schrecklichen Hinterhalte und einem wohlbedienten großen und kleinen Geschütze der Angriff erwartet.

Liviano fällte bald darauf wirklich einen Theil der Mauer mit seinem Geschütze und ließ zum Sturme schreiten; als aber seine Leute über den Wallbruch gedrungen waren, stürzten sie in den ihnen unbekannten Graben, blieben an den eisernen Stacheln hängen, und wurden dann von dem Brandzeuge, das ein Lauffeuer entzündete, eben so schrecklich als vollständig aufgerieben. Liviano, welcher vor Verona gegen 3000 Mann verloren hatte, mußte die Belagerung aufheben. Der heldenmüthige Rudolph erfreute sich aber nicht lange der Früchte seiner Tapferkeit und Ausdauer, er erkrankte bald nach Aufhebung der Belagerung zu Verona, und starb den 8. September 1510. Seine Leiche wurde nachmals in die erzherzogliche Gruft zu Stams in Tyrol übertragen.

Dieser Feldherr hat zur Verbesserung des Geschützes unter Maximilian wesentlich beigetragen, und war einer der Ersten, die sich des großen Geschützes mit Erfolg bedienten.

Der Plan, eine Verbindung mit mehreren Genossen zu einem Orden wider die Türken, die Georgen-Gesellschaft, zu gründen, beschäftigte

ihn viel, aber es zeigte sich bald, daß eine solche Anstalt nicht mehr im Geiste des Zeitalters war, und so zerfiel die Sache, bevor sie noch recht zum Entstehen kam.

Rudolph war es, welcher Maximilian bewog, der Kaiserkrönung am päpstlichen Hofe auszuweichen, und wirklich ward nur noch sein Enkel Karl V. daselbst gekrönt und dadurch den Deutschen in der Folge viel Geld und Blut erspart. Maximilian schätzte unter den vielen Tugenden Rudolphs besonders seine Uneigennützigkeit, mit der er nicht selten die eigenen Einkünfte verwendete, um im Felde die Truppen zu bezahlen.

Oft, wenn Rudolphs von Anhalt gedacht wurde, sagte der Kaiser: „Ach, Anhalt, das ehrliche Blut!" und bewies dadurch, wie theuer er seinem Herzen war.

Außer anderen Vorrechten erwarb Rudolph seinem Fürstenhause das kaiserliche Oberstabelmeisteramt.

Andreas Graf von Sonneberg,

kaiserlicher General.

Die Eltern dieses ausgezeichneten Feldherrn waren Eberhard von Waldburg und Kunigunde Gräfin von Montfort.

Sein Vater kaufte 1463 von dem Grafen von Werdenberg die Herrschaft Sonneberg und erhielt vom Kaiser Friedrich III. die gräflichen Titel darüber. Andreas wurde nicht nur in ritterlichen Uebungen, sondern auch in wissenschaftlichen Kenntnissen erzogen, besuchte, als er erwachsen war, viele der ansehnlichsten Höfe seiner Zeit, und trat hierauf in die Dienste des Erzherzogs Sigismund, der Tyrol und die Vorlande beherrschte.

Anfangs war er diesem Fürsten im Rathe, bald aber auch im Felde nützlich, wo er ihm 1468 wider die Schweizer und späterhin (1488) gegen Venedig diente.

Um das Jahr 1488 zog er auch mit Kaiser Friedrich III. wider die flandrischen Städte, um den gefangenen Maximilian aus Brügge zu



befreien, und zeichnete sich hierauf in verschiedenen Kriegen sowohl wider die Flandern als die Franzosen aus.

Unter der Regierung Maximilians I. machte er nach dem Tode des Königs Matthias von Ungarn 1490 den Zug nach Oesterreich und Ungarn mit, war bei der Erstürmung von Stuhlweißenburg thätig, und focht bald darauf auch wider die Türken in Croatien. Auf allen diesen Zügen hatte Sonneberg bald den Oberbefehl über ein ganzes Heer, bald über eine so beträchtliche Abtheilung des Heeres geführt, daß ihm der Sieg entweder allein zuzuschreiben war, oder er doch den größten Antheil daran hatte. Der Kaiser behielt ihn auch von nun an eben so ununterbrochen in seinem Rathe, als auf seinen Heereszügen an der Seite. Als 1504 der Krieg über die bayerische Erbfolge wider den Pfalzgrafen Ruprecht ausbrach, war Sonneberg, ungeachtet seines schon hohen Alters, doch mit unglaublicher Thätigkeit überall, wohin ihn die Gefahr der Seinigen rief. Nach der Niederlage der Pfälzer und Böhmen wandte sich der Kaiser gegen Kufstein, und Sonneberg wollte mit 63 Pferden zu ihm stoßen, traf aber in der Gegend von Landshut mit dem Pfälzischen Kriegsobersten Georg von Wisbach zusammen, der einige Tausend Mann befehligte, und wurde hier, nach tapferer, aber erfolgloser Vertheidigung, gefangen. Nach Beendigung seiner Gefangenschaft suchte er Ruhe und zog sich auf seine Erbgüter in Schwaben zurück. Hier hatte er leider in seiner Nachbarschaft den Ritter Felix von Werdenberg zum Feinde, welcher seine Familie durch den Verkauf der Herrschaft Sonneberg an unseres Andreas Vater beeinträchtigt glaubte, und sich darüber mit dem greisen Krieger vielfältig entzweite. Als Sonneberg 1511 eines Tages unbewaffnet von der Jagd allein nach Hause ritt, wurde er von dem Ritter von Werdenberg auf der Straße bei Mengen überfallen und ermordet. Die Familie des Gemordeten klagte wohl auf peinliches Recht bei dem Kaiser, aber Maximilian sah sich genöthigt, die Sache auf sich beruhen zu lassen, weil er trotz des eingeführten Landfriedens doch noch schonend gegen das uralte Vorurtheil verfahren mußte, vermöge welches sich der deutsche Adel noch immer berechtigt glaubte, seine einzelnen Streitigkeiten mit dem Schwerte auszufechten.

(Reilly, Biographieen österreichischer Feldherren.)

Eitel Friedrich Graf zu Hohenzollern,

kaiserlicher Geheimerrath, Oberhofmeister, Feldoberster und Kammerrichter.

Einer der edelsten Männer der Maximilianischen Periode, in beiderlei Berufe der Geschichte werth, vir domi militiaeque clarus.

Dieser vortreffliche Mann legte sich eben so eifrig darauf, den Krieg zu verhüten, als ihn mit Vortheil zu führen, wozu ihn seine seltenen Kenntnisse des Rechts sowohl als auch der Kriegskunst besonders begünstigten und ihm halfen, manchen Zwist gütlich auszugleichen. Eitel Friedrich war ein Sohn des Grafen Nikolaus von Zollern und der Elisabeth Gräfin von Werdenberg, und wurde am österreichischen Hofe erzogen. Seine Jugend widmete er nicht nur der Erlernung ritterlicher Uebungen, sondern am meisten dem Studium des Rechts, welches seiner Zeit die Großen nur gewöhnlich mit dem Degen zu behaupten gewohnt waren. Nachdem Maximilian den Landfrieden gegründet, und um selbigen zu handhaben, ein zweckmäßigeres Kammergericht, als die vorhergehenden Anstalten dieser Art waren, organisirt hatte, und es 1495 zu Frankfurt am Main eröffnete, wählte er Zollern zu seinem ersten Kammerrichter — eine Wahl, die allein hinreichte, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und wodurch der Kaiser bewies, daß er ihn für einen der redlichsten Männer der Nation hielt.

Allein da Zollern auch trefflich die Waffen zu führen wußte und in der Kriegskunst tüchtig bewandert war, so ward er nicht selten von seinem friedlichen Posten zu entfernten Geschäften und zu den Waffen gerufen, in denen er sich stets als kluger Feldherr bewährte.

Schon 1479 hatte er sich in dem Treffen bei Guinegate ausgezeichnet, und 1488 befehligte er den Vortrab, mit welchem Kaiser Friedrich gegen Flandern rückte, um seinen gefangenen Sohn aus Brügge zu befreien. Im Jahre 1499 führte er mit Dietrich von Blumeneck ein kleines Heer wider die Schweizer am Bodensee und eroberte Rorschach.

Als 1500 die Grafschaft Görz an Oesterreich kam, war er einer der drei Bevollmächtigten, die dort im Namen des Kaisers die Erbhuldigung empfingen.

Erzherzog Philipp ertheilte ihm 1501 den Orden des goldnen Vließes. Während des Krieges wider die Pfälzer und Böhmen (1504) befehligte er

bei Regensburg den rechten Flügel der Reiterei, und trug sehr viel zu dem Siege bei, der dort erfochten wurde.

Zollern beschloß sein ruhmvolles, würdiges Leben zu Wien den 18. Juni 1512 und wurde zu Hechingen in einer Kirche begraben, die er selbst erbaut hatte.

Ein Staatsmann, der Gesetze nicht bloß zu geben und zu handhaben weiß, sondern auch, wenn sich der Fall trifft, durch den Degen zu behaupten Kraft und Muth in sich fühlt, ist in der Geschichte eine seltene, aber um so erhabenere Erscheinung.

Karl Herzog von Bourbon,

Connetable von Frankreich, nachheriger kaiserlicher Oberfeldherr der Armee in Italien.

Dieser berühmte Feldherr stammte in gerader Linie von dem heiligen Ludwig ab, und war der zweite Sohn Gilberts von Bourbon, Grafen von Montpensier, welcher im Königreiche Neapel starb, wo er unter Karl VIII. Vicekönig war. Sein älterer Bruder, Ludwig Graf von Montpensier, hatte von der Natur eine Reizbarkeit erhalten, die seinen Hintritt beschleunigte, ohne welchen Karl von Bourbon nie die Rolle gespielt haben würde, welche in der Folge die Augen des ganzen Europa auf ihn richtete.

Voll von einer unerklärbar leidenschaftlichen Liebe zu seinem Vater, hatte Ludwig kaum die Nachricht von dem Tode desselben erhalten, als er in eine Schwermuth versank, aus welcher er sich nicht eher hervorarbeitete, als bis Ludwig XII. Anstalten zur Wiedereroberung Neapels machte. Die Aussicht, das Grab seines Vaters zu sehen, war so reizend für die trübe Seele des Jünglings, daß er um die Erlaubniß bat, das französische Heer nach Italien begleiten zu dürfen. Auf Italiens Boden verschwand seine Traurigkeit, indem sie sich in eine Art von Wuth verwandelte. Ueberall, besonders aber bei dem Sturme von Capua, zeichnete sich der junge Fürst durch seine Tapferkeit aus. Die Fortschritte der Franzosen waren rasch, Neapel wurde erobert, triumphirend zog das Heer in die Hauptstadt ein, aber der Graf von Montpensier theilte die allgemeine Freude nicht, er fühlte nur den Beruf, das Grabmal seines Vaters aufzusuchen. Die

Generale der Armee begleiteten ihn. Nach seiner Ankunft in der Kirche, wo der geliebte Leichnam beigesetzt war, ließ er eine feierliche Messe veranstalten, und nach beendigtem Gottesdienste verlangte er ihn zu sehen. Der Deckel des Sarges wurde aufgehoben. Sprachlos sah er auf die verehrte Hülle mit Blicken hin, welche die stärksten Bewegungen des Herzens ausdrückten, und plötzlich warf er sich auf den Gegenstand seiner wüthenden Liebe, umklammerte ihn mit Inbrunst, und starb, von seinem Schmerze erstickt. — Vergeblich suchten ihn die bestürzten Zuschauer in's Leben zurückzurufen. Man vereinigte zuletzt die Leiche des Sohnes mit dem Leichnam des Vaters in einem bleiernen Sarge, den man nach Frankreich sandte.

Karl, welcher durch dieses in seiner Art einzige Ereigniß der nächste Erbe seines Vaters geworden war, wurde bis zu seinem achtzehnten Jahre mit der größten Sorgfalt in allen Kriegswissenschaften unterrichtet, welche sich indessen damals weit mehr auf Abhärtung des Körpers und Stärkung des Muthes, als auf Bereicherung des Kopfes mit nützlichen Kenntnissen bezogen, und eben daher weit öfter Riesen als Helden bildeten. Der Geist der Unabhängigkeit, durch das Feudalsystem hervorgebracht und genährt, trug das Seinige bei, einem solchen Unterrichte Eingang in die Seelen besonders Derjenigen zu verschaffen, welche durch ihre Geburt bestimmt waren, an der Spitze eines Heeres durch ihr Beispiel die Wuth der großen Menge zu entflammen.

Karl hatte vor vielen anderen Prinzen Frankreichs die Aussicht, zur Behauptung einiger Rechte seine kriegerische Erziehung zu benutzen, nicht sowohl als Nachfolger seines Vaters in der Grafschaft Montpensier, sondern vielmehr als präsumtiver Erbe der reichen Besitzungen des Herzogs Peter von Bourbon, welcher im Begriff war, ohne männliche Nachkommenschaft von der Bühne des Lebens abzutreten.

Ludwig XI. hatte den Herzog Peter mit seiner Tochter, Anna von Frankreich, zu einer Zeit vermählt, wo er als Herr von Beaujeu in der drückendsten Armuth lebte und bloß die Aussicht hatte, dem Herzoge Johann von Bourbon, seinem älteren Bruder, als Erbe zu folgen, welcher, mit Johanna von Frankreich, Tochter Karls VII., vermählt, kinderlos geblieben war. Wirklich rechtfertigte der arme Herr von Beaujeu als Herzog von Bourbon die scheinbare Mißheirath, aber er hatte mit seiner vornehmen Gemahlin nur eine einzige Tochter erzeugt, welche noch dazu nicht bloß von der Natur gemißhandelt, sondern auch sehr kränklich war.

Dem salischen Gesetze nach mußten alle seine Besitzungen auf die jüngere Linie der Bourbons zurückfallen, an deren Spitze der Graf von Montpensier als ältester männlicher Erbe stand; dies Recht war so unbezweifelt, daß sich Niemand einfallen ließ, eine Schmälerung desselben für möglich zu halten, und ein Jeder erstaunte, als sie gleichwohl erfolgte.

Aengstlich besorgt für das Schicksal seiner gebrechlichen Tochter, ruhte der Herzog Peter nicht eher, als bis er Ludwig XII. zur Aufhebung der Substitutionsacte Johanns I., Herzogs von Bourbon, und zur Ausfertigung eines Patents bewog, durch welches seiner Tochter der Besitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne und der Grafschaft Clermont zugesichert wurde. Man sagt, daß der König diese Ungerechtigkeit gefühlt habe, daß er aber von dem Mitleid mit einem Vater, der das Unglück, keinen Sohn zu besitzen, sehr schmerzlich empfand, um so leichter fortgerissen wurde, da er sich in demselben Falle befunden. Wie dem auch sei, das Parlament weigerte sich, das ausgefertigte Patent in seine Register einzutragen, bis sich der Herzog Peter anheischig machte, seine Tochter Susanne mit dem Herzoge von Alençon, zweitem Prinzen von Geblüt, zu vermählen. Nach dieser Erklärung wurde keine weitere Rücksicht auf die Ansprüche des Grafen von Montpensier genommen, welcher noch zu jung war, um sie selbst zu vertheidigen.

Ehe indessen diese Vermählung vollzogen werden konnte, hatte der Herzog Gelegenheit, seinen Neffen kennen zu lernen, der ihn zu la Chaussiere, einem für jene Zeit sehr prächtigen Lustschlosse, einige Viertelmeilen von Moulins, besuchte. Was das Gerücht zu seinem Vortheil verbreitet hatte, sah er jetzt selbst als Wahrheit. Die Anlage zu einem künftigen Helden entging besonders dem Scharfblicke seiner Gemahlin nicht, welche, ob sie gleich in dem Grafen von Montpensier einen Verwandten sah, der ihre geliebte Tochter unter günstigen Umständen um alle ihre durch einen königlichen Machtspruch zugesagten Familiengüter bringen konnte, sich dennoch gedrungen fühlte, seiner vortheilhaften Bildung und seinen adeligen Sitten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Beide bereuten vielleicht im Stillen, ihn übersehen zu haben; nachdem aber ihre Tochter einmal mit dem Herzoge von Alençon förmlich versprochen war, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Miene der Unbefangenheit anzunehmen, und, wenn es schon damals die Absicht des Grafen war, sich um Susanne zu bewerben, so konnte er sich um so weniger mit einem glücklichen Erfolge

schmeicheln, da Peter genöthigt war, seine offenbare Ungerechtigkeit durch eine scheinbare Pünktlichkeit im Worthalten zu beschönigen, und da Alter, Liebe zur Einsamkeit und Reizbarkeit als Folge der Schwäche, ihn für alle Diejenigen unzugangbar machten, welche dem Grafen durch ihre Verwendung nützlich werden konnten. Unter solchen Umständen schien nichts Anderes übrig zu bleiben, als alle Hoffnung aufzugeben. Wirklich wollte sich der Graf von Montpensier wieder von la Chaussiere entfernen, als der Tod Peters seinem Schicksale eine andere Wendung gab.

Die verwitwete Herzogin hatte sich die beschlossene Vermählung des Herzogs von Alençon mit ihrer Tochter mehr aus Nachgiebigkeit gegen die Launen eines kränklichen Gemahls gefallen lassen, als sie gut geheißen. — Auf jeden Fall glaubte sie vorher zu sehen, daß der junge Herzog nicht dazu gemacht sei, usurpirte Rechte zu behaupten, und daß also das Glück ihrer Tochter durch eine Verbindung mit ihm nichts weniger als gesichert sei. Kaum hatte der Herzog von Alençon sie nach dem Tode ihres Gemahls auf eine entfernte Art an das ihm gegebene Versprechen erinnert, als sie erklärte: Die Traurigkeit über den Verlust ihres geliebten Gemahls erlaube ihr nicht, für das Erste an die Verheirathung ihrer Tochter zu denken, und dazu käme, daß alle Bourbons laut darüber murrten, daß man sie einem fremden Fürsten unterwerfen wolle, während aus der Familie der Bourbons noch einige vorhanden wären, von welchen sie sich die größten Erwartungen machten. Diese Stimmung der Gemüther, fügte sie hinzu, müsse, in Verbindung mit den gerechten oder ungerechten Ansprüchen des Grafen von Montpensier, nothwendig große Unruhen hervorbringen, wenn man sich nicht durch eine reifliche Erwägung der dem Herzoge geleisteten Versprechungen und der Forderungen des Grafen in den Stand setze, diese zu vernichten, um jene ohne Gefahr erfüllen zu können. Aus dieser Antwort schien sehr deutlich hervorzugehen, daß die Herzogin nach dem Tode ihres Gemahls nicht gebunden sein wollte, sein Wort zu erfüllen.

Gleichwohl war ihr Benehmen gegen den Grafen von Montpensier so wenig zuvorkommend, daß ihre wahre Absicht eine längere Zeit hindurch sehr zweifelhaft blieb. Der Graf war nach Moulins zu ihr zurückgekehrt. Sie behandelte ihn mit der Freundschaft, welche die nahe Verwandtschaft erforderte; sie übernahm sogar als eine Frau, welche unter der vorigen Regierung einen sehr wesentlichen Antheil an den Staatsgeschäften gehabt

hatte, die Sorge, ihn in die Angelegenheiten seines Vaterlandes und die Verhältnisse der Großen einzuweihen; aber von einer Verbindung des Grafen mit ihrer Tochter war durchaus nicht die Rede; und wenn es der geheime Wunsch ihres Herzens war, daß sie zu Stande kommen möchte, so konnte man es höchstens aus der Sorgfalt schließen, womit sie Alles entfernte, was nur einigermaßen dazu beitragen konnte, ihn auf die Gebrechen ihrer Tochter aufmerksamer zu machen, als er es ohne Vergleichungen werden konnte. Weder die Verwendungen der Königin Anna von Bretagne, so schmeichelhaft sie übrigens auch sein mochten, noch die dringenden Vorstellungen des Prinzen la Roche-sur-Yon, Vormunds und Schwagers des Grafen von Montpensier, noch die Warnungen des Cardinals d'Amboise, welcher die Gefahr einer längeren Verzögerung sehr nachdrücklich schilderte, noch selbst die Aussprüche einiger Rechtsgelehrten, welche geradezu versicherten, daß dem Grafen von Montpensier die Besitzungen seiner Ahnen nicht könnten vorenthalten werden, wenn er für gut befände, an das in seiner Familie seit den frühesten Zeiten beobachtete salische Gesetz zu appelliren, vermochten den Eigensinn dieser charaktervollen Frau eher zu beugen, als bis der Herzog von Alençon, des längeren Harrens überdrüssig, ihr erklärte, daß, wenn sie das ihm gegebene Wort eben so ungern erfülle, als sie sich den Ansprüchen des Grafen ungern widersetze, er auf die Ehre einer engeren Verbindung nothwendig Verzicht leisten müsse. Diese Erklärung, verbunden mit so vielen anderen Bewegungsgründen, gab ihr die nöthige Bereitwilligkeit, dem Herzoge die 100,000 Franken auszuzahlen, welche ihm im Falle eines Bruches zugesichert waren, und kaum war dieser erste Schritt gethan, als sie dem Grafen von Montpensier erlaubte, ihr und ihrer Tochter den Proceß zu machen. Der Graf reis'te nach Paris. Man erstaunte Anfangs über diese seltsame Wendung; sobald man aber einsah, daß sie von der verwitweten Herzogin selbst kam, und daß sie, anstatt sich den Forderungen des Grafen zu widersetzen, ihm jede Art des Vorschubs leistete, bestätigte ihn der König in dem Besitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne, und um allen Streitigkeiten zuvorzukommen, welche über diese bedeutenden Lehen, so wie über alle anderweitigen Besitzungen des Hauses Bourbon, entstehen konnten, wurde beschlossen, daß der Graf von Montpensier, als Aeltester der jüngeren Linie, die Prinzessin Susanna als einzig übrigen Zweig der älteren heirathen sollte.

Die einzige mit diesem Vergleich sehr unzufriedene Person in Frankreich war Louise, Herzogin von Savoyen, Mutter des Herzogs von Angouleme, nachmaligen Königs Franz I. Aus der Familie der Bourbons entsprossen, hatte sie, wenn eine weibliche Erbfolge stattfinden sollte, nach dem sehr wahrscheinlich frühen Tode der Prinzessin Susanna die nächsten Ansprüche auf die Besitzungen der älteren Linie. Eben deswegen hatte sie sich dem zum Vortheile der Prinzessin ausgefertigten Patent nicht nur nicht widersetzt, sondern sogar Ludwig XII. angefeuert, das Parlament für den Ungehorsam zu bestrafen, mit welchem es sich der Eintragung desselben in seine Register geweigert hatte. Jetzt vereinigte sich ihr Eigennutz mit dem alten Haß, welchen sie gegen die verwitwete Herzogin unterhielt, um sie zu lauten Klagen über die Beeinträchtigungen zu bewegen, welche sie durch die Hinterhaltigkeit der Tochter Ludwigs XI. leiden mußte, die, um sich in dem Besitz eines Vermögens zu erhalten, das ihr auf keine Weise zukäme, kein Bedenken trüge, einen Proceß an ihren künftigen Schwiegersohn zu verlieren. Diese Klagen fruchteten indessen zu nichts, indem die Gutmüthigkeit Ludwigs XII. ihre Rechnung bei einer Ausgleichung fand, welche die möglichen Folgen eines constitutionswidrigen Verfahrens einmal für allemal aufhob, und der erste Minister, welcher Ursache hatte, mit der Herzogin unzufrieden zu sein, ihr durchaus seine Unterstützung versagte.

Gleich nach der Zurückkunft des Grafen von Montpensier wurde seine Verbindung mit Susanna vollzogen. Sie machte ihn zu dem reichsten Fürsten in Frankreich, den König selbst nicht ausgenommen, welcher, nach Abzug Dessen, was sein Hofstaat und seine Truppen verschlangen, in seinen Einkünften weit mehr beschränkt war, als der Herzog von Bourbon. Mit einer bis dahin beispiellosen Pracht behauptete er seine neue Würde. Moulins wurde der Sammelplatz aller Vornehmen und Großen, welche auf ihren Reisen nach und von der Hauptstadt nie unterließen, einem jungen Manne zu huldigen, dessen Prachtliebe, Gastfreiheit und adelige Sitten Alles übertrafen, was sie jemals davon kennen gelernt hatten. Um ihn mit dem Umfange seiner Besitzungen bekannt zu machen und ihn seinen Unterthanen vorzustellen, machte die verwitwete Herzogin bald darauf mit ihm eine Reise in die entfernteren Provinzen. Sein Anstand, seine Freundlichkeit und seine Bereitwilligkeit, überall zu helfen, gewannen ihm auch hier alle Herzen. Der Herzog lebte beinahe zwei Jahre hindurch

unter den angenehmsten Genüssen in einer kleinen Welt voll Freude, worin Louise von Savoyen seine einzige Feindin war.

Auf die eigenthümlichste Weise verwickelte sich (1505) sein Schicksal mit dem Gemüthe dieser Feindin. Ihren Sohn, den Herzog Franz von Angouleme, betrachtete man im ganzen Königreiche als den nächsten Thronerben; allein da die beständige Kränklichkeit der Gemahlin Ludwigs XII. keine lange Lebensdauer versprach, so war allerdings zu befürchten, daß der König, welcher sich über den Mangel eines männlichen Erben nicht beruhigen konnte, nach ihrem Tode zu einer zweiten Heirath schreiten würde; ein Fall, welcher in der Folge wirklich eintrat, und nur durch den plötzlichen Tod Ludwigs in seinen Folgen unschädlich gemacht wurde: Noch mehr war für den Herzog von Angouleme von jener Politik zu befürchten, welche das Schicksal der Staaten an die schwachen Bande ehelicher Verbindungen knüpft, und damals vorzüglich herrschend war, indem jeder Regent das seiner Herrschaft unterworfene Land als sein und seiner Familie Eigenthum betrachtete. Ludwig XII. hatte dem Herzoge seine älteste Tochter zur Gemahlin versprochen. Sie war das sicherste Unterpfand der Krone, wenn Ludwig Wort hielt; aber die Gelegenheit, es zu brechen, fand sich nur allzubald. Der ewigen Fehden mit Ferdinand, König von Arragonien, überdrüssig, ließ er, um den Rest seines Lebens in Frieden hinzubringen, ihm eben diese Tochter für seinen Enkel, den nachherigen Kaiser Karl den Fünften, mit dem Versprechen antragen, Mailand und Genua für immer an die spanische Krone abzutreten. Es war um des Herzogs von Angouleme schönste Hoffnungen geschehen, wenn dieser Entwurf durchgesetzt wurde. Um ihn zu hintertreiben, blieb kein anderes Mittel übrig, als alle Großen des Königreichs, vorzüglich aber die Prinzen von Geblüt, für seine Sache zu gewinnen. Dies gelang ihm. Man protestirte gegen den Plan des Königs, als verderblich für Frankreich, und drang auf eine Zusammenberufung der Stände. Sie wurden nach Tours beschieden. Als die Sitzung eröffnet wurde, sprachen die meisten der Anwesenden so laut und dringend gegen die Vermählung der ältesten Tochter des Königs mit einem spanischen Prinzen, daß der König nachgab und sein dem Herzoge von Angouleme gegebenes Wort auf der Stelle erneuerte. Die Freude darüber war so lebhaft, daß der Anblick derselben den König zu Thränen rührte, und Claudia von Frankreich sogleich mit dem Herzoge feierlich verlobt wurde. Auf den Festen und Turnieren, welche bei dieser Gelegenheit

gegeben wurden, lernte Louise von Savoyen den Herzog von Bourbon genauer kennen. Anfangs empfand sie nur Eifersucht über die Pracht, mit welcher er jedes Mal erschien; aber dies schwache Gefühl machte bald einem stärkeren Platz. Seine Jugend, seine gute Miene, sein Anstand, seine Gewandtheit und Das, was man in jenen Zeiten mit einem vielumfassenden Ausdrucke Galanterie nannte, zeichneten ihn so vortheilhaft aus, daß sie gleich nach den ersten Tagen in die allgemeine Bewunderung einstimmte, und trotz den entschiedensten Freunden des Herzogs behauptete, er sei der liebenswürdigste und geistreichste Fürst in ganz Europa. Dieß Lob befremdete ihn in ihrem Munde nicht wenig. Anna von Frankreich war nicht die Letzte, welche die veränderten Gesinnungen der Herzogin wahrnahm, und ihre Befürchtungen waren um so stärker, da sie sich nicht verbergen konnte, daß ihre Tochter mit ihren stillen Tugenden nicht ausreichen würde, um das Herz ihres Gemahls zu fesseln, und Louise von Savoyen ihre Reize so gut erhalten hatte, daß sie in einem Alter von vierzig Jahren noch immer für eine der ersten Schönheiten des Hofes galt. Mit solchen Eigenschaften, glaubte sie, müßte es Louisen leicht werden, einen jungen Mann in ihre Netze zu ziehen, der, wenn er auch der Sinnlichkeit nicht unterlag, doch vermöge seines Ehrgeizes nur allzubald gefangen werden konnte. Ihre Befürchtungen hörten nicht eher auf, als bis der italienische Krieg erneuert wurde, und ihr Schwiegersohn, durch Stand und Neigungen gleich sehr genöthigt, Antheil daran zu nehmen, an der Seite des Königs Frankreich verließ.

Seit der Eroberung des Königreichs Neapel durch d'Aubigny und den älteren Bruder des Herzogs von Bourbon, hatte Ludwig XII. jenseits der Alpen nur Demüthigungen erfahren. Er war zwar noch immer im Besitz von Mailand und Ligurien, aber er hatte vier bis fünf blühende Heere eingebüßt und war eben so oft von Ferdinand dem Katholischen überlistet, als von seinem Groß Feldherrn, Gonzala de Cordova, geschlagen worden. Frankreichs Feinde brachten um diese Zeit (1507) Genua zum Abfall von der französischen Krone, und es war zu befürchten, daß Mailand seinem Beispiele folgen könnte. Müde, seine besten Generale in Italien scheitern zu sehen, beschloß Ludwig, sich selbst an die Spitze eines Heeres zu stellen. Der Herzog von Alençon, der Herzog von Bourbon und alle übrigen Prinzen von Geblüt begleiteten ihn auf diesem Zuge gegen die rebellischen Genueser. Zwei blutige Schlachten entschieden über ihr Schicksal. Das

stolze Genua erwartete seinen Untergang. Mit der Miene des rächenden Zornes ritt Ludwig an der Spitze seines siegreichen Heeres in seine Thore ein. Alle Einwohner fielen auf die Kniee, und Ludwig begnügte sich mit ihren Schätzen.

In diesem Feldzuge legte der Herzog von Bourbon den ersten Grund zu seinem nachherigen Rufe. Unter den übrigen Fürsten war er es, der die meiste Wißbegierde und die größte Leidenschaft für den Ruhm bewies. La Tremouille, la Palisse, Bayard, Louis d'Ars und d'Alegre wurden seine Freunde. Durch sie belehrte er sich über alle Angelegenheiten des Krieges, und mühsam schrieb er des Abends nieder, was er den Tag über gehört hatte. Eine Krankheit, vielleicht die Folge der allzu großen Anstrengung, hielt ihn ab, den König in die Grenzen seines Reiches zurück zu begleiten; aber unmittelbar nach seiner Wiederherstellung ging er durch die Lombardei nach Frankreich zurück, wo sich unterdessen die Gelegenheit zu einer neuen Auszeichnung für ihn entwickelt hatte.

Ludwig hatte sich (1509) durch den Bund vom Cambray mit dem Kaiser, dem Könige von Arragonien und dem Papst Julius II. gegen die Venetianer vereinigt. Die Absicht dieses Bundes war die gänzliche Zerstörung eines Freistaates, welcher mit jedem Jahre mächtiger wurde, und Italiens kleinen Fürsten gefährlich zu werden drohte. Von den Prinzen vom Geblüt und von allen seinen Generalen begleitet, ging Ludwig an der Spitze von 40,000 Mann über die Alpen, um das Seinige zu dieser Vernichtung beizutragen.

In den unerschöpflichen Minen der Schifffahrt, des Handels und des Kunstfleißes hatte indessen diese kleine Republik die Mittel gefunden, einer so ungeheuren Macht zu trotzen. Die Grafen Petigliano und Alviano waren bereits ernannt, ihre Heere anzuführen. Sie erwarteten Ludwig XII., ihren gefährlichsten Feind, mit aller Unerschrockenheit, welche eine gute Sache einflößt. Der französische König verlor keine Zeit, sie aufzusuchen, und fand sie an den Ufern der Adda. Um sie zu einer Schlacht zu nöthigen, belagerte er Rivolta; aber die Generale der Republik ließen ihn diese unbedeutende Festung einnehmen, ohne ihren vortheilhaften Posten zu verlassen. Ihre Klugheit reizte die Begierde des Königs, mit ihnen zu kämpfen, nur noch mehr. Um sie aus ihren Verschanzungen zu Fontanella zu vertreiben, machte er einen Versuch, nach Vaila zu marschieren, von wo aus er ihnen die Zufuhr abschneiden konnte, welche sie aus Cremona

und der umliegenden Gegend erhielten. Dieser Marsch war nicht blos gefährlich, sondern sogar verwegen, weil er nicht vollendet werden konnte, ohne einsichtsvollen und thätigen Generalen die Flanke preiszugeben. Der Graf Petigliano errieth die Absicht des Königs und eilte ihm nach Baila zuvor. Beide Heere maschirten einander gegenüber, und nur ein Strom trennte sie. Die Marschälle Chaumont und Trivulze commandirten den Vortrab, der König das Mitteltreffen und der Herzog von Longueville den Nachtrab. Der Herzog von Bourbon führte ein Corps von zweihundert adligen Gensd'armen an, welche eine Art von Leibwache des Königs ausmachten und mit ihren Archers und Freiwilligen beinahe zweitausend Mann stark waren. Der Graf Petigliano hatte den kürzeren Weg genommen, und rückte eben in Baila ein, als er erfuhr, daß Alviano von dem Vortrab des französischen Heeres angegriffen wurde. Er ließ ihn sogleich auffordern, seinen Weg fortzusetzen; da dies aber nicht geschehen konnte, ohne Artillerie, Bagage und einen Theil der Infanterie preiszugeben, so wollte sich der tapfere Alviano lieber schlagen. In der Nähe eines Dorfes, Aguadello genannt, machte er Halt, pflanzte seine Artillerie auf dem Rande eines Ravins auf, welches die Franzosen passiren mußten, um ihn angreifen zu können, postirte seine Infanterie in den Weinbergen und hinter den Hecken, von welchen die Gegend durchschnitten war, und ordnete seine Gensd'armerie in einer Ebene, wo sie sich frei bewegen konnte.

Alviano's Stellung war sichtbar vortheilhaft, aber Chaumont und Trivulze ließen sich dadurch nicht abschrecken, ihn anzugreifen. Der König erwartete nichts weniger als eine Schlacht, als ihn Beide um Verstärkung bitten ließen. La Tremouille und der Herzog von Bourbon mußten sogleich voran. Er selbst eilte mit dem Centrum nach. Bei seiner Ankunft fand er Alles in der größten Unordnung. Zwei Mal waren die Schweizer und die Gensd'armerie zurückgeschlagen worden, und Alviano's Geschütz stürzte ganze Glieder zu Boden. Schon war der Vortrab im Begriff, die Flucht zu ergreifen, als der König den Degen zog und unter der Begleitung der Herzöge von Vendome, Lothringen und Nemours mitten in das feindliche Feuer eilte. Offiziere und Soldaten stürzten todt neben ihm nieder. — Seine Höflinge beschworen ihn, sich der Gefahr zu entziehen. „Wer sich fürchtet, stelle sich hinter mich,“ antwortete der König, und seine Geistesgegenwart stellte das Treffen wieder her. Alviano stritt mit Löwenmuth für den Sieg, als der Herzog von Bourbon und la Tremouille anrückten.

Durch Ravinen, Hecken und Weinstöcke bahnten sie sich den Weg nach der Ebene, wo die feindliche Cavallerie sie erwartete. Sie griffen an und warfen sie, und von einer Verstärkung unterstützt, welche ihnen der König schickte, fielen sie nun auch über die Infanterie her, welche, sich selbst überlassen, keinen dauernden Widerstand leisten konnte und niedergehauen wurde. Der Sieg war bereits entschieden, als Petigliano ankam. Er ließ sich in kein neues Treffen ein. Sechsunddreißig Kanonen, die Fahnen und die Bagage des republikanischen Heeres wurden der Lohn der Sieger. Der brave Alviano, welcher im Kampfe ein Auge verloren hatte, wurde zum Gefangenen gemacht.

Zu diesem Siege hatte nächst dem König Niemand mehr beigetragen, als der Herzog von Bourbon. Im ganzen französischen Heere war darüber nur Eine Stimme. Unglücklicher Weise aber hatte Ludwig ein lebhafteres Interesse für seinen Neffen, den Herzog von Nemours. Die Lorbeern, welche Bourbon eingeerntet hatte, betrachtete er als solche, welche die Stirn seines Lieblings hätten schmücken können. Die Folge davon war, daß Bourbon sich seiner Thaten nicht laut freuen durfte, wenn er den König nicht noch mehr gegen sich erbittern wollte; aber so kalt und anspruchslos er sich auch zeigen mochte, so beleidigte er zuletzt auch dadurch einen König, der, nachdem sein Mißtrauen einmal in Gang gebracht war, sich durch einen Gemeinplatz deswegen zu rechtfertigen suchte, indem er sagte: „Stille Wasser sind gefährlich."

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Agnadello stürzte die Republik von dem Gipfel ihrer Größe herab, ohne sie zu vernichten. Sie erholte sich um so geschwinder von dem erlittenen Verluste, da Ludwigs Ehrgeiz sich auf keine Eroberungen erstreckte. Verona, Vicenza und Padua wollten sich unter sein Joch beugen; allein mit dem Lobe der Mäßigung zufrieden, unterwarf er sich dem Kaiser und kehrte nach Frankreich zurück.

Julius II. war die Seele des Bundes von Cambray. In einer halb zerstörten Hülle verbarg dieser Papst einen unerschütterlichen Muth und keinen geringen Grad von Genie. Kaum waren seine Wünsche in Beziehung auf Venedig erfüllt, als er mit den errungenen Vortheilen zufrieden, Italien von den Barbaren zu befreien suchte. Mit den Franzosen machte er den Anfang. Ludwig hatte Gaston de Foix, Herzog von Nemours, zurückgelassen. Der Papst griff ihn zugleich mit den Blitzstrahlen des

Vatikans und dem Donner der Kanonen an. Man weiß, mit welchem Erfolge dieser eben so tapfere als glückliche junge Mann sich den Plänen des Papstes widersetzte, bis sein Tod in der Schlacht von Ravenna dem französischen Ruhme in diesem Kriege ein Ziel setzte.

So sehr auch der Herzog von Bourbon geeignet war, Gaston de Foix zu ersetzen, so konnte sich doch Ludwig lange nicht entschließen, ihn an die Spitze eines Heeres zu stellen. Vergeblich redete ihm Louise von Savoyen das Wort. Anstatt den Tod des Herzogs von Nemours zu rächen, begnügte sich der König, ihn zu beweinen, und versammelte Bischöfe, um von ihnen zu hören, wie man gegen einen Papst verfahren müsse, der die Tiare in einen Helm verwandelte; so daß Julius Mirandola einnahm, den Herzog von Ferrara bedrohte, Frankreichs Feinde durch Negociationen vermehrte, und seinen König mit Fallstricken aller Art umstellte, während dieser Concilien berief und mit seinen Geistlichen darüber einig zu werden suchte, was seine Generale thun sollten.

Von seinem Ehrgeize und noch mehr von Julius II. bewogen, hatte Ferdinand V. den Entwurf gemacht, das Königreich Navarra zu erobern. Um Jean d'Albret sicherer vertreiben zu können, bestimmte er den jungen König von England, mit einem Heere in Gascogne und Guienne einzufallen. Die Engländer erschienen mit einer zahlreichen Flotte vor Bayonne. In dieser dringenden Noth entschloß sich endlich der König, den Herzog von Bourbon dieser Provinz zu Hilfe zu schicken. Der Herzog von Longueville war Gouverneur derselben. In dieser Eigenschaft verlangte er, dem alten Herkommen gemäß, das Obercommando. Bourbon, dessen Charakterstolz durch lange Zurücksetzung und erzwungene Unthätigkeit nicht wenig vermehrt war, bestand darauf, daß er als ein Prinz von Geblüt nur unter dem Könige stehen könne. Ludwig sah sich genöthigt, das Commando zu theilen. Die Folgen dieser unweisen Maßregel kamen dem Feinde sehr zu Statten und Ferdinand bemächtigte sich wirklich Navarra's.

Um zu verhindern, daß er sich in seiner Eroberung befestige, entwarf Bourbon den Plan zu einem Feldzuge, der ihn daraus vertreiben sollte; und als der Herzog von Longueville demselben widersprach und eine gegenseitige Erbitterung die Folge dieser Einwendungen wurde, so blieb, wenn der Fortgang der Waffen nicht aufgehalten werden sollte, dem französischen Könige nichts Anderes übrig, als den Herzog von Angouleme

an die Spitze des Heeres zu stellen, das den unglücklichen Jean d'Albret in sein verlornes Königreich wieder einsetzen sollte.

Angouleme, welcher Bourbons Genie hinlänglich kennen gelernt hatte, adoptirte seinen Plan ohne Bedenken; aber der glückliche Augenblick war vorüber. Der Herzog von Alba, Vater des in der Geschichte des Abfalls der Niederlande so berüchtigten Generals Philipps II., hatte sich zu St. Jean Pié-de-Port so vortheilhaft postirt, daß er ganz Navarra deckte. – Ritterlich forderte ihn der Herzog von Angouleme zum Kampfe auf; aber der kluge Spanier sah sehr deutlich ein, daß er nur der schlechten Jahreszeit bedürfte, um sich von den Feinden zu befreien, und entschuldigte sich mit seiner beschränkten Macht, indem er des Herzogs Antrag für ehrenvoll erklärte.

Unter diesen Umständen blieb nichts Anderes übrig, als das Heer in drei Corps zu theilen. Mit dem ansehnlichsten suchte der Herzog von Angouleme den spanischen General zu beschäftigen; mit den beiden übrigen setzten sich der Exkönig und der Herzog von Bourbon in Marsch; der Erstere, seine Hauptstadt wieder zu erobern, der Andere, um eine Diversion in Guipuscoa zu machen. Dies Unternehmen ging so glücklich von Statten, daß Bourbon in kurzer Zeit die ganze Provinz eroberte. Um sein Corps nicht zu schwächen, zerstörte er alle Festungen.

Jean d'Albret eroberte indessen ganz Navarra bis auf Pampelona. Alle Schrecknisse des Krieges begleiteten ihn. An seinen ehemaligen Unterthanen rächte er sich wegen eines Unrechts, das lediglich auf Ferdinands Rechnung kam. Alba brach indessen von St. Jean-Pié-de-Port auf, um Pampelona zu retten. Sein Marsch war gefährlich, weil ihn Jean d'Albret zwischen sich und dem Herzoge von Angouleme einschließen konnte; aber da er sich besser auf Grausamkeiten als auf Strategie verstand, so kam der spanische General unbefehdet durch die Defiléen und warf sich nach Pampelona. Die Belagerung dieser Stadt war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Gleichwohl unternahm sie Jean d'Albret. Er wurde zurückgeschlagen, und als er einen zweiten Versuch machen wollte, erschien der Herzog von Najara mit einer zweiten Armee auf den benachbarten Gebirgen. Sein erstes Geschäft war, den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden. Mehr bedurfte es nicht. Die Hungersnoth zwang das französische Heer, sich durch die Päsße der Pyrenäen zurückzuziehen, und hier wurden sie für alle die Grausamkeiten, welche sie unter den Befehlen des

erbitterten Jean d'Albret ausgeübt hatten, bestraft, indem sich die bestraften Navarresen mit den Bergbewohnern vereinigten, um sie schaarenweise zu erschlagen. —

Der Herzog von Bourbon war der Einzige, für welchen dieser unglückliche Feldzug ehrenvoll war; denn außerdem, daß er einen durchdachten Plan dazu entworfen hatte, war er allein es gewesen, der den König von Navarra in den Stand gesetzt hatte, so viel Vortheile zu erringen. Auch sprach man in der ganzen Armee so laut von seinem Eifer und Genie, daß Ludwig, durch die allgemeine Stimme bewogen, ihm das Gouvernement von Languedoc anvertraute, und damit umging, ihn an der Spitze eines großen Heeres nach Italien zu schicken, um Mailand den Händen seiner Feinde zu entreißen.

Bourbon war damals vierundzwanzig Jahre alt und brannte vor Begierde, den Herzog von Nemours zu übertreffen. Gleichwohl hatte er Kaltblütigkeit genug, um einzusehen, daß eine Armee, wie Ludwig sie nach Italien zu schicken gedachte, für ein so schwieriges Unternehmen zu schwach sei. Er weigerte sich durchaus des Obercommando's, und la Tremouille, welcher es aus Unbesonnenheit oder Furchtsamkeit übernahm, war kaum über die Alpen gekommen, als er den Schweizern in der Schlacht bei Novara Gelegenheit zu dem glänzendsten Triumphe gab, welchen sie bis dahin über die französische Tapferkeit davon getragen hatten.

Mailand blieb verloren und Frankreich wurde (1513) einer noch größeren Gefahr ausgesetzt. Auf Anstiften des Papstes fiel Heinrich VIII., König von England, in die Picardie ein, unterstützt von dem Kaiser Maximilian. Von einer anderen Seite drangen die Schweizer bis nach Dijon vor. Ehe sich der Herzog von Angouleme, welcher bestimmt war, beide Fürsten aus Frankreich zu vertreiben, an die Spitze eines Heeres stellen konnte, fiel die Schlacht bei Guinegate vor, wo die französische Gensd'armerie, von einem panischen Schrecken ergriffen, zum ersten Male die Flucht nahm. Terouenne und Tournai wurden erobert, aber durch Bourbons thätigen Eifer fanden die Unternehmungen des Kaisers und des Königs hier ihr Ziel.

La Tremouille hatte unterdessen die Bourgogne und vielleicht das ganze Königreich durch einen, obgleich schimpflichen, Tractat gerettet. — Die Schweizer hatten Frankreich verlassen; da aber la Tremouille's Tractat nicht gehalten werden konnte, so war ihre Rückkehr nur allzu wahrscheinlich. —

Der König vertraute die Vertheidigung dieser Provinz dem Herzoge von Bourbon, und der Erfolg bewies, daß sie in keine besseren Hände gerathen konnte. La Tremouille zeigte bei dieser Gelegenheit einen großen Charakter, indem er sich ohne Murren und mit einem echten Bürgersinne in seinem eigenen Gouvernement den Befehlen eines jungen Fürsten unterwarf, der nur durch sein Genie über ihm stand. Bourbons Bestimmung erforderte eine unbegrenzte Thätigkeit, weil es darauf ankam, eine Provinz vertheidigungsfähig zu machen, welche nicht nur von allen Seiten offen, sondern auch in der größten Bestürzung war. Seine bloße Gegenwart begeisterte indessen alle Einwohner. Edelleute, Bürger, Bauern, Alle wetteiferten, seine Befehle zu vollstrecken, und nach wenig Monaten waren Städte befestigt, Magazine errichtet, Truppen angeworben und grobes Geschütz herbeigeführt.

Ludwig überzeugte sich immer mehr, daß der Herzog von Bourbon der einzige wirklich große Mann in seinen Staaten sei, und ging damit um, ihn zum Connetable zu machen und mit einem neuen Heere nach Italien zu schicken, als sich die Gestalt der Dinge plötzlich veränderte. — Anna von Bretagne war seit einiger Zeit gestorben. Die Allianz zwischen dem Könige von England, dem Kaiser und dem Könige von Spanien dauerte noch fort. Um einen dauerhaften Frieden zu bewirken, gab es kein wirksameres Mittel, als den König von England zu einem Separatfrieden zu bewegen. Dies geschah, indem Ludwig sich durch den Herzog von Longueville, welcher als Kriegsgefangener in London lebte, um die Hand seiner Schwester Marie bewarb. Die Aussicht, sie auf dem französischen Throne zu erblicken, war allzu reizend für Heinrich, um widerstehen zu können. Er ging von einem Bunde ab, bei welchem er schon seit langer Zeit seinen Vortheil nicht mehr fand, und Marie wurde nach Frankreich geführt und mit Ludwig XII. vermählt, welcher unter so günstigen Umständen das Ansehen gewann, als brächte er durch diese Heirath dem Königreiche ein großes Opfer. Schon schmeichelte er sich mit der angenehmen Erwartung, einen Thronerben zu erhalten, als er in den Armen seiner jungen Gemahlin starb und alle seine Entwürfe auf Italien vernichtet wurden.

Durch diesen plötzlichen Tod wurde der Herzog von Angouleme mit Einem Male von allen seinen Befürchtungen befreit. Der französische Thron konnte keinem Andern zu Theil werden, als ihm. Er bestieg ihn unter dem Namen Franz I.

Jung, lebhaft, brav, und mit allen übrigen Eigenschaften eines Ritters ausgerüstet, war er so ganz der König, den der größte Theil der Nation wünschte und verdiente. Die Freigebigkeit, womit er zum Theil beschenkte, verstärkte den Jubel über seine Thronbesteigung von dem einen Ende des Königreichs bis zum andern. An den Verhältnissen, worin der junge König bis dahin mit den Großen seines Reichs, vorzüglich aber mit den Prinzen von Geblüt, gelebt hatte, wurde für das Erste nichts geändert; er ging sogar damit um, sie in den Staatsrath aufzunehmen, als wollte er mit ihnen gemeinschaftlich regieren. Vor allen Uebrigen besaß der Herzog von Bourbon seine Achtung und sein Vertrauen, und da Franz in den beiden letzten Feldzügen Gelegenheit gehabt hatte, mit seinem umfassenden Genie bekannt zu werden, so glaubte er ihn nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihn zum Connetable machte; eine Würde, welche die französischen Könige nur Männern von erprobter Fähigkeit und Rechtschaffenheit zu verleihen gewohnt waren, indem sie ihnen dadurch den stärksten Hebel königlicher Autorität, das Obercommando über die gesammte Armee, sowohl in Kriegs= als in Friedenszeiten anvertrauten. Als Bourbon erschien, um den Degen eines Connetable aus Franzens Händen zu empfangen, umarmte ihn der König mit den Worten: „In diesem Degen vertraue ich Ihnen mein Glück und meine Ehre und befürchte nichts. — Treten Sie in die Fußstapfen Ihrer Ahnen!“

Muth und Aufmerksamkeit auf ihre Pflichten zeichnete von jeher die Bourbons aus. Der Herzog schwor den Eid des Connetable und begleitete darauf den König nach Rheims, wo er den 15. Jänner des Jahres 1515 von dem Bischof Robert von Lenoncourt zum König gesalbt wurde.

Nach geendigten Feierlichkeiten widmete sich Bourbon ganz den Pflichten seines Berufes. Vereinigt mit la Tremouille, Chabannes, Bayard, Louis d'Ars und einigen anderen Generalen, dachte er darauf, den Geist des französischen Militairs, welcher sich seit den Zeiten Karls VII. sehr verloren hatte, wiederherzustellen. Seine Reglements sind noch vorhanden und athmen ohne Ausnahme den Geist der Klarheit und Bestimmtheit, ohne welchen es unmöglich ist, ein guter General zu sein. Und nicht zufrieden, deutliche und bestimmte Vorschriften gegeben zu haben, drang er selbst auf die pünktliche Befolgung derselben mit einer Strenge, welche keine Entschuldigung gestattete, und durch welche er es in kurzer Zeit dahin brachte, daß die Franzosen, die zu allen Zeiten gute Soldaten

waren, wenn sie gute Anführer fanden, ihren General weit mehr fürchteten, als den Feind.

So bereitete der Connetable die großen Scenen vor, welche im Schooße der Zeit schlummerten und ihrer Entwicklung nahe waren. Der Schandfleck, den die Nation bei Guinegate und Novara erhalten hatte, sollte ausgelöscht und Mailand dem Maximilian Sforza, welchen der Papst, der Kaiser, der König von Spanien und die Schweizer beschützten, entrissen werden. Franz brannte vor Ungeduld, nach Italien zu kommen, um die Meinung zu rechtfertigen, welche seine ritterlichen Zeitgenossen von ihm gefaßt hatten.

Mit allen Kräften seines Königreiches näherte er sich den Alpen. — Sein Heer bestand aus 60,000 Kriegern. Die Alliirten erwarteten ihn in noch stärkerer Anzahl. An der Spitze des Vortrabs stand der Connetable; das Mitteltreffen führte der König; der Herzog von Alençon brachte den Nachtrab. Acht Prinzen von Geblüt, vier Marschälle von Frankreich, eine Menge Kronbedienten und der ganze Adel der Nation begleiteten den König, und voll von einem liebenswürdigen Enthusiasmus für den jungen Monarchen wollte sich Jeder auszeichnen oder zu seinen Füßen sterben.

Man hatte erwartet, daß die Wege über die Alpen offen sein würden. Dies war nicht der Fall. Die Schweizer hielten alle Zugänge besetzt, um die Schlünde dieser Gebirge in ein großes Grab für die Franzosen zu verwandeln. Ihr Name war damals allgemein gefürchtet; sie galten für unbesieglich, weil sie sich selbst dafür hielten. Vorzüglich war ihr Stolz seit der Schlacht bei Novara gestiegen. Sie hatten den Namen der Beschützer des päpstlichen Stuhles angenommen. Für immer glaubten sie, Italien von den Franzosen gereinigt zu haben, als in Genua eine Revolution zum Vortheil derselben ausbrach, indem man, mißvergnügt mit der Regierung des von Leo X. eingesetzten Ottavio Fregoso, Frankreichs Fahne auf den Mauern der Stadt ausſteckte. Wüthend gingen die Schweizer auf diese Nachricht aus ihren Gebirgen hervor, und theuer mußte der Herzog von Savoyen das Bündniß bezahlen, worein er mit Franz I. getreten war, und unmittelbar darauf besetzten sie den Paß von Susa.

Zwei gebahnte Straßen führten aus dem Delphinat nach Italien; die eine über den Berg Cenis, die andere über den Berg Genevre. Beide hatten die Schweizer besetzt. Sie zu verjagen, war jeder Stärke und

jeder List unmöglich. Zwar bot von der Meeresseite das Gebiet von Nizza einen anderen Durchgang dar, aber ein zweites Schweizercorps hatte sich bei Saluzzo postirt, um die Franzosen auch in diesen Defiléen zu vernichten.

Die Verlegenheit des Königs war groß. Die besten Tage verstrichen unter unnützen Berathschlagungen. Schon wollte man den ganzen Feldzug als verfehlt aufgeben, als die Erfahrung und Einsicht eines schlichten Landmannes dem französischen Heere weit mehr zu Statten kam, als aller Witz seiner Generale. Unter Savoyens Felsen geboren, hatte er als Jäger das Gebirge mehr als einmal durchkrochen, und bekannt gemacht mit der Verlegenheit des Königs der Franzosen, gerieth er auf den Gedanken, das aufgehaltene Heer auf einem nie versuchten Wege nach Italien zu führen. Er sprach darüber mit seinem Herrn, einem savoyischen Edelmanne Namens Moretto, und nachdem dieser die Möglichkeit auf der Stelle untersucht und sich davon überzeugt hatte, überreichte er dem Könige einen in der Eile aufgenommenen Plan, welcher, so groß auch die damit verbundenen Schwierigkeiten waren, sogleich in Ausführung gebracht werden sollte. — Durch das Thal Barzelonetta sollte das Heer nach Italien geführt werden. So abschreckend die Hindernisse auch waren, so wurden sie dennoch besiegt. Pierre Navarre, einer von den kühnsten Kriegern, mußte voran; mit ungefähr 3000 Pionieren, welche er befehligte, mußte er die Wege bahnen. Enge Defiléen in Straßen verwandeln, Abgründe bedecken, Felsen sprengen, Brücken über reißende Gebirgsströme schlagen, das schwere Geschütz durch Maschinen über Gebirge winden, in Thäler herablassen und über steile Felsen heben, dies waren die Aufgaben, die man zu lösen hatte, und die man in dem kurzen Zeitraume von acht bis zehn Tagen, Dank sei es dem Eifer, welchen der Connetable dem Heere einzuflößen wußte, wirklich lös'te. Ein Jeder legte Hand an das Werk. Der Unterschied des Ranges verschwand. Die gemeinschaftliche Beharrlichkeit überwand die Natur.

Ein zweiter Hannibal, stand Bourbon in dem Thale von Barzelonetta, als Prosper Colonna und die Schweizer noch immer an der Möglichkeit des Erfolgs zweifelten und die vergeblichen Bemühungen der Franzosen belachten. Der Erstere stand in Villa-Franca, wohin er sich begeben hatte, um den Schweizern das Werk der gänzlichen Vernichtung des französischen Heeres zu erleichtern, im Fall ein Durchmarsch stattfände. Europa schätzte ihn als einen der vorzüglichsten Taktiker, und stolz auf sein Talent

hatte er sich anheischig gemacht, die Franzosen wie Vöglein im Bauer aufzuheben. Das Blatt wandte sich indessen zu seinem Nachtheil. Indem die Franzosen keinen Augenblick verloren, wurde er am hellen Mittage gefangen genommen, als er eben bei Tafel saß.

Der Erfolg dieser Begebenheit war, daß die Schweizer den Paß von Susa, Koni und das Piemontesische verließen. Bourbon verfolgte sie, ohne sie erreichen zu können. Durch Bayard erfuhr er, daß im Heere der Allürten Zwiespalt stattfinde. Dies war der rechte Zeitpunkt, es anzugreifen. Er beschwor den König um die Erlaubniß dazu; aber Franz dürstete so sehr nach eigenem Ruhm, daß er, um nicht von seinem Connetable verdunkelt zu werden, sich durchaus weigerte, seinen Wunsch zu erfüllen; zugleich fürchtete er die Schweizer. Durch Unterhandlungen glaubte er sie ganz von der Kriegsbühne zu entfernen. Die Anstalten wurden dazu gemacht. Geheime Agenten beredeten sie, mit einer Summe von 400,000 Thalern in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie ließen sich dazu bereitwillig finden. Zu Bussalora sollte ihre Deputation die versprochene Summe in Empfang nehmen. Die Kassen des Königs waren erschöpft. Die Prinzen von Geblüt und der vornehme Adel schossen die Summe vor. Der Marschall von Lautrec und der Bastard von Savoyen erhielten den Auftrag, die Geldwagen zu escortiren. Schon befanden sie sich unterwegs, als die Gesinnungen der Schweizer plötzlich umgestimmt wurden.

Matthias Schreiner, ein Mann, den seine Verschlagenheit und Volksberedtsamkeit aus einem Kathedergelehrten zum Bischof von Sion, zum Kardinal, zum päpstlichen Nuntius und zum General-Lieutenant des Kaisers in Italien gemacht hatten, hielt sich damals in Mailand auf, und war nicht sobald von dem Vorhaben der Schweizer unterrichtet, als er sie auf dem Hauptplatze versammelte und ihnen in einer feurigen Rede bewies, daß es ihre Pflicht sei, früheren Verbindungen getreu zu bleiben, und daß sie ihre Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl, dessen Vertheidiger sie bisher gewesen wären, nicht besser an den Tag legen könnten, als wenn sie die gegenwärtigen Conjuncturen benützten, um über das französische Heer herzufallen, Franz I. gefangen zu nehmen und sich durch diese kühne That in der Weltgeschichte zu verewigen. — Die Beredtsamkeit des Legaten blieb nicht ohne Wirkung. Scrupel, welche seine Worte nicht hatten hinweg räumen können, hoben die Schätze der Kirche: Indulgenzen für Einzelne und eine allgemeine Absolution für das ganze Heer. Eine neue Wuth

entflammte die Schweizer, und ohne die Wachsamkeit des Connetable wäre das französische Heer vernichtet worden.

Voll Mißtrauen gegen die Schweizer hatte er trotz dem Anscheine des Friedens keinen Augenblick in seiner Wachsamkeit nachgelassen, und da er in einem von Kanälen und Hecken durchschnittenen Terrain postirt war, wo seine Cavallerie nur unter den größten Beschwerden agiren konnte, so hatte dieser Umstand seine Aufmerksamkeit verdoppelt. Ein breiter Graben, mit 70 Kanonen bepflanzt, schützte sein Lager. Kein Soldat durfte seinen Posten verlassen; die Cavallerie mußte jeden Augenblick sattelfertig sein. Er trieb die Vorsichtigkeit so weit, daß er den ganzen Weg nach Mailand mit Spionen besetzt hielt, welche ihn zu jeder Stunde von den Bewegungen der Schweizer unterrichten mußten. Man lachte in dem französischen Heere über so strenge Maßregeln; aber der Connetable ließ sich dadurch nicht irre machen.

Den 13. September (1515) brachte ihm Ludwig von la Tremouille die Nachricht, daß die Schweizer die Thore von Mailand verließen und barfuß und schweigend anrückten. Der Augenblick, den der Connetable so lange erwartet hatte, war also endlich gekommen. Seine Disposition war sogleich gemacht. Vor dem Graben stellte er ein Corps deutscher Infanterie, von erprobter Tapferkeit und Disciplin, auf. Einem andern Corps von derselben Nation vertraute er die Vertheidigung des Geschützes. Seine Cavallerie deckte zu beiden Seiten die Infanterie. Kaum war die Stellung vollendet, als eine Staubwolke die Nähe der Schweizer verkündigte. Der König saß mit dem venetianischen General im Zelte, als ihm die Nachricht von dem Anmarsche einer Nation gebracht wurde, welche er für gewonnen hielt.

Um vier Uhr Nachmittags langten die Schweizer an Ort und Stelle an. Sie hatten darauf gerechnet, daß ihre Erscheinung überraschen würde. Ihr Erstaunen, den Vortrab des französischen Heeres in Schlachtordnung zu finden, war so groß, daß sie anfangs Bedenken trugen, das Treffen anzufangen. Eine kurze Ueberlegung zeigte ihnen indeß, daß sie sich in die Nothwendigkeit gesetzt hatten, zu siegen oder zu sterben. Ihr Anblick war fürchterlich. Vor dem Schlüssel des Petrus, den ein Jeder von ihnen auf seine Schulter oder Brust genäht hatte, zitterten die Deutschen freilich nicht, wohl aber vor ihren ungeheuren Schwertern, welche mit beiden Händen gehandhabt werden mußten, und vor ihren achtzehnfüßigen Piken,

welche Mehrere zusammen führten. Ein anderer Umstand konnte zu ihrem größten Vortheile ausschlagen. Das Friedensgerücht hatte sich im ganzen französischen Lager verbreitet, und die plötzliche Erscheinung der Schweizer widerlegte es wenigstens nicht in den Augen der deutschen Infanterie, welche mit dem Mißtrauen echter Söldner ein Einverständniß wahrzunehmen glaubten, welches ihren Untergang zur Absicht hätte.

Das Treffen nahm indeß seinen Anfang. Die deutsche Infanterie wich. Ohne ein Wort zu verlieren, ließ der Connetable die gascognische an ihre Stelle treten. Sie wurde zurückgeschlagen. Schon bemächtigte sich der Feind des Geschützes. Mit Einem Male brach Bourbon mit seiner Cavallerie aus seinen Verschanzungen hervor, hieb ein, zerriß die enggeschlossenen Glieder der Schweizer, richtete ein schreckliches Blutbad an und rettete die Kanonen. Enttäuscht kehrte die deutsche Infanterie an ihren Platz zurück. Die Schlacht wurde allgemeiner. Bourbons einziger Bruder, der Herzog von Chatellerault, fiel unter den Pikenstößen der Feinde. Er sah es und drang deste wüthender auf sie ein. Jede Gefahr verachtend, warf er sich auf das stärkste Schweizercorps. Er wurde umringt, vom Pferde gestürzt, und war im Begriff, wie sein Bruder zu enden, als zwölf Ritter, seine Freunde und Vasallen, die Gefahr bemerkten, worin er sich befand, die Schweizer mit Lanzenstößen und Säbelhieben trennten und das Leben des geliebten Fürsten auf Kosten des ihrigen retteten. Dem Heere zurückgegeben, stellte sich der Connetable von Neuem an die Spitze der Gensd'armerie. Ein neuer mörderischer Versuch, den Sieg zu erringen, blieb ohne Erfolg. Der König rückte zwar mit seinem Mitteltreffen an, aber er wurde zurückgeschlagen. Nie hatten die Schweizer mehr Hartnäckigkeit bewiesen. Das Geschütz wurde abwechselnd genommen und gerettet. Die Nacht brach ein, ohne das Gemetzel zu endigen. Die Wuth vermehrte sich durch die Unordnung. Eine allgemeine Ermattung endigte zuletzt das Treffen, aber der Sieg blieb unentschieden, weil keine von den streitenden Parteien das Schlachtfeld räumte. Fünfzig Schritte von einem Schweizerbataillon ruhte Franz auf der Laffette einer Kanone aus, während der unermüdliche Bourbon Posten ausstellte, seine Gensd'armerie mit neuem Muthe entflammte und seine Infanterie zu ihren Fahnen versammelte.

Mit Anbruch des Tages rief ein Trompeter des Königs, dessen Töne im ganzen Lager bekannt waren, von Neuem zum Kampfe. Die Schweizer

hatten ausgeruht und ihre Anführer neue Dispositionen entworfen. — Der Widerstand, den sie auf dem rechten Flügel angetroffen hatten, belehrte sie über ihren Vortheil. Versichert, daß sie diesen Muth nicht überall antreffen würden, theilten sie das Heer in drei Corps, um den rechten und linken Flügel des französischen zugleich mit dem Centrum anzugreifen. — Ein viertes, minder beträchtliches Corps wurde bestimmt, über die Bagage der Franzosen herzufallen und sie in Brand zu stecken. Voll Muth und Hoffnung setzten sie sich in Bewegung, ihre Pläne auszuführen.

Bourbon war indessen kein müssiger Zuschauer dieser Anstalten geblieben, deren Absichten er ohne Mühe errieth. Seine Gegenanstalten waren ganz darauf berechnet. Die Schlacht begann von Neuem. Auf dem rechten Flügel errangen die Schweizer große Vortheile, indem sie die sogenannten schwarzen Banden warfen. Schon waren sie im Begriff, sich des Geschützes zu bemächtigen, als Bourbon ihnen mit seinen Gensd'armen in die Flanke fiel und sie dadurch nöthigte, das Geschütz aufzugeben, welches eine große Anzahl von ihnen zu Boden streckte. Mit eben so viel Vortheil kämpfte der König an der Spitze des Mitteltreffens. Nur der linke Flügel wurde geschlagen, so viel Mühe sich auch die besten Generale gaben, ihn zu halten. Er wich eben von allen Seiten, als Alviano mit seiner Cavallerie erschien, welche er während der Nacht von Lodi herbeigeholt hatte. Seine Blicke begegneten lauter Fliehenden. „Die Schlacht ist verloren!“ rief man ihm entgegen. — „Wir werden sie wieder gewinnen,“ antwortete er kalt und goß neuen Muth in die Herzen der fliehenden Franzosen; sie kehrten zurück; ein Schweizercorps, worauf sie stießen, wurde in wenig Augenblicken niedergemacht und zerstreut; sie drangen vor und befreiten den Herzog von Vendome und seine Gefährten, welche sich wie Löwen vertheidigten, aber dem Unterliegen nahe waren.

Von allen Seiten geworfen, dachten die Schweizer endlich an den Rückzug. Langsam traten sie ihn an und machten von Zeit zu Zeit Halt, um ihre wüthenden Blicke noch einmal auf die Franzosen zu werfen. — Man rieth dem Könige, seine ganze Cavallerie auf sie zu schicken, aber der Connetable war dagegen, und seine Gründe überzeugten den jungen Monarchen.

So endigte diese Schlacht, eine der wüthendsten des sechzehnten Jahrhunderts. Franz erhielt die Palme der Tapferkeit und Bourbon wurde für Frankreichs größten General erkannt. Der französische König wünschte,

für seine in der Schlacht bewiesene Bravour zum Ritter geschlagen zu werden, und Bayard verrichtete diese Ceremonie an ihm.

Der Krieg war indessen nicht beendigt. Zwar zogen sich die Schweizer in ihr Vaterland zurück, aber die Armee des Papstes und des Königs von Spanien, welche ihr Lager an den Ufern des Po aufgeschlagen hatte, war noch immer stark genug, sich den ferneren Unternehmungen der Franzosen zu widersetzen, und außerdem erwartete man täglich die Truppen des deutschen Kaisers. Von den Schweizern verlassen, konnte sich Mailand indessen nicht länger halten. — Zitternd überreichte es dem Sieger die Schlüssel. Die Leichname einiger vor der Schlacht von Marignan treulos ermordeter Franzosen schrieen um Rache. Das Heer bestand auf der Vollziehung derselben, aber Bourbon widersetzte sich diesen Forderungen mit aller Standhaftigkeit eines großen Generals, welcher, um die Disciplin zu retten, der Begier der Soldaten auch dann nicht den Zügel schießen läßt, wenn die Gerechtigkeit selbst es billigen würde. Eine beträchtliche Geldstrafe, welche die Mailänder zusammenbringen mußten, wurde als Belohnung der Tapferkeit vertheilt und besänftigte die Wuth der Krieger, welche sogleich zu neuen Unternehmungen geführt wurden.

Mailands Festung galt für eine der stärksten in Europa. Mit seinen Generalen, Ministern, einer starken Garnison und den nöthigen Vorräthen, hatte sich Maximilian Sforza hinein geworfen. Bourbon fing die Belagerung auf der Stelle an. Von dem Erfolg dieser Unternehmung hing das Schicksal der französischen Waffen in Italien ab. Verlor man eine längere Zeit darüber, so war die Zurückkunft der Schweizer zu befürchten. Nur zwei Mittel blieben übrig, um bald zum Ziele zu gelangen. Das eine gebrauchte Peter Navarre, die Kraft des Pulvers in Minen; das andere der Connetable, die Kraft des Geldes in Bestechungen. Der Erstere büßte auf eine längere Zeit den Gebrauch seiner Glieder in einer Kasematte ein, welche früher in die Luft sprang, als er erwartete; der Andere erreichte seinen Zweck durch den Commandanten der Festung, Johann von Gonzague, welcher den Herzog Maximilian bewog, dem Glücke der Franzosen nachzugeben und für eine Pension von dreißigtausend Dukaten dem kostspieligen Schutze der Schweizer zu entsagen.

Franz, welcher sich nach der Schlacht bei Marignan nach Pavia begeben hatte, kam jetzt zurück, um triumphirend in Mailand einzuziehen, und glänzende Feste traten an die Stelle blutiger Scenen.

Herr der Lombardei, wollte Franz sein siegreiches Heer nach Neapel führen. Die Umstände konnten nicht günstiger sein. Die Schweizer blieben nicht nur in ihrer Heimath, sondern machten sich sogar anheischig, die Waffen nicht länger gegen die Franzosen zu führen. Die Spanier fühlten sich nicht stark genug, einer siegreichen Armee zu trotzen. Die Truppen des Papstes waren der Gnade und Ungnade der Franzosen überlassen.

Gleichwohl fiel es dem französischen Könige ein, Leo X. um seine Erlaubniß zu diesem Feldzuge zu bitten. Der Papst beschied ihn zu einer Conferenz nach Bologna, und als sich Franz dazu bequemte, brachte ihn Leo durch Schmeicheleien, Lobeserhebungen und Versprechungen aller Art nur allzu leicht dahin, daß er versprach, Neapel unbefehdet zu lassen, so lange Ferdinand leben würde.

Unmittelbar darauf ging der König nach Frankreich zurück. Der Connetable blieb als General-Lieutenant in Mailand. Unter diesem bescheidenen Titel genoß er alle Vorzüge der Vicekönige und verwaltete sein Amt, wie es bis dahin schwerlich war verwaltet worden.

Die Lombardei hatte in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren eine so große Menge von Revolutionen erlebt, daß sie halb vernichtet war. Abwechselnd von den Sforza und den französischen Königen verheert, und in ihrem Innern von den Factionen der Guelfen und Ghibellinen zerrissen, athmete sie kaum mehr. Alle diese Wunden zu heilen, war das Ziel des Ehrgeizes des Connetable. In seinem Palaste bildete er sich ein Kabinet, das aus lauter solchen Franzosen und Italienern bestand, von deren Rechtschaffenheit er die redendsten Beweise hatte. Alle Bittschriften, welche an ihn gelangten, wurden von diesen untersucht und die Anzahl der Leiden mit einer Thätigkeit vermindert, welche nichts zu wünschen übrig ließ. Er selbst gab an bestimmten Tagen regelmäßig Audienz, und sein Palast stand jedem Unterthan des Königs offen, er mochte kommen, zu welcher Zeit er wollte. Aussöhnung der Parteien, Ordnung, Ruhe, Achtung für den Vicekönig und Liebe für das französische Joch, so weit sie stattfinden konnte, waren die glücklichen Folgen dieser beispiellosen Humanität. —

Die Mailänder befanden sich während dieses kurzen Zeitraumes so wohl, daß ihnen die Erinnerung daran noch eine lange Zeit blieb. Zu ihrem Unglück wurde er nur allzubald abgekürzt.

Auf Leo's Bitten war die Eroberung Neapels aufgeschoben worden.

Eine mächtige Partei hatte sich indessen für die Franzosen erklärt und forderte den Connetable auf, ihr zu Hilfe zu eilen.

Er bat um die Erlaubniß seines Königs zu dieser Unternehmung, und zugleich um **800** Lanzen und **10,000** Mann Infanterie. Franz billigte seinen Plan, aber die Anstalten zur Ausführung waren kaum gemacht, als ein neues Ungewitter, welches über die Lombardei auszubrechen drohte, ihn zwang, in Mailand zurückzubleiben.

Um Neapel zu retten, hatte der alte Ferdinand ganz Europa gegen die Franzosen aufgewiegelt. Der Kaiser Maximilian wollte die Seele dieser Verbindung sein. Mit dem Gelde der Spanier, Engländer und Niederländer brachte er in kurzer Zeit ein Heer von dreißigtausend Mann zusammen, an dessen Spitze er sich Italien näherte. Der Kardinal von Sion, welcher kurz vor der Einnahme von Mailand mit dem Bruder des Herzogs Maximilian nach Deutschland entflohen war, hielt vierzigtausend Schweizer in Bereitschaft. Als Kaufmann verkleidet, war er nach England gereis't, um Heinrichs VIII. Eifersucht gegen Franz I. zu entflammen, und dies war ihm so gut gelungen, daß er mit großen Summen beladen zurückgekehrt war, um die Schweizer derjenigen Cantons, welche keinen Antheil an der Niederlage bei Marignan gehabt hatten, gegen die Franzosen in Bewegung zu setzen. Ein solches Heer war mehr als hinreichend, Mailand zu erobern, und die Umstände versprachen einen leichten Sieg.

Franz war ohne Geld und ohne Truppen; die Mailänder achteten Bourbons Tugend, aber eine Revolution, durch welche sie einen Sforza wieder erhalten konnten, hatte so wenig Abschreckendes für sie, daß sie im Stillen die Ankunft des Kaisers wünschten. Die Visconti, der berühmte Hieronymus Morone und die vornehmsten Ghibellinen verließen Alles, um sich in seine Arme zu werfen. Ihr Beispiel drohte Ansteckung; wohin sich auch der Connetable wenden mochte, allenthalben fand er unübersteigliche Hindernisse; man rieth ihm, sich mit den wenigen Soldaten, welche ihm noch übrig geblieben waren, in Sicherheit zu setzen, aber fest entschlossen, Mailand zu behaupten oder sich unter seinen Trümmern begraben zu lassen, machte er seine Vertheidigungsanstalten, ohne auf die Stimme der Freundschaft zu hören, welche in solchen Fällen nur die Stimme der Furcht ist. Der Ruf seiner Redlichkeit setzte ihn in den Stand, eine Anleihe zu machen, ohne welche er verloren war, und die kleinen Fürsten Italiens vertrauten ihm ihre Geldvorräthe mit größerer Bereitwilligkeit, als er selbst

erwartet hatte. **6000** Pioniere wurden sogleich in Thätigkeit gesetzt, die Festungswerke Mailands auszubessern.

Von den Franzosen unterstützt, machten gerade damals die Venetianer einen Versuch, ihre an den Kaiser verlorenen Städte wieder zu erobern, und der Connetable hatte zu diesem Endzweck seinen Lieutenant nach Brescia geschickt; diesen forderte er gegenwärtig auf, den Marsch des Kaisers zu verzögern. Lautrec erschöpfte seine ganze Kunst, den Mincio, den Oglio und die Adda zu vertheidigen; aber zu schwach für ein so gewaltiges Heer, sah er sich genöthigt, sich an die Mauern Mailands zurückzuziehen.

Mit großer Ungeduld erwartete der Connetable ein Corps von **20,000** Schweizern, welche ihm ihren Beistand versprochen hatten; sie kamen nicht. Dieser Ausfall mußte auf irgend eine Weise gedeckt werden; er überließ die Sorge für Mailands Befestigung seinem Lieutenant, und von wenig Rittern begleitet, begab er sich in das Lager der Venetianer vor Brescia. Seine Beredtsamkeit überzeugte die Generale, daß es der größte Vortheil der Republik sei, daß Mailand mit Nachdruck vertheidigt werde. Voll Bewunderung für seinen Muth erklärte der General-Procurator Gritti, daß er bereit sei, ihm überall zu folgen. Die übrigen Generale folgten seinem Beispiele. Der Connetable stellte sich sogleich an die Spitze der Venetianer und beschäftigte den Kaiser so lange, bis er erfahren hatte, daß die Festungswerke hergestellt und die Magazine gefüllt wären. Jetzt zog er sich nach Mailand zurück, indem er alle Flecken und Dörfer verödete und dadurch den Feinden einen längeren Aufenthalt in dieser Gegend erschwerte.

Gleich nach seiner Zurückkunft berief er ein Kriegs-Conseil, um den Operationsplan zu verabreden, welcher befolgt werden müßte.

Die französischen Generale bestanden noch immer auf der Uebergabe der Stadt, weil die Schweizer unterwegs geblieben wären; aber die venetianischen Heerführer waren auf der Seite des Connetable, und fest entschlossen, sich auch ohne die Verstärkung der unsicheren Helvetier zu vertheidigen, machte er den Anfang mit der Niederbrennung der Vorstädte Mailands. So unumgänglich nöthig diese Maßregel war, so empörte sie doch die schon an und für sich erbitterten Einwohner auf's Höchste.

Um sie im Zaume zu halten, war der Connetable genöthigt, seine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, und um consequent zu verfahren, verjagte er die Emissarien der ghibellinischen Partei aus der Stadt und verbot

den Einwohnern bei Todesstrafe, sich zu versammeln und unter einander zu berathschlagen.

Es war noch immer ungewiß, ob die angeworbenen Schweizer ankommen würden oder nicht. Um ihren Marsch zu beschleunigen, im Falle sie noch entschlossen wären, für den König von Frankreich zu fechten, schickte Bourbon zwei Offiziere in ihr Lager. Sie fanden die stärkste Abneigung. Alle glaubten, es sei darauf angelegt, sie auf die Schlachtbank zu führen. Mit Mühe erhielten ihre Anführer die Erlaubniß, Abgeordnete nach Mailand zu schicken, um den Zustand der Stadt in Augenschein zu nehmen. — Der Connetable selbst führte sie auf die Wälle und zeigte ihnen alle übrigen Vertheidigungsanstalten. Sie kehrten voll Erstaunen über das Genie eines Mannes zurück, der in einer so kurzen Zeit mit so wenig Mitteln so viel geleistet hatte; aber so vortheilhaft ihr Bericht auch ausfiel, so brachte er doch nicht die erwünschte Wirkung hervor. Mehr als zweitausend Schweizer kehrten auf der Stelle in ihre Heimath zurück, und die übrigen marschirten unter tausend Zweifeln nach Mailand, wo sie als Befreier empfangen wurden und der großmüthige Bourbon ihnen zur Belohnung ihres Muthes auf der Stelle einen dreimonatlichen Sold auszahlen ließ.

Schon war der Connetable im Begriff, den Kaiser in seinem Lager anzugreifen, als eben diese Schweizer erklärten, sie würden das Ihrige thun, die Stadt zu vertheidigen, aber sie nie verlassen, um ihre Landsleute im Dienste des Kaisers zu ermorden. Ein neuer Schlag! — Bourbon blieb gelassen, und um nicht noch mehr von dem Ungehorsam dieser undankbaren Söldner zu leiden, entließ er sie auf der Stelle. Ihr Abzug belebte die Hoffnungen des Kaisers. Muthig forderte er die Mailänder auf, ihm die Thore ihrer Stadt zu öffnen, wofern sie nicht wollten, daß er sie wie Friedrich Barbarossa behandeln sollte. Glücklicherweise war Maximilian in eben dem Augenblicke, wo er sich anheischig machte, diesem Beispiele zu folgen, in einer Verlegenheit, welche seinen Drohungen alles Gewicht nahm.

Seit länger als einem Monat war er außer Stande gewesen, die Schweizer zu bezahlen. Auf Kosten der Mailänder hoffte er diese Schuld zu tilgen; aber die ungeduldigen Helvetier fanden nicht für gut, dies abzuwarten. Kaum war der festgesetzte Termin abgelaufen, als der Oberst Staffner mit mehreren Offizieren in seinem Zelte erschien und ihm die Alternative stellte, entweder auf der Stelle zu zahlen, oder zu sehen, daß

die Schweizer zu Bourbons Fahnen übergingen. Der Kaiser bat um Frist. Der stolze Oberst aber gestattete keinen Augenblick. Maximilian versprach, sich gegen Abend mit dem Kardinal von Sion in seinem Zelte einzufinden; aber statt dessen rettete er sich in das Lager der Deutschen.

Diese Auftritte wurden sehr bald in Mailand bekannt. Um die Katastrophe zu beschleunigen, bediente sich der Marschall Trivulze der List, Briefe, an die Schweizer Hauptleute geschrieben, und voll Versicherungen wahrer Freundschaft, so zu versenden, daß sie in die Hände des Kaisers fallen mußten. Sie gelang, und um der angeblichen Verrätherei zu entgehen, verließ der Kaiser in der Nacht das Lager und ging nach Trident.

Unordnung und Verwirrung verbreitete sich in dem verlassenen Heere. Um sich für den erlittenen Verlust zu entschädigen, plünderten die Schweizer Lodi und San-Angelo, und würden ihre Verheerungen noch weiter ausgebreitet haben, wenn sich Bourbon nicht an die Spitze seiner Kavallerie gestellt hätte, um sie zu zerstreuen.

Der Kardinal von Sion machte den letzten ohnmächtigen Versuch, Mailand zu erobern, indem er die Deutschen beredete, sich zu den Fahnen des Kurfürsten von Brandenburg zu schlagen, und die Schweizer bewog, sich mit ihnen zu vereinigen. Aber eine Hungersnoth kam dem Connetable zu Hilfe; das ganze kaiserliche Heer sah sich genöthigt, die Lombardei zu verlassen, und Bourbon hatte allein die Ehre, sie gerettet zu haben.

Sein Ruhm war um so größer, je beispielloser er in der Geschichte französischer Eroberungen war. Selten war es den Franzosen fehlgeschlagen, jenseits der Alpen als Eroberer Fortschritte zu machen; aber nie war es ihnen gelungen, sich im Besitz zu erhalten, bis Bourbon zeigte, daß Tapferkeit und Einsicht nicht so unverträglich sind, als man gemeiniglich glaubt. —

Die Eroberung Neapels war noch übrig. Der Connetable brachte sie von Neuem in Vorschlag; aber jetzt zeigte sich, welchen Eindruck seine Thaten auf das Gemüth seines Königs gemacht hatten. Voll Eifersucht rief ihn Franz, anstatt in seine Wünsche zu willigen, nach Frankreich zurück und gab seine Stelle dem Marschall von Lautrec, seinem bisherigen Lieutenant.

Es ist indessen mehr als wahrscheinlich, daß Franz in diesen Angelegenheiten nur das folgsame Werkzeug seiner Mutter war, welche mit dem längeren Aufenthalte des Connetable in Italien höchst unzufrieden, ihn

seinem Wirkungskreise entreißen wollte, um ihn wieder in ihrer Nähe zu haben, und dazu kein besseres Mittel fand, als sein Ansehen bei dem Heere und seine Autorität bei den Mailändern verdächtig zu machen. — Von welcher Art das Interesse war, welches diese herrschsüchtige Frau für den Connetable empfand, läßt sich bei dem großen Mangel an Daten nicht mehr entscheiden. Wenn man indessen bedenkt, daß Liebe im sechszehnten Jahrhundert noch Leidenschaft des Herzens war, so ist nichts natürlicher, als daß Louise, dem Range nach die erste Frau in Frankreich, und wenn gleich nicht mehr jung, doch mächtig genug, um jede männliche Tugend zu ihren Füßen zu sehen, von einem Manne angebetet zu werden wünschte, von welchem alle seine Zeitgenossen eingestanden, daß er durch Genie und Charakter den Vorzug vor ihnen habe. Ihre Leidenschaft mußte durch die Zurückerinnerung an Alles, was sie für diesen Mann gethan hatte, nothwendig an Stärke gewinnen. Sie war es gewesen, welche Ludwig XII. mit dem Herzog von Bourbon versöhnt hatte, und unter der neuen Regierung hatte sie alle die Auszeichnungen, welche er erhielt, wo nicht geboten, doch wenigstens begünstigt. Dies heischte Dankbarkeit in ihren Augen, und ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß Bourbon einer von den seltenen Menschen war, in welche die Natur eine größere Fülle geistiger Kraft gelegt hat, und welche eben daher mehr in ihren Ideen als durch ihre Sinne leben, verlangte sie, daß er sich in ihrer Huldigung glücklich fühlen sollte. Je mehr sie seine innere Größe empfand, desto mehr fühlte sie sich versucht, sie zu bezwingen oder wenigstens nur in soweit verzeihlich zu finden, als sie von ihrer Macht abhing. Vielleicht mischte sich in diese geistigeren Gefühle noch der Haß, welchen sie gegen seine Schwiegermutter empfand, indem es sie kränkte, daß sie den Connetable nicht bewegen konnte, früheren Verbindungen in dem Maße zu entsagen, als es die Eitelkeit der unumschränkten Beherrscherin des Königs forderte. Wie dem aber auch gewesen sein mag, so hatte Bourbons Zurückberufung aus Italien von Louisens Seite gewiß keine andere Absicht, als ihn seine Abhängigkeit von sich fühlen zu lassen, und ihn endlich einmal über diesen Punkt zum Nachdenken zu bringen.

Der Connetable kam zurück; aber wenn er sich jemals stolz bewiesen hatte, so that er es gerade jetzt, um Louisen zu zeigen, daß er ihrer Gnade nicht bedürfe, und anstatt an Franzens Hofe zu verweilen, kehrte er, so früh es nur Geschäfte und Anstand gestatteten, nach Moulins zu den

Seinigen zurück. — Von diesem Augenblicke an begann das Werk der Rache. Der Kanzler du Prat, welchen ein gleichzeitiger Schriftsteller den abscheulichsten aller Menschen nennt; Bonnivet, einer von den Lieblingen Louisens, vermöge seiner Adonisgestalt und seiner Geschmeidigkeit; der Marschall von Chatillon, der mit wenig Fähigkeiten sehr viel Ehrgeiz verband und in die Stelle des Connetable zu treten wünschte; und der sorglose, nur seinem Vergnügen lebende Franz traten auf die Seite der Herzogin, um sie an einem Manne zu rächen, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als mehr geleistet zu haben, wie seine Pflicht erforderte, und sich nicht durch eine Gefälligkeit loskaufen wollte, welche seinem Charakter entgegen war. Die Gelegenheit fand sich bald.

Der Connetable hatte starke Forderungen an den königlichen Schatz. Sie waren noch mehr als gerecht, da sie den Aufwand betrafen, welchen er zur Rettung Mailands aus seinen eigenen Mitteln gemacht hatte. Gleichwohl wurde er unter den nichtigsten Vorwänden damit abgewiesen. Zu gleicher Zeit wurden ihm seine Gehalte als Prinz von Geblüt, Connetable, Chambrier von Frankreich und Gouverneur von Languedoc gestrichen. — Man schützte zwar die allgemeine Erschöpfung der Staatskassen vor, allein nachdem der Kanzler du Prat das Mittel erfunden hatte, durch Verkäuflichkeit der öffentlichen Aemter den königlichen Schatz zu einer unversiegbaren Geldquelle zu machen, war es nur allzu deutlich, daß Rache der Grund dieses Verfahrens war.

Viel zu stolz, um sich über eine solche Behandlung zu beklagen, zog sich der Connetable ganz auf seine Besitzungen zurück, und zeigte dadurch dem Hofe, daß er seiner Gnadenbezeigungen entbehren könne. Nur die verwitwete Herzogin ließ sich diese Kränkung zu Herzen gehen. Nur allzu lebhaft erinnerte sie sich, die Herzogin von Savoyen ehemals zu ihren Füßen gesehen zu haben, und überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen. Der daraus entstehende Zank wurde so bitter und theilte den Hof so sehr, daß sich Franz genöthigt sah, in's Mittel zu treten. Anna von Frankreich bestand darauf, daß ihrem Schwiegersohne die ausgelegten Summen ersetzt und seine Gehalte wieder gegeben werden müßten, wenn sie jemals wieder für die Herzogin sollte gewonnen werden, und drang durch diesen Trotz ein Versprechen ab, welches nicht gehalten wurde.

Das Schicksal schien indessen den Herzog von Bourbon für alle diese Kränkungen entschädigen zu wollen. Seine Gemahlin gebar ihm einen

Sohn. Unbeschreiblich war seine Freude über dieses glückliche Ereigniß. Er selbst brachte dem König die erste Botschaft und bat ihn, seinen Erstgebornen über die Taufe zu halten. Mit ungeheurem Aufwand wurden die Anstalten zu dieser Festlichkeit gemacht, und länger als vierzehn Tage beschäftigte der Connetable den müssigen König mit Schmäusen, Jagdpartieen, Turnieren, Ringelrennen, Schauspielen und anderen Zeitvertreiben. Moulins war während dieser Zeit so sehr mit Gästen angefüllt, daß man genöthigt war, Zelte auf den öffentlichen Plätzen aufzuschlagen, um sie alle zu beherbergen, und den Unterhalt auf vielen Wagen herbeizuschaffen. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes überließ sich Franz seinem natürlichen Hange zum Vergnügen; aber gesättigt, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß der Herzog von Bourbon von **500** Edelleuten bedient wurde, welche in Sammet gekleidet waren und eine dreifache goldene Kette um den Hals trugen.

Die Eifersucht bemächtigte sich seines Herzens. Ein König von Frankreich, meinte er, würde Mühe haben, einen solchen Aufwand zu bestreiten. Dies reichte für Louisen und Bonnivet hin, um ihm zuzuflüstern, daß alle diese ungeheuren Anstalten nur gemacht wären, um seiner zu spotten und Unabhängigkeit zu affectiren. Von Stund' an dachten sie darauf, sich zu rächen.

In der Nähe von Chatellerault mußte Bonnivet, ein geborner Unterthan des Herzogs, ein eben so ungeheures als prachtvolles Schloß erbauen, blos um zu zeigen, daß man als Liebling eines Königs, eines Prinzen von Geblüt spotten könne. Die Beleidigung war um so größer, da dieser Palast dem herzoglichen Schlosse gerade gegenüber erbaut wurde; der Connetable aber nahm die Miene an, als bemerkte er nichts, und als Franz in seinem Muthwillen ihn fragte, was er dazu dächte, antwortete er kalt:

„Ich glaube, daß das Bauer für einen solchen Vogel viel zu groß und schön ist."

„Das ist Neid," erwiderte der König.

„Ich einen Edelmann beneiden," entgegnete Bourbon, „dessen Ahnen sich glücklich fühlten, die Schildknappen der meinigen zu sein?"

Wenn sich Bourbon durch solche Aeußerungen den Admiral Bonnivet zum unversöhnlichen Feinde machte, so kränkte er den Kanzler du Prat noch tiefer. Eine Zänkerei mit Bonnivet hatte den Kanzler in der Gunst der Herzogin zurückgesetzt. Er hatte Ursache zu fürchten, daß das Ziel sei-

ner Allmacht da sei. Um sich einigermaßen sicher zu stellen, wünschte er sich an den Connetable anzuschließen, und indem er dessen Charakter ganz nach dem seinigen beurtheilte, glaubte er ihn sich am besten verbinden zu können, wenn er ihm zwei Güter für einen übermäßig hohen Preis abkaufte. Der Herzog von Vendome übernahm die Unterhandlung; kaum aber hatte der Connetable erfahren, worauf es abgesehen war, als er mit einer entscheidenden Verachtung seines Hasses und seiner Freundschaft sagte: „Zwischen ihm und dem Kanzler könne kein Vertrag stattfinden, so bedeutend oder unbedeutend auch der Gegenstand desselben sein möchte."

Selbst der König blieb nicht verschont von der üblen Laune, welche sich des Herzogs immer mehr bemächtigte. Franz liebte Neckereien. Der Connetable kam in Verdacht, sich um die Gunst einer Dame zu bewerben, welche durch ihre Schönheit und ihren Geist der Gegenstand der allgemeinen Anbetung war, und welche der König vergeblich mit seiner Liebe verfolgt hatte. Franz sprach darüber in einem lachenden Tone.

„Sire," antwortete der Connetable, „das kann blos für Diejenigen merkwürdig sein, die hinter mir zurückgeblieben sind."

Der König fühlte diesen Ausfall. Ernsthaft erwiderte er:

„Vetter, Sie werden auch über Alles böse; — Sie sind allzu empfindlich."

Beleidigt und wieder beleidigend zog sich der Connetable nach und nach ganz nach Moulins zurück, um sich in dem Zirkel seiner Familie für die Kränkungen zu entschädigen, welche er gelitten hatte und noch leiden mußte; aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Kummer über die Zurücksetzung ihres Gemahls und Betrübniß über den Tod ihres Erstgebornen und den Verlust der Zwillinge, die sie ein Jahr darauf geboren hatte, nagten an dem Herzen seiner Gemahlin und brachten sie nur allzubald an den Rand des Grabes. Sie starb im April 1521 zu Chatellerault, und mit ihren letzten Athemzügen erklärte sie den Herzog zu ihrem Erben, wiewohl dieser eine solche Erklärung mehr als einen Beweis ehelicher Zärtlichkeit, denn als eine Grundlage rechtlicher Forderungen betrachtete.

Die Zeit hatte indessen den furchtbaren Krieg herbeigewälzt, der zwischen Karl V. und Franz I. ausbrach, die schönsten Länder Europa's verheerte, die kämpfenden Fürsten überlebte und unter mancherlei Gestalten von ihren Enkeln und Nachkommen fortgesetzt wurde. Die Schlacht bei Marignan hatte die Blicke Europa's auf den jungen König der Franzosen

gerichtet, und stolz gemacht durch die feile Stimme seiner Schmeichler, wünschte er der Schiedsrichter der Christenheit zu sein, ohne irgend eine von den Eigenschaften zu besitzen, welche zu einem so erhabenen Amte berechtigen können. Es fehlte ihm eben so sehr an politischen Einsichten, als an Fleiß und Ordnungsliebe. Schätze, welche eine Stütze seiner Größe hätten werden können, verschwendete er an werthlose Lieblinge. Anstatt zerfallende Grenzfestungen wieder aufzubauen, errichtete er Lustschlösser. — Sein Ekel vor jedem ernsthaften Geschäft wurde bald so groß, daß er die Zügel der Regierung seiner Mutter und ihren Günstlingen gänzlich überließ. Kein Wunder, daß die Disciplin völlig zu Grunde ging, nachdem sich der Connetable zurückgezogen hatte! Alles dachte nur auf Belustigungen, und der Charakter derselben war so kindisch, daß man über die Treuherzigkeit erstaunen muß, mit welcher die gleichzeitigen Schriftsteller von diesen Possen sprechen.

Indessen entwickelte sich in stiller Zurückgezogenheit Frankreichs größter Feind, der Prinz Karl von Oesterreich, berühmt unter dem Namen Kaiser Karl V. Unter der schlichten Außenseite der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit überlistete er den König der Franzosen, der ihn das Erbe seines Großvaters in Besitz nehmen ließ, ohne seine Ansprüche auf Neapel und Navarra zu erneuern, und von dem allgemeinen Vorurtheil geblendet, welches ihm alle Selbstständigkeit absprach, die Augen nicht eher über ihn öffnete, als bis er ihn die Kaiserkrone davon tragen sah, um welche er sich nach Maximilians Tode so lebhaft beworben hatte. Gekränkter Ehrgeiz verleitete den französischen Monarchen zu einem Kriege. Die Feindseligkeiten waren nicht sobald erklärt, als Karl V. ein Heer von mehr als **40,000** Deutschen, unter den Befehlen des Grafen von Nassau, nach der Champagne marschieren ließ, um den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. Mezieres wurde durch Bayards unermüdliche Thätigkeit das Bollwerk Frankreichs; aber der Graf von Nassau verlor keine Zeit, Frankreich von einer anderen Seite anzufallen, und es gelang ihm wirklich, in die Picardie einzurücken.

Unterdessen hatte sich Franz in den Stand gesetzt, den Unternehmungen des Kaisers zu begegnen. Er brannte vor Begierde, ihn zu erreichen, zu besiegen und Deutschlands Fürsten die Blindheit aufzurücken, mit welcher sie ihn übergangen hatten. Alle Prinzen von Geblüt und der ganze französische Adel machten seine Angelegenheit zu der ihrigen und waren

bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern, und der Connetable war unter ihnen nicht der Letzte, seinen guten Willen zu beweisen.

Den Schmerz unterdrückend, welchen er über den Verlust seiner Gemahlin und Kinder empfand, warb er in seinen weitläufigen Besitzungen **6000** Mann Infanterie und **800** Lanzen, und erschien mit diesen bei dem französischen Heere, um seine Würde als Connetable fortzusetzen. Kaum aber hatte sich die Armee in Bewegung gesetzt, als Franz ihm diese Würde ohne Umstände nahm und dem Herzoge von Alençon die Anführung der Avantgarde vertraute, ohne ihn gleichwohl an Bourbons Stelle zum Connetable zu machen. Diese Kränkung schmerzte ihn so sehr, daß er das Heer nicht weiter begleiten wollte; und selbst nachdem seine vertrautesten Freunde seinen Unwillen besänftigt hatten, blieb er verschlossen und finster und wiederholte einmal über das andere die stolze Antwort eines französischen Edelmannes, welcher auf die Frage: Ob irgend Etwas im Stande wäre, seine Treue zu erschüttern? Karl VII. erwiderte:

„Nicht drei Königreiche, Sire, wie Sie besitzen, wohl aber eine Beschimpfung."

Franz nahm indessen die Miene an, als merke er nichts von diesem Kummer, und so nahte sich das Heer den Niederlanden.

St. Pol und Vendome eröffneten die Feindseligkeiten durch die Einnahme von Beaupaume und Landrecies, und Franz, der bereits anfing, sich mit den glänzendsten Erfolgen zu schmeicheln, war schon fest entschlossen, seinen Nebenbuhler jenseits der Schelde aufzusuchen, und entweder zum Kampfe oder zur Flucht zu zwingen. St. Pol erhielt den Auftrag, zwischen Bouchain und Valenciennes in einer sehr geringen Entfernung von dem feindlichen Heere eine Brücke über die Schelde zu schlagen, und führte ihn mit großer Schnelligkeit im Dunkel der Nacht aus. Seine Infanterie befand sich am folgenden Morgen jenseits der Schelde, und Nassau erhielt den Befehl, sie anzugreifen. Er näherte sich mit **400** Mann Cavallerie und **12,000** Mann Fußvolk; als er aber die ganze französische Armee den Fluß passiren sah, zog er sich weislich zurück. Bourbon vergaß in diesem Moment die erlittene Beschimpfung und beschwor seinen unentschlossenen König, den kaiserlichen General zu verfolgen. Dasselbe thaten la Tremouille, Chabannes und Bayard. Selbst die Schweizer im französischen Heere forderten die Erlaubniß zum Angriff, als einen Beweis des Vertrauens zu ihrer Tapferkeit. Alles vergeblich: Alençon und Chatillon,

welche auf keine Lorbeern rechnen konnten, hielten den König zurück; Nassau entkam und Karl V. verließ das Heer in der nächsten Nacht, um sich tiefer in die Niederlande zurückzuziehen.

Unmittelbar darauf trat England in's Mittel, den Krieg einmal für allemal abzubrechen. Heinrich VIII. drohte, Denjenigen zu vernichten, der sich seinem Ausspruche nicht unterwerfen würde. Seine Nähe war allzu furchtbar, als daß Franz I. bei dieser Drohung hätte gleichgiltig bleiben können. Der Friedenscongreß wurde zu Calais eröffnet. Vor dem Kardinal Wolsey beugten sich die beiden mächtigen Nebenbuhler in ihren Repräsentanten. Karl zeigte eine schimmernde Tiare in der Ferne, und mehr bedurfte es nicht, um den Kardinal für sich zu gewinnen. Ein Waffenstillstand wurde in Vorschlag gebracht und von beiden Seiten angenommen.

Franz ließ seine Truppen unbeschäftigt, als er ganz unerwartet die Nachricht von der Wegnahme von Fontarabie erhielt. Als Unterpfand der Zurückgabe des Königreichs Navarra an seinen Verwandten und Alliirten war diese Stadt von der größten Wichtigkeit. Um sie zu retten, mußten die Feindseligkeiten von Neuem anfangen und Heinrich VIII. einen Vorwand finden, Franz I. als einen Bundbrüchigen und Ruhestörer zu verschreien und zu befehden.

Während Wolsey das französische Heer an den Ufern der Schelde noch immer in seiner Unthätigkeit erhielt, wurde die Belagerung von Tournai mit dem regsten Eifer betrieben. Bourbon bemächtigte sich zwar dafür Bouchains, aber ohne Frankreich für den Verlust zu entschädigen, womit es bedroht wurde. Der König setzte sich endlich in Bewegung, um der belagerten Stadt zu Hilfe zu eilen; aber es war zu spät, die schlimme Jahreszeit war eingetreten, und überfließende Ströme zwangen ihn, in den Mittelpunkt seiner Staaten zurückzukehren.

Die Einnahme von Hesdin endigte den Feldzug dieses Jahres für die Franzosen. Sie war um so bedeutender, da Hesdin die Brustwehr der Picardie war und als ein Ersatz für Tournai angesehen werden konnte. — Bourbon war es wiederum, der seinem König diesen Vortheil verschaffte.

An den kriegerischen Begebenheiten des folgenden Jahres (1522) nahm er keinen Antheil. Sich nach Moulins zurückziehend, überließ er dem Herzog von Vendome seine Rolle, welcher sie mit mehr Thätigkeit als Erfolg spielte. Mit ungeheuren Anstalten versuchte Heinrich VIII. die Eroberung der Picardie. Das Heer des Herzogs war kaum stark genug, die

wichtigsten Grenzfestungen zu besetzen. Er wandte sich in seiner Verlegenheit an den König, und dieser befahl la Tremouille und dem Grafen von Guise, die Bourgogne und Champagne zu entblößen, um ihm zu Hilfe zu eilen. Beide führten ihm ein Heer von ungefähr **16,000** Mann zu. **4000** blieben ihm davon zu einem fliegenden Lager übrig, nachdem er die Hauptörter besetzt hatte, und mit dieser unbedeutenden Mannschaft sollte er einem Heere von **40,000** Kriegern die Stirn bieten. Die Engländer und Niederländer fingen indessen ihre Operationen mit der Belagerung von Hesdin an. Diesen Augenblick hatte Vendome sehnlichst erwartet, um die zu Dourlers, Montreuil und Terouenne unter seinem Commando stehenden Generale in Bewegung zu setzen. St. Pol, Guise und Pontdormi ruhten weder Tag noch Nacht, den Feinden die Zufuhr abzuschneiden, und sie im Vorbeigehen anzugreifen. Ein gewisser Biez, welchem die Vertheidigung von Hesdin anvertraut war, that seine Pflicht. Bald kam es dahin, daß die Alliirten durch Hunger, Entweichung und ansteckende Krankheiten genöthigt waren, die Belagerung von Hesdin aufzugeben; aber sie zu vertreiben, schien unmöglich, vorzüglich weil der König Alles verdarb, so oft er sich in das Spiel mischte.

In Mailand ging es noch schlimmer. Es fehlte dem Nachfolger des Connetable weder an Einsichten noch an Muth; aber durch seine Grausamkeit und seine Erpressungen verdarb er Alles, und verlor zuletzt nicht nur Mailand, sondern auch Genua. — Die Niederlande waren dem König preisgegeben. Hier hätte er sich für seine Verluste entschädigen können, wenn es ihm nicht so sehr an Kräften gefehlt hätte, oder wenn er im Stande gewesen wäre, die vorhandenen besser zu leiten; vorzüglich wenn er, anstatt den Connetable zu unterdrücken und seines Eigenthums zu berauben, sein Unrecht zu vergüten bemüht gewesen wäre.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo sich Bourbons Schicksal entscheiden mußte. Louise von Savoyen erwartete, daß sein Stolz nach so viel Kränkungen nachgiebiger sein würde, und wollte nun den letzten Versuch machen, den ehemaligen Liebling ihres Herzens für immer an sich zu fesseln, oder sich auf ewig von ihm trennen. Der Herzog hatte angefangen, sich um die Hand der zweiten Tochter Ludwigs XII. zu bewerben, und wurde nicht nur von der Königin, sondern sogar von dem König dazu aufgemuntert, während die Prinzessin selbst sehr geneigt war, das Schicksal eines Mannes zu theilen, der, wenn gleich gegenwärtig unglücklich,

doch nicht aufgehört hatte, ein Gegenstand der Achtung zu sein. Diese Verbindung konnte indessen nie zu Stande kommen, wenn die Mutter des Königs ihre Einwilligung versagte; und da sie selbst seine Gemahlin zu werden wünschte, so traute sie ihm Verstand genug zu, das Bessere von dem Schlechteren zu unterscheiden. In dieser Absicht schickte sie den Grafen von St. Pol an ihn ab, und ließ ihn bitten: es verzeihlich zu finden, daß sie ihre Ansprüche auf seine Besitzungen vor Gericht geltend machte. Ihre Absicht sei indessen gar nicht, ihn durch einen Prozeß um den Nießbrauch derselben zu bringen, sondern blos die Rechte ihrer Erben in's Klare zu setzen.

Uebrigens überließ sie ihm die Wahl des Tribunals. — Die Absicht dieser Sendung sprang sogleich in die Augen, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete Bourbon mit Trockenheit und Ruhe: Zu sehr von seinem Rechte überzeugt, fürchte er kein Tribunal. Das Parlament möge entscheiden. Wenn gesunder Menschenverstand und Rechtschaffenheit bei den Mitgliedern desselben anzutreffen wären, so könne er nie verlieren.

Der Graf von St. Pol war über diese Erklärung nicht wenig verlegen. Die übrigen Freunde des Herzogs vereinigten sich mit ihm, um den Herzog auf die Folgen derselben aufmerksam zu machen. Die Absicht der Herzogin, meinten sie, wäre nicht zu verkennen; sie wolle ihn blos bewegen, sich um ihre Hand zu bewerben. Bourbon schwieg eine längere Zeit. Stolz und strenge bat er endlich, nicht länger in ihn zu dringen. Mein Ehre, fügte er hinzu, ist mir zu lieb, um mein Bett mit einem sittenlosen Weibe zu theilen.

Diese Hartnäckigkeit des Herzogs, vielleicht auch die Schwatzhaftigkeit eines seiner Freunde, der diese Aeußerung hinterbrachte, empörten Louisen auf's Aeußerste, so daß sie beschloß, ihre angeblichen Rechte mit der größten Strenge zu verfolgen. Sie war als Enkelin Karls I., Herzogs von Bourbon erbberechtigt; aber nur auf den Fall, daß eine weibliche Succession stattfinden konnte. Diese war indessen unerhört in der Familie der Bourbons. Kein anderer Beleg war vorhanden, als der, welchen Ludwig XII. aus Freundschaft für den Herzog Peter zu Gunsten seiner Tochter Susanne gegeben hatte; ein Beleg, dessen Gültigkeit kaum zur Sprache konnte gebracht werden, da bisher dadurch nichts entschieden war. Unter solchen Umständen blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihre Zuflucht zu den Subtilitäten

des Rechts zu nehmen, und die Macht ihres Sohnes (welche immer die ihrige war) zu Hilfe zu rufen, im Fall sie mit jenen nicht ausreichen sollte. —

Den 11. August des Jahres 1521 wurde endlich dieser Prozeß bei dem Parlamente eingeleitet. Vor den Schranken erschienen die Mutter des Königs und der König selbst als Partei von der einen, und der Herzog von Bourbon und Anna von Frankreich als Partei von der anderen Seite. Groß war dies Schauspiel; aber auf keine von den dabei interessirten Personen waren die Augen der Zuschauer mehr gerichtet, als auf die verwitwete Herzogin von Bourbon, welche mit aller Würde einer Frau, die sich ihrer Dienste um den Staat bewußt war, für ihren Schwiegersohn eben das salische Gesetz geltend zu machen kam, welches sie von dem französischen Throne ausgeschlossen hatte. Der Gegenstand des Prozesses selbst konnte schwerlich größer sein, da jetzt entschieden werden sollte, wem, den Rechten nach, die Herzogthümer Bourbon und Auvergne, die Gebiete von Marche, Fores, Beaujolois, die Souverainetät von Dombes, die Grafschaft Clermont-Beauvoisis, das Herzogthum Chatellerault und eine Menge kleinerer Besitzungen zugehörten. Auch nahm ganz Frankreich den lebhaftesten Antheil an diesem Prozesse; und wenn es gleich bekannt war, daß der Kanzler für die Herzogin von Savoyen stimmen würde, so kam es noch immer darauf an, wie das Parlament entschied. Die geschicktesten Advokaten waren gewählt, die Sache der streitenden Parteien zu führen. Ihre Namen sind auf die Nachwelt gekommen, ob sie gleich diese Ehre mehr der Wichtigkeit des Prozesses, als der Kunst verdanken, womit sie denselben führten. Ein gewisser Poyet sprach für die Herzogin von Savoyen, und ein gewisser Montholon für den Herzog von Bourbon.

Poyet trat zuerst auf. Er vertheidigte die Rechte seiner Klientin, als nächsten Verwandtin und eben daher rechtmäßigen Erbin der verstorbenen Herzogin von Bourbon. Sein Vortrag war ein Gewebe von Falschheiten und Sophistereien, welches nur verwirren, aber nicht überzeugen konnte. Nach ihm trat Montholon auf. Er gründete das Recht des Herzogs von Bourbon auf das salische Gesetz, wovon er bewies, daß es seit den frühesten Zeiten in der Familie wäre beobachtet worden, und sprach mit so viel Klarheit, Bestimmtheit und Wärme, daß er den allgemeinsten Beifall erhielt, die Richter überraschte und den Kanzler in die größte Verlegenheit brachte.

Ehe es zur Entscheidung kam, starb Anna von Frankreich. Der Kummer über den Verlust ihrer Tochter und ihrer Enkel nagte mit dem Alter an ihrem Leben, als die Gefahr ihres geliebten Zöglings und Schwiegersohnes sie noch einmal beseelte. Mit ihrem letzten Hauche vertheidigte sie seine Rechte, und setzte ihn vor ihrem Tode zum Erben des großen Vermögens ein, welches sie der Freigebigkeit Ludwigs XI. und der Erkenntlichkeit Karls VIII. verdankte.

Dieser Tod gab dem Kanzler neue Waffen, und da er nicht unmittelbar wirken konnte, so gebrauchte er eine von seinen Creaturen, dem Prozeß eine andere Wendung zu geben. Dies war der General-Advokat Lizet, welcher bewies, daß Poyet und Montholon sich um Ziegenwolle zankten, weil weder der Herzogin von Savoyen, noch dem Herzoge von Bourbon die Succession des Hauses Bourbon zufallen könne, sondern ausschließend dem Könige. Zuvörderst bestand er auf der Zurückgabe der Grafschaft la Marche, und der Herrschaft Montaigne in Combraille an die Krone. Sie waren die dem unglücklichen Herzog von Nemours abgenommene Beute, welche Ludwig XI. dem Herrn von Beaujeu und seiner Gemahlin geschenkt hatte. Der Herr von Beaujeu hatte sie zwar als Herzog von Bourbon den natürlichen Erben des Herzogs von Nemours bezahlt; aber gleichwohl erklärte das Parlament, Anna von Frankreich habe nicht das Recht gehabt, darüber zu verfügen, und so wurden sie ohne Umstände dem König zugesprochen, welcher sie auf der Stelle an seine Mutter verschenkte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, drang Lizet auf die Zurückgabe der Auvergne, indem er behauptete, daß dies Herzogthum als Apanage des Herzogs von Berry nach dem Tode dieses Fürsten an den König hätte zurückfallen müssen; daß zwar seine Tochter Marie von Berry als Herzogin von Bourbon theils durch List, theils durch Gewalt dies reiche Gebiet für die Familie ihres Gemahls zu erhalten gewußt hätte, daß aber ungeachtet der Bestätigungen Karls VI. und VII., die unverjährbaren Rechte der Krone nicht geschmälert werden könnten. In Hinsicht des Herzogthums Bourbon, der Grafschaft Clermont und der übrigen Besitzungen der Familie behauptete er, daß ein so einsichtsvoller König als Ludwig XI. seine Tochter mit keinem jüngeren Sohne aus dem Hause Bourbon vermählt haben würde, wenn er keine Vortheile für die Krone dabei beabsichtigt hätte. In Ludwigs XII. Gewalt hätte es gestanden, nach Peters Tode alle diese Besitzungen an sich zu nehmen. Er habe

es aus Zärtlichkeit für Susannen nicht gethan; aber nach ihrem Tode träten die Kronrechte in ihre volle Giltigkeit, und sein Beispiel brauche kein Gesetz für seine Nachfolger zu sein.

Die Wendung, welche Lizet dem Prozesse gab, beruhte auf einer geheimen Verabredung des Kanzlers mit der Herzogin von Savoyen, welcher es gleichgiltig war, wem alle diese Besitzungen zufielen, wenn sie nur an dem Herzog gerächt wurde. Montholon trat noch einmal auf und widerlegte alle diese Sophismen mit eben so viel Gründlichkeit und Beredsamkeit zum Vortheil des Herzogs von Bourbon; aber Alles, was er erhielt, waren einige Rechtswohlthaten. Um seine Ehre wenigstens zum Theil zu retten, entschied das Parlament dahin, daß die streitenden Parteien vor den Staatsrath geführt, und bis zur völligen Entscheidung der Sache, die Güter sequestrirt werden sollten. In dem Staatsrath entschieden die Herzogin von Savoyen und der Kanzler.

Ein Rettungsmittel blieb noch übrig: die Hand der zweiten Tochter Ludwigs XII. Der Herzog bewarb sich darum; aber Renatens Antwort war: Sie habe die größte Achtung für ihn, nur gegenwärtig könne sie sich nicht entschließen, das Schicksal eines Mannes zu theilen, um dessen Habe es so mißlich stände.

Von diesem Augenblicke dachte der Herzog von Bourbon nur auf Rache; aber der erste Versuch, welchen er machte, kostete einem Unschuldigen das Leben. Lautrec hatte Mailand mehr durch die Nachlässigkeit des Hofes, als durch seine Schuld verloren. Vor seiner Abreise nach Italien hatte er sich ausbedungen, daß man ihn nicht mit den nöthigen Geldern aufhalten sollte, und der König hatte ihm 400,000 Thaler bewilligt. Die Summe lag in Bereitschaft und sollte ihm folgen; aber an eben dem Tage, wo sie abgehen sollte, fand die Herzogin für gut, sie an sich zu nehmen, um Lautrecs Unternehmen scheitern zu machen, den sie verabscheute, weil er Bourbons Freund war. Der Finanzminister wagte es nicht, die Forderung der Herzogin zurückzuweisen, und der unbekümmerte Franz erfuhr den Unterschleif seiner Mutter nicht eher, als bis Mailand verloren und Lautrec nach Frankreich zurückgekommen war. Der Hof war ihm so sehr entgegen, daß der König ihm eine Audienz versagte; selbst seine Schwester, Franzens Geliebte, wagte es nicht, ihm das Wort zu reden. Kühner als Alle, weil er nichts mehr zu verlieren hatte, führte Bourbon seinen ehemaligen Lieutenant in das Zimmer des Königs. Franz

wandte ihm den Rücken zu. Warum vermeiden Sie mich, Sire? fragte Lautrec entschlossen. Weil Ihr mir Mailand verloren habt, antwortete der König. Nicht ich, Sire, erwiderte der Marschall, Sie selbst haben es verloren. Zugleich schilderte er die unsäglichen Leiden der Armee. Wie? fragte der König, habt Ihr denn nicht die angewiesene Summe erhalten? Die Antwort des Generals setzte den König in Erstaunen. Man ließ den Finanzminister kommen. Der ehrwürdige Semblançai gestand die Wahrheit. Wüthend eilte der König zu seiner Mutter und überschüttete sie mit Vorwürfen. Die Summe, die ich erhalten habe, antwortete sie, war ein Depot, das ich dem Finanzminister anvertraut hatte. Zitternd suchte sich der Greis zu rechtfertigen. Seine Verwirrung sprach gegen ihn. — Der König glaubte seiner Mutter, und ein schimpflicher Tod belohnte Semblançai's fünfzigjährige Dienste.

Diese tragische Entwickelung trug nicht wenig dazu bei, daß Bourbons Entschluß, das Joch eines Königs abzuschütteln, welcher blindlings seiner Mutter folgte, zur That reifte.

Seit der Einnahme von Hesdin hatte er die Bekanntschaft der Gräfin Roeur gemacht, und mehrere ihr geleistete Dienste hatten ihm ihre Freundschaft erworben. Die Gräfin stand durch ihren Sohn in Verbindung mit Karl V. Bourbon schüttete seinen Kummer in ihren Busen aus, und bat sie, den Kaiser damit bekannt zu machen.

Karl wußte, wie ganz Europa, was dem Herzog von Bourbon bevorstand, und freute sich heimlich über die Unbesonnenheit seines Nebenbuhlers, daß er den größten seiner Generale zu eben der Zeit unterdrücken ließ, wo er seines Beistandes am meisten bedurfte. Seine Freude war sehr erhöht, als er durch die Gräfin Roeur erfuhr, daß Bourbon fähig sei, sich zu rächen. Er gab sich sogleich das Ansehen, als ob das Schicksal eines so nahen Verwandten ihm zu Herzen gehe, und stachelte seinen Ehrgeiz durch Verheißungen, indem er seinen Verdruß durch Mitleid vermehrte. —

Adrien de Croix, Herr von Beauvain, Sohn der Gräfin Roeur, erhielt bald darauf den Auftrag, das angefangene Werk zu vollenden. Gewandt, einschmeichelnd, keck und voll Geistesgegenwart, war er recht eigentlich zu diesem Geschäft gemacht. Um den Herzog aufzufinden, mußte er den größten Theil von Frankreich durchreisen. Um nicht erkannt zu werden, reis'te er nur Nachts und in Lumpen gehüllt. Glücklich kam

er zu Chantelle an, und sogleich nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang.

Weit entfernt, sich als Bettler zu fühlen, machte Bourbon sich anheischig, die Waffen gegen seinen König zu ergreifen, wenn ihm der Kaiser seine Schwester, die verwitwete Königin von Portugal, zur Gemahlin geben, und ihr die Erbfolge Oesterreichs auf den Fall zusichern wolle, daß Er und der Erzherzog, sein Bruder, ohne männliche Erben stürben. Eleonore brachte dem Herzoge eine Mitgift von 20,000 Thalern jährlicher Einkünfte, und außer einem Schmuck, dessen Werth auf 600,000 Thaler angegeben wurde, ein baares Vermögen von 200,000 Thalern. Dagegen vermachte ihr der Herzog die Herrschaft Beaujolois zum Witwensitz, trat der Off= und Defensiv=Allianz des Kaisers und des Königs von England bei, und theilte sich, wenn ihr Unternehmen gelang, mit ihnen in die französische Monarchie.

Karl machte sich verbindlich, von der Seite der Pyrenäen mit 18,000 Mann spanischer Infanterie, 10,000 Deutschen, 2000 Mann schwerer und 4000 Mann leichter Cavallerie in Frankreich einzufallen. Der König von England sollte mit 15,000 Mann Infanterie und 5000 Cavallerie in die Picardie einrücken, und zu dieser Armee sollten noch 3000 Landsknechte und 3000 Mann Cavallerie stoßen, welche die Erzherzogin sich anheischig machte, von den Niederlanden aus nach Frankreich marschiren zu lassen. Der Connetable versprach, 300 Mann Gensd'armerie und 5000 Mann Infanterie in Bereitschaft zu halten, um von Frankreichs Mitte aus die Eroberung zu erleichtern. Dieser Traktat wurde indessen nicht schriftlich abgefaßt, weil der Connetable, wie die französischen Geschichtsschreiber versichern, kein bleibendes Denkmal seines Abfalls auf die Nachwelt kommen lassen wollte.

Bourbons Blicke waren zu sehr durch die Rache geblendet, als daß er nur einen Augenblick an dem glücklichen Erfolge einer solchen Allianz hätte zweifeln sollen. Sein Herz war so voll von seinem Vorhaben, daß er sich nicht enthalten konnte, es seinen vertrautesten Freunden mitzutheilen. An ihrer Spitze stand der Graf von Vallier. Der Connetable führte ihn in sein Kabinet, ließ ihn auf ein Kruzifix schwören, daß er ihn nicht verrathen wolle, und vertraute ihm darauf sein Geheimniß. St. Vallier gerieth außer sich vor Erstaunen. Herzog, Sie machen sich unglücklich, rief er im Vorgefühl. Bourbon lächelte. Beauvain kommt diesen Abend

zu mir, antwortete er, bleib bei mir, und du wirst dich überzeugen, daß von keinem Unglück die Rede ist. St. Vallier wohnte der Unterredung bei, und ging nach Mitternacht betrübt auf sein Zimmer zurück. Den folgenden Morgen fand er sich von Neuem bei dem Herzoge ein. Aus allen seinen Mienen leuchtete die ernste Freundschaft hervor, welche den Geliebten von dem Rande des Verderbens zurückzuziehen wünscht. Bourbon stand erwartend da. In einer erschütternden Rede stellte er ihm sein Unrecht vor. Der Connetable wurde bis zu Thränen gerührt. St. Vallier benutzte diesen Augenblick, ihn in seine Arme zu schließen und ihm das Versprechen abzutrotzen, daß er seinen Entwürfen entsagen wolle; aber diese Bekehrung war von kurzer Dauer. Ein Blick auf seine gegenwärtige Lage, und ein anderer in die glänzendste Zukunft geworfen, riefen seine vorige Entschlossenheit zurück. Er sprach über die unvermeidliche Nothwendigkeit seines Abfalls, und St. Vallier vergaß sein Pathos so sehr, daß er sich zuletzt mit freundschaftlicher Inconsequenz zum Unterhändler gebrauchen ließ.

Um eben diese Zeit schien Franz I. zum Gefühl seiner Pflichten zu erwachen. Wenigstens wünschte er Mailand wieder zu erobern. Er selbst wollte über die Alpen gehen, und um die Triumphe, welche er sich versprach, nicht mit dem Connetable theilen zu dürfen, beschloß er vorläufig, ihn als General-Lieutenant des Königreichs zurückzulassen. Dies war mehr, als Bourbon sich zu wünschen erlaubte. Er durfte nur die Ankunft des Königs in Mailand abwarten, um die Maske fallen zu lassen, und während der Kaiser in Guienne und Languedoc, und der König von England in die Normandie und Picardie einfielen, sich mit einem mäßigen Corps nach den Alpen begeben, um den König für immer von Frankreich abzuschneiden.

Unglücklicher Weise für ihn hatten seine Vertrauten nicht geschwiegen. Der König erfuhr seine geheimen Zusammenkünfte mit Beauvain. Mehr bedurfte es nicht, um das Schlimmste von einem Gemißhandelten zu erwarten, den er als einen Mann von Geist und Charakter kannte. Um jedem Unheil zuvorzukommen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Herzog mit nach Italien zu nehmen. Er kündigte ihm dies an. Es war ein Donnerschlag für Bourbon; aber er besann sich und meldete dem König, daß er gehorchen würde.

Die Zurüstungen zu dem nahen Feldzuge wurden mit der größten

Lebhaftigkeit betrieben; ehe sich indessen das Heer in Bewegung setzte, wurde Bourbon krank. Das Gerücht von seiner Unpäßlichkeit verbreitete sich, ohne Glauben zu finden; und als er bald darauf um die Erlaubniß bat, in Frankreich zurückbleiben zu dürfen, stieg der Argwohn so hoch, daß der König es für der Mühe werth hielt, selbst nach Moulins zu gehen, um sich von seinem Befinden zu unterrichten. Der Augenschein bewies, daß der Connetable wirklich litt, und Franz wurde durch seinen Anblick so gerührt, daß er ihn bat, keinem Kummer Raum zu geben. „Wie unangenehm Ihnen auch der Prozeß sein mag, sagte er, in welchen Sie verwickelt sind, so fürchten Sie die Folgen des Endurtheils nicht. Wie es auch ausfallen möge, ich werde Sie in Ihren Besitzungen zu erhalten wissen." Dann kam der König zu dem Hauptpunkte. „Man hat mir gesagt, fing er an, daß Sie geheime Verbindungen mit dem Kaiser unterhalten. Er will Ihren Kummer benutzen, um Sie zum Abfall zu bewegen. Trauen Sie nicht."

Die Probe war hart; aber mit eben so viel scheinbarer Freimüthigkeit, als ihm der König bewiesen hatte, erwiderte Bourbon: Wahr sei es, daß der Kaiser, von seiner unglücklichen Lage unterrichtet, Beauvain an ihn abgeschickt habe, um ihm, außer einem Asyl, ein seinem Range angemessenes Glück in seinen Staaten anzubieten; aber er wisse dergleichen Höflichkeiten zu schätzen. Er habe dies Geheimniß für sich behalten wollen, bis der König auf seinem Marsche nach Italien in Moulins eintreffen würde; da er jetzt sehe, daß ihm das Gerücht zuvorgeeilt sei, so schätze er sich glücklich, in dem König so viel Vertrauen zu seiner Rechtlichkeit anzutreffen. Franz fragte hierauf: Ob er ihn nach Italien begleiten würde. Nicht blos bis nach Italien, Sire! antwortete der Herzog, sondern bis an's Ende der Welt, wenn Sie es verlangen. Die Aerzte versichern, daß ich nach wenigen Tagen hinlänglich wieder hergestellt sein werde, um die Sänfte ertragen zu können.

Der König war so hingerissen von dieser Unterredung, daß kein Verdacht in seiner Seele zurückblieb; und als man ihn bereden wollte, sich eines Mannes zu versichern, der so verdächtig wäre, und so gefährlich werden könnte, begnügte er sich damit, sich ein schriftliches Versprechen von dem Herzog geben zu lassen, daß er ihm treu bleiben wolle.

Ein Federzug, wodurch die Sequestration der Güter des Connetable aufgehoben wurde, konnte allem Unheil zuvorkommen. — Der Herzog

erwartete dergleichen nach so günstigen Erklärungen des Königs; da es aber nicht erfolgte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als aller neuen Hindernisse ungeachtet, auf die Ausführung seiner Entwürfe zu denken. —

Ehe Franz den Connetable verließ, stellte er ihm einen gewissen Herrn von Warty vor, der bei ihm zurückbleiben sollte, um ihm Nachricht von seinem Befinden zu geben. Die wahre Bestimmung dieses Mannes war keinen Augenblick zweifelhaft. Um den lästigen Aufseher hinzuhalten, stellte sich der Connetable, als könne er sich nur sehr allmählig erholen. — Endlich schickte er ihn an den König mit der Nachricht ab, daß er seinen Marsch in Kurzem antreten würde. Die Voraussetzung war, daß der lebhafte Franz, welcher nur auf die Wiederherstellung Bourbons zu warten schien, um nach Italien zu gehen, sogleich aufbrechen sollte; aber weit entfernt, in diese Schlinge zu fallen, bestand der König darauf, daß er ihn zu Lyon erwarten wolle, und schickte Warty an ihn zurück, um ihn in Gang zu bringen.

Unter solchen Umständen blieb dem Connetable nichts Anderes übrig, als die Miene des Gehorsams anzunehmen. Er brach mit seinem ganzen Haushalte auf. In kleinen Tagereisen näherte er sich Lyon, und kam, von Warty begleitet, bis nach la Palice. Hier mußte ihn eine List von seinem Aufseher befreien, wenn er nicht alle seine Entwürfe aufgeben sollte. Er stellte sich, als ob er ordentlich krank geworden wäre. Ein lautes Getümmel im Gasthofe mußte Warty wecken; und als er sich nach der Ursache desselben erkundigte, antwortete man ihm mit lautem Wehklagen: Der Herzog sei dem Tode nahe. Warty wünschte ihn zu sehen, und wurde sogleich in sein Zimmer geführt. Sie sehen, sagte Bourbon mit matter Stimme, wie traurig es um mich steht. Die Aerzte dringen darauf, daß ich die Luft meines Geburtsortes athmen soll; aber ich rechne wenig auf ihre Wirksamkeit. Gehen Sie indessen zu dem König zurück, und sagen Sie ihm, wie leid es mir thut, daß ich ihn nicht begleiten kann. — Warty war genöthigt, abzureisen, ohne eigentlich betrogen zu sein. —

Unmittelbar nach seiner Entfernung schwang sich der Sterbende zu Pferde, und eilte spornstreichs nach Chantelle, einer an den Grenzen von Bourbonnois und Auvergne gelegenen Festung. Gleich nach seiner Ankunft wurden Vertheidigungsanstalten gemacht. Der Connetable war noch damit

beschäftigt, als der unermüdliche Warty von Neuem mit Briefen von dem König erschien. Es mußte endlich zu Erklärungen kommen. „Ich wußte, sagte der Herzog, daß man meiner Freiheit nachstellte. Darum hab' ich diesen Schritt gethan, der mir vielleicht das Leben kosten wird. Aber endlich müssen die Verleumdungen widerlegt werden, welche man auf meine Kosten verbreitet. Vor dem Bastard von Savoyen und dem Marschall von Chabannes will ich mich rechtfertigen. Ich erwarte sie hier, und werde mich vor ihrer Ankunft nicht aus Chantelle entfernen." — Wo wollten Sie auch hin? erwiderte Warty. Entfliehen können Sie nicht. Alle Ausgänge des Königreiches sind besetzt. — Ich habe nie entfliehen wollen, sagte der Herzog. Da, bringen Sie diese Briefe an den König, den Bastard von Savoyen und Chabannes! Warty weigerte sich, weil er Befehl hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Thun Sie, was ich Ihnen befehle, sagte Bourbon mit stolzer Miene, und Warty zauderte nicht länger.

Durch den Rückzug nach Chantelle war des Herzogs Abfall entschieden. Der Treulose! sagte der König, als er davon unterrichtet wurde, meine Güte hätte ihn zermalmen sollen. So sterbe er denn, weil er nicht anders will. Und hierauf erfolgte ein Befehl an den Marschall Chabannes und den Bastard von Savoyen, ihn an der Spitze von vier Compagnieen Gensd'armerie aufzusuchen, und lebendig oder todt herbeizuführen.

Von allen Seiten von den Truppen des Königs umringt, blieb dem Herzog nichts Anderes übrig, als entweder mit den Waffen in den Händen zu sterben, oder sich durch die Flucht zu retten. Man rieth ihm, sich bis zur Ankunft seiner Verbündeten in Chantelle zu vertheidigen; allein er verwarf diesen Rath als unsinnig. Nach Chantelle war er blos gegangen, um sich zu sammeln, und sobald er zu sich selbst gekommen war, reclamirte er seine Besitzungen, und hatte den Muth zu sagen, daß seine Treue unauflöslich daran gebunden sei, und daß, wenn man fortführe, ihm Unrecht zu thun, ihm nichts weiter übrig bleibe, als alle Bande zu zerreißen, welche ihn bisher an Frankreich und den König gebunden hätten. Zugleich bestand er auf der Ungestraftheit derjenigen, welche Theil an seiner sogenannten Verschwörung hätten.

Der Bischof von Autun übernahm die Besorgung dieses Schreibens; aber aufgehalten auf seiner Reise nach Lyon, hatte er sich kaum über die Absicht seiner Sendung erklärt, als man sich seiner Papiere bemächtigte,

und ihn in einen Kerker warf. Die Papiere wurden dem Könige eingehändigt. Die kühne Sprache des Unterthan beleidigte den Stolz des Monarchen, die Wahrheit den Menschen, der um so entschlossener zu hassen anfing, je mehr das Unrecht auf seiner Seite war. Die näheren Umstände der Verschwörung, welche jetzt bekannter zu werden anfingen, trugen nicht wenig bei, diesen Haß zu entflammen.

Um seine Entwürfe in's Werk zu setzen, bedurfte der Connetable die Unterstützung seiner Freunde. Zwei Edelleute aus der Normandie, Namens Matignon und Arouges, schienen ihm mehr als alle Uebrigen dazu geeignet. In der Familie der Bourbons erzogen, und durch tausend Wohlthaten an dieselben gebunden, konnten sie ihm als reiche Gutsbesitzer nur allzu nützlich werden, sobald der König von England gelandet war. Schriftlich forderte er sie auf, sich nach Vendome zu begeben, wo sein Secretair ihnen wichtige Dinge eröffnen würde. Sie verloren keinen Augenblick. Leurcy, dies war der Name des Secretairs, war indessen schon vor ihnen in Vendome angelangt. Er ließ sie auf ein Kruzifix schwören, daß sie nie verrathen wollten, was er ihnen anvertrauen würde, und schilderte ihnen darauf die Frevel der Verwaltung und das Elend des Volkes. „Nicht nur um das ihm widerfahrene Unrecht zu rächen, sondern um sein geliebtes Vaterland von dieser erschöpfenden Unterdrückung zu befreien, sei der Connetable mit dem Kaiser und dem König von England in ein Bündniß getreten. Der glückliche Erfolg desselben sei unausbleiblich. — Mit seinen Freunden wolle er seine Triumphe theilen; dafür aber erwarte er von ihnen, daß sie dem König von England die Mittel erleichterten, in der Normandie einzufallen." Leurcy sprach mit so viel Eifer, daß er die Abneigung Matignons und Arouges nicht bemerkte. Beide fanden ihn mit halben Versprechungen ab, und eilten in ihre Heimath zurück. Reiflichere Ueberlegung zeigte ihnen die Mißlichkeit des Unternehmens. Ihre Furcht erwachte. Erkenntlichkeit und Freundschaft behaupteten ihre Rechte nicht lange. Ihre Besorgnisse in den Mantel des Patriotismus hüllend, gingen sie zu einem Priester, dem sie die Frage vorlegten, ob ein Eid verbindende Kraft haben könne, wenn es möglich wäre, durch Entsagung desselben den Staat zu retten? Die Antwort des Priesters fiel ihren Wünschen gemäß aus. Sie baten ihn hierauf, den Groß-Seneschall der Normandie in ihrem Namen zu warnen. Breze, dies war sein Name, unterrichtete sogleich die Regentin. Louise verlangte die beiden Edelleute

zu sehen. Alle Zweifel verschwanden über eine solche Aufforderung. Sie eilten zu ihr. Der Kanzler du Prat freute sich herzlich, zwei Zeugen gegen seinen Feind auftreten lassen zu können, und Franz wurde von dem ganzen Hergange unterrichtet.

Schlag auf Schlag erfuhr der Connetable, welcher sich noch immer zu Chantelle aufhielt, die Verhaftnehmung des Bischofs von Autun, die Verrätherei Matignons und Arouges, und die Absendung des Bastards von Savoyen und des Marschalls von Chabannes, ihn lebendig oder todt in die Hände des Königs zu liefern. Flucht war unter diesen Umständen das einzige Rettungsmittel; aber wie aus dem Mittelpunkte des Königreichs entkommen, wo Tausende den Auftrag hatten, ihn gefangen zu nehmen? Seine Geistesgegenwart sagte ihm, daß er sich nicht anders retten könne, als mitten durch das französische Heer, wo man ihn am wenigsten erwarten würde, und daß folglich sein Weg durch das Delphinat und Savoyen gehen müsse.

Diesem Entschlusse gemäß verließ er Chantelle und nahm seinen Weg nach Herment, einer kleinen Stadt in Auvergne. Der größte Theil seiner Dienerschaft begleitete ihn; da aber dieser Zug allzu glänzend war, um nicht Aufsehen zu erregen, so trennte er sich von ihnen, und setzte seine Reise an Pomperants Seite fort, auf dessen Muth und Gewandtheit er sich verlassen konnte. Verfolgt von Franz I., hatte sich dieser junge Mann in den Schutz des Herzogs begeben. Er und ein gewisser Chissai zeichneten sich eine Zeit lang am Hofe des Königs durch Gestalt und Sitten aus. Sie waren Freunde, bis der Zufall sie zu Nebenbuhlern machte. Als Günstling des Königs forderte Chissai Entsagung, und als Pomperant die Zärtlichkeit der Geliebten der Freundschaft des Günstlings vorzog, kam es zu einem Zweikampfe, in welchem Chissai blieb. Der König nahm sich seiner an, und seine Verfolgungen hatten Pomperant dahin gebracht, das Königreich zu verlassen, als er den Schutz der verwittweten Herzogin von Bourbon fand. Sie empfahl ihn dem Herzoge, der sich seiner annahm, ohne ihn vorher gekannt zu haben. Pomperant verließ ihn von diesem Augenblicke an nicht, und als ihn der Herzog mit seinem Entschlusse bekannt machte, das Königreich zu verlassen, war er sogleich erbötig, ihm zu folgen, indem er weinend sagte: Zwischen der Furcht, Alles zu verlieren, und der Schande, undankbar zu werden, müsse ein rechtlicher Mann keinen Augenblick in Verlegenheit sein.

Sie kamen in Herment an und blieben unbekannt. Zur größeren Vorsicht ließ der Herzog, auf den Rath seines Stallmeisters Arnauld, die Hufeisen ihrer Pferde verkehrt anlegen, und gab sich für Pomperants Bedienten aus. Er reis'te hierauf nur des Nachts, und ruhte bei Tage in den Schlössern derjenigen Edelleute aus, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Ueberall fand er Emissarien. Um ihnen zu entgehen, verlor er sich in die Gebirge von Auvergne und Gevaudan, und kam, Vienne gegenüber, an die Ufer der Rhone. Bei der Ueberfahrt stiegen zwölf Soldaten mit in die Fähre. Mehrere von ihnen erkannten Pomperant; glücklicherweise aber waren sie nicht von Bourbons Flucht belehrt. Jenseits des Flusses nahm er seinen Weg nach Grenoble. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war hier größer, als er geglaubt hatte. Um sicher zu gehen, verließ er die Heerstraße und eilte in die Wälder des Gebietes von Vienne. Lange war er umhergeirrt, als er von Kummer und Beschwerden ermattet, das Schloß von Nanti erblickte. Er näherte sich demselben, und eine alte Dame nahm ihn gastfreundlich auf. Sie saßen noch bei Tische, als ein benachbarter Edelmann erschien und mit großer Unbefangenheit erzählte, daß er eine Viertelstunde von Nanti auf ein Commando gestoßen sei, welches den Herzog von Bourbon aufsuche, der sich in dieser Gegend verborgen halten solle. Gleich nach aufgehobener Tafel warfen sich die Flüchtlinge von Neuem auf die Pferde, ritten die ganze Nacht durch Gebirge, und blieben den folgenden Tag, um ihren Pferden einige Erholung zu gönnen, in einer Art von Einöde. Hierauf nahmen sie ihren Weg nach Chambery. Die Gefahr, entdeckt zu werden, bewog sie noch einmal, nach dem Rhoneflusse umzukehren. Acht Meilen jenseits Lyon passirte ihn endlich der Connetable, und kam glücklich zu St. Claude in der Franche-Comté an, wo der Cardinal von la Baume ihm mit einer Bedeckung entgegenkam, um ihn nach Besançon zu begleiten.

In Sicherheit war der Herzog, aber wie? Nur das Leben und einige Kostbarkeiten hatte er gerettet. Mehreren seiner Bedienten war es gelungen, sich durch alle Gefahren durchzustehlen. Sie brachten ihm eine Summe von **100,000** Livres, welche sie in ihre Jaquen genäht hatten; schwache Ueberreste eines ungeheuren Vermögens, wodurch er Königen trotzen konnte.

Kaum hatte Franz erfahren, daß Bourbon allen seinen Nachstellungen entgangen sei, als die Thränen der Herzogin von Lothringen anfingen,

auf ihn zu wirken. Als Schwester des Connetable hatte sie nicht aufgehört, für ihn zu bitten; aber das Mitleid konnte in Franzens Herzen nur auf Furcht geimpft werden. Jetzt, wo er sah, daß Bourbon freien Spielraum hatte, ihm zu schaden, schickte er einen seiner Vertrauten an ihn ab, um ihn für jeden Preis zurückzubringen. Imbaut, dies war der Name des Gesandten, versprach: Augenblickliche Zurückgabe aller Besitzungen des Hauses Bourbon, Befriedigung aller Forderungen an den königlichen Schatz, Auszahlung aller Gehalte und Amnestie für alle Theilnehmer an der Verschwörung. Aber der Connetable kannte den schwachen König zu gut, um sich irre machen zu lassen, und in der festen Ueberzeugung, daß man dem Verbrechen nicht zugestehen würde, was man dem Verdienste so hartnäckig versagt hatte, weigerte er sich standhaft, nach Frankreich zurückzukehren. Als Imbaut sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, forderte er den Degen des Connetable und den St. Michaels-Orden zurück. Den ersteren, antwortete Bourbon, hat mir Franz auf dem Marsche nach Valenciennes genommen, und den letzteren wird man unter meinem Bette zu Chantelle finden.

Um keine Zeit zu verlieren, ging der Connetable durch einen Theil von Deutschland nach Italien. Der großmüthige Herzog Gonzague behandelte ihn bei seiner Ankunft in Mantua wie in den Zeiten seines besseren Glückes, indem er ihm ohne alle bestimmte Aussicht auf einen Ersatz diejenigen Summen vorstreckte, welcher er bedurfte, um seinem Stande gemäß vor den kaiserlichen Generalen zu erscheinen. Von Mantua ging er nach Piacenza. Hier kamen ihm Lannoi, Vicekönig von Neapel, Peskara, der Herzog von Urbino und andere Generale entgegen, um den Operationsplan für den nächsten Feldzug mit ihm zu besprechen. Bourbons Einsichten setzten sie in Erstaunen. Er selbst genoß zum ersten Mal das Vergnügen, zu sehen, daß er auch in der Dürftigkeit durch seinen Kopf gebot; aber ungewiß, wie ihn der Kaiser anstellen würde, nachdem sein Schicksal eine so unerwartete Wendung genommen hatte, begab er sich nach Genua, um seine Befehle zu erwarten.

Das Parlament instruirte indessen seinen Prozeß. Den Anfang machte man mit den Mitverschworenen. Nur der Graf St. Vallier wurde zum Tode verdammt. Als die Reihe an das Haupt der Verschwörung kam, erschien der König selbst zu einem Lit de Justice, von allen Großen seines Reichs begleitet. Der feine Lizet bewies dem ver-

sammelten Hofe, daß die Größe eines so notorischen Verbrechens alle Formalitäten überflüssig mache; wolle man indessen die hergebrachten Formen beobachten, so müßten Häscher nach Moulins und Lyon geschickt werden, um den Herzog aufzufordern, sich vor das Parlament zu stellen. Dies geschah, während Bourbon in Italien die Heere seines Königs schlug. —

Karl V. verstand die jedem Regenten nothwendige Kunst, jede Sache gerade so zu nehmen, wie sie liegt, um jeden Umstand zu seinem Vortheil zu benutzen. So unangenehm ihm auch der Ausgang der Bourbon'schen Verschwörung war, so verbarg er doch seinen Verdruß; und da von dem mächtigen Fürsten, welchem er seine Schwester zu versprechen kein Bedenken getragen hatte, nichts weiter übrig geblieben war, als der Mann von Kopf, der ihm in seiner Fehde mit Franz I. gute Dienste leisten konnte, so machte er ihn einstweilen zu seinem General-Lieutenant in Italien. —

Franz hatte die größten Anstalten zum Feldzuge gemacht; aber in Schrecken gesetzt durch die Entdeckung einer Verschwörung, welche sich in dem Herzen seines Königreichs selbst entwickelt hatte, wagte er es nicht länger, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Seine Furcht war so groß, daß er Bedenken trug, irgend einem der Prinzen das Obercommando anzuvertrauen; ihre nahe Verwandtschaft mit dem Herzoge von Bourbon machte sie in den Augen des Königs verdächtig. Diesen Umstand benutzte Louise von Savoyen, um ihren geliebten Bonnivet zu empfehlen, von welchem sie gutmüthig genug voraussetzte, daß er die kaiserlichen Armeen eben so leicht besiegen würde, als er über den Connetable durch seine Ränke triumphirt hatte. Um ihm zu Hilfe zu kommen, wurde ihm der Ritter Bayard mitgegeben, welcher sich den größten Theil seines mühseligen Lebens in Italien herumgetummelt hatte, und mit einer ausgezeichneten Bravheit keine gemeinen Einsichten in die Kriegskunst verband.

Gegen das Ende des Herbstes langten sie in Italien an. Ein Heer von 40,000 Mann folgte ihnen, und Bonnivet erwartete nichts Geringeres, als an ihrer Spitze den Degen eines Connetable zu erwerben, welcher noch immer nicht vergeben war. Seine ersten Fortschritte waren eben so schnell als glücklich. Er eroberte beinahe ganz Mailand, und trieb den Feind über den Ticino zurück. Dieser Fluß wurde indessen die Grenze seines Ruhms, indem er den Fehler beging, den Feind zu Athem kommen

zu lassen, und gleich nach der Ankunft des Herzogs von Genua gewannen die Sachen eine andere Gestalt.

Er hatte zwar als General-Lieutenant des Kaisers keine unbeschränkte Gewalt über die italienischen Truppen, indem er das Obercommando mit Lannoi, Peskara und Urbino theilte; aber wie sehr ihm auch die Hände gebunden waren, so wußte er sich doch durch seine Einsichten und seinen Charakter ein solches Uebergewicht über seine Mitgenerale zu verschaffen, daß sie ihm auch unverpflichtet gehorchten.

Bonnivet hatte sich in der Nähe von Biagrassa verschanzt, wodurch er Mailand gewissermaßen blockirte. Um die Kaiserlichen von sich abzuhalten, gebrauchte er einen Theil seiner Truppen, benachbarte Posten zu besetzen. Der Ritter Bayard erhielt den Auftrag, Rebekko, ein etwas entlegenes Dorf, zu vertheidigen. Hier wurde er von Peskara überfallen. Er machte einen meisterhaften Rückzug; aber da es sein erster war, so überhäufte er seinen General, der ihn gegen alle seine Einwendungen zur Besetzung dieses Postens gezwungen hatte, mit den bittersten Vorwürfen, und brachte ihn dadurch ganz aus seiner Fassung.

Bourbon und seine Gehilfen ließen sich nicht einfallen, den Admiral, dies war Bonnivets Titel, in seinem auf das Vortheilhafteste befestigten Lager anzugreifen; aber sie gingen über den Ticino, nahmen ihm Lomellina, die fruchtbarste Gegend der Lombardei, und zwangen ihn dadurch, sein Lager zu verlassen. Vom Hunger getrieben, ging er über den Ticino zurück und schlug ein neues Lager zwischen Vigevano und Mortara auf. Hier erwartete er eine Verstärkung von 6000 Schweizern und 400 Lanzen, welche zusammen anlangen sollten. Diese Vereinigung zu verhindern, näherte sich Bourbon den Ufern der Secchia.

Müde, die 400 Lanzen noch länger zu erwarten, welche zu ihnen stoßen sollten, setzten sich die Schweizer in Bewegung und erreichten das Ufer der Secchia. Schon öffnete sich Bonnivets Herz der Freude, als die Schweizer ganz unerwartet erklärten, sie wären aus keinem anderen Grunde ohne Cavallerie und unter so vielen Gefahren so weit vorgedrungen, als um ihre Landsleute dem Hungertode zu entreißen, welchem sie im französischen Heere ausgesetzt wären. Und kaum hatten diese die Fahnen ihrer Nation auf dem entgegengesetzten Ufer flattern sehen, als sie sich schaarenweise in den Fluß stürzten, um sich mit den Ihrigen zu vereinigen.

Diese Entweichung machte es dem Admiral unmöglich, noch länger

in Italien zu bleiben. Die Aufgabe war, von den Trümmern seines furchtbaren Heeres so viel zu retten, als er konnte. Die übrigen kaiserlichen Generale waren damit zufrieden, daß er Mailand verließ; aber Bourbon konnte den Gedanken nicht ertragen, diese Gelegenheit zur Rache unbenutzt zu lassen, und kaum hatte er erfahren, daß Bonnivet zwischen Gattinara und Romagnano eine Brücke über die Secchia hatte schlagen lassen, um durch das Thal Aosta nach Frankreich zurückzukehren, als er seinen Mitfeldherren so lange zuredete, bis sie sich mit ihm zur Verfolgung der Franzosen verbanden. Nachts setzten sie sich mit ihm in Marsch. — Mit Tagesanbruch waren sie in der Nähe von Romagnano. Die Bagage des französischen Heeres hatte soeben angefangen, die Brücke zu passiren. Die Schlacht war unvermeidlich. Tapferer als je, nahm Bonnivet seinen Posten in dem Nachtrab an der Seite des Grafen St. Pol, Bayards, Baudenesse's und anderer Tapferen, welche die allgemeine Noth mit ihm versöhnt hatte. Gleich zu Anfange des Treffens erhielt der Admiral einen Schuß in den linken Arm. Er commandirte fort, bis seine Schwäche durch den starken Blutverlust so überhand nahm, daß er sich nicht länger zu Pferde halten konnte. In Bayards Hände legte er das Commando und setzte sich in eine Sänfte, um Bourbons Verfolgungen bei Zeiten zu entgehen. Bayard that sein Aeußerstes, dem Andrange zu widerstehen, und schon war der größte Theil des französischen Heeres über die Brücke gekommen, als er in eben dem Augenblicke, wo er sie passiren wollte, durch eine Kugel, welche ihm die Rückenwirbel zerschmetterte, tödtlich verwundet wurde. Der Edle wollte sterben, wie er gelebt hatte. Das Gesicht dem Feinde zugewandt, ließ er sich jenseits der Brücke unter einem Baume vom Pferde heben und niedersetzen. Brausend kam Bourbon angesprengt, den verhaßten Bonnivet zu suchen. Beim Anblicke seines alten Freundes hielt er an. —

„Wie sehr bedauere ich Euch, Bayard!" rief er aus.

„Nicht ich bin zu bedauern, Prinz," antwortete er, „denn ich sterbe als ein rechtschaffener Mann; wohl aber Ihr, da Ihr die Waffen gegen Euren König ergriffen habt."

So erschütternd diese Scene war, so konnte Bourbon nicht länger dabei verweilen. Die Rache trieb ihn weiter, bis er erfuhr, daß Bonnivet sich an der Spitze des Vortrabs befinde.

So wurden die Franzosen aus Mailand vertrieben. Die Früchte

dieses Sieges kamen nur dem Kaiser zu Statten, welcher unumschränkter Gebieter von Italien wurde. Bourbon gewann nur Aussichten. Die französische Gensd'armerie, diese größte Stütze des Thrones, war im ganzen Königreiche zerstreut und vermöge des schlechten Zustandes, worin sie sich befand, beinahe unbrauchbar geworden. Die Schweizer und die Deutschen hatten sich in ihre Heimath zurückgezogen, weil Franz sie nicht bezahlen konnte. Wenn Bourbon unter diesen Umständen an der Spitze eines Heeres bis nach Lyon vordringen konnte, wie viel ließ sich davon erwarten! Er theilte seinen Plan dem Kaiser mit, welcher ihn nicht nur billigte, sondern auch zu unterstützen versprach. Der König von England war eben so leicht dafür gewonnen. Der Erstere versprach dem Herzoge, ihm im Falle des glücklichen Erfolgs, außer seinen bisherigen Besitzungen, die Provence und das Delphinat abzutreten, und sich mit den Provinzen zu begnügen, welche seinen Staaten am nächsten lagen. Der letztere war mit dem Titel eines Königs von Frankreich zufrieden und versprach dafür eine monatliche Subsidie von 100,000 Dukaten, so lange die Fehde dauern würde.

An der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann ging Bourbon über die Alpen; aber zum Glücke für Frankreich waren ihm die Hände von allen Seiten gebunden. Der Kaiser, welcher Herr des mittelländischen Meeres zu werden wünschte, forderte, daß er seine Operationen mit der Eroberung von Marseille anfangen sollte. Dies war an und für sich hinreichend, die ganze Unternehmung scheitern zu machen. Außerdem aber gab er dem Herzoge den Marquis von Peskara zum heimlichen Aufseher mit, einen Mann, der, seitdem Bourbons Ruhm den seinigen in Italien verdunkelt hatte, durch seine Eifersucht mehr als jeder Andere geeignet war, ihn im Zaume zu halten, wenn er den Wünschen des Kaisers nicht gemäß handeln oder wohl gar zur Unterthanenpflicht zurückkehren sollte.

Gleich nach der Ankunft des kaiserlichen Heeres in Frankreich wurden mehrere kleine Städte der Picardie erobert, mehr um die Begierlichkeit der Soldaten zu reizen, als um dem Feinde einen wesentlichen Abbruch zu thun. Wo Bourbon sich auch zeigen mochte, allenthalben floh das französische Heer, und aufgemuntert durch diese glücklichen Erfolge, drang er bis an den Rhonefluß vor, um schnell nach Lyon zu kommen. Diesem Plane widersetzte sich indessen der Marquis von Peskara mit allem Ernste. Vergeblich stellte Bourbon vor, daß eine Belagerung von Marseille das

Heer schwächen und dem Feinde Zeit zur Besinnung geben würde; der Kaiser hatte sie geboten, mehr bedurfte es nicht. Um das Heer nicht muthlos zu machen, nahm er zuletzt die Miene an, als ob er willig folge, und sprach sogar von der Eroberung dieser Stadt, als von einer Kleinigkeit; indessen zeigte der Erfolg, daß er die Lage der Dinge nur allzu richtig beurtheilt hatte.

Mit unsäglichen Beschwerden langte das Heer in Marseille an. — Beim Uebergange über den Var wurde dem Connetable sein Pferd erschossen. Die allgemeine Erschöpfung fand in diesem Zufalle eine unglückliche Vorbedeutung, und laut sprach man im Heere davon, daß die Natur die Alpen zu einer ewigen Scheidewand zwischen Italien und Frankreich bestimmt habe, die man von beiden Seiten nur zum Verderben überspringen könne. —

Das Heer wurde indessen vertheilt, und die Batterie, welche Marseille's Mauern zerschmettern sollte, aufgeführt. Je mehr dem Herzoge daran lag, diese Eroberung bald zu vollenden, desto rascher verfuhr er. — Ein Zusammenfluß von widrigen Umständen sollte indessen seine Wünsche vereiteln.

Ein Italiener, Namens Renzo de Cere, hatte sich mit **3000** Mann von seiner Nation in die Stadt geworfen, um sie gemeinschaftlich mit Chabot de Brion zu vertheidigen, welcher schon vor der Ankunft des Connetable **200** Lanzen dahin geführt hatte.

Der Heroismus der Einwohner ließ einen noch kräftigeren Widerstand erwarten. Mehr als **9000** von ihnen hatten sich in Compagnieen vertheilt und verrichteten den Dienst mit einer Pünktlichkeit, welche sich in der Regel nur bei geübten Kriegern findet. Die Reichen brannten ihre Landhäuser nieder und bewogen dadurch die Uebrigen zur Schleifung der Vorstädte. In der Stadt selbst errichtete man Terrassen und Bastionen, und auf den Nothfall machte man sogar Verschanzungen. Mit unbeschreiblicher Mühe wurde ein Theil des Geschützes auf die Kirchthürme gewunden. Greise, Kinder, Weiber, die vornehmsten nicht ausgenommen, legten Hand an, um zur Rettung der Stadt das Ihrige beizutragen.

Bourbon erwartete, daß dieser Eifer verfliegen würde, sobald ein Theil der Mauern würde niedergeschossen sein. Die Bresche blieb nicht aus, aber von dem Versuche, Sturm zu laufen, mußte man abstehen, weil die Vertheidigungsanstalten, welche die Einwohner dicht hinter den

Mauern gemacht hatten, allzu furchtbar waren. Durch Minen wollte sich Bourbon den Weg in diese Verschanzungen bahnen: aber dies mißlang durch die Thätigkeit der Weiber, deren Gegenminen den Arbeitern gefährlich wurden. Ein Einziges blieb noch übrig: die Stadt durch Spione in Brand zu stecken. Auch dies mißglückte.

Unterdessen fing das Bourbonische Lager an, Mangel zu leiden. — Von allen Seiten erschallten Klagen und Vorwürfe. Nur Bourbon war der Gegenstand derselben, weil Peskara die Miene annahm, als habe er diese Belagerung von jeher gemißbilligt, und unedel genug war, sich sogar Spöttereien zu erlauben. Die Muthlosigkeit der Soldaten war nicht das Schlimmste in Bourbons mißlicher Lage. Lannoi hatte den Auftrag, ihn von Italien aus mit 6000 Mann zu unterstützen, und blieb unter nichtigen Vorwänden zu Asti zurück. Der Kaiser vergaß, in die Guyenne einzufallen, und der König von England, die monatliche Subsidie zu bezahlen. Allen diesen Widerwärtigkeiten setzte Bourbon einen unerschütterlichen Muth entgegen, und fest entschlossen, Marseille zu erobern, dachte er auf neue Mittel. Das Fort von Toulon und das Städtchen Cassis enthielten Kriegsvorräthe. Er nahm sie ein und kehrte nach Marseille zurück. Die Mauern wurden von Neuem beschossen. Sie stürzten nieder; allein eine Verschanzung, durch Pallisaden gesichert, schreckte den entschlossensten Muth von einem Sturme zurück. Bourbon forderte die deutsche Infanterie auf, die Pallisaden niederzureißen; sie entschuldigte sich mit ihrer Stimmung, im offenen Felde zu kämpfen. Die Italiener und Spanier waren nicht bereitwilliger.

Dem Glücklichen, der zuerst Bresche laufen würde, versprach er 500 Dukaten und das Commando über 500 Mann. Ein lautes Murren war die Antwort. Die Bresche wurde erweitert und Bourbon ließ sich herab, Peskara zu bitten, daß er die Spanier zum Sturmlaufen bewegen möchte. Peskara versprach, daß es geschehen solle, sobald die Bresche von Neuem untersucht sein würde. Sieben entschlossene Krieger übernahmen dies Geschäft. Vier wurden auf der Stelle erschossen, und Drei gefährlich verwundet. Ihrer Aussage nach war zwischen der Bresche und der Verschanzung noch ein Graben mit Musketen und Kanonen besetzt. Diese Nachricht schlug den Muth vollends nieder.

„Sie sehen, meine Herren," sagte Peskara mit einem boshaften Lä-

cheln, „daß die Marseiller den Tisch gedeckt haben. Wer im Paradiese essen will, mag es thun. Ich selbst habe zur Zeit noch keinen Appetit."

Mit diesen Worten entfernte er sich. Alle Offiziere folgten seinem Beispiele, und der Beschimpfung und Verzweiflung zugleich preisgegeben, fühlte Bourbon lebhafter als je, daß man weder in seinem Vaterlande, noch unter Fremdlingen ungestraft ein großer Mann ist.

Die Nachricht, daß Franz mit 40,000 Mann in Anmarsch sei, Marseille zu entsetzen, gab endlich den Ausschlag. Die Belagerung wurde aufgehoben. Um den Belagerten den Rückzug zu verbergen, ließ Bourbon im Lager ein großes Feuer anzünden, dessen Rauch der Stadt zuströmte. So wurde es ihm möglich, sein Geschütz zu retten. Längs der Küste zog er sich nach Italien zurück; aber wie sehr er seinen Marsch auch beschleunigen mochte, so wurde doch sein Nachtrab von den Marschällen Chabannes und Montmorenci, und noch weit mehr von den provençalischen Landleuten mitgenommen, die sich in die engen Pässe in Hinterhalt gelegt hatten und unerbittlich alle Diejenigen erschlugen, welche sich von der Armee entfernten.

Nach allen diesen Beschwerden, zu welchen sich noch eine Hungersnoth gesellte, kam Bourbon endlich in Monaco an. Die Nähe des Winters, glaubte er, würde ihm Zeit zur Erholung geben; aber Franz, nicht zufrieden, ihn aus der Provence vertrieben zu haben, eilte, so schnell er nur konnte, über die Alpen, um ihn in der Lombardei gänzlich zu vernichten. Ein Eilbote von Lannoi brachte die Nachricht, daß Alles verloren sei, wenn Bourbon nicht zu Hilfe käme. Er verlor keinen Augenblick, um sich mit dem Vicekönig durch das Gebiet von Montferrat zu vereinigen, während Franz durch das Piemontesische anrückte. Peskara, welcher den Vortrab anführte, kam an eben dem Tage in Alba an, wo der Feind in Vercelli einmarschirte. Den folgenden Tag vereinigte er sich mit Lannoi.

Mailand war seit Barbarossa's Verwüstungen nicht unglücklicher gewesen, als in diesem Zeitpunkte. Eine schreckliche Pest hatte den größten Theil der Einwohner hinweggerafft, und die Uebriggebliebenen waren viel zu sehr mit ihren eigenen Leiden beschäftigt, um des Hasses oder der Liebe fähig zu sein. Vergeblich bemühte sich Hieronymus Marone, ihren alten Abscheu vor den Franzosen von Neuem anzuregen; Franz oder Sforza galt ihnen gleichviel. Das kaiserliche Heer näherte sich indessen den Mauern von Mailand. So gefährlich es auch sein mochte, sich in einer von der

Pest verwüsteten Stadt einzuschließen, so erlaubte doch die Kraftlosigkeit der Truppen keine andere Maßregel. Kaum aber hatten sie sich in etwas erholt, als der größte Theil zu Lodi, Pavia, Alessandria und Como in Garnison gelegt wurde. Mit dem Reste zog sich der Connetable nach Suzino am Oglio zurück, um die Maßregeln des französischen Königs abzuwarten.

Von seinen Lieblingen verführt, machte Franz den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Pavia. Dieser Mißgriff sprang dem Connetable sogleich in die Augen. Es war zu berechnen, daß Antonio de Leiva, Gouverneur dieser Festung und ein Mann von Kopf, den ungeduldigen König eine längere Zeit aufhalten würde. Wenn es möglich war, in dem kurzen Zeitraume von einigen Monaten neue Kräfte herbeizuführen, so konnte die Lombardei, an deren Erhaltung man verzweifelte, noch gerettet werden. Nur Ein Mittel blieb dem Herzog übrig, nachdem ihm eine längere Erfahrung gezeigt hatte, daß er weder von Spanien noch von England aus das Mindeste zu erwarten habe.

Karl III., Herzog von Savoyen, hatte, dem Beispiele seiner Vorfahren getreu, die Pforten Italiens bisher den Franzosen offen gehalten; aber von der Mutter des französischen Königs beleidigt, neigten sich seine Gesinnungen mehr nach dem Kaiser hin. Dies errieth Bourbon und beschloß es zu benutzen. Er theilte seinen darauf gegründeten Plan dem Vicekönig und dem Marquis von Peskara mit, aber Beide waren aus ganz entgegengesetzten Gründen dagegen; der Letztere aus Eifersucht und Lannoy aus Furcht. Ohne sich indessen irre machen zu lassen, meldete Bourbon dem Kaiser seinen Entschluß und reis'te unmittelbar darauf nach Turin ab. — Verkleidet kam er bei dem Herzoge an. Seine Beredtsamkeit, der lebendige Ausdruck seines Genies und seines Vertrauens erschütterte Karl und noch mehr seine Gemahlin. Sie liehen ihm nicht nur baares Geld, sondern auch alle ihre Kostbarkeiten. So unterstützt, eilte Bourbon auf den Flügeln der Rache nach Deutschland, dieser allgemeinen Fundgrube militairischer Kräfte. Vorangeflogen war ihm sein Ruf. Schaarenweise eilten gleich nach seiner Ankunft die Krieger herbei, um unter seiner Fahne zu dienen. Er wählte nur die abgehärtetsten unter ihnen aus. Ohne Zeitverlust wurde der Marsch angetreten, und nach einer nicht völlig dreimonatlichen Abwesenheit kam Bourbon an der Spitze von 13,000 Mann nach Italien zurück. Lannoy erstaunte, und Peskara beugte sich vor dem

Genie eines Mannes, der unter so widrigen Umständen noch immer die Begebenheiten beherrschte.

Antonio de Leiva hatte indessen in Pavia allen Muth und alle Talente eines großen Kriegers bewiesen, indem er nicht blos die Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen, sondern auch die Schrecknisse einer Hungersnoth und die Empörung der Deutschen in seiner Garnison besiegt hatte. Bourbons Ankunft belebte die kaiserlichen Truppen mit neuem Muthe. Alle wünschten, daß es endlich zur Entscheidung kommen möchte, und die Umstände, worin sie sich befanden, machten es nothwendig, indem ein mit jedem Tage zunehmender Mangel an Lebensmitteln sie aufzureiben drohte. Auf der Seite des Feindes war keine schwächere Bereitwilligkeit zu einem Treffen; nur wünschte er alle die Vortheile zu benutzen, welche eine sehr glückliche Stellung gab, und erwartete sogleich den Angriff.

Nachdem sich Bourbon alle Zugänge geöffnet hatte, war er bis an die Ufer der Vernikula vorgedrungen, eines kleinen, obgleich tiefen Baches, welcher ihn durch einen sehr geringen Zwischenraum von den Linien des Feindes trennte. Seine erste Absicht war, Kriegsvorräthe nach Pavia zu werfen und dann den König in seinen Verschanzungen anzugreifen; aber der Augenschein bewies, daß ein solches Unternehmen nicht blos gefährlich, sondern nothwendig verderblich war.

Die Franzosen hatten die ganze Strecke von Mailand bis an den Park von Mirabella inne. Das Mitteltreffen, vom König selbst befehligt, stand auf den Anhöhen, welche das Feld beherrschten. Zur Rechten hatte der französische Monarch die Abtheilung des Herzogs von Alençon, welche sich in dem Park von Mirabella befand, dessen Mauern man von dieser Seite niedergerissen hatte, um die Communication zu erleichtern; zur Linken den Marschall von Chabannes, welcher sich mit der größten Sorgfalt in der Vorstadt la Roncha befestigt hatte. Graben, Bastionen und ein Theil der Mauer des Parks sicherten das Lager so sehr, daß Bourbon entweder vor den Augen des Königs über den Tezino gehen oder den Park durchdringen mußte, um nach Pavia zu kommen. Beides war gleich gefährlich. —

Nur vierzig Schritte trennten ihn indessen von dem feindlichen Lager. Seit dem 9. Februar (1525) hatte er nicht aufgehört, es mit seiner ganzen Artillerie zu beschießen, und Antonio de Leiva hatte nicht unterlassen, ihn durch seine Ausfälle zu unterstützen. Die Noth des Lagers stieg auf's

Höchste, obgleich die des kaiserlichen Heeres nicht geringer war. Noch zwei Tage, und Bourbon war genöthigt, sein Heer zu entlassen.

Was noch vor Kurzem ein Gegenstand seiner Wünsche gewesen war: der König möchte die Belagerung von Pavia aufheben, wurde jetzt ein Gegenstand seiner Besorgniß. Nur eine reiche Beute konnte seine Krieger an ihn fesseln.

Um den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung zu sichern, verabredete er Alles auf's Genaueste mit Peskara und dem Vicekönig. Sein Plan war auf eine genaue Kenntniß der Talente und Charaktere berechnet, welche er von den feindlichen Generalen zu haben glaubte. Mit Alençon wollte er den Anfang machen. Verließe das französische Heer sein Lager, so wollte er es mit Alençons Truppen zugleich bekämpfen, und im entgegengesetzten Falle sich mit der Niederlage des Nachtrabs und dem Entsatz von Pavia begnügen.

Die Nacht vom 23. zum 24. Februar wurde zur Ausführung dieses Entwurfes bestimmt. Um zwei Uhr Morgens setzte sich das Heer in Bewegung. Bourbon führte die Deutschen, Peskara die Spanier, Lannoi die Italiener an. Jeder Soldat mußte ein Hemd über seine Rüstung ziehen, damit sie sich unter einander unterscheiden könnten. Die Mauer des Parks mußte eingestoßen werden. Zwei falsche Angriffe, zu gleicher Zeit und nach verschiedenen Richtungen hin und auf die Verschanzung der Feinde gemacht, begünstigten einen dritten ernstlichen und erleichterten die Niederwerfung der Mauer. Erst mit Anbruch des Tages sahen die Franzosen die gemachte Bresche, durch welche die Kaiserlichen, von dem Marquis von Guat geführt, in den Park strömten. Antonio de Leyva war nicht so bald von diesen Fortschritten unterrichtet, als er von Pavia aus den Franzosen in den Rücken fiel. Diese erholten sich indessen von ihrer ersten Bestürzung. Vorzüglich that der General-Feldzeugmeister Galiot de Genouillat den Feinden sehr viel Schaden, indem seine Kanonen ganze Glieder zu Boden streckten. Um dem Kugelregen zu entgehen, zogen sie sich in einen Hohlweg zurück. Unglücklicherweise glaubte der französische König, sie flöhen, und ging, um nicht allen Antheil an einer Schlacht zu verlieren, von welcher er glaubte, daß sie bereits zu seinem Vortheil entschieden wäre, aus seinen Verschanzungen hervor, die Fliehenden zu verfolgen, um ihre Niederlage zu vollenden. Kaum hatte ihn Bourbon bemerkt, als er auf der Stelle seine Deutschen versammelte und von Peskara's

Spaniern und Lannoi's Italienern unterstützt, das von seinen beiden Flügeln abgesonderte Mitteltreffen einzuschließen versuchte. Chabannes und Alencon sahen die Gefahr des Königs und eilten zu Hilfe; der Erstere mit den Schweizern, welche sich auf **10,000** Mann beliefen. Dies zu verhindern, setzte Bourbon die Obersten Freundsberg und Sith in Bewegung, welche die Spitze ihrer zahlreichen Bataillone verlängerten und dadurch die französische Infanterie wirklich von ihrem Stützpunkte, der Cavallerie, trennten. Beide Flügel wurden beinahe zu gleicher Zeit geschlagen und Chabannes büßte dabei sein Leben ein. Franz suchte indessen die Folgen seiner Unbesonnenheit durch die Kraft seiner Arme wieder gut zu machen. Mit eigener Hand tödtete er den Marquis von St. Ange, Enkel des berüchtigten Skanderbeg; als er aber unmittelbar darauf einen Edelmann aus der Franche-Comté, Namens Andelot, verfolgte, fiel er mit den Seinigen in Peskara's Schlinge. Lange schon hatte der spanische General darauf gedacht, der französischen Gensd'armerie, deren Unwiderstehlichkeit er kannte, eine neue Kraft entgegenzusetzen. Aus der Lectüre der Alten wußte er, daß die Römer mit ihren Schwadronen junge Infanteristen in Verbindung setzten, welche, nachdem sie ihre Pfeile abgeschossen hatten, sich mit großer Schnelligkeit hinter die Cavallerie zurückzogen. — Dieses Manöver nachahmend, hatte er den ganzen Winter hindurch **15,000** rüstige Jünglinge geübt, die schnellsten und bestimmtesten Evolutionen in Verbindung mit der Reiterei zu machen. Sobald er also die französische Gensd'armerie anrücken sah, gab er seinen Basken — dies war ihr Name — das Signal. Die ganze Mannschaft trat hinter der Cavallerie hervor, näherte sich den geschlossenen Gliedern der Feinde, feuerte ihr Gewehr ab und zog sich schnell zurück, um von Neuem zu laden. Dieser Angriff war kaum einige Male wiederholt, als alle feindlichen Schwadronen in Unordnung geriethen.

Franz glaubte dem Uebel abzuhelfen, wenn er seiner Gensd'armerie sich auszudehnen befahl; aber er verschlimmerte es, indem er den Basken dadurch Gelegenheit gab, sich unter sie einzuschleichen und als gute Schützen ihre Leute zu wählen. In weniger als einer Stunde verlor Frankreich seine besten Generale. Zwar schlossen sich die Glieder von Neuem; aber zu spät, nachdem der Kampf ungleich geworden war und die Schweitzer die Niederlage durch ihre Flucht vermehrten. Der König kämpfte noch, und alle Tapferen hatten sich um ihn versammelt. Vergeblich bemühte sich

Peskara, diesen Anfall der Verzweiflung auszuhalten. Er wurde vom Pferde gestürzt. Lannoy wollte ihm zu Hilfe kommen, aber er wurde zurückgeschlagen. Guat und Antonio de Leiva hatten die Ehre, das Treffen wieder herzustellen, als Bourbon mit der deutschen Infanterie anrückte. — Dies gab den Ausschlag. Die ganze Gensd'armerie wurde zerstreut, und was an Ort und Stelle blieb, dachte nur auf die Rettung des Königs. — Zwei Bourbons stürzten an seiner Seite nieder. Viele Andere von dem vornehmsten Adel hatten dasselbe Loos. Der Connetable suchte nur Bonnivet; aber dieser hatte nicht sobald die Gefahr des Königs bemerkt, als er sich, um ein solches Unglück nicht zu überleben, mit aufgezogenem Visier mitten unter die Feinde stürzte und von hundert Stößen durchbohrt, sein Leben endigte. Er hatte eben den letzten Seufzer ausgehaucht, als ihn Bourbon unter einem Haufen von Leichnamen entdeckte.

„Elender!" rief er aus, „Du bist an meinem und Frankreichs Unglücke Schuld!"

Und ohne sich länger aufzuhalten, kehrte er in's Treffen zurück. Der König war indeß von seinem Pferde geworfen worden. Mit drei bis vier Wunden bedeckt, kämpfte er noch. Vergeblich rief man ihm zu, daß er sich ergeben möchte. Er schien lieber sterben als sich gefangen geben zu wollen. Sein Tod war unvermeidlich, als ihn Pomperant erkannte. Er drängte sich durch die Spanier, und zu den Füßen des Monarchen niederfallend, beschwor er ihn, sein Leben zu erhalten.

„Wem kann ich mich ergeben?" fragte Franz.

„Der Herzog von Bourbon ist in der Nähe," antwortete Pomperant.

„Lieber zehnmal sterben!" entgegnete der König und fragte nach Lannoy. Man suchte den Vicekönig auf, und als man ihn endlich fand, überreichte ihm der König seinen Degen, welchen Lannoy knieend annahm und gegen den seinigen eintauschte. Bourbon sah diesem Schauspiele in einiger Entfernung zu. Seine Miene war ruhig und bescheiden. Noch denselben Abend ließ er sich dem Könige vorstellen, welcher ihn mit vieler scheinbaren Güte empfing.

Bourbons Rache war befriedigt, aber nicht sein Ehrgeiz. Die Umstände konnten niemals günstiger werden. Der König von Frankreich war gefangen genommen und sein ganzes Heer zu Grunde gerichtet. — Von **40,000** Soldaten, welche er nach Italien geführt und von Zeit zu Zeit verstärkt hatte, waren höchstens **4000** übrig geblieben. Nichts konnte ihn

verhindern, sich des französischen Thrones zu bemächtigen. Er sprach darüber mit Lannoy, aber diesen beseelte ein anderer Ehrgeiz. Den königlichen Gefangenen in Sicherheit zu bringen und einige Zeit darauf seinem Kaiser selbst zuzuführen, beschäftigte seine ganze Seele. Allerdings war zu befürchten, daß das seit längerer Zeit unbesoldete Heer sich des gefangenen Monarchen bemächtigen könnte, um sich bezahlt zu machen; aber mit dieser Befürchtung verbanden sich noch andere Beweggründe. Selbst nachdem er den König nach Pizzighetone gebracht hatte, hörte er nicht auf zu glauben, daß er der Ehre verlustig werden könnte, den König selbst nach Madrid zu bringen. Voll Ungeduld erwartete er den Befehl des Kaisers.

Karl hatte die Nachricht von dem bei Pavia erfochtenen Siege mit größter Mäßigung empfangen. Mit seinen Ministern berathschlagte er über die Folgen dieser Begebenheit. Der Bischof von Osma war der Meinung, daß man dem Könige die Freiheit unbedingt werde geben müssen; dies erfordere die Großmuth, noch mehr aber der Friede der Christenheit, welcher ein Hauptaugenmerk des Kaisers sein müsse, um der überhand nehmenden Ketzerei und der um sich greifenden Macht der Türken die nöthigen Schranken zu setzen. Dagegen aber erhob sich Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, und bewies dem Kaiser, daß er dem Könige von Frankreich seine Freiheit nie gutwillig wiedergeben dürfe. Die Folgen dieser entgegengesetzten Meinungen waren die härtesten Bedingungen, die man nur erwarten konnte. Beauvain, welcher sie nach Italien brachte, hatte den Auftrag, sie vorher dem Connetable mitzutheilen. Dies war vielleicht der glücklichste Augenblick seines Lebens. Mehr als er jemals in der höchsten Schwärmerei des Ehrgeizes zu hoffen gewagt hatte, sollte ihm zu Theil werden; und an Beauvain's Seite ging er nach Pizzighetone, wo Karls Bedingungen in seiner und Lannoy's Gegenwart vorgelesen werden sollten. Das Wesentliche derselben war:

„Der König von Frankreich entsagt für immer dem Königreich Neapel, dem Herzogthum Mailand, der Grafschaft Asti und der Oberherrlichkeit von Genua. Zugleich leistet er Verzicht auf die Grafschaften Flandern und Artois und giebt die Bourgogne mit Allem, was dazu gehört, an den Kaiser zurück. Den Herzog von Bourbon setzt er nicht nur in alle seine vorigen Besitzungen ein, sondern fügt noch die Provence und das Delphinat hinzu, um ein unabhängiges Königreich zu bilden. Dem König

von England bezahlt er alle Schulden, welche ihm das Haus Oesterreich schuldig ist."

Der erste Eindruck, welchen diese Bedingungen auf Franz I. machten, war so lebhaft, daß er seinen Degen mit den Worten zog: „Besser, ich endige so!"

Alarzon, ein spanischer Offizier, unter dessen Aufsicht er sich befand, fiel ihm in den Arm, und als er sich nach und nach von seiner Betäubung erholt hatte, erklärte er in einem gemäßigteren Tone:

„So lieb ihm seine Freiheit sei, so würde er doch lieber eine ewige Gefangenschaft ertragen, als solche Bedingungen unterschreiben, und selbst wenn er es wollte, so würden die Stände des Königreichs es nie genehmigen, daß auch nur Eine Provinz von Frankreich abgelöſ't würde." — Er fügte hinzu: „Sein größter Wunsch sei, sich durch unauflösliche Bande mit dem Kaiser zu vereinigen. Er wolle sich mit der verwittweten Königin von Portugal vermählen und ihr die Bourgogne als Mitgift anrechnen. Den Herzog von Bourbon wolle er in seine vorigen Besitzungen wieder einsetzen, und um ihn für Eleonorens Hand zu entschädigen, sollte er die verwitwete Herzogin von Alençon heirathen. Endlich wolle er dem Königreiche Neapel, dem Herzogthume Mailand und allen seinen übrigen italienischen Besitzungen, sowie der Oberherrlichkeit von Flandern und Artois entsagen, und außer einem bedeutenden Lösegelde dem Kaiser mit einer Armee und Flotte beistehen, wenn er zur Krönung nach Italien gehen würde." —

An die Erfüllung dieser Versprechungen war für Bourbon nicht eher zu denken, als bis Beauvain, welcher sie nach Spanien brachte, mit der Genehmigung des Kaisers zurückgekehrt war. Bis dahin mußte ihm Alles daran gelegen sein, den König, an dessen Schicksal das seinige gebunden war, in Italien zu erhalten; denn wenn es der List oder der Gewalt gelang, ihn aus seinem Kerker zu befreien, so hatte er auf einmal alle Früchte seiner Siege verloren. Aber dies war es gerade, was Lannoi wünschte. Bald nach Beauvains Abreise erklärte er in einem Kriegsrathe, den er versammelt hatte, daß es ihm unmöglich sei, noch länger für die Person des Königs zu haften, wenn er in Pizzighettone bliebe. Allenthalben entdecke man Verschwörungen zu seiner Befreiung. Unter solchen Umständen bliebe nichts Anderes übrig, als ihn in eins von den Schlössern Neapels zu bringen, wo man ihn der Intrigue Frankreichs und den Be-

mühungen seiner Anhänger zugleich entziehen würde. Ohne seine wahre Absicht zu errathen, willigten Bourbon und Peskara in seinen Vorschlag und übernahmen bald darauf selbst das Geschäft, den König bis nach Genua zu begleiten.

Kaum war Franz indessen in Genua angekommen, als ihn Lannoi beredete, gerades Weges nach Spanien zu gehen, um wegen seiner Befreiung selbst zu unterhandeln. Zu diesem Ende versicherte er ihm, daß Karl V. im Begriff wäre, den Connetable nach Madrid kommen zu lassen, um ihn durch Eleonorens Hand für die ausgezeichneten Dienste zu belohnen, welche er ihm geleistet hätte. Franz, welchem nichts mehr am Herzen lag, als diese Verbindung zu zerreißen, war auf der Stelle zur Reise nach Madrid entschlossen, und um jedes Hinderniß derselben zu heben, ließ er sogar seine eigenen Galeeren mit den Spaniern und Italienern bemannen, die ihn nach Cartagena bringen sollten.

Kaum war diese Verrätherei entdeckt, als Bourbon, ohne sich mit unnützen Klagen aufzuhalten, welche zuletzt nur gegen seine Unvorsichtigkeit gerichtet sein konnten, den raschen Entschluß faßte, nach Spanien zu gehen. So viel ihm dieser Schritt auch kostete, so war er doch unvermeidlich nothwendig, wenn er nicht Alles verlieren wollte, nachdem er einmal von dem Kaiser abhängig geworden war. Das Gefühl der Rache verband sich mit dieser Ueberlegung. Er schiffte sich in Genua ein, und kam nach wenig Tagen in Toledo an, wo Karl V. damals residirte.

Von allen Granden begleitet, ging der Kaiser dem Sieger entgegen, um ihn an dem Stadtthor zu empfangen. Eine zärtliche Umarmung drückte die Verbindlichkeiten aus, die er gegen ihn hatte. Zu seiner Linken mußte Bourbon sich setzen, als er ihn in den Pallast einführte, welcher für ihn bestimmt war. Eine Behandlung, welche um so mehr auffiel, da man wußte, daß Franz auf einem alten Schlosse gefangen saß, wo man ihm kaum erlaubte, frische Luft zu schöpfen. Minder geschmeidig waren Karls Höflinge, die sich durch die Größe eines Mannes beleidigt fühlten, welcher seine Unabhängigkeit bisher so glücklich behauptet hatte, sie benutzten jede Gelegenheit, um Bourbon zu kränken, und nannten ihn nur den Verräther seines Königs. Eine gegenseitige Erbitterung war unausbleiblich, indem Bourbon ihrer Anmaßung den ganzen Stolz eines Mannes entgegensetzte, der sie tief unter sich erblickte.

Seit Franzens Ankunft in Spanien war Madrid der Mittelpunkt

aller Unterhandlungen Europa's geworden; aber weder die Erscheinung der Herzogin von Alençon, noch die Verwendung der übrigen europäischen Höfe vermochten etwas, bis der König von Frankreich erklärte, daß er lieber im Gefängniß sterben, als seinem Nachfolger sein Königreich anders überliefern wolle, als er selbst es erhalten habe, und um ein Asyl bat, wohin er sich zurückziehen könne. Ob diese Erklärung berechnet war, ist ungewiß; aber kaum war sie gemacht, als die Betrachtung, daß ein bis zum schlichten Edelmanne herabgesetzter König keiner Härte werth sei, den Kaiser zur Menschlichkeit bewog. Zufrieden mit der Abtretung der Bourgogne, wollte er ihm seine Freiheit wieder geben, als eine neue Schwierigkeit entstand. Eleonore von Oesterreich war feierlich mit dem Herzoge von Bourbon verlobt worden. Sollte ihre Hand dem König zu Theil werden, so mußte Bourbon ihr entsagen. Karl übernahm selbst das Geschäft, ihn dazu zu bewegen. Er versprach ihm für diese Entsagung die Investitur des Herzogthums Mailand. Die Unmöglichkeit, den Kaiser zu zwingen, sprang in die Augen, und Bourbon willigte ein, ohne sich minder gekränkt zu fühlen.

Um seine Gefühle zu zerstreuen, beschloß Karl, ihn sogleich nach Italien zu schicken, wo er eines einsichtsvollen Generals nicht wenig bedurfte. Kaum erobert, war Italien im Begriff, wieder abzufallen, und eine furchtbare Verschwörung, die kaiserlichen Truppen in Mailand zu ermorden, drohte selbst nach ihrer Entdeckung noch. Peskara's Ungestüm hatte sie veranlaßt. Der Muth, mit welchem er den Kaiser bedroht hatte, ließ Italien in ihm seinen Erretter sehen. Die Fahne der Empörung in Peskara's Hand müsse, glaubte man, nothwendig in das Land der Freiheit führen. Hieronymus Morone übernahm das Geschäft der Verführung. Ein Alter von achtzig Jahren hatte weder seinen Geist geschwächt, noch seinen Muth erschlafft. Mit jugendlichem Feuer umfaßte er den Gedanken, sein Vaterland zu befreien, und seinen Fürsten in seine alten Rechte wieder einzusetzen. Ohne vor einer zweiten sicilianischen Vesper zu beben, that er dem Marquis von Peskara den Vorschlag, die kaiserlichen Truppen im Mailändischen aufzureiben, und sich mit Hilfe des Papstes, der Venetianer und des Herzogs von Mailand auf den neapolitanischen Thron zu schwingen. Peskara vergaß bei diesen Vorstellungen, wie bitter er ehemals Bourbons Abfall getadelt hatte.

Geblendet von dem Glanze eines Thrones, machte er sich anheischig,

seinen Kaiser zu verrathen. Unstreitig wurde die ganze Unterhandlung nicht mit der nöthigen Vorsicht getrieben. Unterrichtet von Allem, was im Werke war, wählte der Kaiser das sicherste Mittel, seine Oberherrlichkeit in Italien zu behaupten, indem er die Miene annahm, als ob er den Marquis eines solchen Verraths unfähig halte, und ihm die Bestrafung der Schuldigen übertrug. Peskara wankte. Noch war es Zeit zurück zu treten. Er that es, indem er sich das Ansehn gab, als habe er sich in das Complott blos eingelassen, um alle Triebfedern desselben zu entdecken. Antonio de Leiva war des Kaisers Abgesandter bei ihm. Er verbarg ihn hinter eine Tapete, und ließ darauf den Kanzler zu sich rufen. Der Greis erschien. Es war die Rede von ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheit. Plötzlich trat Antonio hervor und nahm den Kanzler gefangen. In einen Kerker geschleppt und auf die Folter gespannt, blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Wahrheit zu bekennen, und durch seine Aussage berechtigt, ergriff Peskara die Waffen, und nahm dem Herzog von Mailand Alles, bis an die Festungen von Mailand und Cremona. Dieser Triumph war indessen nur vorübergehend. Ein Fieber machte seinem Leben während der Belagerung von Mailand in seinem 36. Jahre ein Ende.

Sein unerwarteter Tod belebte die Hoffnungen der Mitverschworenen. Sie griffen endlich zu den Waffen, um die geringe Anzahl von Spaniern und Deutschen, welche nach der Schlacht bei Pavia im Mailändischen zurückgeblieben waren, aufzureiben oder zu verjagen.

Dieß war die Lage der Sachen, als Karl V. den Herzog aufforderte, nach Italien zurück zu gehen, um das ihm zugedachte Mailand zu retten. Des längeren Aufenthalts in Spanien überdrüssig, nahm er den Antrag an. An der Spitze von 800 Mann, welche der Kaiser zu verstärken versprach, wenn es nöthig sein sollte, und von vielen Granden begleitet, ging er nach Barzelona. Unmittelbar nach seiner Ankunft daselbst erhielt er eine Abschrift des Tractats von Madrid, der soeben unterzeichnet war. Die ihn betreffenden Artikel waren folgende:

1. Der König machte sich anheischig, ihm innerhalb sechs Wochen alle seine Besitzungen zurück zu geben, und die seit seiner Abwesenheit aus Frankreich in Beschlag genommenen Einkünfte derselben auszuzahlen.

2. Er erlaubte ihm, noch ferner im Dienste des Kaisers zu bleiben.

3. Er berechtigte ihn, seine Ansprüche auf die Provence zu erneuern.

4. Alle Mitverschworenen sollten in den Besitz ihrer Güter oder Stellen zurücktreten, und alle Gefangene in Freiheit gesetzt werden.

Noch härter waren die Artikel, welche den Kaiser angingen; und um den König zur Erfüllung derselben zu zwingen, hatte Karl den Dauphin und den Herzog von Orleans, oder an der Stelle des Letzteren die zwölf vornehmsten Fürsten als Geißeln verlangt, und noch außerdem die Vorsicht gebraucht, ihn eine freiwillige Rückkehr in seine Gefangenschaft beschwören zu lassen, wenn er nicht allen Bedingungen nachkäme. Franz hatte indessen kaum die Grenze Frankreichs erreicht, als er jubelnd ausrief: Ich bin noch König!

Bourbon befand sich noch zu Barzelona, als er die Nachricht erhielt, daß Karl den König in Freiheit gesetzt hätte, ohne sich die Bourgogne ausliefern zu lassen; und sah mit besserer Menschenkenntniß vorher, daß Franz befreit, die Eide nicht halten würde, welche er als Gefangener geleistet hatte. Die Folge rechtfertigte diese Ahnung; denn Franz bot Geld an der Stelle der reichen Provinz, und als der Kaiser sich dieser Vergütung weigerte, drohte er sogleich, seine Kinder mit dem Schwerte in der Hand zu befreien. Neue, blutigere Kriege mußten entstehen, und Bourbon immer mehr die Aussicht verlieren, in sein Vaterland zurückzukommen.

Er langte indessen in Genua an. Mit gleicher Ungeduld erwarteten ihn die mailändischen Truppen, und die unglücklichen Einwohner Mailands selbst. Seit der Entdeckung der vom Kanzler Morone angezettelten Verschwörung, war das Gebiet von Mailand den Plünderungen der kaiserlichen Soldaten preisgegeben und Peskara's plötzlicher Tod hatte das Unglück noch vermehrt. Antonio de Leyva und der Marquis von Guat hatten die Belagerung fortgesetzt, wo Franz Sforza sich wie ein Verzweifelnder vertheidigte, der Alles zu befürchten hatte, wenn er in die Hände der Feinde fiel. Mailands Einwohner hatten einen Versuch gemacht, ihren unglücklichen Fürsten zu befreien; aber zurückgeschlagen, war ihnen nichts Anderes übrig geblieben, als die Waffen zu den Füßen des Siegers niederzulegen. Von diesem Zeitpunkte an war Mailand seit zwei Monaten allen Abscheulichkeiten ausgesetzt.

Endlich näherte sich ein Heer von **30,000** Mann. Der Papst und die Venetianer hatten es unter den Befehlen des Herzogs von Urbino ausgesandt, die kaiserlichen Truppen in Mailand zu vernichten. Seine Ueberlegenheit machte es furchtbar. Ungeduldig erwarteten also die Kaiser-

lichen ihren Anführer, und noch ungeduldiger die Mailänder ihren Erretter in Bourbon. Er kam und fand beim Eintritt in eine ehemals blühende Stadt nur noch das Schattenbild derselben. Er bezog seinen Palast, und noch hatte er nicht von den Beschwerden der Reise ausgeruht, als die vornehmsten Bürger in Trauergewändern wie eben so viele Schatten vor ihm erschienen. Die Augen niedergeschlagen, die Verzweiflung im Herzen und die Schaam auf der Stirn, warfen sie sich zu seinen Füßen, und baten in den rührendsten Ausdrücken um Befreiung oder Tod. Einer von ihnen trat als Redner auf und schilderte die unaussprechlichen Leiden, welchen die Stadt schon seit Monden preisgegeben wäre. „Friedrich Barbarossa, endigte er, überfiel diese Stadt mit Gräuel und Verwüstung; er befleckte seine Barbarenhände mit Mord, und zertrümmerte die Grundvesten unserer Häuser; aber diese Wuth dauerte einige Tage. Statt dessen würde sich das allgemeine Elend mit jedem Augenblicke vermehren, wenn unsere Feinde Erfindungskraft genug besäßen, neue Leiden zu erdenken. Unsere letzte Hoffnung stützt sich auf Sie, großmüthiger Fürst. Wir bitten nur um Menschlichkeit. Steht es nicht in Ihrer Macht, uns zu retten, so lassen Sie uns lieber in einem allgemeinen Gemetzel fallen, als auf dieser langsamen Folter zu Tode gequält werden. Gern wollen wir Ihren Kriegern verzeihen, wenn sie uns durch den Tod aus diesem furchtbaren Zustande retten."

Die ganze Versammlung brach bei diesen Worten in neuen Jammer aus, und warf sich zu des Fürsten Füßen, und bat um Rettung, wäre es auch durch den Tod. Bourbon widerstand dieser zermalmenden Scene nicht. Seine Thränen vermischten sich mit den Thränen der Unglücklichen. Er bat sie, Muth zu fassen. Nicht auf die Rechnung des Kaisers käme das Unglück, sondern es fiele einem verlassenen Heere zur Last, welches die Noth zur Grausamkeit gezwungen hätte. Er hätte beträchtliche Summen mitgebracht. Bereitwillig wolle er sie zur Befriedigung der Truppen anlegen, wenn die Stadt ihm mit einem Beitrage von 30,000 Ducaten zu Hilfe kommen wolle. „Ich weiß," fügte er hinzu, „daß Ihr durch ähnliche Verheißungen mehr als ein Mal hintergangen worden seid; aber der Himmel sei mein Zeuge, daß ich es ehrlich meine; und brech' ich mein Wort, so mag in der nächsten Schlacht die erste Kugel dies Herz durchdringen." Der Wunsch, sich ihrer Dränger zu entledigen, gab den Mailändern Bereitwilligkeit zu dem verlangten Opfer. Voll

Wehmuth legten sie nach einigen Tagen ihre letzte Habe zu Bourbons Füßen nieder.

Er wendete sie sogleich an, die Soldaten zu entfernen. Ein bedeutender Theil der Truppen verließ wirklich die Stadt; aber die größere Anzahl blieb zurück, und aufgemuntert von den spanischen Offizieren, setzte sie ihre Gräuel ungescheut fort.

Mit dem besten Willen, es zu verhindern, vermochte der Herzog nicht durchzudringen. Selbst die italienischen Geschichtsschreiber entschuldigen ihn deshalb, indem sie versichern, daß ihm eine strengere Disciplin das Leben würde gekostet haben, und daß man von einer andern Seite hätte darauf denken müssen, durch Erhaltung der Truppen sein Ansehen bei dem Kaiser zu erhalten. Vergeblich hatten also die Mailänder ihre letzte Nothdurft hingegeben. Ihre dumpfe Verzweiflung ging bald zu einer unerhörten Wuth über. Sie selbst reizten den Zorn der Soldaten, um von ihnen ermordet zu werden. Einige stürzten sich von den Dächern ihrer Häuser herab; andere verkürzten ihr Leben durch Dolche und Stricke. Diese Scenen nahmen so sehr überhand, daß Bourbon sich genöthigt sah, den Selbstmord bei Lebensstrafe zu verbieten; und auch dies Mal zeigte sich, daß die freie Wahl die Schrecknisse des Todes verringert, und daß das Gefühl der Schande stärker ist, als der Muth.

Das Gebiet von Mailand war eben so sehr ein Bild des Jammers, als die Hauptstadt. Von den Truppen der Verbündeten überfallen, konnten Sforza's unglückliche Unterthanen den Furien des Krieges von keiner Seite entrinnen. An der Spitze des heiligen Bundes stand der Herzog von Urbino. Wenn eine größere Menschenzahl und die Ueberlegenheit des Geldes, des Geschützes und der Vorräthe aller Art hinreichend wären, den Sieg zu sichern, so brauchte Urbino nur über die in Mailand eingeschlossenen, durch Ausschweifungen aller Art erschöpften 9,000 bis 10,000 Mann herzufallen, um sie zu vernichten; aber es fehlte ihm dazu an Entschlossenheit, und nachdem er einmal aus Mailands Vorstädten zurückgetrieben war, konnte selbst eine Verstärkung von 6000 Schweizern seinen schwachen Muth nicht wieder beleben.

Bourbon benutzte indessen den Rückzug des Feindes, um die Vorstädte von Mailand zu befestigen, und machte sogleich Anstalten zur Belagerung der Festung. Sforza ergab sich nicht eher, als bis ein gänzlicher Mangel an Lebensmitteln ihn dazu zwang. Ohne seinen Sieg im Min=

besten zu mißbrauchen, erlaubte Bourbon dem Entthronten, sich nach Como zu begeben, und sicherte ihm eine Pension von 30,000 Ducaten, bis der Kaiser sein Schicksal würde entschieden haben; eine Großmuth, von welcher Sforza keinen Gebrauch machte, indem er sich gleich nach seiner Entfernung von Mailand in die Arme der Ligue warf.

Seit der Eroberung dieser Festung verfuhr der Herzog von Bourbon als erklärter Gebieter von Mailand. Die erledigten Aemter besetzte er mit seinen Freunden, und fing an, das Herzogthum als eine Entschädigung für seine in Frankreich verlorenen Besitzungen zu betrachten. Die Einkünfte desselben, welche man denen des Königreichs Neapel gleich schätzte, würden ihn hinlänglich gedeckt haben, wenn er unabhängiger gewesen wäre. Aber wie sich gegen die vereinte Macht der Verbündeten schützen, und wie den Kabalen der Generale entgehen, welche in ihm den Fremdling haßten? Bisher hatte ihn das Schrecken seines Namens aufrecht erhalten; aber sein Fall war entschieden, wenn ihm der Kaiser die versprochenen Truppen und Gelder nicht schickte. Seine Lage wurde noch mißlicher, als Franz der Ligue beitrat. Ohne Geld, ohne Magazine, den ungestümen Forderungen unersättlicher Soldaten ausgesetzt, und den Verwünschungen eines unglücklichen Volkes bloßgestellt, wie sollte er sich retten? Seine Verlegenheit wuchs mit jedem Tage. Der Erzherzog von Oestreich hatte den Auftrag, ein Heer für ihn anzuwerben; allein es war auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden, daß er von dieser Seite Erleichterung erhalten würde. In diesem qualvollen Zustande wendete sich Bourbon an eben den Freundsberg, welcher ihn in der Schlacht von Pavia begleitet hatte; und das Ansehen eines Privatmannes leistete, was er von der Macht des Kaisers vergeblich erwartet hatte.

Bereichert, hatte sich George Freundsberg aus Italien in seine Heimath zurück begeben. Hier lebte er in dem Ansehen, welches eine riesenmäßige Körpergröße und ein unbezwinglicher Muth, verbunden mit einer stolzen Freigebigkeit, einem erfahrenen Krieger gewähren.

Sein Haus stand Allen offen, welche ehemals als Krieger unter ihm gedient hatten; und an seiner Tafel speiseten täglich alle diejenigen von seinen ehemaligen Offizieren, welche sich in seiner Nähe befanden. Alles Dies vereinigte sich, Freundsberg zu einem Manne zu machen, welcher auf der Stelle helfen konnte; und kaum hatte sich Bourbon an ihn gewandt, und Freundsberg seinen Entschluß, nach Italien zurück zu gehen, bekannt

gemacht, als sein Ruf und die lockende Aussicht auf eine reichliche Beute, die Krieger Deutschlands von allen Gegenden her zu seinen Fahnen versammelte. Ein einziger Thaler Handgeld war hinreichend, diese goldgierigen Menschen, trotz der Nähe des Winters, in ein Land zu führen, welches Krieg und Pest gleich sehr verheerten.

Mit Riesenschritten eilte Freundsberg nach Italien. Sein Eifer, den Herzog zu retten, war um so größer, da er zugleich einen geliebten Sohn rettete, welcher mit Bourbon in Mailand eingeschlossen, den größten Gefahren ausgesetzt war. Er kam in Italien an, und alle Bemühungen der Verbündeten, seinen Einmarsch in das Gebiet von Piacenza zu verhindern, waren vergeblich.

Mit Ungeduld hatte ihn Bourbon erwartet; aber in eben dem Augenblicke, wo er sich mit ihm vereinigen wollte, fanden sich Schwierigkeiten, auf welche er entweder nicht gerechnet hatte, oder die er leichter zu besiegen hoffte. Bereichert durch eine unermeßliche Beute, bestanden die kaiserlichen Truppen noch auf der Auszahlung des rückständigen Soldes, wenn sie sich entschließen sollten, Mailand zu verlassen. Vergeblich verschwendete Bourbon seine ganze Beredsamkeit; nichts blieb übrig, als bei dem Herzog von Ferrara eine Anleihe zu machen, und da diese bei weitem nicht hinreichte, die Forderungen der übermüthigen Soldaten zu befriedigen, so mußte er das höchste Maß der Grausamkeit erschöpfen. Von den letzten Ueberbleibseln ihrer Habe mußten sich die Mailänder trennen, und damit noch nicht zufrieden, plünderte man ihre Kirchen.

Hieronymus Morone schmachtete noch immer in dem Kerker. Sein Urtheil war gesprochen, aber die Vollziehung desselben von einer Zeit zur andern verschoben. Vielleicht ließ seine Befreiung sich einträglich machen. Bourbon versprach Begnadigung, wenn der Kanzler 20,000 Thaler bezahlen wolle. Morone versuchte zu handeln; aber die Errichtung eines Schaffots vor den Fenstern seines Kerkers und die Ankündigung des Tages der Hinrichtung, war die Antwort des Herzogs. Morone liebte das Leben, und die Werthschätzung, welche seine Freunde für ihn fühlten, war groß genug, um das ihm fehlende Quantum zuzulegen. Die Summe wurde ausgezahlt, und Morone erhielt seine Freiheit. Bourbon wünschte, ihn genauer kennen zu lernen, dessen Kühnheit den Kaiser mit dem Verlust aller italienischen Besitzungen bedroht hatte. Morone's Beredsamkeit verwandelte Bourbons Wunsch, unabhängig zu sein, in den Entschluß, es

zu werden; und wenn alle seine nachfolgenden Handlungen denselben an der Stirn tragen, so kann man ihm keine frühere Entstehung geben, als diese.

Ehe Bourbon Mailand verließ, vertraute er die Vertheidigung der Hauptstadt dem Antonio de Leyva, welchem er indessen nur den unbrauchbarsten Theil der Truppen zurück ließ. Mit den übrigen eilte er in das Gebiet von Piacenza, um sich mit Freundsberg zu vereinigen. Von diesem Augenblick an standen dem Herzog 20,000 Mann entschlossene Krieger zu Gebot. Verschieden durch Sprache, Sitten, Religion und Alles, was Menschen an Menschen bindet, erforderten sie eine Behandlung, wie sie von allen Generalen seiner Zeit vielleicht nur Bourbon geben konnte. Er gestand ihnen in einer Rede, welche er an sie hielt, daß er außer Stande sei, ihnen einen regelmäßigen Sold zu geben; daß er sie aber dafür in eine Gegend führen wolle, wo sie für alle Gefahren, welche sie an seiner Seite bestehen würden, hinlänglich sollten entschädiget werden. Und voll Vertrauen versprachen diese rohen Seelen ihm zu folgen, wenn er sie auch in die Hölle führte.

Um die Deutschen sogleich für sich zu gewinnen, machte er einen Versuch, sich des Gebietes von Piacenza zu bemächtigen; aber die Verbündeten waren ihm bereits zuvorgekommen, und um keine Zeit zu verlieren, verließ er es auf der Stelle wieder.

Gegen den Ausgang des Februars 1527 trat er seinen Marsch an. Die Umstände waren so ungünstig, daß die vereinigte Macht des Hungers und des Winters sein großes Heer allein vernichten zu können schien. Ein Jeder tadelte seine Verwegenheit. Mehr als fünfzig Meilen mußten zurückgelegt werden, wenn er, wie die Sage ging, vor Rom anlangen wollte, und auf diesem langen Wege hatte er außer übergetretenen Flüssen, eisbedeckten Apenninen, und den Beschwerden der Jahreszeit, drei Heere zu besiegen, welche sich ihm widersetzen konnten. Der Anfang war unglückweissagend. Ein italienisches Corps von 1200 Infanteristen und 130 Mann Gensd'armerie, welches unter den Befehlen des Grafen Kajazzo stand, ging zu den Feinden über, um allen Mühseligkeiten, die es vorhersah, einmal für allemal zu entgehen. Ein Anfall von Schlagfluß machte Freundsberg unfähig, den Herzog zu begleiten. Noch mehr als beide Widerwärtigkeiten bedeutete indessen die Empörung der Spanier, welche, nicht gesättigt durch die Ausplünderung Mailands und die Auszahlung

des größten Theils ihres rückständigen Soldes, auf der Tilgung der ganzen Schuld bestanden. Der Herzog schickte einen Offizier ab, um sie besänftigen zu lassen; aber die Ermordung desselben war ihre Antwort. Gleichwohl gelang es Bourbon, sie zu beruhigen, und um ähnlichen Unterbrechungen zu entgehen, drang er desto schneller vor.

Modena, Bologna und Florenz waren bestimmt, das Handgeld auf größere Eroberungen zu geben; aber die Thätigkeit des Marquis von Saluzes, welchen Franz zur Armee der Verbündeten geschickt hatte, rettete diese Städte, indem er dem Herzog überall zuvoreilte. Der Herzog von Urbino folgte nur aus der Ferne.

Ungefährdet kam Bourbon vor den Thoren von Bologna an. Er forderte nur Lebensmittel für sein Heer, welches er, seiner Aussage nach, nach Neapel führen wollte, um dies Königreich gegen die Angriffe der Verbündeten zu vertheidigen. Seine Forderung wurde befriedigt, und ohne Zeitverlust brach er wieder auf.

Clemens VII. hatte sich den glänzenden Entwurf gemacht, dem König der Franzosen seine Söhne und dem Herzog Sforza sein Herzogthum wieder zu geben; und ohne sich in eine genaue Berechnung seiner Kräfte einzulassen, wollte er außerdem dem Kaiser das Königreich Neapel entreißen. Seine Eitelkeit beherrschte ihn so sehr, daß selbst die Colonna's nicht im Stande waren, ihn zum Gefühl seiner Schwäche zurückzuführen, als sie, von einigen Kaiserlichen unterstützt, Rom überfielen, und den Papst zu einem Waffenstillstande zwangen. Kaum hatten sie Rom verlassen, als Clemens den Waffenstillstand brach, und Neapel von Neuem befehdete. Einige unbedeutende Vortheile, welche er davon trug, vermehrten seinen Uebermuth. Schon war er im Begriff, ganz Italien zu seinem Beistand aufzufordern, als die Nachricht, daß der furchtbare Bourbon trotz den Verbündeten bis in das Gebiet von Bologna vorgedrungen sei, und sich der Hauptstadt des Kirchenstaates nähere, ihn in Schrecken setzte. Anstatt indessen seine Schätze zu Verstärkungen und Vertheidigungsanstalten anzulegen, bildete er sich ein, daß Lannoy im Stande sei, dem Herzog zu gebieten, und um ihn desto leichter zu einem Waffenstillstande zu bereden, erkaufte er ihn durch eine große Summe.

Von diesen Vorkehrungen des Papstes unterrichtet, kam Bourbon den Befehlen des Vicekönigs durch List zuvor, indem er ihm meldete, es sei ihm unmöglich, noch weiter vorzudringen; und wenn sein ganzes Heer

nicht zu Grunde gehen sollte, so müsse der Friede mit dem Papste zu Stande kommen. Auf diese Erklärung beruhigte Lannoy den furchtsamen Papst.

Anhaltender Regen und Schneegestöber, worauf ein harter Frost folgte, hatten Bourbons Aufenthalt im Gebiete von Bologna bis zur Mitte des Märzes (1527) verlängert. Eine mildere Witterung erlaubte die Fortsetzung des Marsches. Bourbon befahl, das Lager abzubrechen. Plötzlich empörten sich die Deutschen. Mit bewundernswürdiger Geduld hatten sie seit beinahe zwei Monaten jede Beschwerde ertragen; sobald sie aber hörten, daß sie neuen Gefahren entgegen gehen sollten, geriethen sie in Wuth. Ihr Toben erfüllte das ganze Lager. Die unersättlichen Spanier vereinigten sich mit ihnen. Gemeinschaftlich strömten sie nach Bourbons Zelt. Kein anderes Rettungsmittel als die Flucht! Der Herzog entkam; aber einer von seinen Edelleuten wurde auf der Stelle ermordet. Er wandte sich an den Herzog von Ferrara, des Kaisers einzigen Verbündeten in Italien; und dieser, so arm er war, verschaffte ihm eine mäßige Summe, wodurch er die Wuth der Soldaten besänftigen konnte. In seiner Abwesenheit hatten sie sein Zelt geplündert, und ihm außer seinem Streitroß, seiner Rüstung und einem Mantel nichts übrig gelassen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, erinnerte er sie bei seiner Zurückkunft an den Vertrag, den er mit ihnen gemacht hätte; und nachdem er die Aussicht auf eine unermeßliche Beute in ihren Seelen angefrischt hatte, erschallte von allen Seiten ein lauter Beifall und die Versicherung, daß sie, von ihm geführt, die ganze Welt zertrümmern wollten. Und von diesem Augenblicke an hörte man keine Klage mehr. Die Bereitwilligkeit, überall zu folgen, war um so größer, da Bourbon jede Gefahr und jedes Elend theilte.

Unterdessen rechnete Clemens auf die Wirkungen des Waffenstillstandes, den er so theuer erkauft hatte. Mit Erstaunen vernahm er die Nachricht, daß Bourbon seinen Weg verheerend verfolge, und ließ ihm durch einen Abgesandten ankündigen, daß er seine Staaten räumen möchte. Der Herzog antwortete indessen: Dies stehe nicht in seiner Macht; in Stücken würde man ihn reißen, wenn er umkehren wolle; er hoffe aber, daß Hunger und zunehmende Gefahr seine Soldaten bestimmen würden, freiwillig in ihr Vaterland zurückzukehren. Am Fuße der Apenninen erhielt er einen zweiten Gesandten von Lannoy, welcher ihn aufforderte, den ge-

schlossenen Waffenstillstand zu ehren. Diese Aufforderung wurde im Lager bekannt, und so groß war die Wuth der Spanier, daß sie dem Gesandten das Leben gekostet haben würde, wenn Bourbon ihn nicht gerettet hätte. In der Voraussetzung, daß Bourbon den Waffenstillstand mißbilligte, um große Summen für sein Heer zu ziehen, legte Lannoy den **60,000** Ducaten, zu welchen sich der Papst erklärt hatte, noch **20,000** hinzu, und empört durch das Stillschweigen des Herzogs, faßte er den heroischen Entschluß, selbst in das kaiserliche Lager zu gehen, den General mit Vorwürfen zu überhäufen, und ihm die Spanier zu nehmen. Er reisete zu diesem Ende wirklich von Rom ab, wo er sich gerade aufhielt; kaum aber war er in Florenz angekommen, als er sich eines Besseren besann, und lieber aus der Ferne unterhandeln wollte.

Je mehr sich Bourbons Heer Toscana näherte, desto mehr zitterte Clemens für Florenz, wo er unumschränkt regierte. Mit großem Geschrei ersuchte er die Verbündeten, herbei zu eilen. Zwar war der Marquis von Saluzes ihm auch über die Apenninen zuvorgekommen; aber Bourbons Heer befand sich in der Nothwendigkeit, zu siegen oder zu sterben, und da sich Alles in die Städte geflüchtet hatte, so konnten diese nicht verschont bleiben, und befestigt oder nicht, mußte ihm gleichgiltig sein.

Seinem System getreu, nahm Bourbon noch immer die Miene an, als ob er den Frieden wünsche, und erklärte dem Vicekönig und den Gesandten des Papstes, daß er sich innerhalb fünf Tagen zurückziehen wolle, wenn man zu den versprochenen **80,000** Ducaten noch **6000** zuzulegen verspreche. Lannoy bewilligte diese Zulage, und schrieb, er würde selbst diese Summe bringen, und sich von Stund' an mit ihm vereinigen, um über die Venetianer herzufallen, welche dem Kaiser am meisten geschadet hätten.

Ueberglücklich, daß Lannoy und die Generale der Alliirten in diese Schlinge fielen, hatte Bourbon kaum den Eilboten abgesendet, welcher dem Ersteren den Ort der Zusammenkunft anzeigen sollte, als er sich mit seinem Heere von Neuem in Bewegung setzte. In zwei Tagen war das Gebirge überstiegen und der Vicekönig betrogen. An der Stelle des Bourbonschen Heeres fand er bei seiner Ankunft nur ergrimmte Landleute, welche ihre Wuth an ihm auszulassen drohten, und denen er mit der größten Mühe entkam. Er verfolgte noch eine Zeit lang die Spur des Herzogs; aber ungewiß zwischen der Furcht für seine Sicherheit und der

Besorgniß für das Wohl des Kirchenstaates, hielt er es für gerathener, sich nach Florenz zurückzuziehen.

Die Nähe des Bourbonschen Heeres beflügelte den Marsch des Herzogs von Urbino, und beinahe zu gleicher Zeit kamen beide in Toscana an. Alle Plagen, welche Mailand verheert hatten, drohten diesem schönen Lande. Eifersüchtig auf Florenz, erbot sich Siena zu jeder Unterstützung, wenn Bourbon sogleich zur Belagerung schreiten wollte; aber ungereizt von einer Eroberung, welche seinen Hauptentwurf nur verzögern konnte, war Bourbon schon verschwunden, als Alles noch vor ihm zitterte. Die Nachricht, daß der Papst den Allianz-Traktat mit Frankreich und England erneuert hatte, vermehrte seine Eilfertigkeit. Vor seinem Ausmarsch aus Toscana meldete er dem Papst: „Nur die Hartnäckigkeit seiner Truppen bewege ihn, an ihrer Spitze zu bleiben. Er habe vergeblich seine ganze Beredsamkeit angewendet, um sie zu freundlichen Gesinnungen gegen ihn zu bewegen. Jetzt begleite er sie, um sie im Zaum zu halten. Uebrigens bat er ihn, seine Schätze nicht zu schonen, um das Ungewitter abzuleiten, welches sich über seine Staaten zöge."

Empört durch diese Erklärung, versäumte der Papst keinen Augenblick, den Bannstrahl auf Bourbon und sein Heer zu schleudern; und sein Vertrauen auf die Wirksamkeit desselben war so groß, daß er, unbekümmert um alle Vertheidigungsanstalten, die Einwohner Roms sogar verhinderte, die Hauptstadt zu verlassen.

Bei seiner Ankunft in Arezzo versammelte Bourbon sein ganzes Heer, und machte es zum ersten Male mit seiner wahren Absicht bekannt. Kaum hatten die Deutschen aus dem Munde ihres Generals erfahren, daß es auf eine Plünderung der reichen Hauptstadt des Kirchenstaates abgesehen sei, als sie in einen lauten Jubel ausbrachen, und keinen Augenblick verlieren wollten. Diesen Eifer benutzte Bourbon auf der Stelle. Große Schwierigkeiten waren noch zu überwinden. Ein starker Regen hatte die Straßen unwegsam gemacht, und die kleineren Flüsse angeschwellt. Gleichwohl drang er mit so unglaublicher Schnelligkeit vor, daß er vierzig italienische Meilen in Einem Tage zurücklegte, und vor Rom erschien, als der Papst und die Römer ihn noch in Toscana glaubten.

Groß war die Bestürzung Aller, als sie von den Mauern der Stadt die Fahnen des gefürchteten Heeres wehen sahen. Rom war außer Stande sich zu vertheidigen. Früher hatte Philipp Doria auf Befehl des Papstes

3000 Mann Infanterie anwerben müssen; aber als er an ihrer Spitze in Civita-Vecchia erschien, verbot ihm Clemens nach Rom zu kommen. Guido Rangone stand mit einer zahlreichen Infanterie zu Otricoli; aber auch er sollte sich nicht eher damit in Bewegung setzen, als bis der Papst ihn rufen würde. Ueberrascht sah der Papst ein, daß es zu spät sei, beide nach Rom zu bringen. Die Vertheidigung der Stadt wurde eben dem Renzo de Cere übertragen, welcher sich in Marseille so sehr ausgezeichnet hatte. Von einigen französischen Offizieren unterstützt, verlor er keinen Augenblick, in dem Borgo, einem der westlichen, jenseits der Tiber gelegenen Viertel der Stadt, welches dem Angriff ausgesetzt war, Verschanzungen anzulegen, und alle Einwohner Roms zu bewaffnen. Priester, Mönche, Bischöfe, Cardinäle kamen ihm zu Hilfe. Mit Kruzifixen in den Händen durchliefen sie alle Straßen, und ermahnten das Volk zu einer tapfern Vertheidigung.

„Lutheraner und Räuber wären es, die sie bedrohten. Nur die größte Tapferkeit könne sie retten. An Beistand würde es nicht fehlen. Die Generale des heiligen Bundes wären ganz in der Nähe."

Den 5. Mai Abends kam Bourbon vor Rom an. Die Wälle waren mit Bewaffneten besetzt, und ein Wald von Piken drohte einen kräftigen Widerstand. Die Bewohner von Aquapendente, San Lorenzo und einigen andern Dörfern hatten zwar das kaiserliche Heer mit Lebensmitteln versehen; aber diese Vorräthe waren zu gering. Von der einen Seite drohte eine Hungersnoth, von der andern das Heer der Verbündeten. Kein Augenblick war zu verlieren. In seinem Lager vernahm Bourbon indessen den Aufruhr, welcher Rom in allen seinen Theilen bewegte, so wie das Geschrei der Greise, Weiber und Kinder. Vielleicht ließ sich die allgemeine Bestürzung zum Vortheil des Heeres benutzen. Auf der Stelle machte er den Versuch, indem er den Papst um einen freien Durchmarsch nach Neapel bitten ließ. Unter dem lauten Jubel des Volkes wurde der Abgesandte in die Thore eingelassen, weil es sich mit der Aussicht auf eine Unterhandlung schmeichelte. Er wurde zu dem Papst geführt, und entledigte sich seines Auftrages mit Bestimmtheit und Kühnheit. Clemens weigerte sich aber, die Thore der Stadt zu öffnen. Bei der Zurückkunft des Gesandten gerieth das ganze Lager in Bewegung, und entflammte sich zu neuer Wuth, während die Römer die Folgen einer getäuschten Erwartung empfanden. Renzo de Cere allein behielt seine ganze Besinnung.

Die ganze Nacht hindurch durchlief er die Wälle, um die Vertheidigungsanstalten zu sichern.

Der Tag brach endlich an. Gerüstet stand Bourbon da. Ein weißes Gewand bedeckte seinen Harnisch, um ihn als Anführer kenntlich zu machen. Muth und Entschlossenheit blitzten aus seinen Augen. Durch die Vorstadt Viterbo wollte er Rom angreifen. Raschen Schrittes führte er seine Soldaten dahin. Nach einer Rede, worin er sich, wie mehrere Geschichtsschreiber versichern, seinen nahen Tod weissagte, theilte er das Heer in drei Corps und wies einem jeden einen besondern Angriffspunkt an, um den Wetteifer noch stärker anzufachen. Zufällig erhob sich ein starker Nebel. Bourbon benutzte ihn, um seine Deutschen bis dicht an die Verschanzungen des Borgo zu führen. Hier ließ er Halt machen, und näherte sich, von Wenigen begleitet, den Mauern, um ihre Höhe zu untersuchen. Der Nebel verschwand in diesem Augenblicke und zeigte den Römern das feindliche Heer, wie es eben im Begriff war, ein schreckliches Blutbad anzufangen. Ein Offizier, welchem Renzo de Cere die Vertheidigung einer Bresche anvertraut hatte, wollte, von diesem Schauspiel erschreckt, in die Stadt zurückkehren; die Furcht verblendete ihn. Er näherte sich Bourbon. Dieser erwartete einen Ausfall, und ließ zum Angriff blasen. Jetzt erst begriff der Offizier seinen Irrthum und kehrte eilend in die Stadt durch die Bresche zurück. Auf! meine Freunde, rief Bourbon bei diesem Anblick; der Himmel selbst zeigt uns den Weg des Sieges. Zugleich riß er einem seiner Nachbarn die Leiter aus der Hand, legte sie an die Bresche und stieg, die Pike in der Hand, herauf. Schon war er im Begriff, sich über die Mauer zu schwingen, als ein Flintenschuß ihn in den Graben herabstürzte.

Nur ein schwacher Lebenshauch blieb ihm noch übrig; aber selbst mit diesem bat er den Hauptmann Jonas, ihn mit seinem Mantel zu bedecken, damit sein Tod verborgen bliebe. Es geschah; und indem das Heer den theuern Führer schon innerhalb der Mauern glaubte, eilte es ihm auf den Fittigen des Sieges nach. Das Unglück wurde nicht eher geahnet, als bis die Verschanzungen erstürmt waren. Der Hauptmann Jonas bestätigte es, die Thränen in den Augen. Sein Schmerz theilte sich den Kriegern mit, und verwandelte sich in ihrer Brust in eine unwiderstehliche Wuth. Zurückgeschlagen wichen die Römer. Gleich einem Ungewitter zog das Heer unaufhaltbar fort. In dumpfen Tönen erschallten die ein-

zelnen Worte: Nieder! Blut! Bourbon! und ein furchtbares Gemetzel erfolgte darauf. In allen Straßen flossen Ströme von Blut. Die Plünderung begann. Kaum hatte Clemens Zeit, sich von dem Altar des heiligen Petrus in die Engelsburg zu retten. Dreizehn Cardinäle folgten ihm. Alle übrigen Mitglieder des Conclave, alle Magistrate, alle Fürsten, der Adel und die ganze Bürgerschaft wurden ein Raub unerbittlicher Krieger. Wer sich nicht in ungeheuern Summen loskaufte, wurde geplündert. Für die Mittelklasse fand keine Schonung statt. Man mordete und lachte, und folterte und fluchte. Spanier und Deutsche wetteiferten in der Kunst zu quälen. Selbst Fremdlinge blieben nicht verschont; spanische und deutsche Gesandte und Prälaten wurden nicht besser behandelt, als der gemeinste Unterthan des Papstes. So rächte man Bourbons Tod.

Nach mehreren Tagen hatte sich die Wuth erschöpft, und menschlichere Gefühle kehrten in die Herzen der Barbaren zurück. Die ersten bezogen sich auf Bourbon. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und in einer Kirche ausgestellt; traurig eilte ein Jeder dahin, ihm die letzte Pflicht zu beweisen. Sogar die übrig gebliebenen Römer beweinten seinen Tod. —

Als sich nämlich das Heer, von Lautrecs Waffen und der Pest zugleich verfolgt, Rom zu verlassen entschloß, nahm es den Leichnam mit sich, und brachte ihn nach Gaëta, wo er in der Kapelle der Festung beigesetzt wurde.

K a r l V. ließ ihm ein prächtiges Denkmal mit folgender Aufschrift setzen:

**„Aucto imperio, Gallo victo, superata Italia,
Pontifice obsesso, Roma capta, Carolus Borbonius
in victoria caesus hic jacet.“**

Bourbon starb in einem Alter von 38 Jahren. Von der Natur zum Werkzeug großer Revolutionen bestimmt, würde er, wenn er länger gelebt hätte, Italien unstreitig eine ganz andere Wendung gegeben, und dadurch auf ganz Europa sehr wohlthätig eingewirkt haben. Furchtbar in den Augen seiner Zeitgenossen machte ihn vorzüglich sein Ernst, der sich durch keine Leidenschaft und kein Vergnügen von seinen Zwecken ableiten ließ, und die erste Grundlage seiner Größe war. Ein gleichzeitiger Schriftsteller

versichert, daß er, dem herrschenden Geiste der Galanterie entgegen, außer seiner Gemahlin nie ein anderes Weib geliebt habe, und dieser einzige Zug ist hinreichend, ihn als einen Mann darzustellen, auf dessen geistigere Leidenschaften selbst vorzügliche Menschen mit Hochachtung hinsehen müssen.

Karl V. beklagte den Verlust eines Bundesgenossen, der ihm so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, und sprach nur in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihm. Franz I. und sein Hof hingegen freuten sich über den Tod eines Fürsten, der ihm so viel Abbruch gethan hatte, und aufgehetzt von dem Pöbel des Hofes, bestrich der Pöbel der Stadt den Söller und die Thür seines Palastes in der Nähe des Louvre mit gelber Farbe, um anzuzeigen, daß er als ein Verräther gestorben sei. Auf Befehl des Königs machte ihm das Parlament von Neuem den Prozeß, und die Sentenz war, daß, da er notorisch die Sitten seiner Ahnen verleugnet habe, alle seine Besitzungen confiscirt werden, und zum Theil der Krone, zum Theil der Herzogin von Savoyen anheim fallen sollten. du Prat erhielt die Güter, nach welchen er sein ganzes Leben hindurch gestrebt hatte. Als Karl V. dem französischen König es im Frieden zu Cambray zur Bedingung machte, das Andenken des Herzogs von Bourbon wieder herzustellen, und seine Besitzungen an seine Familie zurückzugeben, wurde Beides versprochen, aber nicht gehalten, und nur ein sehr geringer Theil der Güter fiel auf Ludwig von Bourbon, Prinzen von Roche-sur-Yon zurück.

Georg von Frundsberg, Herr zu Mindelheim,

kaiserlicher General der Cavallerie.

Oesterreichs Bayard, wie ihn die Geschichte heißt, der Soldatenvater, wie ihn die unter ihm unbesiegbaren deutschen Landsknechte, der „Leutfresser“, wie ihn die von ihm besiegten und zusammengehauenen Schweizer nannten, kam den 24. September 1473 zu Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geschlechtes der edlen Herren von Frundsberg (Fronsberg, Freundsberg) zur Welt. Die Stellung seines

Vaters Ulrich, als Stifters und Hauptmanns des schwäbischen Bundes, pflanzte frühzeitig schon die Neigung zum Waffenhandwerk in seine Seele.

Siebzehn Jahre zählte Georg, als er in dem Zuge die ersten Sporen verdiente, den der schwäbische Bund über das Lechfeld that, Albrecht den Weisen, Herzog aus Baiern zu zwingen, dem, dem Reiche entzogenen, Regensburg seine Unmittelbarkeit wieder zu geben. Daß seine Laufbahn mit einem Siege begann, hat in ihm, wie in so vielen andern Helden, sehr natürlich das Feuer entzündet, kraft dessen er „ymmer Lust und begierd zu kriegen gehabt.“

Zum zweiten Male versuchte sich Georg von Frundsberg in den geldrischen Unruhen, die der französische König aufregte, Mailand desto gewisser einzunehmen. In einer theuern Schule, durch Schimpf und Schaden seiner Waffengefährten, lernte Georg von Frundsberg in dem Kriege wider die Eidgenossen (1499) Angriff und Rückzug, wie dieser gesichert, jener mit Nachdruck und Schnelligkeit geschehen müsse. — Von den Schweizern, die auf beeis'ten Alpenhöhen als Vorposten oder Kundschafter ausgestellt, eher erfroren, als sie ihre Stellen verlassen oder um Hilfe gerufen hätten, von dem in geschlossenen Gliedern durch den Rhein watenden Heerhaufen, welcher Halt zu machen befehligt ward, weil der Feind im Anzuge sei, der zwei volle Stunden lang, die Eisschollen von Schultern und Knieen mit den Spießen ablenkend, im reißenden Wasser, in der grimmigsten Winterkälte stehen blieb, lernte er, was Mannszucht und Subordination sei, aus deren Mangel die zahlreichen Haufen der kaiserlichen Söldner zurückgedrängt, geschlagen, aufgelös't wurden, wo und so oft sie sich zeigten.

Eben daraus und aus dem Heldentode Heinrich Wollebs von Uri, der, nachdem er die Höhe Lauzegast zehnfacher Uebermacht abgerannt und gewonnen, die Hellebarde quer, sechs bis acht feindliche Spieße in die Höhe hob, und so den Seinigen eine Bahn durch den Wald feindlicher Speere brach, wie bei Sempach Winkelried, daraus lernte Georg, was so Viele durch Reihen von Niederlagen nicht haben begreifen lernen, daß der strengste militairische Gehorsam und die Begeisterung für Freiheit wohl neben einander bestehen können, ja daß jener neben dieser am furchtbarsten sei, weil er da weder aus Zwang, noch durch Sold, sondern aus der inneren Ueberzeugung entspringt.

Sein Kriegsrecht, der österreichischen Heere erstes Gesetzbuch, bezielt insonderheit verschiedene Fälle, welche er in dieser unrühmlichen Fehde mit Schmerzen und Unwillen gesehen hat. Hier lernte er endlich auch, daß das Fußvolk die beweglichste, ausdauerndste, entscheidendste Waffe sei, darum wendete er seine ganze Laufbahn daran, dem Kaiser eine gute Infanterie zu organisiren, und den Bund mit den Eidgenossen entbehrlich zu machen, der bei der damaligen Seltenheit des Geldes äußerst drückend, und wegen ihres Unbestandes gefährlich, von der beleidigten Aufwallung, von der beredten Zunge jedes beliebten Landammanns oder Hauptmanns abhing.

Er focht die Schlachten von Hard bei Bregenz (20. Februar 1499) und von Frastanz bei Feldkirch (20. April 1499) mit, nicht so die Treffen von Basel und Dorneck und in Tyrol bei Schlinig und auf der Malserhaide. — Er gewann die Freundschaft Willibald Pirkheimers, Hauptmanns der Stadt Nürnberg, Freundes Maximilians I., der sich durch seine Geschichte dieses Krieges und durch seine nicht geringen Verdienste um das deutsche Fußvolk ein bleibendes Denkmal gestiftet hat.

Darauf war Frundsberg mit unter den Völkern, die Maximilian dem Herzoge Ludwig Morus Sforza zu Hilfe sendete, wider das französische Heer unter dem Marschall Trivulzio. Er sah, wie die, doch so theuer erkauften eidgenössischen Söldner ihn und seinen Bruder, den Cardinal Ascanius in Novara verriethen und auslieferten zur Absetzung und zu schmählichem Kerker.

In den fernen Niederlanden, im schweizerischen Hochgebirg, unter dem italienischen Himmel hatte sich der junge Held versucht, nun nach dem Tode Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut (1. Dezember 1503) ward das deutsche Vaterland selber der Schauplatz seiner Thaten. Herzog Georg, von Jugend an in bitterer Feindschaft mit den Herzogen zu München, seinen Vettern und Erben, konnte den Gedanken nicht ertragen, ihnen seine schönen, durch lange, hausväterliche Sorgfalt blühenden Lande, nach dem trockenen Buchstaben des Erbrechtes und der alten Haussatzungen, — der geliebten Tochter Elisabeth und ihrem unternehmenden Gemahl, Pfalzgrafen Rupert aber nichts, denn das Heirathsgut und einiges Kleinod zu hinterlassen. — Um des Herzens willen waren des Reichs Gesetze tödtlich verletzt, das Reichsoberhaupt bemüssiget, unmittelbaren Theil an dem Zwiste zu nehmen. Nachdem bereits die

Reichsacht über den darob nicht erschrockenen Rupert ergangen, beide Pfalzen, die obere und untere, und seine Besitzungen im Elsaß weggenommen waren, vom Kaiser, von den bairischen Vettern, von Brandenburg, Würtemberg und Hessen und von Nürnberg, welches dazumal so viel galt, als ein Churfürstenthum, starb Rupert, starb Elisabeth wie durch eine Schickung gleich nach einander. Den Tag vor dem Tode der Pfalzgräfin (12. September 1504) geschah eine heftige Schlacht zwischen Maximilian und dem böhmischen Hilfsheere bei Regensburg. Das Gewühl war über allen Ausdruck fürchterlich, der Sieg sehr lange unentschieden, dem Kaiser selber ward das Pferd unter dem Leibe erstochen. Noch immer Zuversicht und Schrecken verbreitend, diesen unter die Feinde, jenen unter die Seinen, stürzte Maximilian fechtend hin auf sein Roß, die böhmischen Kolben und Schwerter, wie rasend auf ihn. Den theuern Leib deckte mit seinem eigenen Herzog Erich von Braunschweig. Georg von Frundsberg war mitten unter diesen Haufen. Er eroberte ein feindliches Fähnlein, und noch auf dem rauchenden Schlachtfelde ward er deshalb von der Blume der Ritterschaft, von Maximilian selbst, zum Ritter geschlagen. Er folgte der Fahne von Oesterreich und Burgund noch ein Mal wider Geldern, und den ganzen französischen Anhang.

Bald darauf that sich die Ligue von Cambray zusammen. Der Kaiser zog selbst wider Venedig, welches, wiewohl zur Unzeit, ihm den Römerzug und die Empfahung der römischen Krone streitig machen, das ihn von den Rebellen zu Brügge getödtet wissen, und alsdann selbst vergiften wollte. In diesem Kriege führte Georg von Frundsberg ein Regiment Fußvolk als dessen Hauptmann, überall zu ritterlichem Dienst vor Vicenza, Verona, Padua und im Friaul, bald mit, bald wider Frankreich, Spanien, Venedig, wie es der damalige, fast unglaublich schnelle Allianzenwechsel gebot. Als der tapfere Rudolph von Anhalt gestorben, nahm er mit den Franzosen vereinigt Montfelice, Padua, Vicenza, Legnago und Este, und vertheidigte das eroberte Verona wider den Helden Gritti. Vor Bologna eroberte er fast alle Artillerie und mehrere Fahnen der Päpstlichen und Venetianer. Ja, sie hätten leicht den kriegslustigen Julius selber in Ravenna gefangen, hätten sie sich, was fast nie geschieht, als Sieger die Bestürzung und gänzliche Verwirrung der Versprengten so arg vorgestellt, als sie wirklich war. — Darauf hat er die furchtbarsten Pässe im Gebirge an der Piave, im Cadober, die Clausen (chiusa) an der Etsch

überrumpelt, und über alle Erwartung genommen, in Valsugan und bei Beutelstein 9000 Venetianer in die Flucht gejagt mit nicht mehr als 1800 Landsknechten, Friaul überschwemmt, aber Treviso vergeblich belagert. Darauf zog er nach Deutschland, die Franzosen nach Parma und Mailand.

In dem Jahr, als die große Schlacht zu Ravenna geschehen, in welcher Gaston von Foix, „obwohl er nye Bart geschoren" — dennoch einer der größten Helden aller Zeiten, nach bereits erkämpftem Sieg, zwecklos und durch blinden Zufall umkam, wie Pelopidas, Marcell, Turenne und Schmidt, brach Herr Georg von Frundsberg das Raubschloß Hohenkrähen im Hegäu, als Hauptmann des schwäbischen Bundes unter Georgen von Lichtenstein.

Im folgenden Jahre führte Georg mit eben dem Lichtensteiner und Hannsen Jakob von Landau 6000 deutsche Reisige nach Italien, welche sich mit den alten versuchten Knechten vereinigten, die von dem Tage zu Ravenna übrig geblieben. Raimund von Cordova, Vicekönig von Neapel und der nachhin so berühmte Ferdinand d'Avalos, Marquis von Peskara befehligten die Spanier, Prosper Colonna die päpstlichen Truppen. Dieses vereinigte Heer gedachte von der Terra ferma zuerst die Alpen zu gewinnen, die Ebene sollte von selber folgen. Aber in dem unwirthlichen regnerischen Gebirge ob Vicenza gerieth das vereinigte Heer in die bedenklichste Lage. Ihm gegenüber stand Venedigs bester Feldherr, Bartholomäus Alviano, tapfer und stürmisch, ja verwegen, darum des kalten bedächtlichen Pettigliano ewiger Widersacher, von allen Gegnern geachtet, obwohl, so oft er den Oberbefehl führte, immer geschlagen, mitten unter den Waffen treuer Freund der Musen, und auch in seinen Kriegsoperationen immer mehr in einer andern, als in dieser Welt. Freund des bekannten Hieronymus Fracastoro und Stifter der Akademie zu Pordenone, in seiner überlegenen Stellung gewiß, über die Verbündeten zu siegen, welche weder ein sicheres Lager, noch Lebensmittel, noch einen Rückzug hatten, den er durch Verhaue und Felsentrümmer verlegen ließ, sendete er Georgen einen Trompeter: „Er solle mit seinen nackten Landsknechten immerhin mit weißen Stecken friedlich abziehen, nach abgelegter Wehr wolle er sie in Gottes Namen ziehen lassen, ließen sie es aber auf eine Schlacht ankommen, so solle keiner verschont werden."

Darauf antwortete Frundsberg: „Wohl habe ich nackte Knaben, aber wenn die einen Becher Weins im Herzen haben, so setz' ich sie keck

an euer welsches Volk, das sich vom Scheitel bis zur Ferse in Eisen hüllt. 'S ist wahr, wir stehen hier wahrhaftig nicht gut, aber doch steht noch Alles zum Glück. Viel Feind', viel Ehr! lieber hier ehrlich umkommen, als schändlich abziehen!"

Damit entließ er den Herold, Hohngelächter schallte ihm nach, dem tapfern Frundsberg jauchzten laut die Seinen zu.

Alviano barg seine Bestürzung über diese herzhafte Abfertigung hinter einer pathetischen Rede an die Söldner des heiligen Marcus: „Liebe Kriegsleute! leider habt ihr bisher mit mir im Sold der durchlauchtigen Herrschaft von Venedig fast nichts als Ungemach erlitten. Aber jetzt ist die Stunde gekommen, die unseres Unglücks Ende ist. Jetzt mögen wir auch einmal ein Ende machen, unsere Herrschaft in die alte Herrlichkeit wieder einsetzen, und den Feind, der unser Land also verheert hat, austilgen. Wir haben ein gutes, altversuchtes, wohlgerüstetes Kriegsvolk, dagegen sind unsere Feinde nackt, naß und ermattet, und allerlei Volks, das einander weder versteht, noch eins ist, Wälsche, Deutsche und Hispanier. Sie können nicht mehr aus vor Bergen und Wässern, alle Wege und Stege sind ihnen verlegt. So lasset denn keinen Einzigen am Leben und begrabet euch in die reiche Beute. Heut wollen wir sie niedertreten, unsere Hände in ihrem Blute waschen, und der Venediger alte Herrschaft wieder aufrichten. Der Sieg ist gewiß. Nur mir nach, mir nach!" —

In dieser Zuversicht sendete Alviano auch hinein gegen Padua, Alles solle herauskommen zu sehen, wie er die Feinde auf der sicheren Schlachtbank niedermetzle, und es ritten und liefen Kardinäle und Damen, Edle, Bürger und Volk herzu, stiegen auf Bäume und Berge, und hielten auf ihren Pferden und Maulthieren jenseits des Wassers.

Indessen hatte ein dicker Nebel Alviano verborgen, daß das feindliche Heer ab und rechter Hand gegen Bassano gezogen sei. Ungestüm drängte er nach und traf es bei Creazzo (7. October 1513). Nach hartnäckigem Kampfe wurde Alviano völlig geschlagen, mit wenigen Reitern, mit größter Lebensgefahr, schwamm der Uebermüthige durch den Waldstrom Bachiglione. Venediger wurde keiner verschont, weil sie sich kurz ehevor gegen einen tapfern Haufen Kaiserlicher in Cadober auch nicht besser erzeigt hatten. Die Ersten und Edelsten, Loredano, des Dogen Vetter, Bentivoglio, Malateste, Fregoso, Visconti, Piko waren todt oder gefangen.



[illegible] von [illegible]

Andreas Gritti, nachmals Doge, wurde auf der bestürzten Flucht zu Vicenza an einem Strick über die Mauer hineingezogen. 26 Hauptleute, 400 Kuirassiere, über 5000 Mann Fußvolks, Venediger und Stradioten, deckten den Wahlplatz, von den Verbündeten kaum 800. Auch alles Geschütz und alle Fahnen, darunter das Hauptbanner des geflügelten Löwen, wurden erobert. Die, so er selber gewonnen, hing Frundsberg, nach der Väter Weise, am Hochaltar in der Schloßkapelle zu Mindelheim auf.

Verona, welches er mit Marcanton Colonna erstürmt, hat er auch heldenmüthig vertheidigt, Tag und Nacht unablässig gebaut, die Breschen zu füllen, zu heimlichen Ausfällen neuen Platz zu gewinnen, zum Schrecken des Feindes die fürchterlichsten Werkzeuge zu erfinden, die oft wiederholten Stürme ritterlich abzuschlagen, unaufhörlich die Seinen zu ermuntern, welche freudig waren, in den täglichen Scharmützeln etliche von den wohlgenährten Pferden der Franzosen oder Venediger zu erbeuten und damit den wüthenden Hunger zu stillen. — An vielen Orten war bereits die Mauer niedergeworfen, an anderen ließen sie Lautrec und Theodor Trivulzio untergraben, hoffend, das ganze 70 Schuh lange Stück in die Stadt hineinzufällen und dann über den Schutt mit aller Macht einen wüthenden Hauptsturm zu thun. Da eilten aber Colonna und Frundsberg mit ungeheuren Balken und Spreitzen herbei, daß, eben als die Franzosen sich zum Anlauf anschickten, die Mauer, statt herein, hinaus fiel, und über 1000 erschlug oder begrub. Mittlerweile fuhr eine Kugel Colonna durch die Achsel, er erbleichte und wankte, verbarg es aber mit mehr als Menschenkraft sorgfältig dem Kriegsvolke, bis der Schlag geschehen und die Seinen muthig hinausfielen. Da behielt die Natur die Oberhand, er ließ sich in seine Wohnung tragen, und Frundsberg vollendete allein, was er mit ihm begonnen.

Schon hatte, trotz alles Aufwandes von Muth, List und Beharrlichkeit, die höchste dringende Noth Georgen, der sich vom Kaiser keines Entsatzes mehr versah, dazu gebracht, im Kriegsrath seine Waffenbrüder treulich schwören zu lassen: „Sie wollten Alle zu Fuß hinaus, die Etschbrücke dem Feinde schnell abrennen, hinter sich abwerfen und mit ungetheilten Haufen über die Venediger herfallen, bevor die ferne gelagerten Franzosen Zeit gewännen, eine Brücke zu schlagen und sich mit ihnen zu vereinigen. So wollten sie sich mit Gottes Hilfe allen Jammers und Noth auf einmal entledigen.“

Aber die heldenmüthige Ausdauer krönte auch der verdiente Erfolg. Georg von Lichtenstein, welcher Brescia erledigt, entsetzte auch Verona. Frundsberg, der als Hauptmann in diesen Krieg gegangen, zog nach Hause als des Kaisers Kriegsrath und oberster Feldhauptmann in Tyrol.

Gleichsam wie ein Zwischenspiel oder eine Vorübung zu wichtigeren Thaten folgte auf diese große ernste Fehde der Executionszug wider Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Außer verschiedenen anderen Gewaltthaten und Unmenschlichkeiten hatte er die Reichsstadt Reutlingen landsfriedensbrüchig überzogen. Sein eigener Schwager, Herzog Wilhelm aus Baiern, führte den Oberbefehl mit 3000 Pferden, Georg von Frundsberg 20,000 Mann Fußvolk, Alles in Pflicht und Sold des schwäbischen Bundes. Jedes Städtchen, jedes Schloß trotzte, bis ihre Mauern gebrochen waren. — Frundsberg zeigte sich auch hier wieder als ein wohlerfahrener, kluger Kriegsmann, und vorzüglich als Meister in der Belagerungskunst.

In dem ersten Kriege der beiden Nebenbuhler um das Reich und um Italien, Karl V. und Franz I., stand Frundsberg anfänglich unter Philibert von Oranien in den Niederlanden. Bei Valenciennes stießen die Kaiserlichen auf das ungleich stärkere französische Heer. Die kaiserlichen Hauptleute, dessen vielleicht nicht kundig, schrieen ungestüm zur Schlacht. Der kluge Georg verhieß in dieser Lage 100 Kronen für den ersten Gefangenen. Sein eigener Jägermeister, Martin Schellenberg, erhielt den Preis. — Da zwang Frundsberg durch die Todesfurcht den gefangenen Schweizer, ihm Haufen für Haufen der Franzosen Stärke anzugeben, und er sah, sie hätten's fast mit vierfacher Ueberlegenheit zu thun, und waren die zwei Heere einander so nahe, daß man jeden einzelnen Mann rufen hörte. Da erschrak Frundsberg, aber weit entfernt, es merken zu lassen, sprach er freundlich zu Hauptleuten und Knechten, sie wollten sich etwas zurückziehen, den Feind aus seinem Vortheil zu locken und ihn alsdann in Gottes Namen anzugreifen. So brachte er seine Reisigen in voller Ordnung hinein nach Valenciennes, die, hätten sie von der Uebermacht oder dem Rückzuge gewußt, sich aufgelös't hätten und dem in geschlossenen Gliedern nachsetzenden Feinde einzeln und wehrlos in die Hände gefallen sein würden. Als er sie nun in Sicherheit geführt, hieß er sie Alle niederknieen und Gott danken für die Rettung. Er hielt diesen Zug „für sein höchstes Glück und eine seiner ehrlichsten Kriegsthaten."

Italien, welches schon einmal seinen starken Arm empfunden, schien

vorbestimmt, die Bühne seiner größten Thaten zu sein. — Karls Völker in Italien, mit den Truppen Leo's X. verbunden, befehligte der berühmte Prosper Colonna, Vetter der beiden Helden Fabricius und Marcanton, welcher Letztere im Lager bei Mailand durch ein Falconet erschossen wurde, welches Prosper, ohne ihn zu kennen, auf ihn hatte richten lassen. Neben ihm führte die Spanier der Marquis von Peskara, unter ihm Anton von Levva Jan Medicis die Päpstlichen. An trefflichen Führern gebrach es diesem Heere wohl nicht, aber an Zahl und Einigkeit unter den Vordersten. Da sendete der Kaiser Hieronymus Andorno, Bruder des Dogen von Genua und Haupt der kaiserlichen Partei daselbst, wider die französisch gesinnten Fregosi, nach Trient und Innspruck, von Frundsberg Hilfe und vor Allem den Helden zum Führer zu bitten.

Es glückte Georgen, vorzüglich aus eigenem Vermögen 12 Fähnlein zusammenzubringen. Am 12. Februar 1522 musterte er sie zu Glurns. Die Hilfe sollte schnell ankommen und so lange als möglich verborgen bleiben, darum wählte er die kürzeste Linie, aber auch die am Seltensten betretene. Was der Feind für unmöglich hielte, würde ihn am meisten erschrecken, wäre es einmal gethan, — so dachte er und zog auf Tivano in's Veltlin. Da wollten ihm die Bündner den Ausweg nicht gestatten an den Komersee, und er deshalb doch keine Zeit verlieren, sondern wendete sich links über das mit ewigem Schnee bedeckte Wormserjoch, durch das wilde Thal Camonika, ließ durch 2000 Bauern einen schmalen Pfad ausschaufeln und Brücken machen, und kam unter tausend Ungemach, kühner als Hannibal, hinunter durch's Bergamaskische gerade auf Mailand. Das wäre verloren gewesen, wäre er um einige Tage später gekommen. So mußte sich aber der französische Marschall Lautrec zurückziehen. Der Verbündeten Heer setzte sich bei Bicocca.

Die Schweizer im französischen Heere verlangten stürmisch Geld oder schnelle Schlacht oder den Abschied. Alle Vorstellungen waren vergeblich, vergeblich selbst, daß der tapfere Herr von Crequy-Pontdormy den vorzüglichsten Schweizeroffizieren recognoscirend die fast unangreifbare Stellung der Verbündeten wies, welche Frundsberg geordnet hatte. Albrecht von Stein, der Schweizer Oberster, vermaß sich, die Feinde allein auszurotten.

Sonntags, Quasimodogeniti, am 22. April 1522, geschah die Schlacht. Montmorency führte mit dem Grafen von Montfort und Laval

zu Fuße die Vorhut, Lautrec selbst, der Bastard von Savoyen, der Marschall von Chabannes das Mitteltreffen, Peter Navarro deckte die Schanzgräber, die den Zugang in's feindliche Lager ebnen sollten, der Marschall von Foix wurde mit Reiterei auf einem weiten Umwege in den Rücken des Feindes geschickt. Pontdormy hatte die Reserve, die Venetianer den Nachtrab, sie führte der Herzog von Urbino.

Lautrec hatte befohlen, die Seinen sollten rothe Kreuze auf ihre Kleider heften, welche (sowie die weißen zur Loosung der Franzosen gehörten) das Zeichen der Kaiserlichen waren; aber Colonna und Frundsberg hatten gute Kundschaft. Letzterer forderte die gefährliche Stelle den Eidgenossen gegenüber, die beisammen theils im Vortrab, theils im Mitteltreffen standen. —

Neben Georgen lagerten sich die spanischen Handschützen, ihnen war scharf verboten, einen Schuß zu thun, bis die Feinde ganz nahe seien. — An ihn reihte sich Prosper Colonna, an diesen der Marquis von Peskara.

Lautrec suchte noch während des Marschalls Anwesenheit den Ungestüm der Schweizer wenigstens für so lange zurückzuhalten, bis der Marschall von Foix im Rücken des Feindes würde angekommen sein. Umsonst, sie bestanden lärmend auf augenblicklichem Angriff.

Als nun Georg von Frundsberg von der Brustwehr heruntersah, wie sie tolldreist heranrückten, funkelten seine Augen. Er rief, wie sein Brauch war, zu den Seinen: „Kinder, erst die Augen gen Himmel, dann auf den Feind!" — Alles warf sich einen Augenblick auf die Kniee, darauf Er: „Wohlauf zur guten Stunde, im Namen Gottes!" — und drängte sich in's erste Glied mit seiner übergroßen starken Gestalt, wie ein Thurm vorragend, ansehnlich und furchtbar, neben ihm seine Hauptleute auf beiden Seiten. —

Als Arnold von Winkelried, Albrecht von Steins Lieutenant, welcher mit Georgen zu Verona gelegen, seiner von der Höhe ob des Weges herab ansichtig wurde, schrie er ihn an: „Find' ich Dich da, Du alter Gesell! Du mußt von meiner Hand sterben!"

Hierauf Frundsberg: „Das soll Dir widerfahren, will's Gott!"

Darauf legten sie die Spieße gegen einander ein, und obwohl Frundsberg in den Schenkel gestochen worden, hat er dennoch den Winkelried und den Stein niedergelegt und mit seinen Hauptleuten die Glieder der Schweizer fast allein zusammengehauen und alle ihre Fahnen erobert. Es sind

in diesem Würgen 22 Hauptleute und über 5000 Schweizer umgekommen. Hell und freudig schrieen Frundsberg und seine Landsknechte: „Victoria!“ und noch einmal: „Victoria!“ als der Stier von Uri sein großes Horn schallen ließ zum vollen Rückzuge.

Nun zeigte sich, warum Frundsberg die spanischen Handschützen und Musquetierer neben sich genommen. Als im bunten Gewühle die Schweizer flohen, die übrigen sich in dichten Klumpen herandrängten, den letzten Angriff zu wagen, verzinsete jeder Schuß sich mörderisch.

Auch der Marschall von Foix wurde durch einen auserlesenen Haufen Frundsbergs, worunter Stephan Krom und der rothe Hanns von seiner Leibrotte, an der Brücke, die er schon im Rücken der Kaiserlichen gewonnen, aufgehalten, zurückgeworfen und seine Standarte genommen.

Da schrie Peskara Frundsbergen fröhlich zu: Er sollte tapfer nachrücken und keinen Schweizer am Leben lassen, als die der deutschen Landsknechte bitterste Feinde wären. Aber Frundsberg wollte nicht weichen aus seinem Vortheile, aus wohlgegründeter Furcht, den bereits erfochtenen Sieg, wie es oft geschehen, in allzuraschen Verfolgung wieder zu verlieren oder doch zu gefährden.

„Wir haben heute Ehre genug eingelegt,“ sprach er, „hauet Ihr nach mit der Reiterei.“

Und Peskara that es auch und Colonna. Nur Pontbormy's besonderer Muth rettete die Trümmer des feindlichen Heeres. Die Venetianer unter Trivulzio und Franz Mario della Rovere, Herzog von Urbino, hatten fast keinen Widerstand gethan.

Als die Letzten geflohen, sprengte ein französischer Kuirassier wie rasend mitten unter den dichtesten Haufen bis in's dritte Glied. Die Knechte rissen den Tollkühnen vom Gaul und kehrten die Speere wider ihn. Da rief Frundsberg: „Laßt ihn leben!“ drängte sich, den Haufen mit beiden Armen theilend, zu ihm und fragte ihn durch einen Dolmetsch: „Warum er so vermessen unter sie geritten?“

Er antwortete: „Er sei von Adel, ihrer Siebenzig hätten sich zusammen verschworen, den Schaden an Frundsberg zu rächen, wo sie ihn immer fänden. In der Hitze des Gefechts habe er nicht anders gemeint, als die anderen Neunundsechzig seien dicht hinter ihm.“

Da lächelte Herr Georg. Er und Franz von Castellalt, gleichfalls aus Tyrol, gaben ihm Reisegeld und ein anderes Pferd, auch einen Brief

an den König seinen Herrn, darin ein Zeugniß seiner kecken That, und daß, wenn er das für den Kaiser gewagt hätte, er all sein Lebtag müßte ehrlich und ritterlich gehalten werden.

Von dem Tage an haben die Schweizer Frundsbergen den Leutfresser genannt.

Nach der Schlacht gewann der Held Pizzighettone und Cremona mit Uebergabe, Lodi und darauf Genua mit Sturm. Frundsberg legte ihn, der Erste, an beim Palast des Andreas Doria, der eben mit französischen Schiffen im Hafen vor Anker lag. Peskara gewann das Thomasthor, die Stadt ward geplündert, die köstlichen Zeuche von Sammet und Seide maßen die Knechte mit ihren langen Spießen aus. Gefangen wurden der Doge, Octavian Fregoso und Peter Navarro, der in seiner Erbitterung am meisten wider alle feindliche Uebergabe gestimmt hatte.

Navarro, armer Leute Kind, der erste Ingenieur und Seemann seiner Zeit, Vater der Mineurkunst, erst Laquai, dann durch Ximenes und den Gran Capitano fortgezogen, Eroberer Cephalonia's, Orans, Tripolis, Großadmiral von Spanien, darauf, als er bei Ravenna gefangen worden und die Spanier ihn lange Zeit nicht auslös'ten, darüber unwillig, ein eifriger Diener Frankreichs wider sein Vaterland, wurde gefangen nach Neapel geführt, wo er sich zu Tode grämte, nach Anderen aber durch viele über einander gelegte Kissen insgeheim erstickt, darauf aber prächtig begraben wurde.

Frundsberg erhielt als Ehrenzeichen dieses Tages die Hauptflagge der Republik, den Scepter, die silbernen Schlüssel des Meeres, und einen köstlichen Compaß. Alles schickte er nach Mindelheim, wohin er nach siegreich geendetem Feldzuge selber heimzog. Zurück ließ er bei seinen Landsknechten als Locotenenten Rudolph Häl und seinen hoffnungsvollen Sohn Kaspar von Frundsberg.

Das Ende der Campagne von 1524 hatte den glänzenden Erwartungen keineswegs entsprochen, unter denen sie mit dem Treffen bei Romaguano an der Sessia (14. April) begann, welches dem französischen Frundsberg, Peter du Terrail Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, das Leben kostete. Marseille hatte unerwarteten Widerstand geleistet, Moncada sich mit des Kaisers Flotte vor den Französischen unter Doria und Lafayette zurückgezogen, da die brittische Hilfe ausblieb. Peskara setzte sich bei Lodi hinter der Adda, der Vicekönig von Neapel Carl Lannoy

Fürst von Sulmona bei Soncino hinter dem Oglio, Beide im übelsten Zustande, nicht einmal Herren ihrer nicht bezahlten, schlecht gekleideten und genährten, höchst unzufriedenen Mannschaft. Da dachte man wieder an Georgen, und eilig wurde nach Deutschland geschrieben, er solle kommen. Zu Meran musterte er neunundzwanzig in unglaublich kurzer Zeit geworbene Fähnlein. Marx Sittich von Hohenems führte 18 Fähnlein, Graf Niklas von Salm 200 Kuirassiere, alle ausgerüstet von der getreuen Landschaft in Tyrol, eifrig aufgemahnt durch des Kaisers Bruder, Ferdinand zu Ungarn und Böheim König, Erzherzog zu Oesterreich, der damals zu Innspruck Hof hielt. Ende December überstieg Georg die tridentinischen Alpen, in der Mitte des Jänners stand er hinter der Adda.

Hätte König Franz das aus der Provence zurückziehende Heer in seiner ersten Bestürzung mit aller Macht angegriffen, es hätte ihn wohl nimmermehr bei Pavia geschlagen; aber so war seine Hauptsorge, in dem leicht wieder eroberten Mailand seinen Namen und seine Pracht jeden Tag neu zur Schau zu tragen.

Leo's X. und Hadrians VI. Nachfolger, Clemens VII. von Medicis, trat mit Venedig, Florenz und Frankreich in den Bund wider Karl. Die Kaiserlichen litten Noth an Geld und Lebensmitteln in dem Lager, wie in dem belagerten Pavia, das Anton von Leyva und unter ihm Kaspar von Frundsberg mit Löwenmuth vertheidigten, Bourbon und Lannoy verpfändeten, Dieser die Einkünfte des Königreichs Neapel, Jener seine Kleinodien und Silbergeräth, aber es war leicht vorherzusehen, unmöglich könne das in die Länge dauern.

Darauf baute der Papst seine treulose Rechnung. Er schickte Legaten in's kaiserliche und französische Lager: „Ihm, dem Vater aller Gläubigen, komme es zu, das Blutvergießen zu hindern, zu mitteln zwischen den ersten Potentaten der Christenheit, und ihre vereinigten Kräfte wider den Erbfeind zu wenden." Dem König Franz widerriethen sie, zu schlagen, das deutsche Heer müsse sich ohnehin auflösen ohne Blut, durch Hunger, Geldmangel und Meuterei. Zum Vicekönig Lannoy sagte der Legat: Er solle sich eilends vom Heere trennen, Neapel zu retten, wider das Franz schon den Herzog von Albanien abgeschickt und dort die alten Anhänger des Hauses Anjou bereits in Bewegung gebracht habe. Würde er nicht abziehen, wären beide Königreiche dem Kaiser verloren. Auch dem Connetable von Bourbon und Frundsberg rieth er von jedem Angriffe ab. —

Der Niederländer Lannoy fand die Sache wenig bedenklich und wankte, Bourbon, als Franzose, gab verbindliche, aber ausweichende Antworten, der deutsche Frundsberg fuhr den Legaten polternd an, daß er Zwietracht und Unheil stiften wolle im Heere, kehrte sein gewaltiges Schlachtschwert um und trieb ihn mit dem Knopfe zum Lager hinaus.

Herzlich gern wäre Lannoy abgezogen, aber Bourbon, Peskara und Frundsberg nahmen ihn in die Mitte, für schnellen Angriff mit vereinter Kraft entschied feurig der ritterliche Bourbon. Peskara schwur: „Nie sei's im Kriege möglich, Alles zu erhalten, das mindeste Uebel sei des wahren Feldherrn Augenmerk, Theilung aber allezeit verderblich. Hier mit ganzer Macht müsse man mit den Franzosen streiten; unterlägen sie hier, so wäre Neapel ohnehin gerettet, und wenn auch der Kaiser vom ganzen Königreiche keinen einzigen Thurm mehr besäße."

Georg schloß den Kriegsrath schnell damit: „Jetzt kommt's einmal auf den Nothknopf an, es nützt nichts, als den König im Thiergarten (bei Pavia) überfallen, trotz seines Vortheils angreifen und die Sache Gott empfehlen."

Weil aber aus Mangel des Geldes und guter Nahrung das Volk bereits schwierig war, sprachen die zwei beliebtesten Feldobersten jeder mit den Seinigen. Peskara besänftigte durch Schmeichelworte, und durch einen Wagen Geldes, den er für erbeutet ausgab, insgeheim aber bei den Hauptleuten erborgt hatte, den Unmuth der Spanier eben so, wie er vor Marseille, als die gute Verfassung der Stadt, die Jahreszeit und Franzens Invasion der Lombardei den Rückzug geboten, ihren wilden, augenblicklichen Sturm begehrenden Muth blos mit den Worten gedämpft hatte: „Ich ziehe ab. Wen das Leben verdrießt, wer heute noch in der Hölle zu Nacht essen will, der soll anlaufen; wer aber des Kaisers Wohlfahrt begehrt, wird seinen Feldherrn nicht verlassen."

Frundsberg ließ Hauptleute und Knechte in einen Ring zusammentrommeln, trat unter sie und sprach: „Lieben Brüder und Söhne! Alles Kriegsvolk, Welsche und Hispanier, zu Roß und zu Fuß, sind willig, dem Kaiser sein Herzogthum Mailand wider den Franzosen zu erhalten. Ich bin auch wegen nichts Anderem hergekommen. So hoffe ich denn, Ihr werdet bei mir halten, wie immer, als es frommen Deutschen ziemt. — Wir haben wohl einen prächtigen Feind, aber habt Ihr nicht seine besten Hauptleute und Volk schon mehrmals geschlagen, und jetzt auch mit Got-

tes Hilf gewissen Sieg zu verhoffen? Und sollten wir nicht Alles thun, unsere lieben Brüder in Pavia zu erretten? Welcher das thun will, hebe seine Hand auf!"

Da hoben Alle die Hand auf und schrieen: „Herr Jörg sei ihrer Aller Vater, sie wollten Leib und Leben bei ihm aufsetzen."

Darauf machte das ganze Heer eine Bewegung über Marignan, den Ort, wo vor zehn Jahren die Riesenschlacht zwischen Franzosen und Eidgenossen geschah, auf Mailand zu, der Meinung, der König werde den Herrn de la Tremouille, der in dieser alten Hauptstadt lag, zu Hilfe kommen, aber er veränderte nur sein Lager und ängstigte Pavia desto mehr.

Das kaiserliche Heer war im freien Felde fast mehr noch nackt und blos, als die seit Langem ausgehungerte Besatzung. Darum zogen sie dem König schnell unter die Augen, und Georg von Frundsberg ermüdete des Königs Völker durch unaufhörliches Plänkeln Tag und Nacht, daß sie fast unter den Waffen schlaftrunken zusammenfielen.

Mit List warf Frundsberg Mundvorrath und ein Fäßchen mit 3000 Dukaten in die Stadt. Das vertheilte sein Sohn Kaspar zur höchsten Zeit, denn schon war alles Privat- und Kirchensilber ausgegangen, welches Leiva hatte wegnehmen und ausprägen lassen. Die Knechte hatten gedroht, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Nicht minder schlau brachte Georg den Belagerten genaue Kundschaft zu, wann sie wollten angreifen. Acht bis neuntausend Mann lagen in der Stadt, etwas über 16,000 Mann zählte das Heer, über 60,000 standen zum Gebote des französischen Königs. —

Die ewig denkwürdige Schlacht um Pavia geschah am 25. Februar 1525, an Kaiser Karls V. fünfundzwanzigstem Geburtstage.

Noch war die Nacht nicht völlig gewichen, als das Getös und Schießen begann. Alfons del Basto, Peskara's Neffe, war voran und that, wie er's seinem Vetter versprochen mit den Worten: „Bruder, Du sollst von mir keine Schande haben, ich will mit Gottes Hilf heut Ehre einlegen oder ehrlich sterben."

Er warf die Thiergarten-Mauer an mehreren Orten nieder und gewann das Schloß Mirabell durch Sturm in einem Augenblicke. Der König ließ das große Geschütz im hellen Trabe vorführen und auf die Kaiserlichen abgehen. Es war fürtrefflich bedient durch den Großzeugmeister von Frankreich, Jakob Galliot von Genouillac. Zwar ließ der von

Frundsberg sein Fußvolk in einem kleinen Graben bücken, daß die Kugeln darüber weggingen, aber unter den Spaniern riß es ganze Reihen zu Boden. Chabot de Brion prallte mit seinen Reiterhaufen auf das verwirrte Fußvolk, sieben wälsche Fähnlein, die das Geschütz führten, wurden von den Franzosen geworfen, in das nahe Wäldchen gesprengt, den Rossen und Ochsen die Spannadern abgehauen, daß das Geschütz bis an die Achse einsank. Die Kaiserlichen waren in höchster Gefahr, zumal der König stark genug war, seinen Vortheil wider sie mit aller Macht zu verfolgen und zugleich die Stadt zu beobachten, auf daß deren Besatzung ihm nicht eine mächtige Diversion im Rücken mache. Peskara, in der höchsten Spannung, schickte zu Bourbon, zu Lannoy, zum Grafen von Salm, sie sollten Alle auf einmal mit äußerster Gewalt angreifen, flog selber zu Basto, daß er von dem eroberten Mirabell über das Wasser Vernacula zur Linken vordringe. Noch hielt Frundsberg allein standhaft das Gefecht aus. — König Franz, schon des Sieges froh, ließ überall die Trompeten schmetternd zur Schlacht aufblasen, und hatte kein dringenderes Geschäft, als den Herzog von Bourbon zu suchen, aber der hatte sich in gemeine Reitertracht gehüllt, seinen Haufen führte der getreue Pomperant.

Des Sieges allzu früh erfreut, ergriff den König eine Furcht, die Feinde möchten ihm entlaufen, oder der Ruhm dieses Tages seinen Obersten ausschließend zu Theil werden. In dieser Eilfertigkeit stürzte er sich aus seinen Verschanzungen zwischen das retirirende spanische Fußvolk und seine eigene Artillerie hinein, welche dadurch für diesen Augenblick ganz schweigen mußte, um nicht Tod und Verderben in die Glieder des eigenen Heeres zu sprühen.

Peskara that den dichten Geschwadern französischer Kuirassiere dadurch harten Schaden, daß er, nach einer neuen Kriegsweise, die von Natur geschwinden und leichten spanischen Schützen ohne eine Ordnung sich in viele Haufen auseinander theilen ließ, und die schweren feindlichen Haufen durch ihre Handröhre verdünnen. Auf gleiche Weise zerstreuten sich auch die Schweizer.

Hans von Diesbach, als er weder mit Worten noch mit Streichen sie zum Stehen bringen konnte, rannte in den dicksten Haufen hinein und fiel dort wie er's gewünscht. Ein anderer Haufe Schweizer hielt etwas länger, aber der Herzog von Alençon, dessen Reiter das Feuer der spani=

schen Schützen nicht mehr aushalten konnten und der keinen anderen Ausweg mehr hatte, prellte auf sie an, zertrat und zersprengte sie.

Indem war Georg von Frundsberg auf die sogenannten unüberwindlichen oder schwarzen Banden gestoßen. Diese, ein Haufe von Söldnern unter verschiedenen Anführern, erst in den Kriegen Matthias Corvins versucht, dann im geldernschen Kriege, darauf in Schweden, endlich zugleich mit der weißen Garde (einem den fürchterlichen Armagnaken ähnlichen Haufen verabschiedeter englischer Reisige) unter Karl VIII. in französischen Sold aufgenommen, bestanden anfänglich blos aus Deutschen, dann sah man auch darunter Belgen, Lombarden, Eidgenossen, Franzosen, Spanier und sogar Mohren, kurz Alles, was soldatischen Müssigganges gewohnt, nach Sold, Beute oder militairischen Würden geizte.

Aus diesem Haufen trat herfür Hans Langemantel von Augsburg und begehrte mit emporgeworfenem Arm und rollenden Augen Herrn Georg heraus zum Zweikampf. Der hat ihn aber ernstlich gescholten, nach kurzem Streit niedergeworfen und ein Knecht seine abgehauene Hand mit kostbaren Ringen als Siegeszeichen erhoben.

Peskara, Herrn Georgen freudig zurufend, sprengte gleichfalls gegen die Schweizer an, ward aber im Fuß und Hals verwundet, sein Pferd erstochen und er nur wie durch ein Wunder errettet. So ras'te Frundsberg unter den schwarzen Banden, daß ihr Name an diesem Tage völlig untergegangen ist. Ein Herzog zu Lothringen und einer von Suffolk von der weißen Rose sind da mit vielen Fürsten und Herren umgekommen. Landsknechte und Gensd'armes und Fußvolk und Reiterei sah man jetzt mit letzter Kraft und rasender Erbitterung wider einander streiten.

Wilhelm Gouffier, Admiral von Bonnivet, welcher dem König allein Recht gegeben hatte, daß geschlagen werden solle, ritt wie ein Rasender von einem fliehenden Haufen zum andern, vergeblich bemüht, sie aufzuhalten. Als er sah, der große Tag sei verloren, fiel ihm schwer auf's Herz, was er vor der Schlacht angerathen und was er einst wider Bourbon gethan. Er riß Helm und Kuiraß ab und stürzte sich mit offener Brust und bloßem Haupte mitten in den Feind und fiel. Die Unordnung nahm zu, die Marschälle, die Großbeamten der Krone, die Ersten des französischen Adels wichen vor ihren Haufen; gleichwohl nicht an sich denkend, warfen sie überall die Augen umher und schrieen: „Wo ist der König? Rettet, rettet den König!" und suchten ihm zum Bollwerk zu dienen mit dem eigenen

Leibe. Es fiel der Bastard von Savoyen, die Marschälle von Foix, Chabannes, la Tremouille, la Palisse, der Großstallmeister und Oberhofmeister, beide vom Hause Saint Severin, eine Anzahl Ritter und Edler. — Der Graf von St. Pol, welcher lange unter den Todten lag, wurde dadurch geweckt, daß ein spanischer Arquebusier, der die kostbaren Ringe nicht anders herabbringen konnte, versuchte, ihm die Finger abzuschneiden.

Der König selbst focht mit allem Muthe eines gemeinen Reisigen. — In herrlicher Rüstung, Alles um sich blendend durch den Schimmer von Gold, Silber und Edelgestein, mehr dazu angethan, einen Triumph zu feiern, als zu verdienen, war er Freunden und Feinden ein mächtiger Antrieb und Ziel. In Person stand er an der Spitze mehrerer Angriffe. Wo er unter den Feinden einen der Heeresfürsten ersah in Sammet oder Gold, den sprengte er an. Mehrere Hauptleute, unter ihnen Ferdinand Castriota, des großen Skanderbeg Enkel, erlegte er mit eigener Hand. Endlich umringte ihn Graf Niklas von Salm mit seinen Reitern, erstach seinen Hengst und verwundete ihn in die rechte Hand. Dagegen stach ihn der König durch den Schenkel und wollte eben zum zweiten Male gegen ihn ausfallen, als ihn ein Spanier rückwärts beim Helmbusch ergriff und zu Boden reißen wollte. Da kamen des Herzogs von Bourbon Hofmeister la Motte und Pomperant heran, erkannten den König, obwohl er ganz blutig und entstellt war, und baten ihn, sich dem Connetable zu ergeben. Entrüstet antwortete Franz:

„Ich kenne keinen Herzog von Bourbon als mich selbst, und kann mich Niemandem ergeben, denn dem römischen Kaiser."

Dennoch befahl er, allmählig verblutend und entkräftet, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der trieb alsogleich die Reisigen auseinander, reichte dem Könige die Rechte und half ihm, sich von seinem erstochenen Pferde aufrichten. Franz gelobte ihm als Stellvertreter des Kaisers ehrliches Gefängniß, und gab ihm den rechten Handschuh zum Zeichen dessen. Knieend empfing Lannoy des Königs Degen und reichte ihm statt dessen den seinigen. — Laut schallte von allen Seiten her durch Rauch und Dampf, das Waffengeklirr übertäubend, der Kaiserlichen Freudenruf: „Sieg! Sieg!"

Da flohen die Wenigen, die noch fochten, Franzosen und Schweizer. Von den Letzteren erhielten die Wenigsten Pardon, Viele ertranken im Tessin. —

Frundsberg, der das Wichtigste bei diesem Siege gethan, hielt seine Haufen noch in geordneten Gliedern, als schon Alles floh. So groß war sein Ansehen, daß die Landsknechte (denen doch so lange schon der Sold ausstand) nicht wagten, zu murren, daß er sie vom Plündern abhielt und fast alle Beute den Spaniern zu Theil wurde, und damit dem Namen Frundsberg das herrlichste Blatt aus dem Lorbeer dieses Tages bleibe, vernichtete Georg, der zuerst die schwarzen Banden gebrochen, auch noch den letzten Reservehaufen, und erschlug den Obersten Karl von Amboise. — Kaspar von Frundsberg führte unter Leiva den Ausfall aus Pavia mit solchem Muthe, daß er bald darauf zum obersten Hauptmann über alles deutsche Fußvolk gesetzt wurde.

Als seine Völker ihm zujauchzten und die Heeresfürsten laut bekannten: „Ihm und Peskara sei vor Allem der Sieg zuzuschreiben" — stand Georg innig bewegt. In stummen Thränen, die Hände gegen Himmel, sprach er: „Dir, dir sei die Ehre, nicht mir!"

Ueber **20,000** Franzosen waren todt, fast eben so viele, unter ihnen die berühmtesten Kriegshelden und Ersten von Adel, auch Heinrich von Albret, König von Navarra, wurden gefangen, Geschütz und Lager wurden den Siegern zur Beute.

Gegen Wehrlose immerdar ein menschlicher Krieger, zeigte er sich auch so gegen Verblendete. Er ging mit schwäbischen Bundestruppen, den Bauernaufruhr im Allgäu zu dämpfen. Während andere Bundeshauptleute von Adel gierig waren, ihre Hände im Blute der Bauern zu waschen und die Rädelsführer unter unerhörten Martern hinzurichten, trug Frundsberg einen unblutigen schnelleren Sieg davon. Im Kriegsrathe sagte er lächelnd zu Georgen, Truchseß von Waldburg:

„Wozu schlagen, das würde doch vieles Blut kosten und mir wahrhaftig wenig Ehre einlegen. Ich kenne die Hauptleute, die dem Kaiser in Welschland gedient haben, lasset mich einmal meinen Weg versuchen und die Sache wird zu gutem Ende kommen."

Ein anderer Odysseus, unterhandelte er insgeheim mit den Anführern. Sie nahmen Geld, schreckten die Ihrigen selber mit Frundsbergs großem Namen, und als er anfing, das Lager der Bauern zu beschießen, riethen sie ihnen zur schleunigen Flucht. Sie wurden von Durlach bis Kempten verfolgt und mit Einem Male zerstreut.

Darauf trieb er die rebellischen Bauern in Tyrol rasch auseinander

und ging mit Herzog Ludwig von Baiern auf die Salzburgischen los, die ihren Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg auf seiner Veste Hohensalzburg belagert hielten.

Durch den Madrider Frieden, welchen zu halten er niemals gesonnen war, hatte König Franz seine Freiheit und die Kraft wieder erhalten, Karl zu schaden.

Es ist geschichtlich bekannt, wie dieser Fürst erst durch ein heimliches Complott, dann aber durch die heilige Ligue zu Cognac (22. März 1526) zwischen Frankreich, Venedig, Florenz, dem Papste und dem Herzog von Mailand, Franz Sforza, in die größte Gefahr gekommen, ganz aus Italien vertrieben zu werden. — In dieser Noth wurde wieder flehentlich Frundsberg gerufen. Er sollte mit Bourbon (Peskara war indessen gestorben) die minder mächtigen Glieder der Ligue bezwingen, bevor König Franz noch im Stande wäre, ihnen zu Hilfe zu eilen, somit aber den ganzen Bund im Keime ersticken.

Ein wichtiger Zweck war wohl somit dem Helden gegeben, aber gar keine Mittel, ihn durchzuführen, unter den tausenderlei Hindernissen, die sich ihm jetzt entgegenstellten.

Das Heer sollte er erst erschaffen, die nöthigen Summen zu finden, überließ man gleichwohl seinem rastlosen Thateifer, seiner stets sich selbst vergessenden Vaterlandsliebe. Kaiser Karl, Erzherzog Ferdinand, der Connetable Bourbon, Leyva, sein eigener Sohn Kaspar und die übrigen Generale sendeten ihm Botschaft, baten um schnellen Entschluß, nahmen sein Herz in Anspruch, und sie hatten darin eine untrügliche Bürgschaft der Erfüllung ihres Verlangens.

Zum dritten Male warb Herr Georg ein Heer auf eigene Kosten. — Er verpfändete das Silbergeschirr und den Schmuck seiner Gemahlin, Anna, geborne Gräfin von Lodron, seine Herrschaft Mindelheim, machte Schulden auf St. Petersberg und Sterzingen, und verkaufte einen guten Theil seiner Bergrechte bei Gossensaß. Darauf erhielt er bei 40,000 fl. und warb 35 Fähnlein Fußvolks. Mehrere seiner Siegesgefährten, mehrere alte Reisige boten ihm den mit Schweiß und Blut sauer verdienten Sparpfennig. Botzen, Meran und Trient waren die Sammelplätze. Als er aus letzterer Stadt rückte, gebrach es wieder an Geld. Er mußte, „um nicht mit bloßen Händen wegrücken zu müssen" — von den tyrolischen

Mustercommissarien 2000 fl. borgen, „die er so hochdankbarlich mit überlaufenen Augen empfangen hat."

Viele machten ihm den Zug schwer, selbst der Kardinalbischof von Trient, Bernard von Clöß, König Ferdinands vielvermögender Minister. Sein in Hispanien verstorbener Bruder Adam erschien ihm im Traume, weissagend, er werde nicht 1000 Mann über das Gebirge bringen. Jener Warnung antwortete er mit seinem alten Sprichwort: „Viel Feind', viel Ehr'!" und troß jenes Gesichts hielt er sich von Gott berufen zum Rächer des durch seine Großmuth betrogenen Kaisers, besonders an dem Papste, dem Urheber alles dieses Unfriedens. Ein Mährchen ist, daß, wie Viele erzählen, er auf diesem Zuge stets einen güldenen Strick in dem Busen getragen, den Papst daran zu hängen; aber mehr als einmal hat sich der biedere, derbe Mann in seiner Ereiferung erklärt, daß er es wohl nicht für unbillig hielte, wenn des Papstes Treulosigkeit bestraft würde.

Seine schlauen Anstalten zu Trient machten den Feinden glauben, er werde sich gerade längs der Etsch, mitten durch ihre auf allen Bergen, an allen Wassern, in allen Schluchten aufgestellten Posten Bahn brechen; aber weit hiervon entfernt, wendete er sich auf einmal rechts, ohne daß die Seinen wußten, wohin, und machte im rauhen November im feindlichen Lande, fast ohne alle Hilfsmittel, den zweiten bewunderungswürdigen Zug über die Alpen, durch Val Sabbia, über die Rocca d'Anfo zwischen dem Garda- und Idrosee gegen Brescia. Gerad auf Mailand konnte er nicht, der überlegene Feind war ihm zu nahe. Er entschloß sich zu einem Umwege durch das Mantuanische, und betrat ihn, mehrfach beunruhigt.

Den Helden, an dem sich ihre Gewalt jederzeit gebrochen, versuchten die Feinde des Kaisers nunmehr mit List zu umstricken. Zu Rivolta fand er einen Abgeordneten des Herzogs von Mantua, vom Hause Gonzaga, der ihm hoch und theuer schwur, der Papst und sein Heer hätten mittlerweile beim Kaiser Versöhnung und Vergebung erlangt. Er rechne es sich zur Pflicht, ihm nicht nur den Durchzug zu öffnen, sondern ihm denselben auch durch reichlichste Subsistenz zu erleichtern, und ihm Schiffe und Brücken zu verschaffen, den Po zu übersetzen.

So unerschöpflich Frundsberg selbst in jeder Art Kriegslist war, so fremd war seiner geraden Seele jeder Trug dieser Art. Er traute und marschirte gerade nach Borgoforte an den Po. Da wartete seiner und seines durch lange Entbehrungen aller Art hart geprüften Heeres eine reiche

Mahlzeit an Fleisch, Fischen, Früchten, herrlichen Weinen, kurz Allem, was der üppige Himmel hervorbringt, aber keine Brücken, keine Schiffe.

Er sah sich in der Falle, und grimmig wie ein gereizter Löwe, sendete er alsogleich einen Hauptmann ab, die Brücke bei Governolo zu besetzen, er selbst folgte in der Nacht in aller Stille nach. Glücklich kam der Hauptmann noch dem bösen Vorhaben zuvor, eine halbe Stunde später, die Brücke wäre abgetragen gewesen und die Deutschen von dem Herzoge von Urbino und Johann von Medicis eingeschlossen. Jetzt mußten sich diese begnügen, sie unaufhörlich mit ihrer leichten Reiterei zu necken.

Redlicher war der seit Kurzem wieder zu des Kaisers Partei übergetretene Herzog von Ferrara. Er schickte Proviant, vier Falconetten und einiges Geld, den unzufriedenen leidenden Truppen doch eine Abschlagszahlung zu machen.

Eben als jene vier Stücke angekommen, scharmuzirte der ungestüme Johann von Medicis wieder und sprengte lärmend unter die Landsknechte, die auf der Brücke zu Governolo mehr an Schwänke dachten, als an die ihnen angewiesene Schanzarbeit. Das sieht Frundsberg, läßt sogleich zwei dieser Stücke vorführen, richtet und schießt sie selbst ab, und Gianettin stürzt vom Gaul, das eine Kniegelenke war zerschmettert. Er starb in wenigen Tagen. So that dieser Oberfeldherr seinem Gegner am Mincio, was am Simoïs Achill dem Hector.

Die Welschen schienen sich von dem Wildfang, allem Anscheine nach mit Unrecht, große Dinge versprochen zu haben. Sie zeigten sich über seinen Tod so bestürzt, daß sie Frundsbergen ruhig ziehen ließen, dem Po nach auf Ostia, Guastalla, Parma und Piacenza. Im letzteren Orte plagte den Helden ein Uhu, der sich durchaus nicht von seiner Wohnung verscheuchen ließ, und dessen trauriges, einförmiges Stöhnen ihm für ein böses Vorzeichen galt.

Vergeblich schrieb Frundsberg unzählige Male an den Connetable von Bourbon, wegen der Vereinigung ihrer beiden Heere, und nach Innspruck um Nachschub an Truppen und Geld. Fast alle diese Boten wurden aufgefangen oder von dem über die Drangsale des unaufhörlichen Krieges verzweifelnden Landvolk erschlagen.

Das Heer war in der größten Noth, vielfältig mußte es über die von unendlichem Regen angeschwollenen Flüsse und Kanäle waten oder schwimmen. Das Geld wurde immer kürzer.

„Wan man mier ain Zug weiß zugesagt hat, find ich mit grosser Müeh schwarz,“ schrieb Frundsberg mit Recht an Regiment und Kammer zu Innspruck.

Schon auf die erste Nachricht von Herrn Georgens Ankunft wollte ihm Bourbon das schwache kaiserliche Heer aus Mailand entgegen führen und sich mit ihm vereinigen. Aber wegen ausständigem Sold aufrührten die Spanier, plünderten, schonten in ihrer Wuth weder Kirchen noch Klöster. Mit genauer Noth stillte Bourbon für diesmal noch den Tumult, Kaspar von Frundsberg that das Höchste, den Schwindelgeist des Ungehorsams und der Meuterei von seinen Deutschen entfernt zu halten. Seinerseits hatte der ehrwürdige Georg nicht minder zu thun. Rührend ist, was darüber unterm 14. Februar 1527 der Hauptmann Ulrich Wittenbach nach Innspruck schrieb:

„Her Görg wolt nit von den knechten, dan Er zu inen geschworen hatt, nit von innen zu weichen biß Sy bezallt sind. Ist man ain neue Gulden schullbig gewest und jetzt aber merer. Er ist immer fröhlich, trauwt Gott werd im zu hilff kommen. Die knecht Sind fast wol mit im zufrieden, leiden warlich genug. Er ritt auch under ihnen um wie ain Held und ist allweg der fördrische beim hauffen. Im ist auch noch auff dieselb zeyt von keynem Menschen aus Deutschland kayn Schreiben, noch müntlich khommen hatt in ser verwundbrett.“

Am letzten Jänner 1527 geschah endlich die Vereinigung. Das Heer zählte über 32,000 Mann. Am 22. Februar brach es auf und kam über Parma, Reggio und Modena, am 8. März nach San Giovanio bei Bologna. Weder Oberste noch Knechte hatten auf dem ganzen Marsch einiges Geheimniß daraus gemacht, sie zögen nach Rom, ihr Geld von dem Urheber des Krieges selbst zu holen, wollten da also hausen, daß ihm alle Lust zu weiteren Händeln auf ewig vergehen sollte.

Der Papst, darüber erschrocken, faßte schnell einen Entschluß, unterhandelte mit des Kaisers Vicekönig zu Neapel, kraft dessen er seine Völker abdanken, die Colonna's wieder einsetzen, 60,000 Dukaten und insbesondere noch jedem Soldaten einen Monatsold bezahlen sollte.

Cäsar Feramuska brachte als Lannoy's Abgeordneter die erste Nachricht von diesem Vergleiche in das Lager. Die Feldherren erschraken darüber tödtlich, denn das Geld, womit sich der Papst loskaufte, reichte nicht hin, die Truppen nur zum fünften Theile zu befriedigen. Des Kaisers

Feinde, die Emissarien der Ligue, und deren waren nur zu Viele, fast in jedem Orte und selbst mitten im Lager, waren eifrig bemüht, diese Nachricht mit gehässigen Zusätzen und Vergrößerungen ja recht schnell allgemein unter den Truppen zu verbreiten, also daß, während Bourbon und die übrigen Obersten noch mit Feramuska unterhandelten, der Aufruhr unter den Spaniern mit der allergrößten Wuth ausbrach, zumal als sich der Marquis del Basto mit den neapolitanischen Völkern in Folge jenes Vergleiches vom Heere trennte. Das befahl ihm ernstlich ein Brief des Vicekönigs, oder er wolle ihm seine Herrschaften im Königreich Neapolis, als einem Ungehorsamen, einziehen. Die Spanier feuerten ihr Geschütz in die Wohnung Bourbons und der Hauptleute ab, plünderten seine ganze Habe und erschlugen einen seiner Hauptleute. Sein güldner Wappenrock wurde des andern Morgens im Stadtgraben gefunden; er floh zu Frundsberg, welchen er Vater zu nennen pflegte, und verbarg sich in seinem Stalle unter dem Stroh. Sie wiegelten auch die Deutschen auf, daß sie schrieen: „Ohne Geld würden sie keinen Schritt weiter thun!"

Noch in dieser Nacht fertigten Bourbon und Frundsberg den Grafen Ludwig Lodron (welcher eilf Jahre später bei Esegg den Heldentod gefunden) an den Herzog von Ferrara ab, mit höchster Bitte, ihnen Geld vorzustrecken, wogegen sie mehrere lombardische Städte in des Kaisers Namen verpfänden, alle Brandschatzungs- oder andere Gelder zur Rückzahlung verwenden, und Frundsberg seinen Sohn Melchior, und Schwager Grafen Anton Lodron als Geißeln lassen wollte; aber der Herzog antwortete: „Er könne sich nicht entblößen; wie sie abzögen, würden ihn des Kaisers Feinde überziehen." —

Da blieb Frundsbergen keine andere Zuflucht, als die in sich selbst. Er ließ seine Deutschen zusammentrommeln, und trat mit seinem Sohne Kaspar, mit dem Prinzen Philibert von Oranien, Grafen Ludwig Lodron, Bastian Schertlin von Burtenbach, Konradin Spergher von Glurns, Veit von Wähingen, Konrad von Bemelberg, genannt Heß, Claus Seidenstücker und anderen Vertrauten in ihren Kreis. — Es war eine bittere Stunde.

„Ihr lieben Söhne und Brüder! Auf Eure Klagen habe ich und Eure Hauptleute gehandelt mit dem Herzoge von Bourbon, kaiserlichem Statthalter, darauf haben wir auch bei dem Herzoge von Ferrara auf's Höchste um Anlehen geworben, doch vergebens. Weil ich nun Euer Aller ehrliches Gemüth bisher allezeit in Lieb und Leid willig und treu befunden,

verhoffe ich, Ihr werdet auch jetzt von dieser ungestümen Empörung ablassen und uns Alle vor Schimpf und Schande behüten. Ihr wisset, daß Ihr vor wenig Tagen mit mir einhellig beschlossen, Keiner vom Andern zu weichen und mit einander zu leben und zu sterben, bis wir bezahlt und zufriedengestellt werden. Das wollet bedenken! — Habt Ihr schon so lange gelitten, so geduldet doch noch eine kleine Zeit und lasset Euch nicht von böswilligen Aufwieglern verhetzen und in Euer Unglück führen. Sind wir doch auf dem Wege, den Anfänger dieses Krieges, des Kaisers ärgsten Feind zu suchen und in Rom unsere Besoldung und Ehre und Gut zu erlangen. Man kann sonst dieser Zeit kein Geld erheben, der Kaiser ist zu weit. Ueberdies so wollen der Herzog von Bourbon und der Prinz von Oranien und ich sammt allen Hauptleuten uns verpflichten und verbinden, daß in Monatfrist alle Eure ausstehende Besoldung berichtigt und bezahlt sein soll. Mittlerweilen wollen ich und alle Hauptleute brüderlich den letzten Heller mit Euch theilen. Dagegen aber bedenket auch Ihr, liebe Söhne und Brüder, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns spalten, uneinig und nicht beständig bei einander bleiben würden. Wir sind allenthalben mit starken Feinden umgeben, denen würden wir in die Hände und Keiner davon kommen. Wo wir aber brüderlich bei einander bestehen, so haben wir gewissen Sieg von Gott zu verhoffen."

Das Alles hatte Frundsberg mit der heftigsten, wiewohl unterdrückten Rührung gesprochen, noch immer auf einen guten Ausweg vertrauend. Allein der wilde Haufen hatte ihn ausreden lassen, stampfte und brüllte: „Geld, Geld — Geld her!" senkte die Spieße, als ob er Frundsberg und alle Hauptleute ermorden wollte. — Das war zu viel! Frundsberg hob die Hände auf, wollte noch einmal reden, große Thränen drängten sich über seine Wangen, die Lippen bewegten sich heftig zitternd, er machte noch ein Zeichen väterlicher Bitte, aber einen Laut konnte er nicht mehr hervorbringen, ihn hatte der Schlag gerührt; — er sank sinnlos zu Boden. Die Hauptleute, tödtlich bestürzt, hoben ihn in ihren Armen auf, setzten ihn auf eine Trommel und sprachen zum Kriegsvolk: „Warum thut Ihr Eurem Vater solches Herzeleid?"

Mit Frundsbergs Fall verhallte das wilde Rufen, die Spieße richteten sich langsam und scheu wieder auf, die kurz zuvor so trotzigen Haufen stoben sprachlos und zitternd auseinander, als stünde schon das Brandmaal des Vatermordes an ihrer Stirn. Der alte kühne Claus Seidenstricker

sprach: „Hilfft mir Gott aus diesem Krieg, so will ich mein Leben lang in keinen mehr, weil man mit solcher geschwinder Practica handelt. Die großen Herren spielen unterm Hütlein, sehen nur auf iren Vorteil, machen Fried und Unfried, wenn sie wöllen, und uns, dim Keyser trevlich gedienet, wil man all auf die Fleischbank opffern."

Hieronymus Marone, der vor zwei Jahren den Marquis von Pescara zur Ligue hatte verführen wollen und begnadigt und spanischer Kriegszahlmeister ward, erhielt doch in Ferrara so viel Geld, daß er die Spanier damit stillte. Nach Frundsbergs Unfall verlangten die Deutschen gar kein Geld mehr, nur fort von dem Orte, wo er lag. Sie erboten sich begierig und willig, unter dem Herzog von Bourbon ihr Bestes zu thun.

Der Held, welcher mühsam auf dem Maulesel, den er allezeit geritten, nach Hause gebracht worden, saß noch an demselben Tage mit seinen Hauptleuten zu Tische. Die Sprache war ihm verfallen. Nach dem Mahl lehnte er sich zum Feuer im Kamin; da überfiel ihn ein gewaltiges Fieber. Erst am vierten Tage (19. März) kehrten Besinnung und Sprache zurück. —

„Ist das Volk noch beisammen?" — war sein erstes Wort, und als man dies bejaht und Bourbon herzutrat, ermahnte er ihn mit matter Stimme, den Zug auf Rom fortzusetzen. — „Seid mir Gott befohlen, das Meinige ist redlich gethan. Ich kann nicht mehr!"

Conrad von Bemelberg (Boineburg), den kleinen Hessen, nannte er als seinen Locotenenten. Darauf brachte man ihn zu Wasser nach Ferrara. Herzog Alphons pflegte seiner mit der höchsten Achtung und Sorgfalt, auch nachdem er für die Ligue Partei genommen. Seine Leibärzte Ludwig Bonatiela, Menardus, Carpus und ein spanischer Doctor behandelten den Kranken (so bemerkt sein treuer Secretair Adam Reisner) im gleichen Jahre, wie der tapfere Valentinian sprachlos und gelähmt geworden, und wie Cäsar vor Zorn und Wehmuth über einer fruchtlosen öffentlichen Anrede epileptische Zufälle bekam.

Sie badeten ihn oft in Baumöl, salbten ihn mit köstlichen Oelen, Lebens- und Goldtinkturen. Er bekam in einiger Zeit die Sprache wieder, konnte mit Hilfe eines Stockes umhergehen, scherzte wieder bei Tische und gab reiches Almosen von dem Gelde, welches ihm sein Sohn Kaspar aus Rom und Mailand zugeschickt. Er unterhielt emsig Correspondenz nach Innspruck, und würde nach Mindelheim gezogen sein, hätte er nicht

die Venediger gefürchtet, welche mehreren seiner Hauptleute das gegebene freie Geleit gebrochen haben.

Im Mai 1528 machte Frundsberg theils auf dem Po, theils in einer Sänfte die Reise nach der Heimath. Seine Gemahlin hatte von dem Ungestüm der Gläubiger, die das Geld vorgestreckt, mit welchem Frundsberg sein Heer für des Kaisers Dienst zusammengebracht, viel gelitten.

Auch seine eigene Besserung hatte dieser nagende Kummer sehr erschwert. Er sah noch seinen tapferen Sohn Kaspar, hörte aus seinem Munde die Thaten seiner alten Siegsgefährten. Die Belohnungen, welche Kaspars frühem Verdienste mittlerweile zu Theil geworden, ließen dem bekümmerten Helden die köstliche Aussicht, sich wenigstens in seinen Kindern belohnt und die Stammgüter seines Hauses von der darauf gemachten schweren, aber ruhmwürdigen Schuldenlast befreit zu sehen.

Acht Tage nach seiner Ankunft zu Mindelheim (20. August 1528) starb er, nur fünf Tage nach seinem alten Gegner Lautrec und fast zu gleicher Zeit, als das französische Heer bei Aversa vor dem Prinzen von Oranien die Waffen strecken mußte.

Georg von Frundsberg war groß und nervigt, von einer Stärke, daß er drei übereinander gelegte Thaler mit den Fingern zerbrach, und den stärksten sich ihm entgegenstemmenden Mann blos mit dem Mittelfinger von der Stelle drängen konnte.

Die alte deutsche Abkunft verrieth das lichte Haar, die blauen Augen, Gesundheitsfülle strahlte aus ihnen, und von der hohen offenen Stirn und aus seiner heiteren männlichen Farbe. Um Lippen und Kinn trug er einen starken Bart, die Tracht war die eines gemeinen Landsknechts.

Mit zunehmenden Jahren wurde er sehr fett und schwerfällig. Seinen letzten Feldzug nach Italien über den ungeheuren Schnee und die trügerischen Abgründe der Alpen machte er also, daß er sich auf den vor ihm gehenden Reisigen lehnte, der nachfolgende ihn schob und Beide eine Lanze hielten, auf die er sich mit der Hand stützte.

Er ist unser Guesclin und Bayard gewesen, das edelste Abbild des romantischen, ritterlichen Geistes, der eben in seinen Tagen erlosch, weil fast nichts mehr davon übrig war, als Dünkel auf rohe Kraft und auf das vermeintliche Recht, das zum Schutze der Unschuld und Schwäche gegebene Schwert gegen jeden Schwächeren zu erheben.

Sein Gemüth, liegt es nicht offen vor uns in hoher Einfalt, nur

der Pflicht ergeben und dem Einen, was noth ist, vertrauensvoll und freudig? Hat nicht jeder Zug eine Seele und eine Zunge? Wie war der Frundsberger so treu dem Kaiser, dem Vaterlande, den Seinen nah und fern, bis an den Tod! Welch ein Freund! Welch ein Feind! In dem Manne lebte noch die alte Freudigkeit, der Urwelt Erbe, das kecke Selbstvertrauen und der Wegschwung über die gegenwärtige Mißlichkeit, welche die Unternehmung leicht, die Mühsal zur Lust, die Niederlage selbst zur Quelle des Sieges machten. Schlug man, so war grenzenlose Freude — ward man geschlagen, so war darum noch keine Trauer, keine Hoffnungslosigkeit — die Worte selbst und die Geberden zeigten, daß auch solches sein, aber bald wieder anders werden müsse. Den Verlust wohl, nur die Schande konnte man nicht ertragen. Heutzutage würde ein solches Betragen unangemessen — eine solche Schilderung unästhetisch heißen: als ob das volle Herz des Kriegers seine Schläge der Begeisterung an den Fingern zählte!

Es ist dahin, das herrliche Geschlecht, das nichts sah als die Pflicht, nichts scheute, als das Unehrliche, das Gold wenig achtete, mit dem Eisen spielte und mit der Noth scherzte!

Wie dieser Mann beim Heere war, so war er auch beim Heerde. — (Ein rechter Mann bleibt sich überall gleich, und es ist ein Irrthum, zu meinen, es gäbe verschiedene Gattungen von Treuen, oder man könne zugleich ausschweifend und eisenfest, von den Lüsten und doch nicht vom Feinde bezwungen sein. Im Glücke mag das eine Weile gehen, laßt aber das Unglück kommen!) — Der seinem Herrn so treu war, war es auch mit Hand und Herz den beiden Gefährtinnen seines Lebens, ob er, der wandernde Krieger, sie gleich wenig sah. Er war des Heeres guter Vater und seiner Kinder. Er liebte Wein, Weiber und Gesang; aber nie zur Unzeit, nie unmäßig. Kein Feind hat ihn besiegt: im Uebermaße des Gefühls hat ihn sein eigenes Herz getödtet.

Ausländer haben sich bei Bicocca und Pavia mit den Blättern des Kranzes geziert, der sein war. Er ward lange nicht belohnt, fast vergessen, mehr als einmal zurückgesetzt. Wie rächte er sich? — daß er die Nebenbuhler in der nächsten Schlacht im Stiche ließ, gegen sie Ränke spann, nach jenen Witzigungen des Kaisers Dienst über seinem eigenen vernachlässigte? — Nein, durch ein Tischlied, das er sich mit musikalischer

Begleitung öfters vorsingen ließ, und dabei jeden Unwillen im frohen Becher ersäufte.

Mein Fleiß und Müh'
Ich nie
Hab gespart
Und allzeit gewahrt
Dem Herrn mein;
Zum Besten sein
Mich geschickt hab drein,
Gnad Gunst verhofft,
Doch's Gemüth zu Hof verkehrt sich oft.
Wer sich zukauft,
Der lauft
Weit vor
Und kommt empor;
Doch wer lang' Zeit
Nach Ehren streit't
Muß dannen weit;
Das thut mir ant;
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring;
Man wiegt mich g'ring.
Und ist mein gar,
Vergessen zwar;
Große Noth und Gefahr
Ich bestanden hab,
Was Freude werd ich haben drab?

Doch hatte er auch Augenblicke, wo er gerne seinen Degen in einem hohen Dome aufgehangen hätte, ihn nie wieder zu umgürten. Er gab dessen drei Ursachen an: die Wildheit des Kriegsvolkes — das menschliche Elend — den Undank.

Er ist der Gründer der deutschen Infanterie, er gab ihr Gesetze, weil er wußte, erhalten sei mehr, als erschaffen. Sein gekrönter Freund Maximilian und Er waren die größten Meister in allen Waffenarten, die nachdrücklichsten Kuirassiere, die schnellsten Reiter, die standhaftesten Landsknechte, die versuchtesten Büchsenmeister, Meister in allen Handgriffen und jedem Vortheil. — Das ist ein großer Vorzug der alten Helden

vor den neuen, daß sie das Detail, das Technische durch Handgriff und Uebung kannten, was die Neueren mit Verlust von Zeit und Abstumpfung des Geistes studieren.

Noch lange sangen Fußknechte und Schützen, Musquetirer und Arquebusirer von ihm die Weise:

Georg von Frundsberg von großer sterk,
Ein theuwrer Held
Behielt das Feld,
In Streydt vnd Krieg,
d'Feind niderschlieg,
In aller Schlacht,
Er legt Gott zu die Ehr' und Macht.

Er vberwand,
Mit eygener Hand
Venedisch Macht,
Der Schweitzer Pracht,
Französisch Schar
Legt nider gar,
Mit großer Schlacht,
Die Bäpstlich Bündtnüß
Z' Schanden macht.

Der Kaiser Ehr,
Hat er gemacht mehr,
Ir Land und Leut
Beschützt allzeit,
Mit großer G'fahr,
Er sighafft war,
Ganz Ehrenreich,
Man findt nicht bald,
Der jm geleich.

(Von J. v. Hormayr.)

Karl von Lannoy, Fürst von Sulmona,

kaiserlicher General und Vicekönig von Neapel, Ritter des goldenen Vließes.

Karl von Lannoy, der Freund, Vertraute und Feldherr Karls V., wurde in den Niederlanden aus einer adeligen armen Familie geboren. — Bereits unter Maximilian I. wußte sich Lannoy in den niederländischen und venetianischen Kriegen geltend zu machen, und wurde bald Gouverneur von Tournay, welche Stelle er mit so viel Diensteifer und Geschick bekleidete, daß ihm schon 1516 der Orden des goldenen Vließes verliehen wurde. Nach Prosper Colonna's Tode (1523) übernahm er den Oberbefehl über das kaiserliche Kriegsvolk im Mailändischen. Karl V., der ihm früher schon sehr gewogen war, schenkte ihm in Folge seiner auf diesem Posten entfalteten Umsicht und vielseitigen Thätigkeit, bei der er auch ein seltenes Organisationstalent entwickelte, in noch weit höherem Grade sein Vertrauen, und betraute ihn bald mit der höheren, aber auch schwierigeren Stelle eines Vicekönigs von Neapel. Von hier eilte Lannoy, das schon äußerst bedrängte Pavia zu retten, und war auf das Aeußerste thätig und bemüht, den schon aufgeregten kaiserlichen Truppen den nöthigen Sold zu verschaffen, und verpfändete zu dem Ende die Einkünfte Neapels mit eben so viel Geschick als Schnelligkeit. — Bei Pavia nahm Lannoy mit Bourbon und Pescara gegen das französische Heer eine sehr vortheilhafte Stellung, die demselben jeden Angriff erschwerte.

Mit ihrem König an der Spitze, der mehr den Eingebungen seines Muthes, als dem Rathe der Erfahrenen folgte, vergaßen die Franzosen, daß sie allen Nachtheil des Bodens wider sich hatten. Sie thaten in der gewagten Unternehmung, was nur immer Tapferkeit vermag, und glaubten schon gesiegt zu haben, als die Hitze, mit der sie die Weichenden verfolgten, und eine geschickte Wendung des Vicekönigs Lannoy sie zwischen seine Truppen und ihre eigene Artillerie brachte. Jetzt war Alles verändert. — Von seiner Leibwache und den Schweizern verlassen, im fürchterlichen Gemenge, umgeben von den Leichen seiner Getreuen, des weisen la Tremouille, den er nicht gehört, und des nur herzhaften Bonnivet, dem er geglaubt hatte, focht Franz nicht mehr für die Ehre des Treffens, sondern für

Selbstrettung; indem die Spanier, die ihn nicht kannten, aufgebracht durch seine Hartnäckigkeit, wüthend auf ihn eindrangen. — Wie bekannt, ergab er sich erst, als der Vicekönig Lannoy herbeigerufen wurde. Dieser empfing nun den Degen des Königs in knieender Stellung, und bot ihm den seinigen mit den Worten: „Ein so großer Monarch soll vor einem Unterthan meines Kaisers nicht ohne dieses Ehrenzeichen sein."

So endigte der entscheidende Tag, Karls V. Geburtsfest, das sein Günstling glänzender nicht hätte feiern können. Er führte nachmals den gefangenen König, zu Bourbons, Pescara's und des Heeres großem Mißvergnügen, zur See nach Spanien, (wozu er Instructionen von Karl V. empfing, wie aus dessen Briefen und Depeschen, siehe unten*) zu ersehen)

---

*) Schreiben des Vicekönigs Lannoy an den Kaiser Karl V.

Palamos, den 17. Juny 1525.

Sire! Ich sende Euch Perralte, um Euch unsere Ankunft zu melden. Ich bitte Eure Majestät, mir gefälligst in Eile zu befehlen, wo Ihr den König von Frankreich hingebracht haben wollt, oder ob ich Euch durch die Post die Gründe, die mich vermocht haben, ihn hierher zu führen, zu wissen machen soll?

Sire! Mein sehnlichster Wunsch auf dieser Welt ist, Euch gut zu dienen, dies ist mein einziges Streben, meine einzige Leidenschaft hienieden.

Charles de Lannoy.

Schreiben des Kaisers an den Vicekönig von Neapel.

Toledo, den 20. Juny 1525.

(Très cher et feal!) Wir erhielten am 11. l. M. Eure Briefe von Villa Franca, und sahen die dem Manuel Malvasin mitgegebene Instruction; Wir vernahmen mit Freuden die guten Anstalten und Ordnung, welche Ihr trafet, um den französischen König hierher zu bringen.

Erstens die Person des Königs betreffend, wollen Wir, daß er gut behandelt werde, und wo möglich hier noch ausgezeichneter als in Italien, doch so, daß er immer gut verwahrt bleibe. Man schlug Uns zu diesem Zwecke drei Plätze vor: Xativa bei Valencia, Chinchilla in Castilien, und das von Eurem jetzigen Aufenthalte sehr entfernte Mora. Uns scheint in Rücksicht der guten Lage und der Nähe des Hafens, Xativa, die aufmerksamste Bewachung vorausgesetzt, der tauglichste Ort.

Euer Wunsch, Euch an Unser Hoflager begeben zu dürfen, ist auch der Unsere. Zum Beweise, daß Ihr Uns sehr willkommen sein werdet, lassen Wir die italienischen Angelegenheiten bis zu Eurer Ankunft unentschieden, um so mehr, da

nicht ohne Gefahr, seinen königlichen Gefangenen und sein Leben zu verlieren, indem beim Anlanden zu Alicante seine eigenen Soldaten auf ihn feuerten; denn er hatte unter den Gemeinen des Heeres, so wie unter den

---

ganz etwas Neues auch einen Rath fordert. — Wir schicken jetzt einen eigenen Courier sowohl an Bourbon mit der Bitte, auf Unsere hier gefaßte Resolution zu warten, als auch an Pescara, daß er seine Stelle ja nicht niederlege, indem Wir ihn mit den besten Hoffnungen und Aussichten naher Belohnung trösten.

Wir haben Unserem Vetter, dem Markgrafen von Brandenburg, der gegenwärtig sich in Valencia befindet, bereits geschrieben, daß er sich zum Könige in Unserem Namen begebe, vorzüglich, damit es selbem und seinen Gefährten nicht an Pferden gebreche, um auf das Land Ausflüge zu machen, und Wir ihm Unsere Freude über seine glückliche Ankunft und Unseren Willen, daß er mit Auszeichnung behandelt werde, zu erkennen geben. — Wir schreiben zugleich an Don Loys Carroz, Commandanten von Xativa, daß er Euren und Alarcon's Befehlen gehorche.

Uebrigens zweifeln Wir nicht, daß Ihr die Sache so einleiten werdet, daß auch der König selbst zufrieden sei, nach Xativa geführt zu werden. Versichert ihn wiederholt Unseres ernsten Willens, daß es ihm an Nichts fehle, und Unserer Geneigtheit zu einem allgemeinen Frieden, der Unsere Ehre, ohne dabei die Seinige zu beflecken, und Unsere Freunde Uns erhält. — Gebet ihm zugleich zu verstehen, daß sein Aufenthalt in Xativa nur so lange dauern dürfte, bis Wir Euch gehört, und daß Wir bald, das Ganze betreffend, eine Entschließung fassen werden. Wir schreiben Euch dies, weil es Uns gut scheint, ihn zufrieden und bei guter Laune zu erhalten, daß er sich nicht darüber aufhält, nach dem Schlosse Xativa gebracht zu werden.

Carl.

Schreiben des Kaisers an den französischen König.

Toledo, den 20. Juny 1525.

Es hat Mich sehr gefreut, Eure Ankunft in Spanien zu erfahren, weil Ich Mir davon einen für das Gemeinwohl der Christenheit heilsamen Frieden verspreche, was Mir am Meisten am Herzen liegt. Ich habe Meinen Vicekönig von Neapel zu Mir berufen, um Mich von Euren Wünschen desto vollständiger zu unterrichten, so wie Ich ihm auch befohlen habe, die bisherige freundschaftliche Behandlung fortzusetzen. Hattet Ihr schon bisher alle Ursache, hiermit vollkommen zufrieden zu sein, so hoffe Ich, Ihr sollt vollends in diesem Lande keinen Wunsch mehr übrig behalten. Ich hoffe Euch hierdurch mehr und mehr zu überzeugen, wie sehr Ich wünsche zu sein und zu verbleiben Euer guter Bruder und Freund

Carl.

Vornehmen, viele Feinde; unter den Ersteren wohl nur, weil er ein Niederländer, unter den Letzteren, weil er ein gewandterer Hofmann als sie war; doch die Gnade und Gunst seines Kaisers entschädigte ihn hinlänglich für all derlei Anfeindungen.

Karl V. beschenkte den Sieger Lannoy mit dem Fürstenthume Sulmona, der Grafschaft Asti und verschiedenen Gütern in den Niederlanden. Doch Lannoy erfreute sich dieser neuen Würden nicht lange; nachdem er kaum Franz I., der ihm seine ganze Achtung geschenkt, nach dessen Entlassung an die Grenzen beider Reiche begleitet hatte, kam es bekanntlich bald wieder in Italien zum Kriege; Lannoy führte **6000** Mann zum Heere.

Mit dem römischen Hofe hatte er vorher einen Vergleich abgeschlossen, der aber nicht gehalten wurde, und fast könnte man vermuthen, daß Bourbons Eifersucht gegen ihn mitwirkte, als dieser so rasch auf Rom losging und seinem eigenen Tode entgegeneilte. Von der Eroberung Roms weg eilte Lannoy nach Neapel zurück, wo er schon **1527** an der Pest starb, die damals im Neapolitanischen wüthete.

Er hinterließ einen Sohn, Philipp, der nachher gleichfalls Kriegsdienste that und sowohl in Italien wider die Franzosen, als in Deutschland wider den Schmalkaldischen Bund gebraucht wurde, mit dessen Nachkommen aber **1604** das ganze Geschlecht erlosch.

Schreiben des Kaisers an die Regentin der Niederlande.

Toledo, den 6. July 1525.

(Madame ma bonne Tante!) Ich habe nun Nachrichten, wie der König von Frankreich in Meinem Königreiche Valencia angelangt sei. Ich habe Mich seiner auf das Sorgfältigste versichert, und erwarte morgen meinen Vicekönig von Neapel, welcher Mir einen ausführlichen Bericht über Meine Angelegenheiten in Italien, und wahrscheinlich auch von der Geneigtheit des gedachten Königs zum Frieden erstatten wird. Der Marschall von Montmorency und der erste Präsident von Paris kommen zur Erreichung des rühmlichen Zweckes in seinem und der Regentin seiner Mutter Namen hieher. ꝛc.

Carl.

Erich der Aeltere, Herzog von Braunschweig,

kais. General und Oberbefehlshaber der kais. Armee im Feldzuge gegen die Türken.

Dieser eben so heldenmüthige als liebenswürdige Prinz, ein Sohn Wilhelms des Jüngeren, Herzogs von Braunschweig, und der Gräfin Elisabeth von Stolberg, wurde am 16. Februar 1470 zu Neustadt am Rübenberge geboren, und erhielt seine erste Erziehung am Hofe Herzog Albrechts von Baiern. Hier in allen Wissenschaften, Künsten und ritterlichen Uebungen auf's Trefflichste gebildet, gewann er schon als Jüngling die allgemeine Achtung und Liebe. In seinem achtzehnten Jahre unternahm er eine Reise nach Palästina und den heiligen Orten, was damals Sitte war und in vornehmen Familien gleichsam als Schlußstein einer guten Erziehung für nothwendig erachtet wurde.

Bei seiner Rückkehr über Rom besuchte er den kaiserlichen Hof und erwarb sich durch seine seltene Geschicklichkeit und bewundernswerthe Gewandtheit in den ritterlichen Spielen und Waffenübungen die Neigung Kaiser Maximilian I. in so hohem Grade, daß dieser ihn immer lieber gewann und ihm vertrauensvoll (1493) den Oberbefehl über ein Armeecorps von 15,000 Mann übergab, welches bestimmt war, die Türken, welche in Croatien eingefallen waren und unter Verwüstungen aller Art schon bis Laibach streiften, zurückzuschlagen. Erichs Muthe und seinen umsichtigen trefflichen Anstalten gelang dies auch vollkommen, er schlug die Türken in mehreren Gefechten vollkommen, und erwarb sich dadurch am Hofe des Kaisers wie in ganz Deutschland einen bedeutenden Namen.

Stets treu und anhänglich an Maximilian und dessen Haus, machte er auch den Feldzug gegen den Pfalzgrafen Ruprecht und die von ihm geworbenen Böhmen mit und brachte durch seinen Heldenmuth im Treffen bei Mengenbach unweit Regensburg (1504) den Sieg gänzlich auf die Seite des Kaisers, dem er hier zugleich mit edler Selbstaufopferung das Leben rettete*).

---

*) Ueber die berühmte Böhmenschlacht bei Regensburg theilt der verdienstvolle vaterländische Geschichtsforscher J. P. Kaltenbäck in der Austria für 1846 nachfolgende, einem „Berichte eines Zeitgenossen", des Alten von Henneberg entnommene ausführliche Schilderung mit:

Maximilian wollte in die Böhmen einhauen, die unter ihren trefflichen Anführern Kollowrat, Sternberg und Zedliz sich auf einer Anhöhe postirt hatten, fest und starr wie eine Mauer dastehend, sich mit der ihrem

---

„Kaum hatte Kaiser Maximilian I. im baierischen Kriege (1504) erfahren, daß sich ein böhmisches Heer, von den Kriegsräthen der Pfalz zu Hilfe gerufen, in Budweis versammelt, und 6000 Mann stark, unter Georg von Rosenberg, über Tachau und Waldmünchen aufgebrochen sei, um nach der alten Pfalz zu ziehen, so brachte er Alles in Bewegung, dieser neuen drohenden Gefahr mit voller Kraft zu begegnen. Er selbst stellte sich an die Spitze der Bundestruppen und setzte seinen Marsch gegen Regensburg, in dessen Nähe die Kundschafter das Böhmerheer fanden, in solcher Eile fort, daß alles Kriegsvolk ihm nicht hat folgen mögen. Bei dem Dorfe Mengenbach wurde er, am 4. September, der Feinde gewahr, die auf einem ziemlich hohen Ackerberge sich tüchtig verschanzt hatten. — Er hielt still, um die Rosse ausschnaufen zu lassen und der Nachzügler zu harren. Indessen griffen aber der Markgraf Friedrich von Brandenburg und die Hauptleute der drei Reichsstädte Straßburg, Augsburg und Nürnberg, die Böhmen an, welche, im Rücken geschützt von einem Walde, mit unerschütterlichem Muthe die Stürmenden empfingen und bald wieder zum Rückzuge zwangen. Der Kaiser, kaum dies gewahrend und übersehend, daß um sein Panier her etliche hundert Reiter und eine hinlängliche Menge Landsknechte versammelt, ordnet das Treffen und sprengt, von den Fürsten von Braunschweig, Brandenburg, Baiern und Liegnitz begleitet, mit verhängtem Zügel voran den Berg hinauf. Begeistert stürzen die Reiter und Landsknechte ihm nach; ein furchtbarer Kampf beginnt. In den vordersten Reihen glänzt Maximilians Schwert; die Böhmen wehren sich wahrhaft ritterlich, und ihre langen Spieße bedrohen zu wiederholten Malen des Kaisers Leben. Schon ist es Einem gelungen, ihn aus dem Sattel zu heben und beinahe vom Pferde zu werfen; da erblickt Erich von Braunschweig seines Herrn Gefahr, stürzt, sich durchhauend, herbei, und hilft ihm wieder auf das Pferd. In diesem Augenblicke aber wird Erich selbst von einem böhmischen Ritter angegriffen, der ihm das Pferd unter dem Leibe ersticht und im Sinken drei schwere Wunden versetzt. Des Reiches Landsknechte aber kommen ihm jetzt zu Hilfe, erschlagen den edlen Böhmen und mehrere seiner Umgebung, und bringen den schwer Verletzten aus dem Treffen weg, auf einem Nürnberger Wagen nach Regensburg.

Anderthalb Stunden dauerte die Schlacht; wie Löwen kämpften die Böhmen, denn selbst schon getrennt und weichend, haben sich „allwegen Vier mit den Rücken zusammengestellt und sich, so lange sie athmen konnten, männlich geschlagen.“ — Maximilians Sieg war vollkommen: zweitausend Feinde blieben auf dem Platze, sechshundert wurden gefangen, die übrigen liefen in wilder Flucht der Heimath zu. Den Kaiserlichen sollen nur zweihundert todt geblieben sein; eine sehr große Anzahl Verwundeter aber wurde nach Regensburg gebracht. Dahin begab sich auch

Volke eigenen Tapferkeit hartnäckig vertheidigten und mit ihren langen Spießen den Rossen der anstürmenden Deutschen arg zusetzten. Maximilian, der trotz des Abmahnens der Seinigen einer der Ersten war, die

---

Maximilian, ließ die Gebliebenen feierlich zur Erde bestatten und ein großes Dankamt halten. Hierauf schlug er die Markgrafen Kasimir und Georg von Brandenburg, die Herzöge Erich von Braunschweig (der im Bette lag), Albrecht und Wolfgang von Baiern, Georg von Liegnitz und Georg von Freundsberg, den damaligen Hauptmann der Stadt Memingen, und andere Hauptleute zu Rittern, und verschrieb überdies seinem Retter lebenslänglich die Einkünfte der Grafschaft Görz. Den ganzen Vorfall aber berichtete dieser seiner Gemahlin Katharine, gebornen Herzogin zu Sachsen, und Herzog Sigismunds von Oesterreich hinterlassener Witwe, in nachstehendem merkwürdigem Briefe:

„Meine Herzliebe, ich lasse Dich wissen, daß alle unsere Sachen wohl stehen, und ich habe das gethan, das kein Herr im ersten Jahre gethan hat, und ich bin nicht ohne, ich bin hart verwundet gewesen, und habe den Kaiser mit dem Arm, darin ich hart geschossen, bei Leib und Leben gehalten, darüber bin ich zwar gestochen, unter dem Rückenstück hinein in die Lenden, mehr als eine Spanne tief, der andere Stich ist vorne angegangen, hart bei dem Leibe und bei der Hüft ausgegangen, der Schuß in den Arm ist zu mittelwegen unter sich in die Achsel eine Spanne tief, also auch auf dem andern Arm mit einer Büchse und böhmischen Armbrust getroffen, ohne andere viele Streiche, die ich bekommen. Nun, meine Liebe und Auserwählte, Du wollest keine Beschwer haben, denn alle unsere Sachen stehen nach allem unseren Gefallen, und ich will Dir in 14 Tagen Botschaft thun, daß Du mit folgen sollst. In dieser Stunde bin ich aller meiner Sachen mit dem Kaiser zufrieden worden, hat mir zugesagt, er wolle mein Vater und Bruder sein. Damit sei Gott befohlen und mache Dir keine Beschwerde, dann mir schadet nichts, dessen sei ohne allen Zweifel. Laß Ruschen Platen wissen, wie meine Sachen stehen.

„Liebe, daß die Kirche gemacht und verfertigt werde.

„Herzog Erich."

Uebrigens wurde die Schlacht bei Regensburg von den Zeitgenossen viel gefeiert. Konrad Keltis schrieb zur Verherrlichung derselben ein Schauspiel, das seine Freunde und Schüler vor Maximilian selbst aufführten, und das deutsche Volk erhielt und sang lange fort zwei Lieder darüber, die zu den besten ihrer Art gehören. Das eine besteht aus 17 fünfzeiligen Strophen und beginnt frisch und kräftig:

„Es kumpt noch wol ain gute Zeit,
Das man in frembden landen leit
Mit pfeiffen und mit trummen,
Nun merkt ihr herren allgeleich,
Wie wir in Baiern seind kummen —"

ansprengten, kam plötzlich aus dem Sattel, blieb am Steigbügel hängen und lief in diesem kritischen Augenblicke Gefahr, von seinem scheu gewordenen Pferde mitten unter die Feinde gerissen zu werden. Dies ersehend, warf sich der treue Erich zwischen ihn und die feindlichen Spieße, ihn mit seinem Körper deckend; so die feindlichen Hiebe auffangend, gelang es indeß dem nun geschützten Kaiser, wieder das Pferd zu besteigen, und mit neuem

---

und das andere, von 132 Versen, schildert die Schlacht wie folgt:

An ainem morgen g'schah es fru
   Zoch der köng ihr wagenburg zu
Daraußen waren sie gezogen
   Auf ainen Berg für gebogen
Den vortail hetten sy gantz gut
   Mit tartschen waren sy wol behut
Die hetten sy gesetzt hervor
   Als groß als wie ain stadeltor
Dawider geschah groß rennen
   Man fund sy lang nicht ertrennen
Stechen mit helbart und spiessen
   Mit Bichsen grausam schiessen
Es war da ain wildes flecken
   Sy stunden wie die recken
Vser herr kung giengs an mit witz
   Er machet gegen yn drei spitz
Es mecht wol hübsch zu sehen sein
   Die kürisser do brachen ain
Die tartschen sy nyder ranten
   Die Böhmen sie damit tranten
Bald war es vmb sy geschehen
   Da het ainer wunder gesehen
Als sy in die Flucht waren kert
   Der ain der rert der andere blert
Die äcker rannen all mit blut
   Behem das ist die erste rut
Damit man dich gestrichen hat
   Vmb deine große missethat
Die du an kunz lasla hast g'tan
   Verdrüßt herr maximilian u. s. w.

Wir können diese Mittheilung nicht schließen, ohne eines Vorfalls zu erwähnen, der sich in Regensburg nach der Schlacht ereignet hat. Kaiser Maximilian hatte auch die gefangenen Böhmen dahin bringen lassen. Da geschah es, daß er eines Morgens am offenen Fenster stand und bemerkte, wie ein deutscher Landsknecht einen Böhmen beschimpfte, und Dieser, Jenen nur fest ansehend, ruhig weiter ging. Der Landsknecht aber zieht darüber das Schwert und stürzt auf den Böhmen los, welcher, ohne Waffen, den nächsten besten Stock ergreift und sich muthig vertheidigt. Nun kann der Kaiser nicht länger zusehen; flammender Zorn

Muthe belebt, die Seinigen nochmals zum Kampf und zum Siege zu führen. Während dem erhielt der treue Erich einen Schuß in den Schenkel und zwei in den Arm, die ohne seine Aufopferung den Kaiser leicht hätten tödtlich verwunden können. — Die Böhmen waren wohl geflohen, erst aber nachdem sie im heißen Kampfe mehr als die Hälfte ihrer Leute verloren hatten.

Erichs edle That lohnte sich in sich selbst, seine Tapferkeit aber belohnte der Kaiser, indem er ihm die Einkünfte der Grafschaft Görz auf Lebenszeit verlieh und ihm in seinen Schild einen goldnen Stern setzte, der heute noch das Braunschweigische Hauswappen ziert.

In Folge des Sieges bei Mengenbach zog Maximilian vor die Festung Kufstein, die er belagerte, deren Besatzung vertheidigte sich so ungewöhnlich hartnäckig und reizte durch Trotz und Beleidigungen mannigfaltiger Art den Kaiser zu so hohem Unwillen, daß er beschloß, nach der Eroberung keinen Pardon zu geben und sogar schwor, Dem eine Ohrfeige zu geben, der für sie bitten würde.

Der menschliche Erich setzte sich über diese Bedenklichkeit hinweg und wollte dem Kaiser die Verlegenheit ersparen, eines zu rasch gegebenen Wortes wegen eine unnütze Grausamkeit zu begehen. Da bat er seinen gekrönten Freund, der Besatzung das Leben zu schenken. Maximilian, der ihm innerlich für diese Bitte dankbar war, berührte ihm scherzend die Wange und verschonte die Verurtheilten bis auf einige der Schuldigsten.

Ein Mann wie Erich, der während seines ruhmvollen Lebens in zwölf Feldschlachten ritterlich gefochten und in zwanzig Stürmen den Wall angelaufen, so ein Mann mag für die bedrängte Menschheit nun wohl mit allen Ehren einen Backenstreich empfangen.

In dem Kriege wider Venedig leuchtete dieser Feldherr nicht minder hervor. Er griff im Jahre 1508 den Feind an den Kärnthnerischen Grenzen an, war aber leider nicht stark genug, um die Wegnahme von

---

erfaßt ihn, und — „Schandbube! Wehrlose willst Du schlagen!“ dem Landsknechte zurufend, reißt er sein Schwert von der Wand und schickt es dem Böhmen. — Der Landsknecht war indessen davongelaufen.

So erzählte es der Alte von Henneberg, der dabei gewesen, dem Herrn von Rosenberg, und dieser im Jahre 1589 dem Reichard Strein von Schwarzenau, welcher es niedergeschrieben.

Triest, Görz und der meisten übrigen Friaulischen Städte zu verhindern, ja er mußte geschehen lassen, daß die meisten kaiserlichen Befehlshaber dieser Städte, die das venetianische Schwert nicht bezwingen konnte, den venedischen Goldstücken wichen und die Festung dem verschlagenen Liviano übergaben; doch schon 1509 nahm Erich der Republik alle diese Plätze, mit Ausnahme von Görz und Triest, wieder ab, setzte die bestechlichen Befehlshaber gefangen, nöthigte ihnen das empfangene Geld ab, welches er dem Kaiser zusandte, und strafte streng ihre Treulosigkeit.

In eben diesem Jahre eroberte er auch auf dem Boden der Republik selbst Belluno und Feltre, und führte hierauf bei Wien vorbei dem Kaiser seine Truppen an dem Ramentaflusse entgegen, wodurch dessen Heer sich so verstärkte, daß bei dessen bloßer Annäherung Triest und Görz von selbst sich ergaben. Erich blieb der venetianischen Republik fortwährend ein gefürchteter Gegner, denn nur selten entfernte er sich zu anderen Unternehmungen, am Längsten aber 1513, da er in den Niederlanden wider die Friesen focht, ihnen 1515 Gröningen und andere Orte wegnahm und auch bei dem Einfall in die Grafschaften Hoya und Schaumburg thätig betheiligt war. Doch noch vor dem Ausgange dieses Jahres war er schon wieder in Italien, half Verona decken, welches der thätige Liviano bedrohte, drang bis über Mestre vor, und der Donner seines Geschützes wurde selbst in Venedig gehört. Als sich hierauf Liviano ihm entgegenstellte, erlitten die Venetianer bei Vicenza die bekannte große Niederlage, an der Erichs und Prosper Colonna's Tapferkeit so vielen Antheil hatte, daß sie hierin nur von Rudolph von Anhalt und Georg von Frundsberg erreicht wurden.

Erich, der doch bei allen seinen Feldzügen für das Kaiserhaus vom Glück begünstigt wurde, war minder glücklich, als es die Vertheidigung des eigenen Landes galt. Sein unruhiger Nachbar, der mächtige Bischof von Hildesheim, Johann von Sachsen-Lauenburg, versuchte die Besitzungen seiner minder mächtigen Nachbarn an sich zu ziehen und diese mannigfach zu bedrücken, so daß die Bedrängten sich unter den Schutz Herzog Erichs begaben, aber dadurch auch diesem Fürsten den Haß und die bitterste Feindschaft des mächtigen Prälaten zuzogen. So lange Kaiser Maximilian lebte, getraute sich zwar der Bischof nicht, des Herzogs Lande zu beunruhigen; aber kaum war dieser Kaiser, Erichs gekrönter Freund, gestorben, so fiel der hab- und rachsüchtige Hildesheimer Seelenhirt unvermuthet in

Braunschweig ein, und als es hierauf in Soltau, gerade am Wahltage Karls V. zum Treffen kam, ward Erich mit seinen Bundesgenossen nicht nur gänzlich geschlagen, sondern gerieth auch mit mehreren Anderen in des Bischofs Gefangenschaft, aus der er sich nur durch ein Lösegeld von 30000 Goldgulden befreien konnte. Der nun glückliche Prälat genoß nicht lange seines Triumphes, seiner Freude; Karl V. nahm sich des Herzogs an, verwies den Bischof zur Ruhe und erklärte ihn, da er sich hierzu nicht bequemte, in die Acht. Der übermüthige Friedensstörer vermaß sich noch, die Frage zu stellen: „Was ist denn das für ein Ding, die Acht?" — Doch schwer genug sollte er es erfahren, als sie der Kaiser dem Gesammthause der Herzoge von Braunschweig zur Vollziehung auftrug, und dieses sie so nachdrücklich vollzog, daß die Herzoge das ganze Land bis auf die Hauptstadt Hildesheim und ein kleines Gebiet umher eroberten, und in der Folge mit kaiserlicher Bewilligung und Belehnung auch behielten.

Während der Reformation und der Religionswirren blieb Erich für sich selbst bei der alten Lehre, verhinderte aber Niemand, zur neuen überzutreten. Erst als die Evangelischen anfingen, die geistlichen Güter an sich zu ziehen, ließ sich Erich 1538 in den sogenannten heiligen Bund aufnehmen, welchen die Katholiken zu ihrer Sicherheit errichteten.

Doch der Bund erfreute sich eines so edlen Mitgliedes nicht lange; denn als Erich 1540 auf den Reichstag nach Hagenau reis'te, starb er daselbst den 26. Juli im 70. Jahre an einem Blutsturze; seine Leiche wurde nach Münden abgeführt. Dieser Feldherr, welcher, wie zu Anfang schon erwähnt, so viele Schlachten und Stürme mitmachte, war dennoch eines so liebevollen, leutseligen Charakters, daß er im Hildesheimischen Kriege zur Bestreitung der Kosten lieber sein Tafelsilber verkaufte, als sein Land mit neuen Steuern zu belegen. Er war mit Elisabeth aus dem Churhause Brandenburg vermählt, und sein 1528 aus dieser Ehe entsprossener Sohn Erich der Jüngere trat später ebenfalls als ausgezeichneter Krieger in die Fußstapfen des edlen Vaters. In den letzten Jahren seines Lebens ließ Herzog Erich noch den Bau der Festung Erichsburg beginnen. —

Conrad Freiherr von Boineburg,

kaiserlicher geheimer Kriegsrath, Kämmerer und Feldoberster über die deutschen Landsknechte.

Dieser berühmte Feldherr war der Sohn Reinhards von Boineburg (auch Bemmelberg genannt) zu Bischhausen, hessischen Hofmeisters und Raths, und der Katharina von Brandenstein. Seine Geburt fällt in das Jahr 1487. In seinem zwölften Jahre kam er mit Heinrich Treusch von Buttlar als Edelknabe an den Hof des Herzogs Eberhard II. von Würtemberg; hier erhielt er den Beinamen: „der kleine Heß" (ein Beiname, den er behielt, und der von italienischen und spanischen Schriftstellern, welche die Geschichte der damaligen Zeit beschrieben, mehr gebraucht wurde, als der Geschlechtsname), wie Jener wegen seiner körperlichen Größe „der große Heß" genannt wurde. Der Herzog Ullrich, der von seinem Oheim Herzog Eberhard erzogen wurde, mit Conrad in gleichem Alter, war ihm besonders gewogen; daher war er auch unter Denen, die den Herzog Ullrich nach Innspruck zum Kaiser Max begleiteten, als er in seinem sechszehnten Jahre für majorenn erklärt wurde, um die Regierung des Landes antreten zu können (1503). Im folgenden Jahre verdiente Conrad seine ersten Sporen, als er mit dem Herzog Ullrich, der mit 20,000 Fußknechten auf Befehl des Kaisers zu dem Executionsheere gegen den Pfalzgrafen Philipp stieß, einen Theil des Landes eroberte. Im Jahre 1508 war Conrad von Boineburg unter den Hilfstruppen, die dem Herzog Ullrich im Kriege gegen die Venetianer beistanden; im Jahre 1513 war er mit dem Herzoge, der, inzwischen vom Kaiser zum Reichshauptmann ernannt, die Schwaben und die Schweizer gegen die Franzosen anführte, Dijon belagerte, aber sich zurückziehen mußte, als die Schweizer, von Frankreich bestochen, übergingen. Bei dem 1514 entstandenen Bauernaufruhr hatte Conrad sich um den Herzog so verdient gemacht, daß er ihm das Schloß Grafeneck als ein Lehen übertrug. Trotz dieser Belohnung verließ er mit 18 Grafen und Herren die Dienste des Herzogs, empört über dessen eigenhändige Mordthat an einem seiner Vertrauten, dem Johann von Hutten, in dessen junge Frau der Herzog sich verliebt hatte. (1515) Zugleich mit den Uebrigen trat Conrad von Boineburg in den

schwäbischen Bund, der wegen jenes Verbrechens dem Herzoge den Krieg erklärte, das Herzogthum eroberte und es für die aufgewandten Kriegskosten 1519 an den Kaiser Karl V. abtrat. Conrad befehligte unter dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg ein Regiment Landsknechte in dem Zuge des Franz von Sickingen gegen den Erzbischof Richard von Trier (1522). — Durch Georg von Frundsberg aufgefordert, trat er mit seinem Regimente in kaiserlichen Sold, überstieg am 22. Februar 1523 das Wormser Joch, und bildete die Vorhut des unter Frundsberg nachrückenden 20,000 Mann starken Fußvolkes. Vor Mailand traf man den Feind, die Franzosen, welche die Stadt belagerten.

Conrad, der von Frundsberg den Auftrag erhalten, einen Lagerplatz aufzusuchen, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, fand eine solche Stellung, daß am 27. April das Lager angegriffen werden konnte. Boineburg hatte das Glück, die Schweizer im ersten Ungestüm fliehen zu machen, als sie ihren Anführer, den tapferen Albrecht von Stein, todt niedersinken sahen. Die Franzosen, ihrer linken Flanke entblößt, verlassen das Lager, heben die Belagerung auf und ziehen sich nach Genua zurück mit einem Verluste von 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und hart verfolgt von Frundsbergs Heere. Pizzighettone, Lodi, Cremona wurden nun mit stürmender Hand genommen, und selbst Genua erlag diesem Schicksal, wobei Conrad stark verwundet wurde. Als aber König Franz von Frankreich im Herbste des Jahres 1524 in raschem Zuge Piemont durchschreitend, die Lombardei schleunigst zu erobern gedachte, warf sich das kaiserliche Heer, welches Mailand nicht schützen konnte, unter Anton von Leyva mit 1000 Spaniern, und unter Boineburg mit 500 Deutschen in die wichtige und feste Stadt Pavia. Der König umschloß mit seinem Heere (30,000 Mann) die Stadt. Am 28. October stürmte der Herzog von Montmorency die Vorstadt St. Antonio, welche von Boineburg und Ludwig von Lodron so tapfer vertheidigt wurde, daß der Sturm vergeblich war. — Innerhalb vier Monaten wurde dreizehn Mal derselbe vergeblich wiederholt. Mitten im Winter 1525 eilte Frundsberg vom Kaiser mit Hilfstruppen über die rhätischen Alpen nach Italien. Bei der Schlacht vor Pavia (am 24. Febr. 1525) führte Conrad am ersten seine deutschen Landsknechte über die Mauern des Thiergartens. Die Seinigen stritten unmittelbar mit dem König Franz und dessen auserlesenen Rittern. Das hatte die Folge, daß der Kaiser Boineburg zu seinem Kriegsrathe und

zum Locotenente (General-Lieutenant) Frundsberg ernannte, und eine neue Kapitulation auf drei Jahre mit ihm abschloß (2. Juni 1526).

Im November 1526 lieferte Boineburg vor Mantua der päpstlichen und venetianischen Armee unter dem Herzoge von Urbino, der sogenannten ligua pro Italia liberata, ein Treffen, in welchem ihre Macht so gebrochen wurde, daß der Papst Clemens VII. mit mehreren Kardinälen in der Engelsburg einen Zufluchtsort suchen mußte, und den Kaiser um Frieden anging. Kaum war dieser abgeschlossen, so verband sich der Papst von Neuem mit König Franz von Frankreich, dessen eidliches Versprechen gegen den Kaiser er kirchlich aufhob. Dies zu rächen, wandten sich die kaiserlichen Feldherren schnell nach Rom, um Stadt und Land in ihre Gewalt zu bekommen. Der Papst suchte das Unglück dadurch abzuwenden, daß er mit dem kaiserlichen Heerführer der italienischen Truppen, dem Marchese von Peskara, einen Waffenstillstand gegen Zahlung von 60,000 Goldgulden abschloß. Das Heer unter dem Generalissimus, dem Herzog Karl von Bourbon, mußte in Ferrara, wo es die Nachricht erfuhr, Halt machen.

Da die ausbedungene Summe kaum die rückständige Löhnung für die italienischen und spanischen Truppen betrug, und die Deutschen, wie es immer der Fall war, unbefriedigt bleiben sollten, so entstand ein Aufruhr unter den Landsknechten. Durch das Geld der Feldherren, nebst dem Versprechen, nach Rom zu ziehen, wird die Ruhe erkauft. Frundsberg trifft bei diesem unglücklichen Falle der Schlag, er übergiebt mit Zustimmung Bourbons und zur Zufriedenheit aller übrigen Befehlshaber den Oberbefehl über 35 Fahnen deutscher Landsknechte, — welche Stelle ihm überdies schon als Stellvertreter gebührte, — an Boineburg. Da der Papst auf die als Preis des Waffenstillstandes geforderte Summe nicht einging, so rückte das Heer unaufhaltsam nach Rom, und stand am 6. Mai vor dessen Mauern. Die Deutschen stürmten bei der Brücke St. Spirito, und Boineburg war der Erste, welcher mit 10 Fähnlein seiner Deutschen durch das Thor St. Spirito in die Vorstadt Sturm lief und sie glücklich eroberte. —

Der wilde Haufen ergab sich sogleich der Plünderung, worauf Boineburg die anderen 25 Fähnlein nachrücken ließ, die Zerstreuten vereinigte und Jedem mit Todesstrafe drohte, der aus dem Gliede zum Plündern gehen würde. Schnell wurde nun auch die Vorstadt Janiculum erstürmt. Als dann die Armee vereinigt vor der innern Stadtmauer stand, die Feld-

obersten jedoch, über den mittlerweile erfolgten Tod Bourbons bestürzt, unentschieden waren, ob man sofort die Erstürmung der Stadt vollenden, oder den kommenden Morgen erwarten solle, war Boineburg der Einzige, der gegen die italienischen und spanischen Befehlshaber entschieden für das Erste stimmte, darauf hinweisend, daß der Herzog von Urbino zum Entsatze der Stadt heranrücke. Und so vereinigte man sich zur augenblicklichen Stürmung Roms, nachdem Boineburg den Oberbefehl über die Truppen angenommen hatte. An der Spitze von 50 Fähnlein Deutscher, Spanier und Italiener erstürmte dieser die Sixtusbrücke, trotz den Geschützen der Engelsburg. Der am 5. Juni mit dem Papste Clemens VII. geschlossene Vertrag wurde von Boineburg mit unterzeichnet. Dieser, als der einzige deutsche Feldoberst, war nicht vermögend, alle die Verkürzungen und Betrügereien, welche man sich auf italienischer Seite in Bezug auf den Sold der deutschen Truppen erlaubte, zu hintertreiben; daher geschah es, daß, nach manchen vorausgegangenen stürmischen Scenen, am dritten Tage nach der Kapitulation ein vollständiger Aufstand der Deutschen zum Ausbruche kam. Vergebens suchte Boineburg die häufig Betrogenen zu beschwichtigen; er mußte fliehen, um sein Leben zu retten. Da es schien, als sollte Rom von Neuem der Plünderung preisgegeben werden, so ließ der Papst schnell die fehlenden Gelder zahlen. Als nun Boineburg mit seinen Knechten am 16. Juli Rom verließ und nach Spoleto zog, um die verpfändeten Städte in Besitz zu nehmen, waren die Thore verschlossen und die Mauern von den Bürgern in Orta besetzt. Da brach wiederholt bei den Getäuschten Empörung aus; mit Ungestüm drang man vor das Zelt Boineburgs, der nur auf schnellen Pferden sein Leben zu retten vermochte.

Da die Landsknechte, durch ihre Hauptleute belehrt, zu der Einsicht gelangten, daß ihr Zustand ohne Befehlshaber noch hilfloser werden würde, holten sie Boineburg mit dem feierlichen Versprechen ihrer Ergebenheit ein. Er ließ die Truppen in enge Kreise zusammenrücken und sprach mit festen Worten:

„Er sei bereit, gegen jede Klage sich zu rechtfertigen; da aber bereits zum vierten Male während seines Commando's sein Leben auf dem Spiele gestanden, so lege er sein Amt hiermit nieder, — einen Anderen, dem sie größeres Zutrauen schenkten, möchten sie wählen; doch unbeschadet dem Rechte Georgs von Frundsberg, an dessen Stelle er getreten."

Diese kurze Rede verfehlte nicht ihren Zweck; man kam zur Besin-

nung, entschuldigte sich mit dem auf dem Marsche in der verödeten Gegend ausgestandenen Hunger, und bat ihn: ferner ihr Anführer zu bleiben, für Bezahlung Sorge zu tragen, und das Versprechen von Treue und Gehorsam entgegenzunehmen.

Das Heer setzte den Marsch nach Narni fort. Auch hier waren die Thore verschlossen, weder Speise wollte man geben, noch die vom Papste ihnen als Kriegscontribution auferlegten Summen zahlen; sogar Gift hatte man unter die Confetti gemischt, die man den Hauptleuten zum Geschenk gesendet, wovon mehrere starben. Boineburg befahl daher, die Stadt zu erstürmen, und innerhalb zwei Stunden, unter Anführung von Sebastian Schärtlin und Anton von Feldkirch, am 17. Juli, ward Narni erobert und fürchterlicher als Rom behandelt. Als aber die Kunde von Rom kam, der spanische Befehlshaber Don Alarcon habe die deutschen Hauptleute aus der Engelsburg verdrängt, und es sei zu befürchten, die Spanier möchten den Papst entschlüpfen lassen, — verlangten die Landsknechte, schleunigst nach Rom geführt zu werden, um den Papst aus den Händen der Spanier und in ihre Obhut zu nehmen. Als Boineburg dieses standhaft verweigerte, sagten die Landsknechte ihm abermals den Gehorsam auf, wählten einen Ausschuß von 20 Hauptleuten, die ihr Interesse wahren und leiten sollten, und zogen endlich, nachdem sie vergebens auf Abhilfe ihrer Beschwerden von Seiten des Vicekönigs gewartet hatten, von 15,000 auf 7000 Mann zusammengeschmolzen, am 23. September nach Rom zurück, wo nichts ihrer Plünderung und ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun vermochte. Unterdessen starb der Vicekönig in Neapel am 28. September an der Pest.

Die deutschen Hauptleute waren nach und nach zu ihren Fähnlein zurückgekehrt, und selbst Boineburg wurde von dem Ausschuß gebeten, das Commando wieder zu übernehmen, indem ohne ein deutsches Oberhaupt noch weniger zu erlangen sei. Boineburg schloß darauf, nachdem die Deutschen die Engelsburg allein in Bewachung genommen hatten, mit Beirath der Vornehmsten unter den Hauptleuten, einen neuen Vertrag mit dem Papste dahin ab, daß der Letztere seine Freiheit erhalten sollte, wenn er binnen 14 Tagen 73,160 Goldkronen, und für seine persönliche Freiheit 35,000 Goldkronen gezahlt habe. Sobald die Zahlung erfolgt, würde man Rom, und innerhalb 2 Monaten auch den Kirchenstaat verlassen, sobald die völlige Soldauszahlung, 449,489 Goldkronen, erfolgt sei. Die

14 Tage verstrichen, aber das Geld blieb aus; der Papst versprach täglich zu zahlen. Die Landsknechte glaubten, ihre Hauptleute und Befehlshaber ließen sich vom Papste aus Devotion hintergehen, überfielen dieselben, mißhandelten sie und bedrohten ihr Leben. Boineburg verließ Rom noch in der Nacht und fand einen Zufluchtsort im Schlosse Rocca di Papa, wohin auch die übrigen Hauptleute sich begaben. Dem Kardinal Pompejus Colonna gelang es endlich, die Deutschen zu befriedigen; so kehrte die Ruhe zurück, und Boineburg nebst den anderen Hauptleuten wurden feierlich vom Schlosse Rocca abgeholt, wobei es an neuen Gelobungen der Treue für den Kaiser und des Gehorsams für die Hauptleute nicht fehlte. Die Unterhandlungen wegen der 400,000 Goldkronen geriethen nachmals in's Stocken; die Landsknechte, deren Dienstzeit abgelaufen, verlangten von ihren Hauptleuten Abschiedsbriefe, daß sie dem Kaiser redlich gedient; sie wollten sich in den Sold der Ligue begeben. Der Prinz von Oranien und Boineburg reis'ten daher im Anfang des Jahres 1528 nach Neapel zum Vicekönig Hugo von Moncada, welcher, in der Absicht, das Königreich und die Stadt Neapel dem Kaiser zu erhalten und von den Franzosen zu befreien, alles Geld hergab, um den Sold an die Landsknechte auszahlen zu können.

Als im Februar die letzte Musterung gehalten wurde, fand es sich übrigens, daß nur noch 5600 Mann übrig waren, mit denen Philibert und Boineburg über die Apenninen nach Neapel zogen. Alle übrigen Thaten Boineburgs in Italien wollen wir nur in der Kürze andeuten, da sie mit denen des Oberbefehlshabers Philibert von Oranien, der die in Städten des Kirchenstaates noch zerstreuten Truppen — Italiener und Spanier — befehligte, zusammenfallen. Trotz der französischen Armee unter Lautrec bahnte man sich den Weg bis nach Neapel, obgleich der Vicekönig, der mit 3000 Mann in Benevento entgegen gekommen, und del Guasto den Prinzen Philibert davon abzuhalten suchte. Man sagte nämlich: „Es sei rühmlicher, den Franzosen eine Schlacht anzubieten, als sich hinter die Mauern von Neapel zu stellen."

Wie bei Rom, so gab auch hier Conrad von Boineburgs Beistand und Rath dem tapferen, aber sehr leichtsinnigen, erst 26jährigen Philibert die Kraft, es durchzusetzen, gegen den Wunsch des spanischen Feldherrn, die Hauptstadt Neapel in Gehorsam für den Kaiser zu erhalten, und für das kaiserliche Heer einen Stützpunkt zu finden, da die Einwohner franzö-

sisch gesinnt waren. — Neapel nahm die Deutschen auf, welche bald darauf von dem französischen Heere belagert wurden, und sogar auf der Seeseite durch die genuesische Flotte unter Andreas Doria. Das Seegefecht, welches der Vicekönig Hugo von Moncada selbst leitete, fiel unglücklich aus; er selbst verlor dabei sein Leben, und der Marchese del Guasto, der, wie wir gesehen, auch ein Widersacher Philiberts und Conrads war, fiel mit sehr vielen anderen kaiserlichen Offizieren in Gefangenschaft. Dieser scheinbare Verlust war ein Glück für die kaiserlichen Waffen: Boineburg trat an del Guasto's Stelle, und so wurde Einheit in den Kriegsoperationen hergestellt. Die ausgebrochene Pest im französischen Belagerungsheere, die binnen einem Monate zwei Dritttheile davon aufrieb und selbst Lautrec hinraffte, machte den Sieg des Feindes unwirksam. Am 29. August des Nachts zog das kaum noch einige tausend Mann zählende französische Heer von Neapel sich zurück. Boineburg wurde befehligt, mit den deutschen Landsknechten eiligst nachzusetzen. Bei Aversa wurde es erreicht, die Nachhut gefangen genommen, das Mitteltreffen zurückgeschlagen, die Vorhut unter dem Markgrafen von Saluzzo, der verwundet nach Aversa ging, am anderen Tage im Sturme überwältigt. Der Markgraf von Saluzzo, mit dem übriggebliebenen Theile des französischen Heeres von Boineburg als Gefangener nach Neapel geführt, verschied daselbst bald an seinen Wunden. Wenn auch gleich das französische Heer vernichtet, Neapel befreit, Capua und viele andere Städte sich ergaben, so wurde in Apulien, in den Abruzzen und in den Apenninen der Krieg durch die französischen Parteigänger, meistentheils aus den abtrünnigen neapolitanischen Fürsten bestehend, und durch die Venediger mit abwechselndem Glücke geführt. — Der Prinz Philibert ließ in vier Heerhaufen unter Boineburg, Marchese del Guasto, der gegen einen anderen französischen General wieder ausgewechselt war, Ferdinand von Gonzaga und Alarcon die Halbinsel durchstreifen, die Städte einnehmen, und einige von den gefangenen Fürsten zur Abschreckung Anderer in Neapel hinrichten, bis der Dammfrieden, am 5. August 1529 in Cambray geschlossen, dem Kampfe zum Vortheile des Kaisers ein Ende machte. Boineburg verließ mit dem Oberfeldherrn und einer Armee von 15,000 Mann Neapel, worin der Kardinal Colonna unter Bedeckung von Alarcon zurückblieb, um in Rom (13. Juli 1529) vom Papste Subsidien an Geld, Geschütz und Hilfsmannschaft zu erhalten. Auf dem Marsche dahin zog der Oberfeldherr die in den Schlössern

zerstreut liegenden Garnisonen ein, so daß das Heer eine Stärke von 40,000 Mann erhielt. Die Eroberung von Florenz, die unter Ferrucci ihren Fürsten verjagt, und die übrigen Städte in Toscana wurden nun zum Gehorsam gebracht. Auch hier leitete Conrad durch seine Erfahrungen die kriegerischen Unternehmungen, und schlichtete nicht weniger die Zwietracht, die zwischen Philibert und del Guasto noch immer herrschte und öfters glückliche Erfolge hemmte.

Die Städte Ispellan, Perugia, Cortona, Pietra Santo, Muliona, Pistoja und Arezzo wurden erobert. Castiglione Fiorentino, Firenzurta und Scarperia unterwarfen sich; Florenz selbst wurde belagert und ergab sich erst nach eilf Monaten. Boineburg kehrte 1530 nach Deutschland zum Kaiser zurück, hielt Abrechnung mit der kaiserlichen Kammer wegen der vielen Forderungen, die er in den italienischen Feldzügen zu machen hatte, und erhielt vom Kaiser die Herrschaften Schälklingen, Ehingen und Berg in Vorderösterreich lebenslänglich verpfändet.

Boineburg war auch in dem Gefolge des Kaisers auf dem Reichstage in Augsburg. Im Anfange des Jahres 1531 (2. Jänner) zu Köln stellte der eben zum römischen König erwählte Ferdinand einen Bestallungsbrief an Conrad von Boineburg zu seinem Rathe und Diener als Feldhauptmann über 12,000 Landsknechte aus, und belieh ihn mit der Jagdgerechtigkeit des Hochwildpretes in den Waldungen der Herrschaft Bremerlau. Boineburg war auch einer von den zwölf Kriegsräthen, die dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg für den projectirten, aber vereitelten Zug gegen die Türken beigegeben waren. Von Boineburg wird namentlich angeführt, wie er mit dem Pfalzgrafen Friedrich unweit des Wienerwaldes bei Neustadt am 14. September die fliehenden Spahis und Janitscharen in den Ebenen so empfangen, daß, was nicht getödtet, aufgelös't in eiliger Flucht der Grenze zugeeilt sei. Der Zufall wollte, daß der Kurfürst Joachim, die Grafen Montfort und Losenstein mit böhmischen und schlesischen leichten Reitern diese Stelle besetzt hatten, die Fliehenden aufhielten und vollends gefangen nahmen.

Im Jahre 1534 führte Boineburg den Oberbefehl über 17 Fähnlein, die das Herzogthum Würtemberg gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, der für seinen Vetter Herzog Ullrich das Land erobern wollte, vertheidigen sollten. In der unglücklichen Schlacht bei Laufen, am 12. Mai 1534, wo der Statthalter von Würtemberg, Pfalzgraf Philipp, tödtlich

verwundet, und Boineburg selbst durch einen Schuß zum Commandiren unfähig gemacht wurde, mußten beide Feldherren sich glücklich schätzen, nicht gefangen zu werden, weil der Landgraf Philipp noch einmal so stark war, als die Kaiserlichen. Dieses Ereigniß hatte zur Folge, daß nach dem Cadanischen Vertrag der Herzog Ullrich sein Land wieder erhielt, und nach §. 2 der König Ferdinand die Entschädigung an Conrad von Boineburg wegen des Schlosses Grafeneck zu übernehmen versprach. Im Jahre 1536 war Boineburg im Gefolge des Kaisers, als dieser am 6. April seinen Einzug in Rom hielt.

An demselben Tage stellte der Kaiser zu Rom eine Urkunde aus, worin er ihn bevollmächtigte, ein Regiment Landsknechte zu 3000 Mann auf 4 Monate anzuwerben. Innerhalb 4 Wochen konnte Conrad, als am 6. Mai der Krieg gegen Frankreich ausbrach, dem kaiserlichen Heere in Piemont sein Regiment zuführen, und dem Feldzuge in Frankreich, der unter Anführung des Kaisers selbst bis Ende November mit abwechselndem Glücke geführt wurde, mit beiwohnen. Auf dem Reichstage zu Speier (9. Februar 1542) wurde auf persönlichen Antrag des Königs Ferdinand um neue Reichshilfe gegen die Türken sofort beschlossen, zum Generalissimus den Kurfürsten Joachim zu bezeichnen und 8 Feldobersten aus den verschiedenen Kreisen zu wählen. Conrad von Boineburg war unter denselben; er erhielt den Oberbefehl über 84 Fähnlein Fußvolk. Wenn auch die Reichshilfe sehr säumig erschien, so daß das vereinigte Heer erst Anfangs Juli die ungarische Grenze überschreiten konnte; um so schneller jedoch wurde Stuhlweißenburg und Wissegrad erobert. Bei der Frage: Ob Ofen oder Pesth zuerst zu belagern sei, entschied der Kriegsrath, gegen die Ansicht der Ungarn, einstimmig, erst Pesth zu nehmen, ehe man Ofen belagern wollte. In dem Kriegsgerichte ward hervorgehoben, daß Kurt von Boineburg, der kleine Heß, diesen Beschluß hervorgerufen habe. Zum Zwecke des Ueberganges wurden bei Waizen vom linken Donauufer her zwei Brücken geschlagen, die Margaretha-Insel wurde besetzt, und am ersten Tage (29. Sept.) nach einem hitzigen Gefechte zwischen dem deutschen Fußvolke unter Conrad von Boineburg und den Janitscharen, wurden Letztere in die Stadt getrieben. Mit 40 Geschützen ward am 3. October Bresche geschossen und der Sturm begann; die Italiener und Ungarn kamen zuerst, die Deutschen unter Conrad von Boineburg als Reserve. — Als ein Kundschafter gleich darauf die Nachricht brachte, daß die türkische

Armee unter Soliman über die Save gesetzt sei, auch in Rücksicht auf die späte Jahreszeit (Ende October) beschloß man, den Rückzug anzutreten. — Dieser wurde im November ausgeführt.

In dem Kriegszuge gegen Frankreich, welcher vom Kaiser Karl und König Heinrich von England beschlossen war, befand sich Boineburg mit **22** Fähnlein bei dem kaiserlichen Heere, das **50,000** Mann stark in Frankreich eindrang (im Juni **1544**). Boineburg commandirte die Belagerung in St. Disier unter den Augen des Kaisers selbst, zufolge deren, trotz hartnäckiger Gegenwehr, am **17**. August unter anständigen Bedingungen die Thore dem Kaiser sich öffneten. Unaufhaltsam rückte die Armee auf geradem Wege nach Paris vor. Espernay und Chateau Thierry wurden genommen, Meaux von Boineburg, der nur noch **15** Fähnlein hatte, erstürmt, dem Heere der Uebergang über die Marne gesichert, und nichts stand dem Kaiser mehr im Wege, in das wehrlose Paris einzurücken. Da versagt plötzlich der König Heinrich von England, eifersüchtig auf allzu große Vortheile, die der Kaiser dadurch erhalten würde, die Unterstützung seines Heeres. Um sich nicht der Gefahr auszusetzen, mit dem nur noch **30,000** Mann starken Heere eingeschlossen zu werden, fand man es gerathen, am **18**. September zu Crespy bei Meaux, welches Boineburg besetzt hielt, den Frieden mit Frankreich abzuschliessen. Boineburg folgte darauf dem Kaiser mit seinen Fähnlein nach Brüssel, und begleitete Letzteren, als derselbe am **15**. Mai **1545** auf den Reichstag nach Worms sich begab. Auch auf dem Reichstage zu Regensburg (**6**. August **1546**) war Boineburg und wurde vom Kaiser und römischen König mit Missionen an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen zu Hessen in Religionsangelegenheiten betraut. Dieses gab aber Veranlassung, daß der Kaiser Boineburg in Verstrickung legen ließ, als der Letztere auf Befehl des Herzogs Wilhelm von Baiern, da Conrad auch baierischer Rath und Pfleger von Friedberg war, das Städtchen Rain am Lech den verbündeten protestantischen Fürsten übergeben hatte. Doch jeder Verdacht wurde durch persönliche Verwendung und Aufklärung des Herzogs beim Kaiser gehoben, und Boineburg genoß das Vertrauen nach wie vor. Die verbündeten Fürsten zogen sich im Spätherbst mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und unterwarfen sich scheinbar dem Kaiser. Boineburg wurde nun im November vom Kaiser zum Landgrafen Philipp nach Cassel gesandt, um zu erklären, an welche Bedingungen die kaiserliche Verzeihung sich knüpfe. —

Boineburg hatte bei dem Kaiser angehalten, seine Ungnade nicht auf den hessischen Adel zu werfen, der aus Vasallenpflicht dem Aufgebote des Landgrafen habe Folge leisten müssen; der Kaiser versprach ihm Gewährung, wenn der Adel sich nicht vom Landgrafen zur Vertheidigung seiner Vesten gebrauchen lassen wolle. Conrad von Boineburg ließ daher bei seiner Anwesenheit in Hessen, worin er selbst beträchtliche Güter hatte, den kaiserlichen Entschluß dem Adel bekannt machen, und dieser hielt ohne Wissen des Landgrafen am Ende des Jahres eine Zusammenkunft in Rottenburg. Conrad von Boineburg erhielt aber vom Landgrafen Philipp auf seinen Vortrag die mündliche Abfertigung mit barschen Worten: „Das sei ihm unmöglich!"

Zur Erwiderung sagte Conrad dem Landgrafen: „Der Kaiser, sein allergnädigster Herr, habe ihm befohlen, zu entgegnen: Der Landgraf möge dann den Kaiser für keinen gnädigen seiner Person ansehen!"

Bei Boineburgs Zurückkunft war er einer der kaiserlichen Commissäre, welche, nachdem der Herzog Ullrich persönlich knieend vor dem Kaiser Abbitte gethan, und 300,000 fl. zu bezahlen versprochen, die Huldigung der Einwohner in Stuttgart im Namen des Kaisers anzunehmen beauftragt wurde. —

Im Schmalkaldischen Kriege war Boineburg mit den deutschen Landsknechten ebenfalls gegenwärtig, namentlich in der Schlacht bei Mühlberg. Er erhielt den Befehl, die Grafschaft Mansfeld einzunehmen; doch nur nach einer hartnäckigen Vertheidigung des sächsischen Commandanten Albrecht von Leipziger eroberte er das Schloß Mansfeld (15. Juni 1547). Der Graf Albrecht von Mansfeld fiel in die Reichsacht und verlor seine Besitzungen. Der Kaiser aber verlieh an Boineburg, zur Belohnung seiner Thaten bei der Schlacht von Mühlberg, Schloß und Amt Rottenburg. Conrad überließ jedoch diese Besitzung dem Erzbischof Johann Albrecht von Magdeburg, als dem Lehnherrn, gegen eine Summe von 8000 fl. Als auf dem Reichstage zu Augsburg (24. Februar 1548) Herzog Moritz von Sachsen von Karl V. mit der Kurwürde belehnt wurde, war Conrad von Boineburg einer von den Rittern, die hinter dem neuen Kurfürsten hergingen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er durch das Schloß Manstädt ein Vasall des Kurfürsten war. Auf diesem Reichstage gebrauchte ihn Kaiser Karl zu verschiedenen Reichsgeschäften. Nach Beendigung des Krieges begab sich Conrad auf seine vom Kaiser Karl V. seit 1530 ver-

pfändeten Herrschaften Schälklingen, Ehingen und Berg, und blieb daselbst bis zum Anfange des Jahres 1552, wo die Reichsstadt Ulm ihm die Vertheidigung der Stadt „im Fürstenkriege" anvertraute, nachdem ihm vom Kaiser am 5. April die Erlaubniß gegeben war. Ulm nämlich hatte keine Lust, wie Augsburg und Nürnberg, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen mit den verbündeten Fürsten seine Thore zu öffnen, blieb dem Kaiser treu und vertheidigte sich vom April bis Anfangs August so tapfer, daß der Kurfürst Moritz selbst, wie auch später der Markgraf Albrecht von Brandenburg unverrichteter Sache abziehen mußten, nachdem sie die 18 Dörfer der Stadt Ulm abgebrannt und von den übrigen 4 Marktflecken 50,000 fl. Brandschatzung erpreßt hatten.

Während der Belagerung soll aus dem verbündeten Hauptquartier der Hauptmann Balthasar Finger nach Ulm als Spion gesendet worden sein, Kurt von Bemmelberg zu tödten. Finger aber wurde gefangen, und da er schon früher wegen Beraubung und Plünderung in gefänglicher Haft gewesen, ließ ihn Boineburg nach gehaltenem Kriegsgerichte, auf Befehl des Kaisers, zu Ulm enthaupten. Der Kaiser Karl V. schrieb an Boineburg und forderte ihn auf, sein Möglichstes beizutragen, daß die Veste Helfenstein wieder erobert werde (30. Juli). Boineburg zog darum am 4. August mit 8 Fähnlein und 300 Reisigen, welche sein Schwager, der Graf Ulrich, befehligte, gegen die Veste, und belagerte dieselbe so, daß die Besatzung mit Verlust von 300 Todten nach 6 Tagen auf Gnade und Ungnade sich ergab. Nachdem am 4. August zu Passau der Friede zwischen dem Kaiser und Kurfürst Moritz unterzeichnet war, sammelte Ersterer ein Heer, um den König Heinrich von Frankreich, der bis Straßburg vorgedrungen, zu vertreiben. Als der Kaiser Karl V. am 2. September in Ulm ankam, trat Boineburg mit 25 Fähnlein Fußvolk in des Kaisers Dienst wieder ein. Der Kaiser, an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann, wollte die durch Verrätherei in die Hände der Franzosen gekommenen Bisthümer der Städte Metz, Toul und Verdun wieder erobern, und obgleich das kaiserliche Heer überall Sieger auf freiem Felde blieb, so mußte Karl V., selbst krank, nach einer Belagerung von 56 Tagen und mit einem Verluste von 30,000 Mann, am 26. December dieselbe aufheben und nach den Niederlanden sich zurückziehen, wohin Boineburg mit seinen Fußknechten, nur noch aus 10 Fähnlein bestehend, folgte. Er hatte das Glück, am 21. Jänner 1553 mit stürmender Hand Hesdin (Neuhen-

din) zu erobern. In der berühmten Schlacht von St. Quentin am Laurentiustage deckte er mit deutschen und spanischen Truppen, sowohl Fußvolk als Reiterei, das befestigte Lager. Nach dem Frieden von Cambresis (4. April 1559) begab sich Boineburg auf seine Statthalterschaft in Vorder-Oesterreich, namentlich auf das Schloß Schälklingen, wo er am 29. Juni 1567 starb und in der Pfarrkirche daselbst begraben wurde. In der Ambrasischen Sammlung zu Wien befindet sich seine Rüstung unter der Nr. LXXI., wie auch sein Bildniß unter Nr. 798. Es ist eine vollständige Stahlrüstung mit Gold ciselirt, auf dem Brustharnisch links ein Crucifix mit der Jahreszahl 1551, rechts ein Ritter knieend, in betender Stellung, einen Commandostab in der rechten Hand haltend, mit der Inschrift:

„Ist das Endt gutt so ists alls gutt!"

darüber ein Todtenkopf eingravirt. Eine ähnliche Rüstung von ihm befindet sich in dem Rittersaale des Grafen von Erbach zu Erbach. Boineburg war mit Susanna von Neuhausen, Witwe von Hans Freiherrn Schenk von Winterstetten vermählt und erzeugte mit ihr einen Sohn, Conrad. Wie sein Vater, trat auch dieser in den Kriegerberuf, ward kaiserlicher Oberst der Reiterei, und zeichnete sich in den damaligen Kriegen aus, worin er, eben so wie sein Vater, die Ritterwürde erhielt.

(Oesterreich. Militairlexicon von Meynert und Hirtenfeld, Bd. I.)

Niklas Graf Salm,

kais. General und Commandant von Wien während der ersten türkischen Belagerung.

Aus einem erlauchten Geschlechte, dessen eigentlicher Ursprung sich in das Nebelgrau über die Gründung des Frankenreiches hinaus verliert, dessen Glieder schon in den Tagen des gleichfalls an den Ufern der Maas gebornen und im Ardennerwalde mächtigen älteren Pipin mit der Grafenwürde geschmückt, in Urkunden auftreten, aus dem Hermann von Luxemburg, Gegenkaiser wider Heinrich IV., hervorging; aus einem Geschlechte, das Napoleon in der Person des Grafen Hugo seiner mehr

als tausendjährigen Stammburg und Stammeigens beraubte, weil er durchaus nicht abschwören wollte, deutsch und österreichisch zu sein, und als ein Höfling des Usurpators, ein willkommenes Beispiel der Abtrünnigkeit zu geben, wurde Graf Niklas Salm im März 1459 dem Grafen Hanns, dieses Namens dem Siebenten, durch Anna von Harcourt geboren.

Es war die Zeit des Verfalls, ja des Unterganges, des seit lange in roher Selbstvergessenheit und in kurzsichtiger Verkennung der Zeit hinsiechenden Ritterthums. Burgen und Klöster hatten bereits aufgehört, der Größe, des Glanzes, des Einflusses ausschließende Heimath zu sein. Die Hansa hatte Kronen gegeben und genommen. Der Bund der rheinischen und der schwäbischen Städte hatte wider Fürsten und Adel sieghaft gestritten. Im Rütli, zu Brunnen unter der Eiche von Truns, tagten und schwuren Herren, Aebte und Bauern, als Pairs. Am Morgarten, bei Laupen, bei Sempach und Näfels gaben die wohlgerüsteten Grafen, Freiherren und Ritter den nackten Schweizerbauern blutiges Lehrgeld. Einige weise Fürsten von Oesterreich, Albrecht der Weise, Rudolph IV., Albrecht mit dem Zopfe, Friedrich mit der leeren Tasche, hatten im rechten Augenblicke und in den gehörigen Schranken mit dem Zeitgeiste transigirt. Des alten Ritterwesens Augen richteten sich nun gemeiniglich auf den Hof von Burgund. — Philipp dem Guten, „dem großen Herzog des Abendlandes“, wie der persische Usun Hassan ihn nannte, dem Stifter des goldenen Vließes, war sein Sohn nachgefolgt, Karl der Kühne, ein prächtiger, stolzer, unbeugsamer Held, sein Hof der glänzendste, sein Gefolge das zahlreichste, Er selbst voll Absichten auf königliche Würde, auf das Reichs-Vikariat des linken Rheinufers, auf Ausbreitung seiner Hoheit von der Nordsee bis an das Mittelmeer, wonach er mit seiner ganzen Kraft, ja mit der gesammten abendländischen Christenheit Konstantinopel erlösen, die Türken aus Europa vertreiben wollte. — Unter und mit diesem Fürsten, Herrn von Luxemburg, sollte man nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge meinen, würde Niklas Salm geeifert haben, die ersten Sporen zu verdienen. Er that es gegen ihn. — Zum ununterbrochenen Zusammenhange seiner gewaltigen Macht, von der mittelländischen See bis an die holländischen und friesischen Küsten, fehlte dem Burgund nur Lothringen noch. Das Elsaß war ihm durch Erzherzog Sigmund von Tyrol verpfändet, Savoyen völlig ergeben, König René verhieß ihm das Erbe der Provence. Den

Herzog von Lothringen, den jungen René, vertrieb Karl aus seinem Lande, hielt in dessen Hauptstadt Nancy einen prunkenden Einzug. Der Tiber seiner Zeit, Ludwig XI. von Frankreich, wahrnehmend, wie ihn Karl von Italien und Deutschland abschneiden wollte, hatte die Schweizer auf ihn gehetzt, hatte zuvörderst Bern durch das Haus Diesbach gewonnen. Die Eidgenossen verbanden sich mit dem verjagten Herzog von Lothringen, versöhnten sich nach anderthalbhundertjähriger Feindschaft mit Oesterreich, mit Sigmunden. Der Ritter von Hagenbach, Karls tyrannischer Landvogt im Elsaß und Sundgau, wurde übermannt und enthauptet. Karl zog zur Rache wider die Eidgenossen, wie Xerxes auf die Griechen, mit dem nämlichen Ausgange. — Auch von Sigmunden aus Tyrol stießen zu den Schweizern reisige Söldner. Das Aufgebot der Vorlande führte Graf Oswald von Thierstein, ein freudiger Kampfesheld, und Friedrich Kappler, Vogt zu Mümpelgard. Unter ihm diente auch der siebzehnjährige Graf Niklas Salm.

Immer waren die Salme den Lothringern treu ergeben, darum mag auch Niklas auf der Schweizer Seite wider Karl gestritten haben, für René's Wiedereinsetzung. — In drei Schlachten verlor Karl bei Granson (2. März 1476) den unermeßlichen Schatz, die prächtigen Gezelte, die Diamanten, die ungeheuren Perlenkränze, das Hauptsiegel, die Staffeleien von Gold- und Silbergeräth, die Hunderte von Kisten mit Gold- und Silberstoffen, über tausend Buden von Specereien und Köstlichkeiten, das Geschütz, die Vorräthe ohne Gleichen. Bei Murten (22. Juni 1476) ward der See von Burgunderblute roth, das Murtner Beinhaus voll, — beim Entsatz des belagerten Nancy (6. Jänner 1477) verlor Karl, auf der Flucht mit dem Pferde stürzend, das Leben in einem kleinen Sumpfe.

Vor der Murtner Schlacht nahmen viele der ersten Edeln (auch Niklas Salm) den Ritterschlag von den Grafen von Thierstein und Oettingen, von Hanns Waldmann, Bürgermeister zu Zürich, von Wilhelm Härter, Hauptmann der Straßburger. Selbst der vertriebene fünfundzwanzigjährige Herzog René verschmähte in der glorreichen Stunde nicht die Zeichen ritterlicher Ehre aus Bürgerhand. — Drei Monate nach der Nancy-Schlacht gedieh durch Karls Tochter Maria der Nachlaß von Burgund an den Erzherzog Maximilian. — Salm, der unter Habsburgischem Banner für Lothringen dort die erste Waffenthat gethan, ward nun, da Luxemburg dem herrlichen Max gehorchte, diesem „letzten Ritter", wie die

Nachwelt ihn mit Recht nannte, noch enger verbunden. — Unter demselben Hauptmann, unter dem er wider Burgund gestritten, und Friedrich Kappler, focht Salm, zehn Jahre später, wider Venedig. — Untreue, Gewalt und unverdientes Glück gegen die Carrara und Scala hatte die Herrschaft des Marcuslöwen, über den Garda-, Iseo- und Idro-See, bis an und über die Adda ausgebreitet. Venedig war in die tyrolischen Berge gedrungen und spielte den listigen Vermittler und den übermächtigen Nachbar zwischen den Bischöfen von Trient, den Grafen von Arco, Castelbark und Lodron. Längst war die hohe Signoria eifersüchtig auf Oesterreichs Nachbarschaft, gemehrt im Küstenlande und durch Triest, gemehrt durch die nahe Erbschaft von Görz und durch den gleichfalls nahen Rückfall Tyrols von dem kinderlosen Sigmund (für den sich der Erde Schooß, reichlich die edelsten Metalle spendend, vergebens aufthat, der der Münzreiche hieß und ewig der Geldarme blieb) an den römischen König Max und an seinen Vater, Kaiser Friedrich. Ihr bangte vor Friedrichs Plänen auf Mailand, vor Marens ruhelosem Thatendurst, vor den Umwälzungen, welche die Erlöschung des Geistes der alten Sforza und des weisen Alfons in Sicilien, welche die Ränke des Ludovico Moro Sforza und Frankreichs Absichten auf Italien hervorbringen würden!! — Die Fehde brach aus zwischen Tyrol und Venedig. Der berühmte Condottiere Robert Sanseverino rückte vor Trient. Bei Callian lagerten sich die Venetianer. Ihr Feldherr verlor Zeit mit der Belagerung der beherrschenden Burgen Romi, Beseno und Stein am Kallian. Am **10.** August **1487** überfiel ihn Kappler, an Zahl viel geringer. Panischer Schrecken brach in die Glieder der Venediger. Ein wildverworrener Knäuel, den Feldherrn selber mit sich fortreißend, drängte Alles der Etsch und der Schiffbrücke zu. Andrea da Borgo hieb die Stricke entzwei, die Weichenden zu verzweifelter Gegenwehr zu nöthigen. Dies altrömische Mittel schlug fehl, Sanseverino selber (Reiter und Roß waren schwer geharnischt) fand seinen Tod im angeschwollenen Strome. Viele vom deutschen Adel und vom schwäbischen Bunde hatten mitgestritten, die Zollern und Embs, die Rechberg, Andlau und Frundsberg, die Kageneck, Salm, Pfyrt, Reinach, Freiberg, Knöringen und Hattstatt ꝛc.

Als Maximilian, nach einem vierjährigen Himmel auf Erden, Marien durch den Tod verloren, regte sich auf's Neue in den Flamändern der stolze Meutergeist, der die Hand der Erbfürstin eigenmächtig vergeben

und ihre Räthe hingerichtet hatte. Die Flammänder bestritten Maxen die Vormundschaft über seinen Sohn Philipp, sie unterhandelten mit Frankreich, sie schlossen für sich allein den Frieden von Arras, der nicht nur verschiedene Bezirke, sondern auch Maxens Tochter Margaretha vergab, die dem Dauphin Karl verlobt, nach Paris abgeführt, daselbst erzogen, in der Folge aber zurückgesendet wurde.

Maximilian wurde zuletzt gar in dem vermessenen Brügge, das ihn zu sich geladen (1. Februar 1488), gefänglich angehalten und mehrere seiner Räthe ermordet. Mehrmals drohte ihm von dem tollsinnigen Pöbel Gefahr des Lebens. — Niklas Salm war ihm bis an die Pforte der Haft nachgefolgt, mehrmals die eigene Brust zum Schilde bietend, mehrmals mit den eigenen Riesengliedern ihn wider den rasenden Andrang bedeckend. Fruchtlos war des treuen, muthigen Narren, Kunz von der Rosen, frommes Wagstück, als Mönch verkleidet seinen geliebten König zu befreien und an seiner Statt sich hinzugeben. — Das Reichsheer mit dem alten Kaiser kam zur Hilfe, zur Rache. Alle Getreuen, Salm unter ihnen, eilten ihm entgegen. Zu Frankfurt und zu Tours ward Friede mit den Empörern und mit dem ihnen verbündeten Frankreich. Die Flammänder thaten fußfällige Abbitte, zahlten Strafgeld, erkannten Maximilian neuerdings als Vormund und Regenten. — Die Rädelsführer, der Graf von Romont, Wilhelm von Aremberg mit dem Bart (insgemein „der Eber vom Ardennenwald"), Wilhelm Rine, Hanns Copenolle, Daniel Donreden, Adrian von Rossenghem, hatten theils in offenem Treffen, theils auf dem Blutgerüste den Tod gefunden, theils waren sie landesflüchtig, theils trugen sie in der Heimath verschuldete Armuth und Schmach. Den Treuen blieb der verdiente Lohn nicht aus.

Graf Niklas Salm, der vordersten Hauptleute Einer, empfing mit Veit von Wolkenstein, des Hofes von Burgund und überhaupt der damaligen Ritterschaft köstlichstes Zeichen, das goldene Vließ. — Hier in den bewegten Niederlanden war er auch dem alten Kaiser Friedrich bekannt geworden.

Unter Friedrichs wichtigsten Werkzeugen und Günstlingen aus der Steyermark war (mit Andreas Baumkircher und mit Balthasar Eggenberger, doch mit besserem Ausgang, als Baumkircher durch die trügerische Vesperglocke, unterm Henkersschwert, der Eggenberger aber in der ewigen Haft des Gratzerschlosses gefunden), Kaspar, der Sohn Sigmunds von

Rogendorf. Er war in seiner Jugend Hauptmann der Stadt Marburg und Judenrichter daselbst, in späterer Zeit Landesverweser in der Steyermark gewesen. Kaspars Ansehen und Vermögen war bedeutend gemehrt durch die Heirath mit der Erbtochter eines angesehenen Hauses, mit Margarethen von Wildhaus, die ihm 1480 den nachmals berühmten Wilhelm von Rogendorf gebar.

Niklas Salm, obgleich 21 Jahre älter und bereits schlachterprobt, nahm Wilhelm von Rogendorf als Zeltgenossen, Waffen- und Herzensbruder an, das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn dadurch am trefflichsten ehrend, daß er ihm in Wilhelm einen gleichen Hort heranzog für die Tage der Gefahr. Salm stiftete 1506 Rogendorfs Heirath mit Elsbeth, Grafen Hannsens zu Oettingen Tochter, und wurde zuletzt noch seines Zöglings und Waffenbruders Schwager; denn obgleich zweiundsechzigjährig und mit den Lorbeern von siebzehn Feldzügen geschmückt, doch noch immer derselbe gewaltige Kampfheld, reichte er (1521) seine Hand der Schwester seines Waffengenossen.

Salm war zu Mecheln und zu Brüssel dem Erzherzog Philipp, Maxens einzigem Sohne, Oesterreichs einziger Hoffnung, als Rath und Feldhauptmann eine wichtige Stütze. — Philipp hatte sich (21. Oct. 1496) mit Johannen, der Erbtochter Ferdinands des Katholischen von Arragon, und Isabellens, der Erbin von Castilien und Leon, vermählt. — Als (26. November 1504) Isabella verstorben, wurden Johanna und Philipp als Könige Castiliens ausgerufen. Aber Ferdinand bewegte Himmel und Hölle, allein zu herrschen. Nach zahllosen Hindernissen und Zögerungen segelten endlich Philipp und Johanna aus Flandern nach Castilien, zu ihrem einzigen Schirm ein Häuflein treuer deutscher Knechte, befehligt von Niklas Salm, und unter ihm von Wilhelm Rogendorf und Wolf Grafen zu Fürstenberg.

Des hohen Paares große Gefahr zeigte schauderhaft ein Handbrieflein Fürstenbergs an den Kaiser Max (dd. Corogna d. 12. Mai 1506). Die Kronen Spaniens und der neuen Welt verblieben Philippen und jene Bosheit Ferdinands, selbst seine Heirath mit einer Nichte des französischen Königs scheiterten an des Kardinals Ximenez erhabenem Sinn für mächtige Einheit des nach mehr als siebenhundertjährigem Kampfe wider die Mauern endlich vereinigten Hispaniens.

Diese Bewegungen jenseits der Pyrenäen ermunterten Ludwig XII.

den Traktat von Blois zu brechen, der Marens Enkel, Philipps und Johanna's Sohn, dem Infanten Karl (nachher als Kaiser V.) mit Ludwigs Tochter Claudia verlobt und ihm auf Ludwigs erblosen Hintritt Mailand, Genua und Bretagne, nebst den Grafschaften Asti und Blois, das Herzogthum Burgund, Maconnois, Auxerrois und Bar-sur-Seine gesichert hatte. Der französische König legte mit den Waffen Genua's innere Unruhe bei, des Adels Rechte wider die wilden Umgriffe des Volkes beschirmend. — Max brach in Italien fast im gleichen Augenblicke ein, als Ludwig eben wieder über die Alpen zurückgegangen war, und nun hätten ihn der Papst und Venedig wieder eben so schnell in die Heimath zurückgewünscht, so eifrig sie ihn herbeigerufen hatten. Ja, die Signoria war diesmal in ihrer mißtrauischen Staatsklugheit so unklug, Maximilian den zu seiner Krönung angesuchten unschädlichen Durchzug rund zu verweigern. Dessen mit Recht erzürnt, drang Maximilian (im Februar 1508) mit drei Heeren aus den Schluchten Tyrols, Kärnthens und Oesterreichs hervor. Das eine führte er selbst, sein geliebter Erich von Braunschweig das zweite, in des dritten Oberbefehl theilten sich Graf Niklas Salm und Markgraf Casimir von Brandenburg (in wenigen Jahren auf einer größeren Bahn, im Ungarlande das seltene Beispiel brüderlicher Eintracht und ungetheilter Kraft, bei getheilter Gewalt und Vollmacht wiederholend). — Das gänzliche Ausbleiben der Reichshilfe und der schweizerischen Söldner zog inzwischen bald einen schnellen Rückzug und schon im Juni einen dreißigjährigen Stillstand nach sich.

Aber noch im December desselben Jahres (1508) vereinigte die berühmte Ligue von Cambray, Julius II., Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand den Katholischen zum Untergange Venedigs, zur förmlichen Theilung all seines Besitzthums auf dem festen Lande. — Ludwig war diesmal der Schnellste, und schon waren alle Plätze der Terra ferma bis über den Gardsee hinaus überschwemmt. Langsam rückten die deutschen Landsknechte aus Tyrol und Kärnthen herab. Erst im Juli 1509 vermochte es Maximilian, mit Macht im Felde zu erscheinen.

Bald nach einander fielen Verona, Vicenza, Padua. Mit ungemeiner Schnelligkeit bewirkte Niklas Salm die Eroberung von Istrien und von ganz Friaul. Das einzige Treviso leistete hartnäckigen Widerstand. Der Fall des wichtigen Küstenplatzes Marano wurde als Vorarbeit des vom Kaiser, wiewohl fruchtlos, unaufhörlich betriebenen Angriffes auf die

stolze Inselstadt selber, für so wichtig geachtet, daß sie eine Stelle fand unter den größten Begegnissen der Regierung Maxens, unter den herrlichen Basreliefs seines Mausoleums zu Innspruck, von der Meisterhand Alexander Collins von Mecheln.

Der Feldzug in Istrien und Friaul gab Niklas Salm noch einen anderen Zögling für die großen Geschäfte des Krieges und Friedens, einen Vetter Rogendorfs, den nachmals durch seine Missionen an den scandinavischen Nero, Christjern, an die Jagellonen in Ungarn und Polen, an den Czaar Iwan Wassiljwitsch, an den großen Suleyman so berühmten Sigmund von Herberstein, über dessen Nachrichten von dem ungeheuren, aus Asien herüberstrebenden Rußland ganz Europa damals eben so erstaunte, wie über die durch Columbus und Vasko de Gama neu aufgeschlossenen Welten, dessen Angaben jetzt noch als Quelle gelten, den die große Katharina (ihn „den älteren Plinius ihrer Reußen" nennend, so wie ihn Schlötzer „Rußlands zweiten Entdecker" genannt hat) in unseren Tagen neu auflegen ließ. —

Die Vertheidigung von Mährenfels und von Mitterburg hatte Sigmunden von Herberstein weit über seine Jahre hinaus als Kampfhelden bewährt. Ihm vertraute Max, auf Salms herzliches Fürwort, St. Georgens große Streitfahne. Ihm ertheilte der alte Held Theuerdank, beim Siegesfeste zu Innspruck, selber den Ritterschlag. — Sigmund von Dietrichstein, jener Liebling Maxens, der ihm die weltberühmte Hochzeit mit Barbara von Rottal ausgerichtet, der ihm seines Hauses und seines Herzens innigste Geheimnisse vertraut, der ihn als Grabesgenossen neben sich in die Neustadt abgefordert, that gleichfalls Wunder; durch Eisen und durch Gold, jetzt die murrenden Söldner aufhaltend, jetzt durch den Ruf seiner Trommel neue Schaaren erweckend und einstmals den Waldstrom ganz allein aufhaltend, während Salm und Rogendorf an der Etsch stritten, die Venediger in Friaul, in Krain, in's Küstenland fielen, und eine ganze Reihe wohl versehener fester Plätze durch der Ueberraschung versteinernden Schrecken unbegreiflich schnell gewannen.

Die Ligue von Cambray war durch unglaublich schnellen Allianzwechsel allen späteren Coalitionen ein arges Beispiel. — Alviano's gänzliche Niederlage bei Agnadello und die äußerste Bedrängniß der Republik machte Julius II. Eifersucht gegen den Kaiser und gegen Ludwig rege. Schon im Februar **1510** schloß er seinen besonderen Frieden.

Auch den Kaiser, auch die Franzosen trennte das Mißtrauen. Der Marschall von Chaumont verschmähte keinerlei List, die Fortschritte Erichs von Braunschweig, Rudolphs von Anhalt und Salms aufzuhalten. Obgleich Maxen und Ludwig (17. Nov. 1510) zu Blois ein neuer Bund vereinigte, spaltete dagegen die heilige Ligue zwischen Venedig, dem Papste, Ferdinand dem Katholischen und Heinrich VIII. von England den Cambrayer Bund mitten entzwei. Auch Maximilians alter Haß wankte.

Frankreichs Oberfeldherr und seines Königs Neffe, der zwanzigjährige Gaston von Foix trachtete um so mehr, Entscheidendes zu vollbringen, ehe noch die deutschen Völker sich vom Heere trennten. In einem beispiellosen Winter entsetzte er durch einige kühne und listige Nacht- und Eilmärsche Bologna, ersiegte Brescia, über einen zur See und zu Lande gefürchteten Helden, den nachmaligen Dogen Andreas Gritti, schlug das spanisch-päpstliche Heer bei Ravenna auf's Haupt, dabei sein theures Leben zwecklos hinopfernd, von kriegerischer Hitze mit einem kleinen Reiterhaufen hineingerissen, inmitten des wild durcheinanderwogenden Meeres der feindlichen Flucht. — Niklas Salm und Georg von Frundsberg, Georg von Liechtenstein und Hanns Jakob von Landau, Freiberg und Ems, erneuerten in diesen blutigen Tagen den alten Ruhm des deutschen Namens im Wundergarten Italien. — Daß im Frühling 1512 der Kardinalbischof von Sitten, Matthäus Schinner, 10,000 Schweizer durch Tyrol nach Verona führte, daß zugleich Maximilians Völker sich von den Franzosen trennten, nöthigte Gastons Nachfolger, la Palisse, nach Frankreich zurückzugehen, setzte Maximilian Sforza auf Mailands wankenden Thron und gab dem ganzen Kriege eine andere Gestalt.

Nun verbanden sich (23. März 1513) wiederum zu Blois Frankreich und Venedig. Der neue Papst, Leo X. Medicis, Maximilian, Ferdinand der Katholische und Heinrich VIII. (5. April 1513) in der Ligue von Mecheln. — Durch die Schlacht von Novara (6. Juni 1513) verlor Ludwig Mailand eben so schnell wieder, als er es erobert. Salm und Rogendorf belagerten Verona. Alviano rückte zum Entsatz. Die beiden Freunde und Waffenbrüder schlugen ihn in eine unordentliche Flucht, Venedig selbst wurde von spanischen Völkern beschossen. Im Herbste desselben Jahres brachten der Landauer und der Liechtensteiner neue deutsche Reisige, um den geschwundenen Kern der alten versuchten Knechte wieder aufzufrischen, die von dem Blutbade zu Ravenna übrig geblieben. — Die

Spanier und Päpstlichen befehligte der bedächtliche Prospero Colonna, Neapels Vicekönig, Cordona, und der romantische Held, Ferdinand d'Avalos, Marquis von Peskara (unvergeßlich durch der schönen Vittoria Colonna Liebe, wie durch seine zahlreichen Lorbeern), die Deutschen Frundsberg und Salm.

In dem unwirthlichen Gebirge ob Vicenza gerieth dieses Heer in die bedenklichste Lage, von allen Seiten umgarnt, Kriegsvorrath kaum für ein einziges Treffen, Mundvorrath nur noch für ein paar Tage! Ihnen gegenüber stand Bartholomä Alviano, Venedigs bester Feldherr, unbändig, kühn, voll unwiderstehlichen Nachdrucks, die Pracht liebend, der Liebe und den Wissenschaften lebend, großartig und freimüthig, die Republik oft durch unerwartete Großthat so hoch wieder emporhebend, so tief sie durch seine Verwegenheit mehrmals gesunken; unfähig auszuweichen, zu überlisten, zu erwarten, was an der ersten Stelle fast immer das Nöthigste ist, womit aber auch nur gar zu oft mittelmäßige Köpfe und gemeine Seelen den Mangel an selbstständiger Erfindung und an großartigem Geistesmuth bedecken! — Alviano hatte es von dem bedächtig zaudernden Petigliano, er hatte es von dem hohen Rathe gar zu oft hören müssen, wie sein rascher Muth und nie gesättigter Unternehmungsgeist das Heil oft ganzer Feldzüge, ja des Staates auf einen einzigen ungewissen Glückswurf, auf eine einzige That gesetzt, als daß er nicht jetzt, wo ein mitleidiger Gott endlich den Feind in seine Hand gegeben zu haben schien, jede lauernde Schlauheit, jeden listigen Anschlag hervorgesucht hätte, das Geschick und seine Gegner einmal Lügen zu strafen. — Gerade weil er diesmal aus seiner Eigenthümlichkeit heraustrat, weil ihm die aufgenöthigte Rolle so viel gekostet, faßte ihn der Uebermuth und es mißlang ihm! Zuversichtlich sendete er nach Padua hinein: Alles solle herauskommen, zu sehen, wie er die frechen Deutschen auf der sicheren Schlachtbank niedermetzele und die lange Schmach und Noth endige an Einem Tage — und es ritten und liefen Kardinäle und Damen, Edle, Bürger und Volk herzu, stiegen, wie zu einem großen Schauspiel, auf Bäume, auf Anhöhen, hielten jenseits des Wassers in langer Reihe von zierlichen Wägen, oder auf Maulthieren und Pferden.

Georg von Frundsberg führte den Vortrab, — Salm den Schlacht- und Gewalthaufen. Die Spanier und Päpstlichen waren auf den Flügeln. — Frundsberg empfing von Alviano einen Trompeter: „Er solle mit seinen nackten Landsknechten, nach abgelegter Wehr und Waffe, mit

weißen Stäben in Gottes Namen friedlich abziehen. Ließen sie es aber auf eine Schlacht ankommen, so wolle er Keinen verschonen!"

Darauf antwortete Frundsberg: „Wohl habe ich nackte Knaben. — Haben sie aber einen Becher Wein im Busen, so setze ich sie freudig an Euer vom Scheitel bis zur Sohle in Eisen eingehülltes welsches Volk. — Viel Feind', viel Ehr'! Besser, hier ehrlich fallen, als schmählich abziehen!"

Damit entließ Georg den Boten. Die Seinen jauchzten ihm höhnend nach.

Ein dicker Nebel verbarg Alviano, daß er seine Gegner nimmer vor sich habe, daß sie rechts gegen Bassano sich gewendet! Ungestüm drängte er nach, und bei vollem Tag (7. October 1513) begann bei Creazzo das erbitterte Treffen. — Alviano wurde völlig geschlagen, und nach dem Beispiele, das sie kürzlich in Cadore gegeben, kein Venediger verschont. Der Kern der schweren Reiter, 26 Hauptleute, über 5000 Mann Fußvolk deckten den Hauptplatz. Alle Fahnen, darunter das Hauptbanner des Markuslöwen, Geschütz, Gepäck, Alles war Beute der Sieger. Die Ersten und Edelsten, Loredano, des Dogen Vetter, Baglione, Alviano's Schwager, Bentivoglio, Malatesta, Fregoso, Visconti, Pico waren todt oder gefangen. Andreas Gritti, nachmals Doge, wurde auf der bestürzten Flucht zu Vicenza an einem Stricke über die Mauer hereingezogen. Mit wenigen Reitern entkam Alviano und rettete sich, mit Lebensgefahr durch den Waldstrom Bachiglione schwimmend. — Der Schlag war entscheidend — der Friede kam im folgenden Jahre zu Stande.

Auch in dem mehrmals gewonnenen und verlornen, nun wieder von Trivulzi und vom Marschall Lautrec hart geängstigten Verona drückte die Prädestination der Unzertrennlichkeit der beiden Freunde Salm und Regendorf ein beifälliges Siegel auf. — Frundsberg, Salm und Marcanton Colonna vertheidigten es löwenkühn wider Hunger und Seuchen und wüthende Stürme, nach bereits hier und da niedergeworfenen Mauern und ausgefüllten Gräben. Aller Hoffnung baar, hatte das herrliche Häuflein nur noch den Vorsatz, wie rasend hinauszubrechen, die Etschbrücke zu erstürmen, schnell hinter sich abzuwerfen und über die Venediger herzufallen, ehe noch die ferne gelagerten Franzosen Zeit fänden zur Vereinigung. — „So wollten sie sich mit Gottes Hilfe allen Jammers auf Einmal entledigen!" —

Da brachte plötzlich den längst nimmer gehofften Entsatz der Freund Regendorf, und mit ihm Brescia's Befreier, Georg von Liechtenstein.

Mitten unter eifrigen Zurüstungen um das Uebergewicht in Italien und zur Wiedereroberung Mailands, übereilte Ludwig XII. (1. Jänner 1515) der Tod. Ihm folgte Franz I., gleiche Zwecke bezielend, Anfangs jedoch in den Wegen friedlicher Uebereinkunft mit Maximilian, mit seinem Enkel Karl, mit Heinrich VIII. Mittlerweile versuchten es die Eidgenossen, dem Sforza zu Mailand und Ferdinanden dem Katholischen verbündet, den Franzosen den Weg in die Lombardei für immer zu versperren. Am 13. und 14. September 1415 lieferten sie dem König Franz und dem Kern des französischen Adels jene berühmte Riesenschlacht bei Marignano, in der sie der französischen Uebermacht endlich dennoch erlagen und ihr Sforza wieder aus Mailand weichen mußte. — Der Kaiser, den ihm durch seine andere Gemahlin Blanka verschwägerten Sforza's und den Eidgenossen hingeneigt, sah sich dadurch und durch den vorschnellen Frieden des Papstes unerwartet plötzlich in der Nothwendigkeit durchgreifender Theilnahme. Schnell brach er in Italien ein, schlug, im Vortheil, mit Franzosen und Venetianern. Die Entdeckung zweideutiger Anzettelungen der Eidgenossen brachte aber Stockung und Halbheit in alle ferneren Schritte, wendete das Glück ganz von seinen Fahnen, erfüllte ihn mit Ueberdruß, mit unbedingter Sehnsucht nach Ruhe, nach einem Ende, wohl auch mit dunkler Ahnung der Nähe seines eigenen. Es war schneller Friede zwischen Frankreich, Venedig und dem Kaiser. — Maxens letzte Tage sahen den das deutsche Vaterland entzweispaltenden Blitzstrahl der Reformation. Er selber durfte noch im Frieden scheiden. Kränkelnd und wehmüthig hatte Max sein liebes Augsburg schon verlassen, an der Rennsäule auf dem Lechfeld noch einmal angehalten, zurückgeschaut und die gute Stadt mit Thränen und stillem Herzweh gesegnet, als zur fruchtlosen Disputation mit den päpstlichen Legaten Luther dort eintraf. — Zu Wels berührte ihn endlich, der Alles gleich macht, dem er in zahllosen Abenteuern zu Land, zur See, auf den höchsten Felsklippen, am schwindelnden Abgrund, im tiefsten Schacht, am brennenden Pulverthurm, beim losgelassenen Löwen unerschrocken, ja muthwillig das Weiße im Auge gezeigt, der Tod (12. Jänner 1519).

Den letzten unverschuldeten ungünstigen Umschwung der kaiserlichen Waffen hat Niklas Salm nur gehört, nicht gesehen. Ihn hatte Max als

Statthalter und Regenten verordnet in den Landen ob und unter der Enns. — Salm hatte die Burg seiner Väter und ihr mit dem ehrwürdigen Namen und uralten Glanz außer Verhältniß stehendes geringes Glück verlassen, um bei seinem Kaiser Thaten aufzusuchen und den Ruhm, der der rechten That von selber folgt, und wenn die blinden Würfel eben günstig fielen, wohl auch ein Glück, zugleich Ernte der alten und Aussaat neuer, noch größerer Thaten, und die freundlich schirmende und nährende Wiege eines kommenden Geschlechts. — Ruhm und Glück blieben nicht aus. — In den Niederlanden war es Salm vorzüglich günstig. Bald glichen die Mittel dem Verdienst. Jahrelang ließ er in Maximilians unaufhörlicher Geldverlegenheit seinen und seiner angeworbenen Schaaren Sold und Gebühr ausstehen. Den sieghaften Feldzug in Friaul begann er fast ganz aus seinem Beutel (Sigmund von Dietrichstein that dann auch das Seinige), und war der großmüthige Wirth der Fürsten von Braunschweig und Anhalt. Mehrmals ist er für Max, mehrmals für König Ferdinand Bürge geworden, im Auslande, im Inlande, bei den Fuggern, bei Spaniern, insonderheit bei dem reichen Grafen Julius Hardeck zu Glatz und Machland, nachmals einem Zeugen von Salms Heldentugend in der Belagerung Wiens, so wie drei Jahre früher von dem großen Unglück bei Mohacz.

Der sterbende Maximilian hatte bis zur Ankunft seiner Enkel Karl und Ferdinand aus Spanien zu Wien eine Regentschaft verordnet. Allein eine Partei unter den Ständen glaubte die Regierungsveränderung rasch und gewaltthätig nützen zu sollen, zur Ertrotzung ausschweifender Vorrechte, zur Befriedigung niedriger Leidenschaften. — Michael Eitzinger und Hanns Puchheim an der Spitze, verjagten sie, kühn gemacht durch die Abwesenheit Salms, die Regenten nach Neustadt, mißhandelten den Wiener Bischof, Georg von Slakonia, brachen in das Stift Klosterneuburg, und verübten Raub und Unehre selbst am Sarge des h. Leopold. Sie schickten sogar Gesandte nach Spanien, den Erzherzögen und Infanten gleichsam Bedingnisse vorzuschreiben, wie die Kurfürsten des Reichs Karln in der „Wahlcapitulation" gethan. — Die Gährung war groß. Religiöse und politische Neuerungen mischten sich wie gewöhnlich wild durcheinander. Viele treue Diener wankten, riethen zum Nachgeben, zum Temporisiren, selbst Marens alter Liebling, Treitzsauerwein, der Schreiber des Weyßkhunigs. — Offene Gewalt zu gebrauchen, fehlten für den Augenblick die

Mittel. — Salm rieth, fest zu halten, jede Bedingniß zu verwerfen, vor Allem Einheit in die Regierung der Lande zu bringen. — Er war mit auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther vor Karl erschien; er war der eifrigste Beförderer der Theilungsverträge, wodurch eine spanische und eine deutsche Linie Habsburg entstand. — Sobald Ferdinand in den deutschen Landen Alleinherrscher geworden, zögerte Salm nimmer, das Rauche herauszukehren, und da waren sie auch am Ende, die anarchischen und oligarchischen Zuckungen jener eingedrungenen, vom Volke selbst verwünschten Regenten, die, nachdem der Erzherzog, der Wien vermieden, in der Neustadt öffentliches Gericht über sie gehalten (9. August 1522), ihre Verwegenheit durch das Schwert des Nachrichters büßten.

Der Aufruhr der castilischen Städte (Wilhelmen von Rogendorf eine rechte Gelegenheit vorleuchtenden Heldenmuthes) und Luther in Deutschland, zogen Karls ganze Aufmerksamkeit auf sich; darum wollte König Franz den Krieg, fiel in Spanien, fiel in die Niederlande. Der Papst verband sich dem Kaiser zur nochmaligen Vertreibung der Franzosen aus Italien. Ihr vereinigtes Heer befehligten Prosper Colonna, Georg von Frundsberg, Niklas Salm. — Der Marschall Lautrec trotzte auf seine 16,000 Schweizer. Diese aber verlangten wüthend: „Geld, oder den Abschied, oder schnelle Schlacht!“ — Nach vielen vergeblichen Vorstellungen mußte sich Lautrec zur Schlacht entschließen. Sie geschah Sonntags, am 22. April 1522 bei Bicocca. — Der Schweizer-Oberst, Albrecht von Stein, vermaß sich, die Feinde ganz allein auszurotten. Er und Winkelried wurden von Frundsberg niedergelegt, 22 Hauptleute und über 5000 Schweizer deckten den Wahlplatz mit ihren Leibern. Es war ihr letzter Tag. Der Frundsberg hieß von dem an „der Leutefresser“, und Niemand meinte von da an hinfürder, kein großes Geschick könne entschieden werden ohne die Eidgenossen, und es gebe kein anderes Fußvolk, denn sie.

Franz Sforza wurde in Mailand wieder eingesetzt. Louise von Savoyen, König Franzens Mutter, deren Geiz den Verlust Mailands herbeigeführt, nöthigte den Connetable, Karl von Bourbon, durch die unwillkommene Liebe, mit der sie ihn verfolgte, zum Kaiser zu flüchten. — Das Treffen bei Romagnano an der Sesia (14. April 1524) ließ den Franzosen nichts mehr übrig, und fraß durch einen tödtlichen Schuß die Perle ihres Heeres, „den Ritter ohne Furcht und Tadel“, Peter du Terrail

Bayard, neben welchem und gegen welchen Frundsberg und Salm so oft im Gefechte gestanden.

Der Einfall in die Provence durch Bourbon und Peskara endete schlimm. Wenig fehlte und König Franz wäre vor ihnen nach Mailand gekommen. Sie mußten es Preis geben und hinter die Adda und den Oglio zurückgehen. Ihre Mannschaft war nicht bezahlt, schlecht gekleidet, höchst mißvergnügt, ja meuterisch. — Bourbon und Neapels Vicekönig Lannoy verkauften ihr letztes Kleinod, die Truppen zu befriedigen, aber es war sonnenklar, das könne nicht in die Länge dauern. Die letzte Hoffnung ruhte auf dem Heldenmuthe, womit das alte, störrische, gichtbrüchige und doch ewig unruhige Soldatenkind, Anton de Leyva und der junge Kaspar von Frundsberg das streng belagerte Pavia vertheidigten.

Clemens VII. (gleich Leo X. ein Medicis) suchte des Kaisers letzte Streitkräfte zu trennen. Dem König Franz widerrieth er, zu schlagen; das deutsche Heer müsse sich ohnehin auflösen, durch Hunger, durch Geldmangel, durch Meuterei; Lannoy durch falsche Besorgnisse für beide Sicilien dahin stimmend, Pavia aufzugeben und gen Neapel zu eilen. Georg von Frundsberg fuhr den Legaten als einen Zwietrachtsstifter murrend an und trieb ihn mit dem Knopf seines ungeheuren Schwertes zum Lager hinaus. — Gerne wäre Lannoy abgezogen, aber Bourbon, Frundsberg, Salm, Peskara und sein Neffe Vasto nahmen ihn in die Mitte, ließen ihm weder Willen noch Zeit: „Würde hier gesiegt, so sei Neapel ohnehin gerettet, und gehöre dem Kaiser auch nur noch ein einziger Thurm darin. Theilung sei Allen und allezeit verderblich. Hier die ganze Macht, hier der Sieg und hier der Ruhm!"

Herr Jörg brummte noch zu guter Letzt: „Jetzt kömmt's einmal auf den Nothknopf an. Der König ist im Vortheil. Wer kann's ändern? Trotz seines Vortheils muß man ihn überfallen und angreifen, den Ausgang Gott empfehlen!"

Aber Geld und Nahrung fehlten, darum war das Werk sehr schwierig. Die Kriegsfürsten gaben heimlich ihr Letztes her an Geld und Juwelen, borgten unter Eid und Siegel bei allen Hauptleuten, was sie nur konnten, und ließen mit vielem Lärm das Erborgte und Hergegebene zu Wagen durch's Lager führen, als sei ein reicher feindlicher Transport erbeutet worden. — Salms Kuirassiere waren noch die willigsten und freudigsten. — Jörg von Frundsberg sprach zu seinen unwilligen Landsknechten,

wie er pflegte, kurz und stark. Alle schrieen mit emporgeworfenem Arm: „Herr Jörg sei ihrer Aller Vater. Sie wollten Leib und Leben bei ihm aufsetzen!“

Das Heer des Entsatzes war fast noch mehr nackt und blos, als die seit lange ausgehungerte und geängstigte Besatzung, die schon mehrmals aufrührerisch gedroht hatte, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Die Schlacht um Pavia geschah, als ein rechtes Angebinde (25. Febr. 1525), an Kaiser Karls 25. Geburtstage.

Frundsberg hatte die Franzosen durch unaufhörliches Plänkeln bei Tag und Nacht so ermüdet, daß sie schlaftrunken unter den Waffen zusammenfielen. Dadurch gewann er, daß die Kaiserlichen unbemerkt an die Mauer des großen Thiergartens kamen und sie bei Nacht an mehreren Orten niederwarfen. — Peskara erstürmte das mitten im Park liegende Schlößlein Mirabell. Da ließ der König sein zahlreiches Geschütz mit größter Wirkung los. Eben so glücklich prellte Chabot de Brion mit der Reiterei auf das durch das Kanonenfeuer verwirrte Fußvolk. Die Kaiserlichen waren in der höchsten Gefahr, 16,000 wider 60,000, und etwas über 9000 in der belagerten Stadt, die weder gleichzeitig noch kräftig genug mitwirken konnten.

Da ergriff den allzufrüh des Sieges frohen König Franz die Ungeduld, der Feind möchte ihm entlaufen, seinen Kriegsobersten möchte des kurzen Tages ewige Ehre ausschließend zu Theil werden. Racheglühend suchte er nur noch den Bourbon auf und ließ überall Hörner und Zinken, Trompeten und Heerpauken zum Siege auflärmen. — Noch waren die Flügel zu keinem rechten Ernst gekommen. In der erschütterten Mitte stand aber das Gefecht nur noch allein beim Frundsberg. Peskara, ganz außer sich, schickte ein über das andere Mal zu Bourbon, zu Vasto, zu Salm, zu Frundsberg: „sie sollten den letzten Athemzug aufsetzen von Mann und Roß!“

Sein bester Bundesfreund hierbei war der König Franz. In jener kopfscheuen Ungeduld ging er aus dem Vortheil seiner Stellung heraus, warf sich hierdurch zwischen das retirirende spanische Fußvolk und zwischen sein eigenes Geschütz, daß dieses ganz schweigen mußte. — Peskara that der französischen Reiterei durch seine in Plänkler aufgelös'ten spanischen Scharfschützen unglaublichen Schaden. Nach der eingreifenden Lehre von Bicocca war bei Pavia vollends der allerletzte Tag jener vermeinten Unwi-

derstehlichkeit der Schweizer, die der ganzen Kriegsweise in Europa allerdings einen Umschwung gegeben, die dem gegen die geharnischte Reiterei lange verachteten Fußvolke seine Stelle wieder eingeräumt, die zu gewinnen und auf seiner Seite in's Treffen zu stellen, lange für das untrügliche Geheimniß der Staats- wie der Kriegskunst galt. — Die Eidgenossen wankten, wendeten sich. Niklas Salm prellte mit seiner schweren Reiterei auf sie, kehrte die Verwirrung vollends in wilde Flucht, richtete ein gräuliches Blutbad unter ihnen an, verfolgte sie, Schwert und Speer in ihren Rippen, über eine Stunde weit vom Schlachtfelde, sprengte eine Unzahl in den Tessin.

Indem stieß Georg von Frundsberg auf die sogenannten unüberwindlichen oder schwarzen Banden. Das war ein aus Wälschen, Wallonen, Spaniern, Franzosen, ja sogar Mohren, aus allen Ländern und Nationen unter versuchten Condottieri's zusammengelaufener Haufe herrenloser Knechte, streit- und habsüchtiger Abenteurer, zuerst erprobt unter Matthias Corvin, dann im geldernschen Kriege, darauf in Schweden, endlich in Frankreich aufgenommen, zugleich mit der sogenannten „weißen Garde", einem aus den französischen Kriegen der Eduarde und Heinriche, aus dem Bürgerkriege der weißen und rothen Rose übrig gebliebenen, den Armagnaken, schrecklichen Andenkens, ähnlichen Haufen englischer Kriegsknechte. Ihren Hauptmann, den Langenmantel von Augsburg, der seiner brüllend zum Zweikampf begehrte, schlug und erschlug der Frundsberg, und ras'te dergestalt unter den schwarzen Banden, daß selbst ihr Name seit diesem Tage nimmer gehört ward. — Wie das Glück des Tages sich von der Uebermacht der Franzosen zum Häuflein der Spanier und Deutschen zu wenden anfing, stieg die Streiteswuth auf's Höchste. — Die Landsknechte und die Schwarzen, Spanier und Schweizer, Gensd'armes und Kuirassiere, Fußvolk und Reiterei, fochten gegen einander mit letzter Kraft und mit rasender Erbitterung. — Der Feldherr, Admiral Bonnivet, der den Connetable aus Frankreich, der gestern gegen alle Anderen so eifrig zur Schlacht getrieben, warf sich, da er Alles verloren sah, mit offener Brust und bloßem Haupte mitten in den Feind und fiel.

Die Unordnung nahm jeden Augenblick zu. Da wichen die Marschälle, die Pairs, die Kronbeamten von ihren blutigen wankenden Schaaren, warfen die rollenden Augen umher und schrieen: „Wo ist der König? Rettet, rettet den König!" — drängten sich um ihn, der in schimmernder

Rüstung, voll Goldes, voll Edelsteine, wie zum Triumph geschmückt, Freundes und Feindes Augen auf sich zog, wie ein gemeiner Reisiger focht, Jeden in Sammet oder Gold, dessen er gewahr wurde, auffordernd ansprengte, und mehrere Hauptleute, darunter einen Sohn des großen Skanderbeg, mit eigener Hand erschlug. — Um ihn her war allein noch eine wilde Fluth in der allgemeinen Ebbe des Kampfes. Es fielen dicht an und um ihn der gewaltige Bastard von Savoyen, der Graf von St. Pol, die Marschälle von Foix, Chabannes, la Tremouille, la Palisse, der Großstallmeister und Oberhofmeister, Beide vom Hause St. Severin, und eine Unzahl von Rittern und von Edlen.

Da dröhnte und erzitterte, wie von den Wehen eines feuerspeienden Berges, der Erdboden, und eine ungeheure Staubwolke zog heran, aus welcher Schwerter und Harnische und Helmbüsche blitzten. — Vom Würgen der Schweizer, die fast keinen Pardon erhielten, kehrte jetzt Niklas Salm mit seinen Kuirassieren zur letzten Entscheidung des Tages zurück, fuhr ein mächtiger Keil in den Haufen hinein, der den König umgab, mähte rechts und links, was im Wege stand, drang zu ihm durch, verwundete ihn an der rechten Hand und erstach seinen stolzen Hengst. Halb über, halb unter seinem tödtlich getroffenen Pferde, stieß der König ihn durch den Schenkel, und wollte eben zum zweiten Male mit gewaltigem Streich wider Salm ausfallen, als ein Spanier ihn von rückwärts am Helmbusch ergriff und zu Boden reißen wollte. Da drangen Bourbons Hofmeister, la Motte und Pomperant, sein Kavalier, durch das wilde Gewirr von Mann und Roß, von Todten und Kämpfenden, und riefen dem König flehentlich zu, sich dem Herzoge von Bourbon zu ergeben.

Entrüstet erwiderte Franz: „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, als mich selbst, und kann mich Niemand ergeben, als dem römischen Kaiser."

Dennoch befahl er, vom Gefecht abzustehen, und durch den Blutverlust ermattet, den Vicekönig Lannoy zu rufen, und gab ihm seinen Degen als des Kaisers Gefangener. Knieend reichte Lannoy ihm den seinigen dar. Allgemeines Siegesgeschrei zerriß die Lüfte. Was das Schwert verschont hatte, wurde gefangen. Darunter Heinrich von Albret, König von Navarra, die Ersten des Reichs, die berühmtesten Kriegshelden. — Lager, Geschütz, Gepäck blieben den Siegern — den Franzosen aber zwei Wochen nach der Schlacht auch nicht eine Handbreit Erde in Italien.

„Madame! Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ lautete der kurze Brief, den der gefangene König durch den mit der Siegespost zum Kaiser eilenden Commenthur von Pennalosa an seine Mutter mitgab. — Er verlangte in die nahe Karthause. Alle Kriegsfürsten leiteten den erhabenen Gefangenen. Das Erste, was Franzens Blicken in die Augen fiel, worauf er Lannoy lächelnd hindeutete, war der Bibelspruch eines Seitenaltars: „Ich danke dir, daß du mich gedemüthiget hast, damit ich die Macht deiner Gerichte erkenne.“

Lannoy, bangend, die noch immer unbezahlten Truppen möchten sich empören, den König befreien und sich von seinem Lösegelde bezahlt machen, führte ihn schon am andern Tage nach Pizzighettone. Des spanischen Fußvolks Oberst, Alarcon, hütete seiner. Am dritten Tage nach der Schlacht empfing er alle Feldobersten, auch den Bourbon. Der galante Peskara erschien in tiefster Trauer. — Franzens Degen überbrachte Pennalosa nach Madrid. Seinen Gürteldolch erhielt Alarcon. Seinen langen Panzerstecher mit schwarzem Griff und Handkorb Graf Niklas Salm. — Mit des greisen Helden Rüstung, einer anderen, als welche nebst jener Rogendorfs die Ambrasser Sammlung bewahrt, und mit seinem Grabmale kam auch diese Trophäe nach dem Erlöschen von Salm-Neuburg an die mährische Linie von Reifferscheid. — Bei der ersten französischen Invasion Mährens erbat sich Marschall Mortier nach der Austerlitzer Schlacht vom Fürsten Salm die Begünstigung, dieses Kleinod zu sehen. Was späterhin bei der Aushändigung des Ambrasser Cabinets geschah (daß alle Rüstungen französischer Könige und Heerführer eigenmächtig zurückbehalten und nach Paris gebracht wurden), bestätigt den Argwohn, es sei darauf abgesehen gewesen, diese Trophäe nicht mehr zurückzugeben. Aber Mortiers Biederkeit vereitelte den unedlen Anschlag. — Als der Altgraf Hugo von Salm-Reifferscheid 1816, wie in so manchem edelmüthigen Streben für Wissenschaft und Kunst, für Landbau und Industrie, auch zum Franzensmuseum in Brünn den ersten Anstoß und den großmüthigsten Beitrag gab, weihte er auch jenen Königsdegen und Salms Rüstung dem gedachten Institute, dessen vorzüglichste geschichtliche Zierde sie sind.

Da in Italien nichts mehr zu schaffen war, trat Salm seine Stelle als Statthalter der Lande ob und unter der Enns an. — Luthers Losung: „Kraft, Licht, Freiheit!“ sein gewöhnlicher Gruß in Wort und Schrift, „die Freiheit lebe!“ wirkte seltsam auf die erregten Gemüther, und Deutsch-

land war in kurzer Zeit die gräuel= und blutbefleckte Bühne der wildesten Zerstörung, durch die Zwickauer Schwärmer, durch die Wiedertäufer, durch den großen Bauernkrieg, der vom Tridentinischen und von Salzburg bis in Niedersachsen, bis über den Rhein in's Elsaß wüthete, die Landescultur auf Jahrzehente hinaus untergrub, Lösung des Dienstes und Leibeigenschaft, der Abgaben, der Wildbahn, des Fischfanges, des Holzschlages, erzwingen sollte. Den Salzburger Erzbischof, Matthäus Lang, hatten die Bauern in seiner Feste Hohensalzburg eingesperrt; ihr Oberster, Michael Gruber, hatte den steyerischen Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein durch Verrätherei der Bürger und Bergknappen von Schladming überfallen, geschlagen, gefangen, 32 von der Ritterschaft enthaupten lassen. Da sandte Ferdinand den Grafen Niklas Salm, der Schladminger Verrath „mit eiserner Ruthe" zu züchtigen. — Unglaublich schnell, bei Tag und Nacht, durch die verborgensten Schluchten, stand Salm und sein rascher Hauptmann Philipp Stumpf auf einmal überall, wo der siegtrunkene Haufen sie am wenigsten vermuthete, beruhigte die Steyermark, wie durch einen Zauberschlag, entsetzte Radstadt, erzwang ein Ende des Krieges im salzburgischen Pinzgau, Pongau und Lungau. — Schladming mehrte die Schuld des früheren Verraths durch die kaum erklärbare Tollkühnheit, dem Sieger Salm die Thore zu verschließen. Es wurde erstürmt, den Flammen übergeben, aus der Reihe der Städte hinweggestrichen und unter die Marktflecken zurückgesetzt. Nach diesem unausweichlichen Beispiele der Rache und Strafe überließ sich Salm seiner angebornen Milde gegen die Verblendeten, während andere Bundesobersten, wie der Truchseß von Waldburg, nur darnach dürsteten, ihre Hände im Blute der Bauern zu waschen, und die Rädelsführer in unerhörten sinnreichen Martern umkommen zu lassen.

Während der italienischen Kriege Maximilians und Karls hatte jener Schattenkönig von Ungarn und Böhmen, der Jagellone Wladislaw, auf die Fortschritte der verbündeten Waffen eifersüchtig, dem sinkenden Venedig mehrmals seinen Bund angeboten, mit Frankreich mehrmals heimliche Unterhandlungen gepflogen. Um so mehr hatte Maximilian schon den Stillstand und Frieden von 1513 und 1514 benützt, um das auf den Thronen Ungarns, Böhmens und Polens sitzende Geschlecht der Jagellonen außer Macht zu setzen, seine großen Pläne und vielfältigen Verwickelungen gen Westen und Süden zu stören. Er trat in Bundesverhältnisse mit

Polens natürlichen Feinden, mit dem Hochmeister des deutschen Ritterordens in Preußen und mit Iwan Wassiljewitsch, dem Befreier Rußlands vom tartarischen Joch, welchen er der erste „Kaiser“ nannte. Die Nachfolge in Ungarn und Böhmen beruhte auf einem einzigen, allzu früh gebornen, durchaus kein langes Leben versprechenden Prinzen Ludwig. Das „tu, felix Austria, nube.“ bereits durch das Erbe Burgunds, Spaniens und beider Indien bewährt, sollte nun auch der Segensspruch sein, der die schon von dem Ahnherrn Rudolph entworfene, unter Albrecht II. und Ladislaw Posthumus für kurze Zeit verwirklichte Vereinigung der Kronen der Arpaden und der Przemysliden mit Oesterreich für immer befestigen sollte. —

Maximilian stiftete eine Wechselheirath zwischen seiner Enkelin Marie und jenem Kronprinzen Ludwig und zwischen Maxens jüngerem Enkel Ferdinand und Ludwigs Schwester Anna. Der Kardinal von Gurk, Matthäus Lang von Wellenburg, der Hofkanzler Cyprian von Särenthein und (der seit **1509** mit Gattinara und Borgo zu den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte) Wilhelm von Rogendorf waren die Unterhändler. Sie wurde zu Preßburg (**20**. Mai **1515**) abgeschlossen, und (**22**. Juli darauf) bei der berühmten Zusammenkunft Maxens mit den Gebrüdern Sigmund und Wladislaw, Königen von Ungarn und Polen, bestätigt.

Den Waffenbrüdern und Freunden Salm und Rogendorf fiel in dieser Hinsicht ein schönes Loos. Beide, treu vereint, halfen Philipp und seinen Söhnen Karl (V.) und Ferdinand (I.) die Nachfolge in Spanien und in der neuen Welt versichern. — Anna, Ungarns und Böhmens Erbin, wurde **1520** Rogendorfen als Botschafter Ferdinands angetraut, und Salm beugte hinwieder Ferdinands Gegenkönig Zápolya unter sein treues starkes Schwert. — Sieben Jahre nachdem der ritterliche Maximilian (**11**. Jänner **1519**) zu Wels verstorben und sein neunzehnjähriger Enkel Karl, trotz aller Gegenbestrebungen der Könige Frankreichs und Englands, Franz I. und Heinrichs VIII., zum Kaiser gewählt worden, stellte Böhmens und Ungarns junger und verlassener König Ludwig, sein tapferes, aber kleines und noch dazu schlecht angeführtes Häuflein dem großen Heer des größten Padischah Suleyman, dem Gesetzgeber, dem Prächtigen, dem Obsieger Persiens, Syriens, Aegyptens und Rhodos, dem auch schon Ungarns Vormauern, Belgrad und Peterwardein, gefallen waren, auf der Ebene von Mohacz in's Gefecht. (**29**. August **1526**.)

Ludwig verlor den Sieg und das Leben. Ferdinand I. bestieg kraft des Erbrechts seiner Gemahlin Anna und der Wahl die Throne Ungarns und Böhmens. Johann von Zápolya, Erbgraf in der Zips, Woywode Siebenbürgens (Graf Hanns von Zipser, Janusch Wayda), kein echter Magyar von Abkunft, sondern ein Slave, dem jagellonischen Hause vielfach verbunden, ließ sich von seinem Anhang zu Stuhlweißenburg bei der königlichen Grabesfeier wählen und mit der heiligen Krone krönen. — Nachdem die polnische Vermittelung nur einen kurzen Stillstand erreicht, der in Olmütz begonnene, in Ofen fortgesetzte Congreß sich zerschlagen hatte, gab Ferdinand am 25. Juni 1529 sein Kriegsmanifest und im Juli rückte sein Heer unter dem Grafen Niklas Salm und den Markgrafen Kasimir von Brandenburg (die Reiterei führte Katzianer) in Ungarn ein, über Tyrnau nach Gran. Raab und Komorn öffneten ihre Thore. Am nämlichen Tage, als Ferdinand in die Königsstadt Ofen einzog (21. Aug. 1529) schlug Salm bei Tokay Zápolya's, meist aus Reiterei bestehendes Heer und tödtete seinen besten Feldherrn Lukas Mariai. Am nämlichen Tage fiel Zápolya's kriegsgewandtester Anhänger, Graf Christoph Frangipani vor Warasdin. Westungarn war durch jenen Sieg gesichert, Kroatien durch diesen Tod behauptet. Zápolya floh nach Siebenbürgen, der Reichstag zu Ofen, die Krönung Ferdinands und Anna's zu Stuhlweißenburg ging ohne Hinderniß vor sich.

Die Parteiwuth gestattete aber keine lange Ruhe. Das wichtige Tokay hatte Zápolya's Unterfeldherr Franz Bodo durch Verrath wieder genommen, und belagerte mit einem tartarisch-polnischen Heerhaufen Erlau. Salm sendete Mállath und Török, Bakich und Pekri wider ihn, Erlau wurde entsetzt, Bodo selber auf der Flucht gefangen. — Die Türken hatten sich seit der Mohaczer Schlacht wegen Unruhen in Asien ruhig verhalten. Anfangs (1528) regten sie sich von Neuem. Salm beschloß einen entscheidenden Streich wider Zápolya vor der Annäherung seiner furchtbaren Bundesfreunde. Er zog nach Oberungarn, unter ihm Katzianer, Völs und Thurn. Diesmal rückte ihm Zápolya in Person entgegen. Am 15. März 1528 wurde er bei Szinye ohnfern Kaschau gänzlich geschlagen, nach Polen verjagt, seine Anzettelungen in Siebenbürgen vereitelt und selbst die Türken für dieses Jahr von jeder großen Unternehmung wider Ungarn abgehalten.

Im Juli 1529 traf der Großherr Suleyman an Ungarns Grenze

ein. Zápolya, der auf die gewisse Kunde des vorhabenden Feldzuges nach Oesterreich aus Polen zurückgekehrt war, seinen Anhang in Kroatien und Oberungarn wieder aufstachelnd, empfing ihn auf jener verhängnißreichen Ebene von Mohacz. Aber auch da wurde nichts ausgemacht, in welchem Verhältniß Zápolya zum Sultan stehen sollte? „Das würde in der ersiegten Wiener Burg verkündet werden!“ Königlicher Titel und Ehren wurden Zápolya indessen nicht verweigert. —

Ofen, wiewohl von Thomas Nadasdy heldenmüthig vertheidigt, fiel (29. Aug.) durch den Verrath zweier deutscher Rottenmeister, Traubinger und Besserer. Gran übergab der Erzbischof Primas, Paul Bardai, des Großherrn Hände küssend. Ohne Schwertstreich fiel Wissegrad, die alte Königsburg. Das Raaber Schloß verbrannte der Commandant Christoph Lamberg und verließ die Stadt. — Bruck an der Leitha gab das erste Beispiel der Unerschrockenheit. Es verweigerte die Uebergabe, bis das Schicksal Wiens entschieden sein würde. Neustadt, die allezeit getreue, behauptete den alten Ruhm. Der Großherr rückte mit seinen 300,000 Mann rasch vor, trotz des zahllosen asiatischen Trosses.

Wien selber war auf eine Belagerung ganz und gar nicht vorbereitet, seine Mauern alt, kaum sechs Schuh dick, hin und wieder zerfallen, der Kriegs- und Mundvorrath unzureichend, das Geschütz nur zum geringen Theil in vollkommen brauchbarem Stande. Der Reichstag zu Speier, die Tage zu Budweis und Olmütz, hatten Hilfe gelobt, aber die Gefahr brach zu schnell herein. Außer der Bürgerschaft standen nur 2000 Deutsche und 3000 Mähren zu Ungarisch-Altenburg in einem flüchtig verschanzten Lager, der ewig zugesicherten Verstärkung gewärtig. — Aber eher als dieser wurden sie der feindlichen Reiterschwärme ansichtig und eilten, Wien noch vor dem Feinde zu erreichen. Im gleichen Augenblicke warf sich zu gutem Glücke mit 3000 deutschen Fußknechten der kampferprobte Freiherr Hector von Reischach hinein, mitten durch den Jammer der herausströmenden Flüchtlinge, aus welchen leider der größte Theil dem Tode oder der Sclaverei zueilte. — Die böhmisch-mährischen Hilfsvölker unter dem Landeshauptmann Hanns von Pernstein dem Reichen, ebenso die wenigen Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Friedrich kamen zu spät, da die Feinde gleich Heuschrecken-Wolken Wien bereits von allen Seiten umschwärmten, am 21. September sich der Donaubrücken bemächtigten, überall Raub, Blut und Brand durch Michael Oglu ausgebreitet ward, kaum der dritte

Theil der gesammten Bevölkerung unter der Enns dem Würgeschwerte entging und selbst die Enns, selbst die steirischen Berge dem Gräuel kein Ziel setzten.

Der Größe der Gefahr, dem Mangel an Mitteln, der gebieterischen Kürze der Zeit, suchte der nach Linz geflüchtete Ferdinand wenigstens durch ein treffliches Haupt zu begegnen. — Dazu verordnete er die Freunde Niklas Salm und Wilhelm von Rogendorf, die aus der Gegend von Tornau einen ansehnlichen Haufen zur Verstärkung der Besatzung hineinzogen. Der junge Pfalzgraf Philipp sollte in dieser großen Waffenthat sein Meisterstück ablegen. Hanns Katzianer, Niklas Thurn, Hector von Reischach und Leonhard von Völs waren Generalfeldwachtmeister. Aus den übrigen Hauptleuten bemerken wir Wolf Rogendorfer, Wilhelms Bruder, Ulrich Leyser und Markus Beck von Leupoldstorf, Generalproviantmeister, den Statthalter Georg von Puchheim, den Kanzler Niklas Rabenhaupt, die edlen Freiwilligen Wolf Graf von Oettingen und Rupert Graf zu Manderscheid, die von den Reichstruppen hinweg, nach bereits umringter Stadt, über die Donau geschwommen, — von der Bürgerschaft die Hauptleute Hanns Wilhelm Griessenecker, Leonard Hauser, den Bürgermeister Wolfgang Trey, den Stadtrichter Paul Bernfuß, die Rathsherren Wolf Mangold, Bastian Schrany, Bastian Eyselach, — von einem auserlesenen Häuflein Spanier Don Luys de Avalos, Anquillera und Villarvet, und den in Verfolgung des Feindes besonders verwegenen Don Juan de Salamanca, — von Rittern und Edeln finden wir die Namen: Auersberg, Auer, Apfalter, Berlichingen, Bibra, Brzezina, Buchheim, Collonitsch, Enzeyberg, Gall, Gundelfingen, Hager, Herberstein, Hoheneck, Hohenfeld, Khevenhüller, Knobelsdorf, Lamberg, Lasberg, Mallenthein, Nimptsch, Pappenheim, Payrsberg, Reziczan, Rosenberg, Schallenberg, Schwarzenberg, Seidlitz, Sinzendorf, Starhemberg, Stadler, Trautmansdorf, Wartenberg, Wildenstein, Wolkenstein &c. — Die ganze Besatzung zählte **20,000** Mann zu Fuß und **2000** Pferde.

Nur diese ihre bedeutende Stärke konnte dem elenden Zustande der Festungswerke einigermaßen steuern. Noch in der letzten kurzen Frist, mit übermenschlicher Anstrengung, bot Salm Alles auf, das unverantwortlich Versäumte einzuholen. Alle Häuser zu nahe am Wall wurden zur Erweiterung der Plätze für die Truppen abgerissen, neue Schanzen aufgeworfen, häufig doppelte und dreifache Pallisaden nachgesetzt, vom Stuben-

bis zum Kärnthnerthor ein neuer Graben und dahinter eine neue Mauer aufgeführt, die schwachen Stellen gegen die Donau, besonders von der Schlagbrücke bis zum Salzthurm wohl verwahrt, die hölzernen Dächer abgeworfen, das Pflaster aufgerissen, überall Lärmzeichen aufgesteckt, Sammelplätze für die Truppen und Bürger festgesetzt, aus der ganzen Umgegend aller Mundvorrath in die Stadt gebracht. Eine Klassensteuer schaffte Geld, und an diesem sowohl als an Lebensmitteln war während der ganzen Belagerung Ueberfluß, so daß eine unerbittlich strenge Polizei vielmehr dem Uebermaß und dem Uebermuth zu steuern hatte.

Am 22. September wurden die sämmtlichen Vorstädte in Brand gesetzt. Am 23. drangen die Türken bis S. Marx; ein zu hitziger Ausfall kostete einigen Kuirassieren das Leben. Christoph von Zedlitz, ihr Cornet, wurde gefangen. Da den Türken die Zahl der Gebliebenen zu gering war, hieben sie gleich auch einigen Kranken bei S. Marx die Köpfe ab und trugen sie dem eben von Bruck an der Leitha her im Anzuge begriffenen Sultan auf hohen Spießen entgegen. Suleyman fragte den gefangenen Zedlitz: „Wie stark die Besatzung sei? Ob sie es wagen würde, durch Widerstand seinen Zorn zu reizen? Warum man die Vorstädte in Brand gesteckt, da ihm die Stadt doch nur wenige Tage werde widerstehen können? Wo König Ferdinand sei? ihn wolle er aufsuchen und bärge er sich in Deutschlands entlegenstem Winkel!"

Der Großherr, durch Zápolya's Einflüsterungen getäuscht und vom schlechten Zustande der Festungswerke nur zu wohl unterrichtet, hatte sich nämlich mit der eiteln Hoffnung geschmeichelt, Salms Truppen aus der Waag-Gegend hätten Wien durch das Marsfeld nicht mehr erreicht, die Besatzung sei also viel zu schwach und müsse der ersten ernstlichen Aufforderung weichen. — Er schickte vier Gefangene mit Geld und Kleidern beschenkt in die Stadt zurück, versprach ihr, wenn sie sogleich die Thore öffne, die günstigste Kapitulation, ja es sollte sogar keinem der Seinigen erlaubt sein, sie auch nur zu betreten, — widrigenfalls würde er sie dem Erdboden gleich machen, Salz und Asche auf den Platz streuen, wo einst Wien gewesen, und an den Befehlshabern die grausamste Rache nehmen.

Salm schickte eine gleiche Anzahl türkischer Gefangener, gleichfalls beschenkt, frei zurück. Die Aufforderung des in drei Welttheilen siegreichen Paschah's aber würdigte er keiner Antwort.

„Wien sei kein fauler Apfel, den man so leichter Dinge dem Ersten

Besten nachwerfe," murrten einige seiner alten Hauptleute den Türken in den Bart.

Unglaublich viel war in der kurzen Zeit geschehen; allein eine Flottille der türkischen entgegenzusetzen, die 400 kleine leichte Fahrzeuge zählte, dazu gebrach die Zeit, die 28 fertig gewordenen Schiffe wurden versenkt oder verbrannt. Die türkischen Nassern oder Nassadisten äscherten den Tabor ein, zerstörten die lange Donaubrücke und die Wolfsbrücke, schnitten somit alle Zufuhr und jede Hilfe von den am linken Donauufer von Krems herunter stehenden Reichstruppen ab.

Am 26. September breitete sich die ganze feindliche Hauptmacht in dem weiten Umkreise von beinahe sechs Meilen um Wien aus, in einem Halbmond von der Donau bis wieder an dieselbe. Bis über die Schwechat gegen Trautmannsdorf war Alles mit Gezelten übersäet; über allen schimmerte hoch und herrlich das Gezelt des Großherrn, inwendig mit Sammet und Gold, mit den herrlichsten Perlen versetzt; der goldne Divan, auf dem er die Gesandten hörte, ringsumher Polster von Goldbrokat mit ungemeinen Rubinen, Sapphiren und Hyacinthen geschmückt. Am Fußboden, an den Wänden die prächtigsten Tapeten, das Zelt von außen in der Höhe mit goldenen Knöpfen geziert. — Um dieses mittlere Hauptgezelt standen in gleichen Entfernungen viele minder prächtige der Minister, der Günstlinge. Rund herum eine große Anzahl Geschützes, hinter einer Brustwehr und Graben, unter der Bewachung der Bostangis. Die Lage, Gestalt und Ausdehnung des großherrlichen Gezeltes zeigte das von Rudolph II. an derselben Stelle errichtete Neugebäude bei Simmering, das lange ein kaiserliches Lustschloß und Menagerie gewesen und bei der zweiten Belagerung (1683) von den Türken verschont, aber 1704 von den ungarischen Malcontenten hart mitgenommen worden. — Um dieses Lager des Großherrn herum, das sich von S. Marx durch Simmering bis unter Ebersdorf erstreckte, lagen 12,000 Janitscharen, denen Suleyman seiner Waffen unerhörtes Glück zu verdanken hatte, die er aber, wie man glaubt, nicht ohne heimliche Beruhigung vor den Wällen Wiens hinschmelzen sah.

Näher gegen die Stadt standen die verschiedenen Lager der Paschen: außer dem Stubenthore der Donau zu der Pascha von Rumelien, an ihn anschließend, den Strom hinunter, der wahrhaft morgenländische Troß und die Weide für Kameele und Rosse. Von Simmering herauf, vor dem Stuben- und Kärnthnerthore, der Großvezier Ibrahim, der Defterdar und

der Obermeister des Geschützes bis auf die Höhen der heutigen „Spinnerin am Kreuze" am Wiener Berge. Hier fanden sich auch die Anhänger des ungarischen Gegenkönigs Johann Zápolya. Hinter dem Wiener Berge lag der Pascha von Belgrad mit seinen vier Söhnen, und rechts von ihm der Pascha von Natolien, welche Beide der ungeheuren Belagerungsarmee den Rücken decken sollten. Vom Wiener Berge herein bis zum sogenannten Klagbaum lagerte der Pascha von Bosnien, vor dem Burgthore, von S. Ulrich bis gegen Penzing, der Pascha von Romanien, mit vorzüglich vielen Christen und Renegaten, gegen Döbling und S. Veit breiteten sich die Paschen von Semendria und Scutari aus. Die vielen gefangenen Christen befanden sich im Lager des Pascha Nastarzki am Himmelpfortgrunde, das Schiffsvolk lag in den Auen und Inseln, von der Lobau bis über Nußdorf hinaus, unaufhörlich kreuzend und jegliche Zufuhr verhindernd. —

Die Janitscharen wurden täglich in den Schutt der abgebrannten Vorstädte in die Trancheen befehligt, gleich gefürchtete Schützen mit dem Feuerrohr, wie mit dem Bogen, womit sie vorzüglich die Kärnthnerstraße unsicher machten. Ihre Pfeile waren bunt gefiedert, oft sehr prächtig, einige sogar mit Perlen und Edelsteinen besetzt, aber auch häufig vergiftet. —

Der heftigste Angriff war auf den Kärnthner-Thurm, auf die Kärnthnerthor- und Augustiner-Bastei gerichtet. Mit Geschütz wohl an Zahl versehen, aber nicht an Kaliber, nicht an Bedienung, führten die Türken vorzüglich den Minenkrieg und näherten sich jener Strecke in mehr denn vierzig unterirdischen Gängen, gegen jede Kugel gesichert und erst dann in den Stadtgräben zu erblicken, wenn sie den erschütterten Wall stürmend hinanklimmten.

Am 28. September vereitelten die Spanier des Feindes Absicht, an der langen Brücke zu lagern, um das jenseitige Donauufer, wo die Reichstruppen streiften, strenger zu bewachen. Alle Uhren standen stille von diesem Tage bis auf den 15. October. Nur das Primglöcklein des Stephansdomes zeigte die Viertelstunden an.

Am 29. führte Hector von Reischach einen Ausfall, die feindlichen Arbeiten zu zerstören, die Stücke zu vernageln. Ein widriger Zufall allarmirte den Feind zu früh, sonst wäre der Großvezier selber in Gefangenschaft gerathen. — Salm und Rogendorf sendeten gewandte Kundschafter an die

Reichstruppen, die glücklich über die Donau schwammen. Auch ein zu Ofen gefangenes Mädchen und ein Knabe kamen am Burgthore, ein erwachsener Türke, der in früher Jugend aus Furcht Renegat geworden, in die Stadt, entdeckte die gefährlichsten Minen, Zahl und Aufstellung der Feinde. — Am 2. October kam man auch wirklich auf die zwei gefährlichsten Minen am Fuße des Kärnthner-Thurmes. — Nun wurden in allen Kellern Wachen aufgestellt, der Kärnthner-Thurm, die Burg, die Mauern zunächst am Feinde durch die Schwatzer Bergleute ganz umgraben, jedes ferne Klopfen durch die Bewegung einer Trommel oder eines Wasserbeckens angezeigt und schleunigst entgegengegraben, wodurch man meist auf die feindlichen Arbeiter traf, die Arbeiter niederhieb oder verschüttete, das Pulver aus den bereits halb fertigen Minen wegnahm oder unbrauchbar machte.

Keiner neuerlichen Berichtigung bedarf übrigens das alte Mährchen von den Verdiensten der Bäcker um die Entdeckung und Vernichtung der (angeblich bereits bis auf die Freyung zum Heidenschuß, wo der reitende Türke) vorgerückten feindlichen Arbeiten, und von ihrem daher rührenden Privilegium des feierlichen Aufzuges am Osterdienstage.

Am 3. October feuerten die Türken unaufhörlich aus ihrem ganzen Geschütz, Tag und Nacht, der Kärnthner-Thurm litt bedeutend, in den Minen ging es, vielfachem Mißlingen zum Trotz, unermüdet vorwärts. Ungeheures Geschrei und Waffengeklirr zeigte des Feindes Absehen auf einen allgemeinen Sturm. Der Kriegsrath beim Pfalzgrafen Philipp beschloß am 5. Abends einen starken Ausfall mit 8000 Mann. Schon waren die feindlichen Hauptbatterieen vor der Kärnthnerthor- und Augustinerbastei in Rücken genommen, und die überfallenen Janitscharen, obgleich mit Wuth widerstehend, in Unordnung, als der Schrei einiger Feigen: „Rette sich wer kann, sonst werden wir von der Stadt abgeschnitten!“ — eine gänzliche Verwirrung hervorbrachte, die zwar nur 200 Mann, aber den trefflichen Hauptmann Wolfgang Hager kostete. Der Ungläubigen Verlust war bedeutender, ihre Bestürzung nicht gering gewesen. Der Großherr selber erhob sich in seinem kaiserlichen Steigbügel und sendete 18,000 Reiter gegen das Salzthor, den Ausfallenden den Rückweg abzuschneiden. — Kaum hatten sich die Türken wieder gesammelt, als die Feinde eine Mine von fürchterlicher Wirkung zwischen dem Kärnthnerthor und der Augustinerkirche springen ließen, die ein Stück Mauer von dreißig

Schritten niederwarf und eine vollkommen zugängliche Bresche darbot. — Rasend begannen sie hierauf den allgemeinen Sturm. Generale und Gemeine wetteiferten an Muth und Ausdauer des Widerstandes, jeder Mann ein Held. Mehrmals war die Brustwehr schon erstiegen, schon waren zwei Roßschweife darauf gepflanzt. Mit Hellebarden, Morgensternen und mit einem Regen von Steinen, Kugeln und Pfeilen wurden die Feinde wieder hinuntergestürzt, Hector von Reischach dreimal, doch ohne Gefahr, von Feindes Kugel getroffen. Der alte Salm, ihm der Nächste, schien der feindlichen Geschosse zu spotten, — seine Stunde war noch nicht gekommen. —

Die Feinde fällten nun eine ungeheure Zahl Bäume und bereiteten sich damit, mit Faschinen und anderem Geräth die tiefen Gräben auszufüllen. — Am 7. sah man auf einmal das ganze Feindeslager erleuchtet und einen Wald von Fackeln hin und her schreiten. — Salm und Rogendorf ließen Lärm schlagen, Alles eilte freudig auf seinen Posten, die Kriegszucht war strenge, jede Saumseligkeit wurde empfindlich gezüchtigt, zwei Lanzknechte, während ihre Rotte dem Sturmlärmen zueilte, in Weinkellern schwelgend, wurden als Ueberläufer an den zu scharfer Handhabung soldatischer und bürgerlicher Polizei auf dem Lugeck aufgerichteten Galgen gehängt. — Salm sprach zu seinen alten in Italien und Ungarn wohl erprobten Reisigen:

„Man werde nimmer so unnöthigen Lärm schlagen. Ihre Wachen allein seien dem Feinde gewachsen, drängte er sich auch zu Tausenden in die Gräben. Die Mauern in Schutt und Trümmer zu legen, dazu fehle es ihm an schwerem Geschütz, sie zu ersteigen, an Leitern, und nach der gestrigen eingreifenden Lehre wohl auch an Muth! Hier seien die Briefe, mit denen in verschwiegener Mitternacht ein schlauer Bote über die Donau glücklich eingetroffen! — König Ferdinand und der Pfalzgraf Friedrich verhießen längstens binnen acht Tagen den Entsatz. Darum sei jetzt die Stunde nicht kleinlichen Sorgens, sondern der lautesten Freude. Das sollten rund um die Wälle hundert Kanonenschüsse dem stolzen Feind in die Ohren donnern!“

Der 8. October war ein heißer Tag. Der Feind verbrannte ein hölzernes Bollwerk nächst dem Kärnthnerthore; die dortigen Mauern drohten den gänzlichen Einsturz in die Stadt hinein, darum unterstützte man sie mit ungeheuren Bäumen, damit, würden auch die Mauern gesprengt,

sie hinausfielen, und den Anlauf, statt ihn zu erleichtern, desto mehr erschwerten. Wunderbar erhob sich neben dem Kärnthnerthore ein neues Bollwerk, ein anderes am Schottenthore beunruhigte das feindliche Lager am Kahlenberge, mehrere einzelne Stürme wurden abgeschlagen. Am 9. wogte das ganze Feindeslager in Schlachtordnung. Nachmittags wurden die Minen gesprengt, weil aber die meisten kurz vorher durch unermüdete Wachsamkeit entdeckt und das Pulver weggenommen wurde, thaten sie bei Weitem nicht die beabsichtigte furchtbare Wirkung. Die Erschütterung war wohl stark, aber nur dem Claren-Kloster gegenüber stürzten einige Klafter Mauer zusammen, flogen einige Spanier und Deutsche in die Luft. Die Türken liefen Sturm. Er bewies, daß ihnen nicht darum zu thun sei, Menschenblut zu schonen. Salm, mit ihm Katzianer, eilten herbei, schlugen die Türken zurück, eilten, als die blutige Tageslast getragen war, den Mauerschutt aufzuräumen und durch Schanzkörbe, ungeheure Pfosten und Bäume neue Schutzwehren zu sichern, die Brustwehren mit Holz und Erde zu füllen, aus den Mauern der eingerissenen Häuser eine ganz neue Mauer hinter der feindlichen Bresche aufzuführen. — Die Lebensmittel wurden genügend ausgetheilt. Auf allen Plätzen erscholl in den Ruhestunden begeisternde Kriegsmusik, auf dem Stephansthurme und auf den übrigen Thürmen Heerpauken und Trompeten.

Den ganzen 11. erfüllten wiederholte Bedrohungen unterirdischen Krieges und wüthender Stürme. Gleichwohl war die Entzündung der Minen aus der nämlichen Ursache wie am 9. von wenigem Erfolg. Doch gab es zwischen dem Kärnthner- und Stubenthore ein Loch in der Mauer, wie ein breites Thor, doch nur unten und in der Mitte. Oben blieb die Mauer in Gewölbesweise unverletzt. Nichtsdestoweniger liefen die Türken mit solcher Wuth zum Sturme an, daß in Kurzem 1000 Mann vor der einzigen Oeffnung todt über einander lagen und wider den immer erneuerten Angriff aus allen Quartieren der Stadt Verstärkung hergezogen werden mußte. So viel die Türken von diesem Angriff gehofft hatten, so verzagt machte sie die fruchtlose Anstrengung. — Am 12. October folgte ein Sturm nach dem andern. Ueber zwanzig Klafter Mauer zwischen dem Kärnthner- und Stubenthore stürzten zusammen. Aber die Türken versuchten auch an den anderen Breschen nochmals ihr Heil. Dicht gedrängt und kampfgierig hielten ihre Rotten, ehe noch das Pulver entzündet war, stürzten sich, wie die Mine aufflog, in Staub, Rauch und Qualm hinein

und die Mauer hinauf, ehe man sie ganz in Staubwolken eingehüllt in der Stadt ansichtig werden konnte. Aber auch die Deutschen und die wenigen Spanier drängten sich in die Bresche mit ihrem tapferen Arm, mit ihrer unerschrockenen Brust, die Schutzwehr sogleich wieder ersetzend, die der heimtückische Minenkrieg ihnen geraubt hatte.

Ganze Schaaren weigerten den Kampf und ergriffen unmuthsvoll die Flucht, daß man von den Thürmen der Stadt deutlich wahrnahm, wie die Paschen und Bey's ihnen mit kleinen Haufen in's weite Feld, in die Weingärten nachsetzten, und sie mit Säbeln und Peitschen wieder zum Sturm antrieben. Noch am späten Abende, noch tief in die klare Vollmondnacht hinein wiederholten sie den Sturm mit gleicher Raserei und gleich vergeblich.

Des Großherrn Grimm überstieg alle Grenzen. Er rief am 13. alle Paschen in sein Gezelt, schalt ihre Feigheit, drohte und versprach — und befahl auf den 14. allgemeinen Sturm. Den ganzen Tag war das feindliche Lager ruhig. Das bewies und die Kundschafter verlautbarten es noch insonderheit: Morgen gelte es das Letzte!

Geistlich und Weltlich, Alt und Jung, das zarte wie das muthige Geschlecht, boten die letzte Kraft auf zur Gegenwehr, zur Wiederherstellung der schwer beschädigten Werke. — Wirklich begann der Anfall am frühen Morgen des 14. October. Die Paschen trieben den Kern der Janitscharen in drei Haufen (rückwärts in angemessenen Zwischenräumen die Reiterei) zum Sturme an. Als er aber aller Orten abgeschlagen worden, rannten sie lieber in die Säbel ihrer Hauptleute und in ihr eigenes Geschütz, als die Mauern hinan. Bald nach Mittag geschah der letzte Versuch. Wiederum stürzte ein Stück Mauer, hart am Kärnthnerthore. — Der letzte Versuch ohnmächtiger Wuth richtete sich dahin. Ein feindliches Geschoß fuhr zerschmetternd in den Wall. Ein abspringender Stein traf den Heldengreis Salm, ihm den Schenkel zerschmetternd. Die Wunde war seine Todeswunde, empfangen im ruhmwürdigsten Augenblicke seines Lebens!!

In der Stunde nach dem letzten Sturme und nach Salms Verwundung beschloß der Großherr den Rückzug. Furchtbar hatten auch die Seuchen in seinem Heere gewüthet. Vor dem Aufbruche wurden im Angesichte des Großherrn die von allen Gegenden zusammengekommenen Tausende von christlichen Gefangenen ohne schonenden Unterschied des Alters

und Geschlechts niedergehauen. Vor Mitternacht (17. Oct.) wurde das gesammte Geschütz noch einmal auf die Stadt losgebrannt, das Lager und die wenigen Ueberreste der Vorstädte in Brand gesteckt, der Großvezier deckte den Rücken. Ueber vierzigtausend Türken waren vor Wien umgekommen.

Salm dachte nicht an sein Alter, nicht an die schwere Wunde, nicht an die zärtlichen und drohenden Bitten der Seinigen und der Aerzte um die äußerste Ruhe und Schonung. — Seine leichten Reiterhaufen durch das Marsfeld voraussendend, und unter geringer Bedeckung in der Sänfte ihnen möglichst rasch folgend, hoffte er, auf geheime Einverständnisse bauend, Gran und vielleicht Ofen noch vor dem Feinde zu erreichen. Aber die schöne Hoffnung war von kurzer Dauer. Bald stellten sich bedenkliche Anzeichen ein. — Man mußte eilen, sein nahes Schloß Marcheck zu erreichen. —

Marcheck, allwo sich Rudolphs Sieg über Ottokar entschieden, dessen Pfarrkirche an derselben Stätte sich erhebt, wo des Kaiserhauses glorwürdiger Ahnherr in wildem Gewühl der äußersten Gefahr durch den Riesen Herbot von Füllenstein entging, war des Helden Salm Lieblingsasyl gewesen, von der schweren Tageslast des Rathes und des Krieges. Der „Salmhof" führt davon seinen schönen Namen bis auf diesen Tag. — Es war ein freundliches Schicksal, an derselben Stätte die feurigen Augen für immer zu schließen, wo er im Leben so gerne geweilt! —

Der zerschmetterte Stein hatte das Fleisch zu sehr zerrissen, die heftige körperliche und Gemüthsbewegung verschlimmerte das Uebel. Lange widerstand Salms markvolle, riesenhafte deutsche Urnatur, aber ein halbjähriges Krankenlager trübte den Ausgang des Helden mit peinlichem Schmerz und mit sichtlich zunehmender Schwäche. Am 4. Mai 1530 entwand sich der müden Brust ohne Kampf die starke Seele, deren ganzes Leben ein Kampf gewesen. Die Leiche wurde nach Wien geführt. — Karl V. und Ferdinand I. beschlossen, ihm in der Kirche des Dorotheenstiftes, das er jederzeit besonders geliebt, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Es geschah. Vor dem Altare der Kreuzkapelle erhob sich aus grauem Marmor auf drei Stufen ein länglichter hoher Sarg. Der Deckel weiset des Helden lebensgroßes Bildniß in vollem Harnisch, die Lanze hinter sich gelehnt, das große Schlachtschwert um die Lenden; mit aufgehobenen Händen kniet er vor dem Gekreuzigten. Am Fuße des Kreuzes ruht

der Salm'sche Wappenschild, die beiden mit dem Rücken gegen einander gekehrten Salme. Der Grund ist mit Kreuzchen besäet, vom offenen Helm herunterwallend, die weiß und rothe Wappendecke, oben der Fürstenhut, die uralte dynastenmäßige Herkunft anzudeuten.

Als Helmzier wieder die beiden Salme. Oben gegen das Crucifix flattert ein Zettel mit der freudigen Losung des tapferen und glücklichen Kriegers mitten im freudigen Taumel seiner vielen Siege: Tibi soli gloria!

Die Inschrift lautet:

„Dis. Man. S. — Incomparabilis Heros, Nicolaus, Comes a Salm, Divi Ferdinandi Rom. Hung. ac Boem. Regis. Archid. Austriae, ab arcanis consiliis, Cubicular. et Supremus Provinciarum terrae Austriae Capitaneus. Quum D. Fridericus Rom. Imperator. Dux Sigismund. D. Maximilian. Rom. Imp. Philippus Rex. Carolus V. Rom. Imperat. et Ferdinandus. Rom. Caesar. Augusti Fratres rerum potirentur, eorum auspiciis reip. annis XLVI. fortem atque strenuam operam, domi, militiaeque navavit. Anno porro Dni. MDXXIX. Solymanno Turcarum Tyranno. Viennam obsessam atrociter oppugnante, dum dirutis moenibus invictum generosi animi robur, pro muro hostium minis opponit, Saxo percussus letale vulnus accepit. Divus. Ferdinandus, Patriae Pater, virtutis rerumque gestarum gloriae ergo, hoc ei monumentum fieri curavit. Obiit IV. die mensis Maji an. Dni. Jesu Salvatoris MDXXX. virtutem Posteri imitantor!"

An den vier Seitenwänden des Sarkophages befinden sich zwölf Basreliefs, mit des Helden vorzüglichsten Kriegsthaten. 1) Schlacht bei Creazzo (7. October 1513). — 2) Schlacht bei Tokay (21. August 1527). — 3) Schlacht bei Pavia (25. Febr. 1525). — 4) Entsatz von Erlau (December 1527). — 5) und 9) Wien durch den großen Suleyman belagert, durch Salm und Rogendorf vertheidigt. — 6) Schlacht bei Bicocca (22. April 1522). — 7) Die Eroberung Friauls (1509). — 8) Verona's heldenmüthige Vertheidigung durch Frundsberg, Salm und Colonna, und der Entsatz durch Rogendorf und Liechtenstein (1513). — 10) Schlacht bei Szinye (15. März 1528). — 11) Schlacht bei Murten (22. Juni 1477). — 12) Tokay genommen.

Die Zwischenräume dieser historischen Tableaux füllen zehn Medaillons mit den Brustbildern der Fürsten, denen Salm gedient: Friedrichs IV.

Max I., Philipps, Karl V., Ferdinands I., Sigmunds von Tyrol, Ferdinands des Katholischen, dann nebst seinem eigenen, jene seiner Kampfgenossen, Bourbon und Frundsberg, die ihm im Tode vorausgegangen. — Entwurf und Ausführung gaben wahrscheinlich den Gedanken und die Grundlage des berühmten maximilianischen Mausoleums zu Innspruck. — An dem theuren Grabe stiftete einen ewigen Jahrestag: „Frau Elisabeth, wailand Grafen Niklas von Salm des ältern, Wittib, geborne Freyin von Rogendorf", am 28. Septbr. 1550 „aus ihrem Hauptgute von Tausend Pfund Pfenig so bei Sebastian Huettstecker, röm. kaiserlichen Rath Purgermaister und bei dem Rathe der Stadt Wien anliegen."

Der Probst Joseph Rosner ließ das Mausoleum 1751 genau beschreiben und zeichnen. — Als S. Dorothee aufgehoben und mit Klosterneuburg vereinigt, die Kirche entweiht wurde, ließ es der letzte Graf von Salm-Neuburg nach Oppatowitz in Mähren bringen, welche Provinz den Salmen von jeher günstig gewesen. Nach seinem Hinscheiden kam es nach jener durch seine unterirdischen Höhlen und Seen und durch den Bergfall der Mazocha wohlbekannten Wunderkammer Mährens, in den Tagen der Przemysliden, in den Schrecken der Hussiten, mehrmals ein classischer Boden, nach Raitz.

In der neunjährigen Ehe mit Elsbeth, Freiin von Rogendorf, erzeugte Niklas Salm vier Töchter (Elsbeth, die jung und unvermählt starb, Anna, Gemahlin Wenzels Freiherrn von Weseritsch, Margarethe, Gattin Heinrichs Reuß, Burggrafen zu Meißen, und Elisabeth, vermählt an Peter Grafen von Pösing und S. Georgen, in zweiter Ehe an den steirischen Baron und Marschall, Friedrich Hofmann von Strechau) und drei Söhne, Christophen, der als Knabe starb, Wolfgang, frühe schon Domicellaren zu Passau, und endlich Fürstbischof daselbst, und Niklas, auch Ritter des Vließes, Oberstkämmerer, Statthalter in Ungarn, Gesandter an eben den Zápolya, dem der Vater ein Schrecken gewesen, der vom Sohne entzückt, ihm förmlich und schriftlich den Brudertitel beilegte, zwei Mal Gesandter an den großen Suleyman mit Sigmunden von Herberstein, seines Vaters Salm Zögling, seines Großvaters Rogendorf Vetter (1538 nach Constantinopel, 1541 in's Lager vor Ofen), durch Gestalt, Gaben und Haltung, dem sieggekrönten Sultan die Frage abnöthigend: „Ob Ferdinand viele solche Diener habe?"

Schon als zarter Knabe spielte dieser Salm, ein wahres Wunderkind, vor Karl V., vor seiner Schwester, der Königin Witwe von Ungarn, Maria, in der Schule bei den Schotten, ein von dem dortigen Abte verfaßtes Reimspiel: „Der Kampf der Tugend mit den Lüsten.“ Es erschien im Drucke, geziert mit den Namen der Edelsten aus der studirenden Jugend, mit Holzschnitten und Musiknoten, auch für die Kunstgeschichte merkwürdig. Der Schottner Abt eignete das Büchlein dem jungen Niklas Salm zu.

„Dein Vater (sagt er in seinem Vorwort) hat den uralten Glanz und den bis auf die Römertage zurückreichenden Ursprung durch die eigenthümliche Tugend noch überboten und einen doppelten Schimmer auf Dich vererbt. Sein Name hat in Deutschland hohen Ruhm, er hat in Italien geglänzt und in Frankreich und selbst unter den kriegerischen Eidgenossen. In den Waffen ergraut und ein rechter Vordermann und Vorfechter, blieb sein thatenreiches Leben doch nicht bar der zarteren Genüsse der schönen Wissenschaft und der Kunst. Darum hat sein kaiserlicher Herr Maximilian ihn eben so sehr geliebt, als an seinen Heldenthaten sich erfreut.“

In Ungarn glänzten drei Niklas Salm. Dieser zweite (der Gräfin Emilie von Eberstein und darauf Margarethen Csaky vermählt) starb, als er sein achtundzwanzigstes Jahr noch nicht vollendet! Von seinen Söhnen hieß der eine Egno (Eikins) der Türkenschrecker; der dritte Niklas, die Liebe der Ungarn. Auch der trug das Vließ, war Locumtenens in Ungarn, Obergespann und Hauptmann des königlichen Schlosses zu Preßburg, Befehlshaber zu Kanisch. Auch er starb in der Blüthe seiner thatenreichen Jahre (26. November 1580) und ruht bei S. Dorothee neben dem großen Ahn, nachdem er Vesprim und Totis erstürmt, Palota entsetzt, den Arslan Bey auf's Haupt geschlagen hatte, und bis an die Thore von Ofen gedrungen war. — Der alte Niklas Salm hatte in Wiens erschütterten Wällen dem in drei Welttheilen bis dahin unwiderstehlichen Jüngling Suleyman gebieterisch den ersten Grenzstein seiner Siege hingesetzt. — 37 Jahre später erbleichte dem greisen Suleyman der Stern des Lebens und des Glückes für immer vor den gestorbenen Wällen Szigeths durch Niklas Zrini's auf ewig glorreichen Opfertod.

Des theuren Sieges blutige Trophäe, Zrini's abgeschlagenes Haupt, sendete der berühmte Wessir Sokolovich an Niklas Salm nach Raab mit

wenigen Zeilen voll Rührung, wie sie der Held dem Helden nie versagt, und voll Anerkennung, welch ein Mann in Salm ihm gegenüber stehe?!

(Theilweise nach: „Hormayr, historisches Taschenbuch für 1824.")

Wilhelm Freiherr von Rogendorf,

kais. Feldmarschall, Geheimer und Kriegsrath, Obristhofmeister, Ritter von Calatrava.

Wilhelm von Rogendorf, der Freund und unzertrennliche Waffengefährte des edlen Salm, wurde seinem Vater Caspar Freiherrn von Rogendorf (auch Roggendorf), Burggrafen zu Steyer, 1481 geboren, und war schon in seinem 13. Jahre Edelknabe am Hofe Philipps I. von Spanien. Durch eine jener Fügungen, denen wir in dem Leben der beiden Helden und Freunde sehr oft begegnen, hatte Rogendorf im venetianischen Kriege bei eben dem Calliano die ersten Sporen verdient, und die erste Wunde (eine Kugel in die rechte Hüfte) erhalten, wo zwanzig Jahre früher Niklas Salm, ein kraftvoller Jüngling, unter seinem Hauptmanne von Murten, unter Friedrich Kappler gestritten. Unter Salm diente er später Philippen in den Niederlanden, unter ihm in Spanien.

Als Rogendorf in Verona von Liviano belagert wurde, schlugen er und Rudolph von Anhalt den berühmten Sturm ab, während welches sich die Feinde an eisernen Stacheln spießten und durch Lauffeuer aufgerieben wurden. Früher schon machte er mit Friedrich Gonzaga als Anführer der Deutschen einen Ausfall aus Verona und drang in Calliano mit den Fliehenden, die alle gefangen gemacht wurden, zugleich ein. Zugleich wurde auch Soavi genommen und die Etschbrücke zerstört. Zweimal ward Verona von ihm gerettet, und jedesmal wußte Rogendorf nicht nur mit Tapferkeit die Feinde davon abzuwehren, sondern auch die Einwohner der Stadt, mit welchen der Feind Verständnisse hatte, im Zaume zu halten. — So bedeutend waren schon die ersten Verdienste dieses nachher so berühmt gewordenen Feldherrn, daß ihm, einem Jüngling noch an Jahren, gleichwohl schon Karl V. bei seiner Thronbesteigung die schwierige Statthalterschaft von Friesland verlieh und ihn auch zum Obristhofmeister

des Erzherzogs Ferdinands ernannte. In ersterer Würde fand er bald Gelegenheit, sich im Geldrischen Kriege 1517 auszuzeichnen, in welchem er auch den Oberbefehl der Lüttichschen Truppen führte. Im Jahre 1522 sandte ihn Karl V. nach Spanien, die gefährliche maurische Empörung zu dämpfen, wo er dann bis Afrika vordrang.

Dann half er den weitaussehenden Aufruhr der castilischen Städte dämpfen, deren Junta die aus Trauer um ihren Philipp wahnsinnige Königin Johanna mit sich herumführte, aber bei Villalar ein schnelles Ende fand. — Im Jahre 1524 ward er mit seiner Infanterie an die Pyrenäen gegen Frankreich beordert, rückte mit seinen Truppen in Frankreich ein und eroberte ganz Bearn, fand aber an der Festung Salvaterra hartnäckigen Widerstand. Da er bei der Belagerung dieser Festung seine besten Truppen und einen großen Theil derselben geopfert hatte, ließ er, allzuhart und streng gesinnt, durch Rachgier aufgestachelt, nach der Eroberung die ganze Besatzung aufhängen.

Hierauf zog er sich nach Biscaya zurück und eroberte Fuentarabia. Während der Belagerung ernannte ihn Karl V. zum Kapitain seiner Leibwache, zum Ritter von Calatrava, und bald darauf zum Vicekönig von Catalonien und Roussillon; auch hier fuhr Rogendorf fort, die Grenzen gegen den Feind zu erweitern, und nahm die französischen Schlösser und Festungen bis gegen Narbonne weg. So behauptete Rogendorf die Ehre der Waffen des Erzhauses in Spanien wider die Franzosen, während sie Lannoy, Bourbon und Frundsberg eben so ehrenvoll in Italien führten.

Rogendorf war bereits zur Würde eines Feldmarschalls und geheimen Rathes emporgestiegen, als ihn Karls V. Bruder Ferdinand nach Deutschland berief, das von den Türken bedroht war. Hier war er während der Belagerung Wiens durch die Türken 1529, nebst dem Pfalzgrafen Philipp und seinem Freunde, dem wackeren Commandanten Salm, (mit dem gemeinschaftlich er hier zum letzten Male kämpfte) eine vorzügliche Stütze der Besatzung, und sein Rath wurde nie ohne Nutzen befolgt. —

Wilhelm war, wie schon früher erwähnt, nicht ferne, wie den alten Salm der tödtliche Stein getroffen. Wenig tröstete es ihn für den unersetzlichen Verlust, daß ihm die Stadt Wien (wie späterhin ihrem zweiten Vertheidiger Rüdiger Graf Starhemberg) ein eigenes Haus weihen wollte.

Er kaufte dafür eines an der Löbelbastei, wo seine mannhafte Kriegstugend die Gefahr des Sturmes abgewendet.

Nach dem Abzuge der Türken folgte Rogendorf ihnen Schritt für Schritt, eroberte 1530 Gran, Vissegrad und Waitzen, worauf er Ofen belagerte, aber durch die eingetretene Winterzeit genöthigt wurde, indeß die Belagerung aufzuheben, doch aber zur Herstellung eines wiewohl nur kurze Ruhe gewährenden Waffenstillstandes mitwirkend, zu dem sich der durch Rogendorfs siegreiche Fortschritte bereits etwas schüchtern gemachte Soliman gerne herbeiließ.

Indeß hatte aber Soliman seine Absichten auf Wien noch nicht aufgegeben. Schon 1532 sammelte er bei Belgrad neuerdings ein Heer von 300,000 Mann.

Die obschon durch Religionsmeinungen getheilten deutschen Reichsstände sahen doch in der Gefahr Oesterreichs auch ihre eigene. Weniger langsam und viel zahlreicher als sonst sandten sie daher dieses Mal zur Hilfe gegen die Türken ein Heer, das in Verbindung mit kaiserlichen, niederländischen, spanischen, italienischen und ungarischen Truppen an 65,000 Mann zu Fuß und 11,000 zu Pferde stark war, ohne das leichte unregulirte Fußvolk zu rechnen. Unter den Führern dieses Heeres befanden sich auch mehrere deutsche Fürsten und die berühmtesten Helden des Zeitalters. Rogendorf, der mit allen diesen Nationen bereits bekannt war, wurde die Ehre zu Theil, den Oberbefehl über diese Heeresmacht zu erhalten. Soliman, überrascht und erstaunt über diese ungewohnten großen Rüstungen der Christen, nahm zum ersten Male Anstand, sich mit ihnen zu messen; er berechnete, was er nie gewohnt war, seine Streitkräfte, und ließ es bei Streifzügen bewenden, bei denen er aber auch überall mit eigenem Verlust zurückgewiesen wurde.

Nach der Beendigung dieses schönen, nicht sehr blutigen, aber doch viel entscheidenden Feldzuges ward der Feldmarschall Rogendorf von Ferdinand I. mit der Würde eines geheimen Kriegsraths (Kriegspräsidenten?) und eines Erblandhofmeisters von Oesterreich belehnt, welch letztere Würde später (1620) an das Haus Trautson kam. Rogendorfs Sohn Christoph wurde später zum Grafen von Rogendorf auf Guntersdorf erhoben. —

Unser Rogendorf, einzig trauernd um des Freundes Salm Verlust, sehnte sich nach Ruhe und entsagte bald allen seinen Würden, um sich in

in die stille Einsamkeit seines Schlosses (Guntersdorf) Guntramsdorf in Niederösterreich zurückzuziehen und ganz dem Andenken des Lehrers und Genossen der Waffen, des durch Herz, Hand und Blut ihm anverwandten Salm zu leben, den Rogendorf im Kampfe bei Wien verloren hatte, und mit ihm seine bessere Hälfte. Für den geliebten Ferdinand, für den hohen Zweck der Behauptung Ungarns gegen Zápolya, mit halbem Herzen streiten, wollte Rogendorf nicht, seinen Ruhm überleben durfte er nicht, darum mußte er von der Welt und von ihren Sorgen scheiden. Lange zögerte Ferdinand. Er konnte sich's nicht denken, diesen Mann zu verlieren. — Endlich wich er doch der dringenden Bitte, und Rogendorf zog nach Guntramsdorf. Neun Jahre verlebte er theils hier, theils zu Pöckstall, zu Otterschlag, in ländlicher Abgeschiedenheit seiner stillen, aber tiefen Trauer, ernster Betrachtung der Zeit und ihrem Kriege aus Kriegen, dem Gleichniß des Krieges, der Jagd und mildernden Anschauung der unermeßlichen Natur. Oft kamen alte Waffengenossen, oft kamen Boten vom Hofe. Mit wehmüthigem, aber bestimmt verneinendem Lächeln entließ sie der seit Salms Tode schwermüthig gewordene Einsiedler, wie sie gekommen waren. —

Aber nach beinahe neun Jahren (21. Juli 1540) starb der Gegenkönig Zápolya. Vierzehn Tage nach seinem Tode hatte ihm die jagellonische Isabelle, des polnischen Königs Sigismund Tochter, ein Söhnlein, Johann Sigismund, geboren. Von den Umständen eingeengt, und jener alten, sprichwörtlichen österreichischen Treue gedenkend, näherte sich die Witwe Ferdinanden. Der Augenblick schien gekommen, dem man durch 15 lange blutige Jahre vergebens entgegengeseufzt, der Augenblick, dem Bürgerkriege und hierdurch auch der dringendsten Türkengefahr mit Einem Male ein Ende zu machen, und Habsburg Ungarns heilige Krone zu sichern, die zugleich mit der böhmischen durch die von Rogendorf geschlossene Heirath Ferdinands mit Anna, an das Erzhaus gediehen war!

Da stiegen auf einmal in Rogendorf große und wohlbekannte Erinnerungen, da stieg der Schatten des vorangegangenen Freundes, des Siegers von Tokay und Szinye herauf: „Jetzt, jetzt sei sein verlassenes Heldenwerk zu vollenden!" — da übermannten die Bitten des jungen Niklas Salm, der nun schon Ritter des Vließes und Statthalter in Ungarn war, und seiner bekannten Beredsamkeit zärtliche Gluth

die rege gewordene Vaterlandsliebe Rogendorfs und sein nur allzu richtiges Selbstgefühl, daß er seit des Freundes Tode kaum mehr die Hälfte dessen sei, was er einst gewesen, und er ergriff noch einmal den so oft siegreich erhobenen Feldherrnstab.

Wie sich Zápolya's Witwe ihrerseits Ferdinanden näherte, setzte dagegen alle seine Hoffnung auf die Pforte, der letzten Mahnung des Verstorbenen gedenkend, ihr allvermögender Minister Georg Uthyssenitz, ein Croate unter dem Namen seiner Mutter Martinuzzi, Haushofmeister bei Johann Zápolya, darauf Mönch in Czenstochow, als er späterhin die Zápolya's verließ und zu Ferdinand überging, Erzbischof und Primas von Gran und Cardinal, zuletzt ermordet durch die Eifersucht des kaiserlichen Feldherrn Castaldo (17. Decbr. 1551).

Rogendorf, von König, Volk und Heer einhellig berufen, fühlte sich von einer unnennbaren Angst gefoltert, als er in dem wohlbekannten Comorn der alten Fahnen wieder ansichtig wurde.

Mit dem jungen Salm war zu dieser diplomatischen Verhandlung mit Soliman Herberstein im Lager eingetroffen. An diesen seinen Vetter und Freund wendete sich der beklommene Freund, vorstellend, „daß er nunmehr alt, jähzornig, vergessen, bei den Kriegsleuten verhaßt und zu solchen Sachen ungeschickt sei!“

Stets dieselbe Flamme in der treuen Brust, fiel er tief erschüttert seinem Herberstein zu Füßen, ihn bittend, daß er Ferdinanden berede, ihn des Oberbefehls wieder zu entheben, wogegen er freudig unter jedem, auch dem jüngsten Vorgesetzten dienen und mit seiner Mannschaft auf eigene Kosten im Felde bleiben wolle. — Vergeblich! — Sein alter Ruhm hatte Ferdinands Vertrauen unwiderruflich an ihn gefesselt. — Schon Rogendorfs erste Unternehmung, die Ueberrumpelung Ofens, mißlang.

Im Anbeginn des Juni 1541 war er im Einverständniß mit der Königin Witwe Isabella und ihrer polnischen Rathgeber (den Martinuzzi wähnte man zu täuschen) vor Ofen. Herberstein und Negarola forderten Ofen zur Ergebung auf. Revaj, das Haupt des Anschlags (der Ueberrumpelung), der Stadtrichter und mehrere Rathsherren waren mit verschworen. Bornerissa hatte Alles vorbereitet, dem Revaj mit seinen Ungarn ein Thor zu öffnen. Rogendorf, schon oft durch unvermutheten und unwahrscheinlichen Treubruch um seine besten Berechnungen betrogen, schon allzuoft durch goldene Worte irre geführt, jetzt durch Alter und

Mißtrauen noch mehr verstimmt, beharrte unglückseliger Weise darauf, nicht Revaj (dem er noch obendrein seinen Sohn als Geißel abforderte) sondern ein vertrauter deutscher Haufe müsse die Ueberrumpelung vollführen. Bornerissa, erschrocken, daß die Zeichen nicht zusammentrafen, entzog sich, die Deutschen, Rogendorfs Sohn an ihrer Spitze, verloren Zeit und verriethen sich durch ihre brennenden Lunten. — Martinuzzi, schnell im Harnisch, inmitten seiner zahlreichen Leibwache auf den Wall eilend, schlug den Angriff zurück. — Eine förmliche Belagerung des festen und mit Allem wohlversehenen Ofen sollte nun das Mißlingen jener List wett machen.

Aber schon nahte Soliman. — Perney drang in Rogendorf, die Belagerung eiligst aufzuheben, dieser aber argwöhnte darin wieder eine Falle. — Schon stand der Großherr nur noch einen Tagemarsch entfernt. Seine zahllosen Reiterhaufen umschwärmten Rogendorfs Heer von allen Seiten. Jetzt endlich begriff dieser die Nothwendigkeit des Rückzuges. Aber um ihn ungestraft zu vollbringen, dazu war es viel zu spät.

Mitten im Marsch, in seinem Donau-Uebergange von Ofen nach Pesth (22. August 1541), vom rechten auf das linke Donauufer, fielen ihn die Türken mit Uebermacht und Wuth an. Er widerstand lange, mit Erfahrung, mit Heldenmuth. Der Verlust an Menschen und Gepäck war groß, der empfindlichste aber jener an Geschütz. 150 Feld- und 36 Belagerungsstücke wurden vernichtet oder von den Türken erobert. Soliman erklärte Ungarn als ein türkisches Sandschiakat, die Witwe und Waise Zápolya's als Zinsfürsten Siebenbürgens und der Theißgegend. — Von dem an prangte durch anderthalb Jahrhunderte der halbe Mond auf den Zinnen Ofens, als der dritten Stadt des osmanischen Reiches, den Türken heilig wegen ihrer warmen Heilquellen, wegen ihrer einzigen, amphitheatralischen Lage, als strombeherrschende Stadt der Hügel, durch ihre Festigkeit als Waffenplatz und Sperrpunkt.

Rogendorf, mit Salm überall sieghaft, verlor, als er gegen seine innere Stimme zum ersten Male ohne ihn stritt, auch gleich den Sieg und das Leben.

Nachdem er inmitten des wildesten Gedränges den Tod lange vergeblich gesucht, zerschmetterte ihm endlich eine wohlthätige Kugel den Arm. In Comorn durch die Tröstungen seines Enkels (des selbst von Zápolya, selbst von Soliman hochgeehrten Jünglings) Niklas Salm wenig auf-



gerichtet, starb er nach einigen Tagen auf der Insel Schütt zu Sommerein mit gebrochenem Herzen, mit dem letzten Willen, seine Ueberreste nach Pöckstall zurückzuführen, in die ländliche Einsamkeit, in der er ein Jahrzehend hindurch den Lehrer und den liebenden Genossen seiner Waffen beweint hatte.

Eben der kranke Leonhard von Völs, den Rogendorf im Commando hatte ablösen sollen, sammelte nun bei Preßburg die Trümmer des Heeres.

Philipp der Streitbare, Pfalzgraf am Rhein,

kais. Feldmarschall und Statthalter in Würtemberg.

Philipp, ein Sohn Ruprechts des Tugendhaften, Pfalzgrafen am Rhein, wurde den 12. November 1503 geboren und trat schon in den Jünglingsjahren in die Kriegsdienste Karls V., unter dem er im Kriege gegen die Franzosen in Italien seine ersten Kriegsproben ablegte und sich dem Kaiser in mancher Hinsicht schon nützlich bewies. — Fortwährend legte er in den französisch-italienischen Kriegen so große Beweise persönlicher Tapferkeit ab, daß man ihm den Namen des Streitbaren beilegte.

Als die Türken das erste Mal vor Wien rückten (1529), war sein Name schon so geachtet, und er erfreute sich schon eines so vortheilhaften Rufes, daß Kaiser Ferdinand I. beschloß, ihm den Oberbefehl der Armee wider die Türken anzuvertrauen, die unter Soliman II. mit 150,000 Mann gegen Wien im Anzuge waren. Er war von seinem Oheim, dem Pfalzgrafen Friedrich, unter welchem sich bei Regensburg die zur Bekämpfung der Türken von den deutschen Fürsten gesandten Reichstruppen leider sehr langsam versammelten, vorausgeschickt worden und kaum gelang es ihm noch, sich mit 100 Reitern und 14 Fahnen Fußvolks in die bedrängte Stadt Wien zu werfen. Der muthvolle Prinz fand in dem Commandanten, Niklas Grafen von Salm, und in dem General Wilhelm von Rogendorf erfahrene und tapfere Rathgeber, eine eben so muthvolle Besatzung von etwa 22,000 Mann, und eine zur Vertheidigung auf's

Aeußerste entschlossene Bürgerschaft; dagegen kam er als Augenzeuge von den trägen Bewegungen der Reichstruppen, und wußte, wie wenig und wie spät er erst auf Entsatz rechnen konnte.

Dem gegenüber sah er den bisher unüberwundenen Soliman, mit seiner von der Eroberung Persiens noch siegestrunkenen Armee, ein unermeßliches, von Kampfbegierde entflammtes, mit Allem wohlversehenes Heer, immer näher rücken. Philipps Muth und Entschlossenheit ersetzten aber alles Dies, und die Vertheidigung Wiens war, unbeschadet der Verdienste Salms und Rogendorfs, eine seiner glänzendsten Thaten.

Die Minen der Türken, die es hauptsächlich darauf angelegt hatten, wirkten fürchterlich; aber wenn auch ganze Strecken Mauern einstürzten, so fanden die Stürmenden stets neue Wälle von innen aufgeführt und von todesmuthigen Vertheidigern besetzt, die sie mit ihren Feuerschlünden zurückwiesen. Endlich warfen sie sich auf einen Posten, den man in der Eile nur blos mit Pallisaden hatte verwahren können. Hier bildeten aber die Körper der wackeren Vertheidiger den Wall, und machten ihn durch ihre seltene Ausdauer so unbezwingbar, daß die anstürmenden Türken zwei Mal zurückgeschlagen, zwei Mal vom Sultan selbst wieder zum Sturme angetrieben, doch immer wieder zurückgeworfen wurden. Endlich gebot Soliman einen Hauptsturm. Das ganze Heer zog mit Waffen und Belagerungsmaschinen aller Art gegen die Mauern und griff an mehr als zwanzig Punkten zugleich an; aber vergebens. Die Belagerten waren trefflich gerüstet und hatten sie erwartet.

Nach einem zwölfstündigen Kampfe, den nur die einbrechende Nacht endigen konnte, von allen Seiten sich schmählich zurückgeworfen sehend, hob der gebieterische, trotzige Soliman voll Ingrimm die Belagerung auf, und trat beschämt den Rückzug an. Ueber vierzigtausend seiner geübtesten Krieger hatte er nutzlos geopfert, und sah nun (da die Belagerung sich so in die Länge gezogen), daß Schnee und Frost und die vorgerückte harte Jahreszeit den Rest seines Heeres mit den den Asiaten noch ungewohnten Krankheiten bedrohte.

Die Eile, mit der die Türken sich zurückzogen, glich einer vollkommenen Flucht. Soliman hatte keinen Kampf bestanden, der ihm Ruhm gewährte, nur an wehrlosen Landleuten die Wuth und den Geiz seiner gedemüthigten Horden befriedigt.

Wiens wackere Vertheidiger, die wohl an zwanzig Stürme abge-

schlagen hatten, athmeten nun freier, aber auch selbstbewußter. — Den braven Vertheidiger seiner Hauptstadt belohnte Ferdinand I. mit der Statthalterschaft über das Herzogthum Würtemberg, wo er fünf Jahre dort zubrachte, bis Philipp, Landgraf von Hessen, 1534 dort einfiel, da es nur mit wenigen Truppen besetzt war. Dies waren nun Umstände, gegen die Muth und Klugheit vergebens ankämpfen. Ohne die aus Tyrol erwartete Unterstützung zu erhalten, mußte Philipp, der gehofft hatte, durch persönliche Tapferkeit die Schwäche seiner Mannschaft an Zahl zu ersetzen, mit nur etwa 400 Reitern und 10000 Mann Fußvolks, größtentheils aus zum Dienst genöthigten Unterthanen bestehend, dem Landgrafen von Hessen sich entgegenstellen, der mit einem Heere von 5000 Reitern und mehr als 20000 Kriegern zu Fuße kam, den durch die Reichsacht abgesetzten und vertriebenen Herzog Ulrich wieder gewaltsam in sein Land einzuführen. — Mit dem Treffen bei Laufen 1534 ging Würtemberg für Oesterreich, zu dessen Vorlanden es seit mehreren Jahren gehörte, verloren. Den Pfalzgrafen Philipp traf noch das persönliche Unglück, daß ihm schon am Vorabende der Schlacht eine Kanonenkugel die Ferse wegriß, und er war hierauf zu Hohenasperg, wohin er verwundet seine Zuflucht nahm, in Gefangenschaft gerathen. Nach seiner Befreiung reis'te er 1538 nach England und bewarb sich dort, aber ohne Erfolg, um die Hand einer königlichen Prinzessin.

Er starb, nachdem er seine übrige Lebenszeit ruhig auf seinen Gütern zugebracht, den 4. Juli 1548 unvermuthet, und wurde zu Heidelberg begraben. — Philipp war nicht blos Krieger und Feldherr, sondern zugleich Freund und Schützer der Wissenschaften, und erfreute sich gern des Umganges gelehrter Männer. Den Müssiggang haßte er, und auf all seinen Heerzügen, mitten unter dem Geräusche der Waffen, benutzte er jeden freien Moment, den Wissenschaften, vor Allem der Astronomie, welches sein Lieblingsstudium war, sich hinzugeben.

In seinem letzten Lebensjahre wollte er noch eine Reise nach Palästina unternehmen, aber der Tod überraschte ihn mitten unter den Plänen und Entwürfen dazu.

Ulrich Freiherr von Schellenberg,

kaiserlicher General.

Ulrich ward 1487 geboren und von seinem Vater Heinrich von Schellenberg frühzeitig für den Gelehrtenstand und die Wissenschaften bestimmt. Auf den hohen Schulen zu Bologna und Pavia, die damals eines weit bedeutenderen Rufes sich erfreuten, widmete er sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, und erlangte die akademische Würde eines Doctors der Rechte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland kam ihm plötzlich der Gedanke, sich auch in den Waffen zu versuchen. Der Krieg mit den Franzosen in der Lombardei diente ihm zur ersten Schule, und er war in allen Treffen dieser Feldzüge. In dem Treffen bei Vicenza (1510) rief ihm ein witziger Venetianer zu: „Doctor, faßt Eure Feder wohl!" — Aber der gewandte Ulrich rannte den Spötter vom Pferde und durchstach ihn. Weil er aber dabei zu weit vorgedrungen war, umringten ihn die Feindlichen in Menge, denen er gleichwohl Stand halten mochte, bis er mit 36 Wunden bedeckt fast leblos vom Kampfplatze getragen wurde. — Doch erholte er sich zur allgemeinen Verwunderung und wurde, wenn auch langsam, doch wieder hergestellt. Nach seiner Genesung schlug ihn Maximilian I., obwohl er ihn bereits früher schon einmal zum Ritter geschlagen hatte, wegen seiner Tapferkeit öffentlich während eines großen Festes zum zweiten Male zum Ritter, und ernannte ihn zu seinem geheimen Kriegsrathe.

Mit 6000 Schweizern, die Ulrich 1512 durch Tyrol nach Italien führte, schlug er einen französischen Feldobersten an der Etsch, und warf sich hierauf in Novara (wo auch später [1849] die denkwürdige Schlacht unter Feldmarschall Radetzky gegen die Piemontesen stattfand), das damals etwas befestigt war. Die Franzosen belagerten ihn und bald war ein Theil der Mauer zerschossen. Als Ulrich den Seinigen einen unerschütterlichen Vorsatz eingeflößt hatte, sich zu vertheidigen, und überzeugt war, daß er sich auf ihre Treue und ihren Muth verlassen konnte, ließ er die Wälle mit Leintüchern behängen, um den Feinden zu zeigen, daß er die Brust der Seinen als hinlänglichen Wall betrachte. Da hierauf die Franzosen nach einigen vergeblichen Stürmen die Belagerung aufhoben,

verfolgte sie Schellenberg schnell und brachte ihnen im Felde bei Novara eine vollkommene Niederlage bei.

Unter Karl V. führte Schellenberg 14000 Schweizer gegen die Franzosen nach Italien, hatte aber auf dem Wege mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Franzosen alle Pässe besetzt hatten. Ulrich drang dennoch durch, vereinigte sich 1522 mit den anderen kaiserlichen Truppen, und die Wiedereroberung Mailands war größtentheils sein Verdienst. — In den Schlachten bei Bicocca und bei Pavia, desgleichen bei der Vertheidigung Wiens (1529), der er ebenfalls beiwohnte, hatte der edle Schellenberg unzählige Beweise seiner Tapferkeit und Vorsicht gegeben. — Bereits bei Jahren, trat er nun in den Privatstand zurück, um sich wieder den Geschäften des Friedens zu widmen und sich in der frühzeitig erlernten Rechtsgelehrsamkeit praktisch zu üben. Er starb 1558, 71 Jahre alt, als Landeshauptmann von Feldkirch, und wurde zu Rißleg im Chor der Kirche begraben.

Zweite Periode.

Kurze Uebersicht der Kriege und Kriegsverfassung unter Kaiser Ferdinand I. bis Ferdinand III.

Der römische König Ferdinand hatte von Anfang seiner Regierung in Oesterreich, Ungarn und Böhmen an (1521 — 1527) manche Anfälle der Türken auszuhalten, die sogar (1529) bis Wien vordrangen, und zurückgetrieben, diese Hauptstadt (1532) mit neuen Versuchen bedrohten; er hatte in Ungarn mit Zápolya (1536), und nach dessen Tode mit Suleiman II. die Kriege zu führen, in denen Ofen mit den meisten Städten (1540. 1541) und Temeswar mit dem Banate (1552) verloren ging; er mußte in Deutschland an dem Schmalkaldischen Kriege Theil nehmen, und wohnte der Schlacht von Mühlberg (1547) persönlich bei.

Durch den Religionsfrieden (1556), nach dessen Abschluß ihm Karl der Fünfte das Reich abtrat, genoß Deutschland unter seiner Regierung einige Ruhe.

Maximilian II. wußte durch Duldsamkeit und Schonung diese Ruhe zu erhalten, abgerechnet die Grumbachischen Händel (1565) und die Theilnahme einiger Reichsfürsten an den französischen innerlichen Kriegen (1568 — 1570), die auf die kaiserlichen Erbstaaten keinen Einfluß hatten. —

Auch die Türkenkriege wurden nicht sehr nachdrücklich geführt (1566 bis 1568), und durch einen Waffenstillstand beigelegt.

In die Regierung Rudolphs II. fallen die neuen Streifereien (1587. 1588) und förmlichen Kriege der Türken (1592 — 1597), die größtentheils durch Prinzen des Hauses geführt worden sind; ferner der Bauern-

aufstand in Oesterreich (**1595**. **1596**. **1597**), und die Unruhen in Böhmen (**1609** — **1611**). — Die Stände laden auch hier den Erzherzog Matthias zur Regierung, dem Oesterreich und Ungarn (**1608**) sich bereits ergeben hatten. Seine Regierung auf dem Kaiserthrone (**1612** bis **1619**) war ruhig. In Böhmen brachen noch vor seinem Ende die Unruhen wegen des Majestätsbriefes aus (**1618**), nachdem er bei seinen Lebzeiten

Ferdinand II. in Böhmen (**1617**) und in Ungarn (**1618**) hatte krönen lassen. Desselben Regierungsantritt und seine Wahl zum Kaiser (**1619**) wird zugleich die Epoche des denkwürdigen dreißigjährigen Krieges in Deutschland, während dessen (**1619** — **1648**) sowohl von der protestantischen Union, als auch der katholischen Liga beiderseits große Siege erfochten und berühmte Schlachten verloren worden sind. Wir führen nur folgende an, welche für die allgemeinen Angelegenheiten am meisten entschieden, ohne die vielen Gefechte, belagerte und entsetzte Plätze zu nennen, die jene zur Folge hatten.

Zuerst rückte das Heer der böhmischen Stände (**1619**) unter dem Grafen Thurn vor Wien, mußte aber, da Mansfeld mit dem Hilfscorps und den übrigen Truppen bei Thein von Bucquoi und Waldstein geworfen ward, zurückkehren. Unterdessen hat Friedrich V. von der Pfalz die böhmische Krone angenommen. Er verliert sie mit der Schlacht am weißen Berge (**1620**) und, da vorher schon Spinola mit den spanischen Hilfstruppen in die Pfalz eingedrungen war, nach und nach alle seine Länder (**1623**), sammt der Kurwürde, die an Baiern kommt, wodurch der Krieg nach Deutschland versetzt ist.

Von den Verbündeten des Pfalzgrafen werden der Markgraf von Durlach bei Wimpfen, der Herzog von Braunschweig bei Sablo (**1623**), Beide von Tilly; Mansfeld bei der Dessauer Brücke (**1626**) von Waldstein, der König von Dänemark bei Lütten wieder von Tilly geschlagen und bis nach Jütland verfolgt (**1626**). Friede mit Dänemark (**1629**).

In Ungarn, wo Bethlen-Gabor Anhang gefunden hat, wird ein Vergleich und mit den Türken ein Waffenstillstand geschlossen (**1624** bis **1626**). Krönung des Kronprinzen.

Dem Restitutionsedicte (**1629**), wodurch der Kaiser die Güter der Kirche zurückfordert, fügen sich die mächtigeren Fürsten nicht und rufen die Schweden nach Deutschland (**1630**).

Ihre schnellen Fortschritte können nicht hindern, daß Tilly Magdeburg erobert (1631).

Nach der Schlacht bei Leipzig (1631) dringt Gustav Adolf bis in Baiern, nimmt Ingolstadt ein, breitet sich durch Schwaben und Franken gegen die Rheinländer aus, kehrt, da seine Völker aus Böhmen geworfen werden, nach Sachsen zurück, und bleibt in der Schlacht bei Lützen (1632). Dessenungeachtet behaupten die Schweden das Schlachtfeld. Ihre Generale und Herzog Bernhard von Weimar setzen den Krieg in Deutschland, Böhmen und Schlesien fort, wo durch die Waldsteinische Katastrophe (1634) viele Verwirrung entsteht.

König Ferdinand erobert Regensburg und gewinnt die Schlacht bei Nördlingen (1634).

Da Frankreich ohne Zurückhaltung die schwedische Partei unterstützt, verbindet sich der Kaiser mit dem Kurfürsten von Sachsen durch den Prager Frieden (1635). Ihre vereinigten Heere erleiden bei Witstock (1636) eine große Niederlage; von der andern Seite haben die Kaiserlichen das Vordringen der Franzosen am Rheine aufgehalten und sind in Burgund und Champagne, die Spanier aber in die Picardie eingefallen.

Unter Ferdinand III. wechselten Siege und Niederlagen im Felde, während die Cabinette das Friedenswerk zu fördern oder zu hindern bemüht waren. —

Weimar nahm Breisach; man war unglücklich bei Wolfenbüttel und bei Leipzig (1638); dagegen schlägt Piccolomini den Marschall Fequieres (1639) bei Diedenhofen (Thionville), Mercy den General Ranzau bei Dutlingen (1643), und den Marschall Türenne (1645) bei Mergentheim; hingegen behauptet dieser mit Enghien das Feld bei Allerheim (1645), und siegt nebst Wrangel bei Sommerhausen (Zusmershausen) [1648]. In Böhmen war das Treffen bei Tankow (1645) verloren, und kurz vor dem Frieden die kleine Seite von Prag (1648) erobert worden.

Außerdem hatte Ferdinand die Mißvergnügten in Ungarn zu bekämpfen (1637 – 1647). Als Ragoczi sich an ihre Spitze stellte (1644), wurden diese Unruhen sehr bedeutend und endigten sich erst (1647) ein Jahr vor dem Friedensschlusse in Deutschland.

Bis zu diesem thatenreichen Zeitraume hatte die Kriegskunst einen fast hundertjährigen Stillstand gehalten. Sie war ungefähr noch wie unter Karl V. Jetzt machte sie neue Fortschritte durch die bedeutenden Geg-

ner, welche man vor sich fand. Gustav hatte das Feuergewehr mit den blanken Waffen in mehr Verhältniß gebracht; die Franzosen und die Niederländer dachten auf vortheilhaftere Befestigung der Städte und auf zweckmäßigere Verschanzung der Lager; bei uns aber blieb man in keinem Stücke zurück, wußte vielmehr von allen das Anwendbare sich anzueignen, oft zu verbessern. In jedem Heere gewann Weisheit der Anwendung über Thaten des bloßen Muthes die Oberhand.

Zwar suchte man noch die Stärke des Heeres mehr in den heftigen Anfällen der Reiterei, als in den gefaßten vorbedachten Stellungen und schnellen Evolutionen des Fußvolkes; aber beider Bewaffnung war behilflicher und gleichförmiger geworden. Man kam von der tiefen Schlachtordnung ab, weil das kleine Gewehrfeuer ausgiebiger als die Pike wurde, während noch das große mehr Lärm machte. Das letzte hatte man vermehrt und sich mit kleineren und dienlicheren Stücken versehen; im Gebrauche selbst war man nicht wenig über die vorige Periode hinausgekommen. Marsch- und Lagerkunst entwickelten sich erst.

Bei dem hohen Solde hing die Verpflichtung der Heere noch sehr von der Willkür ab, wie die Kleidung, bei welcher außer der Farbe der Schärpen noch keine durchgängige Gleichförmigkeit stattfand. Beides mußte nicht selten durch Gewaltthätigkeiten in Feindes- und Freundesland erpreßt werden, was besonders bei den Heerführern der Fall gewesen ist, die, ohne Land und Leute zu haben, von fremder Unterstützung und einheimischer Schwäche zahlreiche Armeeen unterhielten, wie die Mansfelde, die Leonharde u. A. Unter solchen Umständen ließ sich schon bei der langen Dauer der Kriege nachtheilig genug auf die Mannszucht schließen, wenn auch die Jahrbücher weniger Scandale derselben aufbewahrt hätten.

Vom Nutzen der stehenden größeren Armeeen hatten sich die Mächte noch nicht völlig überzeugt; man warb Truppen, wenn man sie brauchte, und löſ'te sie auf, wenn sie entbehrlich schienen, obgleich nicht waren.

Seit dieser Periode sehen wir auch die Beherrscher der großen Monarchieen sich weniger den Gefahren der Feldzüge aussetzen. Ihre Staaten haben an innerer Consistenz gewonnen, und ihre Gegenwart kann zu Hause ungleich schwerer ersetzt werden, als im Felde, wo doch eigentlich nur Ein Ziel ist, und die Vollmachten bestimmter sein können.

Diese Regentenweisheit zeichnet sich am Edelsten in Ferdinand III. aus. Dem Kronerben hatte das Kriegsglück bei Regensburg und Nörd-

lingen nicht wenig geschmeichelt; aber der auf den Thron gelangte Kaiser arbeitete nun am Frieden, durch welchen er Deutschland ein Grundgesetz zuwege brachte, woran alle nachmaligen Stürme vertobten. Blos dasselbe zu gründen, hatten seine Heere die harten Kämpfe bestanden. Die Unfälle, unter denen die Monarchie nicht sank, zeigten ihre Stärke mehr als die Siege, die sie nicht vergrößerten.

(Thaten und Charakterzüge. I. Bd.)

Noch ein Beitrag zur Geschichte des Kriegswesens und der Heeresverfassung dieser Periode.

(Zumeist nach Mittheilungen aus dem k. k. Kriegsarchive.)

Als Ferdinand I. die Regierung antrat und bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts verwaltete, hatte das Haus Oesterreich kein Heer im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn Angriff oder Vertheidigung nöthig war, ließ der Regent an die Provinzen das Aufgebot ergehen; der dreißigste, zehnte, fünfte Mann wurde gestellt, je nach der Dringlichkeit der Zeitläufe. Die Bewilligung hierzu kam von den Ständen, und diese bestimmten auch die Dauer der Dienstzeit; sie war zumeist drei bis sechs Monate, einen Sommer oder zu einer bestimmten Unternehmung, z. B. zu einem Streifzuge, Angriff einer Festung rc.

Der Bauer verließ den Pflug, der Hauer den Weingarten, der Hirt die Trift und schaarte sich. Aber was war von Leuten zu erwarten, die des Krieges, des Waffenhandwerks unkundig, sich zusammenfanden und an Haus und Hof, an Weib und Kind zurückdachten, und meist in dem Augenblicke in die Heimath zurückkehrten, wenn sie eben angefangen hatten, durch Uebung etwas zu lernen? Deshalb ergriffen die Regenten noch ein anderes Mittel: sie gaben kriegserfahrenen Männern Werbungspatente für Reiterei und Fußvolk. Der solchergestalt angestellte Oberst empfing von der Regierung Werbungsgelder, theilte diese unter die Hauptleute, die er annahm; diese nahmen nun die Gemeinen in Sold. Solche Schaaren waren besser, als das Aufgebot, aber immer war der Fehler dieser, daß diese Corps, nur für bestimmte Zeit geworben, nach dem Feldzuge, der

Unternehmung, zu der sie sich verpflichtet, oder der festgesetzten Zeit, sich auflös'ten.

Insubordination war einer ihrer Hauptfehler; oft verweigerten sie Dienste im entscheidenden Augenblicke, weil der Sold rückständig war, oder begehrten Sturmsold für gefährlichen Angriff; ja ganze Corps lös'ten sich manchmal auf, wenn der Sold zu lange ausblieb.

Die Hilfsvölker waren ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil des österreichischen Heeres. Sie kamen theils vom spanischen Hofe, theils wurden sie von deutschen Reichsfürsten gestellt, in Folge von Reichstagsbeschlüssen, um den gemeinsamen Feind der Christenheit zu bekämpfen. — Die spanische gewaffnete Unterstützung hörte nach und nach auf, und das deutsche Reichscontingent war auf dem Papiere immer groß, aber in der Wirklichkeit war es immer wenigstens um die Hälfte geringer.

Unter Ferdinand I. belief sich das Heer auf 20—30,000 Mann. Es existirt im k. k. Kriegsarchive ein Verzeichniß*), welches das Heer so angiebt:

Gerüstete Pferde	935
Geringe Pferde	10,232
Deutsche Knechte	5982
Hispanier	1400
Ungarische Knechte	4424
Nassadisten	824
Schanzknechte	250
Summa:	24,047 Personen.

Artillerie ist keine verzeichnet.

Das Mangelhafte der Zusammenstellung der Heeresmacht gegenüber den Türken, die an Zahl, Kriegsübung und Disciplin weit überlegen waren, trat bald zu fühlbar heraus, als daß nicht Vorschläge zur besseren Organisirung hätten gemacht werden sollen. Als Beispiel, aus welchem Gesichtspunkte dieser Gegenstand aufgefaßt wurde, mag der Auszug eines solchen Antrages hier eine Stelle finden**):

*) Ungefährlicher Auszug alles Kriegsvolkes, so die römisch königl. Majestät jetzo in Siebenbürgen, Ungarn, Wälschland und Croatien besolden. dd. 1550.

**) Gutdünken der k. k. Kriegsräthe über die Einrichtung des ganzen Kriegswesens unter Maximilian II. dd. 21. Junius 1568. Im k. k. Kriegsarchiv befindlich.

Außer Verfügungen, welche, durch Zeitumstände geboten, zeitweilig waren, enthält dieser Antrag Folgendes für die Organisirung der Armee:

Eine Bildungsanstalt für den österreichischen jungen Adel, dessen Abrichtung, Bildung und Bestimmung zum Kriegsdienst.

Der Antrag lautet: „Der Kaiser soll die jungen dienstlustigen Adligen an die Grenze geben, mit so viel Sold, als für einen Diener und zwei Pferde nöthig; wenn sie in einem Orte eine Weile gedient, müssen sie auf einen anderen versetzt werden; dann sind sie durch alle Grade anzustellen bis zum Oberst, nach Neigung und Geschicklichkeit; der junge Adel soll abwechselnd dienen, so daß alle drei oder vier Monate ein anderer Theil, so am kaiserlichen Hofe ist, Dienst thue; dies wird schnell gute Offiziere geben, die auch mit besserem Herzen dienen, als Ausländer.

„Auch die Nichtadligen, wenn sie nur sonst ehrliche, gute Gesellen sind, können hin und wieder angestellt und vom Kaiser mit Vortheil bedacht werden.

„Es müssen ferner beständige Kriegscommissarien eingeführt werden, unter einem Oberstkriegscommissair und Oberstmustermeister, denen eine gleichförmige Instruction zu geben ist; im Felde soll noch jedem Regiment Fußknechte oder **1000** Pferden ein Commissair beigegeben werden, der die Knechte und Reiter an den Ort zu führen hat, wohin man will, ihre Bevortheilung überwachen soll 2c.; es ist eine Art Vereinigung der Commissariats- und General-Stabs-Leistungen.

„Zu Allem aber gehört Geld, deshalb muß in Friedenszeit ein Kriegsunterstützungsfonds gebildet und dessen Verwaltung von der Finanzkammer getrennt werden. Der Unterhalt der Kriegsvölker muß durch ein eigenes Reglement festgesetzt sein, so wie die Löhnung der verschiedenen Waffengattungen. Die bereits angefangenen Kriegsartikel müssen fortgesetzt werden, damit die Kriegsdisciplin festgesetzt werde.

„Ein beständiger Kriegsfuß ist zu organisiren. Die Zeughäuser, die Artillerieeinrichtung muß regulirt werden. Das Kriegsfuhrwerk (Gotsch) ist zu organisiren.

„Der Sold für den gemeinen deutschen Knecht beträgt monatlich **4** Gulden; Doppelsöldner erhalten **6** Gulden; die Husaren **3** Thaler, oder, nach ungarischer Bezahlungsart, jährlich **20 Gulden, 10 Kübel Getreide, 10** Kübel Hafer, **1** Faß Wein."

Einiges davon wurde eingeführt, Anderes zur weiteren Berathung

an die Kammer, den ungarischen Landtag, den Zeugmeister verwiesen. — Der Stand der Truppen im Felde blieb beiläufig an Zahl derselbe, zwischen 20 — 30000 Mann.

Die erste Spur der österreichischen Armee fällt in die letzten Zeiten der Regierung Kaiser Rudolphs II. In einem Schreiben an Erzherzog Matthias*) bewilligt der Kaiser, am Schlusse des Feldzugs, die ordnungsmäßige Abdankung der Kriegsvölker, bestimmt aber, daß drei Regimenter Fußknechte und 2000 gerüstete Reiter als Besatzung in den Grenzfestungen sollen behalten werden.

Wenige Jahre nach dieser Verordnung erscheint der Stand der Armee folgendermaßen: (Siehe Armeestand im Jahre 1602 im k. k. Kriegsarchive.)

„Reiter nicht in Regimenter eingetheilt, sondern als Corps mit dem Namen ihrer Führer:

Weings	500	Pferde.	
Rajezky	500	=	
Mates Graf Thurn	1000	=	Arquebusire.
Heinrich Krzinegli	1000	=	=
Otto Lohenstein	1000	deutsche	Reiter.
Hans Rajetzky	500	=	Arquebusire.
Wolff Mengesreiter	500	=	=
Rheingraf Philipp Otto	600	Curazier.	
Kollonics	2600	zu Roß.	
Graf Karl Sulz Regiment	3000	Fußvolk	deutsch.
Johann Graf zu Ostfrießland	—	=	=
Schöneburg	—	=	=
Althann	3000	=	=
Tilly	3000	Wallonen.	
Hoffkirchner	—	Mann, Nation nicht angegeben.	
Starhemberg	—		
	29,200	Mann.	

In derselben Nummer sind noch die Musterrollen zweier Regimenter Fußvolk ohne Namen angegeben.

*) dd. Prag, 11. November 1598; im k. k. Kriegsarchive.

Noch war man von der Idee nicht zurückgekommen, das Militair zu bestimmten Zeiten abzudanken. Man erstaunt, wenn man mitten im Kriege ein Verzeichniß der abzudankenden Regimenter lies't*). Es heißt:

„Althannisches Regiment zu Gran.
Schönburgisch Regiment zu Comorn.
Ostfriesländisch Regiment zu Schella.
Starhembergisch Regiment zu Fischamend.
Hofkirchnerisch Regiment zu Hainburg.
Tilly'sches Regiment zu Schinda.
Salzburgisch drei Fähnlein zu Schwadorf."

Bald darauf erscheint die Armee in folgendem Zustande**):

Obriste zu Roß.

Graf Thurn	1000	Pferde.
Christoph Teufel	1000	=
Hans Christoph Pucheim	1000	=
Karl Kolonitsch	500	=
Adam Trautmannsdorf	500	=
Wolf (zweiter Name unleserlich)	500	=
Friedrich Graf Hohenlohe	250	=
Curazier, Wallonen	350	=
Renn, Fahnen	200	=
Draconen	400	=
Summa:	5700	Pferde.

Alle im Feldlager des Basta.

Deutsches Kriegsvolk zu Fuß.

Georg André Hofkirchen	3000	Mann.
Ferdinand Kolonits	1000	=
Ernrich Georg Bucheim	1500	=
Wolf Ehrenreich Jagenreuter	1000	=

---

*) Verzeichniß der Regimenter, Reiter-Quartiere und Abdankungsplätze. 1602. Im k. k. Kriegsarchive.

**) Stand der Armee im Jahre 1604. Der Bericht ist unter Erzherzog Matthias verfaßt.

Gotthard Starhemberg	2600	Mann.
Wilhelm Wratiſlaw	600	„
Hieronymus Roßwurm	1500	„
	Summa: 11,200	Mann.

In Gran:

Kolonics	2000	Mann.
Mannsfeld	1500	„
Jagenreuter 2 Comp.	500	„
Deutſche in der Feſtung	300	„
Muſketier	600	„
Althanns Haiducken	1000	„
	Summa: 6200	Mann.

Erzherzog Matthias erwähnt noch der Geisbergiſchen, Sulziſchen, Roßwurmiſchen Knechte und noch zweier unlesbarer Namen.

Wenden wir nun unſeren Blick zu den einzelnen Waffengattungen.

Das Fußvolk war nach Fahnen eingetheilt. Es geſchieht wohl 1552 Erwähnung einiger Regimenter Fußknechte; dieſe gehörten jedoch zu den Reichshilfstruppen und waren alſo kein Beſtandtheil der eigentlichen Armee des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Die Eintheilung des in den öſterreichiſchen Erblanden von verſchiedenen Fürſten und anderen hohen Perſonen, vermöge der mit dem öſterreichiſchen Hofe abgeſchloſſenen Conventionen und Kapitulationen, geworbenen und geſtellten Kriegsvolks zu Fuß in geordnete Regimenter fällt in das Jahr 1594, als Erzherzog Matthias oberſter Feldherr des kaiſerlichen Heeres geweſen.

Dieſe Conventionen und Beſtallungen enthalten den feſtgeſetzten Stand und die Stärke ſowohl des Stabes als der Chargen, wie auch der gemeinen Mannſchaft, die Gebühr an Gage und Löhnung, Verhaltungs- und Muſterungsvorſchriften, mit Einem Worte, das Reglement.

Ein ſolches Regiment beſtand gewöhnlich aus 10 Fähnlein, jedes Fähnlein wieder aus 500 Fußknechten, und zwar: 100 Doppelſöldnern, 150 Musketieren, 50 Schützen und 200 Söldnern*).

*) Solche Conventionen liegen mehrere im k. k. Kriegsarchive.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts ergab sich in der Zusammenstellung der Infanterieregimenter eine wesentliche Veränderung. Es wurde die Zahl der Mannschaft von 5000 auf 3000 Mann vermindert. Ich theile hier die Convention mit Andreas Hoffkirchner im Auszuge mit, weil vermöge kaiserlichen Befehls nach dieser Bestallung und Convention auch mit allen übrigen Obersten und Inhabern der Regimenter zu Fuß abzuschließen und zu verfahren war.

Aus gedachter Convention ergiebt sich Folgendes*):

Staat des Obersten:	monatlich
Dessen Leibesbekostigung und Vortheil	75 Fl.
Schreiber	3 „
8 Trabanten, jeder zu 1 Fl.	8 „
Kaplan	3 „
Trommler	2 „
Pfeifer	2 „
Dolmetsch	2 „
6 reisige Knechte, à 3 Fl.	18 „
Wagen	6 „
Koch	1 „
Oberstlieutenant	15 „
Dessen 2 Trabanten	2 „
Summa:	137 Fl.

Staat der hohen Aemter:	monatlich
Profoß	10 Fl.
Dessen 4 Trabanten, à 1 Fl.	4 „
Profoßenleutnant	4 „
6 Stöckelknechte, à 1 Fl.	6 „
Stockmeister	2 „
Scharfrichter	4 „
Schultheis (jetzt Auditor)	10 „
Gerichtschreiber	2 „

*) Convention mit André von Hoffirchner wegen Werb- und Stellung eines Regiments zu Fuß von 3000 Mann, d. d. Prag, 1. Junius 1604, im k. k. Kriegsarchive.

10 Gerichtsleute	10 Fl.
Gerichtswaibl	1 =
Schultheis-Trabanten	1 =
Wachtmeister	10 =
Wachtmeisters Trabant	1 =
Quartiermeister	10 =
Dessen Trabant	1 =
Proviantmeister	6 =
Obrister Feldscheer	8 =
Hurenwaibl	1 =
Summa:	91 Fl.
Hierzu die früheren	137 =
Summa Summarum:	228 Fl.

Zudem bekommt der Oberst als Zubuße monatlich 100 Fl., der Oberstlieutenant 90 Fl., jeder Hauptmann monatlich 360 Fl. Er muß 4 Diener halten, so nicht Buben, sondern gewachsene, starkliche, bewaffnete Männer sind, die in der Schlachtordnung und bei Stürmen ihm immer zur Seite stehen.

Der Hauptmann hat so viel, damit er nicht allein wohl und ehrlich auskommen, sondern auch ein Ziemliches dabei erhalten kann. Bei Leib, Ehre, Hab und Gut, höchster Straf und Ungnad ist aber verboten, sich außer dem Angesetzten irgend einen Vortheil zu verschaffen.

Das Regiment besteht aus 10 Fähnlein, das Fähnlein zu 300 Mann, und zwar: Doppelsöldner 100, Musketier 150, Gemeine, Schützen, 50.

Es wird passirt für jedes Fähnlein:	monatlich
Dem Hauptmanne	360 Fl.
Dem Fähnrich	80 =
Dem Lieutenant	50 =
Dem Feldwaibl	36 =
Dem Feldscheerer	20 =
Dem Führer	24 =
Dem Fourier	24 =
2 gemeine Waibl, à 24 Fl.	48 =
4 Spielleute, à 16 Fl.	64 =
Summa:	706 Fl.

Bei dem gemeinen Manne geschicht die Löhnung nicht mehr nach der Wehre, sondern nach dem Manne, so daß der gediente Mann, ohne Rücksicht auf die Waffe, nach seiner Person und Qualität 11 — 14 Fl., ein Unerfahrener aber 8 — 10 Fl. erhält. Dies gilt aber nur von den Musketieren und Doppelsöldnern; sie können hierbei Muskete mit Spieß und Spieß mit Muskete vertauschen, jenachdem es ihre Neigung ist oder der Oberst findet, daß der Mann zu dieser oder jener Waffe mehr Geschick hat. Wenn ein Schütze zwei, drei oder mehrere Jahre mit dem Rohre gedient hat, kann sein Lohn um einen halben, ganzen oder anderthalb Gulden, aber nicht mehr gebessert werden.

Auf das ganze Regiment wird Laufgeld bewilligt 3000 Thaler; für Zurichtung von 10 Fähnlein 400 Gulden.

Am letzten Junius muß das ganze Regiment auf dem Musterungsplatze sein.

Dem Obersten sind extra 1000 Fl. als Werb- und Musterungsunkosten angewiesen.

Das ganze Regiment soll nicht höher als auf 40,000 Fl. gemustert und keinem Doppelsöldner oder Gefreiten mehr als 14 Fl. gemacht und passirt werden.

Dem Regimente wird vom Kaiser ein Commissair oder eine andere Person beigegeben, welche auf Alles ihr Aufsehen haben soll und von Allen zu respektiren ist.

Gemustert wird bei jeder Zahlung und in Ermangelung derselben monatlich. Außerdem kann der Commissair visitiren alle 8 oder 14 Tage oder so oft er will.

Weder Oberst noch Hauptleute dürfen ohne des Commissairs Wissen und Willen den Abgang der Leute durch andere ersetzen oder sie auf Urlaub lassen.

Die Wehre, die der Oberst dem Knechte giebt, muß neu und gut sein und um bestimmten Preis gegeben werden. Wird das Regiment abgedankt, muß der Oberst in das Zeughaus 400 Rüstungen, 500 Spieße, 500 Musketen und 200 Röhre abliefern. Das Fehlende wird an seinem und des Regiments Verdienen abgezogen.

Es ist nicht mehr gestattet, dem Knechte für die Wehre einen Monatsold abzuziehen, sondern Denen, so Gefreite, Schlachtschwerter und kurze Wehre tragen sammt Zubehör, auch Spieß und Spießschaft, 13 Fl.,

den Doppelsöldnern gleiche Rüstung und Zubehör 11 Fl., dem Musketier eine Muskete und Zubehör, auch Röckel und Fläschenleder 9 Fl. 30 Kr. Den Schützen ein Rohr und Zubehör und Schützenröckel 6 Fl.

Der Oberst darf keinen Soldaten als Diener zu oder außer dem Hause brauchen, viel weniger zur Wirthschaft gebrauchen oder über Land verschicken.

Die Büchsenmeister, so sich unter dem Regimente befinden, soll der Oberst dem Oberstzeugmeister auf dessen Begehren überlassen, so oft man ihrer bei dem Artilleriewesen bedarf, und ihr Lohn läuft deshalb doch fort.

Die Löhnung wird im Beisein des Obersten und Commissairs ausgezahlt, und dies geschieht auf des Commissairs Andeutung, daß er Löhnungsgeld habe. Ersatzknechte werden, wenn das Regiment schon errichtet ist, unter denselben Bedingungen aufgenommen, wie bei der Errichtung des Regiments.

Der Oberst darf sich nicht weigern, das Regiment abzudanken oder auf weniger Fähnlein zu reduciren, wenn es der Kaiser befiehlt.

Der Oberst muß Zucht und Ordnung halten, auf dem Marsche jede Ungebühr verhüten und darüber Caution und Revers von sich geben. Erfolgt die Abdankung des Regiments am Ende eines Monats, so erhält Jeder einen halben Monat darüber, nicht aber, wenn die Abdankung 10—12 Tage vor dem Ende des Monats statthat.

Der Oberst bekommt außerdem einen Bestallungs- und Artikel-Brief. —

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß man bei der Unterabtheilung der Regimenter zur militairischen Einheit des Bataillons noch nicht gekommen war.

In Bezug auf Reiterei kommen zahlreiche Conventionen und Bestallungen vor für Oberste und Rittmeister zu Anwerbung und Stellung von 100, 150, 200 bis 1000 Reiter, unter den Bezeichnungen Gerüstete, Archibusier, Curassier, Draconen, geringe Pferde; aber die Benennung Regiment erscheint erst im Jahre 1602. Sie waren in Cornetten oder Compagnieen getheilt, die Compagnie zu 100 bis 150 Pferde. Das Tilly'sche Regiment wallonischer Reiter, errichtet 1602, hieß ein Draconenregiment. Dies ist die Entstehung der Dragoner in der österreichischen Armee.

Es gab zweierlei Hauptverordnungen für die Reiter. Das sogenannte

Reiterrecht, welches eine Art militairischen Gesetzbuches ist, und ein Reglement. —

Das älteste Reiterrecht ist von 1554 mit 34 Kriegsartikeln.

Es giebt mehrere Reglementsanträge, ohne daß zu ersehen, ob sie wirklich eingeführt worden.

Das älteste Reglement ist für die Schützen oder schwarzen Reiter*). Es enthält eine Art Exercier-Reglement als Vorschrift zur Aufstellung des Kriegsvolkes in Schlachtordnung, d. i. wenn man breite Ordnung, Haufen und Glieder ordnen will, klein oder groß nach Gelegenheit des Feldes.

Endlich ließ Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser, für seine Schaaren durch Wallenstein ein neues Reiterrecht ausarbeiten. Es ist streng, im Geiste Wallensteins. Von ihm behielt es den Namen Wallensteinisches Reiterrecht**). Hier ein kleiner Auszug.

Der Reiter soll haben ein gutes Pürschrohr und einen guten Karabiner, auch eine gute Reiterwehr.

Das Verhältniß des Junkers zu seinen Dienern wird bestimmt. Er soll sie gut kleiden, nach Gebühr, und bescheiden sich gegen sie verhalten. Die Diener sollen treu sein, den Herrn nicht verlassen, gehorchen; wer sich dem Herrn widersetzt oder gar Gewehr gegen ihn anlegt, ist des Todes. — Klagen schlichtet der Hauptmann; kann er nicht, der Oberst. Musterungsvorschriften. Die Reiter sollen gehorsam sein, sich brauchen lassen, wie es befohlen wird, dort stehen bleiben, wo sie hingestellt werden, nicht ohne Befehl angreifen.

Das alte Reiterrecht muß beibehalten werden.

Jedes Urtheil während des Feldzuges wird protokollirt und das Kriegs-Protokoll eingesendet.

Der Reiter soll sich enthalten gottlosen, leichtfertigen Lebens, Verachtung des göttlichen Wortes, Beschwerung des armen Mannes; er soll keine unzüchtigen Weiber mit sich führen; unverdächtige Eheweiber zur Krankenpflege und Waschen werden geduldet. Die Vorsteher sollen gutes Beispiel geben.

---

*) Im k. k. Kriegsarchive unter der Aufschrift: „Artikel des alten Reiterrechts nebst anhängigem Reisigenzug." Es ist ohne Datum, aber das Archivs-Signatum giebt das Jahr 1557.

**) Wallensteinisches Reiterrecht, dd. Grätz, 1617, im k. k. Kriegsarchive.

Junker und Knechte sollen Sonntags zum Gottesdienste kommen und die Predigt fleißig hören; es wird eigends dazu geblasen, wer nicht erscheint, wird gestraft.

Vollsaufen ist verboten ꝛc. ꝛc.

Die Artillerie war schlecht eingerichtet. Die Kanonen wurden noch nicht nach einem bestimmten Kaliber gegossen und hatten sonderbare Namen. —

Die größten Belagerungsgeschütze heißen Mauerbrecher, welche schon bei der Eroberung Constantinopels als Stadteinnehmerinnen und Weltschießerinnen figuriren. Nach ihnen kamen die scharfen Metzen, welches Wort die Türken, deren Geschützwesen schon von der Belagerung Constantinopels her durch ungarische und deutsche Feuerwerker geleitet war, in Baljemes, d. i. welche keinen Honig essen, verwandelten. Die Karthaunen waren ganze, halbe oder Viertelkarthaunen, je nachdem sie 48=, 24= oder 12pfündige Kugeln schossen. Die Türken verwandelten den Namen der Karthaunen in Sarbsun und später in Sarbsen, weil die Bedeutung dieses Wortes als schlagschlagend der Wirkung entspricht; die kleinsten (12pfündigen) hießen Singerinnen, weil sie schrilleren Tones als die anderen, so Manchem das Sterbelied sangen. Die Schlangen unterschieden sich von den übrigen durch ihre ungemeine Länge, mit welcher die Weite des Schusses in Verhältniß stehen sollte. Keine Gattung des Geschützes trug so vielfache und phantastische Namen als die Schlangen, deren vorzüglichste nach Vögeln, Thieren oder nach anderen Beziehungen benannt wurden. Die größten und nur in der größten Noth gebrauchten waren die Nothschlangen, die mittleren die Feldschlangen, die kleinsten die Viertelschlangen, die Namen Basilisk, Greif, Nachtigall, Aufwecker, Trompeter, Teufelstanz tragen ihre Erklärung in sich selbst. Der Name der Falken war den kleinen Kanonen von 12 Pfunden abwärts als Falkaunen zuerkannt; ganze Falkaunen schossen sechspfündige Kugeln, Falkonette einpfündige, die Schlängelchen oder Serpentinen gar nur halbpfündige. Die Türken verstümmelten den Namen der Schlangen aus dem französischen Couleuvrine in Kolauburna, und übersetzten dann den der Falkaunen als königliche (Schahi) vom Namen der Königsfalken. Die Haubitzen, damals nur vor Kurzem erfunden, wurden Haufnitzen genannt, einfache und doppelte, woraus unwissende Abschreiber, Drucker und Herausgeber der alten Belagerungsgeschichte Wiens doppelte Hanfnetze gemacht; die Türken radbrechten den

Namen ihres Erfinders Obizza noch ärger als die Deutschen und machten Bedluschka daraus. Sie wurden auch Steinbüchsen, Feuerkatzen und Feuerhunde genannt, weil sie, mit Steinkugeln geladen, wie Katzen lauerten, wie Hunde wachten und fingen. Kleines Geschütz mit einer besonderen Pulverkammer zum Werfen der Kartätschen hieß Kammerstück, Steuerstuck, Feuerkuchen, Hagelgeschütz. Aus den Haubitzen wurden die Granaten, wie aus den Mörsern die Bomben geworfen. Der Name der Büchsen war ein allgemeiner.

Das Geschütz bei dem Heere war keineswegs in dem Verhältniß zur Mannschaft wie jetzt. In dem Vorschlage zum gewaltigen Heerzuge gegen die Türken im Jahre 1529 ist der Antrag auf 100 große Stückbüchsen. Oberstzeugmeister Franz Castaldo, Unterzeugmeister Michael Otto Leisser. Die anderen Büchsenmeister sollten aus den Reichsstädten angeworben werden, und zwar zu jeder Stuckbüchse zwei Büchsenmeister, außerdem 2000 Teichknechte aus Böhmen zu dem Geschütz und zur Machung der Schanzen und Wege.

Zwei Jahre später (1531) ist der Stand der Geschütze also verzeichnet: 100 Stück Büchsen, nämlich: 8 Scharfmätzen oder Doppelkarthaunen, 8 Nachtigallen oder Karthaunen, 8 Singerinnen oder Halbkarthaunen, 8 Nothschlangen, 12 Schlangen, 24 Falkunen, 32 Falkunetten, 2 große Mörser, 6 kleine Mörser, 400 Hakenbüchsen.

Der Stand des Artillerie-Personals war folgender: 4 Zeugmeister, 1 Caplan, 4 Trabanten, 2 Zeugschreiber, 8 Zeugwärter, 8 Zeugdiener, 71 Büchsenmeister, 104 Schlangenschützen, 400 Helfer, 180 Professionisten, Pulverhüter, Geschirrmeister rc.

Die Artillerie war übrigens nicht ausgebildet; Ursinus Velius bemerkt mit Verwunderung, daß man bei der Belagerung von Comorn aus einer Kanone in fünf Stunden 30, ja aus manchen 34mal feuerte.

Es gab keine Schule. Die Büchsenmeister wurden von Feldzug zu Feldzug angenommen.

Der Vertheidigungsstand der Festungen läßt sich aus dem Verzeichniß der Artillerie entnehmen, welches über den Geschützstand von Sziget existirt. Man hatte eine mittlere Karthaune, sie schoß 34 Pfd. Eisen; zwei Falkaunen, 9 Falkonetten zum Auswechseln gegen eben so viel schadhafte, und 4 Haubitzen, 2400 Kugeln, 20 Centner Pulver, 20 Centner verschiedenes Eisen, 100 Centner Blei, 250 Spieße rc.

Es waren vorräthig in Sziget auf Rädern gute Stuck allerlei Sort an 40, und 800 Centner Pulver.

Die Ausgaben für die Artillerie waren für die Geldverhältnisse jener Zeit beträchtlich. Im Jahre 1602 wurde für Artillerie, Schiffbrücke und Schiffswesen auf der Donau gezahlt monatlich 49,409 Fl.

Die Zahl der Schiffe oder der Artillerie kömmt bei dieser Rechnung nicht heraus.

Von einem Generalstab ist lange Zeit keine Spur zu finden, die Feldkriegsräthe, welche dem Oberstfeldhauptmann beigegeben waren, hatten wahrscheinlich einige Functionen des Generalstabes zu versehen. Es waren deren gewöhnlich 2 bis 4. Der Oberstfeldhauptmann berathschlagte sich mit ihnen über die vorzunehmenden Kriegsunternehmungen, sie berichteten sowohl hierüber, als über die wirklichen Vorfallenheiten an den Regenten und den Hofkriegsrath.

Das Geniecorps bestand ebenfalls nicht; in den Acten heißt es blos, daß die festen Plätze besser befestigt oder ausgebessert werden sollen. Dies Geschäft besorgten Baumeister. Die ersten zwei Baumeister, welche in den Acten vorkommen, hatten 33 Fl. rhein. monatliche Besoldung.

In späterer Zeit wechseln die Namen, es heißt bald: Kriegsbaumeister, Architect, Bauoffiziant, Kriegsbausuperintendent. Oberstwacht= und Baumeister zu Raab war Nikolaus Perlin (1595), General=Bau=Superintendent und Hofkriegsrath Hans Freiherr von Springenstein.

Beinahe gleichzeitig erscheinen die ersten Spuren des Generalstabes und der Ingenieure. Kaiser Rudolph schreibt an Erzherzog Matthias, daß bei vorfallender Gelegenheit dem Obristen=Ingenieur Claudius Cograni eine Compagnie zu verleihen und Reisegeld zu geben sei (1596). Dasselbe Jahr 1596 erscheint als Obrister=Quartiermeister Johann Baptist Pezzon.

Und ein Jahr später, 1597, erscheint im Ausweis des Hofstaates und Stabes des Feldgeneralen, ein Oberst=Quartier=Meister und Ingenieur.

In einem ähnlichen Verzeichnisse des Jahres 1598 wird abermals ein Oberst=Quartiermeister und drei Ingenieure angeführt*).

Der Stab der Armee, wie er sich nach und nach ausgebildet und am

*) Im k. k. Kriegsarchive.

Schlusse des 16. Jahrhunderts bestand, ist am besten aus folgendem Verzeichniß zu ersehen*).

Person und Generalat	3000 Fl.
Auf die Hoffahnen	5998 =
Leibgarde 100 Arquebusierer	1728 =
Leibgarde 50 Trabanten und 50 Musketier	882 =
Zeltschneider und Zeltwagen	1187 =
Hofkriegsraths=Präsident	1000 =
Zwei Kriegssecretaire, Kanzleipersonal sammt ihren Kutschen und Zeltwägen, und Feldunterhalt ohne die ordinaire Besoldung	454 =
Hofkammerrath und Kanzleipersonale außer der ordinairen Besoldung	700 =
Postamt	100 =
Muster=Officiere	150 =
Türkische und ungarische Dolmetsch	150 =
Kundschafter, Couriere, Commissaire	1500 =
Verschiedene Aufwärter	2000 =
Monatlich	18,839 Fl.

Auf die Aemter.

Herzog Mercurio als General=Oberst=Lieutenant	2000 Fl.
12 Trabanten	96 =
Oberstfeldmarschall	1500 =
Zwei Oberstfeldmarschall=Lieutenants und zugleich Oberstwachtmeister	980 =
Zwei des Feldmarschall=Amts Unter=Lieutenants	250 =
Oberstquartiermeister	508 =
Oberstrumormeister mit 60 Pferden	1254 =
Oberstwagenmeister	262 =
Oberstfeldprofoß	632 =
Feldartillerie=Staat außer den Artillerie=Rossen und Schanzenknechten	6000 =

*) Verzeichniß des Stabes, welchen Erzherzog Matthias hatte, im Jahre 1600. Im k. k. Kriegsarchive.

Oberstschiffmeisteramt ordinair zu Feld	617	Fl.
Für desselben Amtes Nothdurft	6827	=
Feldschiffbrücken	988	=
Für den Ingenieur	100	=
Summa monatlich:	22,074	Fl.
In Allem:	40,913	Fl.

Unter dem Ausdruck: Person und Generalat war Erzherzog Matthias verstanden. Eine frühere Resolution sagt*): Erzherzog Matthias bezieht monatlich 3000 Fl. Außerdem 10,000 Fl. zur Ausrüstung. Für die Aufwärter 2000 Fl.

Unter Erzherzog Matthias stand als Feldmarschall Adolf Freiherr zu Schwarzenberg. Die Instruction des Letzteren ist merkwürdig; sie lautet**):

Er steht unter dem Befehle des Erzherzogs Matthias als Oberster-Feld-Generallieutenant. Er hat die oberste Justizia; Auswahl, Besichtigung und Bestimmung des Lagers; die Aufsicht über den Stand der Wege zum Zug des Heeres, beim Lager und vor dem Feind mit dem Oberquartiermeister und dem Lieutenant des Feldmarschalls; die oberste Aufsicht über das Proviantmeister-Amt. Er giebt die Zug- und Schlachtordnung gegen den Feind an und stellt sie auf; bestimmt die Allarmplätze des Heeres, die Anordnung für die ihm unterstehende Wagenburg und die gesammte Schiffbrücke. Er hat die Oberaufsicht über die Ingenieurs und Kriegsbaumeister der Festungen; im Einverständniß mit dem Oberstzeugmeister des Heeres, besonders bei Belagerung oder Entsatz einer Festung.

Die erste Einrichtung des Hofkriegsraths ist von Kaiser Maximilian. Unter Ferdinand I. ist vom Hofkriegsrath zum ersten Mal im Jahre 1531 die Rede. Hofkriegsräthe waren: Felitschian von Petschach, Joseph von Lamberg, Hans von Greisenegg, Hans von Lapiz. Aber da kein stehendes Heer bestand, waren die Functionen desselben bei Weitem nicht so ausgedehnt noch ausgebildet wie jetzt. Die Instruction Ferdinands weis't sie nur zur Berathung des nächsten Feldzugs an***).

*) Resolution Kaiser Rudolfs, dd. Prag, 12. Junius 1599.

**) Instruction an Adolf Freiherrn v. Schwarzenberg über das Feldmarschall-amt, dd. Prag, 15. Julius 1598. Im k. k. Kriegsarchiv.

***) Weitere Organisirung des Hofkriegsrathes, 1531. Im k. k. Kriegsarchiv.

Drei Erfordernisse finden sich bei jedem Heere: Nahrung, Sold und die Controle über den Stand der Armee. Wie im 16. Jahrhundert die Verpflegung eingerichtet war, ergiebt sich aus einer der Instructionen, die Ferdinand I. darüber erließ. Sie ist an den Proviantmeister Hans Fünfkircher erlassen und lautet im Wesentlichen so*):

Er hat einen Gegenschreiber. Er soll sich anmerken, wo die Vorräthe sind, und Ankäufe machen von Getreide, Hafer, Schmalz, Käse, Essig, Gerste, Erbsen, Wein. Alles so nahe als möglich an der Donau.

Für Alles, was er kauft, soll er sich einen Gegenschein geben lassen, alles Gekaufte in ein Buch verzeichnen.

Die so Proviant haben und nicht verkaufen wollen, soll er anzeigen; auf einen bestimmten Tag bestimmen, wie es mit der Anschaffung steht.

Die Niederlagsorte für Proviant sind Linz, Krems, Korneuburg, Wien, Preßburg.

Er soll die Frucht mahlen lassen und Fässer für das Mehl bestellen.

Provianthandlungen in erwähnten Städten.

Die Weine müssen nach Qualität mit 1. 2. 3. bezeichnet und die unhaltbaren zuerst geschenkt werden. Ein Faß giebt 32 Aechterin.

Was ohne Schuld verdirbt, was die Knechte mit Gewalt nehmen, wird ihm in der Rechnung nachgesehen.

Die Hauptleute müssen den Proviant quittiren.

Das Verkaufte contrasignirt der Gegenschreiber.

Das Gewicht des Brotes und der Semmeln wird bestimmt.

Piskoten sind auch zu besorgen.

Die Proviantsetzung in Lagern bestimmt jedesmal der Feldmarschall. Er soll über Alles gute Rechnung halten.

Alles soll mit Wissen und so viel möglich im Beisein des Gegenschreibers verhandelt werden.

Es giebt einen obersten Proviant-Commissair.

Es war Christoph Freiherr zu Eyzing. Ihm wird über Alles Bericht erstattet.

Proviant-Commissairs-Gehalt monatlich 100 Fl., ferner 8 Pferde,

*) Ferdinands I. Instruction für den Proviantmeister Hans Fünfkircher, dd. 20. Nov. 1541. Im k. k. Kriegsarchiv.

für jedes 10 Fl. monatlich, und für 6 Monate, die er im Feld stehen muß, noch 4 Pferde, mit demselben Gelde.

Für einen Wagen monatlich 20 Fl. Auf einen Gotschi 6 Fl. monatlich. Für die Zeit des Feldzuges 8 Trabanten, jeden zu 8 Fl. monatlich. Für das übrige Dienstpersonale war ein Stab eingerichtet, fand sich aber nicht vor.

Die Zahlung ging nicht aus Einer Kasse, sondern die Befehlshaber, Obristen, Festungs-Commandanten 2c. waren auf specielle Einkünfte angewiesen, der Eine auf die Subsidien der nächsten Comitate, der Andere wurde von der Hofkammer bezahlt 2c.

Die Musterung geschah bei der Bezahlung oft durch Civilbeamte von der Branche, welche zahlte.

Für die Musterung der Fußknechte und Reiter erließ der Hofkriegsrath ein vollständiges Reglement. Der Hauptzweck war, sich zu überzeugen, ob die Mannschaft, die von den Hauptleuten angeführt wurde, auch wirklich und waffenfähig vorhanden.

(Joh. Gf. Mailath, Geschichte Oesterreichs. Bd. II. Hamburg.)

Karl Freiherr von Zierotin,

kaiserlicher Feldmarschall, Kriegsrath und des Maltheserordens Comthur zu Klein-Oels, Erbkämmerer in Mähren.

Wenige Häuser geben ein so vollendetes Beispiel der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Macht, wenige fielen ausschließend einer einzigen Bewegursache, der Reformation, und den wie immer neben den religiösen zugleich mit pilzartiger Fruchtbarkeit gleichzeitig aufschießenden politischen Ideeen von Wahlfreiheit und Selbsthilfe, vom Rechte der Widersetzlichkeit gegen den eigenen Landesherrn, und von voller Befugniß zu bewaffneten Conföderationen, mit den Ständen anderer Provinzen zu gleichen bedenklichen Zwecken, ja selbst mit auswärtigen Fürsten! — Wenige Häuser, in Oesterreich nicht nur, sondern in ganz Europa, dürfen sich eines so erlauchten Ursprunges rühmen, wie das — einst in Böhmen und in den Niederlanden dieser Krone, in Mähren und Schlesien — übermächtige Haus der nunmehrigen Grafen Zierotin.

Gleichwie die Letzten des Habsburgischen Mannesstammes, von der Lauffenburgischen Seitenlinie, Lords Fielding von Habsburg zu Denbigh und Desmond, noch im brittischen Parlament sitzen, während mit zwei Karln, die spanische Linie vor **150**, die deutsche vor **120** Jahren, beide zur Losung furchtbarer Erbfolgekriege erloschen sind, so blühen auch noch in den Zierotinen echte Sprößlinge des warägischen Rurik, dessen Mannesstamm **1598** mit dem Czar Feodor erlosch, dem Usurpator Boris Gudunow und den Unruhen des Pseudo-Dimitrji, und erst nach anderthalb blut- und grauserfüllten Jahrzehenden, dem Hause Romanow Platz machte. —

Der Zierotine Glanz und Macht, in der Gegenwart tief von jenem königlichen Giebel herabgesunken, den sie in einer mannhaften Vorwelt stolz und herrlich behaupteten, ist darum nicht untergegangen. — Sie zählten in ihren Reihen großmüthige Freunde, standhafte Besitzer, liebende Genossen des classischen Alterthums, der Historie, der redenden und bildenden Kunst. So mancher Zierotin ist ein Gott der Schlachten, so mancher das Orakel der Rathsversammlungen; ihre Burgen sind aber auch oft die Freistätte des Verfolgten, das nährende und pflegende Vaterhaus des aufkommenden Talentes gewesen. Sie haben auch darum Bewahrer ihres Ruhmes gefunden. Durch diese lebt das Gedächtniß ihres Ruhmes noch.

Von Aeneas Sylvius Piccolomini und von Hajek bis auf Pelzl, haben die böhmischen und mährischen Alterthumsforscher der Zierotine Glanz und Thaten nicht unerörtert gelassen. — Polnische und russische Genealogen konnten eben so wenig an dem alten Rufe ihrer Abstammung ohne Blick und Gruß vorübergehen.

Einige Werke, wie Kalins von Marienberg „virtus leonina", und Cruggers „Fünf Zierotinische Kleinodien", haben sich eigends damit beschäftigt.

Ob die Zierotine von Oleg abstammen, der den geliebten Sohn vor jenem Blutbad unter den Söhnen Swatoslaws, durch Polen in das ferne Böhmen flüchtete, und die erlauchte Abkunft und das traurige Geschick unter dem unbekannten Schilde des schwarzen Löwen, und unter dem klagenden (vier Jahrhunderte später durch Huß, Zizka und Procop in Böhmen so bedeutenden) Namen Waise (wovon Zierotin) verbarg? — ob von Wladimir dem Großen, Olga's und Igars Enkel, der, ein Zeitgenosse des großen Otto, sich Gattin und Christenthum aus Constantinopel holte? — ob von dem 1073 durch seine Brüder Wsewoland und Sviatoslaff von seinem großherzoglichen Sitze zu Kiew vertriebenen Czaren, Isaslav oder Dimitry? ist aus den Bruchstücken der auf uns gekommenen, einander gleichwohl nicht widersprechenden Ueberlieferungen mit Gewißheit nimmermehr zu erörtern.

Der vierte Plichta von Zierotin sendete in den für Böhmen unvergeßlichen, für Rußland aber, durch das fortdauernde mongolische Joch und durch schmerzliche Verluste in Süd und West an die Polen und an den Litthauer Gedemin, bezeichneten Tagen Karls IV. seinen Vetter Georg nach Moskau. Er sollte die Beweise der Abkunft vom alten Czarengeschlechte

dort anerkennen lassen und das Fehlende ergänzen, aber Georg Zierotin verfehlte nicht nur den Zweck dieser Sendung, sondern kam auch gar nicht zurück.

Die Todesbotschaft Plichta's bei Cressy mit seinem König und mit dem Kern des böhmischen Adels, tödtete ihn im fremden, öden Land — und sein Geschlecht sah sich dadurch, zum unersetzlichen Schaden der Historie, aller mit sich gebrachten Urkunden und Aufzeichnungen beraubt. — Die Abstammung selbst ist darum nicht minder gewiß, und daß in den Adern der Zierotine, durch die Ehe des großen Wladimir, das Blut nicht nur der alten eingebornen Dynastie Rußlands und der byzantinischen Kaiser fließe, sondern auch wahrscheinlich durch Letzteren, der Macedonier und der persischen Arsaciden! — Gibbon history of the decline and fall of the roman empire. Vol. 5. pag. 48 and 49.

In dem eigentlichen goldenen Alter der Zierotine, von dem ersten bis auf den zweiten Ferdinand, spalteten sie sich in die Linien von Napagedel und Lundenburg; Alt-Titschein und Hustopetsch; Meseritsch und Namjest; in die böhmische zu Colin; dann durch Pazenko und Catharina, Gräfin von Osseck, aus dem Hause Riezieberg (aus dem auch Euphemia, des ersten Plichta Gemahlin, aller Zierotine Ahnfrau, gewesen), in die Linie von Wiesenberg, welcher der gegenwärtig einzig noch übrige Stammherr, Graf Zdenko Ernst, Herr auf Blauda, k. k. Rittmeister in der Armee, entsproß.

Drei Niklas Salme hintereinander, alle Drei Ritter des goldenen Bließes, alle Drei Feldhauptleute und Statthalter in Ungarn, haben Ferdinand I. und Max II. das bereits halb rebellische, halb türkische Ungarn erhalten. Nicht so viel weniger thaten für den gleichen Zweck drei Zierotine, Karl von der Altitscheiner Linie, Maltheser Ritter; Paul und Friedrich aus jener von Napagedel, dem unermeßlicher Ehrgeiz gewaltsamen Tod gebracht.

Unter Rudolph II. standen im gleichen Jahre achtzehn Zierotine in ausgezeichneten Stellen am Hof, im Rath, in der Armee — und von den Herzogen von Oppeln und Münsterberg bis auf mehrere der edelsten, dem österreichischen Kaiserhause ergebenen Geschlechter Italiens, ist kaum eines, dem sich nicht die Zierotine durch Heirath oder Schwägerschaft ehrenvoll gesippt hätten! —

Alle ihres Geschlechts überglänzten jedoch Karl von Zierotin der

Jüngere, Herr auf Namjest, als Haupt der Picarditen bekannt (über diesen werde ich im ersten Jahrgange meines heuer im Herbste erscheinenden historischen Jahrbuches „Clio" noch ausführlicher berichten), und Karl von Zierotin der Aeltere, der ausgezeichnete Feldherr.

Karl von Zierotin aus der Altitscheiner Linie, Peters auf Schömberg Sohn, ist einer der glänzenden Sterne, die um den schwarzen Löwen den Lorbeerkranz nimmer vergänglichen Ruhmes geflochten. Margarethe aus dem heldenherrlichen und mächtigen Hause der Pernsteine, gebar ihn 1509 dem Herrn Peter Freiherrn von Zierotin auf Schömberg. Daß er im Frühlinge seines Lebens in den Maltheserorden trat, ist nicht befremdend: zählte ja das Haus schon mehrere Templer, Johanniter- und deutsche Ritter in seinen Reihen. In Wissenschaften wohl erfahren und gebildet auf Reisen fast durch alle Lande Europa's, trat er in die Dienste Kaiser Karls V.

Im glücklichen Zuge gegen Tunis (1535), den der Kaiser zur Züchtigung Barbaressa's, des furchtbaren und glücklichen Seeräubers, der alle Meere mit Schrecken erfüllte, alle Küsten der kaiserlichen Länder plünderte und verheerte, und den um Schutz flehenden König von Tunis, Muley Hassan, vertrieben hatte, unternahm, legte er, so viel bekannt, die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Er war mit unter den 120 Maltheserrittern, die im Sturme und der Eroberung der Veste Goletta, der Vormauer von Tunis, und in der fast allein bewirkten Eroberung Bona's herrlichen Ruhm einlegten. Aber uneingedenk der früheren Züchtigung, hatten die Seeräuber die Meere unsicher gemacht, alle Küsten des mittelländischen Meeres verwüstet, geplündert und die Menschen in unselige Sclaverei geschleppt. Kaiser Karl entschloß sich also, wider die Abmahnung des Papstes und der kampfversuchtesten und berühmtesten Feldherren und Seeleute, bei weit vorgerückter Jahreszeit, wo alle Schiffe schützenden Hafen suchen, zu einem neuen Zuge gegen das Raubnest Algier. Nicht das Schwert der Muselmänner, grauenvolle Seestürme vernichteten einen großen Theil der Schiffe und der Bemannung, und der Zug war durchaus vereitelt. Darauf eilte Karl der Heimath zu und erhielt irgendwo eine Commende. Daß es Klein-Oels in Schlesien gewesen sei, wie Mehrere behaupten, ist unwahrscheinlich, da sie schon 1543 vom König Ferdinand an den Feldmarschall und Hatschier-Hauptmann Georg Warkotz von Napschitz verpfändet wurde. Aber ihn drängte Thatendurst fort in des Kriegs Getümmel. In dem

nach des Gegenkönigs Johann von Zápolya Tode mit seiner Witwe und den zu Hilfe gerufenen Türken aufgeloderten Kriege in Ungarn (1540 flg.) fand er einen weiten Schauplatz rühmlicher Thaten. Er stand unter dem Befehle des Feldmarschalls Wilhelm von Regendorf, des innigen Freundes des heldenherrlichen Vertheidigers Wiens, Niklas Salm. Pesth, der einzige Gewinn des Feldzuges, kam nur durch Zierotin in kaiserliche Gewalt. Während der Belagerung von Belgrad fiel er in das türkische Lager, und schon umringt vom Feinde, schlug er sich durch ein Geschwader Spahis. Wie er sich auf Streifzügen tapfer mit dem Schwert herumtummelte, zeigte er sich eben so gewandt in Unterhandlungen, die er mit dem Feinde pflog. Im Jahre 1544 befehligte er die mährischen Hilfstruppen, schlug vereint mit Franz Niary auf dem Salcaner Felde zwischen Lewenz und Gran die Türken in die Flucht, und erlegte ihrer viele Hunderte.

Im Kriege gegen Johann von Sachsen und Philipp von Hessen (1547), den Häuptern des Schmalkaldner Bundes, stieg er auf die höchste Stufe militairischer Würde. Als Feldmarschall in Voigtland, und Befehlshaber der schweren Reiterei, zeigte er sich in allen Angelegenheiten, von der Mühlberger Schlacht bis zur Besetzung Prags und der Zertretung der Freiheit schwindelnden Stände Böhmens in alter erprobter Weise.

Im Jahre 1551 führte er wieder die mährischen Hilfsvölker nach Ungarn, er stand mit ihnen vor Lippa, und immer geistesgegenwärtig und unerschrocken, ließ er bei einem plötzlichen und raschen Ausfalle der Türken schnell seine Reiterei absitzen, stürmte unwiderstehlich vorwärts und erschlug den größten Theil der Feinde. Im glücklichen Sturme und an der Eroberung der Stadt, wo alle Regimenter verschiedener Zungen und Weltgegenden in regem Wetteifer sich hingaben, hatte er den größten Antheil, und solcher Tapferkeit nicht gewachsen, übergab der Feind auch Csanad, um nur freien Abzug aus Lippa's Schloß zu erhalten. —

Des Zierotiners Treue und ersprießliche Dienste lohnte der Kaiser (1553) mit der erblichen Schenkung der Herrschaft Zicheschitz in Böhmen. Der größte Beweis, welches Vertrauen der König Ferdinand in ihn gesetzt, war, daß er ihn seinem Sohne, gleichen Namens, an die Seite gab, als dieser den Oberbefehl in Ungarn übernahm (1556). Mehrere Schlösser fielen, aber die schönste That des Feldzuges und der letzte Sonnenstrahl in sein thatenreiches Leben, gehört allein dem Zierotiner. Szigeth,



Carl Freyherr von Zierotin.

dessen Vertheidigung ein Jahrzehend später Niklas Zrini unsterblich gemacht, von Türken rings umlagert, ohne Lebensmittel und Geschütz, in naher Gefahr, dem stürmenden Feinde zu fallen, mußte mit allen Bedürfnissen versehen werden. Ferdinand gab Zierotin den schwierigen, wenngleich ehrenvollen Auftrag. Und er löſ'te ihn, wie ihn Niemand besser hätte lösen können. An der Spitze seiner versuchten böhmischen und mährischen Reiterei, mit reichlicher Zufuhr, schlug er sich mitten durch das Lager zum Schlosse hindurch, gab sie hier ab und bahnte sich, niederwerfend und glücklich den Weg zum Heere wieder zurück. Die Türken sahen alle ihre Versuche vereitelt, mußten die Belagerung bei heranbrechender Kälte aufgeben und ihre Winterquartiere beziehen; das kaiserliche Heer theilte sich in zwei Theile, und Ferdinand führte den einen, Zierotin den andern in die Heimath zurück.

Was Crugger in seinen „Fünf Kleinodien des berühmten Hauses Zierotin" sagt, als habe Karl bei dem Tode mehrerer Stammesvettern den Bitten seiner um das ungegründete Aussterben des herrlichen Geschlechts besorgten Freunde nachgegeben, mit päpstlicher Dispens das Ordenskreuz Gott Hymen zum Opfer gebracht, und sei durch seine reiche Gemahlin Veronika von Trzky, eine Herzogin von mütterlicher Seite, der Stifter der neuen böhmischen Linie geworden, ist eine Verwechselung mit Karl von Zierotin dem Jüngern, Herrn auf Namjest, aus dem Lundenburger Zweige. Einen Blick in sein Inneres und sein kindliches Vertrauen auf die waltende Vorsehung gewährt sein Wahlspruch: „Alles Gott, nichts dem Glück!" *)

Seine Tage schloß er am Hofe des Kaisers im Jahre 1560.

(Mit Benutzung der Forschungen eines d'Elvert, Hormayr, Crugger, Richter.)

---

*) Omnia Deo, Fortunae nihil.

Hans Freiherr von Katzianer,

kaiserlicher Feldmarschall und Landeshauptmann von Krain.

Ungefähr gegen das Ende des 15. oder noch in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts ward Hans Katzianer auf der Burg Katzenstein — im nördlichen Theile Oberkrains gelegen — geboren. Wie jedoch sein Vater, dessen ritterliches Geschlecht weit verzweigt und hoch geachtet im Lande bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinausreichte, geheißen, welche Erziehung der junge Sprößling genossen, hat die Geschichte mit Stillschweigen übergangen, nicht aber die Ereignisse jener Zeit, welche das Land und auch die Burg, in der Hans Katzianer seine Jugend verlebte, stürmisch berührten. — Schon als Kind und Jüngling hatte er viel von den blutigen Raub- und Verheerungszügen gehört, welche mit gezücktem Schwerte nicht nur das Grenzland, sondern auch Kärnthen und Krain in wilder Mordlust durchzogen und Alles mit Angst und Entsetzen erfüllten. Ursachen genug, in dem muth- und kraftvollen Jünglinge den begeisternden Entschluß zu wecken, sein Schwert einst zum Schirme der Kirche und des Glaubens, zum Schutze seines Vaterlandes gegen den blutlechzenden Erbfeind der Christenheit zu führen.

Diese ernste und schwerbedrohliche Zeit wurde indessen für Hans Katzianer noch gefahrvoller, als er, kaum in die ersten Stadien des Mannesalters getreten, seinen Vater durch den Tod verlor. Sein Bruder Franz hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, somit war ihm allein der Besitz der väterlichen Burg und des dazu gehörenden Gebietes zugefallen — und dies gerade in einer Zeit, wo von Osten her ein neuer Sturm, gefahrvoller wie kaum einer zuvor, die christlichen Nachbarstaaten bedrohte.

Den Thron der Osmanen hatte im Jahre 1520 Soliman II., der Große, der Prächtige, der Gesetzgeber, und von den Seinen auch der Herr seines Jahrhunderts genannt, bestiegen. Alles, was eines Regenten Geist Großes und Gewaltiges in Plänen und Gedanken umfassen muß, um sein Leben und durch sein Leben zugleich auch seine Zeit aus der Bahn der Gewöhnlichkeit hinaus zu erheben, war in ihm vereint. Darum erfüllte er nicht blos seinen Namen mit einem Ruhm und Glanz, wie noch kein Sultan vor ihm, sondern er machte auch seine Zeit zu der merkwürdigsten

in der Geschichte des osmanischen Reiches. Denn nie glänzte dieses Reich durch solchen Flor der höchsten Macht und Größe, wie unter Solimans 46jähriger kräftiger Regierung.

Seine Begierde, die Grenzen seines ausgedehnten Reiches durch Siege zu erweitern, und Muhameds Lehre mit dem Schwerte in die Länder der Christenheit zu verpflanzen, ward bald befriedigt.

Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung schickte er einen Abgesandten an den Hof des geist- und körperschwachen Königs Ludwig II. nach Ofen, um ihn an den der hohen Pforte zu leistenden Tribut zu mahnen. Er erschien gerade zur Zeit, als der fünfzehnjährige Knabenkönig seine Vermählung mit Maria von Oesterreich feierte. Die Forderung kam ungelegen und beleidigte. Statt daher an ihre Erfüllung zu denken, ward Solimans Abgesandter schwer gemißhandelt, in einen finstern Kerker geworfen und nach Einigen sogar ermordet. Diesen Frevel zu rächen, trat der Sultan zum ersten Male selbst an die Spitze einer gewaltigen Heeresmacht.

Fast widerstandlos fielen beinahe alle festen Schlösser an der Save in Solimans Gewalt, und schon im Juli desselben Jahres (1521) stand er vor Belgrads Mauern. Trotz aller Tapferkeit der Besatzung, die 20 Stürme abschlug, fiel nach 14tägiger Belagerung auch dies Bollwerk der Christenheit an der Grenze Ungarns in die Hände des Sultans.

Weit verderblicher noch für Ungarn und seine Nachbarländer brach das Jahr 1526 heran. Durch den glücklichen Erfolg seines ersten Kriegszuges aufgemuntert, und wohl unterrichtet von den großen Zerwürfnissen im Ungarlande, dessen beste Kräfte von den Parteifehden Bathory's und Zápolya's seit Jahren verzehrt wurden, von den Spaltungen der Stände und ihren erfolglosen Landtagen, brach Soliman am 23. April 1526 mit einem Heere von beinahe 300,000 Mann zum zweiten Male von Constantinopel auf, sich abermals an ihre Spitze stellend, und begleitet vom Großwessir Ibrahim, seinem mächtigen Günstlinge. Ohne Widerstand zu erfahren, ging er über die Donau, nahm die Stadt Peterwardein im ersten Anlaufe und sandte dem König Ludwig die stolze Botschaft: — Er komme, Ungarn und Deutschland zu erobern, sein Reich von einem Ende der Welt zum andern auszubreiten, die Christen zu vertilgen, und statt des Kreuzes überall den siegenden Halbmond aufzupflanzen.

Bei so dringender Gefahr ließ König Ludwig nach alter Sitte einen

blutigen Säbel durch alle Städte und Dörfer Ungarns tragen und die ganze streitfähige Mannschaft unter Todesstrafe gegen die Ungläubigen aufbieten. —

Am 29. August 1526, am Tage, an welchem vor fünf Jahren Belgrad, die Vormauer Ungarns, gefallen war, gab Ludwig (der bei Mohácz mit einem schwachen Heere der ganzen Macht Solimans gegenüberstand), dem ungestümen Andringen seiner Umgebung nachgebend, das Zeichen zur Schlacht. Stürmisch war der Anfang der Schlacht. Bald wendeten die Türken den Rücken und lockten die Ungarn an einen Hügel bei Földvár, von dem der Großherr die Schlacht überblickte und lenkte, von dem Kern der Janitscharen und einem zahlreichen Geschütz umgeben. Das Kreuzfeuer der türkischen Kanonen verbreitete Tod und Verderben; der Janitscharen Freudengeschrei und das Geheul der Sterbenden und Verwundeten übertönte selbst den Donner des Geschützes; Staub- und Rauchwolken machten auch die nächsten Gegenstände unkenntlich; auf allen Punkten durchbrochen, stäubte der rechte Flügel des ungarischen Heeres auseinander; bald ward die Flucht allgemein, und in weniger als anderthalb Stunden hatte Soliman mit seinen zahllosen und gut geleiteten Streitkräften einen vollständigen Sieg erfochten.

Der Verlust des königlichen Heeres war ungeheuer. Nur etwa 4000 Mann mit dem Palatin Bathory retteten sich in der Dunkelheit, alle Uebrigen wurden theils gefangen, theils fanden sie in der Schlacht oder in den umliegenden Morästen den Tod. Unter 22,000 Ungarn, deren Leichname den Kampfplatz bei Mohácz bedeckten, befanden sich 7 Bischöfe, 28 Magnaten und 500 Ritter.

König Ludwig, von der Menge fortgerissen, eilte gegen Fünfkirchen zu. Bei dem Dorfe Czelje wollte er sich über einen sumpfigen Grund retten. Das Pferd sank ein, wollte sich emporhelfen, fiel aber, von den Beschwerden der Schlacht und der Eile der Flucht ermattet, auf den König, den die Schwere seiner Rüstung unter dem Wasser hielt. So endete Ludwig, der letzte aus dem Hause Jagello.

Soliman befleckte seinen Sieg durch die wildeste Grausamkeit. Am Tage nach der Schlacht wurden auf seinen Befehl 1500 der vornehmsten Gefangenen in einen Kreis gestellt und in Gegenwart des siegreichen Heeres enthauptet.

Die Türken drangen hierauf nach Ofen vor, welches ohne Wider-

stand in ihre Hände fiel; dann richteten sie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarste Zerstörung an, plünderten, brannten, mordeten Widerstehende und Wehrlose und schleppten bei **300,000** Christen in die Sclaverei fort.

Johann Zápolya sah an der Spitze eines zahlreichen Heeres der Niederlage seines Königs, so wie diesen furchtbaren Verwüstungen seines Vaterlandes ruhig zu, seine Kräfte auf den Kampf um die ungarische Krone sparend, die er, von einem zügellosen Ehrgeize angetrieben, dem rechtmäßigen Thronfolger, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, zu entreißen strebte. (Haßler, Gesch. des österr. Kaiserthums. S. 217 — 219.)

Ein blutiger Bürgerkrieg schien jetzt unvermeidlich. Der Sultan, nunmehr Herr und Gebieter des Landes, versprach, die Krone Ungarns auf das Haupt Johann Zápolya's, des Woiwoden von Siebenbürgen, zu setzen, dessen Partei mit jedem Tage wuchs, so zwar, daß ihn im November 1526 schon ein großer Theil des ungarischen Adels auf einem Landtage zu Stuhlweißenburg einmüthig zum König erwählte — sich auf ein altes Gesetz stützend, daß nie ein Fremdling die Krone Ungarns tragen sollte.

Der Erzherzog Ferdinand, seit dem 24. Februar 1527 in Prag zum König von Böhmen gekrönt, hatte außer den alten Erbverträgen, welche ihm den Besitz des Königreichs nach dem Erlöschen des Jagellonischen Mannesstammes in Ungarn sicherten, an der verwitweten Königin Maria, seiner Schwester, und dem Palatin Stephan Bathori an der Spitze einer mächtigen Partei unter den Magnaten des Landes eine große Stütze. Auf einer zu Preßburg zahlreich gehaltenen Versammlung ward der Landtag zu Stuhlweißenburg, weil er nicht nach altem Brauche vom Reichspalatin angesagt worden, für ungesetzlich und ordnungswidrig, daher auch die Königswahl Zápolya's für widerrechtlich und ungiltig erklärt. Es erging alsobald das Gebot, Jeder solle binnen vierzig Tagen die Partei des Eindringlings verlassen. Darauf ward unter großem Jubel Ferdinand von Oesterreich als einzig rechtmäßiger König von Ungarn ausgerufen und sofort eine Botschaft nach Böhmen gesandt, die ihn aufforderte, sobald als möglich vom Throne Ungarns Besitz zu nehmen.

Schwer bekümmert vernahm Ferdinand in Böhmen die ihm zugebrachte Botschaft. Um den Thronstreit wo möglich auf friedlichem Wege auszugleichen, knüpfte er mit Johann Zápolya gütliche Unterhandlungen an.

Nachdem aber die Wege der Güte keinen erwünschten Erfolg brachten, so beschloß jetzt Ferdinand, sein Recht mit dem Schwerte zu erkämpfen. In allen seinen Landen ward zum Kriege gerüstet. Vom Kaiser mit Geld unterstützt, ließ Ferdinand eiligst im Reiche Truppen werben, und überall schaarten sich Streiter und zogen bald in ansehnlichen Heerhaufen nach Wien hinab. Fast kein Fürst im deutschen Reiche blieb ohne Theilnahme an der Sache des deutschen Namens.

So stand denn im Frühlinge eine Kriegsmacht von **5900** Mann schwerer und **4100** leichter Reiterei und **16,000** Mann Fußvolk bei Wien zusammen. An ihre Spitze stellte Ferdinand als obersten Feldhauptmann den Markgrafen Kasimir von Brandenburg. Unter den vielen deutschen Männern von Nah und Fern, welche sich dem Markgrafen anschlossen, finden wir auch den — Freiherrn Johann von Katzianer, welcher hier zum ersten Male auf die Weltbühne trat. Er hatte dem Könige Ferdinand Streitvolk aus Krain zugeführt. Keine Kunde hat sich erhalten, ob er sich bisher schon in der Kriegsführung irgendwo hervorgethan, und auf welche Weise er sich im Kriegswesen ausgebildet. Kaum aber tritt tritt er aus dem Dunkel, in welchem sein bisheriges Leben verborgen liegt, auf den Schauplatz der Welt hervor, als sein ritterlicher Geist sich alsbald so geltend zu machen gewußt, daß wir ihn auf diesem Kriegszuge noch als einen der kühnsten und tüchtigsten Führer des Reitervolkes hervorglänzen sehen. Denn während Ferdinand ohne weiteren Widerstand über die Grenzen Ungarns einrückte, wo ihm der Palatin, eine große Zahl Magnaten und fast der gesammte Adel des Reiches entgegenkamen, um ihn als König zu begrüßen, war mittlerweile auch Hans Katzianer an der Spitze einer Heeresabtheilung am linken Ufer der Donau hin in's feindliche Land eingebrochen, um dort Zápolya's Anhänger zu vertreiben. Er fand wenig Widerstand. Kaum war er vor Preßburg erschienen, als die Besatzung des Schlosses sich freiwillig geneigt erklärte, sie werde sich dem Gehorsam Ferdinands ergeben, sobald er die Krone des heiligen Stephan werde auf's Haupt gesetzt haben, und nahm schon vorläufig eine bedeutende Anzahl von Katzianers Kriegsleuten als Besatzung in das Schloß auf, während er mit der übrigen Schaar nordwärts hinauf vor das feste Tirnau zog.

Auch dieses, kaum mit einer Belagerung bedroht, öffnete ihm die Thore. Nachdem er sich den Besitz durch eine hinlängliche Besatzung ge-

sichert, stürmte er mit nur noch 4000 Mann weiter hinauf bis Neutra, wo er den Bischof, der Johann Zápolya gekrönt hatte, zur Unterwerfung zwang, um fortan seinen Fahnen zu folgen. Von nun an widerstand dort nichts mehr Katzianers kühnen Waffen; wo sich einzelne Haufen von Zápolya's Anhang zeigten, wurden sie geschlagen und zurückgeworfen. Die dortigen Bergstädte und festen Schlösser wurden eines nach dem anderen in großer Zahl erstürmt, so daß in jenen Gegenden durch Katzianers Entschlossenheit in wenig Wochen Alles der Waffenmacht Ferdinands unterliegen mußte.

Noch glänzender waren die Erfolge seines Waffenglückes im nächsten Jahre (1528). Johann Zápolya, durch einen Aufstand aus Siebenbürgen vertrieben, wagte im Vertrauen auf zahlreichen Anhang in Ungarn und von den Seinen aufgefordert, ohne die Beihilfe des Sultans zu erwarten, im Anfange des gedachten Jahres mit einer Schaar von 7000 Mann über die Theiß zu schreiten und bis Kaschau vorzudringen, denn der Gewinn dieses festen Platzes war für ihn von großer Wichtigkeit. Kaum von Zápolya's Unternehmen gegen Oberungarn unterrichtet, warf sich Katzianer, den König Ferdinand bei der Rückkehr in seine Erbstaaten zum Schutze des nördlichen Ungarns zurückgelassen hatte — eiligst mit ungefähr 4000 Mann Truppen in die östlichen Lande bis Kaschau, um diesen wichtigen Grenzpunkt zu vertheidigen. Nur zwei Meilen noch von dem Orte entfernt, erhielt Zápolya Kunde von des Feindes Ankunft. Er beschloß, ihn von dort zu vertreiben, hielt jedoch vorerst für rathsam, die Stärke des feindlichen Heerhaufens näher auszuforschen, bevor er sich mit ihm in einen Kampf einlassen könne.

Es war am 8. März schon spät Abends, als er seine Truppen unweit Kaschau gegen eine Berghöhe hinanführte, um sich dort zu lagern, da ihm diese Stellung gegen etwaigen Ueberfall hinlänglich sicher schien. — Noch aber war die Höhe nicht ganz erstiegen, als sich plötzlich und unerwartet am Fuße derselben eine feindliche Masse von nicht unbedeutender Stärke zeigte; es war ein Theil von Katzianers Streitmacht, den er selbst herbeigeführt und sogleich auf's Trefflichste zum Kampfe geordnet hatte. — Er bestand aus 100 schwergerüsteten Reitern, 300 Lanzenträgern, 800 Mann böhmischen Fußvolks und einem ungarischen Streithaufen. Hinter einem nahen Walde hatte Katzianer ein Fähnlein ungarischer Husaren aufgestellt, die den Feind, wenn es zum Kampfe komme, von der Seite her

beschäftigen sollten. Obgleich an Truppenzahl dem heranziehenden Feinde weit überlegen, hätte Zápolya — da sein Volk vom langen Marsche ermüdet war — doch gerne den Angriff bis auf den folgenden Morgen verschoben. Allein die ungestüme Kampflust der im Walde versteckten Truppen begann immer heftiger ihren Feind zu necken. Es stürmten von beiden Seiten größere Haufen herbei, es kam zum förmlichen Kampfe. — Aber er hatte kaum begonnen, als er auch schon beendigt schien, denn gleich im ersten Angriffe wurden Zápolya's leichte Reiter in die Flucht geworfen.

Die ersten Kämpfer, welche den Kampf begonnen, waren die Ersten wieder vom Kampfplatze sich flüchtend, und ihre Flucht entschied auch zur vollständigen Niederlage der Uebrigen. Zwar hielt Zápolya's Fußvolk den Kampf noch theilweise aufrecht; allein es konnte dem Feinde unter Katzianers trefflicher Führung und dessen schwerem gutbedecktem Geschütze ebenfalls nicht lange widerstehen, in weniger als einer Stunde war Zápolya's ganze Streitmacht vernichtet und zerstreut. Er selbst hatte sich nur mit **300** Mann kaum durch die nahe Waldung retten können, um nicht von seinen eigenen Kriegern, die ihn im Kampfe verlassen hatten, aufgefangen, todt oder lebendig seinen Feinden ausgeliefert zu werden. Vierhundert Wagen, **16** Stück Geschütz und alles Kriegsgeräth wurden vom Sieger erbeutet, unter Anderem fanden sich auch in einem der Wagen wichtige Briefe des Königs von Polen vor, die manche neue Aufschlüsse über des Königs heimliche Verhältnisse zu Johann Zápolya gaben.

Wie gering im Ganzen die beiderseitigen Kräfte auch waren, welche sich bei Kaschau gegenüber standen, so erfolgreich war doch der Sieg für König Ferdinands Sache; denn durch des Katzianers Tapferkeit und Kriegsmuth schien nun erst die Königskrone auf seinem Haupte gesichert zu sein. Johann Zápolya flüchtete ganz hoffnungslos mit den wenigen Trümmern seines geschlagenen Heeres über die Karpathen nach der polnischen Grenze. Dort verließen ihn die wenigen Ungarn, die ihn bisher begleitet hatten, und gingen zurückkehrend zur Partei Ferdinands über. Nur sein Stallmeister und einige Diener blieben ihm noch treu. Von Allem entblößt, kam er in Kaminiec an, wo er eine Zeit lang verweilte, bis ihm der Woiwode Johann Tarnowski Zuflucht und Schutz auf seinem Schlosse Tarnow anbot, und ihm dieses bis auf bessere Zeiten zum Aufenthalte einräumte. —

In Ungarn hatte Zápolya so gut wie keinen Anhang mehr. Seit

dem letzten Siege war des Katzianers Name und Waffe weit und breit geachtet und gefürchtet. Bis an die Grenzen Lodomeriens und Mährens unterwarf sich Alles seinem Gebote, fast ohne allen Widerstand fielen die Gebiete von Zips, Likawa, sammt allen Schlössern der nördlichen Gespannschaften in König Ferdinands Gewalt. Nur das feste und mit allen nöthigen Bedürfnissen reich versorgte Trentschin, welches einst der kriegerische Stephan Zápolya, Johanns Vater, mit starken Mauern, Wällen und Graben befestigt hatte, trotzte noch der Waffenmacht Katzianers über dreißig Tage lang, und schon verzweifelte er, den wichtigen Platz, der überdies mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf aller Art angefüllt war, gewinnen zu können, als es endlich auf den Rath eines einstigen Dieners Johann Zápolya's, der mit den örtlichen Verhältnissen ganz genau bekannt war, gelang, die Stadt und das Schloß in Brand zu stecken. So fiel auch Trentschin, als die Flammen über die Häupter seiner Vertheidiger zusammenschlugen und das Feuer das Schloß beinahe ganz verzehrt hatte, in Ferdinands Gewalt. Darauf ergaben sich auch alle übrigen Schlösser und festen Plätze an beiden Ufern der Waag hinauf, denn nirgends bot man den Waffen des Katzianers einen Widerstand mehr entgegen.

„Es ist zu fürchten" — schrieb ein gleichzeitiger Rathsherr aus Krakau — „daß, wenn der jugendliche Mann, der siegesgierige Katzianer, dort ferner mächtig bleibt, er mit seinem Glücke gar Alles überwältigen werde, denn nichts kann seinen Waffen widerstehen."

Während in solcher Weise des Katzianers Waffenglück das ganze nördliche Ungarn Ferdinanden unterworfen hatte, traten Männer auf den Schauplatz, die den großen Besitz des Reiches sehr in Frage stellten. Hieronymus Lasky, der eben so schlaue als gewandte Palatin von Siradien, war nach Zápolya's Niederlage bei Kaschau nach Constantinopel geeilt, um beim Sultan Schutz für den flüchtigen Johann zu suchen. Er fand dort an dem venetianischen Agenten und Kundschafter Aloys Gritti, einem Manne von niederträchtigster Gesinnung, aller Schändlichkeiten fähig und überdies einem Freunde des Großwessirs Ibrahim, einen ebenso bereitwilligen als gewandten Verbündeten. Gritti war leicht durch Geld gewonnen und seine Gunst bei dem allmächtigen Großwessir brachte den Palatin bald an das Ziel aller seiner Wünsche. Durch Gritti's schlaue Unterhandlungskünste kam denn ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Sultan an Johann Zápolya — den er bisher immer nur noch als Ban von Sieben-

bürgen betrachtet, — Ungarn als eine Art Lehenreich förmlich abtrat, ihm zugleich den Königstitel verlieh und zur Behauptung des Landes kräftige Unterstützung verhieß, wogegen Zápolya sich verpflichten mußte, dem Großherrn durch eine jährliche Gesandtschaft mit freiwilligen Geschenken seine Unterthänigkeit, wenigstens seine Abhängigkeit als Lehenskönig von der Obergewalt der Pforte zu bezeugen.

Mit gleicher Thätigkeit war auch Ferdinand beflissen, seine Sache in Ungarn, die Rechte seiner Krone aufrecht zu erhalten. Hatten auch Katzianers Waffen seinen Gegner überwältigt und dessen Partei niedergedrückt, so war er noch keineswegs vernichtet. Zápolya stand — obzwar flüchtig — noch immer als der Schützling zweier Monarchen da (des Sultans und des Königs Sigismund von Polen), die ihn mit ihrer Hilfe leicht wieder zu Ansehen bringen konnten, wozu überdies ein Dritter, der König Franz von Frankreich, ein unversöhnlicher Feind des österreichischen Hauses, Beiden gerne die Hand bot.

Mittlerweile hatten die Kämpfe zwischen den Anhängern Zápolya's und der Streitmacht Ferdinands in Ungarn unablässig, wiewohl ohne bedeutende Erfolge, fortgedauert, denn die Streitkräfte waren theils viel zu sehr zerstreut, theils hemmte Mangel an Geldmitteln die Ausführung jeder wichtigen Unternehmung. Nur ein Theil von Ferdinands Truppen stand in den nördlichen Gespannschaften noch concentrirt, wo Johann Katzianer und Stephan Revay den Oberbefehl über die einzelnen Heerhaufen führten. Es galt nun vor Allem, dem Feinde den Uebergang über die Karpathen zu wehren; denn war er bis in die Ebene herabgestiegen, so hing damals Ungarns Schicksal auf dem linken Donauufer von der Entscheidung einer einzigen Schlacht ab. Dazu aber wollte man es schon deshalb nicht kommen lassen, weil man nicht wissen konnte, wie stark die feindliche Macht heranziehen werde. Um daher den Feind noch im Gebirge zurückzuwerfen, hatte sich Katzianer mit 4000 Mann Fußvolk, 600 schwerbewaffneten Reitern und 1000 M. leichter Reiterei in die westlich von Trentschin gelegenen Thalmündungen gelegt, während Stephan Revay sich weiter ostwärts bei Kaschau zu gleichem Zwecke der nördlichen Grenze nähern wollte. Allein die Vorsicht kam zu spät; denn Zápolya's Vortrab hatte bereits früher, als man vermuthet, das Gebirge überstiegen, und war bereits in die Grenzen Ungarns eingebrochen. Es mußte hier ein Kampf gewagt werden, um den Feind sobald als möglich, bevor sich Zápolya's Anhänger verbinden konn-

ten, entweder völlig aufzureiben oder in's Gebirge wieder zurückzuwerfen. Um ihm aber mit hinreichenden Streitkräften begegnen zu können, rief Stephan Revay in Eile Katzianer herbei, der ganz ruhig den Feind noch immer in den Thalmündungen des Trentschiner Comitats erwartete. Als er jedoch von dort aufbrechen wollte, dem Rufe Revay's zu folgen, weigerten sich die Böhmen, die er als Besatzung in die Trentschiner Burg gelegt, seinem Befehle Folge zu leisten, erklärend, die von ihnen besetzte Burg nicht eher zu verlassen, als bis ihnen der rückständige Sold würde ausbezahlt werden.

Weil Vorstellungen nicht fruchteten, so mußte Katzianer zur List greifen. Es gelang ihm, zur Nachtzeit mit **100** Mann in die Burg einzudringen und die Rädelsführer der trotzigen Besatzung gefangen zu nehmen. Hierauf ward der Marsch mit möglichster Eile zwar bewerkstelligt, die Truppen konnten jedoch wegen der grundlosen schlechten Wege nur langsam vorrücken. Unterdessen war der Feind ungehindert aus dem nördlichen Gebirgslande bis in die Gegend zwischen Kaschau und Saros-Patak vorgedrungen. Dort stand Revay's Heeresabtheilung. Sie ward am 25. September **1528** mit so bedeutender Uebermacht angegriffen, geschlagen und in die nahen Waldungen versprengt, daß von nun an dem weiteren Fortzuge des Feindes nichts mehr entgegenstand. Die wenigen Ueberreste von Revay's Truppen warfen sich theils nach Eperies, theils nach Kaschau und in die nahe gelegenen Städte.

Wie unbedeutend dieser Kampf im Verhältniß der beiderseitigen geringen Streitkräfte auch scheinen mochte, so wichtig ward er in seinen Folgen. Alles, was König Ferdinand im Verlaufe zweier Jahre durch Katzianers Kriegskunst und Tapferkeit in Ungarn errungen hatte, ging in Folge dieses Unglückes seiner Waffen wieder verloren, besonders nachdem Katzianer sich durch Gelderpressungen mancherlei Art die Gemüther überall sehr entfremdet hatte. Von allen Seiten strömten Zápolya's geheime Anhänger dem siegenden Heere zu; es wuchs von Tag zu Tag zu einer Macht heran, der kein Widerstand geleistet werden konnte, besonders nachdem Zápolya selbst im October, von Hieronymus Lasky begleitet, mit **4000** Mann polnischer Hilfsvölker über Lippa kommend, sich mit den Streitkräften seiner Partei vereinigt hatte. Ferdinands Glücksstern ward auf lange verdunkelt.

Da bereits der östliche Theil Ungarns und größtentheils auch Nord-

ungarn in der Gewalt Zápolya's war, so hatte sich Katzianer mit seinen Truppen in die Donaugegend hinabgezogen, wo er im März 1529 unfern der Donau sein Lager aufschlug. Von dort streiften seine Soldaten, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, bis nach Gran und Ofen hin, und was man ihnen nicht willig gab, raubten sie mit Gewalt. Am Wenigsten schonten sie den zweideutig gesinnten Erzbischof von Gran, Paul Vardav.

Die bittersten Klagen über Erpressungen und Gewaltthätigkeiten erschallten bald von allen Seiten, wohin Katzianers Kriegsvolk gedrungen. Die Beschwerden waren in ihren Erscheinungen allerdings gegründet, aber sie waren auch unvermeidlich, wenn man die damalige Kriegsweise und den drückenden Geldmangel jener Zeit in's Auge faßt, sowie die vielen und großen Entbehrungen berücksichtigt, denen der Soldat ausgesetzt war. Das Land mußte ihn ernähren, alle seine Bedürfnisse befriedigen.

Die Soldaten waren überdies zum großen Theil Söldner, die ihren Lohn, wenn er ihnen vom Regenten nicht in gehöriger Zeit gereicht wurde, gewaltsam von seinen Unterthanen erpreßten. War die Kriegsgefahr größer, war auch der Streiter kostspieliger.

Um seinen Heerhaufen zu erhalten, mußte der Heerführer oft nothgedrungen gestatten, daß Freunde und Anhänger so gut wie Feinde und Widersacher zugleich das Opfer seiner habsüchtigen Soldaten wurden.

So war es Kriegssitte einst. Katzianer unterließ nicht, diese Unfuge in seinen an König Ferdinand gerichteten Zuschriften auf Rechnung der Geldnoth und den großen Mangel an Lebensmitteln zu setzen; er bat um Geld für seine Truppen. Ferdinand that indeß nichts, um diese Bedrängnisse zu beseitigen; daher konnte auch Katzianer in der Lage und Stellung, in die er durch den König versetzt worden war, und aus der er seinerseits nicht heraus konnte, sich nicht um die Klagen bekümmern, die ihm von allen Orten her entgegenkamen.

Die Nachricht, der Großherr sei mit einem mächtigen Heere im Anzuge und habe nichts Geringeres im Sinne, als sich der Hauptstadt der österreichischen Erblande zu bemächtigen, brachte in alle Parteien Bewegung. Es war am 2. Mai 1529, als der Sultan mit seiner ungeheuren Heeresmacht von 300,000 Mann und einem Vortrab von 30,000 Mann von Constantinopel aufbrach, in langsamen Zügen Sirmien durchzog, ohne Widerstand über die Save und Drau setzte, und bis nach Mohacs vordrang. Dort auf derselben Ebene, wo vor drei Jahren Ungarns trauriges

Schicksal entschieden worden, ward Johann Zápolya zum Handkusse des Sultans zugelassen; dort empfing er auch die altgeheiligte ungarische Krone. Der Bischof von Fünfkirchen war es, der sie ihm entgegenbrachte. Am 3. September kam er vor Ofen, zwang nach sechstägiger Belagerung die Stadt zur Uebergabe, und am 7. fand Zápolya's feierliche Einsetzung auf den Thron der Arpaden Statt.

Wie ein schweres Ungewitter wälzte sich nun die türkische Macht gegen Wien. Bei Gran huldigte der Erzbischof und Primas des Reiches, Paul Varday, dem Sultan, und begleitete ihn fortan während des ganzen Feldzuges. Bis zum 20. September stand er mit seiner ganzen Macht und 400 Feuerschlünden vor Wien, das schwach befestigt war und nur 16,000 Mann zur Besatzung hatte.

War die Besatzung auch schwach an der Zahl, so war sie doch voll hoher Begeisterung und von Hauptleuten angeführt, deren erprobter Muth allen Bürgern und Soldaten Vertrauen einflößte. Alle waren von dem einzigen Gedanken durchdrungen, für Glauben und Freiheit mit ihrem letzten Blutstropfen einzustehen.

Unter den 20 Hauptleuten, welche dem Statthalter von Oesterreich unter der Enns, Freiherrn Georg von Puchheim, beigegeben und denen die verschiedenen Stadttheile Wiens zur Vertheidigung angewiesen worden waren, ward Hans Katzianer allgemein für den vornehmsten, den entschlossensten und tapfersten gehalten. Als Obrister an der Spitze der leichten Reiterei stand er in der Gegend des Kärnthnerthores, um dort die Mauern gegen den Sturmandrang der Türken zu vertheidigen. Seit dem 26. September war der Feind in rastloser Thätigkeit, hier durch Untergraben der Mauern in Minenanlegung, dort durch schweres Geschütz, durch Sturmlärm und Scharmützel Wiens Eroberung zu erzwingen. Allein alle die Versuche des Feindes, die Mauern zu zertrümmern, alle die wilden Stürme vom 9., 11. und 12. October, welche Soliman gewagt, um in die Stadt einzudringen, wurden durch die vereinte Anstrengung der muthigen Bevölkerung Wiens vereitelt, und überall, wo Gefahr drohte, standen der greise Niklas Graf von Salm mit dem feurigen, wohlerfahrenen Freiherrn Johann Katzianer, Wilhelm von Regendorf und vielen Anderen wie feste Mauern, den herandringenden Feind mit gewaltiger Faust blutig zurückschleudernd.

Ungeachtet der drei mit äußerster Erbitterung unternommenen frucht-

losen Stürme beschloß der Sultan, dessen Stolz noch keinen Abzug zuließ, noch einen — den letzten — Sturm auf das unerschütterliche Wien. Am 13. October hatte man sich im türkischen Lager dazu vorbereitet. Am folgenden Morgen sollte er ausgeführt und das Schicksal Wiens entschieden werden. Die Türken schaarten sich hinter den abgebrannten Vorstadthäusern, die Bürger standen mit der Besatzung auf der Mauer in Ordnung.

Während die Tschausche im Lager die außerordentlichen Belohnungen für die Tapferen seines Heeres ausschrie und die Stücke losdonnerten, erbaten sich Johann Katzianer und Paul Bakits vom Pfalzgrafen Philipp und dem Altgrafen Niklas Salm die Erlaubniß, gegen Nußdorf auszufallen. Durch Scheinflucht gelang es ihnen, die Türken bis zu den Weinbergen zu verlocken, wo deren viele getödtet und gefangen genommen wurden. —

Am Morgen des 14. Octobers — es war der 24. und letzte Tag der Belagerung — wurden die Türken in drei Haufen zusammen und mit gezogenem Säbel zum Sturme getrieben. Bald darauf stürzte durch zwei auffliegende Minen der Wall in einer Breite von 44 Klaftern ein. Die Türken stürmten wie rasend an beiden Seiten des Kärnthnerthores. Hier aber standen zwei gewaltige Wächter, Graf Niklas Salm rechts, Hector von Reischach links, Alles vor sich niederwerfend, was in die Bresche drang. Zwei Stunden dauerte der grimmige Sturm, und Wien wurde durch deutsche Tapferkeit gerettet.

Am 18. October war der Großwessir Ibrahim, nachdem alle Hoffnung schwand, sich der Stadt auch durch Verrath zu bemächtigen — unter heftigem Schneegestöber aufgebrochen, um den Weg nach Bruck an der Leitha einzuschlagen. Hans Katzianer setzte dem Feinde nach, erreichte den Nachtrab bald und nahm ihm eine große Anzahl gefangenen Landvolkes, viele Rosse und Schlachtvieh ab.

Täglich ward den fliehenden Feinden nachgejagt und keinen Tag fehlte es an türkischen Gefangenen, worunter viele höheren Ranges. Hans Katzianer wandte sich hierauf nach den sogenannten Bergstädten des nördlichen Ungarns, warf Zápolya's Anhänger aus den unteren Gebieten der Trentschiner Gespannschaft und bemächtigte sich dort einer Stadt nach der anderen. Trentschin selbst, Ujhely, Hainatskö, Csitsvar u. a. mußten sich ihm ergeben. Homonna wurde erstürmt und zerstört, und eine Anzahl Schlösser ließ er, um seine Streitmacht nicht durch Besatzungen zu verein=

zeln und zu schwächen, sobald er sie gewonnen, ohne Weiteres niederbrechen. Bis in den December hinein gönnte er seinen Waffen noch keine Ruhe. —

Die Türkengefahr ward für diesmal zwar glücklich abgewendet, König Ferdinands Waffen hatten über den Erbfeind einen glänzenden Sieg erfochten, aber um seinen gefährlichsten Gegner mit dessen Anhange zu vernichten, konnte er die nöthige Macht nicht aufbieten. Ofen und Gran konnten nicht gewonnen werden. Die Besatzung und die Zápolya ergebene Bürgerschaft vertheidigte ihre Mauern gegen die Belagerer mit so heldenmüthiger Aufopferung von Gut und Blut, daß der Feldmarschall Freiherr von Rogendorf nach sechswöchentlicher Belagerung ohne Erfolg von Ofen abziehen mußte. Ferdinand, durch immerwährende Geldnoth bedrängt und von seinem Bruder Kaiser Karl V. ohne Hilfe gelassen, konnte jetzt nur auf einen Waffenstillstand mit dem Sultan denken und sich unterdessen Hilfe von den deutschen Reichsständen erbitten. Ungarn lag im schrecklichsten Parteikampfe, das ganze Land war der wildesten Verheerung und Plünderung, so wie allen erdenklichen Gräueln des Bürgerkrieges preisgegeben. Niemand achtete mehr Gesetz noch Sitte.

Unter diesen Verhältnissen war der Freiherr von Katzianer zu einer höheren und wichtigeren Stellung ausersehen. Keiner der Feldherren Ferdinands hatte sich bisher in den ungarischen Feldzügen durch Kriegsglück, Umsicht und Entschlossenheit in der Ausführung wichtiger Unternehmungen so ausgezeichnet, als der tapfere und rastlos thätige Krainer Landeshauptmann. Als daher der alte Graf Niklas Salm, der bisherige Oberfeldherr in Ungarn, im Frühlinge **1530** in Folge seiner bei der Belagerung Wiens erhaltenen Wunde starb, konnte Ferdinand keinen Würdigeren an dessen Stelle treten lassen, als den tapferen Reiteranführer Johann Katzianer. Er ernannte ihn daher zum obersten Feldhauptmann oder Generalkapitain in den ungarischen Landen. Als solcher gebot er nun in Ungarn über Ferdinands gesammte, sehr zerstreute und mangelhafte Streitkräfte; aber als solcher gerieth er in seiner neuen Stellung nicht nur zum Könige, sondern auch zu den übrigen Feldherren und des Königs Anhängern in eine Menge neuer, schwieriger und gefährlicher Berührungen, in denen er leider weder Mäßigung, noch Geschicklichkeit und Vorsicht genug bewies.

Die Parteihäupter Ferdinands erkannten endlich, daß es hohe Zeit sei, kräftigere Maßregeln aufzubieten, um die Gegenpartei niederzudrücken, be-

vor sie durch Hilfe der Türken wieder erstarke. Aber dazu gehörten außerordentliche Mittel, Geld und Truppen. An beiden fehlte es. König Ferdinand versprach Unterstützung und vertröstete seine Anhänger mit baldiger Hilfe. Am meisten war seine Partei in Kroatien bedrängt, wo Ludwig Pekri an ihrer Spitze der Partei Zápolya's durch den Agramer Bischof und seine Verwandten vertreten, gegenüberstand. Er ersuchte nicht nur König Ferdinand dringend um schnellen Beistand, sondern wandte sich auch an Katzianer, ihn zu einer Berathung nach Rayn einladend, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zum Widerstande gegen den immer stärker drohenden Feind zu bereden. Aber Ferdinand vermochte keine so schnelle Hilfe zu senden, und Katzianer konnte auf dem anberaumten Verhandlungstage nicht erscheinen, weil die Türken, welche mittlerweile in Krain einfielen und unter Raub, Mord und Brand bis Gottschee vordrangen — ihm unerwartet den Weg verlegt hatten.

Katzianer erkannte allerdings, daß Ferdinands Partei in Kroatien und Slavonien durch Zápolya und seine Verbündeten leicht unterdrückt werden könne; besonders waren es die bisherigen feindlichen Umtriebe des Bischofs von Agram, welche die dortigen Gegenden in große Gefahr setzten, da derselbe nicht nur auf seine Burg zu Agram Lebensmittel hatte bringen lassen und sie in gehörigen Vertheidigungsstand setzte, sondern auch nach sicherem Berichte die Türkenhilfe durch Botensendungen ansprach.

Ueberdies war Kroatien so verwüstet und verheert, und seit längerer Zeit von allen Mitteln zum Unterhalte einer stärkeren Truppenmacht so entblößt, daß sich eine solche schwerlich lange dort würde haben behaupten können. Ungeachtet der vielfachen Aufforderungen, womit man Katzianer bewegen wollte, Kroatien mit seiner Heeresmacht zu decken, blieb er unverrückt in den nördlichen Berggegenden stehen, um dort die Anhänger Zápolya's im Zaume zu halten.

Mittlerweile unterlag im October **1530** das westliche Ungarn einer neuen schweren Verwüstung. Zápolya hatte den Sandschak-Bey von Semendria, Mohamed, und den Sandschak-Bey der Herzegowina, Murad, von Neuem gegen König Ferdinands Anhänger zu den Waffen gerufen. Vom Grafen Niklas Zrini unterstützt, setzten die Türken an **25,000** Mann stark über die Unna und brachen sengend und brennend in Kroatien ein. — Ein anderer, noch stärkerer Heerhaufen drang, das Land weit und breit schonungslos verheerend, bis Preßburg in die Thäler der Waag und Neitra.

Erst als das Land zur Wüste geworden, kehrte das raubgesättigte Kriegsvolk in seine Heimath wieder zurück.

So nahete das Jahr **1530** seinem Ende. Die Fehden und Kämpfe, welche von den Parteien nach allen Richtungen hin unterhalten wurden, brachten keine Erfolge. Nur des Katzianers Waffen vermochten es, in Oberungarn Ferdinands Ansehen aufrecht zu erhalten, Zápolya's Anhänger zu verdrängen und eine Anzahl dortiger Städte seinem königlichen Herrn zu erobern. Dieser Gewinn galt ihm für so hochwichtig, daß er, um ihn festzuhalten, sich nicht entschließen konnte, seine Streitkräfte durch Absendung eines Hilfscorps nach Kroatien zu schwächen, viel weniger sich mit seiner ganzen Streitmacht dorthin zu wenden, ohne die errungenen Vortheile leichthin auf's Spiel zu setzen.

Das ganze Jahr **1531** ging in Parteiverhandlungen vorüber, an welchen Katzianer durchaus keinen Theil nahm. Er, ein Mann des Schwertes und des Kampfes, hielt sich in Ruhe auf seinem Posten, so lange dem Frieden das Wort gesprochen und dem Kriege Ruhe geboten wurde. Aber seine Unthätigkeit sollte nicht allzu lange dauern. Die Friedensunterhandlungen zwischen Ferdinand und Zápolya brachten keinen Vergleich zu Stande, und der Sultan rüstete sich daher, mit außerordentlicher Macht in Ungarn einzufallen, das ganze Land seinem Gebote zu unterwerfen und den Halbmond dann weiter bis nach Deutschland zu tragen.

Demgemäß brach Soliman II. mit **200,000** Türken, **20,000** geregelten Reitern und **16,000** Rennern und Brennern, nebst **300** Feldstücken von Constantinopel auf. Am **14.** Juni stand er mit seinem Heere bereits bei Belgrad, wo er noch eine Verstärkung von **15,000** Tartaren an sich zog.

Mit diesem Heere ging der Sultan über die Donau; ein Theil seiner wilden Schaaren wälzte sich in Syrmien und Slavonien von Stadt zu Stadt, um zu verheeren, was vom Kriege bisher noch unberührt geblieben; der andere Theil zog mit dem Großherrn an der Spitze Essek zu.

Mittlerweile hatte sich die Reichsmacht unter Karls V. und Ferdinands Anführung bei Wien versammelt, wo bald gegen **80,000** Mann Fußvolk und **6000** schwer bewaffnete Reiter im Lager standen. In Wien selbst wurden Tag und Nacht außerordentliche Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen, besonders auf die erhaltene Nachricht, der Sultan gedenke Wien in der Ferne von allen Seiten so einzuschließen, daß sich mit

dem bereits dort versammelten Heere keine weiteren Hilfsvölker verbinden könnten, und sei fest entschlossen, die vor drei Jahren im Angesichte der Stadt erlittene Schmach zu rächen.

Unterdessen rückte das Türkenheer von Esseck her in Ungarn ein und drang widerstandslos vorwärts bis vor das Städtchen **Güns**, die Grenzmarke seiner Siege. Von allen Seiten griff die furchtbare Menge dies kleine nur wenig befestigte Städtchen mit seiner 7—800 Mann starken Besatzung an. Vergebens suchten die Türken die Mauern zu sprengen. Sie brachten ihr Geschütz auf die Berge, welche die Stadt umgeben, sie schossen Bresche und liefen mit Todesverachtung Sturm, aber umsonst. Niklas Jurischitz wich weder ihren Versprechungen, noch ihren Drohungen. Nach achtundzwanzig Tagen zog der Sultan weiter, ohne den Platz überwältigt zu haben.

Die während der Belagerung von Güns erlittenen großen Verluste waren übrigens nicht die einzigen, welche Soliman trafen, es standen ihm andere, nicht minder schwere noch bevor. Noch vor der Belagerung von Güns hatte er seinen Feldherrn Kasim-Bey mit 16,000 Mann vorausgesendet, die Länder zwischen der Donau und dem Alpengebirge zu durchstreifen. Unter den gräulichsten Verwüstungen wälzten sie sich durch Oesterreich bis über die Enns nahe an die Stadt Steyr. Auf die Nachricht, daß die Hauptmacht der Türken Güns verlassen habe und in die Steiermark einfallen wolle, wandte sich Kasim-Bey mit seinen Raubschaaren zur Rückkehr, nachdem er früher den Markt Weier geplündert, verbrannt und tausende von Menschen beiderlei Geschlechts gefangen in die Sclaverei mit sich fortgeschleppt hatte. Er gedachte, über den Wienerwald ziehend, in der Gegend bei Baden herauszubrechen, und den Weg nach Steiermark einzuschlagen, um sich mit dem Heere des Sultans zu verbinden. Aber der Fluch seiner Gräuel an der Enns und das viele vergossene Blut schuldlos ermordeter Christen forderte gerechte Opfer, die Vergeltung folgte rasch auf die That.

Von den Bewegungen des Feindes durch Katzianers Kundschafter unterrichtet, hatte sich Pfalzgraf Friedrich (oberster Feldhauptmann der Reichsarmee) mit 12,000 Mann Fußvolk und 2000 schwer bewaffneten Reitern im Gebirge gelagert.

Die Thalwege wurden bis auf den über Altenmarkt und Pettenstein durch starke Verhaue und Felsenstücke unwegsam gemacht, dieser mit Trup-

pen besetzt. Nach mehrtägigem Herumirren Auswege suchend, ward der eine Haufe mit schwerer Beute beladen im Thalwege zwischen Pettenstein und Altenmarkt, ein anderer Haufe aber bei Leopoldsdorf im Thale von Starhemberg angegriffen und geschlagen. Kaum die Hälfte vermochte sich zu retten, und Kasim-Bey selbst, so wacker er mit seinem großen eisernen Streithammer auch kämpfte, fiel sogleich im Beginne der Schlacht. Was dem Schwerte entrann, zerstreute sich in wilder Flucht durch die Ebenen, fand jedoch keine Rettung. Die Flüchtigen stießen auf die heraufziehenden Truppen des Grafen Lodron und des Markgrafen Joachim von Brandenburg. Es war kein Widerstand mehr möglich. Schlecht bewaffnet, durch die Flucht ermattet, zum Theil schon verwundet, wurden die Türken erbarmungslos niedergemetzelt.

Die letzte Rache übte der Mann, der niemals fehlte, wo es galt, den Feind zu schlagen. Kaum hatte Hans Katzianer vernommen, daß Kasim-Bey's Renner und Brenner gegen Neustadt heranzögen, um von dort in Steiermark einzubrechen, als er mit ungefähr **4000** auserlesenen Truppen von Gratz aus in Tag- und Nachtmärschen über die Fistritz, dann weiter über Hartberg, Friedberg und Kirchberg gegen Oesterreichs Grenzen eilte.

In der südlichen Ebene von Neustadt, am Fuße des steierischen Grenzgebirges fand er den Feind, der seit seiner letzten Niederlage durch den Grafen Lodron und den Markgrafen von Brandenburg wieder bis auf **6000** Mann erstarkte, an den Ufern der Schwarza seine Pferde weidete und von den Mühen des heißen Kampfes ausruhte.

Die eine Hälfte hatte bereits den Fluß überschritten, um in die steirischen Gebirge vorzudringen. Unerwartet aber griff Katzianer in Verbindung mit dem Grafen Nikolaus von Thurn, Wolf von Montfort und Gregor von Losenstein den sich sicher wähnenden Feind rasch an und warf ihn mit stürmender Gewalt über den Fluß wieder zurück. Als sich die Türken auf einmal von vorne und im Rücken zugleich von einem heranstürmenden ungarischen Reiterhaufen gedrängt und angegriffen sahen, sprengten sie fliehend in die dortigen Gebirge. Aber die Gebirgsbewohner, vom feindlichen Ansturme schon unterrichtet, versperrten die Gebirgspässe mittelst gefällter Baumstämme und herabgerollter Felsenstücke, und warfen den Feind kräftig von den Höhen, wo er sich Bahn brechen und den Weg frei machen wollte.

Gezwungen, durch dieselben Bergschluchten, durch die er gekommen

war, den Rückweg wieder zu suchen, begegnete er abermals einem Theile von des Katzianers Heerhaufen. Zu entmuthigt und zu schwach, um großen Widerstand zu leisten, zerstob der Feind nach kurzem Gefechte in die nächstgelegenen Waldungen, wo ihn Hunger und Kälte, Ermüdung und der Grimm des Landvolkes vollends aufrieb.

Mittlerweile rückte Katzianer mit seinem Kriegsvolke bis Neukirchen vor, wo er erfuhr, daß eine nicht unbedeutende Anzahl türkischer Flüchtlinge in der Gegend zwischen Neustadt und den Gebirgen sich sammele, um über Kirchberg durch das Thal gegen Güns hin vorzurücken. Er brach daher unverweilt zur Nachtzeit dort auf, zog den in seiner Nähe stehenden Pfalzgrafen Friedrich mit seinen Truppen an sich und stürmte plötzlich auf den Feind ein, der sich keines Angriffes versah. Dieser nahm indeß den Kampf nicht an, nur ein Theil der feindlichen Reiter ließ sich eine Zeit lang in ein Gefecht ein, um den Uebrigen die Flucht zu decken. Erst als sich mit diesen Flüchtlingen noch andere fünftausend Türken, der dritte Haufen Kasim-Bey's, welcher auf einem anderen Wege aus dem Gebirge heranzog, vereinigt hatten, hielten sie Stand. Auch des Katzianers Streitmacht hatte durch ungarische und Krainer Truppen unter Paul Bakits, Balthasar Banffy, Valentin Török und Georg Auersberg einen ansehnlichen Zuwachs erhalten. Katzianer freute sich daher jetzt, dem Feinde das Schwert in offener Feldschlacht bieten zu können. Am frühen Morgen jedoch, an welchem der entscheidende Kampf beginnen sollte, benützten die Türken, welche unterdessen die Stärke ihrer Gegner auskundschaftet hatten, den dichten Nebel zur Flucht. Katzianers und Töröks Reitervolk aber setzte ihnen rasch nach und zwang sie auf freiem Felde zum Kampfe. Es erfolgte ein schreckliches Gemetzel, denn wer es von den Türken noch vermochte, focht um Blut und Leben mit verzweifelter Tapferkeit. Der größte Theil von ihnen, gegen **3000** Mann, erlagen dem feindlichen Schwerte. Paul Bakits glänzte muthig Allen voran, seine Lanze fällte den türkischen Anführer Osman-Aga vom Rosse.

Aber auch des Katzianers Verlust war in diesem mörderischen Kampfe nicht unbedeutend. Der Sieg kostete ihm viel Blut. Ihm selbst ward ein Roß unter dem Leibe erstochen.

Von Kasim-Bey's ganzer Streitmacht entkamen nur etwa **600** Flüchtlinge glücklich nach Esseck, um Kunde von ihrer Niederlage zu bringen. Also mehr als **15,000** Türken waren in diesen Kämpfen umgekommen.

In den Wäldern, die der Feind durchzogen, fand man, außer der reichen weggeworfenen Beute, auch noch eine große Anzahl von Wagen, die mit gefangenen Männern, Kindern und Frauen beladen, im schrecklichsten Elend von ihm zurückgelassen waren.

Nach aufgehobener Belagerung von Güns war der Sultan in den ersten Tagen des Septembers mit seiner großen Heeresmacht herüber durch die Thalgründe von Kirchberg, Friedberg und Hartberg langsam in die Steiermark eingerückt. Ohne Eroberungen zu machen, wälzten sich seine Massen brennend und sengend bis Grätz. Dort hoffte er für sein ermüdetes Heer Ruhe und Erholung zu finden. Durch einen dichten Nebel begünstigt, der den Bewohnern seine Ankunft verbarg, rückte er bis an die Wälle und Gräben heran, um in die Stadt einzudringen. Als sich aber der Nebel verzog, standen die Bürger auf den Wällen und er ward vom Schlosse in den Stadtmauern mit schwerem Geschütze so heftig begrüßt, daß er sich eiligst zurückziehen mußte. Eben traf er Anstalt, in der Nähe der Stadt ein Lager zu schlagen, als ihm die Nachricht von einem herannahenden Feinde zukam.

Als Katzianer die Kunde erhielt, daß das Türkenheer sich hinüber gegen Gratz wende, brach er mit seiner Streitmacht an der Nordgrenze des Steierlandes sogleich auf und zog in Eilmärschen vom Feinde westwärts durch die Gebirge hindurch, um ihm wo möglich zuvorzukommen und Gratz mit seinen Kriegsleuten zu besetzen; denn er wußte wohl, daß die Stadt zwar gut mit Geschütz, mit kriegsgeübter Mannschaft, aber nur schwach versorgt sei, weil im Anfange des Krieges der gesammte Adel der Stadt und der Umgegend dem Heere Ferdinands zugezogen war.

Wie sehr auch Katzianer eilte, so konnte er Gratz vor Solimans Ankunft doch nicht erreichen; denn als er sich der Stadt bis auf einige Meilen genähert, brachten ihm die Kundschafter die Nachricht, der Türke habe sich bereits vor Gratz gelagert. Da faßte Katzianer den kühnen Entschluß, in nächster Nacht sich durch's türkische Lager hindurchzuschlagen, in die Stadt einzudringen und sie gegen den feindlichen Andrang zu vertheidigen, denn man fürchtete mit Recht, der Sultan werde Alles aufbieten, die reiche Stadt für die Raubgier seiner Horden zu erstürmen. Als dieser indeß die Nachricht vom Heranzuge eines feindlichen Heeres erhielt, brach er, da er des Feindes Stärke nicht kannte, in aller Eile auf und setzte eine kleine Strecke unterhalb Gratz nicht ohne Verlust an Mannschaft und

Gepäck, über den steierischen Alpenfluß, die Mur. Dies geschah am 12. September.

So fand Katzianer, als er am andern Morgen mit seinen 3000 Mann vor Gratz anlangte, die Stadt vom Feinde befreit. Er ließ sein durch den schnellen Marsch sehr ermüdetes Kriegsvolk zwei Tage in Ruhe, benutzte aber die Zeit, um die kriegsfähigen Bürger von Gratz in Eile zu bewaffnen und so seine Mannschaft noch ansehnlich zu verstärken. Dann brach er auf und setzte an der Spitze seiner Husaren dem Feinde im Sturme nach. Er erreichte dessen Nachtrab bei Fernitz, südlich von Gratz am östlichen Ufer der Mur. Es kam zum Kampfe, in welchem gegen 8000 Türken dem Schwerte erlagen, viele gefangen und mehrere hundert Sclaven befreit wurden. Siegreich in einzelnen Gefechten, drang er weiter und weiter bis an die Heeresabtheilung des Pascha von Natolien, dem zwei Sandschake getödtet wurden.

Der Sultan zog dann hinab bis vor Marburg. Den dreimal auf die Stadt unternommenen Sturm schlug Sigismund Weichselberger glücklich zurück, und ehe der Brückenbau über die Drau noch beendet war, wurden die Türken vom Pfalzgrafen Friedrich, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, Paul Bakits und den anderen Herren mit ihrem Kriegsvolke auf freiem Felde plötzlich angegriffen. 5 — 6000 Mann deckten das Kampffeld, die übrigen retteten sich durch eilige Flucht. Drei Tage darauf setzte der Sultan mit seinem noch übrigen Heere über die Drau, und zog dann, durch den Paß bei Vinitza die Grenze Steiermarks verlassend, mit seinem Raube und 20,000 Sclaven weiter durch Slavonien Constantinopel zu, wo er am 18. November wieder eintraf.

So endete Solimans zweiter Feldzug, gegen das christliche Abendland gerichtet. Keine starken oder zahlreichen Heere brachen den Uebermuth, demüthigten den hochfahrenden Geist des Großherrn, sondern die glänzende Tapferkeit deutscher Krieger, der hohe Muth treuer Bürger setzte seinem Siegeslaufe Ziel und Grenze. Seitdem zeigte auch Soliman mehrere Jahre hindurch keine Neigung mehr zu einem neuen Feldzuge.

Nach Solimans Abzuge war die beste Gelegenheit vorhanden, den durch Beschwerden ermüdeten und niedergedrückten Feind zu vernichten, und wäre die bei Wien stehende über 86,000 Mann starke Reichsmacht unter Karls V. und Ferdinands Führung jetzt in Ungarn eingebrochen, Zápolya wäre unterlegen und der Besitz des Königreichs würde unfehlbar zu Ferdi-

nands Gunsten entschieden worden sein. Allein der Kaiser war anderen Sinnes, ihm lagen vor Allem die italienischen Verhältnisse, denen von französischer Seite Gefahr drohte, näher am Herzen. Er war nun durch keine Vorstellungen zu bewegen, den Krieg fortzusetzen, auch nicht einmal dazu[1], seinem Bruder mit ganzer Macht beizustehen. Er verließ in den ersten Tagen des Octobers Wien; mit ihm zog auch die ganze dort versammelte Streitmacht, bis auf einen kleinen Haufen Spanier und **8000** italienische Soldtruppen hinweg, weil sie bereits für anderthalb Monate besoldet waren. Mit dieser Schaar gedachte Ferdinand die noch zurückgebliebenen Böhmen, Mähren und Schlesier, dann die aus Tyrol und der Steiermark zugeführte Mannschaft zu verbinden, um Ungarn wo möglich vom Feinde zu säubern und seine Gegner aus dem Lande zu vertreiben. — Allein die Ersteren versagten ihm nach einigen Tagen schon ihren Zuzug nach Ungarn, und die Italiener empörten sich wegen zufällig schlechteren Brotes. Sie verließen einzeln und in großen Haufen ihre Fahnen, plünderten, raubten und mordeten durch Steiermark und Kärnthen der Art, daß Ferdinand in Zorn ob der begangenen Gräuelthaten den Befehl ergehen ließ, die Heimkehrenden, wo man sie finde, alle zu ermorden; ein Befehl, der buchstäblich ausgeführt wurde, denn fast kein Einziger sah seine Heimath wieder.

Es blieben also dem Könige nicht mehr als ungefähr **5—6000** Mann, meist aus Tyrolern, und eine kleine Abtheilung leichter Reiterei, aus Ungarn und Kärnthnern bestehend, welche ihm Hans Katzianer, Paul Bakits und einige andere Hauptleute zugeführt hatten. An ihre Spitze stellte er Katzianer als Befehlshaber, denn er wußte keinen tüchtigeren wie diesen, der oft mit unverhältnißmäßig geringen Streitkräften Feinde schlug, Städte und Schlösser eroberte.

Des Katzianers Muth und Entschlossenheit kannte er, er baute darauf und erwartete bei so kleinem Truppenkörper von seinem Kriegsglücke die besten Erfolge. Ihm zugesellt ward sein treuer Waffengenosse Wilhelm von Rogendorf.

Das erste Unternehmen galt zunächst der Stadt Gran, welche von Zápolya und Gritti belagert war, zu Hilfe zu kommen. Um dies zu bewirken, zog Katzianer mit seinen Truppen längs der Donau hin bis in die Nähe des Feindes. Allein mit seinen schwachen Kräften konnte und durfte er es nicht wagen, den ungleich stärkeren Feind im offenen Felde anzugrei-

fen und dadurch Alles auf's Spiel zu setzen. Er beschränkte sich daher mit aller Thätigkeit darauf, Gran mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, deren Zufuhr die türkischen Schiffe möglichst zu verhindern strebten. Gran hielt inzwischen bei der Tapferkeit seiner deutschen Besatzung standhafte Gegenwehr, bis endlich Gritti, an der Einnahme der Stadt verzweifelnd, die Belagerung aufhob.

Ohne hinreichende Geldmittel, ohne Kriegsmacht, sah mittlerweile König Ferdinand ein, sei es jetzt unmöglich, sich in Ungarn mit Glück zu behaupten; er hatte daher Einleitungen zum Frieden, oder wenigstens doch zu einem neuen Waffenstillstande getroffen. Eine Gesandtschaft ward daher aus diesem Anlasse nach Stambul entsendet und Katzianer beauftragt, mit Zápolya in friedliche Unterhandlung zu treten. Dieser, nachdem er jetzt nicht mehr viel auf den Sultan rechnen durfte, war auch zum Frieden um so geneigter. Man vereinigte sich vorläufig zu einem Waffenstillstande bis Ende des Aprils **1533**.

In den ersten Tagen des Monats Januar **1533** erhielt König Ferdinands Gesandter vom Sultan die Zusage eines vorläufigen Waffenstillstandes, jedoch unter der Bedingung, daß Ferdinand zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit die Schlüssel von Gran überreichen solle. Dabei erklärte sich Soliman, der bei dieser Gelegenheit Karl V. und Ferdinand als seine Brüder anerkannte, auch sehr geneigt, noch vor Uebergabe der erwähnten Schlüssel mit Beiden einen Frieden auf fünf oder sieben Jahre abzuschließen. Nach Beseitigung mancher Bedenklichkeiten fügte man sich endlich den gestellten Bedingungen; eine glänzende Gesandtschaft überreichte Ende Mai die verlangten Schlüssel der Stadt Gran, von prächtigen Geschenken begleitet, an den allgewaltigen Großwessir Ibrahim, und der Sultan gewährte einen Frieden — den sechs Botschafter früher nicht erhalten konnten — nicht auf sieben oder fünfundzwanzig, oder hundert, sondern auf zwei- und dreihundert Jahre, oder auf ewig. Der Padischah erklärte in einer feierlichen Audienz, sich gegen König Ferdinand wie gegen seinen Sohn zu benehmen, des Padischah Brüder und Leute sind die seines Sohnes Ferdinand, und die Ferdinands seines Vaters. Ferdinand machte hierauf seinen Unterthanen und insbesondere den geistlichen und weltlichen Behörden und dem ganzen Fürstenthume Krain den Frieden bekannt, und gebot bei strengster Strafe an Leib und Leben, ihn aller Orten auf's Pünktlichste zu beobachten und durch keine Gewaltthat zu verletzen. —

Dessenungeachtet ruhten in Ungarn und Siebenbürgen die Waffen noch keineswegs. Man fiel hinüber und herüber in's feindliche Gebiet, raubte und plünderte, brannte und mordete so lange, bis ein stärkerer Gegner erschien, der die Plünderer zurücktrieb und durch einen Kampf dem Unwesen für kurze Zeit Grenzen setzte.

Im Herbste desselben Jahres noch veranlaßten die ununterbrochenen Parteikämpfe den römischen König, Hans Katzianer mit etwa 4000 Mann frischer Truppen nach Ungarn zu senden, der die Kräfte seiner Anhänger vermehren und ihren Muth aufrecht halten sollte. Katzianer rückte hierauf unverzüglich in Ungarn ein, besetzte einige Punkte Oberungarns und verblieb daselbst ruhig bis März 1534.

Weil nun der mit Zápolya abgeschlossene Beifriede nur noch bis Ende 1534 dauerte, so wandte sich Gritti an Katzianer mit der Anfrage, ob er den Waffenstillstand noch fortan zu halten gedenke? — Natürlich konnte Katzianer darüber nicht selbst urtheilen und übersandte daher Gritti's Anfrage an König Ferdinand, der wieder seinen Feldhauptmann, welcher mittlerweile sich mit Hieronymus Lasky, Zápolya's Abgesandten, über die Verlängerung des Waffenstillstandes auf unbestimmte Zeit verständigte — aus Ungarn nach Wien berief, um sich mit ihm darüber zu berathen.

Die Angelegenheiten hatten sich wirklich so feindselig und drohend gestaltet, daß eine Entscheidung mit den Waffen nahe bevorzustehen schien. Aloys Gritti war im Sommer nach Ungarn gekommen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen und die Grenzen des Besitzstandes zwischen Ferdinand und Zápolya festzustellen. Aber in Ungarn war er seines Hochmuthes wegen gehaßt, und seiner Gewaltthätigkeit wegen verabscheut. In Siebenbürgen hatte er den dortigen Gubernator Emrich Czibak, mit dem er in Streit gerathen war, überfallen und enthaupten lassen. Darüber brach dort Krieg aus, der endlich mit Gritti's Gefangennehmung und Hinrichtung endigte.

Die Gährung der Parteien erhob sich nun um so heftiger. Mehrere Große Ungarns, der Theilnahme an Czibaks Morde beschuldigt, wurden verfolgt, auch Hieronymus Lasky entging der Anklage an der Mitschuld nicht, und wurde in Ofen eingekerkert. Endlich auf Verwendung der Könige von Frankreich und Polen, dann auf die Bitte des Palatin von Tarnow, bei dem Zápolya einst gastfreundliche Aufnahme gefunden, aus seiner Haft befreit, trat er alsobald durch Katzianers Vermittelung zur Partei

Ferdinands über. Seinem Beispiele folgten auch andere bisherige Anhänger Zápolya's, namentlich Ferdinands alter Gegner, der Bischof Erdödi von Agram.

In Oberungarn tobte indessen der Bürgerkrieg in blutiger Weise fort. Die Parteien beider Könige legten die Waffen fast nie aus der Hand, denn Jeder suchte dem Andern Abbruch zu thun, wobei das Land — wie es sich von selbst versteht — den schrecklichsten Drangsalen preisgegeben wurde. Im Herbste von **1534** sollte Katzianer abermals an der Spitze eines neuen Heeres nördlich an die Karpathen ziehen, sich vorerst bei Keßmark lagern, um von da weiter dann in Oberungarn einzubrechen. Der Sultan, durch die Ermordung Gritti's, seines alten eifrigen Dieners, sehr erbittert, unterließ zwar nicht, sich bei Ferdinand darüber mit Ernst und Nachdruck zu beklagen; den Frevel aber mit dem Schwerte zu rächen, vermochte er nicht. Sein Krieg mit Persien nahm bis in den Winter des Jahres **1535** seine Thätigkeit zu viel in Anspruch. Er schrieb daher von Bagdad aus einen Brief zur Befestigung des Friedens an Ferdinand, worin er diesen auf's Neue seiner Freundschaft und Gewogenheit versicherte. —

Während aller dieser Vorfallenheiten wurden die öfters unterbrochenen Verhandlungen zwischen dem römischen Könige und Zápolya's Bevollmächtigten zwar immer wieder angeknüpft, aber trotz vieler Bemühung dennoch kein Friede, sondern nur die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum **1.** März **1536** erreicht.

Ereignißvoller dagegen begann das Jahr **1536** zu werden. Ibrahims, des Großwessirs, Stolz, und Uebermuth brach sich an dem stolzen Titel: „Serasker-Sultan", den er nach seiner Rückkehr aus Persien annahm. Des Großherrn Argwohn und Mißtrauen erwachte gegen den gewaltigen Günstling. Eine Nacht entschied über sein Glück. Am Morgen des **15.** März fand man ihn im Serail, in des Sultans Schlafgemach, wo er mit diesem zu schlafen pflegte, erdrosselt. Sein Nachfolger, der bisherige zweite Wessir, war ein gerechter und nicht geldgieriger Mann; allein ungeachtet seiner Liebe zum Frieden begannen im türkischen Reiche bald nach seiner Erhebung wieder neue kriegerische Rüstungen. Der Sultan bereite — so lauteten die Nachrichten — einen neuen Angriff gegen Ungarn vor. Eine zweite Nachricht, die Ferdinand schwer empfand, war die Einnahme Tokay's mit Gewalt, dann im December **1536** des wichtigen

Kaschau's Fall durch Verrätherei. Kaschau, der Schlüssel des ganzen Landes, war für König Ferdinand ein viel zu wichtiger Punkt, als daß er nicht sofort kräftige Mittel hätte aufbieten sollen, sich dessen wieder zu bemächtigen.

Leonhard von Fels erhielt daher von ihm den Auftrag, Kaschau dem Feinde wieder zu entreißen. Mit einer ansehnlichen Anzahl deutscher Truppen und einer Schaar ungarischer Reiter durchzog er siegreich das Saroser Comitat. Fast kein Tag verging, an dem er Zápolya's Partei nicht zu bekämpfen hatte. Aber das Glück blieb meist bei Leonhards von Fels Waffen. Tokay wurde genommen, und eben war er auf dem Zuge, um sich Kaschau's zu bemächtigen, als ihn Ferdinand wegen des zwischen ihm und Zápolya geschlossenen Friedens zurückrief.

Schon über zehn Jahre lang wüthete der Bürgerkrieg in dem unglücklichen Ungarn, das heillos im Innern zerrissen, von Außen furchtbar verheert und verwüstet, ein schauerliches Bild des Elends gab. Tausende seiner Bewohner hatte das Schwert erwürgt, Tausende zum Bettelstabe gebracht, zogen nun als Räuber im Lande umher, nur von dem lebend, was ihnen der Tag an Raub und Beute in die Hand lieferte, und Tausende schmachteten als Türkensclaven im jammervollsten Zustande. Zweimal hatte der Großherr Ungarn und seine Nachbarländer überschwemmt, er wollte es nun zum dritten Male mit gewaltigem Kriegsheere wagen, sich Wiens bemächtigen und im folgenden Sommer bis nach Italien vordringen, um dort mit dem Könige von Frankreich eine persönliche Zusammenkunft zu halten. Zu diesem Zwecke sollte ihm der Statthalter von Semendria zunächst durch Slavonien und Kroatien bis an das adriatische Meer die Bahn öffnen. Schon hieß es, er sei aus Constantinopel ausgezogen und in Adrianopel angelangt, wo er auf's Kräftigste zum Kriege sich rüste. Es galt jetzt, Alles aufzubieten, um die bestmöglichen Vertheidigungsanstalten zu treffen.

Die Stände Böhmens, Mährens und Schlesiens wurden angegangen, Truppen zu stellen; die ungarischen treugesinnten Ländertheile bewilligten eine Kriegssteuer, ein allgemeines Aufgebot mit Wehr und Waffe ward geboten. Mittlerweile war König Ferdinand die Nachricht zugekommen, der Sultan nähere sich bereits den ungarischen Grenzen, und die Horden des Statthalters von Semendria hätten schon ihre verheerenden Einfälle in Slavonien begonnen. Ferdinand rüstete daher, dem weiteren

Fortschreiten des Feindes Grenzen zu setzen, eine Streitmacht von **12,000** M. aus. An der Spitze der einen Hälfte, in welcher **3000** spanische Schützen dienten, zog der Feldhauptmann Wilhelm von Rogendorf die Donau hinab, die andere Hälfte führte der Feldhauptmann Hans Katzianer nach Slavonien, und Beide sollten die Grenzen besetzen und das Land gegen feindliche Einfälle nach Möglichkeit schützen.

Inzwischen hatten sich Zápolya's Verhältnisse in Ungarn günstiger gestaltet. Er war nicht nur Herr von ganz Siebenbürgen, sondern auch des größten Theiles von Oberungarn, wo nur wenige Städte seiner Macht noch trotzten, denn Ferdinands Truppenzahl war dort viel zu gering, um den bedrohten Orten Hilfe zu leisten; daher gelang es dem alten Kronhüter Peter Pereny, an der Spitze der Zápolyaner auch leicht sich Tokay's am **3.** Mai wieder zu bemächtigen. Man schlug die gesammte Streitmacht Zápolya's fast auf **16,000** Mann an. Mit einem Theile derselben war Pereny vor Eperies gezogen, wo Leonhard von Fels mit **4000** Mann Besatzung lag, aber ringsum eingeschlossen, sich aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange hätte halten können. Ferdinand sandte ihm zwar gegen Ende Juni den Hieronymus Lasky mit **2000** Mann, und den Grafen Albrecht Schlick mit **6000** Böhmen zu Hilfe, denen es gelang, die belagerte Stadt zu entsetzen und Pereny zum Rückzuge zu zwingen; allein Ferdinands Sache in Ungarn hatte dadurch nicht viel gewonnen.

Den Sultan beschäftigte im Laufe des Sommers theils der Krieg mit Venedig, theils die Belagerung von Corfu, und auch mit Persien waren wieder Mißhelligkeiten ausgebrochen. Er mußte daher seine Absicht auf Ungarn bis zur gelegenen Zeit aufschieben. Diesen Aufschub benutzte König Ferdinands Feldhauptmann, Leonhard von Fels, mit Glück. Mit einer ansehnlichen Kriegsmacht ausgerüstet, bemächtigte er sich zuerst des festen Punktes Theben an der Donau, dann der Städte Preßburg, Raab, Komorn und Tyrnau nach kurzem Widerstande. Zápolya, der an der Spitze von **10,000** Mann gegen Fels heranzog, wagte einen Kampf, hatte aber eine bedeutende Niederlage erlitten, überdies **1500** Mann in den Wellen der Theiß, und einen Theil seines Geschützes verloren. Er mußte sich mit seinem übrigen Heere um so mehr zurückziehen, nachdem Pereny, sein Verbündeter, mit seinen Truppen zu Ferdinands Partei überging. — So hoffte Ferdinand auch bald im Besitze von Gran, Ofen und Stuhlweißenburg zu sein.

Durch die glücklichen Erfolge in Oberungarn ermuthigt, war man um so mehr darauf bedacht, die in Slavonien von den Türken eroberten festen Schlösser wieder zu gewinnen und die feindlichen Kriegshaufen in ihre Gebiete zurückzudrängen.

Diese Aufgabe hatte jetzt der Freiherr Hans Katzianer zu lösen. — Schon seit dem Monat Mai 1537 verweilte er in Agram, die vom König Ferdinand ihm zugeordneten Räthe und Hauptleute erwartend, mit denen er die nächsten Kriegsunternehmungen berathen sollte. Sie kamen zwar, aber einzeln und langsam.

Im Kriegsrathe selbst herrschte keine Eintracht. Es erhoben sich allerlei Streitigkeiten und Irrungen über Nebendinge, Freiheiten, Vorrang im Zuge und dergleichen mehr, womit viel Zeit verloren ging, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Katzianer suchte die Streitenden zu vergleichen, allein weder Ermahnung noch Drohung fruchteten, denn am andern Morgen begann der nutzlose Streit von Neuem. Es fehlte überhaupt den Heerführern in einem so wichtigen Augenblicke jedes einmüthige Zusammenwirken. Aus Mißtrauen und kleinlicher Eifersucht wollte Jeder unabhängig bleiben und keinen Befehlen eines Einzelnen gehorchen. Die mittlerweile eingetroffene Nachricht von den Eroberungen der Türken in Slavonien und Dalmatien, ihren blutigen Streifzügen bis in die Gegend von Posega und Esseck bewogen endlich den Katzianer und seinen Kriegsrath, König Ferdinand zu bitten, das Aufgebot der Erblande eiliger zu betreiben.

Anfangs November 1537 hatte sich endlich zu Kapronesa am rechten Ufer der Drau ein bedeutendes Heer von 24,000 Mann gesammelt. Es bestand aus 16,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern, und war zusammengesetzt aus Kriegern aller Provinzen, die Ferdinand gehorchten. Die Reiterei, größtentheils Husaren, führte Ludwig Pekry, unter ihm standen Paul Bakits, Balthasar Bánffy und der begnadigte Raubherr Ladislaw More; das tyrolische Fußvolk befehligte der Graf Ludwig Lodron, die Böhmen der Graf Albrecht Schlick, die Oesterreicher Graf Julius von Hardegg, die Steiermärker Johann Ungnad, die Kärnthner Erasmus Mager, die Krainer Johann Katzianer, welchem zugleich der Oberbefehl des ganzen Heeres übergeben war. Sein kriegerischer Sinn, seine Kühnheit und erprobte Treue hatten ihn dem Könige als obersten Feldhauptmann vor allen Anderen empfohlen, obgleich er Vielen wegen seiner Leidenschaftlichkeit und

Unruhe des Geistes, so wie wegen des Mangels an Sicherheit und Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen weniger zur Führung des Oberbefehls, besonders über eine aus so verschiedenen Völkern zusammengesetzte Streitmacht, geeignet schien. Man hielt ihn für weit fähiger, einen Reitertrupp zum Einhauen anzuführen, als das Ganze eines geordneten Feldzuges zu leiten und große Schlachten zu lenken. Als Reiter-General hatte er allerdings glänzende Beweise seines oft an Verwegenheit grenzenden Muthes gegeben, aber als Oberanführer einer nicht unbedeutenden Streitmacht hatte er noch keine Proben abgelegt.

Mit diesem Heere vereinigte sich auch noch der Bischof von Agram, der die Besorgung der Zufuhr übernahm, wozu ihm noch vier der ersten Landesobersten und des Königs oberster Proviantmeister, Jobst von Glipenberg, als Gehilfen beigegeben wurden. Das Heer führte übrigens als Geschütz sieben oder acht große Kanonen und etwa 40 kleinere Feldstücke mit.

Sobald Mohamed Pascha, der Statthalter von Semendria, die Kunde von der Zusammenziehung des feindlichen Heeres bei Kopreinitz erhalten, berief er in Eile den Statthalter von Bosnien und mehrere Bey's zu sich, um sich mit ihnen über die nun zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Es ward beschlossen, den Feind vorläufig noch weiter in's Land vorrücken zu lassen, aber zugleich alle Macht aufzubieten, ihm kräftig entgegenzutreten. Auch bei Kopreinitz ward Kriegsrath gehalten, allein über den Zwist und Rangstreit der Einzelnen kam man in der Hauptsache fast zu keinem Entschlusse. Darüber verlor man wieder die günstigste Zeit, den Feind, der mittlerweile seine Streitkräfte geordnet hatte, mit Nachdruck anzugreifen. Endlich verglich man sich dahin, daß jeden Tag eine Abtheilung vorwärts ziehen und im Falle eines feindlichen Angriffes man sich gegenseitig unterstützen wolle.

Das vereinigte Kriegsheer setzte sich daher nach abgehaltenem Kriegsrathe in Bewegung. Die Steirer, denen 100 böhmische Reiter beigegeben wurden, bildeten den Vortrab. Es ward zugleich beschlossen, das ganze Heer solle bis Werowitz vorrücken, und dort, wo sich die Wege theilen, werde über den einzuschlagenden Marsch ein weiterer Kriegsrath entscheiden. Am zehnten Tage langte man erst bei der genannten Stadt an; der Zug bewegte sich nur langsam, des Geschützes wegen.

In Folge der Aussage, welche einige in der Nähe von Werowitz ge-

fangene Türken machten, daß Mohamed Pascha noch zu schwach und auf keinen Angriff gefaßt sei, beschloß man, weiter vorwärts zu rücken. Hier machte sich jedoch zum ersten Male ein neuer Feind bemerkbar, der Allen äußerst bedenklich zu werden anfing. Es war der Mangel an Verpflegung im Heere. Noch war Proviant hinreichend, aber es fehlte an Fuhren und der nöthigen Bespannung zur Beförderung desselben an die verschiedenen Truppenkörper. Man berieth sich über diese Zustände und kam zu dem Entschlusse, Katzianer und die übrigen Führer sollten vorausziehen, zu Valpo werde man große Vorräthe finden, und bis dahin auch in den Dörfern hinreichenden Proviant und Futter antreffen. Zugleich ward auch der Bischof von Agram angewiesen, mit Eifer und Thätigkeit für die nöthige Zufuhr von Lebensmitteln zu sorgen.

Das Heer rückte also am rechten Ufer der Drau gegen Valpo zu, in der Erwartung, dort etwas Entscheidendes gegen den Feind auszuführen. Auf dem Marsche aber brach ein schreckliches Unwetter mit unaufhörlichen Regengüssen ein. Mehrere Tage fiel der Regen in Strömen vom Himmel, so daß die Rosse bis an die Bäuche im Wasser und Koth standen; eine Menge Vieh ging ganz zu Grunde, unter den Truppen rissen Krankheiten ein, und beim Mangel aller Pflege starben täglich viele Hunderte. An Ruhe, Schlaf oder Erholung war Tage lang gar nicht zu denken, und bei den grundlosen Wegen kam auch wenig Proviant herbei. Viele blieben unterwegs erkrankt, ermüdet und kraftlos liegen, so daß das Heer, welches nur äußerst langsam vorrücken konnte, unter dem Drucke namenloser Beschwerden und Entbehrungen von Tag zu Tag immer mehr geschwächt wurde.

Während dieser Vorgänge hatte sich der Pascha von Bosnien mit Mohamed Pascha vereinigt. Beide kamen überein, das christliche Heer vorerst durch Hunger zu schwächen und dann durch Waffengewalt zu erdrücken. Dem gemäß hatte Mohamed Pascha in den Gegenden, welche dem Feinde offen standen, die meisten Vorräthe selbst um höhere Preise angekauft. Türkische Schiffe hatten die Drau, und die leicht berittenen Spahi's alle Landwege unsicher gemacht, so zwar, daß dem Heere Katzianers fast keine Lebensmittel mehr zugeführt werden konnten. Nach siebentägiger mühevoller Anstrengung ward endlich die Brücke über den durch starken Regen angeschwollenen Fluß Karasicza, der vom Westen her in die Drau mündet, geschlagen, und das durch Sterblichkeit und die Ruhr ge-

schwächte Heer kam bei Valpo an. Das Fußvolk bestand nur noch aus **8000** waffenfähigen Männern, während die Reiterei durch neue an sich gezogene Verstärkung sich jetzt auf **10,000** Mann belief.

In Valpo erfuhr man von türkischen Gefangenen, welche der mit **1000** Reitern vorangeschickte Paul Bakits bei der Einnahme des Schlosses Soppa aufgegriffen hatte, daß der Feind, **15,000** Mann stark, eine feste Stellung bei Esseck bezogen habe, und dort den Anzug des christlichen Heeres erwarte. Katzianer glaubte also, es werde dort zum Kampfe kommen. Indessen waren die Hauptleute im Kriegsrathe zu Valpo über ihre nächsten zu ergreifenden Maßregeln keineswegs einig. Einige stimmten — um einen festen Punkt zu gewinnen — für die Belagerung eines unfern Esseck gelegenen festen Castells, Andere hingegen für den alsogleichen Angriff, bevor man noch den vorhandenen Proviant — ehe ein anderer ankomme — verzehre und der Feind sich verstärke. So hoffte man das wenig befestigte Esseck leicht zu gewinnen, den Feind in die Flucht zu schlagen und den ermatteten Truppen in der spätherbstlichen Zeit eine bessere Unterkunft zu bereiten.

Aber das Kriegsglück war vom christlichen Heere gewichen, die Zwietracht ihrer Führer verscheuchte es, und schwere Unfälle standen ihnen in Folge dessen noch bevor.

Unter Androhung der schwersten Strafe, nicht von der Fahne zu weichen, ohne Befehl nicht vorzurücken oder sich in einen Kampf einzulassen und zu plündern, brach das Kriegsvolk mit dem aufgerollten Panier des heil. Georg in Schlachtordnung auf. Als das Heer, etwa noch eine Meile von Esseck entfernt, auf einem ausgedehnten Wiesengrunde gelagert war, rechts durch waldige Anhöhen, links durch die Drau gedeckt, gewahrte es zuerst einige feindliche Reiterabtheilungen, welche aus Esseck heranstürmten, in der Erwartung, die Ermatteten in einen Kampf zu verwickeln. Es geschah nicht, die Vorstürmenden wurden durch's Geschütz bald wieder zurückgeworfen. Am andern Tage begannen sie ihre Scharmützel wieder, besonders mit der ungarischen Reiterei.

Der Türken Hauptmacht hatte sich inzwischen hinter die Stadt zurückgezogen und zu ihrem Schutze **60 — 70** Stück schweres Geschütz so aufgestellt, daß man den weiter vordringenden Feind damit begrüßen konnte. Ein von Katzianer augenblicklich zusammengerufener Kriegsrath verordnete die Einstellung jedes unnützen Scharmützelns mit dem Feinde, und beschloß,

auf eine zum Angriffe bequeme, in der Nähe der Stadt Esseck liegende Ebene zu ziehen, weil man von den Ueberläufern erfahren hatte, daß die Stadt auf jener Seite nur schwach befestigt sei, und Mohamed Pascha den Angriff nicht lange aushalten werde, dann, weil das Heer von dort aus leichter mit Proviant versehen werden könne. Mit großen Beschwerden und nicht ohne manchen Verlust ward der Weg zurückgelegt.

Eine halbe Meile unter Esseck schlug nun das Heer ein Lager auf und rückte am andern Morgen in Schlachtordnung der Stadt näher, um dem Feinde die Schlacht anzubieten. Dieser hatte sich bereits in die Stadt und sein voriges Lager zurückgezogen. Katzianer ließ Stadt und Lager beschießen, um den Feind herauszulocken. Dieser aber war zu keinem Gefechte zu bewegen und erwiderte Katzianer's Angriffe ebenfalls mit heftigem Geschützfeuer. Das christliche Heer mußte sich also unverrichteter Dinge am nächsten Morgen in sein erstes Nachtlager wieder zurückziehen.

Katzianer versammelte alle seine Hauptleute zu einer Kriegsberathung, ihnen die Frage vorlegend, was nun zu thun sei? Das Kriegsvolk litt Hunger, die erwartete Zufuhr an Lebensmitteln von den türkischen Reitern abgeschnitten, kam nicht, ein großer Theil des Heeres war unter den großen Mühen und Entbehrungen erkrankt, entkräftet und muthlos geworden, eine bedeutende Menge Pferde aufgerieben und die wenigen vorhandenen wegen Mangel an Futter außer Stande, die Wägen und schweren Geschütze fortzubringen. Das ganze Kriegsheer befand sich also in einer höchst bedenklichen Lage. Katzianer sprach sich im Vertrauen auf Gott und das Glück für den Kampf aus, wozu man den Feind nun zwingen müsse. Wenn er auch in diesem Punkte viele Gegner fand, so stimmten doch Alle darin überein, daß man die gefahrvolle Stellung — in die man gekommen war — sobald wie möglich aufgeben, und das Heer wieder zurückführen müsse, um es näher der Verpflegung zu bringen. Es handelte sich nun darum, welchen Weg man einschlagen müsse. Katzianer schlug, wenn auch mit einigem Verluste, die Heerstraße nach Valpo vor, auf welcher man gekommen war. Die ungarischen Obersten hingegen sprachen sich für den südlichen Weg nach Herman und Gara aus, wo Proviant und Futter genug anzutreffen sei. Von dort könne man die Richtung dann entweder südwärts auf Posega oder nördlich nach Valpo nehmen, unterwegs könne man sich der dortigen Schlösser bemächtigen, wo man Mundvorrath in

Ueberfluß finden werde. Diesem Vorschlage traten nach weiterer Berathung auch die übrigen Hauptleute bei.

Der Marsch ward sofort am frühesten Morgen des andern Tages nach dem Süden — nicht ohne große Bedrängniß und Belästigung vom Feinde — angetreten, der das abziehende Heer rastlos umschwärmte und es bald im Rücken, bald auf den Seiten angriff. Man hatte dessen ungeachtet diesen beschwerlichen Zug bis in die Nacht hinein, die feindlichen Neckereien tapfer abwehrend, fortgesetzt und gelangte durch ein ziemlich bebautes Land bis auf eine halbe Meile von Herman.

Das erste Unternehmen galt, auf Balthaser Bánffy's Vorschlag, dem gut vertheidigten, östlich am Zusammenflusse der Drau und Donau liegenden türkischen Schlosse Erdöd, welches nach tapferer Gegenwehr auch genommen wurde. Aber der Erfolg dieser Unternehmung war kein entsprechender; denn man fand, statt der gehofften großen Vorräthe, die Lebensmittel kaum auf zwei Tage für das Heer ausreichend. Auch das Kastell Herman fiel nach kurzer Vertheidigung in des Katzianer's Gewalt und über die hier vermutheten Victualien hatte man sich abermals bitter getäuscht.

Während dessen brachten die Landleute aus der Umgegend unter Katzianer's Geleite gegen 50 Wagen mit Proviant herbei. Die ausgehungerten Truppen hatten diese Zufuhr nicht sobald wahrgenommen, als sie trotz des Geleites und gegen alles Verbot mit wilder Gier darüber herfielen, Alles, was sie erreichen konnten, gewaltsam wegnahmen, die Landleute, welche Bezahlung forderten, mißhandelten und mehrere sogar todtschlugen. Katzianer, über diese Gräuel seines zügellosen Kriegsvolkes ergrimmt, stach der Widerspenstigen mehrere mit eigener Hand nieder, andere ließ er für ihre Verbrechen mit dem Strange bestrafen.

Nachdem hierauf das Schloß Herman mit der nöthigen Besatzung versehen worden, setzte das Heer seinen Marsch nach Gara fort, kam aber bald an den Fluß Vuka, dessen Brücke durch die angeschwollene Wassermasse zerbrochen und weggerissen war. Niemand kannte die Gegend, Kundschaft hatte man nicht einziehen können, weil Niemand im Heere der Landessprache kundig war. Es mußte also eiligst eine Brücke gebaut werden. Tag und Nacht ward daran gearbeitet, selbst Katzianer war dabei rastlos thätig, um das Werk zu fördern. Endlich ward sie hergestellt; zuerst kam das kleine Geschütz und die Munition mit einer Truppenabtheilung, dann zogen alle Wägen und die übrigen Truppen hinüber. Das grobe Geschütz

dagegen machte den Schluß. Allein beim Ueberfahren desselben brach die leicht gebaute Brücke unter der Last der achten Kanone zusammen, und riß die sie begleitende Mannschaft mit in die Wellen.

War auch der größte Theil des Geschützes und der Transport Wagen glücklich über den Fluß gelangt, so zeigte sich hier die Unmöglichkeit, dieselben fortzuschaffen. Es fehlte die nöthige Bespannung. Die andern Hauptleute, früher uneins, nun unzufrieden und nur auf eigene Rettung bedacht, thaten und bewilligten nichts, wie dringend auch Katzianer sie zur Stellung der nöthigen Pferde ersuchte. Ihm blieb in dieser peinlichen Lage wohl nichts Anderes übrig, als dem Zeugmeister den Befehl zu ertheilen, alles lästige Gepäck und alle übrigen Wagen ohne Weiteres zu verbrennen, einen Theil der Munition zu vergraben und die Pferde an das Geschütz zu spannen. Der Befehl ward pünktlich vollzogen, aber zur Fortbringung des Geschützes fehlten noch immer an fünfzig Pferde und es mußten mehrere Kanonen stehen gelassen werden. Nun ward beschlossen, auch diese zersprengen zu lassen, damit sie dem nachsetzenden Feinde keinen Nutzen gewährten.

Man setzte darauf den Marsch nach dem nur eine Tagereise weit entfernten Gara fort. Aber das ausgehungerte, in Zuchtlosigkeit aufgelös'te Kriegsvolk, vermochte kraftlos und ermattet mit größter Anstrengung nur einige Meilen des Tages zurückzulegen. Dazu kam noch, daß türkische Reiter den Rückzug des Heeres ohne Unterlaß belästigten und ihm durch ihre flüchtigen Angriffe manchen Verlust beibrachten, ohne es zu einem entscheidenden Kampfe kommen zu lassen, denn die Türken bezweckten nichts Anderes, als das Heer durch Hunger und Ermattung bis auf den letzten Mann aufzureiben. Als man am nachfolgenden Tage erst der Stadt näher kam, fand man eine Anhöhe vom Feinde besetzt, von wo er das Heer während seines Zuges unaufhörlich mit fünfzehn Feldstücken beschoß und es in große Bedrängniß brachte, bis endlich Katzianer, der den Vortrab führte, die Anhöhe erstürmte und den Feind zurückdrängte, so daß der Nachzug ohne Gefahr hindurchkam.

Nach abgehaltenem Kriegsrathe schlug er das Lager auf der Anhöhe in einer sehr vortheilhaften Stellung in der Nähe eines Gewässers auf, von wo man den in kurzer Entfernung liegenden Feind durch das übrige Geschütz bald zurücktrieb.

Da kam aus Valpo ein Bote mit der Nachricht, daß sich daselbst weder Proviant befinde, um ihn nach Gara zu schaffen, noch Geld vor-

handen sei, ihn anzukaufen; man wolle sich indessen Mühe geben, binnen 3 bis 4 Tagen etwas Vorrath aufzubringen. Diese Meldung schlug alle Hoffnung und allen Trost darnieder. Hans Ungnad und Franz Bathyan traten in Katzianer's Zelt und erklärten ihm: ihr Kriegsvolk sei in wildester Aufregung, wüthe und tobe wegen Mangel an Lebensmitteln, und lasse sich durch nichts mehr zufrieden stellen; es sei das Schlimmste zu befürchten, denn das Volk finde sich in allen bisherigen Zusagen getäuscht und sei allgemein der Meinung, man gehe nur damit um, es völlig zu Grunde zu richten. Katzianer befand sich in der schrecklichsten Lage. Als er die beiden Hauptleute um ihren Rath fragte, was für das Volk zu thun sei, gab ihm Franz Bathyan zur Antwort: „Ich rathe Euch, laßt Wagen und Geschütz zum Teufel gehen; auf Proviant ist jetzt keine Hoffnung mehr; Ihr könnt auch Geschütz und Wagen schon der engen Wege, des Mangels an Pferden und der herrschenden Hungersnoth wegen nicht weiter fortbringen; zudem ist das gesammte Kriegsvolk ermattet und krank und die Flucht der Husaren schon so groß, daß ihrer kaum noch die Hälfte da ist. Soeben hat Ladislaus More anzeigen lassen, daß er mit seinen Reitern abziehen und heimreiten will; geschieht dies, so wird die Flucht unter den Husaren allgemein werden. Was wollen wir dann noch allein hier thun und warum so viele Leute opfern?" Was Bathyan geredet, hatte sich bald bewährt. Ladislaus More entwich mit seinen Soldaten durch das Gebirge nach seiner Burg St. Elisabeth.

Bei so trostlosen Verhältnissen und auf die Nachricht des Paul Bakits, daß die in der Nähe liegenden Türken soeben frische Truppen zu Fuß und zu Roß als Verstärkung an sich zögen, stimmte man nothgedrungen dem Vorschlage Hans Ungnad's und Albrecht Schlick's bei, Geschütz und Wagen zurücklassend — „in Ansehung der augenscheinlichen Noth" — für den schleunigsten Rückzug über Valpo. Man beschloß ferner: Jedermann zu Roß solle sich zwei Stunden vor Sonnenaufgang zum Aufbruch bereit halten; Graf Ludwig von Lodron solle noch eher, oder spätestens um dieselbe Zeit mit seinen Knechten und sechs Falkonetten an eine Brücke, eine halbe Meile vom Lager, vorausziehen, diese besetzen und auf beiden Seiten des Weges sich aufstellen, bis die Uebrigen heranzögen und die Brücke überschritten hätten, dann mit dem Feldgeschütz nachziehen. Hans Ungnad und Pekry sollten den Nachzug führen. Jeder Hauptmann sollte dem Adel in seinem Haufen den Plan insgeheim anzeigen, damit Jeder sich darnach

richten und, was er an Habe und Gut auf den Wagen habe, zu sich auf sein Roß nehmen könne. Die ganze Anordnung des Abzuges publicirte Katzianer im Kriegsrathe durch einen öffentlichen lauten Befehl. Darauf gab er eine Losung, damit, wenn in der Nacht etwa ein Nothlärm entstände und der Feind vielleicht noch vor dem Abzuge einen Angriff wage, Jeder sich zum Kampfe rüste und an seinen Platz eile. Auf das Zeichen einer Trompete, und sobald Lärm geschlagen werde, sollten alle Husaren mit der übrigen Mannschaft in seine Nähe rücken, um sie zum Abzuge ordnen zu können. Dem Zeugmeister ertheilte er endlich auch die nöthigen Befehle wegen Sprengung des Geschützes (mit Ausnahme der sechs Falkonette für den Grafen von Lodron) und wegen Aufbrennen des Pulvers.

Aber More's Beispiel blieb nicht ohne Wirkung. Hans Ungnad und der Bischof von Agram verließen in derselben Nacht noch das Lager, hierauf verschwand Ludwig Pekry, und ehe die Sonne aufging, war selbst der oberste Feldhauptmann, Johann Katzianer, verschwunden. Die Tyroler, Böhmen, Oesterreicher und Kärnthner, meist Fußvolk, waren noch versammelt geblieben. Graf Lodron übernahm in dieser gefährlichen Lage über sie den Oberbefehl, da das Volk ihn dringend bat, es aus der Noth zu retten und sich an seine Spitze zu stellen. Es galt nun, entschlossen dem Feinde die Spitze zu bieten, der schon in Massen heranzog, die Verlassenen zu überfallen. Der Graf, sich auf sein Roß schwingend, sprach den Verzweifelten Muth ein und ermunterte zu standhafter Gegenwehr mit Vertrauen auf Gott und Glück, ihnen vorstellend, daß die Flucht für sie eben so schmachvoll als verderblich sein würde. „Du hast leicht reden, Lodron!" soll ihm da ein gemeiner deutscher Kriegsmann zugerufen haben, „Du sitzest zu Pferde, mit sechs Füßen kannst Du schneller entfliehen, als wir mit zweien." Lodron schwang sich aus dem Sattel, mit dem Degen durchstieß er den Mann, der das kühne Wort gesprochen, und rief: „Brüder! ich fechte mit Euch zu Fuß." Seine übrigen Pferde übergab er den Kranken und Verwundeten. In einen Keil zusammengedrängt, brach die kleine Schaar, als der Feind gegen sie heranstürmte, aus ihrem Lager vor, zum ungleichen, hoffnungslosen Kampfe. Sie ward augenblicklich von allen Seiten durch die türkische Reiterei angegriffen. Albrecht Schlick, der Ehre seines Namens uneingedenk, war der Erste, der aus dem Gefecht entwich und sich durch die Flucht rettete. Die Böhmen, Oesterreicher und die Uebrigen kämpften gegen die Uebermacht nur kurze Zeit und wurden größtentheils zu-

sammengehauen, darunter auch viele vom Adel. Ihre Hauptleute: Kunringer, Georg Taifel, Gebhard Velczer, Leonhard Lamberg und andere, geriethen in türkische Gefangenschaft. Graf Niklas von Thurn, obwohl schwer verwundet, rettete sich noch glücklich, wenn auch mit genauer Noth, durch die Flucht. Mager, der Hauptmann der Kärnthner, der durch einen glänzenden Helm und Federbusch den Blick der Feinde auf sich zog, sank nach tapferem Widerstande unter die Todten. Graf Lodron, an Kopf und Brust schwer verwundet, und mit seinem Streithaufen, drei Fähnlein Tyroler, hielt dem Feinde noch einige Zeit standhafte Gegenwehr, bis endlich Murad Beg, die Tapferkeit des Gegners ehrend, ihm Schonung des Lebens anbieten ließ, wenn er sich ergebe. Darauf vertrauend, ergab er sich, ward aber dennoch bald nachher auf Mehamed's Befehl von seinen Wächtern getödtet, weil er ohnedies an seinen Wunden hätte sterben müssen. Sein Kopf, so wie die des Hauptmanns Mager und Paul Bakits, der kurz zuvor in einem Gefechte bei Diakovar gegen die Türken gefallen war, wurden als Siegeszeichen in silbernen Becken nach Konstantinopel gesandt. Das ganze Lager nebst dem noch übrigen Geschütz, fiel dem Sieger als Beute in die Hände.

Unter den Kanonen war noch eine, die sich vor den übrigen durch ihre Größe auszeichnete und noch ein halbes Jahrhundert lang in den nachfolgenden Kriegen eine wichtige Rolle spielte. Sie, die Katzianerin genannt, nebst den übrigen Feldstücken mit goldenen Tüchern und Fahnen geschmückt, mußten die christlichen Gefangenen, wie Pferde, die vor dieselben angespannt, bis nach Konstantinopel vor die Augen des Sultans schleppen, um auch in solcher Weise den Triumph der Türken zu verherrlichen.

König Ferdinand ward durch die Nachricht von dem unglücklichen Ereignisse um so tiefer ergriffen, als er sich in der kurz zuvor erhaltenen Botschaft, daß das Kriegsvolk wohlbehalten sich nach Valpo gerettet habe, bitter getäuscht sah. Er beschloß alsobald eine strenge Untersuchung anzuordnen und die Hauptleute, wenn sie schuldig befunden werden sollten, zum warnenden Beispiele für Andere, unnachsichtlich zu strafen.

Katzianer wandte sich sogleich nach seiner Rückkehr von Pettau aus, „in großer Betrübniß", wie er bemerkte, an den König, erbot sich zu einer vollkommenen Rechtfertigung wegen der ihm gemachten Vorwürfe, bat selbst um eine gerichtliche Untersuchung und sprach die Hoffnung aus, der König werde in Rücksicht auf sein ganzes frühere Lebens und seine glücklich geführten

Unternehmungen ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und das letzte trauervolle Ereigniß mehr einem unglücklichen Verhängniß als menschlichem Versehen zuschreiben. Auf gleiche Weise erboten sich auch die beiden andern Hauptleute zum vollkommenen Beweis ihrer Unschuld bei dem Verluste der aufgeriebenen Mannschaft. Graf Albrecht Schlick begab sich selbst nach Wien, um sich persönlich vor dem Könige zu rechtfertigen. Dieser aber gewährte ihm keine Audienz und verbot ihm, nicht nur am Hofe zu erscheinen, sondern befahl ihm, seine Herberge nicht zu verlassen. Nach einigen Tagen erließ er eine Verfügung, daß in Grätz ein Landtag gehalten und die drei Hauptleute dorthin zur Verantwortung vorgeladen werden sollten. Diese Vorladung erfolgte darauf am Montage nach Martini und bald nachher begab sich der König selbst nach Grätz.

In Folge schriftlicher Aufforderung König Ferdinands verfaßte Katzianer nach einiger Zeit eine möglichst ausführliche Darstellung des ganzen Verlaufs jener unheilvollen Ereignisse vom Anfange bis zu Ende. Er entschuldigte sich vorerst, daß er noch nicht persönlich sich zum Könige begeben habe, um ihm gründlichen Bericht über den ganzen Kriegszug abzustatten, und zwar darum, weil er wohl erwogen habe, wie seine Feinde „ein ungründliches Auf- und Ausschreien“ gegen ihn würden erhoben haben, um ihn bei Sr. Königl. Maiestät zu verdächtigen und er ein armer Unterthan und Diener des Königs billige Furcht vor der Ungnade und dem Zorn seines königlichen Herrn haben müsse, was ihm in seiner Verantwortung und Darlegung seiner Unschuld nicht wenig hinderlich werden müßte. Hierauf ging er auf den Kriegszug selbst über. Er stellte ihn auf solche Weise dar, daß — wie er am Schlusse seiner Schrift bemerkte — der König und Jedermann durch die angeführten Thatsachen überzeugt werden mußte, „daß der Zug unter Esseck hinab nicht mit seinem eigenen Willen geschehen, und daß die Schwächung des ritterlichen Kriegsvolkes blos aus Mangel an Proviant erfolgt sei, woran er jedoch keine Schuld habe“, und suchte dem Könige darzuthun — „wie und warum die Rathschläge wegen des Verlassens des Geschützes, dann wegen des Abzuges ergangen und daß etwas Anderes zu thun nicht möglich gewesen sei.“ Er suchte sich dann auch wegen seiner getroffenen Anordnungen in Betreff des Abzuges aus dem Lager zu rechtfertigen, indem er darthat, wie er es an Ermahnungen an die andern Hauptleute nie habe fehlen lassen, obgleich

keiner seinem Gebote Gehorsam geleistet, bis endlich seine Leute in ihn gedrungen seien, sich auf den Weg zu machen, um sich und sie aus der Gefahr zu retten. Nachdem er noch mehr Anschuldigungen zu widerlegen bemüht war, erinnerte er den König weiter an die ihm sogleich im Anfange des Kriegszuges mitgetheilte Besorgniß: „daß aus den vielen getheilten Regimentern der Kriegsobersten allerlei Beschwerden entstehen würden.“ Endlich, nachdem Katzianer den König um Nachsicht gebeten, wenn er als ein im Schreiben Unerfahrener und in Briefen zu wenig geübt, „seine Darstellung nicht im richtigen Maße und rechter Weise gegeben habe“, schließt er seine Schrift mit der Bitte, Se. königl. Majestät wolle den oder diejenigen, die ihn böser und boshafter Sachen bezichtiget haben, auftreten lassen, damit er sich gegen dieselben, wie es einem frommen Manne gebühre, verantworten könne. —

Katzianer bat dann König Ferdinand um einen Geleitsbrief, damit er entweder vor dem König selbst oder auf einem zunächst angeordneten Landtage ungefährdet erscheinen und sich frei vertheidigen könne. Ferdinand sandte ihm daher den königlichen Geleitsbrief zu und zwar mit folgendem Schreiben begleitet: „Den Edlen, Unsern lieben Getreuen, Hansen Katzianer, Freiherrn zu Katzenstein und Fledinghen, Unsern Rath und Landeshauptmann zu Krain:

Edler, lieber Getreuer. Wir haben Dein Schreiben, deß Datum Sassach den 23. Tag des Monats November steht, empfangen und daraus Deine unterthänige Bitte der fernern Vergleitung halber mit angehängtem Deinem Erbieten nach der Länge vernommen. Damit Du aber spüren und abnehmen magst, daß Wir Dich zu Deiner Entschuldigung und Ausführung kommen zu lassen geneigt sind, so schicken Wir Dir hiemit die Vergleitung angeregtem Deinem schriftlichen Begehren und Erbieten gemäß, wie Du sehen wirst, nur daß Wir die Zeit anderer Unserer obliegenden Geschäfte halber etwas abgekürzt; und als Du aber in berührtem Deinem Schreiben ferner unterthänigst bittest, sofern Wir Dich jetzo vorfordern würden, Dir so gnädig zu sein und Dir zu einem Beistand Siegismund von Herberstein, Freiherrn und Melchior von Ramberg, Unsere Räthe, als Deine Blutsfreunde hierin zuzuziehen zu erlauben, das wollen Wir auch, also Du derselben bei ihnen erhalten mögest, gnädiglich zugeben und bewilligt haben. Dies haben Wir Dir auf Dein Schreiben zu Antwort und Bescheid nicht wollen vorhalten; Du wirst Dich also mit der Erschei-

nung darnach zu richten. Gegeben in Unserer Stadt Grätz den 26. Novbr. Anno 37."

Mit diesem königl. Geleitsbriefe stellte sich Katzianer, wie ihm befohlen, um die Mitte des Dezembers auf dem vom Könige berufenen Landtage zu Krems. Am 11. Dezember 1537 überreichte er einer zahlreichen Versammlung von Hauptleuten und königl. Räthen daselbst seine schriftliche Vertheidigung und erklärte, nachdem sie vollständig gelesen ward, als Hauptursache des bedauerlichen Abzuges aus dem Lager sei lediglich der Mangel an Proviant anzusehen; der Abzug selbst sei mit allgemeiner Zustimmung beschlossen worden, aber so unordentlich ausgeführt, daß daraus eine allgemeine Flucht erfolgt, er jedoch in solcher keineswegs der Erste gewesen sei, die Unordnung sei ohne seine Schuld entstanden; einer Verrätherei aber, welche man ihm vorgeworfen und wovon der gemeine Haufe spreche, werde man ihn nicht überführen können.

Sechs Tage lang ward über Katzianer's Vertheidigungsschrift und seine mündlich abgegebene Erklärung verhandelt, aber beide hatten weder der Versammlung noch dem Könige genügt. Am 17. Dezember resolvirte Ferdinand: daß, nachdem Katzianer's Entschuldigung durchaus nicht genüge, weil es ihm, als dem obersten Feldhauptmann, in keiner Weise geziemt habe sein untergebenes Kriegsvolk zu verlassen, so müsse er, (der König) da es auch eine Criminalsache betreffe, die ein crimen laesae Majestatis wäre, um seiner sicher zu sein, sich an seine Person halten. Damit nun aber sich Niemand eines unbilligen Rechts zu beklagen habe, so wolle der König dem Katzianer zugeben, daß er in den bestimmten drei Monaten seine Entschuldigung nochmals vorbringe. Wofern er dies aber in bestimmter Zeit nicht thun werde, so wolle ihm dann der König einige von den Land- und Hofräthen zuordnen und ihn hernach durch den königl. Kammerfiskal rechtlich anklagen lassen, ihm dabei jedoch alle hilflichen und rechtlichen Mittel und Wege zu seiner Vertheidigung zugestehen.

Auf gleiche Weise, verordnete Ferdinand weiter, soll man sich auch der Person des Niklas von Thurn bemächtigen, wenn er sich binnen Einem Monate nicht wird vollkommen genügend verantwortet und gerechtfertiget haben, warum er sich in Abwesenheit des Obersten-Hauptmannes vom Kriegsvolke entfernt hatte. Des Grafen Schlick Sache wolle der König, da er keine Räthe aus Böhmen bei sich habe, bis zu seiner Ankunft in Böhmen aufschieben. Was hingegen Hans Ungnad betreffe, der mit seinen

Fähnlein Steirer auf dem ihm angewiesenen Posten so lange verblieben sei, bis ihn der Feldmarschall von da abberufen, so genüge ihm (dem Könige) dessen Entschuldigung, und befehle er bei ungnädiger Strafe, ihn deshalb weder in Worten noch Werken zu belästigen.

Wie nun bereits Graf Albrecht Schlick und Matthias Thurn im Gefängnisse saßen, so erfolgte jetzt auch gegen Katzianer ein königlicher Verhaftsbefehl, dem zu Folge er von Krems nach Wien gebracht und dort in der königl. Hofburg in strenger, jedoch anständiger Haft gehalten worden ist. Mehrere Wochen lang saß er bereits verhaftet, ohne daß man sich vorerst weiter um ihn zu kümmern schien, da ergriff er nochmals die Feder und wandte sich in einem „flehentlichen Bittschreiben" an den König, ihm seine (Katzianer's) guten, treuen und nützlichen Dienste in Ungarn vorstellend. „Auf Sr. königl. Majestät gegebenes Geleit" vertrauend — schrieb er — habe er sich zur Verantwortung gestellt. Nun sei er in's Gefängniß genommen worden und werde so wie Einer, der flüchtig und nicht angesessen ist, gehütet; auch sei ihm noch nichts vorgehalten worden, was in seiner Entschuldigung abginge und was er nicht zu vervollständigen wüßte. Er bat, der König möge um Gottes und der Gerechtigkeit willen seine Sache von kriegsverständigen, ritterlichen und unparteiischen Leuten erkennen lassen, ob er seine gefängliche Einziehung verschuldet habe, und da dies eine pur lautere Kriegshandlung ist, so wolle er auch nicht anders, als ein Kriegsmann, wieder durch Kriegsleute gerechtfertiget werden. Zu solchem Rechte bitte er daher auf freien Fuß gesetzt zu werden und zur „Versicherung, bei dem Rechte zu erscheinen und nicht davon zu weichen," bot er dem Könige seine Schlösser und sein ganzes Einkommen zum Pfande, und wofern diese nicht genügen sollten, so wolle er noch seinen Vetter, den Herrn Siegismund Freiherrn von Herberstein, mit 16,000 fl., die er auf vier Pfandschaften hat, als Bürgen stellen. Schließlich bat er, Se. königl. Majestät möge auch bedenken, daß solcher Unfall ihm nicht allein zugestoßen, sondern auch vielen Anderen noch begegnet ist, und daß dieses Versehen und Versäumniß, wenn er sie ja verschuldet haben sollte, durch seine früheren treuen Dienste gnädiglich aufgewogen werden möchten.

Katzianer sah abermals mehrere Wochen hindurch mit peinlichster Sehnsucht der königl. Entscheidung und der Erfüllung seiner Bitte entgegen. Allein sie scheint weder gehört noch bewilligt worden zu sein. Denn

er wandte sich hierauf um Fürsprache an seine Freunde, vor Allen an seine Verwandten, den Freiherrn Sigismund von Herberstein und an Hieronymus Lasky, den Palatin von Siradien.

Am polnischen Hofe erregte Katzianer's Schicksal die allgemeinste Theilnahme; der König, dessen Sohn Sigismund, und selbst die Königin, beschlossen, sich beim König Ferdinand für Katzianer's Begnadigung zu verwenden. Auch Kaiser Karl V. soll sich für ihn verwendet haben, aber des Königs Schwester, die Erzherzogin Maria, fand dies sehr befremdend, da dessen Sache, wie sie meinte, keine Gunst verdiene.

Während nun viele gelehrte und kriegskundige Männer, um des Katzianer's Schicksal bekümmert, an seiner Befreiung arbeiteten, hatte sich bereits des Gefangenen Schicksal in Wien ganz anders gestaltet. Er hatte sich im Anfange des Jahres 1538 noch einmal mit einer Vorstellung an König Ferdinand gewendet, ihn um die baldige Einleitung eines Zeugenverhörs und Entlassung aus seiner Gefangenschaft gegen „genugsame Verschreibung und Versicherung" bittend. Allein des Katzianer's Wunsch blieb unerfüllt und eben so unberücksichtiget das Gesuch der Stände Krain's und Slavoniens, welche sich für ihn und den gleichfalls mit ihm verhafteten Ludwig Pekry bei Ferdinand verwendet hatten, denn der König blieb bei seinem Entschlusse, sofern Katzianer nicht seine völlige Schuldlosigkeit darthun könne, den Weg des strengen Rechtes gegen ihn verfolgen zu lassen. Seine Sache stand auch um so gefährlicher, weil man am Hofe Ferdinands einmal die Ansicht gefaßt hatte, der ganze Vorfall müsse als ein crimen laesae Majestatis betrachtet und als solches mit aller Schärfe bestraft werden.

Bis in den letzten Tagen des Januars 1538 hatte Katzianer vergebens auf eine königl. Entscheidung gewartet. Jetzt glaubte er vollkommen überzeugt zu sein, daß auf dem vom Könige eingeleiteten Wege für ihn durchaus keine Rettung zu hoffen und zu erwarten sei und daß jede Verwendung für seine Befreiung und Begnadigung ohne Erfolg bleiben würde. Er beschloß daher, seinem Schicksale, wo möglich, selbst eine andere Wendung zu geben, ungewiß jedoch, wohin der Weg, den er einzuschlagen gedachte, ihn führen werde; er beschloß, seine Befreiung durch die Flucht zu gewinnen.

Sein Gefängniß trennte eine bloße Wand von einer daneben befindlichen Kanzlei. In der Nacht vom 30. zum 31. Januar gelang es ihm mit Hilfe eines Dieners, während die Wächter entfernt sorglos schliefen,

die Wand unter seinem Bette zu durchbrechen und so sich Eingang in die Kanzlei zu verschaffen. Von da ließ er sich mittelst Stricken, die ihm eine vornehme Dame in silbernen Flaschen zugeschickt hatte, vom Fenster in den Schloßgraben herab, wo Pferde zu seiner Flucht bereit standen. So glückte es ihm, aus der Burg und der Stadt zu entkommen. Wohin er entflohen sei, wußte kein Mensch. Einige Tage nachher übersandte ein Mönch dem Freiherrn Christoph von Eyting zwei Briefe Katzianer's an den König, um sie diesem einhändigen zu lassen. Katzianer bat darin um Gnade und Verzeihung, meldend, daß nur Sr. königl. Majestät fortdauernde Ungnade ihn zur Flucht gezwungen habe, — „denn billig müsse ein Diener dem Zorne seines Herrn entweichen." — Dabei erbot er sich, er wolle dem Könige, sobald ihn dieser wieder zu Gnaden annehme, 4000 Mann drei Monate lang auf seine Kosten unterhalten. In einem anderen Schreiben hatte er sich auch an den erwähnten Rath und Botschafter des polnischen Königes, Nikolaus von Nibschitz, mit der Bitte gewendet, er möge Alles anwenden, um ihm Gnade und Verzeihung auszuwirken.

Ferdinand befand sich eben in Prag, wo er die Stände Böhmens zu einem Landtage versammelt hatte, um außer anderen wichtigen Landesangelegenheiten auch den Prozeß des in Anklagestand versetzten Grafen Albrecht Schlick zur Entscheidung bringen zu lassen. Des Grafen Vertheidigung hatte auf dem Landtage nicht nur den Beifall der versammelten Stände gewonnen, sondern schien auch dem Könige so genügend, daß er ihn vorläufig von aller Schuld frei sprach, jedoch mit dem Vorbehalte, sich, wenn es vonnöthen, auf jede Vorforderung des Königs wieder zu stellen. An demselben Tage, im Anfange Februars, war auch Nikolaus von Nibschitz in Prag angelangt, um bei Ferdinand im Namen des Königs von Polen, seines Herrn, Fürbitte für Katzianer's Befreiung und Begnadigung einzulegen. Da kam urplötzlich durch einen Eilboten die Nachricht von Katzianer's Flucht mit dessen letztem Schreiben an den König an, worin er diesem nicht nur noch einmal in wenigen Worten das ganze Sachverhältniß auseinandergesetzt, sondern auch wegen des Proviantmangels, als der Hauptursache des Unglücks, und wegen der daraus entstandenen Hungersnoth und Unordnung unter dem Kriegsvolke, dem Könige selbst die Schuld beigemessen hatte. Dieser Vorwurf, der Ferdinanden schuldlos traf, weil die unmittelbare Verpflegung des Heeres dem Oberfeldherrn allein und den damit betrauten Kriegsobersten oblag, so wie Katzianer's Flucht, regten bei diesem von Neuem

den höchsten Zorn auf. Es kränkte ihn dies fast noch tiefer, als ihn das Unglück seines Kriegsvolkes geschmerzt hatte. Dabei stiegen in ihm auch allerlei Besorgnisse auf. Er hatte eben Kunde erhalten, daß bedeutende Schaaren von Türken wieder in Ungarn eingefallen seien, und es sei bei dem geringen Widerstande, den sie finden würden, sehr zu fürchten, daß sie ganz Ungarn überwältigen möchten. Katzianer hatte mehrmals seine Verdienste um den König und dessen Lande geltend gemacht und im Gefühle derselben um Gnade und Verzeihung gebeten. Man hatte die ersteren unbeachtet gelassen, um das letztere versagen zu können. Man kannte aber auch Katzianer's Heftigkeit und Raschheit im Handeln, wo seine Persönlichkeit auf dem Spiele stand. Jetzt, da er Alles versucht, sich zu Allem erboten hatte, was seine Kräfte vermochten, ohne Gnade zu finden, jetzt konnte er gefährlich werden; er konnte zu den Türken entfliehen und durch seine Kenntniß der Landesverhältnisse, seinen entschlossenen Muth, gerade unter den obwaltenden Umständen in Ungarn dem Könige viel Unheil bereiten. Man rieth jetzt Ferdinanden ernstlich, er möge Gnade für Recht ergehen lassen und Katzianer's Anerbieten in Betreff der 4000 Husaren, die er für ihn aufbringen wolle, annehmen, um so mehr, da Katzianer auch zugleich dahin wirken könne, daß die Landschaften Steier und Krain durch eine Beisteuer den Verlust des Geschützes und anderen erlittenen Schaden wohl völlig erstatten würden. Ferdinand schwankte und erwiderte, er wolle die Sache näher erwägen. Als sie indessen wieder zur Sprache kam, wies er den ihm ertheilten Rath mit dem Bemerken zurück: — er werde den angeordneten Rechtsgang nicht aufheben und Katzianern durch ein Mandat auf den Rechtstag vorladen; er möge erscheinen oder nicht, was Recht sei, solle über ihn ergehen. Auf das gestellte Bedenken, daß Katzianer zu den Türken oder zu Johann Zápolya entfliehen könne, erwiderte der König: „Wenn man Recht thut, darf man weder Gott noch Menschen fürchten." An eine Begnadigung war also nicht mehr zu denken.

König Ferdinand erließ hierauf eine öffentliche Vorladung, nach welcher sich Katzianer an einem bestimmten Tage zur Gerichtsverhandlung stellen sollte. Es sollte nach altem Brauch eine Ritterbank besetzt, und der Angeklagte durch ein sogenanntes Rittergericht gerichtet werden. Auch Nibschitz erhielt auf Siegismunds von Herberstein Bemühung von seinem Könige den Auftrag, diesem Gerichte zu Gunsten Katzianer's beizuwohnen. Als inzwischen Ferdinand die Nachricht erhielt, Katzianer habe sich bald

nach Ungarn, bald nach Slavonien oder Kroatien geflüchtet, erließ er schon am 4. Februar aus Prag an sämmtliche Verwaltungsbeamte und Befehlshaber dieser Länder gegen Katzianer einen Verhaftsbefehl, worin er sie anwies: wie höchst wichtig es für ihn und sein ganzes Reich sei, sich des „verworfenen Menschen und Majestätsverbrechers", der sich ohne Zweifel in ihre Lande flüchten und dort viel Unheil anrichten werde, des gemeinen Besten wegen auf jede mögliche Weise, sei es todt oder lebendig, wieder zu bemächtigen. Er gebot daher, allen Eifer und alle mögliche Wachsamkeit aufzubieten, um den gefährlichen Flüchtling auszukundschaften, indem er demjenigen, der ihn aufgreifen und lebendig einliefern würde, die Summe von acht- bis zehntausend Gulden an Geld und Gütern und wer ihn todt einbringe, die Hälfte dieser Summe auf sein königl. Wort verhieß, wobei er hinzufügte, daß, wer ihn gefangen genommen habe, nicht verpflichtet sein solle, ihn eher zu überliefern, als bis er die genannte Summe selbst oder hinreichende Verbürgung ihres Betrages werde erhalten haben.

Katzianer hatte, nachdem er glücklich aus den Mauern Wiens entkommen war, einen Bauer aufgegriffen und diesen gezwungen, mit ihm bis in die Gegend zu reiten, wo er der Wege selbst kundig war. Dort hatte er, um jede Spur seiner Flucht zu verwischen, den Bauer niedergestoßen und war dann Tag und Nacht weiter geeilt, bis in eines seiner festen Schlösser, die er in Kroatien an der türkischen Grenze besaß. Dort aber war sein Aufenthalt für Ferdinand höchst gefährlich, denn jene Schlösser waren so trefflich gelegen und so stark befestigt, daß ihre Einnahme kaum möglich schien, und von dort konnte Katzianer, wenn ihm Gefahr drohte, jeden Tag über die Grenze zu den Türken, oder zu Zápolya flüchten. Ueberdies konnte in Kroatien, wo Ferdinand unter den Vornehmeren nur geringen Anhang hatte, der Parteigeist durch Katzianer's Ansehen und Einfluß leicht mächtig aufgeregt werden. Und dies geschah auch wirklich, denn kaum war Katzianer in Kroatien erschienen, wo ihm die Grafen Niklas und Johann von Zriny ihr festes Schloß Kostanitza, am Flusse Unna gelegen, zum Aufenthalte einräumten, als dort Alles in neue Bewegung kam. Fast alle vornehme Herren des Landes, der Bischof von Agram, Valentin Török, die beiden Grafen von Zriny, selbst zwei Verwaltungsbeamte, Franz Zay und Franz Dahy, denen Ferdinand des Flüchtlings Verhaftung anbefohlen, traten mit Katzianer in ein förmliches Bündniß, worin sie sich gegenseitig das eidliche

Versprechen gaben, daß Jeder dem Andern in Nothfällen zu Hilfe stehen und Keiner den Andern in irgend einer Angelegenheit verlassen wolle.

Man ging aber bald noch weiter. Török, die Seele des Ganzen, ließ sich bald mit Zápolya in Unterhandlungen ein, die nichts Anderes bezwecken sollten, als ihm Kroatien und Slavonien in die Hände zu spielen. Katzianer war indessen unablässig bemüht, Kriegsvolk zu sammeln, und da sein bedeutender Geldvorrath, den er sich zu verschaffen wußte, es ihm möglich machte, ansehnlichen Sold zu versprechen, so strömten ihm auch von allen Seiten her kriegslustige Gesellen zu. Er verhehlte nicht, daß er über einen Schatz von 200,000 Fl. zu verfügen habe und überdies von einem Orte her, woher es Niemand glauben möchte, noch Gelder erwarten dürfe. Ferner wurden von den Gütern Katzianer's und der Grafen Zriny die königlichen Steuereintreiber verjagt, ebenso aus den Besitzungen der übrigen Anhänger.

Bei so gestellten Verhältnissen drohte König Ferdinanden in Kroatien und Slavonien allerdings die größte Gefahr, hätte Johann Zápolya nicht gezögert, sich mit den Häuptlingen in beiden Ländern in nähere Verbindung zu setzen und sie in ihrem Plane kräftig zu unterstützen. Durch Kränklichkeit schwach und kraftlos geworden, war er eben so wie Ferdinand, dem die letzten schweren Verluste den Muth zum weitern Kampfe herabstimmten, jetzt mehr als je zu einem friedlichen Vergleiche geneigt, und so kam es endlich nach langen, oft unterbrochenen und wieder erneuerten Verhandlungen zwischen Beiden zu einem Friedensvertrag, der am 24. Februar 1538 abgeschlossen wurde und in Folge dessen Ferdinand im Besitze Kroatiens, Slavoniens und derjenigen Gebiete von Ungarn blieb, die er beim Friedensabschlusse noch inne hatte. Johann dagegen behielt ganz Siebenbürgen und was er beim Friedensabschlusse in Ungarn besaß; er sollte König von Ungarn und Dalmatien heißen, nach seinem Tode aber, selbst wenn er noch einen männlichen Erben hinterlasse, sein gesammtes Besitzthum, also das ganze Königreich Ungarn nebst allen dazu gehörigen Gebieten, Ferdinanden und dessen rechtmäßigen Erben anheimfallen.

Durch diesen Friedensschluß änderte sich nun auch die Lage der Dinge in Slavonien und Kroatien. Der Plan der dort verbündeten Häuptlinge war gänzlich gescheitert, alle Bande zwischen Ferdinand und Katzianer waren nun gelös't, er stand um so mehr da als ein Verräther, als offener Feind des Königs und des Reiches. Für ihn gab es nun keine Hoffnung zur

Begnadigung mehr. Ferdinand ordnete nun gegen Ende des Jahres 1538 in der Sache einen neuen Rechtstag an, um den Grafen von Salamanca, dem die Bewachung Katzianer's in der Wiener Burg anvertraut war, zu richten. Der Graf, nachdem er fast ein Jahr hindurch in Eisen gelegt, in Katzianer's Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde sammt den Hatschieren, die durch ihre Sorglosigkeit des Katzianer's Flucht erleichterten, zum Tode verurtheilt. Dieses Bluturtheil zeigte Katzianern, was auch er zu erwarten habe, wenn er in Ferdinand's Hände fiele. Es gab für ihn nur noch ein Mittel der Rettung vor dem Zorne des Königs, die Flucht zu den Türken. Ob er dieses Mittel zu ergreifen wirklich entschlossen gewesen, ist ungewiß. Außer Zweifel aber ist, daß er, als die Türken im Herbste des Jahres 1538 von Neuem nach Siebenbürgen und in's östliche Ungarn einbrachen, mit ihnen in Unterhandlung und Verbindung trat.

Während hierauf Ferdinand den Befehl ertheilte, des Katzianer's Güter einzuziehen, während der Großherr ergrimmt über den zwischen Ferdinand und Johann geschlossenen Friedenstractat zum neuen Kriege sich rüstete und mit anbrechendem Frühlinge auch eine bedeutende türkische Streitmacht nach Ungarn entsendete, die raubend und verheerend bis 20 Meilen von Stuhlweißenburg vordrang, und während endlich Ferdinands Botschafter, Hieronymus Lasky, im Herbste 1539, mit Mühe des Sultans Zorn beschwichtigend, einen Frieden bewirkte, befand sich Katzianer noch immer auf der festen Burg Kostanitza, der Dinge mit Spannung harrend, die da noch kommen sollten. Das Schloß war ein höchst wichtiger Punkt, es bildete als Hauptpunkt den Schlüssel von ganz Kroatien. Die Grafen Zriny hatten sie ihm zu seiner Sicherheit und zwar so lange als Aufenthalt eingeräumt, bis ihn der König wieder zu Gnaden annehmen, oder sein Schicksal sich irgendwie günstig für ihn entscheiden würde. An eine Begnadigung war jetzt durchaus nicht mehr zu denken. Kam es abermals zwischen Ferdinand, dem Könige Johann und den Türken wieder zum Kriege, so konnte Katzianer unmöglich ruhig und theilnahmlos auf der Burg sitzen bleiben. Wohin er sich dann aber zu wenden habe, darüber konnte er keinen Augenblick in Zweifel stehen. Von seinem Landesherrn für einen Majestätsverbrecher, einen Verräther und Feind des Reiches erklärt, durch drohende Lebensgefahr aus seinem Vaterlande vertrieben, an seiner Ehre verletzt, seines Eigenthums zum Theile beraubt, einer schonungslosen Verfolgung preisgegeben, stand jetzt Katzianer in einer furchtbaren Lage seinem

Könige und Herrn gegenüber. Alle Bande zwischen ihnen waren zerrissen, sie konnten nimmer wieder geknüpft werden. Auch zu König Johann konnte er kein Vertrauen fassen, denn nie konnte er von seinem alten Feinde jetzt Schutz und Sicherheit erwarten, der kriegsmüde mit Ferdinand sich vor Kurzem erst ausgesöhnt und selbst Soliman gegenüber in einer sehr bedenklichen Lage stand. Er war daher entschlossen, mit den Türken gemeinschaftliche Sache zu machen und ihnen die Burg Kostanitza einzuräumen. Er theilte seinen Entschluß den Grafen von Zriny mit und suchte auch sie zur Uebergabe der Burg an die Türken zu bewegen. Darüber aber brachen, da die Grafen sich dem Plane Katzianer's ernsthaft widersetzten, Mißhelligkeiten zwischen ihnen aus, die endlich bei der steigenden Gereiztheit der Gemüther den Zorn Katzianer's so entflammten, daß er den Grafen erklärt haben soll: er werde sein Vorhaben unter allen Umständen ausführen und die Burg den Türken in die Hände liefern. Dies sollte, wie er beschlossen, am dritten November geschehen; er selbst wollte sich dann zum Sultan begeben. Dieser Augenblick hatte des Katzianer's Schicksal entschieden.

Da kam acht Tage zuvor, am 27. October, der jüngere Graf Niklas von Zriny, wahrscheinlich unter dem Vorgeben weiterer Verhandlung mit Katzianer, im Geleite seiner Dienerschaft auf die Burg, wie er früher öfter gethan. Katzianer nahm ihn friedlich auf, vielleicht hoffend, sich mit ihm zu verständigen. Er saß mit ihm zu Tische oder, wie Andere berichten, in einem Gemache zu vertrautem Gespräch verschlossen, als plötzlich der Graf seinen verborgenen Dolch zückte und mit Blitzesschnelle dem Katzianer in die Brust stieß. Als dieser aufsprang, um die Seinigen zu Hilfe zu rufen, stürzten zwei von des Grafen Dienern in Eile herbei und streckten den Verwundeten mit einer türkischen Streitaxt zu Boden. Katzianer's Diener wagten weiter keine Gegenwehr. Sein Leichnam ward zum Fenster hinaus in den Schloßgraben geworfen. Seinen Kopf sandten die Grafen an Ferdinand nach Wien. So endete ein Mann, der seit seiner Jugend in treuester Anhänglichkeit sein Schwert für seinen König geschwungen, für ihn unter jahrelangen Kriegsmühen mit Opfern von Gut und Blut sein Leben muthig wagte und für die Rechte seines Königs in Ungarn mit einer so standhaft ausharrenden Kraft und einem so ritterlichen Muthe gekämpft hatte, daß seines Namens überall, wo er auch nur genannt werden mochte, stets mit hoher Achtung und ruhmvoll gedacht wurde, bis der Unstern seines Mißgeschickes ihm die Gnade seines Königs

entriß und ihn auf die schlüpfrige Bahn hintrieb, auf der er seinen Untergang fand.

Aber auch Zriny's Blutthat fand ihren Rächer, und, merkwürdig genug, in der Person Soliman's, gegen welchen Katzianer sein ganzes Leben hindurch gekämpft hatte. Denn kaum hatte der Großherr die Ermordung Katzianer's vernommen, als er dem Könige Ferdinand erklären ließ: dieser Mord müsse durchaus an dem Grafen Zriny bestraft werden; geschehe dies nicht durch den König, so werde er selbst die Bestrafung übernehmen und sie ausführen. — Nachdem Ferdinand die That, welche er früher anbefohlen, später selbst gutgeheißen hatte, weder zu bestrafen noch den Sultan in seinem Strafacte zu hindern vermochte, brach eine Schaar von **10 — 12,000** Türken in Kroatien und Slavonien ein, verwüstete sämmtliche Güter Zriny's durch Feuer und Schwert, erstürmte und brach seine Schlösser und schleppte die Bewohner gefangen mit sich fort, ohne daß dem Grafen Schutz oder Beistand weder von Seite des Königs, noch von Seite der zu Hilfe gerufenen Kriegsobersten Ferdinand's geleistet worden wäre. Und als Soliman im Jahre **1566** an der Spitze eines übermächtigen Heeres — es war der dreizehnte persönlich unternommene Feldzug —, Ungarn mit schwerem Kriege heimsuchend, vor Szigeth erschien, so war es bekanntlich eben dieser Niklas Zriny, der mit nur **217** Mann Besatzung die Feste bis auf den letzten Mann vertheidigte. Bei dem letzten denkwürdigen Ausfalle aber, den er sammt den wenigen Männern todesmuthig unternahm — durch zwei feindliche Kugeln in die Brust und einen Pfeil am Kopfe getroffen, ward der gesunkene Held sterbend von den Türken ergriffen, in das türkische Lager geschleppt und auf des Katzianer's große Kanone (die Katzianerin genannt) gelegt und enthauptet.

(Zumeist auszugsweise nach J. Voigt's trefflichem Aufsatz in Raumer's histor. Taschenbuche f. 1844.)

Niklas Graf Zriny,

kais. General, Banus von Kroatien, Dalmatien und Slavonien.

Niklas Graf Zriny war im Jahre 1518 geboren. Er stammte aus der kroatischen Likka, wo die Glieder der Familie Subich, als Grafen von Brebir und Spalato, und oft als Bane von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, seit Jahrhunderten glänzende Thaten für Ungarn und dessen Könige verrichtet, — die Türken immer tapfer, oft siegreich, bekämpft hatten. Durch König Ludwig's I. Geschenk des Schlosses Zrin (Serinvar) an Graf Georg von Brebir, wurde die Linie der Zriny gegründet. — Unseres Helden Vater war Georg Graf von Zrinv, — seine Mutter Johanna Torquata Manlia Gräfin von Corbavia, eine Tochter des Grafen Karlovich, aus dem Hause Frangepani, welches seinen Ursprung von der alt-römischen Familie des Manlius Torquatus, so wie die Zriny selbst von jener des Sulpitius, herleitete. — Der ältere der beiden Söhne Georgs, Johann, fiel in einer Privatfehde gegen den Bischof Simon von Agram, bei Belagerung des Schlosses Winodol, 1541. — Des Grafen Niklas erste Gemahlin, Katharina, war auch eine Gräfin Frangepani, — die zweite, Eva, eine Freiin von Rosenberg. Die sieben Töchter des Grafen waren an Ungarn aus den edelsten Geschlechtern vermählt. Ein Sohn nur, Graf Georg (geboren 1549), pflanzte die Familie fort. —

Niklas verdiente sich schon als eilfjähriger Knabe, bei der Belagerung von Wien 1529, von Kaiser Karl V. das Ehrengeschenk eines Streitrosses und eine goldene Kette. Er hatte sich in der Folge bei vielen kriegerischen Ereignissen rühmlichst hervorgethan. Bei der Belagerung von Pesth 1542 befehligte Zrinv, mit Andreas Bathori und Peter Perenv, die 15,000 beim kaiserlichen Heere stehenden Ungarn. — In dem Gefechte bei Somlyo 1543 verfolgte Zrinv mit seinen Reitern die Tataren von der Nachhut des Sultans, und rieb einen großen Theil derselben auf. — In dem unglücklichen Treffen bei Selnitze unweit der Körös, 1544, hatte Zrinv, mit heldenmüthiger Aufopferung seiner Person, die Türken in der Verfolgung seiner fliehenden Truppen aufzuhalten gesucht. — In dem Gefechte bei Baboltsa, 1556, gegen Ali Bassa von Ofen, welches die Aufhebung der Belagerung Szigeths zur Folge hatte, befehligte Zrinv, wie oben erwähnt

worden, einen Theil der ungarischen Truppen des kaiserlichen Heeres. — Auch überfiel und schlug Zriny 1562 den Arslan Bassa von Ofen in dessen Lager bei Meneszlo an der Drave.

Niklas Zriny bekleidete die Würde eines königlichen Tavernicus (Schatzmeisters), — seit 1542 jene eines Banes von Kroatien und Slavonien, welche er 1557 niederlegte, — dann seit 1563 jene eines Oberbefehlshabers der königlichen Truppen im Kreise am rechten Donau-Ufer, und Commandanten von Szigeth.*)

Graf Niklas Zriny hatte in Szigeth Alles zur standhaftesten Vertheidigung vorbereitet. Bedeutende Vorräthe an Wein, Fleisch, Brotfrüchten und anderen Bedürfnissen, waren durch seine thätige Fürsorge aufgehäuft worden, — Geschütz, Munition und Waffen aller Art, wie schon früher erwähnt, im Ueberflusse vorhanden. Die Wälle beider Städte und beider Schlösser waren bereits mit Kanonen besetzt. Wo es nöthig war, fanden sich mit Erde gefüllte Schanzkörbe in Ordnung aufgestellt, Traversen und andere Schutzwehren errichtet. Jedem Hauptmanne war die Strecke der Wälle, oder das Bollwerk, welches er mit seiner Compagnie vertheidigen sollte, angewiesen. —

---

*) Szigeth liegt im Schümegher Komitate, — drei Meilen nördlich von der Drave, fünf Meilen westlich von Fünfkirchen. Dieser Ort wurde 1450 auf einer Insel, welche das von den benachbarten Höhen herablaufende Flüßchen Almasch bildete, von Oswald Anthemius gegründet, dessen Voreltern im vierzehnten Jahrhundert aus Griechenland nach Ungarn eingewandert waren. Der Punkt war von der Natur zur Vertheidigung begünstiget; denn der Almasch, durch die tiefe Lage der Gegend in seinem Laufe gehindert, bedeckte dieselbe in weiter Ausdehnung mit Sumpf und stehendem Gewässer. — Oswald erbauete an dieser Stelle zuerst einen runden Thurm, und nannte denselben, dessen örtlicher Lage nach, Szigeth: denn dieses slavonische Wort bedeutet eine Insel. Er regelte sodann den Lauf des Almasch, und bewirkte durch Anlegung breiter und starker Dämme die Entstehung eines Sees.

Der Ort nahm bald an Gebäuden und Bewohnern bedeutend zu, und seine Festungswerke wurden späterhin sehr vermehrt, so daß sich Valentin Török dort im Jahre 1530 gegen Johann Zápolya mit Erfolg vertheidigen konnte. — Das in derselben horizontalen Fläche mit der Stadt gelegene Schloß war auf der Südseite durch einen Arm des Sees von der Stadt getrennt. Es war mit fünf Bollwerken befestiget, und in das innere und das äußere Schloß getheilt. Das erstere wurde nur durch einen Wassergraben, und durch, zur Noth,

Als der Anmarsch der feindlichen Hauptmacht die Nähe des bevorstehenden Angriffs andeutete, berief Zriny die Besatzung und alle männlichen Einwohner der Stadt nach dem Platze des inneren Schlosses. Er trat dann in die Mitte der Versammlung, und ermahnte dieselbe mit kraftvollen Worten zu unerschütterlicher Treue gegen König und Vaterland, und zum entschlossenen Widerstande. Er selbst, der Erste, schwor, den Platz bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Dann legten die versammelten Streiter den Eid ab, jede Gefahr muthig zu bestehen, mit ihren Anführern zu siegen oder zu sterben. — Für den Fall, daß der Graf während der Belagerung durch den Tod abgerufen, oder durch ein anderes zufälliges Ereigniß den Befehl fortzuführen gehindert würde, stellte er der Besatzung seinen Schwestersohn, den Hauptmann Kaspar Alapi, als seinen Nachfolger im Commando vor. Dann rief er den Soldaten die Kriegsgesetze in's Gedächtniß, und schärfte denselben den Gehorsam gegen ihre Offiziere, die genaueste Wachsamkeit und das Ausharren auf den ihnen angewiesenen Posten bei Todesstrafe ein. — Um seine Ermahnungen durch ein heilsames Schrecken zu unterstützen, ließ Graf Zriny gleich darauf einen Soldaten, welcher gegen

---

vertheidigungsfähige Gebäude, von dem äußeren Schlosse geschieden, und die über diesen Graben führende Brücke war an dem Ende gegen das innere Schloß durch einen Thurm und ein starkes Thor gesperrt. Das äußere Schloß wurde mit der Stadt durch eine Brücke verbunden. Rechts von dem zu derselben führenden Thore gegen Süd-West, lag die Bergbastion (auch die Heneische genannt); links vom Thore die süd-östliche; dann auf der nämlichen Seite gegen den Almasch, die nord-östliche oder Nadasdysche Bastion. Die erste war ihrem Erbauer, die dritte einem vormaligen Palatin zu Ehren, mit deren Namen belegt worden. — Die ziemlich bedeutende Altstadt, ein rechtwinklichtes Gebäude mit vier Thoren, war mit einem Walle, der auf drei Ecken Bollwerke hatte, umgeben, und wurde gegen Süden durch einen Graben von der Vorstadt oder sogenannten Neustadt, geschieden. Auch diese war mit einem Erdwalle umgeben, in welchem zwei Thore und zwei Bollwerke auf der Landseite angebracht waren. Sie wurde von der Ebene durch einen Graben abgeschnitten. —

Die Hauptstärke des Platzes bestand, wie schon erwähnt, in dem denselben von drei Seiten umgebenden breiten, aber nicht tiefen See und Morast. Auf der vierten oder südlichen Seite mußte der Feind erst die Vorstadt, dann die Stadt erobert haben, ehe er hier dem Schlosse nahen konnte. — Die Dämme, durch welche das Wasser geschwellt wurde, konnten aber, da sie durch keine Außenwerke gedeckt waren, vom Feinde durchstochen, die aufgestauten Gewässer abgeleitet, und dadurch

seinen Hauptmann den Säbel gezogen, auf dem Platze der Altstadt enthaupten. —

Zriny befahl nun, die Gebäude der Altstadt niederzureißen. Auch sollte alles Stroh aus denselben herausgeschafft und verbrannt werden, damit eine Feuersbrunst hier um so weniger Nahrung fände. Die Bewohner der Neustadt aber sollten das Stroh ihrer Dächer herabnehmen und in das Innere der Häuser stecken, auf daß diese von den Vertheidigern selbst, sobald es nöthig sein würde, um so leichter in Brand gesteckt werden könnten. Es scheint aus der Folge der Ereignisse hervorzugehen, daß diese Maßregeln, wenigstens in Betreff der Altstadt, nicht mehr ausgeführt worden sind. — Die Zahl der Waffenfähigen, mit welchen Zriny die Vertheidigung des Platzes unternahm, betrug an diesem Tage ungefähr zwei Tausend drei Hundert.

Am 1. August waren der Beglerbeg von Anatolien und der Akantsi-Bassa mit dem Vortrab von Sanct Lorenz aufgebrochen, und bezogen an diesem und dem folgenden Tage das Lager bei der Ortschaft Zsibolt, nordöstlich oberhalb Szigeth, links von der nach Fünfkirchen führenden Straße, zwischen dem länglichten Hügel Szemlik und den Szigether Weinbergen, —

---

der Platz seines bedeutendesten künstlichen Schutzmittels beraubt werden. — Der wichtigste Damm war jener auf der Westseite der Stadt, der das Wasser in dem See zurückhielt. Er war so breit, daß drei Wagen auf ihm neben einander fahren konnten, und über denselben führte aus der Altstadt die Straße nach Baboltsa und Kanissa.

Die Wälle und Bollwerke des Schlosses bestanden eben so wie jene der Altstadt, aus drei Reihen, mit eisernen Nägeln und Klammern unter einander verbundener Eichenstämme, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt waren. Die Werke des Schlosses hatten zweiundzwanzig Fuß in der Dicke. Weit schwächer waren jene der Altstadt. Der Erdwall der Neustadt war nur einfach, und in der Eile aus Erde errichtet worden, und konnte daher schwerem Geschütze nicht lange widerstehen. — Der schon erwähnte älteste Thurm, der in der Mitte des innern Schlosses lag, war aus Backsteinen erbauet. In seinen Gewölben wurden Pulvervorräthe bewahrt. Dabei diente er auch als Warte, von deren Zinnen die Wächter die Gegend in weiter Ausdehnung überblickten, und die Annäherung von Feinden durch Schläge auf eine metallene Glocke, und durch Aufsteckung einer Fahne, anzuzeigen pflegten. — Die Häuser der Neustadt waren ohne Ausnahme aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt, und auch der größte Theil der Altstadt war von nicht viel festerer Bauart.

außer Kanonenschußweite von drei Werken. — Eine Abtheilung der Besatzung machte einen Ausfall, der Hauptmann Paul Istuanfi an ihrer Spitze. Das Gefecht mit dem türkischen Vortrab begann schon mit grauendem Morgen, und währte bis gegen Abend, wobei ein Beg der Spahis von Istuanfi mit der Lanze durchbohret, viele Türken von den Büchsenschützen erlegt wurden. — An jedem der nächstfolgenden Tage, bis zur Ankunft des Sultans, griffen die Türken mehrmals die Umfassung der Stadt an.

Am 4. August war der Sultan zu Fünfkirchen, — am 5. zu Sanct Lorenz. Die Hauptmacht setzte ihren Zug nach Szigeth fort. — Am letzteren Tage räumten der Beglerbeg und der Akantsi-Bassa mit ihren Truppen den Hügel bei Zsibolt, welcher zum Lagerplatz für das türkische Hauptquartier bestimmt worden war. Noch am nämlichen Tage wurden dort des Sultans Gezelte aufgeschlagen. Die Armee lagerte sich rings um Stadt und Schloß.

Am 6. August bezog der Sultan mit seinen Leibwachen jenes Lager. Das Heer umzingelte das Schloß auf allen Seiten so enge, daß jede Verbindung nach Außen völlig abgeschnitten schien. Doch fanden einige Tage später noch Boten geheime Wege, aus der Stadt zu kommen, und in das

---

Valentin Török, der letzte Besitzer von Szigeth, wurde 1541 auf Befehl Sultan Solimans nach Konstantinopel geschleppt, und starb 1546 als Gefangener in einem Thurme am Marmara-Meer. Seine Erben fühlten ihre Ohnmacht, Szigeth gegen die Türken zu erhalten, die von Fünfkirchen aus sie stets bedrohten, und traten daher die Stadt an Kaiser Ferdinand I. ab. Der Platz wurde 1555 von Taigonus, dem Bassa zu Ofen, mit einem Angriffe bedroht: denn nachdem er Karosvar, Korothna und Baboltsa eingenommen, schlug er sein Lager an dem Almasch, in der Nähe des Dorfes Sanct Elisabeth, auf. Doch setzte er schon am zweiten Tage den Marsch über Fünfkirchen nach Ofen fort. — Im folgenden Jahre, 1556, wurde Szigeth von Ali-Bassa mit 25,000 Mann, vom 20. Mai an, belagert. Der Commandant, Marcus Horvath (Marcus Stanbitsch, der Kroate), leistete den tapfersten Widerstand. Endlich mußte er die Stadt räumen, und sich in das Schloß zurückziehen. Doch durch den von dem kaiserlichen Heere, — dessen ungarische Truppen von dem Palatin Thomas Nadasdy und dem Ban Kroatiens, Graf Niklas Zriny, befehliget wurden, — auf Baboltsa begonnenen Angriff, und durch die glücklichen Ausfälle der Szigether Besatzung, sah sich Ali-Bassa genöthiget, mit Ende Juli die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. — Bei den Unterhandlungen zu Konstantinopel im Jahre 1557, forderte die Pforte als vor-

kaiserliche Hauptquartier, nach Altenburg, Zriny's Briefe zu überbringen. Den ganzen Tag hindurch wurden die Wälle angegriffen, und das heftige Gefecht dauerte bis gegen die Nacht. — Bei Untergang der Sonne ließ der Sultan sein ganzes Geschütz losbrennen. Dann gaben die Janitscharen eine allgemeine Salve aus ihren Gewehren. Gleich darauf erscholl in den türkischen Lagern dreimal der Ruf: Allah! Allah! um damit den Sultan wegen seiner Ankunft beim Heere zu begrüßen. Die Ungarn erwiderten dieses Geschrei mit dem Rufe: Jesus!

Am 7. August nahten sich die Türken bei Tagesanbruch von mehreren Seiten mit aus Weiden geflochtenen und mit Erde gefüllten Schanzkörben der Neustadt. Sie arbeiteten an ihren Linien, befestigten dieselben mit Brustwehren und Graben, führten sodann in diesen Batterieen Kanonen auf, und beschossen die in den Verpfählungen nächst dem Sziklóser Thore der Neustadt aufgestellten Truppen der Besatzung. Doch wurden die Türken durch das wirksame Feuer des Geschützes der Festung in ihren Angriffsarbeiten noch sehr aufgehalten. — Auch die Janitscharen drangen bis an jenes Thor und an den demselben benachbarten Wall vor. Sie schleppten eine Menge Holzwerk, Bäume und Gesträuche mit sich, füllten damit den schmalen Graben, häuften dieselben an dem Thore und an den Verpfählungen der

---

läufige Bedingung jeder Annäherung, die Schleifung Szigeths, welche jedoch vom Kaiser Ferdinand I. verweigert wurde. —

Dies war der Platz, welcher die furchtbare Hauptmacht der Türken in diesem Feldzuge beschäftigte, und die weit aussehenden Plane des Sultans vereitelte. Nach der am 7. September 1566 erfolgten Eroberung Szigeths, blieb dieser Platz hundert zwei und zwanzig Jahre in den Händen der Türken, und wurde denselben erst am 15. Jänner 1688 von den Kaiserlichen wieder entrissen. — Der jetzige Marktflecken Szigethvar, oder Nagy-Szigeth (Groß-Szigeth), auch Grenz-Szigeth genannt, hat außer dem Schlosse, — welches noch immer den Umfang der ehemals von einander getrennten beiden Schlösser behalten, — keine weiteren Befestigungen. Der See und die Moräste, welche einst den Ort umgaben und gegen feindliche Angriffe schützten, sind ausgetrocknet, der von denselben bedeckte Boden der Kultur gewonnen und seine Oberfläche, im Vergleich zu dessen Zustande zur Zeit jener Belagerung, — gänzlich verändert worden. — In dem Schlosse liegt noch die von den Türken erbaute Moschee. — Im Marktflecken befinden sich zwei katholische und eine griechische Kirche. Eine der ersteren ist ebenfalls in einer vormaligen Moschee eingerichtet worden. — Die 3000 Einwohner sind theils Magyaren, theils Deutsche und Raizen. —



Nicolaus Graf von Zrini

Werke auf, und indem sie diese Brennstoffe anzündeten, suchten sie das Thor, die Pallisaden und die Neustadt selbst in Brand zu stecken. Gegen Abend zogen sich die Türken, nachdem sie viele Leute verloren, wieder in ihre Laufgräben zurück. — Nun ließ Graf Zriny alle in der nächsten Umgebung der Stadt befindlichen hölzernen Befriedigungen der Wiesen und Gärten, sowie die Bäume und Gebüsche niederhauen und verbrennen, die Mühlen zerstören, und die nach außen führenden beiden Thore der Neustadt, so wie das Fünfkirchner Thor der Altstadt mit Erde ausfüllen.

Sowohl diesen Abend als am 8. August, vom Morgen bis Abend, fuhren die Türken mit ihren Erdarbeiten auf das Thätigste fort. Die Janitscharen setzten sich in denselben fest und deckten sich durch Erdaufwürfe, so gut sie es vermochten, gegen die Wirkungen des Geschützes der Festung. — An diesem letzteren Tage (den 8.) hatten die Belagerer mehrere Batterieen zu Stande gebracht und beschossen die Neustadt bereits von drei Seiten. Die Janitscharen unterhielten ebenfalls gegen beide Städte ein ununterbrochenes Gewehrfeuer. — Während der Nacht ließ der türkische Artillerie-Director, Bassa Aliportuk, einen Laufgraben gegen das innere Schloß bis an den nördlichen Rand des Sees nächst den königlichen Gärten ziehen, dort, in dem Moraste selbst, auf einer Erdanschüttung eine Batterie erbauen und in dieselbe schweres Geschütz führen. — Am 9. August, mit Anbruch des Tages, wurde das innere Schloß aus dieser Batterie mit fünf schweren Kanonen, damals sogenannten Mauerbrechern, und einigen Bombarden beschossen. Dieses Feuer wurde den ganzen Tag heftig fortgesetzt, der in der Mitte des inneren Schlosses stehende, runde, allein aus Backsteinen erbauete Thurm erschüttert, und die in demselben aufgehangenen Glocken beschädiget. — Um Mittag nahten die Türken der Umfassung der Neustadt; ein heftiges Kleingewehrfeuer währte bis in die Dunkelheit. Das Feuer des Geschützes machte Abends eine kurze Pause, begann jedoch bald wieder und wurde die ganze Nacht fortgesetzt. — Die Besatzung hatte an diesem Tage einen sehr großen Verlust durch das feindliche Feuer erlitten.

Da der schwache Erdwall der Neustadt dem schweren Geschütze nicht widerstehen konnte, so befahl Zriny bei einbrechender Nacht, diese Vorstadt in Brand zu stecken und sie dann zu räumen. Dieser Rückzug nach der Altstadt wurde sogleich angetreten, die über den Graben führende Brücke zerstört und das Sziklóser Thor der Altstadt nun ebenfalls verrammelt. — Die Anführer waren über die Frage verschiedener Meinung, ob man die

Altstadt noch ferner halten solle? — Zriny meinte, daß seine geringe Truppenzahl nicht hinreiche, um die Stadt und das Schloß zugleich ausgiebig zu vertheidigen. Er wollte daher die Altstadt ebenfalls in Brand stecken lassen, und alle Kräfte auf die alleinige Vertheidigung des Schlosses verwenden. Aber der Hauptmann Matthias Szedschödy und viele Offiziere und Soldaten baten, die Altstadt noch einige Tage vertheidigen zu dürfen, um dadurch den Feind auch von dem Schlosse entfernt zu halten. Sie gründeten ihre Bitte vorzüglich auf die sichere Hoffnung, durch die kaiserliche Hauptmacht nach wenigen Tagen entsetzt zu werden. — Obwohl nun Zriny, — in Hinsicht der bevorstehenden Gefahren und besonders wegen der ungeheueren Zahl der Feinde, welche überflüssig groß war, um Stadt und Schloß zugleich anzugreifen, — bereits den Befehl zur Räumung der Altstadt und zum Rückzug in das Schloß ertheilt hatte, so gab er doch endlich den dringenden Bitten der Hauptleute nach, und erlaubte einer Abtheilung von sechs Hundert Mann, die Altstadt noch ferner zu vertheidigen.

Am **10**. August beschossen die Türken die Altstadt von drei Seiten, nämlich aus den an dem Almasch, — dann vor der Neustadt — und am westlichen Rande des Sees, an den beiden gegen Baboltsa führenden Straßen, angelegten Batterieen. Die Janitscharen suchten sich derselben mit ihren Erdwerken zu nähern. Nachdem das Feuer in der Neustadt erloschen, ließ Aliportuk auf dem Platze derselben durch die Janitscharen die Arbeiten beginnen. Mit Anwendung einer Menge von Erdkörben wurden dort Schanzen und Batterieen aufgeworfen und diese mit Geschütz besetzt. Der Hauptmann Matthias Szedschödy machte mit einer Schaar Fußvolk einen Ausfall, um diese Arbeiten in etwas zu stören. — Am nämlichen Tage ließ Aliportuk aus den Linien auf beiden Seiten der Stadt zwei Annäherungsdämme beginnen, mit welchen die zwischen der Stadt und dem äußeren Schlosse gelegenen sumpfigen Strecken, und der See selbst, durchschnitten werden sollten.

Mehrere zu Fünfkirchen seßhafte Türken, deren einige vormals in Szigeth gefangen gewesen waren, kannten die innere Lage des Schlosses und die Beschaffenheit der nächsten Umgegend genau. Sie gaben dem Aliportuk den Rath, den Damm zu durchstechen, durch welchen auf der Westseite der Stadt das Wasser des Almasch aufgestaut und gezwungen wurde, sich theils als See, theils als Sumpf um das Schloß zu verbreiten. Wirklich ließ der Bassa nun durch eine Menge Schanzgräber und aufgebotene Bauern

an der Durchgrabung dieses Dammes arbeiten. Sechshundert Janitscharen wurden aufgestellt, um diesen Theil der Arbeit gegen Ausfälle der Belagerten zu decken. — Nicht weit vom äußeren Ende dieses Dammes lag der Soldatenkirchhof. Auch hier ließ Aliportuk einen Laufgraben und eine Batterie gegen das Schloß anlegen, und in dieser vier der schwersten Geschütze aufführen.

Die Hauptleute Radwany und Franz Dando erbaten sich von Zriny die Erlaubniß, gegen diese neue Batterie einen Ausfall zu unternehmen. Vergebens stellte Zriny denselben vor, „daß dergleichen Ausfälle bei der Uebermacht der Türken kaum irgend einen Vortheil gewähren könnten, der Verlust jedes einzelnen tapferen Mannes aber der schwachen Besatzung höchst empfindlich sein müsse; daß sich in der Folge noch hinreichende Gelegenheit ergeben würde, Tapferkeit zu zeigen und Ruhm zu erwerben; — daß es jetzt die Hauptpflicht der Offiziere sei, sich mit ihm zur Aufrechthaltung der Kriegszucht und der Standhaftigkeit der Truppen zu vereinigen, von welchen die Erhaltung des Platzes abhänge." — Endlich, nachdem die Hauptleute durch drei Tage ihre Bitten erneuert, gestand Zriny denselben, — vermuthlich am 14. August*) — die gesuchte Erlaubniß zu.

Vor Untergang der Sonne gingen jene beiden Hauptleute mit zweihundert ihrer Soldaten aus der Altstadt durch das Baboltser Thor über den Damm, griffen die zur Deckung der neuen Batterie aufgestellten Janitscharen an und trieben sie in die Flucht, in welcher derselben die Arbeiter auf's Eiligste folgten. Die Ungarn bemächtigten sich der Geschütze und beschäftigten sich damit, die Zündlöcher derselben zu vernageln, die Räder und Achsen mit Beilen zu zerhauen. — Indeß hatte sich der Allarm durch die Fliehenden in die türkischen Lager verbreitet. Alles eilte dort zu den Waffen; Tausende stürzten herbei und griffen die kleine ungarische Schaar an. Diese vertheidigte sich auf's Tapferste, tödtete eine Menge Feinde, mußte jedoch der Uebermacht weichen, und zog sich dann nach dem Thore zurück. Hierbei wurden die beiden Hauptleute und ein Theil der Soldaten erschossen.

---

*) Der Tag, an welchem dieser Ausfall geschah, findet sich in keiner Quelle genannt. Nur aus dem Zusammenhange mit den Ereignissen der nächst vorhergehenden und der folgenden Tage kann man schließen, daß derselbe am 14., oder spätestens am 15. August ausgeführt wurde. —

Die Türken steckten die Köpfe jener Anführer auf den zwischen den Geschützen jener Batterieen gestellten Schanzkörben aus. Ihr Verlust war sehr bedeutend, und zwei ihrer Buluk-Bassen oder Hauptleute hatten ebenfalls das Leben eingebüßt. — Durch den empfindlichen Verlust jener beiden tapferen Offiziere sah sich Zriny veranlaßt, für die Zukunft Niemand mehr die Erlaubniß zu Ausfällen zu ertheilen.

Damals ließ Ali, der Janitscharen-Aga, in den benachbarten Wäldern durch eine Menge Arbeiter sehr starke, aus Weiden geflochtene und sechs Schuh weite Schanzkörbe verfertigen, mit welchen die Janitscharen sich durch die das Schloß umgebenden, rohrbewachsenen Moräste Wege bahnen und die schon erwähnten Annäherungsdämme erbauen sollten. Zu diesen wurden auch Baumstämme, Faschinen, — Fässer mit Wasser und Steinen gefüllt, Schutt und Erde verwendet. Hinter den Schanzkörben und den übereinander gethürmten Baumstämmen gedeckt, setzten die Janitscharen die schwierige Arbeit mit großer Anstrengung fort. Alle Türken, ohne Ausnahme, mußten bei diesen Arbeiten mit Hand anlegen, um deren Vorrücken zu beschleunigen. Eine zahllose Menge von Kameelen, Saumpferden, Maulthieren und Wagen, — deren letztere nicht nur durch den Bassa von Ofen aus allen von den Türken besetzten ungarischen Bezirken, sondern selbst von den rückwärtigen Gegenden, bis aus Thracien, zusammengetrieben wurden, — schleppten aus den Wäldern die Bäume, von den Hügeln die Erde zu. —

Endlich wurde jener schon erwähnte starke Damm, welcher das Wasser des Almasch aufstaute, durch die Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit wirklich durchbrochen und die stehenden Gewässer flossen nun schnell ab. Jetzt erst machten die Türken mit ihren Annäherungsdämmen schnellere Fortschritte gegen die Wälle. Sie errichteten auf diesen Dämmen aus mit feuchter Wolle vollgestopften Säcken eine Art Schanzen, und erhöhten dieselben so sehr, daß sie damit die Werke des Schlosses überragten. Die in diesen Schanzen aufgestellten Janitscharen übersahen also das Innere des Schlosses völlig, und bestrichen dessen Wälle mit Flintenfeuer so wirksam, daß deren Vertheidiger sich nicht mehr hinter den Brustwehren erhalten konnten. —

Der Kaiser war damals (am 15. August) mit seinem Hauptquartier und vielen Truppen in Altenburg eingetroffen. Er erhielt dort (am 18. August) von dem Grafen Zriny die schriftliche und dringende Bitte um

schleunige Hilfe. Zriny schilderte in seinem Schreiben die unermeßliche Menge der Szigeth umlagernden Feinde, und die geringe Zahl der Vertheidiger, und schloß mit der Versicherung: wenn ihn die Noth dazu zwinge, werde er die Stadt verbrennen und sich im Schlosse bis auf den letzten Mann halten. —

Das türkische Geschütz hatte endlich in der Umfassung der Altstadt eine breite hohe Bresche niedergelegt. Diese wurde am 19. August von den Janitscharen bestürmt. Sie hatten den Graben mit Holzwerk und Faschinen ausgefüllt, Schanzkörbe und Hürden darüber gelegt, und sich so Wege zur Bresche gebahnt. Die Vertheidiger schlugen mehrmals den ungestümen Anlauf der Türken zurück, deren eine große Anzahl durch das Feuer des Geschützes und der Musketen getödtet wurde. Aber die Weichenden wurden immer schnell durch neue Schaaren ersetzt. — Zu gleicher Zeit stürmte eine türkische Kolonne von Seite des Soldaten-Kirchhofes und dem äußersten Winkel des großen Dammes gegen das Baboltser Thor. So drangen endlich die Feinde nach einem sehr heftigen Gefechte und großem Blutvergießen in die Altstadt ein. Die noch übrigen Vertheidiger suchten sich in das Schloß zu retten. Aber die Türken kamen denselben an der dahin führenden Brücke zuvor, schnitten einen Theil ab, umringten diese Schaar und metzelten sie nieder. Unter den an diesem Tage Gefallenen waren die Hauptleute Martin Bosniak, Peter Botos, Johann Gerdey, Matthias Györy u. m. A. Auf der Brücke selbst wurden noch eingeholt und niedergemacht: die Hauptleute Laurenz, Petrus Bathay, Blasius Drak und Georg Mathiasch. Der hier schwer verwundete Hauptmann Matthias Szedschödy wurde noch in das Schloß gerettet. Die nunmehr in dem Schlosse vereinigte Besatzung war bereits um zwei Dritttheile ihres Standes vom 1. August vermindert worden, und zählte nur noch acht Hundert Waffenfähige. — Der Verlust der Türken bei den Stürmen dieses Tages wurde auf mehr als dreitausend Mann geschätzt.

Die Türken begannen nun sogleich sich in der Altstadt zu verarbeiten, und mit Schanzen zu befestigen. Soliman schrieb die Eroberung mit Recht der unermüdeten Anstrengung des Artillerie-Directors Aliportuk zu. Er belohnte ihn dafür mit einem Geschenke von zweihundert Goldstücken. Dadurch wurde Aliportuk's Thätigkeit verdoppelt. Er ließ die bisher gegen die Altstadt verwendeten Geschütze nun ebenfalls in zwei Batterieen gegen

das äußere Schloß vereinigen, deren eine gegen die süd-westliche, sogenannte Berg-Bastion, die andere gegen das Schloßthor gerichtet war.

Die Türken beschossen am folgenden Tage, den 20. August, das Schloß von vier Seiten aus ihren schwersten Geschützen. Auch setzten sie den Bau der Annäherungswege gegen dessen Mauern auf's Eifrigste fort. Die Durchstechung des Seedammes zeigte jetzt bereits ihre volle Wirkung, indem das sonst auf allen Seiten den Zugang zum Schlosse sperrende Gewässer abgelaufen war, und der Morast auszutrocknen begann. —

Der Sultan hatte erfahren, daß der Kaiser in Altenburg angekommen war, und daß sich eine ansehnliche Macht in dieser Gegend zusammenziehe, von der man nichts Anderes vermuthen konnte, als daß sie unverweilt zu Szigeth's Entsatz vorrücken würde. Unter diesen Umständen war für Soliman jeder Tag, um welchen er früher zum Besitz der Festung gelangte, ein großer Gewinn. Der Sultan beschloß daher einen Versuch zu machen, den Commandanten durch Versprechungen zu gewinnen. — Ein um einen Pfeil gewickeltes Schreiben wurde in das Schloß geschossen, welches dem Grafen Zriny für die Uebergabe desselben die Statthalterschaft über ganz Illyrien, und den eigenthümlichen Besitz von Kroatien, — überdies noch große Reichthümer und wichtige Vorrechte verhieß. — Da auf dieses Schreiben keine Antwort erfolgte, so schickte Soliman eine Trompete in das Schloß, welche dem Leibtrompeter von Zriny's Sohne, Georg, gehörte. Dieser Trompeter war so eben in die Hände der Türken gefallen, und an seinem Instrumente hing, der damaligen Sitte gemäß, das Wappen des Grafen Georg, seines Herrn. Soliman ließ dem Grafen Niklas die Nachricht ertheilen: „sein Sohn wäre gefangen;" — welcher die Drohung beigefügt war: „würde der Graf nicht Szigeth dem Sultan ohne Verzug übergeben, so werde er des Sohnes Haupt vor den Thoren auf einer Lanze aufgepflanzt sehen." — Georg war nun zwar nicht gefangen. Aber Graf Niklas, der in den letzten Wochen gar keine Kunde von außen mehr erhalten konnte, war in der Lage, der Botschaft Glauben schenken zu müssen. Doch Ehre und Pflicht siegten in des Helden Brust über die Stimme der Natur, und seine Standhaftigkeit blieb unerschüttert.

Am 23. August wurde der türkische Artillerie-Director Aliportuk von einer Kanonenkugel getödtet. Der zweite Artillerie-General, Seiffeddin, übernahm nun die Leitung der Belagerungsarbeiten, und ließ die Beschie-

ßung mit solchem Nachdruck fortsetzen, daß am 25. August die Berg-Bastion bereits größtentheils zerstört war.

Am 26. August bestürmten die Türken das äußere Schloß zum ersten Male von den Annäherungsdämmen aus. Der Janitscharen-Aga Ali leitete den Angriff gegen die Berg-Bastion. — Unter einem schrecklichen Geschrei und dem Getöne der Hörner und Trompeten stürzten sich die Haufen in den Zwischenraum, welcher das Ende des Dammes noch von dem Bollwerke trennte, füllten denselben mit Schanzkörben und drangen über diese nach der Bresche vor. Die Türken wurden, so oft sie den Sturm wiederholten, immer mit gleicher Entschlossenheit und beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, — der Bassa Miserski von Egypten und mehrere Begs getödtet. Die Ungarn nahmen den Stürmenden zwei sehr große purpurrothe Fahnen ab und pflanzten diese Siegeszeichen auf die Wälle. — Die Belagerten arbeiteten sodann thätigst an der Herstellung der Wälle, und füllten die Breschen mit Baumstämmen und Erde aus. — Die Türken waren durch den erlittenen Verlust sehr erbittert worden, und besonders sehnten sich die Janitscharen nach Rache für die erlittene Niederlage. Sie erbaueten nun noch mehrere neue Annäherungswege durch den morastigen Grund, gegen die Bastionen des äußeren Schlosses, und dieses wurde in den nächsten Tagen aus den auf diesen Dämmen angelegten Batterieen heftig beschossen. —

Der Sultan war von einer bedeutenden Unpäßlichkeit ergriffen worden. Ungeachtet seiner Schwäche wollte er doch dem allgemeinen Sturme beiwohnen, welchen er auf den 29. August, als den Jahrestag bestimmt hatte, an welchem das Glück den türkischen Waffen so oft günstig gewesen, — an dem er 1521 Belgrad erobert, 1522 die Belagerung von Rhodus eröffnet, welche mit dem Falle dieses Platzes endete, — 1526 bei Mohatsch gesieget, — 1529, und dann zum zweiten Male, 1541, Ofen genommen hatte. Indessen wurden auch am 27. und 28. August mehrere theilweise Stürme gegen das Schloß gewagt. — Die Leichen, mit welchen der ausgetrocknete Morast und die nächsten Felder bedeckt waren, vergifteten, besonders bei der anhaltenden starken Hitze, die Luft durch ihre Ausdünstungen. Der Großvezier wurde dadurch genöthigt, die Lager etwas zurückzuziehen, und von der Besatzung einen kurzen Stillstand zur Begrabung dieser Leichen zu verlangen. —

Am 29. August drückte der Sultan seinen Feldherren den Unmuth

über die so lange fruchtlos gebliebene Belagerung durch einen strengen Befehl aus, und machte es denselben zum Gesetz, an diesem Tage noch den Platz zu bezwingen. — So hinfällig er war, ließ er sich doch auf ein Pferd heben, und zeigte sich seinen des Signals zum Angriff harrenden Schaaren. Sein Anblick begeisterte dieselben und Alle drängten sich gegen das Schloß. Die Janitscharen erreichten, die ersten, dessen Wälle und ein wüthendes Handgemenge begann. Aber die Stürmer erlitten eine Niederlage und ihr Aga wurde gefangen. — Andere Kolonnen eilten an deren Stelle vorwärts, und wurden ebenfalls zurückgeschlagen. — Doch bald wurde der Angriff von neuen Schaaren wiederholt, und so lös'te sich das ganze türkische Heer theilweise in diesem mörderischen Kampfe ab, der mit geringen Unterbrechungen die ganze Nacht und den folgenden Tag (den **30.** August) fortwährte.

Am **2.** September versuchten es die Janitscharen wieder durch einen heftigen Anlauf, über die an vielen Stellen zusammengeschossenen Wälle in das Schloß zu dringen. Da sie aber auch dieses Mal mit sehr großem Verluste zurückgeschlagen wurden, so begannen sie in der darauf folgenden Nacht die Berg-Bastion zu untergraben. Der Boden des vormaligen Sees war, seit dem gänzlichen Ablaufe des Wassers durch die sehr warme Witterung, besonders da seit langer Zeit kein Regen gefallen, so ausgetrocknet worden, daß die Türken sich an dem Fuß dieses Bollwerks festsetzen konnten. Die von den Wällen aus, nach Möglichkeit die Annäherung des Feindes zu hindern bemühten Vertheidiger, wurden gar bald durch einen Hagel von Pfeilen und Kugeln genöthigt, sich hinter dieselben hinabzuziehen. — Die Janitscharen bahnten sich, durch eine zwei Tage und Nächte ununterbrochen fortgesetzte Arbeit, einen Weg unter der Erde in das Schloß, bis zu der inneren Verpfählung, und schon war der Ausgang der Mine wirklich geöffnet. Einige Soldaten der Besatzung, an ihrer Spitze Gregor Pokoy und Benedikt Medwey, welche zuerst diese Oeffnung bemerkten, griffen die Feinde in dem engen Gange mit Lanzen an, und bemühten sich sie zurückzutreiben, wurden aber getödtet. Zriny ließ nun eilends kleine Pulverfässer und irdene, mit Feuerwerk gefüllte Töpfe dahin bringen, und sie angezündet unter die feindlichen Arbeiter werfen. Obwohl viele derselben durch die Explosionen zerschmettert oder durch den Dampf erstickt wurden, füllten doch immer neue Arbeiter die Stellen der Getödteten, und fuhren Tag und Nacht fort, durch Wegschaffung der Erde den unterirdischen Gang zu erweitern. Dieser wurde sodann in der Nacht vom **4.** auf den

5. September mit ausgetrocknetem Holze, Bretern, Stroh und Pulver gefüllt. —

Soliman starb am Nachmittag des 4. Septembers in seinem Lager. Aber der Großvezier Mohammed, im Einverständniß mit einigen der vornehmsten Bassen, verbarg diesen Todesfall dem Heere auf das Sorgfältigste und theilte dem auf einer Reise in Klein-Asien begriffenen Thronerben Selim durch Eilboten diese wichtige Nachricht mit. Das Geheimniß um so besser zu bewahren, ließ der Großvezier auch Solimans Leibarzt, Apotheker, und jene seiner Pagen und anderen Hofbedienten, welche um dessen Tod wußten, bei Nacht ermorden. Auch veranstaltete Mohammed, daß jeden Tag, als wenn der Sultan noch lebte, vor dessen Gezelten die Feldmusik erschallte, für Soliman die Speisen bereitet, und die Tafel gedeckt wurde u. s. w. — Diese Verheimlichung von Solimans Tode gelang, wie die Folge der Ereignisse beweis't, vollkommen. Einige der Hauptquellen erzählen mit Ausführlichkeit ein Schauspiel, welches der Großvezier aufführen und dabei auch die Leiche des Sultans eine Rolle spielen ließ, um das Heer durch den Augenschein von dessen Leben zu überzeugen. So unwahrscheinlich dieser Vorgang an sich selbst ist, so stimmen doch mehrere Hauptquellen in dessen Erzählung überein, und die vorzüglichsten späteren Geschichtsschreiber nahmen denselben, als Thatsache, in ihre Werke auf. Wir theilen diese Anekdote auch hier mit, und überlassen es den Lesern, ihre Glaubwürdigkeit zu ermessen.

Die Bassen und übrigen Anführer der Truppen, besonders die Leibwachen, zeigten in den nächsten paar Tagen eine heftige Begierde, den Sultan zu sehen. Schon begann die Vermuthung sich zu verbreiten, daß Soliman nicht mehr am Leben sei. Schon entstanden unruhige Bewegungen, und ein Aufruhr war zu befürchten. Da faßte der Großvezier den Entschluß, die Feldherren zu täuschen. Er ließ die Leiche mit den Kleidern anthun, welche der Sultan gewöhnlich getragen, sie in dem kaiserlichen Zelte auf einen hohen Stuhl setzen und dann die vorderen Wände des Zeltes auseinander schlagen. So zeigte Mohammed den Verstorbenen in der Ferne den harrenden Feldherren, und wußte Alles so klug anzuordnen, daß die Bassen sich mit der Ueberzeugung entfernten, den Sultan lebend gesehen zu haben. Gleich darauf machte Mohammed den Bassen den vorgeblichen Willen des Sultans bekannt, sie Alle hinrichten zu lassen, wenn nicht in zwei oder drei Tagen Szigeth eingenommen sein würde. —

Mit grauendem Morgen des 5. Septembers steckten die Türken die Mine in der Berg=Bastion an. Dieses größtentheils aus Holzwerk bestehende Bollwerk gerieth bald in Flammen. Von einem heftigen Winde angefacht, verbreiteten diese sich immer weiter und ergriffen auch die in dem Schlosse vor der Belagerung aufgehäuften Vorräthe der zur Herstellung der Werke und Verbauung der Breschen bestimmten Stämme, Balken, Breter und Faschinen. Der Brand dehnte sich dann über die Stallungen, und bald auch auf die übrigen Gebäude aus. Die Schnelligkeit, mit welcher die Flammen um sich griffen, vereitelte die Bemühungen der Soldaten, welche, so wie auch die übrigen Einwohner, mit der größten Anstrengung dem Feuer Einhalt zu thun suchten. Der Graben, welcher das innere Schloß von dem äußeren abschnitt, war zwar noch mit Wasser gefüllt, aber Viele derjenigen, welche in Kübeln und Feuereimern aus demselben schöpften, wurden von den Flintenkugeln der Janitscharen getödtet, und durch den auf diese Art unter den Arbeitern verbreiteten Schrecken die Löschanstalten vereitelt.

Während die Flammen im Schlosse wütheten, wurde dasselbe zugleich von allen türkischen Batterieen heftig beschossen, doch dieses Feuer von den Belagerten mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert. Endlich stürmte eine türkische Kolonne das zunächst am Thore gelegene südöstliche Bollwerk. — Auch die nordöstliche oder Nadasdy'sche Bastion wurde von einer unermeßliche Menge Janitscharen, die mit fliegenden Fahnen und unter betäubendem Geschrei heranstürmten, angefallen, und bald darauf wirklich überstiegen. Diese Feinde stürzten sich nun in dichten Schaaren in das Innere des Schlosses. Graf Zriny eilte an diese Stelle, griff die Türken mit unwiderstehlicher Tapferkeit an, hieb die vordersten mit eigener Hand nieder, und schlug die Feinde, nachdem mehrere Hunderte derselben niedergemacht worden, wieder aus dem Schlosse. — Ein zweiter Sturm wurde von mehreren Tausenden der erhitzten Krieger unternommen. Sie erstiegen zum zweiten Male diese Bastion. Aber wieder sahen sich die Türken von Zriny angegriffen und mit großem Verluste über die Wälle hinabgeworfen. Eben so scheiterte ein dritter Sturm an der unerschütterlichen Tapferkeit Zriny's und seiner Krieger. Ein Theil der Janitscharen, dem der Rückzug in den Morast bereits abgeschnitten war, suchte Rettung in den brennenden Gebäuden und ging dort in den Flammen zu Grunde. Der ganze Verlust der Türken bei diesen drei Stürmen wurde auf mehr als sieben Tausend Mann

geschätzt. — Unter den vielen tapferen Ungarn, welche in diesem Handgemenge fielen, befanden sich auch die Hauptleute Johann Novakovich und Andreas Bika. —

Fast alle Gebäude des äußeren Schlosses standen nun schon in Flammen. Diese näherten sich bereits einem unweit des in das innere Schloß führenden Thores gelegenen Pulvermagazine. Gegen die immer wachsende Wuth des Feuers und gegen die zahllosen Schaaren der Türken war keine längere Vertheidigung des äußeren Schlosses mehr denkbar. Daher warf sich Zriny mit so vielen seiner Krieger, als er in der Eile aus dem Gefechte und von den Werken an sich ziehen konnte, in das innere Schloß. Die Feinde folgten ihm über die Breschen mit solcher Hast nach, daß es kaum noch gelang, das Thor zu verschließen. Sehr viele Soldaten, die das innere Schloß nicht mehr zu gewinnen vermocht hatten, wurden von den Türken niedergehauen, — eine große Anzahl Weiber und Kinder gefangen in das Lager geschleppt. Den, wie wir schon erwähnt, vor einigen Tagen bei Vertheidigung der Altstadt schwer verwundeten Hauptmann Matthias Szedschödy enthaupteten die Barbaren in seinem Bette, und führten seine Gattin und neun Kinder in die Gefangenschaft. — Die Janitscharen geriethen gar bald, der Beute und der Gefangenen wegen, in Zwist und endlich in ein Handgemenge, welches vielen derselben das Leben kostete. —

Zriny vertheilte nun die Anführer der geretteten Schaar zur Bewachung und Vertheidigung seines letzten Zufluchtsortes. Das innere Schloß war von dem äußeren, wie schon früher erwähnt wurde, durch keinen Wall, nur durch einen Wassergraben getrennt, an welchem sich die Wohnung des Commandanten und die Zeughäuser befanden. In dem engen inneren Raume stand der mehrerwähnte backsteinerne Thurm, welcher den größten Theil des Pulvervorrathes enthielt. Alle Proviantmagazine lagen in dem äußeren Schlosse, und dort gingen die großen Vorräthe der Lebensmittel und der zur Vertheidigung erforderlichen Bedürfnisse, — in den Flammen zu Grunde.

Die Türken hatten das Geschütz im äußeren Schlosse erobert, das dortige Pulvermagazin vor dem Brande erhalten, und beschossen nun sogleich mit eben diesen erbeuteten Geschützen das innere Schloß. In diesem befanden sich noch zwei schwere Kanonen, zwei Mörser und vierzehn kleinere Stücke. Der Lebensmittelvorrath beschränkte sich auf tausend Scheffel Weizenmehl. Der Mangel war nicht nur wegen Abgang der Backöfen,

an Brot, — sondern auch an Wasser, so groß, daß in den Tagen vom 5. bis 7. September viele Weiber und Kinder vor Hunger und Durst verschmachteten. — Der Rückweg oder Zugang in das äußere Schloß war sowohl durch die stets noch fortwüthenden Flammen, als durch die zahllosen Schaaren der Türken versperrt, welche jede feuerfreie Stelle anfüllten. Wie sich ein Vertheidiger des Schlosses nur blicken ließ, wurde er mit einem Hagel von Kugeln und Pfeilen überschüttet. — Die Türken lagerten sich, durch die Feuersbrunst genöthigt, auf den Wällen des eroberten äußeren Schlosses. Zwei Tage, den 6. und 7. September, während die Beschießung des inneren Schlosses fortgesetzt wurde, ließen die Anführer ihre Schaaren ruhen. — Die Ungarn waren in ihrem engen und durch alle Arten von Mangel bedrängten Zufluchtsorte von banger Erwartung erfüllt. Kein anderer Ausweg aus dieser traurigen Lage war mehr denkbar, als der Tod, oder schmähliche Sklaverei. —

Am 7. September, um die sechste Morgenstunde, gelang es den Türken, durch Feuerpfeile die Wohnung des Grafen Zriny im inneren Schlosse in Brand zu stecken. Der Großvezier ließ nun, — auf vergeblichen Befehl des Sultans, — das ganze Fußvolk zum Sturme anrücken. — Die Kolonnen drängten sich von allen Seiten heran, unter Schlachtgeschrei und dem Getöne der Trompeten und Pauken. Zahllose Fahnen pflanzten sie in dem großen Schlosse. So weit das Auge reichen konnte, war die Gegend mit dichtgedrängten Schaaren bedeckt, welche dem kleinen Punkte, von dessen Eroberung der Sieg abhing, aus Mangel an Raum nicht nahen konnten. —

Die immer weiter sich verbreitenden Flammen überzeugten den Grafen Zriny, daß eine längere Erhaltung des Schlosses unmöglich sei. Er war fest entschlossen, einen ehrenvollen Tod den Sklavenfesseln vorzuziehen. Indem er sein Leben dem Vaterlande opferte, hoffte er durch ein großes Beispiel seinen Landsleuten auch nach dem Tode noch zu nützen, und den Waffenruhm Ungarns auf's Glänzendste zu erhöhen. — Zriny bereitete sich mit der Ruhe eines wahren Helden zu seinem Ende, und, gleich den gefeierten Heroen der Vorzeit, schmückte er sich zum letzten Kampfe. Er wollte sich weder mit Helm, noch mit Panzer bedecken, sondern wählte ein leichtes seidenes Kleid, eine schwarzseidene, mit Gold und einem großen Diamant, über dem sich lange Reiherfedern erhoben, verzierte Mütze; einen an Gold und Silber kostbaren Säbel, das werthe Erbstück seines Vaters;

endlich einen kleinen runden Schild. Die Schlüssel des Thores und hundert Stück ungarische Dukaten ließ sich Zriny in das Futter des Kleides nähen; die ersteren, damit sie nicht, so lange er lebte, in des Feindes Hände fielen; die letzteren, damit, wie er selbst äußerte, der Türke, der seine Leiche entkleiden würde, in dieser Beute den Lohn für seine Mühe fände. —

Nun trat Zriny aus seiner Wohnung. Schon erwarteten ihn auf dem Platze alle Soldaten, mit Helmen, Panzern und Schilden gerüstet. Sie waren gefaßt und zu dem Aeußersten entschlossen: denn es war ihnen eben so unmöglich, der Wuth der Flammen auf irgend eine Art Einhalt zu thun, als in dem Schlosse vor Feuer und Rauch noch länger auszuhalten. — Zriny trat in ihre Mitte und begeisterte sie durch einige kraftvolle, dem sich nahenden Momente angemessene Worte.*) Der Aufforderung, einen ruhmvollen Tod erniedrigender Sklaverei vorzuziehen, antwortete der allgemeine Ruf der Schaar: „sie Alle seien Eines Herzens, Eines Sinnes mit dem Führer.“ — Nach Zriny's Beispiel wollten auch die Soldaten sich nicht länger mit Schutzwaffen belasten, die für die zu sterben Entschlossenen keinen Nutzen mehr hatten. Sie schleuderten daher Schilde, Brustharnische, Panzer, und selbst die Scheiden ihrer Säbel von sich, um leichter zu sein, und mit desto größerer Behendigkeit unter die Feinde eindringen zu können.

---

*) Der gleichzeitige Budina (S. 733—734) und der spätere Istuanfy (S. 317) haben diese letzte Rede Zriny's, nach den verschiedenen von den wenigen Augenzeugen, die diesen Tag überlebten, herrührenden Ueberlieferungen weitläufig ausgesponnen. Den Sinn derselben mag Zriny wirklich ausgesprochen haben, und dieser liegt ihren Deklamationen zum Grunde. Aber die fremden, unter sich ungleichen Zuthaten passen weder zu dem Charakter des Helden, noch zu dessen drangvoller Lage. —

Die früheren Quellen, so wie die Darstellungen späterer Historiker, enthalten noch viele Details und theilen häufig die Worte mit, welche Zriny bei verschiedenen Veranlassungen, besonders in den letzten Stunden, als sich die große Katastrophe vorbereitete, gesprochen haben soll. Aber jene Details beschränken sich auf kleinliche Nebenumstände und sind durch nichts verbürgt; und in jenen angeblichen Worten Zriny's webet nicht des Helden Geist. Sie sind unverkennbar späteres Machwerk. — Eigenthum der verschiedenen Schriftsteller, und nach deren Stand, Rang, Beschäftigung und individueller Ansicht abweichend gestaltet. — Hier aber wurden nur solche Angaben aufgenommen, welche das Gepräge der Echtheit trugen. Jene Um-

Nun übergab Zriny dem Lorenz Juranitsch die kaiserliche Fahne, um dieselbe vor ihm herzutragen. — Dann befahl er das Schloßthor zu öffnen. Unter dem Thorgewölbe hatte Markus Seretschény, der allein noch übrige Büchsenmeister, einen mit gehacktem Eisen, Kettentrümmern und Bleikugeln beladenen Mörser aufgestellt. Dieser sollte jetzt unter die in dichten Haufen auf und zunächst der Brücke stehenden Türken losgebrannt werden. Aber ein feindlicher Schuß zerschmetterte in demselben Augenblicke dem Seretschény den Kopf. Da rief Zriny dem nächststehenden Georg Horvath zu, dem Fallenden die Zündruthe zu entreißen und das Stück loszubrennen. Dieser Schuß richtete in den gedrängten Haufen der Türken außerordentliche Verheerung an.

Durch den Pulverdampf verhüllt, drang Zriny unter dem Feldgeschrei Jesus! mit bloßem Säbel in den Feind; — Juranitsch ihm mit der Fahne voraus; die noch übrigen Krieger hinter ihm. Auf der Brücke entspann sich ein wüthendes Handgemenge. Die dem Tode geweihte Heldenschaar, die kaum mehr als dreihundert Streiter zählte, that Wunder der Tapferkeit. Aber sie erlag gar bald der Menge von Kugeln und Pfeilen, die von allen Seiten gegen sie geschossen wurden. Hier wurde Zriny von drei Kugeln getroffen. Bei dem dritten Schusse, der zwischen dem rechten Auge und dem Ohre in das Haupt drang, stürzte der Graf leblos zu Boden. — Die

---

stände, welche die Leser vielleicht aus anderen Schilderungen dieses großen Ereignisses schon kennen, und also hier vermissen werden, — sind auch dem Verfasser alle wohl bekannt. Doch absichtlich wurden die Details weggelassen, welche entweder durch die ältesten und sichersten Quellen nicht verbürgt waren, oder eine kritische Prüfung nicht aushalten. —

Als der Verfasser es unternahm, eine kriegerische That zu beschreiben, mit deren Erhabenheit in dem Gebiet der Welt- uud Kriegshistorie nur noch zwei ähnliche Thaten zu vergleichen sind: jene des Griechen Leonidas in den Thermopylen, und die des Römers Decius am Vesuv, — das Ende eines Helden zu schildern, in dessen Verherrlichung die Geschichte, die Dichtkunst, die Malerei, die Tragödie u. s. w., durch glänzende Darstellungen gewetteifert haben, — verzichtete er in vornhinein darauf, seine Erzählung mit einem andern Reize auszustatten, als welchen schon die Handlung selbst für jedes edle Gemüth haben muß. Sein Ziel ging nur dahin, diese Kriegsthat, insoweit es die Beschränktheit der echten Quellen erlaubte, in einer Wahrheit darzustellen, welche mehr als jede Kunst, den Helden von Szigeth ewig dauernde Verwunderung verbürgen dürfte. —

Türken erhoben, als sie ihn fallen sahen, ihr Allah-Geschrei. Die noch übrigen Ungarn wichen in das Schloß zurück. Die Türken folgten auf dem Fuße und drangen mit denselben zugleich durch das Thor. Ihre Schaaren erfüllten gar bald die inneren Wälle, und von dort herab schmetterten sie die noch immer gleich tapfer kämpfenden Ungarn durch geschleuderte Steine und Holzstücke nieder. Fast alle diese Helden, — darunter die Hauptleute Wolfgang Popratovich, Niklas Kovak und Peter Patatitsch, die Edelleute Johann Bajou, Paul Istuanfi, Georg Csaki, Georg Ketskei, fanden hier den Tod. Georg Kaprary und der Anführer der berittenen Büchsenschützen, Johann Novak, zogen sich in den steinernen Thurm zurück, vertheidigten sich in demselben noch einige Zeit und fielen endlich, von den Kugeln der Janitscharen getödtet.

Die wenigen Männer, welche von den Türken gefangen wurden, mußten von diesen vermummt, mit türkischen Helmen oder Mützen bedeckt, oder in Weibskleider gehüllt werden, um sie der Mordlust der Ihrigen zu entziehen und sie lebend aus dem Schlosse zu bringen. Unter diesen war der Bedeutendste Zriny's Neffe, der Hauptmann Kaspar Alapi.*)

*) Caspar Alapi, Neffe des Helden von Szigeth, war eine der interessantesten Persönlichkeiten damaliger Zeit. Dieser Held, der seinem Oheim wenig an Tapferkeit nachgab, war unansehnlich von Gestalt, unbedeutend in den Gesichtszügen und hatte einen ansehnlichen Höcker. Im Treffen bei Pesth führte ihn seine Tollkühnheit mitten unter die Türken, welche ihn sogleich umringten. Zwanzigfach übermannt, mußte er sich troß der rasendsten Vertheidigung ergeben. Ein Deli hob schon den Arm, ihn niederzuhauen, als ihn ein anderer aufhielt. „Schämst du dich nicht!" rief er, „du kleine Kröte! Lauf zu und komm ein zweites Mal nicht wieder!" — Denselben Augenblick drangen die Ungarn vor, Alapi rief: „Denkt an die kleine Kröte!" entriß dem Leichnam eines Spahis Lanze und Säbel und vereinte sich glücklich mit seinen Freunden. Seitdem war Alapi stolz auf den Beinamen: die kleine Kröte, und im ganzen Lande blos unter diesem Namen bekannt. Als 1562 Aly Arslan Szigeth überrumpeln wollte, weckte ihn aus so hoffärtigen Träumen seine gänzliche Niederlage durch die kleine Kröte. Alapi, wieder durch seine Tapferkeit verlockt, wurde abermals umringt, da aber die Türken mehr die Riesengestalten des Banus Zriny und seiner Freunde Praputovich und Batschatiza im Auge behielten, kam er leicht verwundet davon, schlug und verfolgte sie auf ihrer wilden Flucht. Als Soliman auf Szigeth rückte, zog die kleine Kröte mit 1500 Mann dem zehnfach überlegenen Vortrab entgegen, überraschte ihn in der Nacht mit unwiderstehlichem Ungestüm, tödtete einmal so viel

Dieser hatte sich nach dem Verluste des inneren Schlosses in einem Winkel verborgen. Da er bei einer sehr kleinen Statur doch ein unförmlich breites, schwarzbraunes Gesicht hatte, so wurde er von den Türken für einen unbedeutenden Waffenträger oder Bedienten gehalten und am Leben verschont. Er wurde eben gefangen an jener Stelle vorübergeführt, wo die beutegierigen Janitscharen Zriny's Leiche plünderten und dieser die Hände abhauen wollten, weil sie die kostbaren Armbänder nicht zu öffnen wußten. In der Hoffnung, des Oheims Leiche gegen fernere Beschimpfungen zu schützen, machte Alapi diese Armbänder mit Hilfe eines in die ihm wohlbekannten Oeffnungen gesteckten Messers los. — Auch Zriny's Kammerdiener, Franz Czerenkó und ein gewisser Bartholomäus Geretsch (Feßler nennt statt dieses einen Johann Gall von Losdorf) wurden verschont. — Stephan Orsitsch wurde von einem Türken, der bei ihm in früherer Zeit als Gefangener und Sklave mit vieler Milde behandelt worden war, mit eigener

---

Türken als er Mannschaft zählte, fing viele vornehme Offiziere, machte überreiche Beute und zog sich dann wieder in die Festung zurück. Als später die Veste in Flammen stand und Zriny mit Lorenz Juranitsch den Heldentod, den er suchte, fand, wurde Alapi, den Zriny schon früher für diesen Fall zum Festungshauptmann ernannt hatte, mit einigen Genossen von der Brücke abgeschnitten und von ihnen in das Gewölbe eines fernen Vorwerkes hineingerissen, während die Pulverkammer mit dem Hauptgebäude in die Luft flog. Ihre Hoffnung auf Flucht wurde jedoch bald getäuscht. Janitscharen entdeckten den verborgenen Winkel und metzelten die Flüchtenden nieder. Nur die kleine Kröte wurde abermals durch ihre widrige Gestalt gerettet. Dieser Umstand blieb unbekannt, daher die in geschichtlichen Werken so oft wiederholte Nachricht, von den Vertheidigern Szigeths sei kein Einziger entkommen. Die Türken hielten Alapi für einen gemeinen Waffenknecht und schleppten ihn zu Zriny's Leichnam, um seine prachtvollen goldenen Armbänder zu öffnen, die sie nicht von der Leiche hatten trennen können und deshalb schon die Arme abhauen wollten. Alapi warf sich an der Leiche seines Freundes nieder, küßte die kalte Hand des Helden, öffnete das ihm wohlbekannte geheime Schloß der kostbaren Armbänder und warf es den Raublustigen hin, die forteilten und ihn ruhig entfliehen ließen. So war zum dritten Male seine Gestalt sein Retter vom Tode und Alapi, noch durch 16 Jahre als Befehlshaber in Kanischa und Verweser des kroatischen Banats, genoß den Triumph bei seinen häufigen Siegesmahlen, unzählige Toaste auf die kleine Kröte jauchzen zu hören. Nachdem er Zriny's Schatten zahllose Todtenopfer gebracht, starb er am 29. Mai 1584 und wurde im Kloster Semeth begraben.

(M. Vermann's österr. biograph. Lexicon 1. Heft.)

Lebensgefahr gerettet. Nur diese vier oder fünf Männer allein überlebten also den blutigen Tag, und theilten dann mit den gefangenen Weibern und Kindern das Loos einer harten Sklaverei. Sie wurden jedoch in Kurzem von Zriny's Sohne, Georg, losgekauft. — Die Janitscharen stritten sich häufig um die Gefangenen, und entschieden ihren Zwist meistens damit, daß sie dieselben in Stücke hieben.

Das Schloß war ganz mit christlichen und türkischen Leichen angefüllt und das Blut floß in den Straßen. Während die Türken, welche Gefangene gemacht hatten, diese mit Stricken und Ketten gebunden, den Lagern zuführten, waren immer frische beutegierige Schaaren nachgerückt und hatten alle Mauern, Plätze und Gassen des äußeren und auch des inneren Schlosses, soweit denselben hier die Flammen vorzudringen erlaubten, überschwemmt. Jetzt erreichte das Feuer jenen Thurm des inneren Schlosses, in dessen Erdgewölben die Pulvervorräthe verwahrt waren, und fand bald zu diesen den Weg. Unter entsetzlichem Krachen riß die Gewalt der Entzündung die Gewölbe des Thurmes und alle übrigen Gebäude des Schlosses aus ihren Grundvesten in die Lüfte, und schleuderte die Steine, Balken u. s. w. über die Massen der Türken. Mehr als dreitausend derselben, meist Janitscharen, wurden zerschmettert und unter den fallenden Trümmern begraben. Dieses Ereigniß verbreitete Trauer über das eben noch von Siegesfreude trunkene türkische Heer. —

Noch am 7. September ließ Ali, der Janitscharen-Aga, dem Leichname Zriny's das Haupt abschlagen. Am 8. September wurde dasselbe, einen Steinwurf von den kaiserlichen Zelten entfernt, auf einen Pfahl gespießt, und nächst den auf einen Haufen geschichteten Köpfen der übrigen in Szigeth gefallenen ungarischen Krieger aufgestellt. Ringsum waren die eroberten christlichen Fahnen, verkehrt, mit der Spitze der Stangen in die Erde gesteckt. Zriny's Körper ließ Mustapha Willith, Beg der Reiter von Bannaluka, der einst des Grafen Gefangener gewesen, beerdigen. — Die Köpfe blieben diesen Tag über zur Schau gestellt und viele Tausend Türken drängten sich herbei, um die Ueberreste der Helden anzustaunen, deren Besiegung ihnen so große Opfer gekostet hatte. Jeder Türke, welcher das Haupt eines Kriegers von der Besatzung Szigeths bei dem Zelte des Sultans oder bei jenem des Großveziers abgab, erhielt dafür zehn Dukaten zum Geschenke.

Am früheſten Morgen des 9. Septembers ließ der Großvezier Zriny's

Haupt seinem Bruder, dem Bassa Mustapha Sokolowitsch von Ofen, überbringen. Dieser befahl, dasselbe mit einem seidenen Tuche, dann noch mit einer feinen Leinwand zu umwickeln, und schickte es durch einige Bauern an den kaiserlichen Feldherrn Grafen von Salm nach Raab, mit einem Briefe voll Rührung über Zriny's Heldentod, die ein tapferer Soldat dem Anderen nie versagt. Balthasar Batsani, Zriny's Schwiegersohn und Franz Tahi, sein Schwager, brachten dasselbe nach Tschakathurn. Dort, im Kloster der heiligen Helene, war die Gruft, in welcher Zriny's erste Gemahlin, Katharina Frangepani, mit einer Tochter und zwei Söhnen ruhte. Dort wurde auch Zriny's Haupt in den Schooß der Erde gelegt und eine Inschrift verkündete den diese Wohnung des Todes Besuchenden, die Thaten des Helden. —

Der ganze Verlust, welchen das türkische Heer vom 1. August bis 7. September vor Szigeth erlitten, wurde auf ungefähr dreißigtausend Mann geschätzt. Alle Wälle, Gassen, Plätze und Annäherungen dieses Ortes waren mit todten Körpern bedeckt. Der Großvezier trug dem Janitscharen-Aga auf, die noch immer wüthenden Flammen dämpfen und Platz und Gegend von den durch ihre Ausdünstung die Luft verpestenden Leichen reinigen zu lassen. Auch sollte die christliche Hauptkirche unverzüglich zur Moschee eingerichtet werden. Dem Skender-Beg, bisherigem Befehlshaber zu Sziklos, übertrug er das Commando in Szigeth. Mohammed verkündigte zugleich, „Sultan Soliman selbst würde an dem siebenten, auf die Eroberung folgenden Tage, — am 14. September, — den Platz besehen und in demselben ein feierliches Dankfest halten." — Als nun Schloß, Stadt und Gegend mit großer Anstrengung gereinigt worden und der zum Feste bestimmte Tag kam, — der Sultan aber doch nicht erschien, begann sich auf's Neue die früher durch die List des Großveziers beschwichtigte Vermuthung im Heere zu verbreiten, daß Soliman nicht mehr am Leben sei.

(Oesterreich. militair. Zeitschr. f. 1827.)

Leonhard Freiherr von Vels der Jüngere,

kaiserl. Oberſthofmeiſter, Hofmarſchall, Landeshauptmann an der Etſch und Burggraf zu Tyrol, kaiſerl. oberſter Feldhauptmann in Ungarn und den windiſchen Landen.

Leonhard, Michaels Freiherrn von Vels älteſter Sohn, den wir zum Unterſchiede von ſeinem gleichnamigen Oheime den Jüngeren oder Zweiten nennen wollen, war um **1497** geboren und muß frühe ſich entwickelt und männlichen praktiſchen Geiſt gezeigt haben, indem Erzherzog Ferdinand I. in einem Schreiben dd. Speyer am **24.** Juli **1526** dem Brixner Domcapitel anzeigt, daß er vermöge des vom poſtulirten Biſchofe Georg aus Spanien erhaltenen Schreibens Leonharden dem Jüngeren von Vels den Auftrag gegeben habe, im Namen des gedachten Hochſtiftes beim Reichstage zu Speyer zu erſcheinen und dort deſſen Geſchäfte zu beſorgen.

Wo er den erſten Waffendienſt mit tyroliſchen Landsknechten, die damals für ein ganz vorzügliches Fußvolk galten, gethan habe, iſt mir unbekannt; wahrſcheinlich unter ſeinem Oheime gegen die rebelliſchen Bauern im Salzburgiſchen; dann ſtand er unter Georg von Frundsberg in den italieniſchen Kriegen. Das Feld ſeines frühen Ruhmes iſt aber Wien und Ungarn wider K. Ferdinands I. Gegenkönig Johann Zápolya, Grafen von Zips und Woiwoden von Siebenbürgen, der ſich durch Ränke und Beſtechung der Krone des h. Stephans bemächtigt hatte und zu Stuhlweißenburg am **12** November **1526** gekrönt wurde, und um ſich auf Ungarns Throne zu erhalten, den eroberungsſüchtigen Sultan, Suleiman den Prächtigen, herbeigerufen hatte.

Da das Geſchichtliche jener Unfälle nach der Schlacht bei Mohácz, in der König Ludwig II. von Ungarn am **29.** Auguſt das Leben verlor, den heimiſchen Leſern wohl bekannt iſt, oder Jeder in den Geſchichtswerken von Iſthuanfi, Pray, J. A. Heſſler, Grafen von Mailáth, Schels ꝛc. leicht nachſehen kann, ſo will ich beſonders das, was unſern Vels betrifft, theils aus archivaliſchen Quellen, theils aus dem lateiniſchen Codex des Wolfgang Lazius in der k. k. Hofbibliothek mittheilen, welcher die Ereigniſſe in Ungarn von dem Jahre **1540** — **1545** enthält.

Zápolya, deſſen bewaffnete Rotten im nordöſtlichen Ungarn herumzogen, hatte ſich bis zum März **1528** in Oberungarn, woraus der hochbe-

jahrte, kriegskundige Niklas Graf von Salm, Kaiser Ferdinands I. oberster Feldhauptmann, ihn nach Eroberung von Erlau, Tokay rc. im vorigen Spätsommer vertrieben hatte, wieder ausgebreitet. Der neue Feldhauptmann Johann von Katzianer, traurigen Andenkens, schlug am 8. März bei Szinye unweit Kaschau den Usurpator auf's Haupt, der nun zum Woiwoden Johann Tarnowsky nach Tarnow in Polen entfloh. — Vels ist schon in diesem Zuge nach Katzianer der erste Mann, und von diesem in allen Vorfällen beigezogen. Des Letzteren ausführlicher Bericht aus dem Lager bei Szinye an den König Ferdinand über diesen Sieg meldet, daß die feindliche Streitmacht nach beträchtlichem Verluste zerstreut, Zápolya selbst beinahe gefangen und mehrere Fahnen erbeutet worden seien.

Auf dem Kampfplatze lagen an 300 Mann polnisches Hilfsvolk, viele Wagen, polnische Falconette und anderes Kriegsgeräthe, nebst wichtigen Briefen des Königs Sigmund an Zápolya, welche neue Aufschlüsse über ihre beiderseitigen heimlichen Verhältnisse gaben. Der Feldhauptmann empfiehlt besonders das tapfere Verhalten und die kluge Leitung der beiden Obersten, Leonhard von Vels über das Fußvolk und Niklas von Thurn, der Gnade des Königs, klagt dagegen über die Lauheit Valentin Töröks und Ludwig Pekry im Verfolgen der Feinde, und daß sie sich dem Plündern überließen. Am 13. März zeigt Katzianer seinen Marsch nach Barcha (?) an, wie auch Zápolya's Flucht nach Polen und die Zerstreuung seines Heeres, ferner daß er dem König Sigmund von Polen geschrieben habe, den Flüchtigen in Verwahrung zu nehmen, und bricht am 14. gegen die ungehorsamen Schlösser und Flecken los.

Das Felsenschloß Murány ergab sich an den Obersten von Thurn, und sieben Gespannschaften unterwarfen sich. Der Schreibende lobt das Wohlverhalten der um Kaschau liegenden Städte, und tadelt das Benehmen des Adels. König Ferdinand schreibt am 17. März an Katzianer, Kenntniß zu haben, daß 5000 Mann polnischer Hilfstruppen zu Zápolya's Unterstützung gesammelt werden, und er auch Geld erhalte. Nicht ohne Interesse ist desselben Königs Befehl vom 21. März, in den mitgetheilten Chiffern zu schreiben, und auch hiervon seinen Rath Leonhard Freiherrn von Vels, des Fußvolkes Hauptmann und Zeugmeister, in seinem (des Königs) Namen in Kenntniß zu setzen. Wie aus den weiteren Berichten hervorgeht, waren von den Befehlshabern keine großen Resultate zu erfechten, weil es an gutem Feldgeschütze und fahrbaren Straßen, an Bezahlung

der Kriegsknechte, von denen viele krank oder weggelaufen waren, fehlte, weshalb auch Katzianer nicht vorrücken konnte; zudem war das um Kaschau aufgebotene Landvolk zu feindlichen Unternehmungen nicht verläßlich. — Wenn auch von Thurn und von Manderscheid das Schloß Zips nach einem Berichte vom 28. März genommen hatten, so konnte Katzianer doch die anderen leicht einnehmbaren Schlösser nicht angreifen, da das Abwarten, Schwanken und Laviren der ungarischen Regierung und des ungarischen Schatzmeisters die Ankunft der Husaren beim Heere verzögerte, und weder das verlangte Geld noch Geschütz ankam. Schon in einem Schreiben aus Kaschau vom 3. April bittet der kränkelnde Katzianer, der sich durch die dem Kriegsvolke geleisteten Geldvorschüsse in Schulden gesetzt hatte, zur Pflege seiner Gesundheit weggehen zu dürfen, und sein Amt durch einen andern Feldhauptmann ersetzen zu lassen. Kurze Zeit darauf finden wir schon Vels als Oberhauptmann, neben Katzianer, der eine Zeit lang noch den Posten eines obersten Feldhauptmannes behielt.

Im Juni ward die Stadt Trentschin genommen, und am 30. d. M. capitulirte die Besatzung des dortigen, mit Feuerkugeln beschossenen Felsenschlosses, das Zápolya's kriegerischer Vater Stephan befestigt hatte, an Katzianer, der Feind wurde gänzlich von dort vertrieben.

Katzianer und Vels mußten aber den eingelegten Fähnlein böhmischer Söldner bei Treu und Glauben das im Schlosse befindliche Geschütz so lange zusichern, bis ihnen der Sold bezahlt sei. Da Neuhäusel und die anderen festen Plätze an der Waag sich ohne Widerstand ergeben hatten, und die nördlichen Comitate wieder dem Könige unterworfen waren, sollte ein Zug nach Siebenbürgen gemacht werden (den auch Peter Perenyi und Valentin Török mit einiger Mannschaft unglücklich gemacht haben), aber früher mußte den alten Kriegsknechten ihr Sold bezahlt und ihre Zahl verstärkt werden, und eben so war es auch nöthig, Schiffbrücken an der Theiß, wo der Feind sich stark versammelte, zu schlagen, und neues Kriegszeug anzuschaffen. Wenn dies nicht geschehe, erklärte Katzianer keine Unternehmung ausführen zu können.

Da die Türken auch in Krain einfielen, sollte Katzianer nach einem Berichte vom 23. Juli das in Ungarn befindliche Kriegsvolk dahin führen, das erforderliche Geschütz aus den Zeughäusern zu Cilli und Grätz hinschaffen, die ungehorsamen windischen Unterthanen zum Gehorsam des Aufgebotes zwingen, selbst in's türkische Gebiet einfallen, und Udbina oder

Rammgrad einnehmen. Am 8. August wurden von der niederösterreichischen Statthalterschaft und dem Regenten Felician von Petschach und Hans Friedrich von Landeck in's Lager nach Tyrnau geschickt, um mit den Söldnern zu unterhandeln. Vels erhielt nun an Katzianers Stelle, der in Tyrnau erkrankt war, das Interims-Commando, und hatte die Meuterei der Knechte wegen des ausstehenden Soldes zu beschwichtigen. Es wurde am 6. beschlossen, den Obersten Vels an den König Ferdinand abzuschicken, um den Soldrückstand zu erwirken, und man hoffte, daß die Knechte dessen Rückkunft ruhig in ihrem Lager abwarten würden. Am 14. August schreibt König Ferdinand an Katzianer und die beiden Obersten von Vels und von Thurn, und giebt ihnen sein Wohlgefallen zu erkennen, daß sie sich bemühten, das Kriegsvolk zum Marsche nach Krain in Bewegung zu setzen, und dasselbe wegen der Bezahlung vertrösteten. Nach einer späteren Weisung wurde Vels zum Obersten über das Fußvolk, Thurn über die Reisigen (Reiterei) gesetzt, und Katzianer sollte trotz seiner Kränklichkeit den Oberbefehl behalten.

Am 12. September schrieben Katzianer aus Oedenburg und Oberst Vels aus Wien eigenhändig an König Ferdinand dringend hinsichtlich der ausständigen Bezahlung des Kriegsvolkes, und ließen einen Aufstand des Landvolkes gegen die Kriegsleute, das Ausreißen der Letzteren und eine noch größere Gefährdung des Landes von Seiten der Uebelgesinnten befürchten. Der Feldhauptmann war am 9. November um Kaschau, Trentschin rc. wieder von Zápolya bedroht, der zu unseres Königs Nachtheil vom König Sigmund aus Polen verwiesen zurückgekehrt war, und hatte noch keine Bezahlung des Kriegsvolkes erhalten.

Katzianer hatte eilig nach Ofen zu ziehen beschlossen, doch hielt es sein König am 19. November für gerathener, gegen Siebenbürgen zu rücken, da Zápolya gemeinsam mit dem Pascha Muhamed Bey, der **3000** Streiter mit sich führte, das Schloß Gyula, und Temeswar zu belagern gesonnen sei. Ein Schreiben des Königs vom 27. December aus St. Veith in Kärnthen, wohin er mit seiner Gemahlin am 12. von Wien über Gratz gereis't war, um nämlich auch von den Ständen Innerösterreichs Hilfe gegen die Türken zu erhalten, befiehlt auch gegen Siebenbürgen zu ziehen. Katzianer, aller Unterstützung bar, vermochte nicht, mit seinem schwachen Corps in Oberungarn etwas auszurichten.

Während König Ferdinand über Innspruck, von wo seine Gemahlin,

ihrer Entbindung (mit ihrem zweiten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand) entgegensehend, nach Linz zurückkehrte, auf den für den 18. März 1529 ausgeschriebenen Reichstag nach Speyer reis'te, theils wegen der Religionsangelegenheiten in Deutschland, theils um die erforderliche Reichshilfe gegen die Türken und seinen Gegenkönig aufzubringen, erhob sich wieder Zápolya's Macht, welcher sich durch Vermittelung des Polen Hieronymus von Lasky und des venetianischen Bastarden Luigi Gritti mit dem Sultan (27. Jänner 1528) verbunden hatte, und dem nun mit Riesenmacht heranrückenden Sultan zu Mohács (19. Juli 1529) die Hand küßte. Hier erhielt der Sultan die Krone des heil. Stephan aus den Händen des Bischofs von Fünfkirchen, die dem parteiwechselnden Kronhüter Peter Perenyi bei dessen Uebersiedelung vom Schlosse Niklas nach Sarос=Patak im Dorfe Kaibacs im Tolnaer Comitate Nachts abgenommen wurde. Solyman nahm am 29. August die Stadt Ofen, und bald ergab sich die feigherzige deutsche Besatzung der unvertheidigten Stadt und dann des Schlosses Ofen. (9. Sept.) Sieben Tage nachher wurde Zápolya durch Segban Pascha auf den Thron der Arpaden feierlich eingesetzt. Der Sultan machte nun ohne Widerstand seinen Eroberungszug über Gran, Raab, gerade gegen Wien, um der Christenheit ein Ende zu machen. Am 26. September hatte Suleiman mit sieben Lagern die Stadt Wien, Deutschlands wichtigste Vermauer, umschlossen, die gleich dem griechischen Theben auf sieben Stationen sieben Helden entgegenstellte.

Nach Paul Peschebs, des Königs Ferdinand I. gewesenen Herolds ꝛc., Beschreibung der ersten türkischen Belagerung Wiens heißt es:

„Herr Lienhart Freiherr zu Vels ꝛc. hat das Burckthor vnnd vonn dann bis an Schottenthor, vnnd darfür hinab in beuelch gehabt zu veralten, vnnd demselben zur Hilf und sterckhung deß Hauffen sein zwischen gemeltenn Purckh und Schottenthor, auf vier Plätzen die 500 Phert oder österreichischen Reutter in allem Leorma gehalten."

Hiermit stimmt wohl Sarava's Angabe, der ihn mit den Veteranen aus dem Zápolyaischen Kriege die k. Burg beschirmen läßt, überein. **Unter ihm, der sieben Fähnlein alter Fußknechte befehligte, die schon in Ungarn gedient hatten, standen als Hauptführer den einzelnen Fähnlein vor: Ehilg d. i. Aegid Freiherr von Vels, Johann von Altenhausen, Lieutenant, Thomas Flaschberger, Fähnrich; Christoph Reisacher aus Steyer, Heinrich Wundershofer, Joachim von Helmstorf, Thomas von Armstorf, Peter**

von Vels, Nikodemus Sinkmeser, Jacchim von Rosenau, Heinrich Sendrofsky, Albert und Florian von Kodsan, Georg Westvalin.

Als Suleiman nach erfolgloser Belagerung theils wegen der herannahenden strengeren Jahreszeit, theils wegen Mangels an Nahrungsmitteln ꝛc. von Wien abgezogen war, erhob sich für die Bürger der so schwer bedrängten Stadt und die Befehlshaber neue Gefahr von vierzehn Fähnlein Reichsknechten, die in Häusern, Kirchen und in der Burg plünderten, boshaften Muthwillen trieben, und von den Obersten und Bürgern Mord drohend dreifachen Sturmsold ungestüm forderten, bis sie endlich mit zwei verdienten und einem bewilligten Sturmsolde befriedigt wurden. — Nach diesem verführerischen Vorgange erhob sich auch der alt Haufen (Veteranen) unter Herrn Lienharts von Vels Regiment und Herrn Eitel Eckers von Reischach Knechte wegen rückständigen Soldes, und schreckten durch angedrohte Plünderung die Stadt, bis endlich durch das kluge Benehmen der Obersten, Hauptleute und Kriegsräthe auch diese Emeute beschwichtigt wurde.

Nun verschwindet durch ein paar Jahre fast ganz des Freiherrn von Vels Wirksamkeit sowohl in Oesterreich als in Tyrol. In Ulharts Verzeichnisse erscheint unter anderen Herren aus Oesterreich, als König Ferdinands Rath „Lienhart Freiherr zu Vels" ꝛc. Kammerer auf dem im Sommer **1530** gehaltenen Reichstage zu Augsburg. Nach dem Tode seines Oheims Leonhard I. († **1530**) war Georg Freiherr von Firmian Landeshauptmannschafts-Deputirter dd. **20.** December **1530**, und schrieb sich vom Jahre **1532** an Landeshauptmann an der Etsch und Burggraf von Tyrol. Nach des Jakob Andreas Freiherrn von Brandis Manuscripte ist unser Leonhard Landeshauptmann worden, hat aber den Dienst nicht wirklich bedient, wiewohl er sich auf beiden Medaillen Landeshauptmann an der Etsch nennt. Da der König seiner im Rathe zu Wien und im Felde bedurfte, war er für ihn in Tyrol Landeshauptmannschafts-Verwalter. Ich finde denselben nicht auf den tyrolischen Landtagen, wohl aber seinen Bruder Hans Jakob, der auf dem Landtage zu Botzen am **4.** März **1534** zu einem der Hauptleute bei der Landesbewaffnung ernannt wurde, welche der König Franz von Frankreich durch sein geheimes Verständniß mit der nahen Schweiz, dann Würtemberg, Baiern und einigen Gliedern des Schmalkaldner Bundes hervorrief.

Nun zu den ungarischen und unseren Vels und seine Geschichte näher berührenden Angelegenheiten zurück.

König Zápolya hatte in Suleiman, der ihn auf seinem Rückzuge zu Ofen im October zum Könige Ungarns erklärt hatte, einen mächtigen Beschützer gewonnen. Im folgenden Jahre beschränkte sich der Krieg zwischen beiden Königen in Ungarn, besonders im oberen gebirgigen Theile, in Siebenbürgen und Croatien, auf zahllose kleine Gefechte, die ohne Entscheidung das Land zu Grunde richteten und dem Grimme der streifenden Türken weites Feld ließen.

Vergebens berannte Wilhelm Freiherr von Rogendorf vom 31. October bis 19. December 1530 das Schloß von Ofen; er mußte nach vergeblichen Versuchen, die auf lange Zeit verlorne Hauptstadt wieder zu erobern, sich nach Gran zurückziehen. Nachdem Zápolya den durch seinen Schwager und nachherigen Schwäher, Sigismund I., König von Polen, zu Posen mit König Ferdinand vermittelten und von diesem am 25. November 1530 ratificirten Waffenstillstand nicht angenommen hatte, wurde am 21. Jänner 1531 zu Wisegrád zwischen beiden auf dem gegenwärtigen Besitzstande ein dreimonatlicher Stillstand abgeschlossen und später, am 17. Mai, im Beisein Rogendorfs, Sigismunds von Herberstein und unseres Leonhard von Vels, mit Genehmigung des Sultans, auf ein volles Jahr verlängert. — Im Jahre 1532 zog der Sultan wieder gegen Oesterreich mit großer Heeresmacht. Zum Glücke verzögerte das ungemeine Anschwellen der Donau im Juli den Transport der Schiffe so sehr, daß sich 12,000 deutsche Söldner unter dem Pfalzgrafen Friedrich, 11,000 italienische unter dem Marchese Alfonso del Vasto, und 8000 Spanier, bewährte Krieger, unter dem berühmten Antonio Leyva zur Gegenwehr bei Wien sammeln konnten. Der Zug Suleimans ging von Esseck gegen das Städtchen Güns. Niklas Jurisitz aus Zengh widerstand gleich einem Felsen im Meeresgewoge in der Burg dieses Städtchens, wie bekannt, mit 700 Streitern vom 7. bis 30. August vierzehn Stürmen der Osmanlis für unsterblichen Nachruhm. Der Sultan rückte über Oedenburg verheerend herauf, wendete sich bei Eisenstadt links, zog wegen der vorgerückten Jahreszeit über Pottendorf, an Wiener-Neustadt vorüber, durch die Steyermark, Slavonien über Belgrad zurück. Ein Corps von Türken unter Kasimberg streifte selbst bei Ernsthofen über die Enns bis Losensteinleithen, Steyer, und wurde größtentheils aufgerieben. Den Ausgang der südöstlichen Thäler des Wienerwaldes be-

setzten die Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Friedrich. Dessen Oberstlieutenant, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, griff die im Markte Pottenstein eng umschlossenen Türken herzhaft an, jagte sie längs der Triesting aus der Thalschlucht heraus, wo sie am 19. September dem bei Engersfeld (wo der unsterbliche Eckhel am 13. Januar 1737 geboren wurde) und dem Markte Leobersdorf aufgestellten Geschütze und Kriegsvolke entgegen in den Tod liefen. Der Kaiser Karl V. kam mit seinem Bruder, dem Könige Ferdinand, von Regensburg zu Wasser am 23. September 1532 nach Wien, wo ihm der Pfalzgraf die eroberten Fahnen überreichte und der Kaiser Mehreren den Ritterschlag ertheilte. Es waren 76,000 Mann in und um Wien versammelt, und doch geschah keine einzige Heerfahrt, trotz Ferdinands dringendem Wunsche, gegen Zápolya's angemaßte Herrschaft und die räuberischen Fehden und Züge in Ungarn; denn der Kaiser hatte mit seinen Truppen, deren spanischen Kern er wieder mit sich nahm, andere weitaussehende Plane. Diese Trennung schwächte, die deutschen Hilfstruppen gingen auseinander, die Italiener weigerten ihren Dienst, setzten sich in Aufruhr und verübten gräuelvolle Gewaltthaten auf ihrem Heimzuge durch Innerösterreich. Nun war am 31. December mit Zápolya ein viermonatlicher Waffenstillstand und gegen die Mitte Jänners 1533 zu Constantinopel durch Hieronymus von Zara ein Stillstandsvertrag geschlossen, jener mit Zápolya wurde durch spätere Verträge bis zu dem endlich am 24. Februar 1538 geschlossenen Frieden verlängert, aber schlecht gehalten. Schon im Sommer des Jahres 1536 brachen die Feindseligkeiten auf's Neue aus. Am 4. December nahmen die Zápolyaner das so viele Jahre seinem König treue Kaschau, den Hauptort in jenem Theile Ungarns, durch Verrath, und am 3. Mai 1537 Tokay durch Waffengewalt. Dagegen erstürmte Leonhard Freiherr von Vels, der nun wieder auf dem Felde des Kampfes auftaucht, am 19. Mai die Burg Regnéz, an welchem Tage ihm zweiunddreißig Wagen mit Knaben, Mädchen und jungen Weibern in die Hände fielen, mit denen Peter Perenyi seinen Sohn Franz von den Türken auslösen wollte.

Ferner wurden die Felsenburg Boldogkö, Tállya und Makowicza, dann wieder Stadt und Burg Tokay, und endlich das feste Saros, das Perenyi gehörte und tapfer widerstand, genommen. Gern vergaßen die Ungarn, welche unserem Vels mit ihren Völkern zugezogen waren, des

Oberbefehlshabers deutsche Herkunft, und vollzogen, wie diese Resultate zeigen, seine Befehle mit Vertrauen.

In Slavonien hingegen, wo die beiderseitigen Grenzposten herüber und hinüber sich unablässig bekämpften, erlitten König Ferdinands Truppen eine entscheidende Niederlage durch die Türken. Hier befehligte der bekannte Feldhauptmann Johann von Katzianer. Seine Aufgabe war, dieselben von der Einnahme der Stadt und Veste Ofen zurückzuhalten. Ein starkes Heer, aus Streitern aller Länder des Königs Ferdinand gebildet, und mit neunundvierzig Kanonen versehen, aber schlecht verpflegt, verlor auf dem hierdurch nothgedrungenen Rückzuge von Erdöd an der Mündung der Drau durch Slavonien die besten Hauptleute; das Heer lief gegen Mitte October auseinander, und selbst von Katzianer war den andern Morgen unzeitig verschwunden. Nur der nun im Gesang gefeierte Ludwig Graf v. Lodron, welcher im Mai mit 800 Knechten aus Tyrol in guter Mannszucht gezogen war, blieb mit den Seinigen, ergab sich nach heldenmüthiger Vertheidigung auf seines Gegners Begehren, der seine Tapferkeit ehrte, ward gefangen nach Constantinopel geführt, und dort auf Mohamed Bey's Befehl von seinen Wächtern getödtet.

Dieses Unglück in Slavonien hatte auf die Friedensverhandlungen zwischen König Ferdinand und Zápolya keinen besonders störenden Einfluß. Am 24. Februar 1538 kam endlich nach langen, oft unterbrochenen und wieder erneuerten Verhandlungen zu Großwardein unter Kaiser Karls V. Vermittelung durch dessen gewandten Bevollmächtigten, Johann van Weza, vordem Erzbischof zu Lund auf der Insel Schonen und Bischof zu Constanz († 1547), der Friede zu Stande, welchen im Namen des Königs Ferdinand unser Vels abschloß, kraft dessen König Ferdinand Croatien, Slavonien und was er beim Friedensschlusse von Ungarn besitzt, behält, und dem Gegenkönige Siebenbürgen und was dieser nun von Ungarn besitzt, sammt dem Titel eines ungarischen Königs ohne Genehmigung der hierzu wohlberechtigten Reichsstände überläßt, aber mit der Bedingung der gänzlichen Reversion seines Landes an König Ferdinand oder dessen rechtmäßige Erben nach seinem Tode, selbst wenn er einen Sohn hätte. — Ferner daß das Reich gemeinsam aus allen Kräften gegen die Angriffe der Türken sicher gestellt und von ihnen ganz befreit werden möge. Es war zu diesem Zwecke eine Tripel-Allianz zwischen dem Papste Paul III., dem

Kaiser Karl (wohl auch für seinen Bruder Ferdinand) und Venedig gegen den Erbfeind geschlossen. Dieser Friede, ein unhaltbares Blendwerk, dem Gegenkönige eine Quelle unendlicher Ausflüchte, weil so viele Artikel auf die öffentliche Kundmachung bedingt waren, wurde aber wohl wegen der Türken nie verkündigt.

Nun heirathete der kränkelnde, bereits 53jährige Zápolya die 18jährige Isabella von Polen, voll lebhaften und männlichen Geistes, durch italienischen Frohsinn und polnische Anmuth liebenswürdig. Die feierliche Vermählung und Krönung erfolgte zu Stuhlweißenburg am Sonntage Invocavit, d. i. am 16. Februar 1539.

Nun hatte Hieronymus Laszky, seit Kurzem König Ferdinands Gesandter bei der hohen Pforte, die Unvorsichtigkeit, diesen Vertrag dem Sultan zu entdecken, der voll Entrüstung ihn mit Verlust von Nase und Ohren zurückzuschicken gelüstete. Als Isabella am 7. Juli 1540 zu Ofen einen Knaben, Namens Johann Sigmund, geboren hatte, regte diese Nachricht die sinkenden Lebenskräfte ihres Gemahls, der wegen der Empörung zweier Woiwoden in Siebenbürgen, welche nach seinem Beispiele regierende Fürsten werden wollten, abwesend und schon vorhin von einem leichten Schlaganfall gerührt war, noch einmal auf, so daß er, den Streit zwischen zwei Edelleuten schlichtend, im Jähzorn an einem starken Schlagflusse schon am 21. Juli zu Mühlenbach starb. Sein Ehrgeiz ging mit ihm zu Grabe, nicht aber das Unglück, in das er sein Vaterland gestürzt hatte, dessen größerer Theil durch 145 Jahre die osmanischen Fesseln tragen mußte. Gegen den Großwardeiner Vertrag ließ dessen schöne und geistreiche, aber eitle und herrschsüchtige Witwe auf den Rath der beiden von zügellosem Ehrgeize getriebenen Vormünder, nämlich des Großwardeiner Bischofs Georg Martinuzzi und Peters Petrovich, ihren Säugling zum Könige Ungarns ausrufen, und flehte den Großherrn mit Frankreichs nachdrücklicher Unterstützung an, den Rückfall des Zápolya'schen Theiles an Oesterreich zu verhindern. Der Sultan kam mit seinen Schaaren, um so mehr, da König Ferdinand gegen Isabellen die Feindseligkeiten eröffnete, während noch sein Gesandter Laszky zu Constantinopel unterhandelte.

Nun hatte der König, der auf dem Reichstage zu Hagenau gewesen war, sich stärker zu rüsten und Hilfe von seinen Ständen und den nächsten Fürsten zu verlangen. Sein Heer ergänzte er besonders mit tapferer und getreuer Mannschaft aus Tyrol, die wohl am besten ihr Landsmann Veit

zu führen verstand. Der König hoffte vor dem Ablaufe des Herbstes die Hauptstadt und den Sitz des Windelkönigs und der Regentschaft in seine G.walt zu bekommen. Ob er gleich am Hofe und in seinen Provinzen kriegserfahrene Männer hatte, hielt er doch zu diesem so wichtigen Kriegszuge seinen Obersthofmeister Freiherrn von Vels vor Allen geeignet. Dieser war nach Lazius S. 38 der Mann, auf welchen die Erblande und die Krieger ängstlich (anxie) hinblickten, theils weil er gegen Bestechungen unzugänglich war, theils trotz großer körperlicher Schwächlichkeit sich selbst nichts nachsah und das ganze Kriegswesen im Ganzen wie im Einzelnen aus eigener Erfahrung kannte, ferner den wohlausgedachten Plan mit den Waffen ehrenhaft auszufechten suchte.

Als von Vels auf königliches Ersuchen den Oberbefehl übernommen hatte, begann er wie die ausgezeichneten Feldherren aller Zeiten damit, daß er für das erste und nothwendigste Bedürfniß zur Kriegsführung — für Mundvorrath — sorgte, den Jobok Lilienberger täglich auf Schiffen nach Raab und Komorn hinabführte. Während Vels seine Fähnlein vollzählig machte und die Hilfsvölker bei Wien zusammenzog, schickte er, um in der Neige des Herbstes keine Zeit zum Schlagen eines Lagers zu verlieren, Otto von Dieskau, einen bewährten Kriegsmann, mit einem Theile des Heeres nach Ungarn voraus. Dies that er, wie Einige sagen, theils aus Vorsicht, um nicht durch seine Kriegsschaaren auch die Masse des Feindes zu mehren, welcher bis jetzt um den Krieg noch wenig bekümmert, seine Plätze mit schwachen Besatzungen versehen hatte, theils weil die Hilfscorps der Nürnberger, Augsburger und Ulmer allzu langsam zuzogen. So glaubte er, den Feind, bevor er von den Türken Verstärkung erhalten hätte, um so leichter bezwingen zu können.

Nachdem von Vels plangemäß einige Zeit zu Wien verweilt hatte, begab er, mit Allem wohl versehen, möglichst geheim sich zum Heere in's Lager bei Raab, dem Schlüssel nach Oesterreich und der nordöstlichen Steyermark, und ließ sowohl die bisher bei sich in Wien gehaltenen Krieger, als auch die aus dem deutschen Reiche angekommenen Hilfsfähnlein nachschiffen.

Von Raab aus schickte er, weil die Jahreszeit drängte, Hieronymus von Zara, den erfahrenen und gereiften Commandanten der Flottille, welcher früher selbst mit einer Mission nach Constantinopel betraut war, nach Gran voraus, das der Erzbischof Paul Varday im October 1531 an Ro=

gendorf übergeben hatte. Er selbst zog über die fruchtbare Ebene gegen Tata (Dotis), dessen schönes von König Matthias Corvinus erbautes Jagd- und Lustschloß jetzt feindliche Besatzung hatte. Da die Bewohner des Ortes sich sogleich an Vels ergaben, folgte bald die zur Vertheidigung zu schwache Besatzung auf billige Bedingung und zog ab. Er legte neue Besatzung hinein und rückte schon am sechsten Tage in strenger Mannszucht und den Plänen der Feinde umsichtig vorbauend, weiter, griff auf dem Marsche von Gran nach Wisegrád (Plintenburg) die gegen ihn geschickten Reiter an, eroberte alles Land von Raab bis an den sogenannten Schildberg ohne Blutvergießen und suchte in aller Eile vor Suleimans Ankunft sich der Hauptstadt mit dem Wiegenkönige und dessen Anhange sammt den Schätzen zu bemächtigen. Früher jedoch sollte und wollte er das wegen seiner Lage an der Donau wichtige Wisegrád sammt dem von Quadersteinen erbauten Schlosse innehaben. Er ließ zu diesem Zwecke Tag und Nacht die untere Stadt und den Wasserthurm beschießen, welche sich nach tapferer Gegenwehr am 17. October ergeben mußten, und belegte sie mit neuer Besatzung. Vels steuerte, die Belagerung der Wisegráder Burg auf seinen Rückmarsch verschiebend, am folgenden Tage in voller Eile gegen Waizen hinüber, das er ohne Blutvergießen wegnahm.

Nun setzte er wieder über den Strom, rückte gegen Ofen abwärts und lagerte sich bei den oberen warmen Bädern, um es zu lernen. Beim Herannahen des strengen Winters konnte und wollte Vels nach Lazius Angabe keinen größeren Feldzug mehr eröffnen und den Feind aufjagen, glaubte aber Ofens Eroberung vorbereiten zu müssen.

Als es an Sold und Lebensmitteln fehlte, durchzogen die deutschen Rotten plündernd die umliegenden Dörfer, mißstimmten die Bevölkerung, und waren im Rücken von den Eingeschlossenen unter Valentin Török, der seine Landsleute schirmen wollte, aufgehalten. Die deutschen und ungarischen Knechte, welch' Letztere unter Peter Perenyi standen, der von Isabellens Partei zu König Ferdinand übergetreten war, geriethen trotz alles Verbotes in blutige Schlägerei, so daß bei Herstellung der Ordnung selbst Vels am Schenkel und Perenyi durch einen Steinwurf auf der Schulter verwundet wurden. Vels hob am 16. November Ofens vergebliche Einschließung auf, führte seine Truppen gegen das Schloß Wisegrád hinauf und erzwang durch sein schweres Geschütz am 24. die Uebergabe. Auch Stuhlweißenburg, zum Abfalle von Isabella gebracht, nahm königliche Be-

satzung auf, und Perenyi's Reiter schirmten die Stadt gegen Töröks ansprengende Truppe. Noch von Ofen aus besetzte er das gegenüberliegende Pesth, wo wie heutzutage viele Deutsche wohnten, mit mehreren Fähnlein und einiger Reiterei, unter dem tapferen Otto von Dieskau*), welcher theils aus der Umgegend den großen Theil des strengen Winters die Seinigen nährend und verpflegend, theils von Vels mit Mannschaft, Geschütz, Pulver und Proviant unterstützt, sich inmitten des Feindes muthig hielt, und von den selbstgeschaffenen Wällen seines Lagers den Gegner mit seinem Geschütze bedrohte und beschädigte. Es erheischte große Wachsamkeit und Vorsicht, daß selbst von seinem bunten Volke kein Verrath geschah, zumal bei den häufigen Nachrichten von dem Heranrücken der Türken, die auf Martinuzzi's Rath von der Königin zu Hilfe herbeigerufen wurden. Freiherr von Vels, der selbst bei Gran seine Truppen in Winterquartieren hatte, schreibt inzwischen aus Wisegrád dringend auf die Kunde von der

*) Otto von Dieskau, Ritter aus Finsterwalde, aus einem alten Meißnischen Geschlechte, der siebente Sohn Hansens von Dieskau, Magdeburgischen Hauptmanns zu Querfurt, und dann Präsident dieses Erzstiftes, war schon 1532 nach einem gleichzeitigen Berichte Oberster über drei Fähnlein Knechte in Gran, welches der Waida und Luigi Gritti erfolglos belagerten. Wegen seiner tapferen Vertheidigung Pesths wurde er, den Paul Jovius, Tom. II. 246 b. und 293 Isthuanfi S. 151 und nach ihnen von Buchholtz V. 150 und 154 immer Otto Fotiscus nennen, zum Ritter geschlagen. Derselbe war später neben Christoph von Carlowitz der einflußreichste und vielbetraute Geschäftsmann des Herzogs Moritz von Sachsen, in Geschäften der Landtage, auswärtigen Sendungen, und besonders im Felde. — Im April 1547 befehligte er in Dresden gegen den Kurfürsten Johann Friedrich, führte dann im Juni 1553 eine Abtheilung Sachsen gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und starb hochbetrauert an den im Kampfe bei Sievershausen am 9. Juli erhaltenen Wunden als ein treuer Kriegs- und Schicksalsgenosse seines Herrn, des Kurfürsten Moritz. Vgl. Dr. von Langenn, Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen. Leipzig, 1841. I. S. 287. 295 und 587. — Mit Magdalena von Teckwitz zeugte er nebst sechs Töchtern zwei Söhne, Otto Rudolph, welcher ledigen Standes starb, und Otto, kursächsischer Kammer- und Bergrath und Hauptmann zu Senftenberg, † 22. Juli 1592. Von ihm und dem kursächsischen Kammerrathe Hans von Wolfersdorf besitzt das k. k. Münzkabinet einen gemeinsamen Jetton vom Jahre 1592. Hans von Dieskau und Lochau, Otto's I. ältester Bruder, that ebenfalls Kriegsdienste, war 1557 Feldzeugmeister bei König Ferdinand zu Prag, und starb im Jahre 1563.

Belagerung des treuen Pesth an König Ferdinand, und bittet um Subsidien für sich und die Seinigen und die in Pesth Eingeschlossenen. Man hob demnach in und um Wien mit bisher noch nie angewandter Strenge selbst den zehnten Mann aus den Werkstätten (ex contuberniis nach Lazius) aus, desgleichen auf dem Lande in den Dörfern, und schiffte alsogleich einige Fähnlein nach Ungarn, von denen drei unter Stampf, Jünger und Rabenstein in Pesth aufgenommen wurden, und die anderen in Vels Lager kamen.

Laut archivalischen Quellen ertheilt König Ferdinand in einem Schreiben vom 12. December 1540 dem obersten Feldhauptmann Vorschriften, zur Vertheidigung und Erhaltung von Pesth Alles zu thun; denn dessen Verlust würde unwiederbringlichen Nachtheil zuziehen. Er soll den wackern Commandanten mit einem neuen kräftigen Zuzuge von drei- bis viertausend Knechten vertrösten, dieser indeß für mögliche Verproviantirung sorgen, damit das darin liegende Kriegsvolk die Rettung erwarten möge.

Vels, welcher — wie aus einem Schreiben erhellt — kränkelte, erhielt Vollmacht, gegen die wegen der Jahreszeit langsam, darum erfolglos (!) auf der Donau hinaufschiffenden Türken die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und zugleich den Auftrag, Sr. Majestät eine Copie der Chifferschrift, die er (Vels) mit Nádasdy führe, bei Tag und Nacht zu überschicken. —

Vels Antwort dd. Raab 16. December 1540 enthält den genauen Bericht über den Kriegszustand an der Donau, und empfiehlt dem Könige und besonders der Königin Anna, dessen Gemahlin, den Truchsessen Blasius Khuen von Belasy in Gandeck für die erste Hauptmannschaft, klagt über seine Schwachheit (schwache Gesundheit), und bittet Se. Majestät, deshalb Vorsorge zu treffen, daß nichts, wenn er wieder liegerhaft werden sollte, verabsäumt werde, mit den Worten:

„Auch mittlerzeit dieses Zuggs meiner Erledigung halber gnedigst bedacht sein, dann mir aus viel meiner täglich zufallenden beschwörungen vnd Kranckheyten in die leng in Veld zu pleiben vnmenschlich und vnmöglich ist.“

Meldet ferner:

„Mit dem Kriegsvolke denen zu Pest zu mereren Trost gen Gran, wie beschwerliche solchs beim Kriegsvolk zu erhalten sein mocht zu zu rücken,“ fürchtet aber, „es werde ein guter Theil des wenigen Kriegsvolks, so noch

zu Roß und zu Fuß bei ime ist, die Reiter Abgangs der Futterung vnd die Knechte khelte vnd Theuerung des Proviant halber abziehen vnd entlaufen, wie denn E. kün. Majestät vormals vernommen, daß von dem wenigen geraisigen Zeug, sammt den Beyerischen Reitern, so nit mehr zurück zu bringen, bis in die **300** Pferd abgezogen seyen und abziehen werden, dieweil dann E. kün. Maj. aus des Herrn Katzianers Niederlage vnnd andern mehr erfolgten Exempeln nunmehr gnädigste Erfahrung haben, wie hart der Türk daß Fußvolk, wo ihm nicht stattlicher widerstand zu Roß beschicht, drängt, vnd ich mit gerüsten Pferden, worauf sich wohl zu verlassen ist, übl versehen vnd die wenigen Pferd, so ich bei mir habe, nicht vast gut sein, so bitte ich Ewre Majestät, die Sache nicht so gering zu nehmen."

Vels zeigt die diesfälligen Schwierigkeiten an, nicht in in der Absicht, um Se. Maj. von der so wichtigen Rettung Pesths abwenden zu wollen.

Weiter berichtet unser Feldhauptmann, daß er den Inhalt des königlichen Schreibens an Otto von Dieskau, daß Se. Maj. ihn in Pesth zu retten und in keinem Wege zu verlassen gedenken, geschrieben und von ihm (Otten) begehrt habe, ihm alles zu dieser Belagerung Nöthige anzuzeigen und zu schreiben, damit er nach Kräften unterstützt werde. Derselbe fährt fort, die welsche Schiffung sei nun getrennt, das Kriegsvolk davon geurlaubt und nicht mehr zuverlässig; die Schiffe müssen renovirt werden, und morgen wolle er sogleich sehen, was an der Schiffung könne wieder zugerichtet werden.

Auch nach deren Reparatur könne mit derselben, desgleichen mit der Nassaer Schiffung den Türken kein Widerstand gethan werden, sondern es stehe große Gefahr für die italienische und nassarische Schiffung. Zugleich wird die gewünschte Abschrift der Chiffern zwischen Vels und Nadasdy dem Könige zugeschickt. Er fügt bei, daß er den Commandanten befohlen habe, die Bewohner um Waizen, Erlau 2c. zu mahnen, auf wohlgefaßter Hut vor den anrückenden Türken zu sein, und schließt: Soll Pesth erhalten werden, so müssen des Königs Häuser, Schlösser und Flecken, wie auch das ihm unterstehende Kriegsvolk bei noch offenen Wasserströmen und vor dem Zufrieren der Donau gehörig verproviantirt, und ihm die gehorsamst verlangten **300** Wagenrosse zu dem Geschütze und der Munition, sammt fünfunddreißig Gespann Wagen geschickt werden, wenn je von der Donau gerückt und etwas ausgericht werden soll. Da aber,

nach einem Schreiben des Königs vom 24. December die Wagenpferde nicht aufzutreiben waren, so befiehlt er, der ungarische Statthalter Alerius Thurzó († 1543) soll mit Pferden und Ochsen alle mögliche Hilfe erzeigen. —

In einem königlichen Schreiben dd. Wiener-Neustadt vom 21. Dec. 1540, als Antwort auf zwei Briefe vom 18. und 19. von Vels und Dieskau aus Pesth, welcher der Türken Anzug gegen Pesth meldete, trägt der König Ersterem auf (ohne ihm ein Maß zu geben) — daraus ist auch Vels Aengstlichkeit in manchen Fällen erklärlich —, sich mit dem Kriegsvolke zeitlich über die Donau auf Pesth zu begeben, um dort dem Feinde Abbruch und Widerstand zu leisten.

In Betreff der welschen Schiffung meint der König, daß sie zum Höchsten von Nöthen, und dieselbe in Ermangelung der Galeotten mit anderem Volke, das den Gebrauch und das Ziehen der Schiffe bald erlernen möge, zu besetzen, und überall brauchbare Barken zu nehmen seien. Auch habe Er (der König) das Aufgebot zur Aufnahme einer tapferen Anzahl Knechte in Oesterreich unter der Enns ergehen lassen, und den Zug der Leute zu Roß und zu Fuß gestracks nach Bruck an der Leitha anbefohlen; desgleichen seinen Kriegsleuten im windischen Lande, mit seinem Kriegsvolke zu Roß alsogleich nach Raab zu rücken; ferner wolle Er den ständischen Personen schreiben, auch auf's Stärkste zu ziehen und verspricht: daß Er hiermit zugleich an Otto von Dieskau schreibe, sich nach Gelegenheit der Noth sich zu erzeigen und zu halten, und bei dem Kriegsvolke das Beste zu thun. —

In der folgenden Depesche dd. Neustadt 24. Dec. klagt der König, daß die Kundschaften widerwärtig gehen und meldet, daß das neue Volk fähnleinweise nach Ungarn ziehen werde, und daß Er, um ihn von dem Oberbefehle abzulösen, mit Wilhelm Freiherrn von Rogendorf und Mollenburg mit besonderem Fleiße unterhandelt habe, sich statt Deiner und bis zu Deiner Besserung gebrauchen zu lassen. Der 60jährige von Rogendorf, der während dieser Zeit auf seinen Gütern in Oesterreich lebte, ließ sich nach vielfältiger Unterhandlung herbei, bis sich Leonhards Gesundheit gebessert hätte, die Kriegsführung als ein oberster Commissarius auf einen Monat, zwei oder drei anzunehmen, mittlerweile (so lautet der Schluß) wollest Du mit dem Kriegsvolke nicht feiern, sondern möglichst das Beste thun. —

Nach einem Befehle des Königs dd. Neustadt soll Vels von seinem Standquartiere zu Almas wegen der wechselnden Kälte und des baldigen Ablaufes der Dienstzeit des baierischen und mährischen Hilfsvolkes mit der ihm unterstehenden Truppe auf Kesstetes (?) und Stuhlweißenburg vorrücken und alle Mühe anwenden, letzteren zu einem Winterquartiere sehr dienlichen Ort in königlichen Gehorsam zu bringen. Dieselbe Depesche giebt bekannt, daß vier Fähnlein zu seiner Verstärkung abgefertigt und die Hauptleute Leiser und Stein ehestens mit zwei anderen Fähnlein nachrücken werden; wegen der nöthigen Wagen sei sich an den Statthalter von Ungarn, Alexius von Thurzo, zu wenden, und die Bezahlung des Kriegsvolkes angeordnet; die welschen Schiffer seien nach Wien zu bringen, und wegen Erhaltung des Schlosses Sûros, dessen tapfere Besatzung sich im Jahre 1537 gegen ehrenvollen Abzug an Vels ergeben hatte, alle Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. —

Ein königliches Schreiben aus Neustadt vom 28. December enthält in Folge einer Anzeige Kaspar Serédy's, daß er sich nicht getraue, mit seinen Husaren und Ungarn den Gehorsam zu erhalten, sondern deutsches Volk bedürfe, eine Weisung an von Vels, sich mit demselben zu berathen wegen der nöthigen Vorkehrungen gegen den Feind in Oberungarn. Ferner sei mit den ungarischen Hilfsvölkern, die mit dem 11. Jänner 1541 ausgedient haben und abziehen wollen, wegen weiterer Dienstzeit zu unterhandeln und denselben, um sie hierzu geneigter zu machen, einige Heller im Voraus auf die Hand zu zahlen.

Da Vels, dem Anfangs auch die Führung dieses Feldzuges zugedacht war, wegen anhaltender Kränklichkeit und der zwischen Peter Perenyi und ihm obwaltenden Eifersucht hierzu nicht geeignet befunden wurde, berief man den alternden Rogendorf, zumal Vels im Kriegsrathe, den der König hielt, aus triftigen Gründen von der Belagerung Ofens abgerathen hatte. Wie Rogendorf, aus Schwäche gegen seinen Sohn verleitet und aus unzeitigem Mißtrauen gegen Peter Révay gefehlt, und seinen Fehler schwer gebüßt hat, ist oben S. 227 bis 233 klar nach Lazius auseinandergesetzt. Diese Niederlage bei Ofen bleibt unbedenklich eine der empfindlichsten, welche die deutschen Waffen von den Osmanen je erlitten haben.

Das so wichtige, vom Sultan am 2. December mit List genommene und von der Königin für immer geräumte Ofen ward, wie das von den Deutschen verlassene Pesth, welches von Dieskau den Winter über tapfer

vertheidigt hatte, von dessen Commandanten der Donauflotte Kasim besetzt. Der König ließ durch seinen Gesandten, Niklas II. Graf von Salm, und Sigmund Freiherrn von Herberstein, mit dem Sultan fruchtlos unterhandeln, und gewann, da der Sultan am 22. September von Ofen abzog, bei der vorgerückten Jahreszeit einige Waffenruhe. König Sigmund von Polen mißbilligte aus Sorge für das eigene Reich die Verbindung seiner Tochter mit dem Sultan, und vermittelte zwischen ihr und dem Könige Ferdinand auf der Grundlage des Großwardeiner Friedens von 1538 zu Weißenburg (j. Karlsburg) in Siebenbürgen am 6. Juli 1542 einen Vergleich, dem Könige die heilige Krone und alle ungarischen Schlösser und Gespannschaften, die sie noch besaß, gegen ein Jahrgeld von 12,000 Dukaten und die Grafschaft Zips abzutreten, von welchem aber auf Martinuzzi's Eingebungen Isabella, keine Bedingung desselben erfüllend, zurücktrat; auch konnte König Ferdinand ihr das Zipser Schloß nicht übergeben, weil die Familie Thurzó sich in dessen rechtmäßigem Besitze befand.

Der König betraute den Freiherrn von Vels ungeachtet seiner fortdauernden Kränklichkeit wieder mit dem Oberbefehle und schickte ihn nach Ungarn, die Trümmer des zerstreuten und von Allem entblößten Heeres zu sammeln und die österreichische Grenze zu decken. Er nahm seine Stellung bei Komorn, verpfählte die Waag bei ihrer Mündung in die Donau und suchte wachsam des Feindes Absicht zu erspähen. Zunächst verstärkte er sich aus den österreichischen Landen und rückte gegen Dotis, das die Türken verbrannt hatten.

Nun kommen nach Lazius Friedrich III., Graf von Fürstenberg, mit 11,000 Mann deutscher Knechte nach Wien, was dem von der Pest schwer heimgesuchten Lande neuen Muth gab, ferner 3000 Italiener unter Philipp Tornielli aus Novara, Sforza Pallavicini, erprobten Meistern in der Belagerungskunst, und der berühmte Johann Jakob von Medici, Markgraf von Marignano, in königlichem Solde. Fürstenberg führte zu Wasser sieben Fähnlein nach Preßburg, die anderen blieben zur Besatzung Wiens; dem Markgrafen ward die Donauflotte zu Gran übergeben. — Vels vertheilte in seiner Stellung bei Komorn und Raab noch vor dem Ende des Herbstes Truppen nach Wisegrád, Gran und Stuhlweißenburg, hielt wohlbezahlte Kundschafter, war als in beständigem Kampfe stets auf seiner Hut, und bemühte sich den Winter hindurch, den weiten Landstrich von der Donau an bis zum sogenannten Schildberge westlich gegen Oester-

reich und Steyermark hin zu sichern. Mittlerweile hatte sich König Ferdinand wegen der Krankheiten von Wiener=Neustadt nach Linz und von da nach Prag begeben, wohin die böhmischen Stände und Abgeordneten der anderen Provinzen berufen waren. 20,000 Mann sollten die Erblande stellen. —

Schon im Juni 1541 hatte der Reichstag zu Regensburg 60,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferd versprochen, und in Wien ward für den großen Zug magazinirt, der endlich, nachdem der König die deutschen Reichsstände auf dem neuen Reichstage zu Nürnberg mit Vorwürfen über ihre unverantwortliche Saumseligkeit überhäuft hatte, in schwerfällige Bewegung kam. Das Feldherrnamt in dieser vielgliedrigen bunten Armee war dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg übertragen; ihm zur Seite stand Conrad von Bemmelberg, der kleine Heß genannt, und Dietrich von Pfirt. Jeder führte ein volles Regiment von 22 Fähnlein. Auch der zwanzigjährige Herzog Moritz von Sachsen zog auf eigene Kosten, ferner die Grafen von Mansfeld, Montfort, Wilhelm von Henneberg, Solms, Isenburg, Leiningen, die Herren von Affenstein (?), von Heydeck rc. im Sommer nach Oesterreich, wo sie im Prater bei Wien campirten. Selbst der Papst Paul III. schickte 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferd unter dem Marchese Alexander Vitelli, der sich hier anschloß. Der König selbst entwickelte ungemeine Thätigkeit. Den Oberbefehl über die 20,000 Mann seiner Erblande übergab er Johann Freiherrn von Ungnad, dem Landeshauptmann der Steyermark. Der Kurfürst blieb aber unbegreiflich genug drei volle Monate bei Wien. — Schon gegen den Spätsommer zog das vereinte Heer langsam auf die Ebenen des Wiselburger Comitates vor, wo Kaspar Serédy und Peter Perenyi mit 16,000 Mann ungarischer Reiterei nebst vielen Magnaten sich anschlossen. In kurzen Tagemärschen wälzte sich die ungeheure Masse gegen Gran daher, wo erst gefragt wurde, was nun weiter zu beginnen sei? Statt schnell sich auf Ofen zu werfen, wie die Ungarn, besonders Perenyi und die Italiener, dringendst mahnten, verhängten des unkriegerischen Kurfürsten beigeordnete Kriegsräthe der Reichskreise die Belagerung von Pesth als Vorspiel zu härterem Kampfe.

Das Heer wurde auf das linke Donauufer übergesetzt und verlor durch Vitelli's Einnahme des fast ganz zerstörten Waizens kostbare Tage. Es lagerte sich vor Pesth, das der Segbanbaschi Jusuf, von Ofen aus mit

frischen Truppen unterstützt, mit seinen Janitscharen heldenmüthig vertheidigte. —

Nutzlos war die von 40 Feuerschlünden geschossene Bresche der Italiener Vitelli, Medici und Pallavicini, und die Tapferkeit der Ungarn Zriny, Gabriel Revay und Ladislaus Bánffi, welche Beide fielen; erfolglos Vitelli's Sturm, weil trotz Tornielli's und Otto's von Dieskau kräftigen Worten von Ehre, Treue und Pflicht der Kurfürst, den Kriegsfürsten seines Hauses ungleich, mit seinen Räthen unthätig in der Ferne stand; vergeblich war des Herzogs Moritz ungestüme Tapferkeit, den am 1. Oct. sein treuer Diener, der jugendliche kühne Bastian Ribisch, mit seinem Blute aus großer Lebensgefahr rettete. Getheilter Rath und Befehl, wie auch Uneinigkeit zwischen den deutschen und italienischen Truppen waren einem günstigen Erfolge hinderlich; der Vorrath wurde bald aufgezehrt, Wein und Sold versiegten, Krankheiten auf fremdem Boden entmuthigten die deutschen Knechte, welche mehr auf die Heimkehr als den Angriff bedacht waren, und dem Feinde selbst verächtlich wurden. Einige legen zum Theil die Schuld auf Perenyi's Widerspenstigkeit und Verrätherei, Andere vermutheten, daß man dem Erzhause die Vortheile aus einem Siege über die Muselmänner mißgönnte und darum zögerte oder unzweckmäßig handelte. Es fehlte zumeist „an dem Gehirn der guten Anführung", wie Ferdinand dem Kaiser am 17. October schrieb; kurz, es fehlte besonders an einem Alles übersehenden Geiste und einer Alles lenkenden und beherrschenden Willenskraft.

So trat nun das vielköpfige Belagerungsheer im Anfang Octobers seinen schmählichen Rückmarsch an, und der Feldzug endete „mit Spott und der ganzen Christenheit zum Nachtheil", wie Schärtlin von Burtenbach in seiner Lebensbeschreibung S. 61 berichtet.

Wenn auch Ofen und Pesth verloren waren, so blieben dem König Ferdinand noch Gran, Dotis und Stuhlweißenburg, welche der Sultan im folgenden Sommer eroberte, nebst Wisegráad, Komorn und der wichtigen Grenzposition von Raab.

Mit dem Frühlingswehen des Jahres 1543 zog der Sultan in eigener Peson wieder Ungarn zu, wo der Krieg schon vor seiner Ankunft begonnen hatte. Valpó ergab sich am 22. Juni, Siklós fiel am 10. Juli, und Fünfkirchen folgte widerstandslos. Nun lagerte sich derselbe am 24. vor der wichtigen, mit Kriegs- und Mundvorrath wohlversehenen Festung

Gran, der Wiege des heil. Stephan und dem alten Sitze des Primas, wo der diesjährige oberste Feldhauptmann, Johann Freiherr von Ungnad, bisher gestanden und die **1300** Mann uneiniger Spanier, Italiener und Deutscher dem Befehle des Spaniers Martin Liscani, oder, nach Lazius, Lascani übergeben hatte. Sie ward Anfangs heftig beschossen und muthvoll, besonders im fünfstündigen Sturme am 9. August, vertheidigt, bis ein wegen Soldrückstand erbos'ter alter Calabrese aus Croton, der beste Feuerwerker, zum Feinde überging und den schwächsten Punkt zeigte, und der Spanier Franz Salamanka durch einen Brief über die Mauer den Verrath begann. Dieser unterhandelte dann im türkischen Lager mit Rustan Pascha, des Sultans Schwiegersohne, auf Räumung des Platzes gegen freien Abzug mit Hab und Gut, welche eine allen verderbliche Uebergabe um den 11. herbeiführte. Die Truppen wurden entwaffnet, auf das andere Ufer übergesetzt: und kamen nach zwei Tagen erschöpft zur königlichen Besatzung nach Komorn. Die beiden Spanier, welche sich nach Lazius S. 178 nicht rechtfertigen konnten, wurden ergriffen und endeten ihr Leben im Kerker.

Da nun Oesterreich und Steyermark von Neuem die größte Gefahr drohte und man sich auf die berauschten Kriegs- und Troßknechte nicht verlassen konnte, ließ König Ferdinand wieder seinen Obersthofmeister von Vels, der sich mit Wiens Befestigung beschäftigte, Truppen sammeln und einüben, um den Feldhauptmann in Ungarn nach besten Kräften zu unterstützen. Er nahm die vom Papste Paul III. den Herzogen Wilhelm IV. von Baiern und Moritz von Sachsen geschickten Kriegsvölker gegen Ende Juli in Eid und schickte zwei Cohorten, die er in Oesterreich geworben hatte, nach Stuhlweißenburg, die dritte nach Raab, wo Ungnad die Hilfstruppen hatte. Die Befestigung der wichtigen ungarischen Plätze und Wiens wurde unablässig fortgesetzt, die österreichisch-steyermärkische Grenze durch schnell geschaffene Reiterei der Erblande gegen die plötzlichen Ueberfälle und Streifzüge bewacht, Kreidenfeuer und Mahnzeichen durch Glocken und Böller angeordnet.

Der immer gleich thätige Sultan zog nach Grans Falle rasch gegen Dotis, das wegen der muthlosen Besatzung nach kurzer Belagerung um den 19. August von Tahy übergeben wurde. Darauf galt es Stuhlweißenburg, wo der tapfere und unerschrockene Georg Warkotsch (Barkotzi) befehligte.

Wels, welcher nun neben Ungnad das Commando hatte, unterstützte ihn mit Lebensmitteln, Geschützen und Wagen, die durch Husaren zugeführt wurden, und Ungnad schickte zwei welsche Cohorten mit Zufuhr nach Raab aus. Bestochene Heiducken, welche nach Lazius S. 198 Freiherr von Ungnad bewaffnet hatte, machten hier die Verräther. Warkotsch hielt sich an drei Wochen, verlor von dem Feinde umringt den einen Arm, indem er die Pflicht eines Anführers und Kriegers erfüllte, dann bald die andere Hand und endlich den Kopf. Dieser Mann, der mehrere Sprachen redete, Menschen und Dienst kannte, ward nicht nur von seinem Könige, sondern selbst von dem Feinde bedauert.

Ein junger Reiterfähnrich übernahm hierauf den schwierigen Befehl. Am 4. September war Suleiman Herr der alten Krönungsstadt, legte Besatzung hinein und zog, als Zápolya's Leichnam aus seinem Begräbnisse geworfen war, den diesjährigen Feldzug beendend ab. Ungnad stand indeß mit Alexander Vitelli, dem Commandanten der päpstlichen Söldner, zu Raab, vermochte aber nicht gegen der Türken Uebermacht durch die dichten Waldungen zu schneller Hilfe zu kommen.

Schrecken durchlief Oesterreich nach Stuhlweißenburgs Fall. Der König eilte von Prag nach Preßburg, wähnte mit der dort aufgestellten Streitmacht und den 20,000 Mann Böhmen und Mähren und den deutschen Landsknechten das Verlorene wieder zu erobern; aber anhaltender kalter Regen, Sturmwinde, welche die Schiffsbrücken zerstörten &c., vermochten die zusammengerafften heimischen Kriegsknechte trotz des Königs Vorstellungen, Bitten und Befehlen nicht, zu verbleiben, indem sie, da der Feind nach seinem Rückzuge fern von ihren Grenzen war, sich auf ihre alten Rechte beriefen, nach welchen ihnen die Heimkehr gewährt werden mußte. Die Italiener und das Reichsvolk konnten noch weniger gehalten werden. —

Nachdem Freiherr von Ungnad*) die nachgesuchte Entlassung vom

*) Dieser ritterliche und berühmte Mann war ein tapferes Kriegshaupt gegen die Türken, König Ferdinands geheimer Rath, oberster Gespan zu Warasdin, Hauptmann und Vicedom der Grafschaft Cilli, sodann Landeshauptmann in Steyermark, zugleich seit dem 27. Dec. 1543 Statthalter in Niederösterreich, ferner commandirender General und Oberfeldhauptmann in Inneröſterreich, in den windischen und croatischen Grenzen. Nachdem er sich zur evangelischen Lehre bekannt hatte,

Commando erhalten hatte, wurde von Vels abermals zum Oberbefehle berufen. Er entließ die schwierigen Hilfsvölker, lös'te die Cohorten auf und behielt nur wenige Mannschaft in Wisegrád, Komorn und Raab im Winterlager. Sich mehr vor des wohlbekannten Feindes List als Waffen verwahrend, suchte er dessen Pläne und Stellungen zu erspähen und zu errathen, zeigte sich als den trefflichen ehrlichen Verwalter, bewachte die Grenze mit 6000 Mann, und blieb in kleinen Scharmützeln gewöhnlich Sieger. Eifrig ließ er es sich (was so noth that) angelegen sein, die Stimmung und den Muth der ungarischen Magnaten möglichst aufrecht zu halten und sie zu gewinnen.

Im nächsten Jahre 1544 zog der Sultan nicht selbst in's Feld, sondern es fanden im Ganzen nur kleine Angriffe von Seiten der Paschen und Beye und minder wichtige Gefechte statt. Vels verfuhr mehr vertheidigungsweise und war auf seiner Hut gegen ihre Ueberfälle. Das bedeutendste Unternehmen der beiden Paschen von Ofen und Gran war nach der Ankunft der Janitscharen gegen das feste Wisegrád inmitten der Feinde, das sich im October 1540 an Vels ergeben hatte, besonders weil dessen Besatzung während der vorjährigen Belagerung von Gran zwölf türkische Schiffe in den Grund gebohrt hatte. Die Besatzung des Schlosses ergab sich nach zweimonatlicher harter Belagerung, von verdorbenen Lebensmitteln

legte er freiwillig 1557 alle seine Würden nieder und wanderte nach Würtemberg aus, wo er am Hofe des Herzogs Christoph sich einige Zeit aufhielt. Darauf lebte der Freiherr zu Urach und übersetzte mit ungemeinem Eifer und großen Kosten nicht nur die heilige Schrift, sondern auch mehrere andere theologische Schriften theils selbst in die windisch=slavisch=croatische, ja sogar in die türkische Sprache und beförderte sie zum Drucke. Noch in seinem hohen Alter zog er mit seiner zweiten Gemahlin gegen den Herbst des Jahres 1564 zum Besuche seiner Schwester, des Grafen Albert von Schlick Witwe, auf das Schloß Winteritz in Böhmen, wo er am letzten Sonnabend vor Weihnachten erkrankte, und am 27. Dec. 1564 im 71. Lebensjahre starb. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, nach Würtemberg geführt und zu Tübingen in der Pfarrkirche am Sonntage nach Trinitatis 1565 zur Erde bestattet. Von seiner ersten Gemahlin Anna Freiin von Thurn hatte er eine zahlreiche Nachkommenschaft. Im Jahre 1555 verehelichte er sich auf dem Schlosse Barbi mit Maria Magdalena Gräfin von Barbi, welche nach ihres Gemahls Tode in beharrliche Traurigkeit verfiel und am 16. November 1566 zu Wien starb. Ihr Leichnam ward Anfangs zu Ybbs beigesetzt, darauf aber nach Tübingen abgeführt.

und Durst gezwungen, gegen Zusicherung freien Abzuges, um den 10. Mai, wurde aber treulos von den Janitscharen niedergemetzelt; nur mit Mühe rettete der Statthalter von Ofen für den Augenblick das Leben des tapferen und umsichtigen Commandanten Peter Ammann aus Oesterreich.

Auf diese unglückliche Kunde suchte der bedrängte König einerseits auf Landtagen, so in Ungarn zu Tyrnau, wo zur Verbesserung des inneren Zustandes heilsame Gesetze am 2. Februar 1545 gegeben, bei dem Reichstage zu Worms, wo seine Anträge auf Reichshilfe mit beherztem Widerspruche zurückgewiesen wurden, andererseits bei der Erschöpfung seiner Erblande mit dem Feinde Frieden oder wenigstens Waffenstillstand zu schließen. Als zu dieser Verhandlung der Erlauer Propst Hieronymus Adorno aus Genua, mit dem Secretaire Johann Maria Malvezzi aus Bologna, und der portugiesische Gesandte zu Wien, Odoardo Cataneo, nach der Türkei abgingen, wurde zwischen Vels, als König Ferdinands General-Capitain in Ungarn, und dem Pascha von Ofen ein localer Waffenstillstand am 5. Febr. 1545 verabredet und am 11. publicirt, auf die Dauer dieser Gesandtschaft und 20 Tage nachher; ferner derselbe für Dr. Niklas Sicco, der nach Adorno's am 15. März erfolgtem schnellem Tode die Sendung übernommen hatte, am 24. Mai verlängert. Bald folgte aus Worms ihm der gelehrte, vieler Sprachen kundige Gerard Veltwyk als kaiserlicher Gesandter, und am 10. November — an Vels Sterbetage — wurde zu Adrianopel, gegen ein jährliches Geschenk von 10,000 Stück Dukaten, ein Waffenstillstand auf anderthalb Jahre geschlossen, während welcher Zeit der eigentliche Friede verhandelt werden sollte.

Den Oberbefehl führte von Vels fort, wie es scheint, bis in die letzten Tage seines Lebens. Er stand in gleichmäßiger, ruhiger Haltung an der Grenze, indem er wachsam auf allfällige Kriegserneuerung Vorkehrungen traf und seine Soldaten nicht erschlaffen lassen wollte.

Lazius hält unserem Vels gegen das Ende seiner Schrift einen Panegyricus, eine Art Schwanenlied, indem er sagt:

„Nec Velsius in officio cessabat, limites diligenter restituere, praesidiis Comorum et Jaurinum novis firmare, omnes opprimendi hostes occasiones observare, sine tamen clamore et strepitu totus ad victoriam nitebatur. Et jam annus transierat tali in administratione, qui erat a Christo nato MDXLV., cum non tam sua voluntate quam hostium cessatione Velsius paene cunctando restituerat rem, perpetua tamen et aequabili eo in

otio sic est usus disciplina, ut nec militibus cessatio vires diminueret, nec falsi pavoris opinio hostibus animos adderet, saepe delectum facere, supplemento cohortes augere, equites pabulatum emittere; si qui in luxum ebrietatemque incidissent, in hos gravissime animadvertebat. Quibus rebus factum est, ut qualescumque forent in limitibus vires, barbaris tamen terrori essent.“

Hier bricht Lazius von Leonhard Freiherrn von Vels ab und geht zum Schlusse auf das Lob zweier Helden aus Krain über, nämlich von Lankowitsch und von Görtschach.

Nun dürfen wir auch unseres Freiherrn von Vels Verdienste um die Befestigung Wiens nicht unerwähnt lassen.

Wenn man auch nach Suleimans Abzuge die Stadtgräben reinigte und vertiefte, die niedergeworfenen Wälle und Mauern allmählig ausbesserte und in den vorigen Stand zu setzen suchte, ja sogar bei der Waffenruhe im Jahre 1536 einen Theil der Burg erbaute oder wenigstens erneuerte (wie die Inschrift auf dem Burgplatze anzeigt), so begann man erst bei der nach Zápolya's Tode frisch obschwebenden Gefahr Wien, Deutschlands Bollwerk gegen Süden, mehr und planmäßig zu befestigen und mit Basteien zu versehen. Der eigentliche Befestigungsbau wurde daher im Jahre 1540, mit Ausnahme der auf Kosten der Stadt in den Jahren 1544 und 1545 errichteten Dominikaner-Bastei, von den königlichen Baumeistern unternommen.

Nach einer Rechnung des Stadtkämmerers vom 17. April 1544 ward Meister Dominico Illalto, Baumeister aus Kärnthen, durch Herrn Leonhard Freiherrn von Vels zur Berathschlagung wegen der Basteien und Befestigung der Stadt hierher berufen, um jene Bastei bei den Dominikanern anzugeben, auszustecken und nach der Vermessung in's Modell zu bringen. Auch wird daselbst S. 187 des königlichen Baumeisters Francesco de Poro aus Mailand erwähnt, welchem die Bürgerschaft für seine zweijährige Mühe bei dem Baue der eben genannten Bastei 60 Fl. in Gold verehrte. Als diese Bürgerbastei beinahe ausgebaut war, verhandelte nach Schlager S. 188 „der wolgeborn H. H. Leonhardt zu vells. R. K. M. Rat kamrer Oberster Hofmeister Landeshauptmann an der Etsch vnd Generalobrister Veldhauptmann zu Ungarn“ mit dem Bürgermeister Stephan Denk, daß die Stadt die hinter der Bastei nothwendig zu bauende Katze auch über sich nehmen wolle. Da dieser das Unvermögen der Stadt,

die veranschlagten 11,000 Gulden aufzubringen, darlegte, vermeinte von Vels, der dies wohl einsah, man solle nur den Anfang machen, er wolle zur Hilfe 2000 Pfennige verordnen und zu deren Vollendung mit Mehrerem bei der königlichen Majestät verholfen sein, worauf der Bürgermeister und Rath in Erwägung des eigenen Vortheils einwilligten. Mit welchem Eifer die Befestigung Wiens betrieben wurde, ergiebt sich aus einer Verordnung dd. 12. April 1543, vermöge welcher die Bewohner der drei Meilen in der Runde gelegenen Dörfer in der Woche dreitägige Reboth (Frohndienste) leisten mußten. Nicht nur die Prälaten und Landesedeln, welche Freihöfe und Freihäuser in der Stadt hatten, sondern auch Reichsfürsten, besonders die Herzöge Wilhelm von Baiern und Moriz von Sachsen, das reiche Haus Fugger, die Reichsstädte Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg, Colmar, Schletstadt, Cöln ꝛc., selbst die Pitti aus Florenz, machten freiwillige Beiträge zu den beinahe unerschwinglichen Unkosten.

Daß auf Leonhards von Vels Anordnung auch vorerwähnte Dominikaner-Bastei erbaut worden sei, bestätigt folgende von Wolfgang Lazius verfaßte Inschrift, welche daselbst zum Gedächtnisse in Stein eingehauen war:

D. O. M.
D. D. N. N. Caroli et Ferdinandi
Perennium August. saluber. juss.
Hoc propugnaculum a funda
Men. contra turcarum vim, or
Dinante viro clariss. Leonharto
Velsio sacri regi palatii
Comite, et utriusq. militiae ma-
Gistro insistente etiam Stepha-
No Denickio consule vigilantis.
S. P. Q. Viennensis cura horum
Commis. ad extremam manum per-
Dux. ere publico, anno Chri-
Sti MDXLV. V. S. L. L. M.

Die vom heutigen Palais Sr. kaiserlichen Hoheit, des Herrn Erzherzogs Karl, gegen das Glacis hinaus vorspringende Bastei nennt Hirsvogel auf seinem Plane von Wien: Herrn Linhart Freiherrn von Vels seligen beratschlagte Pasthei.

Wie angenehm Vels der Person Sr. Majestät gewesen, erhellet daraus, daß Sie ihn mit den ersten der vier obersten Hofwürden, die an Männer von großem Muthe und Rathe verliehen zu werden pflegen, nämlich mit der des Obersthofmeisters betraute, nach dessen Tode aber, wie von Buchholz VI. 495 berichtet, hatte sie Niemand gehabt, dem diese Würde zu übertragen gewesen wäre.

In dem Testamente des Königs Ferdinand dd. Prag 1. Juni 1543 ist Vels neben dem Erzbischofe Christoph von Trient, Niklas II. Grafen von Salm-Neuburg und Freiherrn von Hofmann als einer der acht Executoren desselben bezeichnet, und im Codicille vom Jahre 1547 statt des verstorbenen Freiherrn von Vels Heinrich Burggraf von Meißen, Herr zu Plauen und Gera, böhmischer oberster Kanzler († 1554) ernannt.

Daß er Vermögen und Credit gehabt habe, ergiebt sich, daß er wie der erst erwähnte Freiherr von Hofmann und Andere sich mit 15,000 Fl. für seinen Herrn und König bei den reichen Hörwartern zu Augsburg verbürgt hatte.

Die angestrengte Thätigkeit bei seiner Feldhauptmannschaft in Ungarn und bei der Befestigung Wiens scheint ihn, der ungeachtet seiner Wunde und seiner Nierenkrankheit noch während des letzten Sommers seine sinkenden Kräfte seinem Fürsten und Vaterlande widmete, bald aufgerieben zu haben. Er starb meines Dafürhaltens unverehelicht am 10. Nov. 1545 im 48. Lebensjahre, wahrscheinlich in Wien.

Im Dome zu St. Stephan in Wien — unweit des Monumentes des Kaisers Friedrich III. — dem Altare des h. Carolus Borromäus gegenüber, an dem Pfeiler, prangt dessen aus röthlichem Salzburger Marmor schön gearbeitetes Denkmal, vielleicht über seiner Grabstätte.

Das Brustbild eines geflügelten Herolds hält vor sich in jeder Hand eine aufgewickelte Rolle über einer Tafel von weißem Marmor, auf der die Inschrift zu lesen:

> Im Jahr 1545 den 10. Nov. verschied der Wol-
> Geborn Herr Leonhard Freyherr zu Vels vō zv
> Hunger vñ Behem Kv mt z. C. gehaimer Rat Camerer
> Hofmeister vnd Landshavptmā an der Etsch Burgraf
> Zv Tirol vñ Obrister Veldhavbtma in Hungern win-
> Disch vñ niederosterreichische Land de (m) Got Genad.

Darunter auf einer andern gleichen Tafel:

Vt leo magnanimus confertum fertur in hostim
In bello talis dux Leonardus erat
Ac velvt ingentes dvrissima negligit ictus
Petra sic hostiles pertvlit ipse minas.

(von J. Bergmann in dessen Münzen und Medaillen auf berühmt. Männer. 1. Bd.)

Johann Baptist Castaldo, Graf von Piadenna, Marchese von Cassano,

kaiserl. und königl. spanischer General, Oberbefehlshaber der kaiserl. Armee in Siebenbürgen.

Familien- und Staatsverbindungen des österreichisch-spanischen Hauses sind öfters die Veranlassung geworden, daß Deutsche auf spanischem, Spanier und Italiener auf österreichischem Boden für die Angelegenheiten, zwar nicht ihres Vaterlandes, aber doch ihres Landesfürsten mit Eifer und Treue sich verwendeten. In Folge ähnlicher Verbindungen und Verhältnisse kam es, daß Castaldo, ursprünglich in spanischen Diensten, später dem Erzhause Oesterreich seine erprobten Dienste widmete.

Johann Baptist Castaldo wurde um 1500 im Neapolitanischen geboren, und begann seine kriegerische Laufbahn in noch sehr jungen Jahren unter dem ruhmvollen Pescara in königl. spanischen Diensten, wurde vielseitig in den Kriegen in der Lombardei wider die Franzosen verwendet und focht in der bekannten Schlacht von Pavia 1525 mit besonderer Tapferkeit. Bald darauf diente er unter dem Connetable Karl von Bourbon und nach dessen Tode focht er im Neapolitanischen wider den französischen General Lautrec, und als dessen Heer völlig aufgerieben war, kam er unter die Befehle des kaiserl. Generals Philibert Prinzen von Oranien, wohnte unter ihm der Belagerung von Florenz bei und erwarb sich, durch sein ebenso tapferes als musterhaftes Benehmen, die Achtung dieses Prinzen in so hohem Grade, daß man allgemein Castaldo

als dessen Liebling bezeichnete. Im Jahre **1529** legte er bei der Belagerung Wiens durch die Türken, und später im schmalkaldischen Kriege, neue glänzende Proben seiner Tapferkeit ab, und bekleidete schon in letzterem Kriege die Würde eines Feldherrn. Karl V. schenkte ihm in Folge seines Muthes und seiner Talente sein Vertrauen in solchem Grade, daß der Kaiser nach der Schlacht bei Mühlberg vorzüglich mit Castaldo und dem bekannten Herzoge von Alba berieth, wie man sich nun gegen die Protestanten verhalten solle. Castaldo rieth zu Schonung und Milde, der Herzog von Alba zu Gewalt und Strenge, und leider drangen des Letzteren Ansichten durch. Alba's energische Maßregeln machten die Protestanten dem Erzhause um so mehr abgeneigter, und es entwickelten sich in Folge dessen auch neue Unruhen, an denen der neue Kurfürst Moritz von Sachsen wesentlichen Antheil nahm, der auch in der Folge bekanntlich den Kaiser überfiel und ihn zur Flucht aus Tyrol nöthigte. —

Der Ruhm Castaldo's, der in so vielen Gefechten seinen Muth und seine Umsicht bewiesen, war schon so gegründet, daß, als der römische und ungarische König Ferdinand I. sich **1550** von seinem Bruder, dem deutschen Karl V. einen Feldherrn erbat, dessen geprüfter Treue und Einsicht er die Unternehmung auf Siebenbürgen anvertrauen könne, das Kennerauge des kriegserfahrenen Monarchen auf Castaldo fiel und diesen zu dieser ehrenvollen, aber auch schwierigen Sendung wählte.

Begleitet von dem vortheilhaften Rufe, als einer der tüchtigsten Feldherren, rückte Castaldo **1550** in Folge dieses ehrenvollen Auftrages mit einem Heere, welches aus spanischen, deutschen, italienischen und ungarischen gedienten Truppen bestand, und mit Andreas Bathori, Thomas Nadasd und Stephan Losoncy zur Seite, nachdem er bei Erlau Musterung gehalten und für jedes Kriegsbedürfniß gesorgt hatte, an die Theiß vor gegen Siebenbürgen. Auf ungebahnten Wegen über das Gebirge, erschien er unvermuthet vor Klausenburg, einer der besten Festungen Isabellens, der Witwe des Gegenkönigs, Johann von Zápolya. Isabella, überrascht, erkannte die dringende Gefahr und ließ die belagerte Festungsstadt übergeben. Castaldo verhinderte die Plünderung, ließ aus der Schatzkammer den Schmuck dieser Prinzessin nebst allem königlichen Geräthe nach Mühlenbach (Szaczszebes) abliefern und trat bald hierauf mit Isabella zu Schäßburg in mündliche Unterhandlungen, in denen er ihr mit Wärme den Vorzug der Freundschaft mit dem Erzhause Oesterreich, vor

dem zweideutigen türkischen Schutze schilderte. Castaldo war in seinen Unterhandlungen mit Isabellen so glücklich, daß sie bald Ferdinand's billige Bedingungen, namentlich auch durch ihres Ministers Martinuzzi Zustimmung dazu bewogen, annahm, Kronstadt und Kaschau übergab, auf dem Landtage zu Klausenburg (18. Juli 1551) die heilige Krone mit den übrigen Reichskleinodien auslieferte und Siebenbürgen und Niederungarn feierlich abtrat. Isabella ging nach Schlesien, wo ihr Ferdinand die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor und Münsterberg einräumte, wie ihr auch Johann Zápolya's reiches Erbe in Ungarn, und ihr hunderttausend Dukaten betragendes Heirathsgut zurückzustellen zugesagt wurde. Endlich gelobte ihr Castaldo, keinen ihrer Anhänger für seine Treue zu strafen oder zu verfolgen. Zahlreiche Anhänger begleiteten die trauernde Königin, als sie abreis'te, ihr erster Rathgeber und Minister, der bereits erwähnte und bekannte Martinuzzi, nahm in Zilah weinend von ihr Abschied. Als sie von einer der Höhen auf Siebenbürgen zurückblickte, schnitt sie in einen Baum die Worte: „Sic fata volunt!" und setzte ihre Reise fort bis nach Kaschau, wo sie längere Zeit blieb und später erst die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor übernahm, die für sie aber bald zu einem unangenehmen Aufenthalt wurden. Die Gebäude mißfielen ihr, die Herstellung derselben erheischte große Summen, so ging sie dann nach Polen zu ihrem Bruder, dem König Sigmund, und den Vertrag mit Ferdinand bereuend, knüpfte sie insgeheim Verbindungen mit den Mißvergnügten in Siebenbürgen an.

Mittlerweile hatte Castaldo für Ferdinand die Huldigung der Städte angenommen, versah Temesvar und Lippa mit hinlänglicher Besatzung, ließ ihre Werke verbessern und auch andere Städte und Schlösser in haltbaren Stand herstellen — was eine nicht unnöthige Vorsicht war, denn kaum war man damit zu Stande gekommen, als die Pforte sich neuerdings in die Siebenbürgischen Angelegenheiten zu mischen anfing, und im Spätjahre 1551 ein zahlreiches türkisches Heer in Siebenbürgen eindringen ließ, das verwüstend eindrang, in Eile, und gleichsam auf dem Marsche, Becskeret, Csanad, Lippa u. a. feste Plätze wegnahm und sich vor Temesvar setzte. Castaldo rückte ihnen entgegen, seine und seiner Mitgenerale, namentlich Zierotin's, Tapferkeit gelang es, den Türken Lippa am 7. November nach einem vielstündigen Sturme, worin alle kais. Truppen eine bewundernswerthe Tapferkeit und Entschlossenheit bewiesen, wieder abzunehmen. Lippa (die Stadt) wurde erstürmt und geplündert und hierauf

das Schloß belagert, in welches sich der Rest der türkischen Besatzung geworfen hatte. Der Befehlshaber der letzteren, Ulama, trug gegen 20tägige Waffenruhe und freien Abzug die Uebergabe des Schlosses von Lippa und Csanád an, aber Castaldo verwarf, weil er den hilflosen Zustand der Besatzung kannte, diesen Antrag, bis der allvermögende, ränkevolle Martinuzzi, (Ferdinand hatte diesen ehemaligen Minister Isabellens zum Statthalter von Siebenbürgen ernannt), welcher sich zum Fürsten Siebenbürgens zu machen hoffte, und daher es mit den Türken nicht ganz verderben wollte, heimlich Ulama's Abzug bewirkte.

Kaiser Ferdinand hatte Isabellen's vertrautem Rathgeber, Georg Martinuzzi, um ihn zu gewinnen, das Erzbisthum Gran verliehen, ja den Papst dazu bewogen, daß er ihn zum Cardinal erhob; durch die in Kurzem erfolgte Ernennung zum Statthalter von Siebenbürgen, ward dieser zweideutige und ränkevolle Mann dort allvermögend und durchkreuzte nicht selten Castaldo's beste Pläne und vereitelte diesem die zweckmäßigsten Anstalten. Castaldo sah immer mehr und mehr ein, daß er bei längerer Thätigkeit Martinuzzi's, Siebenbürgen nicht länger für den Kaiser behaupten könne, und daß seine Stellung immer schwieriger und unhaltbarer würde. Wiederholt berichtete er die Lage der Dinge an den kaiserl. Hof, schilderte, mit welchen gefährlichen und verrätherischen Entwürfen Martinuzzi sich trage, und daß er heimlich neue Verbindungen mit den Türken angeknüpft habe. —

Castaldo's Anklagen fanden Glauben bei Ferdinand, der ohnedies etwas gegen Martinuzzi eingenommen und mißtrauisch über Alles war, was sein Ansehen in Ungarn, das, wie er wußte, noch sehr schwankend und schwach befestigt war, in Gefahr setzen konnte. Castaldo bekräftigte diesen Argwohn durch geheime Nachrichten, die er durch seine Vertrauten über Martinuzzi einzog und unablässig nach Wien sandte. Ferdinand, der nun endlich auch einsah, daß, wenn Martinuzzi noch länger in Siebenbürgen walte, der Besitz des Landes wirklich immer mehr und mehr gefährdet würde, ließ an Castaldo eine schriftliche Weisung ergehen, dem gefährlichen Treiben Martinuzzi's ein Ziel zu setzen. Diese Weisung, welche wohl einen milderen Sinn barg, als Castaldo ihm entnahm, führte bald zu entscheidenden, aber blutigen Auftritten, die Ferdinand anfänglich vielleicht nicht beabsichtigte, sie aber dann im Drange der Verhältnisse billigen mußte,

wiewohl sie ihm den Besitz Siebenbürgens nicht sicherten, wie erwartet wurde. —

Castaldo zog, nachdem er die in Lippa und Temesvar neuerdings verstärkten Besatzungen inspicirt hatte, mit dem Reste des Heeres nach Siebenbürgen zurück, Martinuzzi folgte ihm bald nach. — Nicht lange darauf, so verbreitete sich die Nachricht, daß Martinuzzi auf dem Siebenbürgischen Landtage, den er als Statthalter ausgeschrieben, einen Auflauf erregen, den Castaldo mit den Seinen niederhauen, und die Truppen Ferdinands überfallen zu lassen vorhabe, und daß er die Sendung von türkischer Kriegsmacht in die Walachei und Moldau bewirkt habe; als man weiter erfuhr, daß zwei Tschausche eingetroffen seien, welche Martinuzzi auf den Landtag führen wolle, ein anderer türkischer Bote den Ausgang der Sache abwarte, und im ganzen Lager der Cardinal-Statthalter allgemein als Verräther bezeichnet und genannt wurde, welches diesen nur zur beschleunigten Ausführung seiner Pläne bestimmen konnte, da glaubte Castaldo, der Augenblick sei gekommen, die eventuelle Weisung des Königs Ferdinand in Vollzug zu setzen, falls er nämlich über den Verrath Georgs Gewißheit erlangt und die Sache nicht anders gut zu enden sein könne, den Martinuzzi unschädlich zu machen. Dem zu Folge, und auch um einem Attentate auf seine eigene Person zuvor zu kommen, beschloß der kluge und rasche Castaldo, Martinuzzi's Entwürfen und Vorhaben zuvorzukommen. — Mit der Ausführung beauftragte Castaldo den Sforza Pallavicini, welcher dazu mehrere andere Italiener brauchte, besonders Anton Ferrari aus Alessandria, welcher Diener des Castaldo, dem Cardinal aber bekannt und früher einmal von ihm beschenkt worden war, einen Laumeny Campegi, Joannes Munino, Scaramuccia mit zwei Dolchen, dann zwei Spanier. Am 13. December (1551) war der Cardinal Martinuzzi nach seinem Schlosse Alvincz an der Marosch gekommen; den 16. hatte er seine Garde von 200 Schützen, fast alle seine Leute, und seine Köche nach Weißenburg vorausgeschickt, um daselbst am 17. für ihn und Castaldo ein Frühstück zu bereiten. Am Morgen dieses Tages benutzte Castaldo die ersten Augenblicke nach Aufziehen des Schloßthores, um an 150 spanische Soldaten, einen nach dem andern, ins Schloß zu schicken, welche die hohen Wehren einnahmen, dann ging Sforza Pallavicini mit den übrigen ins Vorzimmer des Cardinals. Ferrari wurde mit einem Briefe in's Zimmer geschickt, um ihm denselben zum Lesen zu geben. Der Cardinal stand im Hemd, in einem mit Pelz ausgeschla-

genen Schlafrock an einem Tische, worauf sein Tagebuch, ein Brevier, eine Uhr und ein Schreibzeug. Ferrari tritt ein, und als der Cardinal ihn sieht, winkt er ihm näher zu kommen. — Jener, über sein Vorhaben entsetzt, zaudert ein wenig. Sforza schiebt ihn hinein und zieht die Thür an, ohne sie zu schließen. Jener übergiebt seinen Brief und verwundet den Cardinal beim Lesen in die Brust und den Hals; dieser springt auf, rufend: Was ist das, was ist das? ergreift den Mörder und schleudert ihn unter den Tisch; da tritt auch Sforza mit seinen Leuten herein, und verwundet ihn an der rechten Seite in Wange und Hals, Munino schießt ihm in den Rücken. Er fällt von Stichen und Schüssen durchbohrt zu Boden und rufend: „Jesus Maria!" stirbt er. — Nimmt man an, daß derselbe schon bei Abschluß des Vertrages mit Ferdinand nur eigensüchtige Entwürfe gehabt, und es ihm nur darum zu thun gewesen, Isabella zu entfernen, so konnte man diese Todesart als Erfüllung der Verwünschung ansehen, welche die entsagende Isabella gegen ihn als den Urheber ihres Unglücks aussprach. — Die Mörder gaben auch dem Kammerdiener mehrere Stiche, und ließen ihn für todt liegen. — Der Leichnam Martinuzzi's blieb, nackt und unbeerdigt, fast drei Monate lang, bis zum 25. Februar liegen, wo ihn die Geistlichen aus Weißenburg in der Michaeliskirche beerdigten und wo ihm die Inschrift gesetzt wurde: „Alle müssen sterben!" — Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß der mächtige Mann, der die Angelegenheiten Siebenbürgens so lange allgewaltig geleitet hatte, jetzt so unbedauert und gleichsam ganz vergessen und preisgegeben blieb, daß sich Niemand ihn zu rächen rührte und durch volle 70 Tage sich nicht einmal Jemand fand, ihm die letzte Ehre zu erweisen. —

Die Vollstrecker der blutigen That trafen sonderbarer Weise fast Alle widrige Schicksale oder ein unglückliches Ende. Sforza wurde das Jahr nachher von den Türken geschlagen und gefangen und mit Ruthenhieben regalirt, und kaufte sich später nur mit hohem Lösegelde frei. Den Marcus Ferrari ließ später der Gouverneur Gonzaga wegen eines Verbrechens aufknüpfen, dem Campegi wurde zu Augsburg in einem Streite die Hand abgeschnitten und später auf einer Jagd bei Wien zerriß ihm ein Eber die Eingeweide, woran er todt blieb. Scaramuccia ward in Frankreich im Streit mit wüthenden Soldaten in Stücken gehauen. —

Da die That theils doch in Folge der Weisung Ferdinands, theils durch Castaldo nach eigener Beurtheilung der Umstände und nach Anhörung

eines Kriegsrathes geschehen war, so nahm Ferdinand nun weiter keinen Anstand, sie gut zu heißen und die Sache als seine eigene anzusehen. Er sandte sogleich den Bischof von Agram nach Rom mit einem Memorial, welches alle Umstände zur Nachweisung der Schuld des Cardinals enthielt und in 87 Artikeln und Sätzen abgefaßt war. Zugleich meldete Ferdinand unterm 2. Jänner 1552 die That mit Schilderung aller Nebenumstände und des Vorhergegangenen an den Kaiser. — Wie sich später aus dem vom Papste eingeleiteten und zu Gunsten Ferdinands nach Jahr und Tag entschiedenen Prozesse, bei dem eine Anzahl selbst hochgestellter Zeugen vernommen wurde, herausstellte, war Martinuzzi allerdings sehr und vielseitig gravirt, ein Einverständniß mit den Türken wirklich vorhanden und die That nur eine gebotene Nothwehr. — Für den Besitz von Siebenbürgen war, wie der Verfolg der Geschichte zeigt, die Ermordung Martinuzzi's von keinen dauernden Folgen. Die nächsten Ereignisse blieben zwar günstig, dann aber entwickelten sich, unter dem Vordringen der Türken, die zumeist unter den Szeklern in Siebenbürgen Anhang fanden, eine Reihe so vielfach unglücklicher und zugleich mit dem mannigfachsten Unrecht vermischter Begebenheiten, daß man versucht sein könnte, in der nur selten so vorkommenden Zusammenwirkung derselben eine äußere Strafe für das formelle Unrecht zu sehen, welches im Namen der höchsten Autorität an dem Statthalter und Cardinal vollzogen war. Es zeigte sich zunächst im Lande keine Bewegung gegen die Interessen Ferdinands. Castaldo besetzte Binen, Weißenburg, Mühlenbach mit seinen Truppen, und begab sich mit Sforza schon am 18. nach Hermannstadt, der dem Könige immer getreuen Stadt. Er hielt Rath mit den Vornehmen des Landes, besprach sich mit den vornehmsten Geistlichen, mit dem Bürgermeister zu Hermannstadt, Peter Haller, aus den Szeklern mit Franz Kendy und noch Anderen darüber, wie die aufgeregten Gemüther beruhigt werden könnten, weil das gemeine Volk über den Mord des Cardinals Georg bestürzt war, und derselbe, besonders unter den Szeklern, sich durch Worte und Gaben großen Anhang gemacht hatte. — Es gelang jeden Ausbruch des Mißvergnügens zurückzuhalten. Castaldo beschloß, einen allgemeinen Landtag auf den 1. Jänner 1552 nach Neumark zu berufen. Die Szekler, welche wegen der Ermordung des Cardinals unruhige und drohende Bewegung zeigten, wurden hier mit Mühe durch Kendy beschwichtigt. — Castaldo verlangte, daß jede der drei Nationen des Landes Abgeordnete auf den Reichstag nach Preßburg

schicken sollte, wozu die Stände sich auch willig zeigten. — Die Reihe der hier nun folgenden und bald zu wichtigen, wenn auch nicht gerade günstigen Ereignissen und Folgen führenden Begebenheiten, geben wir genau so geschildert, wie sie der treffliche österreichische Geschichtsschreiber F. B. v. Buchholtz in seiner Geschichte Kaiser Ferdinand I. Band 7, wie nachfolgend erwähnt::

„Der Commandant des Schlosses Oyvar (Neustadt), dessen Bollwerke der Cardinal mit vieler Mühe und Kosten erbaut hatte, und wo man die Hauptschätze desselben verwahrt glaubte, erbot sich zu einem Vertrage und übergab selbes freiwillig. Castaldo schickte den Sforza an Kaiser Ferdinand mit Aufträgen über 96 Punkte, welche zur Behauptung des Landes und zur besseren Sicherstellung der Angelegenheiten des Königs dienen könnten. Der erste betraf, daß Castaldo nunmehr den Eid des ganzen Landes und aller Festungen habe, mit Ausnahme von Kaschau, wohin er seinen Neffen Alfonso sende, um wo möglich die Königin Isabella zu bewegen, daß der Befehlshaber auch dem K. Ferdinand schwören möge. Die folgenden betrafen die Ernennung von treuen und tüchtigen Befehlshabern der Festungen; die Ernennung geübter, und nicht wie bei der vorigen Unternehmung unerfahrner ungarischer Capitäne; die Ernennung eines tüchtigen Inspectoren über alle Befestigungen, etwa in der Person des Obersten del Isola; und jene eines Schatzmeisters; die Betrügereien der Zahlmeister, welche den Truppen das Geld zahlen u. s. w."

„Sehr bald aber zeigte sich ein Uebel, welches im höchsten Maaße beitrug, den Stand der Sachen in Siebenbürgen zu verschlimmern, nämlich eine ganz besondere Zuchtlosigkeit der deutschen und spanischen Soldaten, welche durch mangelhafte Soldbezahlung, und die Mißbräuche bei dieser vermehrt wurden. — Man hätte erwarten sollen, daß die Besoldung durch die hinterlassenen Schätze des Cardinals erleichtert werde, was sich aber anders befand, indem was von Gold und Kostbarkeiten desselben vorhanden gewesen war, von seinen Castellanen und Verwaltern auf die Seite geschafft wurde, und die Zeitumstände keine strenge Untersuchung erlaubten. Als Unvar übergeben war, ging Castaldo von Herrmannstadt aus persönlich hin, um in Gegenwart des Andreas Bathor, des Vicars von Weißenburg, des Secretärs Kneißel, zweier Secretäre des Cardinals (des Caspar und Emerich) und anderer, die mit dem Siegel des Georg versehenen Kisten und Schränke zu eröffnen, worin die kostbaren Sachen verwahrt sein mußten.

Man fand aber nur an **4500** Mark Silber in Stangen (in virgis), **1000** alte Goldmünzen mit dem Bilde des Lysimachus, jede ungefähr an Gewicht von **2** Dukaten, nur **1000** fl. in baarem Gelde, einige Steine mit Goldadern. Die auf den Bericht darüber ertheilte Weisung (v. 8. Febr.) ging dahin, aus den **4500** Mark Silbers möge Castaldo Geld schlagen lassen, und es für Sold und Befestigung verwenden, auch die 1000 Stück Goldmünzen mit dem Bilde des Lysimachus zu gleichem Gebrauch zurückhalten, die kostbaren Steine aber einsenden. — Beigefügt aber wurde die Nachricht, daß am **29**. Jänner wiederum **70,000** fl. für den Sold der Truppen von Wien abgegangen seien. — Und obwohl in diesem Jahre von Zeit zu Zeit beträchtliche Geldsendungen erfolgten, so reichten sie doch jedesmal nur zur theilweisen Tilgung der Rückstände hin, welche von den Soldaten zum Vorwande der ärgsten Unthaten genommen wurden. — Schon am **4**. Jänner machten die Deutschen unter Arko Meuterei, weil ihnen von **3½** Monaten nur zwei bezahlt werden konnten. Im Juni wünschte sie der Feldherr Temeswar zu Hilfe zu senden, sie wollten aber nicht, ohne völlige Zahlung erhalten zu haben, aufbrechen. — Die unter Helfenstein, welche seit ihrem Ausmarsche aus Wien fast beständig tumultuirt hatten, begingen zu Debreczin solche Grausamkeiten, daß, wie Castaldo schrieb, weit leichter sie, als Türken und Tartaren das Reich verwüsten und in Verzweiflung treiben könnten. Die Debrecziner verlangten **70,000** fl. Entschädigung. — Von da kamen sie später nach Klausenburg, wo Castaldo sie erwartete, und wo sie reichliche Lebensmittel und eine Zahlung von **6000** fl. erhielten, mit der Versicherung, daß der Capitän Stephan mit dem Rest der Zahlung unterwegs sei. Da machten sie eine Verschwörung, führten Bomben auf den die Stadt überragenden Berg, und beschossen sie, fast die Hälfte derselben, einer der schönsten Landes, und wo viele der Vornehmsten Häuser und Habe hatten, zerstörend. „Deßhalb sind die Adeligen (regnicolae), schrieb Castaldo noch während der Begebenheit selbst, (Torda **11**. Juli **1552**) in so großer Verzweiflung und Wuth, daß ich zweifele, ob sie mit ihrer aller Tod, wenn sie sie niedermachen könnten, zufrieden sein würden. Jetzt sehe ich deutlich, daß jene mit der festen Absicht gekommen sind, Seiner Maj. jetzt mehr zuwider zu sein, als es die Magdeburger gewesen, und die Leute des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, um den Verlust dieses Reiches so sehr als möglich zu beschleunigen. Alle sind einig, auch ihr eigener Capitän, daß niemals so

zuchtlose, hartnäckige und bestialische Leute gewesen sind, welche auch nicht ihr offenbares eigenes Verderben vom Uebelthun abhalten kann." Die Ungarn brachen aus dem Lager zu Torda voll Wuth gegen dieselben auf, und die Bauern schaarten sich wider sie zusammen, so daß **200** Deutsche blieben und manche verwundet wurden, und viele Pferde zum Fortziehen des Geschützes verloren gingen. Erst gegen Morgen gehorchte ein Theil dem Befehl des Castaldo, das Geschütz wegzuführen, da denn die Uebrigbleibenden der Stadt keinen Schaden mehr zufügen konnten. — Als sie sich endlich zur Ruhe begaben, wurden **14** der ärgsten Anstifter hingerichtet. — Kurz nachher aber, da sie nach Weißenburg marschirt waren, steckten sie am **27.** am hellen Mittage einen Theil dieser Stadt in Brand. Die meisten Einwohner verließen die Stadt, und bei der Insolenz der Soldaten konnte selbst Castaldo die letztern nur mit vier Worten strafen; daß die Hauptleute und Offiziere mit Schuld seien, schrieb Andreas Bathor und bestätigte Castaldo. — Im August wollten andere deutsche Truppen zu Hermannstadt nach Ermordung ihres Obersten plündern und brennen, und hätten es gethan, wenn nicht die Bürger zu den Waffen gegriffen und die Bauern der Umgegend zu Hilfe gerufen hätten. Castaldo mußte ihnen sagen lassen, daß er den andern herbeigerufenen Regimentern, wenn sie nicht Ruhe hielten, Befehl geben würde, den Bürgern beizustehen, um sie niederzumachen. — Es kam hinzu, daß Mangel an Getreide war, ein Theil der Soldaten hatte Kräuter zur Nahrung, und als die zu Ende, gab es tägliche Gefechte mit den Bauern wegen des Restes von Korn, was noch da war; die Bauern flohen in die Wälder, und unter den Soldaten entstanden Seuchen. Die Einwohner begannen fast alle, heimlich oder offenbar zu tumultuiren. — Die Sachsen blieben am treuesten, aber auch Hermannstadt lehnte das Begehren des Castaldo ab, gegen gewisse Bezahlung aus den ersten Geldern, die ankämen, Lebensmittel auf **20** Tage zu liefern. Schwer sei es, für **2** Tage genug aufzubringen, war die Antwort; und sie hätten schon **50,000** fl. zu fordern. — Bei den Bezahlungen machten die Truppen die unstatthaftesten Prätensionen; so wollten die Reiter unter Schöneich weder Musterung noch Register leiden, und verlangten Zahlung zu **10** fl. auf jeden für **1500** Mann, da ihrer doch nur **800** waren. — Im October starben durch Hunger und Kälte Viele wie die Fliegen; es fehlten im Ganzen **2000** Mann; alle diese sollten als Gebliebene angesehen, und für jeden **16** fl. bezahlt werden. Außerdem wollten die Truppen das

Land verlassen, zwei deutsche Fähnlein wollten im Juli zum Markgrafen Albrecht nach Deutschland ziehen, und zeigten die Gesinnung, durch keine Zahlung sich beruhigen zu lassen. Als nach einer Geldsendung im September die ungarischen Reiter auf 8 Monate einen erhalten hatten, verließen sie sogleich das Land. — Die Reiter unter Schöneich erklärten auch ihren Willen, hinwegzugehen. Als das Regiment des Schöneich bezahlt war, sandte Castaldo selbes gegen den Paß Deva zur Zerstörung eines Castells, welches die Türken dort errichtet hatten. „Ueberall aber haben sie so grausam sich gezeigt, daß die Einwohner lieber Sklaven der Türken werden wollen, als jene zu Hause haben, denn sie tödten die Bauern ohne alle Scheu, plündern alle ihre Habe, reißen die Häuser ein, üben jegliche Grausamkeit. Und mochte ich noch so viel ihre Anführer bitten, ermahnen, in aller möglichen Art zureden, so wurde doch die Sache täglich ärger. Jetzt haben sie ohne alle Ursache jenen Paß verlassen, und kehren hierher zurück; wozu? weiß ich nicht, denn mir haben sie nichts geschrieben, aber ich vermuthe, um das übrige Fußvolk zum Aufstand anzureizen, hoffend vielleicht, auf diese Art das Weggehen zu erreichen." — Auch die Spanier zeigten schon zu Anfang des Jahres große Hartnäckigkeit, und Castaldo besorgte, daß alle zuletzt das Land verlassen würden, und schrieb, während Temeswar, wie später zu erzählen, bedrängt wurde (29. Juni): „Die Spanier sind bis jetzt ruhig geblieben, weil sie gute Quartiere hatten, (indem sie, wie auch die übrigen alle, in den Ortschaften der Sachsen blieben); aber auch sie werden, wenn sie in's Feld gehen sollen, erst Zahlung der 4 Monate ihres Rückstandes verlangen." — Gegen den kommenden Winter weigerten sich die Städte, Besatzungen einzunehmen; sie wollten kein einziges Brot ohne Geld mehr geben, und sie zwingen zu wollen, schrieb Castaldo, „hieße sofort niedergemacht werden" (esset statim trucidari).

„Was nun die Einwohner des Landes selbst und ihre Stimmung in diesem Jahre betrifft, so ist Folgendes zu erwähnen: Auch noch auf einem Landtag zu Thorda auf Sonntag vor Himmelfahrt 1552 machten die Stände im Ganzen ergebene Bewilligungen, sich den Beschlüssen des Preßburger Reichstages anschließend, welchen der König in Person hielt, sein Vorhaben auf's Neue aussprechend, den Türken mit allen Kräften Widerstand zu leisten. — Die Reichsstände erneuerten hier das Begehren, daß der König in jedem Falle, auch wenn kein Angriff in diesem Jahre stattfinden sollte, persönlich sie wider die Türken führen

möchte; da, wenn Ferdinand oder sein Sohn, der König Maximilian nach Ungarn käme, die volle Personal-Insurrection, und außerdem für alle 10 Colonen ein Reiter, und für alle 20 ein Mann zu Fuß gestellt werden sollte, — niemand aber eigentlich um Geld in diesem Jahre dem Könige dienen solle, wegen der großen Unkosten, so dieser bisher aufgewendet. Für jeden Colonen bewilligten sie eine Abgabe von 3 fl. — Was jene Erwähnung persönlicher Anführung des Heeres durch Kaiser Ferdinand betrifft, so hätte dieselbe freilich am wenigsten in diesem verhängnißvollen Jahre haben ausgeführt werden können, wo die im Reiche vorgehende Kriegs- und Friedenshandlung die Gegenwart Ferdinands in ganz vorzüglichem Maße erforderte. — Die siebenbürgischen Stände bewilligten ebenfalls für jenen Fall der persönlichen Anführung Ferdinands oder Maximilians oder großer Gefahr die volle Personal-Insurrection und auf 16 Colonen einen Bauer; jede 20 Bauern sollten einen Wagen mit Lebensmitteln stellen. (Jeder solle wie in früheren Jahren, seine Colonen zwingen, Waffen zu haben; die Vollhubner, (welche einen integrum aratrum hätten) jeder eine Büchse mit Pulver und Kugeln, wenn er lernfähig genug sei damit umzugehen, sonst einen Schild, Helm und Bogen, mit mindestens 30 Pfeilen. — Der Halbhubner ein Schwert, Schild und Beil. — Von Brüdern derselben Haushaltung möge nur einer zur Personal-Insurrection sich stellen; falls aber zugleich die Hälfte der Colonen aufgeboten würde, dann 2 von vieren, wenn alle Colonen, dann auch alle Brüder). Da schon vorher beschlossen sei, daß jede der drei Nationen 2000 Mann stellen wolle, so sollten diese am Gerichtssitz gezählt und in Bereitschaft gehalten werden. — Als Geldbeitrag wurden von jedem Colonen, welcher (nach Abzug von Weinberg, Saaten, Kleidern und Bett) mehr als 6 fl. an Werth besäße, 99 Pfennige bewilliget. — Dem Castaldo sollten zur Entscheidung der Landesgeschäfte, weil er der Sprache und Gewohnheiten nicht kundig, 4 Commissarien zugegeben werden. — Andererseits jedoch erwachten gleich Anfangs eine Menge Privatforderungen, zum Theil von Anhängern des Martinuzzi, zum Theil von Solchen, welche das mächtige Ansehen desselben leichter in Schranken gehalten hätte; Viele verlangten Sold, Viele Güter, so daß dem Castaldo die Worte zu Entschuldigungen fehlten. „Unermeßlich Viele sind, schrieb er, die Unermeßliches begehren; so daß, wenn das ganze Land vertheilt würde, es nicht zureichen würde.“ — Und selbst Andreas Bathor, der getreue, aber am Podagra leidende und fast nur dem

Namen nach die Geschäfte mitleitende Woiwode, drang auf Geldzahlungen über die Möglichkeit, und war unzufrieden wegen ungenügender Besoldung seiner Leute, obwohl er aus Csanad **7500** fl., aus Ujvar Vorräthe für ein Jahr und sonst **18,600** fl. erhalten hatte.*) — Anlaß zu Unzufriedenheiten gab auch insbesondere zumal bei den Szeklern, daß manche Güter von den beiden Königen an Verschiedene gegeben waren, und jetzt erst darüber entschieden werden sollte. — Auch erregten jene Geldbewilligungen des Landtages Unzufriedenheit, und man sagte, schlimmere Bedingungen werde man vom Türken nicht haben. „Und jene, welche dem Sohne des Johannes Zápolya günstig sind, oder den Tod des Martinuzzi übel empfinden, können aus diesem Anlasse auch die Gemüther Anderer anreizen, und Neuerungen betreiben.“ (Thorda 18. Juli 1552). — Am nachtheiligsten aber wirkten die Eroberungen des türkischen Heeres in der zweiten Hälfte dieses Jahres, welche später im Zusammenhange zu erzählen sein werden, auch auf die Stimmung in Siebenbürgen, und es begannen Entwürfe, unter türkischem Schutze die Isabella mit dem Prinzen nach Siebenbürgen zurückzuführen. — „Der Gesandte, welcher von der Königin von Polen gekommen ist, sagt offen, daß der Türke das Land erobern werde, im Namen des Sohnes des Königs Johannes Zápolya, welchem sie es zurückgegeben sehen wollen. Ich glaube auch, daß viele Adelige des Landes dasselbe Einverständniß haben, und darum glaube ich, daß es uns mehr genützt hätte, wenn die Einwohner sich nicht versammelt hätten, weil letztlich zu schließen, daß, wenn sie sich so vereinigen, daß sie an Zahl mehr sind, als wir, wir vor Ankunft der Türken niedergemacht werden möchten. — Die größte unter meinen Beschwernissen aber ist, daß diese Nachtheile uns fast mehr von den Unsrigen selbst entstehen, als anderswoher. E. M. wolle sich erinnern, wie oft ich immer Vermuthung äußerte, die Zwiste unter den Dienern würden den Ruin dieser Länder bringen.“ — Vom Juni an zeigten sich die Szekler unter verschiedenen Vorwänden schwierig, und zwei der Vornehmsten, Thomas Mihail und Lazar hatten sich verschworen, den Tod Martinuzzi's zu rächen; wie es Franz Kendy und andere öffentlich

---

*) Auch Losonczy verlangte für sich die Schlösser Lugos, Karansebes, und 10,000 fl. als Provision. — Castaldo klagte auch bitter darüber, daß Losonczy sowohl, als Aldana den Bewohnern des Banats, Vieh, Getreide und Geld raubten, so daß dieselben nicht mit Unrecht die Türken herbeirufen möchten.

auf dem Landtage zu Thorda sagten. — Die Beamten Georgs Martinuzzi's in Ujvar sagten, daß sie bald ihren legitimen König haben würden, und den Tod des Cardinals noch rächen würden. — Zu jener Verschwörung trat auch Bethlen Gabor, und an den Tractaten nahmen auch die Ungarn Wolfgang Bornemissa und Nik. Orbay Theil, die keine Siebenbürger waren. — Auch Franz Kendy war geneigt, den Sohn des Johannes zurückzurufen, und dem Türken Tribut zu zahlen, unter welchen Bedingungen es dieser verlangen möchte. — Als Kendy im Herbst mit auffallend zahlreichem und glänzendem Gefolge abreis'te, um in der Gegend von Kaschau seine Hochzeit zu feiern (also in der Nähe von Petrowyt, der schon damals mit den Türken in Verbindung stand, um Siebenbürgen wieder für Isabella und den Prinzen zu gewinnen) sagte er dem Kornik, der der Vornehmste unter den Szeklern war und welcher dem Martinuzzi beigestanden hatte, um Isabellen mit dem Prinzen von der Herrschaft zu entfernen: „Kornik! du bist Ursache des Verderbens dieses Landes geworden, da du zugestimmt hast, daß der Sohn des Königs Johannes hinausging." — Indem Castaldo jene Zuchtlosigkeiten der Soldaten und diese Parteiungen meldete, schrieb er: „Da nun außerdem die Einwohner von Natur und Eigenschaft aus veränderlich und neuer Dinge begierig, und von äußeren und inneren Feinden umgeben seien, so sei es mehr nach göttlichem Willen, gleichsam wunderbar, als sonst geschehen, wenn der Mehrtheil noch zurückgehalten worden." — Jenen Parteiumtrieben diente zum scheinbarsten Vorwande, daß man gegen die türkische Uebermacht zu schwach sei, und nachdem die Szekler und der Adel diese Sprache führten, war voraus zu sehen, daß auch die Sachsen bald genöthigt sein würden, jenen zuzustimmen.

„Während nun jene Truppen wesentlich beitrugen, die Gemüther der Eingebornen zu erbittern, die Treuen abwendig zu machen, und den Anhängern des ermordeten Cardinals sowohl, als der Partei, welche den Sohn des Johannes und die Isabella zurückführen wollte, großen Vorschub zu geben, schwebte das Land und die Sache der tractatmäßigen Herrschaft Ferdinands fortwährend in der größten Gefahr vor den Angriffen von Außen her. — Zunächst ist hier der von Seite der Moldau und Walachei her drohenden Gefahr Erwähnung zu thun. Der Woiwode der Moldau machte gegen Ende des Juli eine Invasion mit einem zahlreichen Heere gegen Kronstadt, verheerte das Land der Szekler, verbrannte auch die sächsischen Städte Herrmannstadt und Prasmar und führte eine große Beute an Men-

schen und Vieh hinweg. Bathory bot die vier Theile des Landes Colos, Daboka, Osdy und Kökölló auf. — Castaldo zog dem Feinde mit deutschen Truppen vor Kronstadt und Klausenburg entgegen und trieb ihn in die Flucht. Viele wurden, ehe sie die Alpen erreichen konnten, niedergemacht und ihnen die Beute wieder abgejagt. Doch mußten Kronstadt, Weißenburg, Herrmannstadt und Saßebes wider ihn durch Besatzungen geschützt werden; — und der Feldherr suchte die Szekler dahin zu bringen, wider Jenen bei Kronstadt zu lagern, und den Adel, wenigstens bei Deva zu bleiben; er selbst beschloß damals, aller Hindernisse ungeachtet, Temeswar zu Hilfe zu ziehen, sah sich aber durch die Widersetzlichkeit und schwierige Stimmung der Szekler gehindert. Als nun der Woiwode eine zweite Invasion bereitete, glaubte der Italiener auch die dagegen sich darbietenden Hilfsmittel der List nicht abweisen zu sollen. Zu Schäßburg kam bei Nacht ein moldauischer Bojar, mit stattlicher Begleitung und 25 Pferden hin zu Castaldo, und eröffnete ihm: Da der Woiwode Stephanus ein Tyrann und ein Feind der Christen, schlimmer als die Türken sei, wie er denn auch jetzt sich zum Angriff mit einem Kriegsheer auf Siebenbürgen rüste, so hätten er und andere Bojaren sich vorgesetzt, ihn zu ermorden, und dann sollte an seine Stelle ein anderer treten, welcher jetzt in Polen sei, und welcher dem römischen Könige allezeit willfährig und dienstbar sein werde. Zur Erleichterung dieser Aenderung bitte er allgemein lautende Schreiben Castaldo's an die Bojaren, welche sowohl in der Moldau selbst, als in Polen seien, worin er sie gegen den Stephan aufnahm. Diese Schreiben bewilligte Castaldo, welche dann vom Caspar Pesthiensis aufgesetzt, und auch eine Beglaubigung für den Ueberbringer enthielten. Falls die Verschwörung nicht gelinge, bot der Bojar seine Dienste als Befehlshaber über 200 Reiter an, und erhielt ein Patent darüber. „Kaum war dieser weggegangen," so sagt ferner der dem Könige erst ein paar Monate nachher gegebene Bericht, „so kamen zwei Gesandte des Woiwoden, deren einer beim Preßburger Reichstag als Gesandter desselben bei E. M. gewesen, der andere die Verwaltung der Dörfer und Schlösser hatte, die der Woiwode in Siebenbürgen besaß. Diese baten: jenen Bojar, als der ihrem Herrn höchst feindselig gesinnt sei, zu greifen. Mir schien gut, jene Künste zu brauchen, die auch der Woiwode gegen uns zu brauchen pflegte, und nachdem ich vorher den Bojar warnen lassen, sich auf's Schleunigste zu entfernen, und er schon weggegangen war, gab ich jenem Boten des Woiwoden

Briefe, daß derselbe, wo er angetroffen werde, ergriffen und zu mir geführt werden möge, womit die Gesandten befriedigt waren.— Darnach kamen zu mir jene Beiden, welche prätendirten, daß ihnen jene beiden Fürstenthümer gebühren, dem Einen die Walachei, dem Andern aber, Alexander jetzt genannt, die Moldau; deren jedem ich eine Besoldung für 15 Pferde gab, und welche schließlich sagten, wenn ich ihnen Schreiben an alle Bojaren der Moldau zu Gunsten jenes Alexanders gäbe, so hofften sie, den Stephanus entweder zu tödten oder zu vertreiben. Diese Schreiben wurden dann verfaßt, und von mir und Andreas Bathor gemeinschaftlich unterschrieben. Als nun, ich weiß nicht, ob dieses oder jenes frühere Schreiben (denn es war ein Monat zwischen beiden verlaufen) heimlich von zweien der vornehmsten Bojaren des Woiwoden gelesen wurde, wovon der eine die Verwaltung des Heeres, der andere die der Gelder und Einkünfte desselben hatte, wurden sie von einem Knaben entdeckt und gehört, welcher sogleich dem Woiwoden hinterbrachte, daß jene heimlich Briefe des Generals E. M. läsen. Der Woiwode aber, wie er immer dergleichen vermuthete, berief im selben Augenblick zwei andere zu sich, aus den Vornehmsten auch, aber Jünglinge, denen er sagte: Morgen will ich einem von euch das Heerwesen, dem andern den Schatz anvertrauen; wohl zugleich andeutend, daß er jenen andern, welche seither jene Aemter hatten, nicht nur diese, sondern auch das Leben nehmen wolle. Die Jünglinge, sei es unbedachtsam, sei es mit Vorsatz, eröffneten die Sache jenen Verdächtigen selbst, welche dann, in Betracht der nahe drohenden Gefahr, ihr Vorhaben zu beschleunigen beschlossen und so den Woiwoden in der folgenden Nacht tödteten. Nach dessen Tode stellte zwar seine Mutter einen andern an seiner Stelle auf; die Mörder aber sandten ohne Verzug um jenen Alexander, der damals anders hieß, und machten ihn mit Hilfe des Königs von Polen, nach Vertreibung des ersteren, zum Woiwoden, welcher König von Polen jenen nämlich immer zu diesem Ende unterhalten hatte. — Er wollte aber Alexander genannt werden, weil so jener genannt wird, wovon man sagt, daß er der wahre und legitime Erbe sei, und welchem er hat sagen lassen, „er möge sich das Geschehene nicht verdrießen lassen, weil er Sorge tragen werde, ihm Unterhalt zu sichern, und mit Ausnahme der Herrschaft, ihm alle mögliche Gutthaten zu erweisen." Uns aber schickte er jene Schreiben, die ich E. M. zugesendet, und so auch die Bojaren mit Ankündigung eines Deputirten, schließlich dahin sich aussprechend, daß sie der Sache E. M.

anhangen, und Ihnen wider Jedermann dienen wollen, welches sie, wie ich glaube, thun werden; nur im Fall, daß der Sohn des Königs Johannes eintrete, vermuthe ich, daß sie diesem vor E. M. anhangen würden. — Der neue Woiwode Alexander ließ für sich erklären, er wolle dem Könige Ferdinand, so lange er lebe, dienen, sowohl gegen die Türken, als zur Behauptung der Herrschaft, und sei dazu höchlich bereit, und wünsche für den Prätendenten der Walachei, (Radul) der damals auch beim Castaldo war, etwas zu unternehmen, als welchen er nach Tödtung oder Vertreibung des jetzigen Tyrannen an dessen Stelle einzusetzen hoffe, damit so viel besser sie beide zur gemeinschaftlichen Vertheidigung und zum Dienste des Königs Ferdinand vereinigt sein möchten. — Es zeigte sich aber bald, daß Alexander Polen den Eid geleistet habe, und vielmehr eine Stütze der polnischen Partei in Siebenbürgen war.

„Der in der Walachei factisch herrschende Woiwode Myrche, obwohl auch vom Sultan zum Angriff auf Siebenbürgen aufgefordert, und das Land mit demselben bedrohend, ließ jedoch dem Bürgermeister von Herrmannstadt, Peter Haller, schon im Junius 1552 wissen, „das Land werde im beruhigteren Stande sein, wenn nur dem Sultan Tribut gezahlt würde; und es liege diesem nicht viel daran, wen die Siebenbürger als ihren Herrn erkennten." Eine ähnliche Eröffnung hatte er auch dem Losonczy, Ban von Temeswar, machen lassen. — Der Deputirte, welcher zum Haller kam, äußerte, so viel er verstände, habe sein Herr solches ohne Zweifel von der Pforte. — Weil nun die Einwohner sich mehr und mehr dahin neigten, den Sohn des Johannes zurückzuführen, so beschlossen Castaldo, Bathor u. s. w. dieser Verhandlung den freiesten Lauf zu lassen, vorausgesetzt, daß Ferdinand als Herr des Landes anerkannt bliebe; letzteren Punkt ließen sie sich von den Vornehmsten angeloben, und gestatteten sonst den Eingebornen, was sie wollten, an den Türken zu schreiben. Ferdinand hatte insbesondere genehmigt, daß ein Tribut, Namens der drei siebenbürgischen Nationen versprochen werde. — Die Verhandlung ging nun durch Haller, der ein loyaler Anhänger Ferdinand's war. Obwohl nun auch ein Tschausch sagte, es würde dem Sultan nur wenig daran liegen, wer in Siebenbürgen herrsche, wenn nur der Tribut bezahlt würde, so mangelte es doch der Verhandlung an einem sichern Grunde, und sie wurde bald durch eine gewaltsame Entsetzung des Myrche unterbrochen. Castaldo, welcher dem Prätendenten Radul Schutz gewährte, wollte eben jener Verhand-

lung wegen vorerst nicht in ähnlicher Weise zu dessen Absichten helfen, wie er es für den Prätendenten der Moldau gethan; Radul aber erreichte seine Zwecke in offenem Kriege. Er schlug mit einem kleinen Heere von nicht über 4000 Mann in drei Gefechten den Myrche, obwohl dessen Heer mit Türken, Tartaren und Wallachen auf 100,000 angegeben wird. Als Myrche nach der Schlacht mit wenigen Reitern floh, setzten ihm einige Bojaren mit 5000 Reitern und dem neuen Woiwoden Radul selbst nach. Dieser durchbohrte in hitziger Verfolgung den nächsten Begleiter des Myrche; der letztere wandte sich um und rief: Welcher Hund ist es, der uns von hinten verfolgt? und der Verfolgende rief: Ich bin es, Radul selbst, der dich tödten wollte, wenn mich nicht die Kleidung deines Bojaren getäuscht hätte. — Jener entkam dann noch nach Gyorgyó, welche Feste Radul mit Kriegsmacht und Bomben bedrohend, die Auslieferung des Ueberwundenen verlangte. Der Commandant, sich zu schwach fühlend, bewilligte, den Myrche in der Stadt und Festung zu suchen, und übergab dem Sieger auch gegen Sicherheit als Geißel den Aly Tschausch, der, als er nach Bucharest kam, ausrief: Nicht von Deutschen und Italienern, wie Jener gesagt, sondern von seinen eigenen Leuten ist Myrche vertrieben worden, und hat den Lohn seiner Thaten erhalten. — Radul sandte, nachdem er Herr der Wallachei war, zwei Gesandte an Castaldo, mit dem Versprechen, daß er, eingedenk der ihm erzeigten Wohlthaten, immer dem Könige Ferdinand treu sein, und nie von dieser heilig übernommenen Verpflichtung abgehen wolle. Zugleich bat er, Castaldo möge zur noch größeren Befestigung seiner Lage ihm 500 Fußvolk senden, und mit einigen deutschen Fähnlein und 300 schwerer Reiterei in der Nähe der Gränze verweilen.

„Es war für die Begründung einer festen Herrschaft in Ungarn und Siebenbürgen, mit allen der Krone angehörigen Ländern der Gang des Krieges wider die Türken allein entscheidend. Ferdinand hatte den Versuch erneuert, sich von Polen her endlich einmal eine nachbarliche Beihilfe gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit zu erlangen. Er ließ zunächst vorstellen, daß nicht Er den Waffenstillstand gebrochen habe, sondern die Türken, sowohl früher, z. B. durch Wegnahme dreier Schlösser durch den Pascha von Ofen und andere Einfälle ins diesseitige Gebiet, als durch die Angriffe auf Siebenbürgen und das untere Ungarn im Jahre 1551. — Denn das Einverständniß Ferdinand's mit Isabella, Petrowyt und dem vormaligen Bruder Georg Martinuzzi's, Siebenbürgen unter ehrenvollen

Bedingungen wieder mit der Krone zu vereinigen, sei nicht wider den Waffenstillstand gewesen, weil zwischen Christen und Christen geschlossen. — Alle Ursachen habe Polen, gegen den gemeinschaftlichen Feind mit Ungarn gemeine Sache zu machen, wie in früheren Zeiten. Wenn gleich seine eigenen Reiche und Provinzen größere Steuern zum Kriege bewilliget hätten, als je zuvor während seiner Regierung, und auch auf dem letzten deutschen Reichstage zu Augsburg der gemeine Pfennig bewilligt worden, so sei doch, dem übermächtigen Feinde kraftvoll zu begegnen, nur durch Verbindung Mehrerer möglich. Ungarn, Polen, Croaten seien die natürlichen Verbündeten wider denselben, und durch ihre leichte Reiterei vorzugsweise zu diesem Kriege geeignet. Gern sähe dieser Feind, wenn während des Krieges mit dem einen, der andere sich durch trügerischen Frieden bewegen ließe, ruhig zu sitzen, um diese kurze Ruhe, wie das Geschenk jenes Cyklopen, durch späteres Verderben zu büßen. — Siebenbürgen aber sei durch seine Lage, wie auch durch seine Gebirge und Hilfsmittel der wichtigste Angriffs- und Vertheidigungspunkt gegen die Türken für alle umliegenden Länder. — Und so schön der Frieden, so wenig sei er anzunehmen, wenn sich der Krieg unter dem Namen des Friedens verberge, und Verderben unter scheinbarer Ruhe laure; ein solcher Frieden sei vielmehr mit Kampf und Krieg zurückzuweisen. Nicht bloß auf den augenblicklichen Stand der Reiche, sondern auch auf deren künftiges Wohl müßten großmüthige und fromme Könige sehen. Denn nicht minder würden sie von den Türken angegriffen werden, schon weil sie Christen seien, und weil sie ein blühendes Reich hätten. Und da der Krieg unvermeidlich sei, so wäre ihn aufzuschieben verderblich, und jetzt die Gelegenheit günstig. — Der Wahn aber von der Unüberwindlichkeit der Türken sei schon widerlegt, Ferdinand habe während seiner ganzen Regierung die größte Last dieses Krieges getragen, und in den vier vom Sultan persönlich angeführten Zügen habe derselbe wenigstens viel weniger erreicht, als er gehofft, und als die Menschen gefürchtet hätten. Die neulichen günstigen Begebenheiten (bei Lippa und Temeswar nämlich), möchten auch als der Anfang glücklicherer Erfolge gegen die Mohamedaner angesehen werden, als welche weniger durch eigene Tugend, als durch die Fehler der Gegner groß geworden, und deren Maß, wie jenes des Amorrhäer erfüllt sein möchte. — Doch blieben auch damals diese Vorstellungen vergeblich, und vielmehr drohte von dort her, wie

schon erwähnt, eine ernste Gefahr für Begünstigung des türkischen Uebergewichts zur Zurückführung Isabellens und ihres Sohnes unter der Hoheit der Osmannen.

„Die Kriegsgeschichte dieses Jahres 1552 ist abermals eine Reihe von trauervollen, zum Theil sehr schmählichen Ereignissen, von einigem Ruhme durch die Tapferkeit ungarischer Anführer begleitet.

„Noch während des Winterquartiers hatte ein kühner Ungar, Michael Totus, in früherer Zeit Bürgermeister von Szegedin (ehe die Türken dort eine Citadelle gebaut hatten) den Plan entworfen, und mit Castaldo verabredet, diese Stadt durch Ueberfall wieder zu gewinnen, und der Feldherr trug dem Aldana auf, jenen zu unterstützen. Nachdem dieser mit anderen Obersten, Peter Bakith, Alphonso Perez, Adam Opperstorff sich zu diesem Unternehmen einverstanden hatte, führte Totus mit zusammengebrachten 5000 Haiducken diesen Heerhaufen an, hinziehend längs der Theiß, und seine Leute möglichst verbergend im Dickicht des Schilfs und der Gesträuche, und scheinbar in der Richtung auf Becskerek; lenkte dann seitwärts und langte dann unerwartet (in der Nacht vor St. Matthias) am Flusse gegenüber von Szegedin an. Beliebt bei den Bürgern und den dortigen Fischern, hatte Totus sich leicht die nöthigen Einverständnisse verschafft, und setzte in Nachen, als die Türken sorglos schliefen, seine Leute über den Strom. Sie besetzten glücklich ein Thor und die Zugänge aus der Stadt in die Citadelle; machten dann die Türken in großer Anzahl nieder, theils in der Stadt, theils beim Entfliehen und am Strom; der Anführer Hederbeg, nackt entfliehend, rettete sich mit Mühe in die Burg; die Haiducken plünderten Häuser, Läden und Cassen der dort befindlichen reichen türkischen und jüdischen Kaufleute und Steuerpächter. Reich war die Beute und die Haiducken schwelgten mehrere Tage im Ueberfluß. — Indessen gab Hederbeg dem Pascha von Ofen, dem Eunuchen Aly, Nachricht von dem ihm zugestoßenen Unfall, und dieser kam sogleich mit übermächtigem Heer, und mit Feldgeschützen in Eilmärschen herbei, um die Stadt wieder zu gewinnen. Die Obersten ziehen ihm entgegen, während die Haiducken, alle Zucht verachtend, den Wein und die Schenken nicht verlassen wollen, und nur gedrängt von den Türken aus der Burg in Unordnung nachfolgen. — Das Gefecht war heiß und durch mehrere Stunden unentschieden; zuerst versuchte auf dem rechten Flügel die deutsche, auf dem linken die ungarische Reiterei, die Flügel der Feinde zu durchbrechen; — sodann schloß man sich

aneinander im Mitteltreffen, wo Aldana und Bakith hielten, und drang in die feindliche Mitte ein. Aber die Feldschlangen der Feinde tödteten Viele, die Hauptfahne mit dem Adler ward verloren, erst Einige, dann Alle wandten sich zur Flucht. Castaldo maß der Feigheit Aldana's den Verlust der Schlacht bei. Die Reiterei mit den Obersten rettete sich durch die Schnelle ihrer Pferde; von den Haiducken, die im Haufen zusammengedrängt, noch lange Widerstand leisteten, entkam fast keiner; Totus durchschwamm mit 20 Genossen die Theiß. — Die Siegeszeichen, welche der Pascha nach Constantinopel sandte, waren 5000 Nasen und 40 Fahnen, aber der Verlust an Menschen war eben so groß auf türkischer Seite. — Auf Casim, der von Becskerek herbeigekommen war, hatte drei Tage zuvor ein ungarisches Streifcorps unter Valentinus Nagy und Peter Török getroffen, und ihn nach dreistündigem Gefecht in die Flucht getrieben. Aber die unglücklichen Sieger fielen dem Heere des Pascha in die Hände und wurden fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. — Durch diesen unglücklichen Erfolg ward der Besitz von jenen weiten Ebenen zwischen der Donau und Theiß, welche unzählige Heerden größeren und kleineren Viehes ernähren, den Türken für längere Zeit gesichert.

„Derselbe Pascha Aly der Eunuche*) nahm im Sommer dieses Jahres Vesprim**) (1. Junius) und Dreghel (9. Julius). Jenes hatte einen neuen Befehlshaber erhalten, da der frühere, Johannes Pachy, nach Comorn übersetzt war. Aber der von jenem zurückgelassene Michael der Eiserne wollte den neuen Commandanten nicht zulassen, weil er zuvor den Zehnten für Pachy eintreiben müsse. So stritt man um elenden Gewinn, während die Türken begannen, von zwei Seiten eifrig die Mauern zu beschießen. Am zehnten Tage machten die unordentlich geworbenen Truppen eine Meuterei, und gingen schaarenweise durch die Lücken der Stadtmauern

*) Klein und aufgedunsen, dabei rauher Stimme, widerlichen Ansehens, mit zwischen den Schultern steckendem Kopfe, und gleichsam zwei aus dem Munde hervorstehenden Schweinszähnen; — er war eben so tapfer als kriegskundig.

**) Von Vesprim aus hatte ein Streifcorps den Sandszak von Stuhlweißenburg mit einem türkischen Geschwader im nächtlichen Gefecht geschlagen, wobei unter andern von den Janitscharen Alexis der Zornige, der mit beiden Händen eine große Axt im Gefecht zu führen pflegte, gefallen war. Dies weckte den Zorn des Pascha.

zum Feinde über, welcher sie aber im nahegelegenen Thale bis auf den letzten Mann niedermetzeln ließ. — Rathlos übergab Michael auch das Schloß gegen freien Abzug, der jedoch den meisten schlecht gehalten wurde; auch Michael blieb in Gefangenschaft. — Dreghel dagegen ward von Georg Zendy mit großem Ruhme vertheidigt. Aufgefordert, sich zu ergeben, sandte er vielmehr dem Pascha zwei gefangene Knaben, beschenkt, und in Purpurkleidern zurück, die jener zum Kriegshandwerk erziehen möge. Er wolle sterben, wenn er die Veste nicht zu behaupten vermöchte. — Dann empfing er die Sacramente, ließ von Allen Kleider, kostbares Geschirr, Geld und Habe zusammentragen und verbrennen; stach seine Pferde nieder, und begegnete den schon in die Burg einbrechenden Feinden im harten Gefecht. Am rechten Knie verwundet, und auf's linke niedersinkend, fuhr er noch fort, ritterlich zu kämpfen, bis er von mehreren Kugeln getödtet ward. Der Pascha beerdigte ihn ehrenvoll. — Auch andere Schlösser, Szecheny, Corvo, Bussa, letzteres von Soldaten des Sigismund Balassa mit der größten Tapferkeit vertheidigt, — fielen um dieselbe Zeit in die Gewalt des Pascha's von Ofen, des Eunuchen Aly.

„Diese wiederholten Verluste, diese aus so drohender Nähe, aus dem Herzen von Ungarn selbst her geschlagenen Wunden erfüllten das Gemüth vaterlandliebender Ungarn mit düstern Ahnungen. Thomas Nadasdy, welchen König Ferdinand von Passau aus nach Wien berufen hatte, um sich mit ihm persönlich zu berathen, äußerte in der bald nach dem Fall von Vesprim geschriebenen Antwort: „Wird nicht zeitlicher vorgebauet, so wird, fürchte ich, geschehen, was ich schon vor einigen Jahren vorausgesagt habe, und wolle Gott, daß ich ein falscher Prophet sei! daß nämlich alle benachbarte ungarische Vesten, eine nach der andern erobert werden, und wir von den meisten schneller ihren Fall, als ihre Belagerung hören werden. Und sind die verloren, so verlieren wir auch Reiterei und Fußvolk, ja die ganze ungarische Nation. — Dann aber, wenn der Feind vor den Thoren von Neustadt, Grätz und Wien hin und her reiten wird (was der Allmächtige nach seiner Barmherzigkeit abwenden wolle), dann wird Deutschland sehen, wen es durchbohrt hat; ihnen wird nichts Anderes geschehen, als was uns Ungarn geschehen ist; da wir unthätig zusahen und geschehen ließen, wie von den Türken die Bosnier, Bulgaren, Raitzen, Dalmaten, Croaten, Moldauer und Wallachen erobert wurden, welche jetzt die Reste von Ungarn tausendmal mehr, als die eigentlichen Türken verfolgen!"

„Im Anfange des Sommers brach Achmet, nach Ankunft des asiatischen Kriegsvolks mit einem großen Heere von Adrianopel auf und kam am 25. Tage nach Semendria, wo er sich mit dem Beglerbeg von Rumelien, Machmet, vereinigte. Bei Belgrad und Titel übersetzte das Heer die Donau und Theiß und zog gegen Temeswar, dessen Vertheidigung durch den tapfern und großgesinnten Losonczy an tragischer Erhabenheit die meisten Vorfälle der damaligen Kriegsgeschichte übertrifft. An Johann des Täufers Tage kamen die ersten Türken, 1500 Reiter, vor Temeswar, mit denen sogleich die Besatzung, noch in Abwesenheit des Losonczy, ein hartnäckiges und glückliches Gefecht bestand. Dieser hatte Zurüstungen besorgt, und traf in der Nacht ein; des folgenden Tages wurden alle Obersten und Hauptleute der Besatzung, Spanier und Deutsche berufen, welche einander den Eid leisteten, die Festung zu erhalten. Losonczy sprach zu ihnen wenige Worte, sie ihrer früher bewährten Tapferkeit erinnernd, sie ermahnend, das ihnen anvertraute wichtige Bollwerk vor der habsüchtigen Wuth der Osmanen zu bewahren. Die Besatzung bestand aus Spaniern, Deutschen und Ungarn, zusammen gegen 3000 Mann. — Am folgenden Tage kam ein neuer Vortrab der Türken, mit welchen sogleich ein Gefecht begonnen, und mit Vortheil geführt ward. — Achmet mit dem gesammten Heer kam vier Tage später vor die Stadt, mit 36 Stück schweren Geschützes, außer den Feldschlangen und Falkonetten. Die Häuser der Insel (der kleinen Stadt) wurden von den Belagerten niedergebrannt, worauf die Türken die Trümmer zur Aufführung ihres Geschützes benützten, und in den Mauern der Hauptbollwerke der größeren Stadt eine große Bresche bewirkten. Achmet*) gab das Zeichen zum Sturm, der mit großer Heftigkeit unternommen, von den Spaniern unter Castelluvio und den dort befindlichen Ungarn abgeschlagen ward. Der heldenmüthige Castelluvio, als er bei entschiedener Flucht der Feinde Helm und Panzer abgelegt hatte,

*) Dieser war der zweite Vezier, und nachdem Rustan Pascha, in Folge der ihm oder vielmehr seiner Schwiegermutter, (der den Suleiman beherrschenden Sultanin Chasseki Churrem, einer russischen Sclavin) zugeschriebenen Ermorduug des Prinzen Mustapha, um die Wuth der Janitscharen zu stillen, abgesetzt worden (Oktober 1553), — wurde Achmed Pascha an seiner Statt Großvezier. Zwei Jahre später wurde aber letzterer, als er in den Divan ging, ergriffen und hingerichtet, Rustan dagegen wieder auf's Neue Großvezier.

ward von einer Kugel getroffen und mit großer Trauer der Seinigen in dem Bollwerke selbst, dem Schauplatz seiner rühmlichen Anstrengungen begraben. Von den Barbaren waren zwei Tausend geblieben oder schwer verwundet: unter andern fiel schwer verwundet der Sandschak von Nikopol, Mustapha Delal, d. h. der fette, als er die Seinigen mit lautem Geschrei zu neuen Versuchen ermahnte. — Mangel an Pulver ließ dann die Belagerung eine kurze Zeit ruhen. Forkasicz erbeutete bei einem Ausfall Kameele, Büffel und Pferde. Den Beglerbeg von Anatolien, welcher aus Semendria mit starker Begleitung Pulver holte, griffen unterwegs Soldaten aus Karansebes an und trieben ihn in die Flucht. Doch langte der vorangeschickte Pulvertransport im Lager an, und man begann sodann vorzüglich den Wasserthurm, welcher zwischen Stadt und Festung lag, zu beschießen. — Castaldo und Andreas Bathory hatten zu einem wirklichen Entsatz, wenn auch die obenerwähnten großen Hindernisse nicht gewesen wären, nicht Kriegsmacht genug; und es mußten wider die Invasion des Moldauers die festen Plätze besetzt bleiben. Castaldo hatte aber (laut Bericht vom 24. Julius) den festen Vorsatz, mit 4000 Deutschen und 500 Spaniern, den einzigen, die er mit sich führen konnte, gegen Lippa zu ziehen, um wenigstens von da aus den in Temeswar Belagerten gute Hoffnung zu geben, Verstärkung aus Ungarn zu erwarten und dann sobald mit Bathory offensiv zu handeln, als es ohne allzugroße Gefahr geschehen könnte. Daß auch jenes nicht geschah, wurde eines Theils durch die obenerwähnten Umstände, Mangel an Sold und Widersetzlichkeit der Truppen, vorzüglich aber durch die schwierige Stimmung der Szekler verhindert. — Losonczy ward inne, daß er auf Hilfe von Castaldo und Andreas Bathory aus Siebenbürgen vergebens warte, aber nichts beugte seinen muthigen Sinn. Er sandte seinen Schreiber, Stephan Feldvar, mit seinem gemachten Testamente und mit Briefen an seine Gemahlin Anna Pekry, worin er ihr auftrug, Schlösser und Güter zu verpfänden und dafür in Eile Soldaten zu werben, Vorräthe anzuschaffen und ihm zuzusenden. In türkischen Kleidern hatte Feldvar die Wachsamkeit der Feinde getäuscht und vollzog seinen Auftrag; 500 Mann zu Fuß und ein Transport Pulver wurden abgeschickt, unter der Führung des kundigen und tapfern Michael Toth. Als aber die Soldaten erfuhren, daß sie nach Temeswar sollten, erschraken sie vor der Unternehmung und die meisten verließen ihn; was übrig blieb, ward von einem Haufen türkischer Reiterei angegriffen und

zerstreut. Auf die Nachricht hiervon zerstreute sich auch eine Schaar Fußvolk, welche von Warasdin ausgesandt worden. So blieb den Belagerten außer dem Vertrauen auf die Macht, welche in glücklichen wie in trauervollen Begebenheiten waltet, nur ihre eigene Stärke, ihr Muth und ihr Mißgeschick. Bald stürzten die Mauern des Wasserthurmes an drei Orten bis auf den Grund ein. Am Jakobstage, dem 32. der Belagerung, ließ Achmet durch Tschausche im Lager ausrufen, er habe beschlossen, daß an dem Tage die Festung genommen werden oder des Heeres größter Theil sein Grab finden sollte. Nach genommenem Mahl begann der Sturm auf den Wasserthurm, und währte fünf Stunden mit großer Hitze. Aber so groß war die Ausdauer der Besatzung, daß die Feinde mit einem Verlust von beinahe 3000 Mann für den Tag abstehen mußten. Es wird angegeben, daß von den Vertheidigern 113 blieben; verwundet aber wurden Viele, und unter ihnen einer der spanischen Anführer, Mendozo. — Des andern Tages erneuerte sich der Sturm. Achmet selbst lenkte und befeuerte ihn mit Zuruf und Zeichen; die andern Anführer und Tschausche durcheilten die Reihen; den tapfer Streitenden ward Lob ertheilt und Lohn versprochen; die Weichenden wurden mit eisernen Keulen vorangetrieben; die Ermüdeten mit frischen Leuten abgelös't. Der Thurm ward erobert. — Da fiel der Besatzung der Muth, zumal weil aller Pulvervorrath erschöpft war, und kaum noch einmal das schwere Geschütz abgefeuert werden konnte. Castaldo hatte wenigstens in diesem Punkte es nicht versäumt, die Bedrängten zu bedenken, Aldana aber, der zu Lippa befehligte, hatte von 116,000 Centnern Pulver, die Castaldo gesendet, nur 6000 nach Temeswar gelangen lassen; wie man glaubt aus Neid, weil nicht er, sondern Losonczy, zum Ban von Temeswar ernannt war; gleichwie er auch früher schon Geld zurückgehalten hatte, was für die Befestigung von Temeswar bestimmt gewesen. — In der jetzigen Noth langten aus der Stadt Vorstellungen an Losonczy, er möge der Bürger und ihrer Weiber und Kinder eingedenk sein. Auch die bei ihm in der Citadelle waren, waren von der Vorstellung des Mangels an allen Bedürfnissen, von Erschöpfung und Hunger überwältigt. — Ja man wollte auch trotz dem Losonczy, der allein aufrechten Muthes blieb, sich auf Uebergabe einlassen. — Und da Achmet feierlich freien Abzug mit aller Habe bewilligte, so ward auf diese Bedingung das Schloß übergeben. Voran zogen Wagen mit den Kranken und dem Gepäck, ihnen nach der Feldherr, dann die übrig gebliebenen Truppen, und endlich die

Bürger. Die Türken standen in dichten Schaaren, den Abziehenden kaum freien Weg lassend. Achmet befahl, die Bürger sollten auf die linke Seite, die Wagen auf die Rechte geordnet werden. Den Losonczy begrüßten der Beglerbeg und Casim, und begleiteten ihn zwischen den Bewaffneten. Bald zeigte sich Verrath; die Janitscharen griffen junge Leute aus dem Zuge an, und machten nieder, was sich widersetzte. Der junge Andreas Tomoty, Neffe jenes unglücklichen Heerführers bei Mohacz, welcher den vergoldeten Helm und Panzer des Losonczy trug, ward vom Pferde gestoßen. — Bei der entstehenden Bewegung wichen der Beglerbeg und Casim zurück; Losonczy aber rief zum Perez und zum Simon Forgacz, welche nah bei ihm waren: Das ist der Gipfel der türkischen Treulosigkeit! zieht die Waffen, daß wir nicht ohne Vergeltung sterben. Dann erstach er einen Offizier des Casim; man stieß in die Hörner, und zog die Schwerter, einer den andern ermunternd, rühmlich zu fallen. Ihre verzweifelte Gegenwehr ward von der großen Uebermacht unterdrückt. Losonczy selbst, am Kopf und in der Seite tödtlich verwundet, während auch sein Pferd fiel, ward gefangen. Zu Achmet gebracht, und schon sterbend, warf er diesem mit scharfen Worten den verübten Meineid und Treulosigkeit vor. Jener erwiderte mit der Beschuldigung, auch den Ulma bei Lippa habe man verderben wollen; ließ, als ein Bube, dem sterbenden Feldherrn das Haupt abschlagen, und sandte es einbalsamirt, als Zeichen der Eroberung nach Constantinopel. Perez entrinnend auf schnellem Pferde, aber eifrig verfolgt, sprang in einen Fluß und fand seinen Tod. — Den Lupus Bathyany forderte der Renegat Mustapha als Gefangenen, und erklärte, er würde ihn von Suleiman selbst erhalten. Da überließ sich Achmet seiner Wuth und ließ ihm Arme und Beine bis zu den Knieen abhauen. Fast Alle, die man gefangen machte, wurden ausgezogen und grausam geschlachtet. Nur Wenige wurden lebend in Gefangenschaft behalten, und hiervon Milak und Forkacz später ausgelös't; Forgacz, mit abgeschnittener Nase, was ihm ein Ehrenzeichen war, gegen den Gefangenen des Melchior Balassa, Sabaces, Befehlshaber der Reiterei zu Gran, ausgetauscht. Einige andere namhafte Männer befreiten sich selbst auf dem Wege nach Constantinopel, indem sie die Ketten zerrissen und die Führer ermordeten. Den Bürgern ward erlaubt in die Stadt zurückzukehren und ihre Geschäfte fortzusetzen.

„Dem durch keine Tapferkeit der Vertheidiger aufzuhaltenden Fall von Temeswar folgte in der schmachvollsten Weise jener von Lippa.

Letztere Feste, gleichsam der Schlüssel zu Siebenbürgen und dem Lande aufwärts der Theiß, war mit großer Sorgfalt inzwischen befestiget, und mit Kriegsvorrath und Nahrungsmitteln hinreichend auf zwei Jahre mit einem Aufwande von 150,000 fl. versehen worden, der Citadelle von Mailand gleichzustellen, und Aldana hatte von Warasdin sowohl als Giula das Geschütz wegführen lassen, um Lippa mehr zu sichern. — Er hatte früher schon 400 Deutsche unter Paul v. Zara, 200 Spanier, 200 Haiducken, 200 Reiter; — Bakith mit seinen Reitern lag ganz nahe; Toth hatte ihm ungarische Fußtruppen zugeführt; Lad. Nikol war mit 700 Haiducken, Melchior Balassa mit 200 Reitern, Johann Török mit seinen Leuten herangekommen; Thom. Varcocz stand mit 400 Büchsenschützen ganz nahe; Castaldo hatte unter Lopez und Villandrado ein deutsches und ein spanisches Fähnlein hingesandt, und andere Deutsche und Spanier standen in der Nähe. — Und Aldana gab nun diese Festung auf, ließ einen Theil der Festungswerke und das schwere Geschütz sprengen, die Magazine verbrennen, die Stadt selbst an mehreren Seiten anzünden, damit die Türken einen Schutthaufen finden sollten, und zog davon, vier Tage, ehe ein Türke vor Lippa eintraf. — Als die Türken diesen wichtigen Punkt sodann besetzten, rief Casim Beg aus, der Sultan habe nie einen größeren Sieg erlangt, als diesen, da er eine Feste, die wichtiger sei als Ofen und Belgrad, gewonnen, die ihn zum Herrn von ganz Ungarn und Siebenbürgen mache. — Eine der nächsten Folgen wor, daß 100,000 Raitzen, welche mit ihrer Habe und 13,000 Wagen auf einer Insel der Marosch unter dem Schutze der Festung Lippa Zuflucht gesucht hatten, den Aldana einen Hund und Verräther nennend, sich den Türken ergaben und Feinde wurden. Lugosch und Karansebes, deren Besatzungen zu ausdauerndem Widerstand bereit, aber allzu schwach und ganz hilflos waren, fielen ebenfalls in die Gewalt des Siegers und erhielten leidliche Bedingungen. Ein Spanier, welchem Aldana Solymos, eine durch Lage uneinnehmbare Veste, anvertraut, verließ dieselbe, nachdem er zwei Türken am Fuß des Berges hatte streifen gesehen. — Castaldo fand in seinen Berichten über jenen schmählichen Fall, der das Unglück des Feldzuges entschied, Siebenbürgen bloß stellte und auch der Gegenpartei den scheinbarsten Grund und Vorwand gab, sich unter die Hoheit der Türken zu stellen, für seinen Schmerz und Zorn keine Worte. — „Es hat gefallen, schrieb er, daß dieser Aldana, die Schande und Schmach seiner Nation nicht nur, sondern

der Menschheit, so lange leben mußte, bis er der Christenheit diese Wunde schlug. — Man kann nicht denken, was ihn dazu angetrieben hat, als die Trunkenheit, der er fast immerfort unterlag, oder daß, außer seiner natürlichen Feigheit, irgend ein Teufel ihm in den Leib gefahren ist, daß er so viele Tausende von Seelen verderbe, und denen acht Tausenden nachsende, welche nicht minder seine Schlechtigkeit dem Feinde überliefert hatte. Verzeihen E. M. dieser meiner gerechtesten Wuth! — Das sind die Worte, die er prahlte, er begehre, daß die Macht der Feinde dorthin käme, weil er den Ort selbst gegen den Sultan behaupten wolle. — Das sind des Aldana herrliche Thaten! Gewiß reichte jener Verlust von Szegedin hin, daß man seine Feigheit, Schlechtigkeit und Thorheit erkannt hätte, aber Gott hat es so gewollt, um Alles in's Verderben zu geben. Ich sehe für die hiesigen Angelegenheiten kein Mittl mehr, sondern daß es mit Allem aus ist. Ich sehe, wie die Einwohner schon beginnen, wider uns die Waffen zu ergreifen, und ich weiß nicht, was noch geschehen kann, als zu sterben, nachdem mein Unglück es so gewollt hat, daß mein vieles Bitten und Ausrufen nicht gehört worden ist! Nichts konnte mir die Furcht einflößen, dieses Land zu verlieren, als der Verlust jenes Ortes, für dessen Befestigung ich Alles aufgeboten hatte. — Er ist nun mit so viel Bollwerken, so viel Leuten, so viel Vorräthen so feige geflohen, und hat ganz Ungarn in's Verderben gegeben. Was bleibt mir zu thun, als Gott um eine Gelegenheit zu bitten, das Leben wenigstens mit Ehren zu enden!" (Megies 31. Juli 1552). — König Ferdinand, an welchen Aldana seinen Bruder abgeschickt, und um Verhör bitten lassen, da kein Soldat habe bleiben wollen, ordnete eine kriegsrechtliche Untersuchung durch Castaldo, Andreas Bathory, Brandeis, Helfenstein und Avila an, der sich aber Bathory entschlug, „weil Aldana kein Ungar, und weil dieser bei Hofe so viel Fürsprecher haben werde, daß Mühe und Dinte verloren sein würde." Castaldo übertrug die Untersuchung dem Avila, welcher dieselbe durch den eigenen Auditeur Aldana's führen ließ; — dennoch beklagte sich dieser über Parteilichkeit, und daß Castaldo Partei und Richter sei. „Wenn ich Richter hätte sein wollen, schrieb dieser hierauf, und als solcher gerecht und heilig Justiz verwalten, so hätte ich ihn in den Feuerofen werfen und elend verbrennen lassen." — Indessen befahl Ferdinand, weil jener angebe, daß seine Zeugen nicht gehört seien, die Reassumirung des Prozesses, und daß während des Prozesses der Beklagte anständige Haft und freie Berathung mit den Seinigen haben

solle. — Das Ende war, daß Aldana gefangen nach Wien geführt, und zum Tode verurtheilt, ihm jedoch das Leben auf Fürbitte der jungen Königin Maria, Gemahlin Maximilians und Tochter des Kaisers, welche kurz zuvor aus Spanien an den Hof Ferdinands gekommen war, geschenkt wurde.

„Um Verstärkung des Heeres und größere Geldmittel, um etwas wider das türkische Heer unternehmen zu können, schrieb Castaldo und auch seines Orts Bathory in jeder dringenden Weise. „Ich sehe für die hiesigen Geschäfte kein Mittel mehr, schrieb Castaldo (Colosmonstor 16. Juni 1552) an den König Maximilian; was ich thun kann, ist, nicht von hier wegzugehen, sondern hier im Dienste Gottes und E. M. zu erliegen, und dazu bin ich entschlossen. Wenn es möglich wäre, daß italienisches Fußvolk und deutsche schwere Reiter zu rechter Zeit einträfen, so ersuchen wir E. M., sie zum Aufbruch zu bringen, aber ohne Geld wird, je mehr Kriegsvolk kömmt, es nur um so schlimmer sein. Wehe, wie oft habe ich im Vorgefühl dieser Dinge E. M. gebeten, zeitige und angemessene Vorkehrung zu treffen, aber die Zwietracht und Hartsinnigkeit der christlichen Fürsten giebt dem gemeinsamen Feinde so gute Gelegenheit, wider sie zu wüthen." — König Ferdinand war nicht nur bedacht, sobald in der Erschütterung, welche das deutsche Reich verwirrte, ein fester Ruhepunkt durch Ihn gewonnen worden, an dem Kurfürsten Moritz selbst sogleich einen Kämpfer gegen die Türken zu gewinnen, — sondern er sandte auch den Sforza Pallavicini mit nicht unbeträchtlichen neuen Streitkräften nach Ungarn, welche sich mit Castaldo vereinigen sollten. — Er ließ aus Böhmen und Tyrol noch weiter Truppen vorrücken, und war der Absicht, sobald dieselben zusammengekommen sein würden, in Uebereinstimmung mit dem Preßburger Reichsschluß noch selbst jenes Jahr nach Ungarn in's Feld zu rücken, oder sonst den Maximilian hin zu senden. (Schreiben Ferdinands an Andreas Bathory 19. August). — Die nächste Hilfe war die unter Sforza Pallavicini, von welcher aber nur ein kleiner Theil nach Siebenbürgen kam, der andere mit dem genannten Anführer selbst Befehl erhielt, zum größeren Schutz der Bergstädte gegen den Pascha von Ofen, in Ungarn selbst zu bleiben. Castaldo stellte zwar vor, daß es das Beste sein möchte, „wenn jener sich nicht wegen einzelner Schlösser von minderer Wichtigkeit aufhalte, sondern nur Erlau mit einer starken Besatzung versehe, und mit den übrigen Truppen nach Siebenbürgen komme, weil es

besser sei, das Haupt als die Füße zu bewahren." — Der König blieb aber bei jener Anordnung, der Wichtigkeit der Bergstädte wegen, deren Verderben der Pascha nach dem Fall von Vesprim sich vorgesetzt habe, und auch bis nach Wien streifen könne. — So vereinigten sich mit der dem Pascha entgegenstehenden Macht unter Erasmus Teufel noch die durch Sforza Pallavicini in Italien geworbenen 4500 Mann und 3000 deutsche Soldaten unter Detritz. Teufel hatte auch die in mehreren Orten des obern Ungarns liegende Reiterei, 250 deutsche Reiter unter Mascon, ungarische unter verschiedenen Capitänen, dann auch 800 mährisches Fußvolk und eben so viel Haiducken an sich gezogen, und mit den oben erwähnten geworbenen Truppen über 10,000 Mann im Lager bei Essegg versammelt. — Gleichzeitig versammelte sich die Insurrection aus den 10 obern Comitaten bei Filek, 7000 Mann davon waren schon an Ort und Stelle; und das Geschütz und Feldschlangen wurden aus den Zeughäusern von Neusohl und Bistritz nach Plobenstein (Kekkö) geführt, wo sie Teufel an sich ziehen und dann zunächst Dreghel wieder nehmen wollte. Nicht zu verschmähende Anstalten allerdings, und wodurch dem Glücke des Feldzuges eine bessere Wendung gegeben werden zu können schien, doch trug das Verhängniß noch neues Unglück in seinem Schooße. — Teufel zeigte sich darin nicht als umsichtigen Feldherrn, daß er ohne vorherige Vereinigung mit den Insurrectionstruppen, wodurch er dem Pascha würde überlegen gewesen sein, das Unternehmen begann. Aber während er noch den Zuzug des Geschützes erwartete, ward auf der Ebene von Plessoviecz oder Palasto das Heer am St. Laurenztage, der oft den Barbaren günstig gewesen, wie Istuanfy bemerkt (10. August) vom Pascha angegriffen, welcher etwa 12,000 Mann hatte. Die ersten türkischen Haufen, unter Arslanes, wurden in blutigem Gefechte geworfen; dort fiel Franz Desöffy von den Ungarn, und der Defterdar der Feinde. Um Mittag stellte der Pascha mit ganzer Macht die Schlacht her, und brachte besonders durch die Artillerie von 14 Feldschlangen Verwirrung unter das böhmische und ungarische Fußvolk; als es schon floh, kamen Teufel und Mascon, mit der deutschen Reiterei einen Keil bildend, demselben zu Hilfe und trieben die Feinde in die Flucht. — Des andern Tages ordnete Teufel also die Schlacht, daß das deutsche und italienische Fußvolk in der Mitte, und auf einer Seite die schwere, auf der andern die leichte Reiterei gestellt, und das Vordertreffen durch Feldschlangen beschützt wurde. Ein blutiges, zweifelhaft bleibendes Gefecht begann,

als durch einen höchst unglücklichen Zufall ein Pulverwagen Feuer fing und eine furchtbare Explosion bewirkte. Die dadurch entstandene Verwirrung nützend, brachen die Türken mit lautem Geschrei und erneuerter Anstrengung in das Fußvolk ein; die deutschen Soldaten wankten und flohen zuerst, dann die Reiterei. Teufel selbst, indem er die Seinigen zurückzuhalten strebt, wird gefangen; der Bischof von Waitzen, Sbardellatus, (welcher die Zufuhr besorgt hatte) bleibt; Sforza Pallavicini, der mit seiner Legion seitwärts gegen einen Wald gezogen war und umringt wird, muß nach tapferer Gegenwehr, nachdem er die rechte Hand verloren, sich ebenfalls ergeben. Der Türke machte 4000 Gefangene, und sandte den Feldherrn Teufel, nachdem derselbe, reitend unter Trompeten- und Flötenschall, seinen Einzug in Ofen hatte zieren müssen, nach Constantinopel, woselbst er dem Sultan Namen und Würde verläugnend, in eine Haut eingenäht und in's Meer soll geworfen worden sein. — Den Sforza entließ der Pascha später aus der Gefangenschaft für ein Lösegeld von 18,000 Ducaten.

„Es zogen sodann der Pascha von Ofen sowohl als auch Achmet in verschiedenen Richtungen gegen Szolnok, diese vor zwei Jahren mit großem Fleiß, am wohlgewählten Vertheidigungspunkt der damaligen Gränze angelegte und mit Allem wohlversehene Feste. Sie hatte 24 schwere Geschützstücke nebst vielen Falkonetten, 5000 Büchsen und Musketen, 8000 Centner Pulver u. s. w. Die Besatzung bestand aus Leuten vieler Nationen; der Befehlshaber war Laurentius Nyary, auf begünstigende Empfehlung, nicht nach Verdienst, zum Nachfolger des Horvatinovicz ernannt, welcher vor Kurzem auf der Reise nach Wien von den Türken aufgefangen worden war. Nachdem der Pascha 8 Tage vor Szolnok gelegen hatte, ohne etwas zu unternehmen, jetzt aber auch das Heer des Achmet ankam, und das weitausgedehnte Lager aufschlug, entfiel der Besatzung der Muth, und sie begann noch dieselbe Nacht ihr Heil in schimpflicher Flucht zu suchen. Nyary selbst folgte, besann sich aber, da er die Wege schon verschlossen fand, und stellte sich in's Thor, wo er den Eid geleistet hatte. Dort vertheidigte er sich gegen die herankommenden Türken und ward mit leichter Mühe gefangen. Er rettete sich später durch Bestechung eines Wächters, dem er Geld und Gut gab, und seine Tochter zum Weibe soll versprochen haben.

„Die Fortschritte der türkischen Waffen fanden ihr Ziel durch die ruhmvolle Vertheidigung von Erlau, unter Befehl des Dobo von

Nußka, (Castellan des Bischofs und Commandanten) nebst **Stephan Metsky** und dem Literaten **Gregor Bornemissa** aus Fünfkirchen, dem Sohne eines Schmieds, eine Vertheidigung, welche für immer durch wahren und mit endlichem Glücke gekrönten Heldenmuth denkwürdig ist. — Nach der Besiegung des Erasmus Teufel zog der Pascha von Ofen, mit welchem sich mehrere Bosnische Sandschacken, jener von Belgrad, Haunivenez, und die Söhne des Mehemed, des Siegers bei Essegg, Dervisius, der Sandschak von Fünfkirchen, und Arslanes von Stuhlweißenburg vereinigt hatten, mit 25,000 Mann gegen Erlau; — und fünf Tage später kam auch Achmet und der Beglerbeg mit dem großen und siegreichen Heere an, dessen Anzahl, in der Art, wie das unbestimmte Gerücht türkische Heere schätzte, auf mehr als 125,000 Mann angegeben ward. — Von Tihamer aus (8. Septemb.) schickte Achmet einen Landmann mit Aufforderungsschreiben an Dobo und die Seinigen, Versprechen und Drohungen vereinigend, um sie bei so augenscheinlicher und gewaltiger Uebermacht zur schleunigen Uebergabe zu bewegen. Dobo aber ließ den Ueberbringer fesseln und ertheilte keine Antwort. An den König Ferdinand und dessen Kanzler, den Bischof von Erlau, schrieb er um Hilfe und Verstärkung. Ferdinand sandte zwei Fähnlein deutsche Truppen, mit dem Befehl, nach Erlau zu gehen, wenn sie noch durchkommen konnten, sonst aber in Kaschau zu bleiben.*) — Die Befehlshaber hatten von dem benachbarten Adel auf einem zu Shikßo gehaltenen Tage und von den Freistädten der Zips einige nicht unbeträchtliche Hilfe erhalten; namentlich 575 Soldaten unter verschiedenen Anführern. Außerdem kamen zu Hilfe Blasko und Szabomik mit 230 Soldaten, die nach Szolnok bestimmt gewesen; Caspar Peteo, Zolcai und Fighed mit 100 Reitern; der erwähnte Gregor Bornemissa mit 250 Mann u. s. w. Zusammen betrug die Besatzung an 2000 Mann. — **Als Kurfürst Moritz nach Raab gekommen war, wünschte Ca-**

---

*) Wenn Erlau fiel, so war die nächste dem Feinde bloßgestellte Stadt Kaschau. Dort war seit lange der treugesinnte Seredy Befehlshaber, der aber kränklich und grämlich war, auch wie die Mitbefehlshaber klagten, (7. Sept.) nichts that, und auf Erinnerung darüber antwortete: er sei nur da, um die Thore auf- und zuzumachen. Uebrigens ward die Nothwendigkeit vorgestellt, mehr Munition zu haben; und Castaldo erinnerte: Kaschau möge recht besetzt und mit einem tüchtigen Anführer versehen werden, wozu sich etwa Carl Zierotin eignen werde.

staldo mit allen Truppen, die er von Siebenbürgen aus in Bewegung setzen konnte, sich mit jenem zu vereinigen, und wo möglich Erlau zu entsetzen. Er schrieb zweimal deshalb an Moritz (namentlich 20. Sept.), „er achte, der Kurfürst möge zum Entsatz von Erlau ziehen, dagegen wolle er auch nicht unterlassen, mit dem siebenbürgischen Häuflein andererseits zur Entsetzung Erlau's herauszukommen, und beide Haufen zusammenzubringen." — Weil aber das Corps unter Moritz nicht stark war, so hielt auch König Ferdinand dasselbe zum offenen Gefecht mit dem Belagerungsheere für zu schwach, und glaubte, es könne der Zweck der Befreiung Erlau's besser durch entferntere Diversionen erreicht werden. Moritz möge gegen einen türkischen Platz vordringen (wenigstens bis Stuhlweißenburg), der türkische Stolz würde keinen Ort fallen lassen wollen, und so würden die türkischen Anführer genöthigt sein, ihr Heer wiederum zu theilen. — Castaldo möge zu gleichem Ende wenigstens eine Demonstration gegen Lippa machen, um dem Zwecke von jener Seite entgegenzukommen; übrigens aber möge er nicht aus Siebenbürgen gehen, was die Einwohner ganz anders auslegen würden, und das ihm obliegende Geschäft der Behauptung Siebenbürgens standhaft und starkmüthig fortsetzen. — Inwiefern nun diese Anordnungen an dem spätern Rückzuge der Belagerung einigen Theil hatten, ist wohl nicht mit Bestimmtheit zu sagen; nahe Hilfe aber ward jenen Capitainen in Erlau wenigstens nicht, welche auch schon am 25. August an Castaldo geschrieben hatten: „Wir haben auch die Ankunft der kön. Majestät in Wien erfahren; wir wissen auch recht wohl die Länge und die Breite des Lagers, welches bei Sempte geschlagen worden, aber alle unsere Hilfe ist blos von Gott, nicht von Menschen." — Beim Anfang der Belagerung zog Dobo die nöthigen Handwerker, Fleischer &c., auch Aerzte und Wundärzte, dann 180 Bauern, und zum Brotbacken und Kochen einige Weiber in die Veste, versah dieselbe reichlich mit Lebensbedürfnissen, und versammelte alle Anführer zur Eidesleistung und zum gemeinschaftlichen Beschlusse, daß Niemandem außerhalb den Mauern mit irgend Jemand zu sprechen erlaubt sein solle; daß Niemand mit einem Andern heimliche Reden und Anschläge machen; daß die bloße Erwähnung der Uebergabe mit dem Tode bestraft werden solle. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der Feinde begannen einige Anführer ihrerseits mit einem Ausfall, bei welchem sie von einem Hinterhalte her mehrere Reiter und Pferde mit kostbarem Gepäck erbeuteten, als feine Pelze, goldgeschmückte Helme und Panzer, Nilpferd-

Schweife, Zelte von persischer und phrygischer Arbeit, Federbüsche mit Gold und Edelsteinen ꝛc. Doch man kam bald zu ernsteren Dingen. — Nachdem die Gezelte der Türken in weiter Ausdehnung auf den Hügeln und in den Thälern aufgeschlagen waren, und jede Abtheilung ihre Stellung eingenommen hatte, die Janitscharen vor dem Magyar-Thore, der Pascha von Ofen östlich auf dem Berge, auf dessen Vorsprung die Feste gebaut ist, Achmet und der Beglerbeg westlich im Erlauthale; — nachdem sodann die Belagerten selbst einen Theil der untenliegenden Stadt verbrannt hatten, damit die Gebäude nicht zum Vortheil des Feindes dienen möchten, — ließ der Pascha durch dreimal drei Schüsse aus Fünfzigpfündern gleichsam das Zeichen geben, daß die Belagerung begonnen habe. Drei Tage später wurde dasselbe schwere Geschütz nordwärts an der Stelle aufgeführt, welche der Königsstuhl genannt wird, weil daselbst der heilige Stephan, der Erbauer von Erlau, gesessen haben soll, um den Bau der Johanneskirche zu sehen, und durch seine Gegenwart zu fördern. Von dort her begann man die Kirche zu beschießen. Dobo ließ auf den Doppelthurm vier große Feldschlangen hinaufbringen und aus ihnen antworten, was mit so gutem Erfolg geschah, daß man einige Geschütze sprengte. Doch befahl Dobo den Geschützmeistern, nur seltner und nur aus Falkonetten zu schießen, um das Pulver zu schonen. Am 7ten Tage nachher führten die Feinde eine größere Batterie von der Stadtseite auf, eines der Geschützstücke warf 55pfündige Kugeln. Später warf man glühende Kugeln in die Stallungen und Fruchtbehälter; — die Belagerten verbrannten zum Theil ihre Vorräthe von Stroh und Heu, und schützten das Uebrige mit nassen Häuten und Säcken. — Arslanes führte eine Batterie von Seite der Marienkirche auf: dort blieb unter Andern Anton Nagy. Gegen Jenen richteten die Belagerten einen Ausfall, überfielen die Türken in der Batterie, zerstreuten sie, demontirten und vernagelten die Kanonen. Mit den herzueilenden Janitscharen bestanden sie ein heftiges und blutiges Gefecht, und zogen sich ohne großen Verlust zurück. — Auf der Nordseite wurden bald zwei Oeffnungen geschossen, welche man mit großem Muth und Raschheit mit Tonnen voll Sand und Rasen wiederum ausfüllte; dort blieb Blasius Nagy. Und fortwährend, was des Tages gebrochen wurde, füllte man des Nachts mit unermüdeter Anstrengung mit Holzgeflecht und Erde wieder aus. — Am Michaelistage in erster Frühe unternahmen die Türken mit 27 Fahnen einen Sturm auf die gemachte größere Oeffnung. Mit feurigen Pfeilen,

Büchsen- und Falkonetschüssen gelang es, sie zurückzutreiben. Dort blieb Georg Goulo und Thomas Bolyk, der tapfere Vertheidiger eines eckigen Thurmes, der von ihm den Namen des Bolykthurmes erhalten hat. — Dann richteten sie einen neuen Sturm auf eben diesen Bolykthurm mit 27 Fahnen, der ebenfalls nach blutigem Gefecht abgeschlagen wurde. Bei einem dritten Sturme beim alten Thor gelang es, den dortigen Thurm zu erobern, wo sie ihre Fahnen aufsteckten und von dort viele der in einem Hofe aufgestellten Vertheidiger mit Büchsen tödteten. Dobo und Metskei feuerten die Ihrigen zur größten Anstrengung an, die so dringend werdende Gefahr abzuwehren. Dort blieb Emerich Nagy. Der Anführer ließ das Geschütz von der Ostseite wider die Feinde umwenden, und von da, so wie von der Höhe des Doppelthurmes, aus den dort hinaufgebrachten Feldschlangen auf sie schießen. Hierdurch und durch muthigen Angriff vertrieb man endlich die Feinde mit einem Verluste von **1000** Mann. — Hierauf sandte Arslanes einen Ungar mit Aufforderungsbriefen in die Feste, freien Abzug anbietend, und daß das ganze Heer zur Entfernung alles Verdachts um drei Meilen weit zurückgehen wolle, bis der Abzug vollzogen sei; auch daß er als Bürge bei der Besatzung bleiben wolle. Dobo aber las das Schreiben nicht, sondern nöthigte den Boten, es zu verschlingen, und schloß denselben in ein tiefes Gefängniß bis zum Ende der Belagerung. — Bei einem Ausfalle der Reiterei wurden Jakob Pachy und Mehrere mit ihm gefangen, welchen Letzteren Achmet unter den Augen der Belagerten mit eisernen Hämmern Arm, Brust und Beine zerschlagen ließ, um Schrecken zu erregen; den Pachy sandte er nach Constantinopel. Er ließ zugleich durch Herolde laut ausrufen, ein Heer, das ihnen zu Hilfe kommen solle, habe er völlig geschlagen und einige der Gefangenen eben mit dem Tode bestraft. So sollten sie von ihrer Hartnäckigkeit abstehen. — Fast in allen europäischen Sprachen riefen die Türken aus, wenn die Feste übergeben würde, solle die Besatzung unverletzt bleiben. — Ein Verräther ward entdeckt, an welchem, auf sein Bekenntniß, sogleich die Todesstrafe vollzogen ward. Am 4. October traf die Belagerten eine neue Gefahr dadurch, daß ein Pulvervorrath durch einen von dem brennenden Strick einer Handwehr fallenden Funken entzündet, in die Luft flog und große Zerstörung anrichtete. Dort blieb Paul Nagy, und Gregor der Croate wurde tödtlich verwundet. Dobo hatte die Geistesgegenwart, Allen verbieten zu lassen, bei Todesstrafe nicht von ihrem Posten zu weichen, und ließ die entstandene Feuersbrunst durch

die Landleute und Andere löschen. (Den wichtigen Verlust des Pulvers bei fast erschöpftem Vorrath verschwieg Dobo den Seinen, und ließ schnell aus Schwefel und Salpeter im Verlauf mehrerer Tage neues Pulver bereiten.) — Die Türken schrieen auf's Heftigste, sie sollten sich nicht selbst verderben, freier Abzug sollte ihnen gewährt sein; die Anführer aber ließen in der Festung, damit das Rufen der Feinde nicht gehört werde, Trompeten ertönen, Pauken schlagen, den Namen Christus mit lauter Stimme entgegenrufen.

Neue Anstrengungen folgten von Seiten der Feinde, Minen, durch Gegenminen gekreuzt, — dort blieben der Castellan Colomannus und Gasparicz; — Bornemissa tödtete den Anführer des Werks, und die Feinde gaben dasselbe auf. — Ausfüllung des Grabens zwischen dem Bolyk- und Belekthurm mit Wagen, Säcken voll Erde, Holz rc. bis über den Schießlöchern der Mauern; Bornemissa ließ mit Schafsfette bestrichene Strohbüsche, Speckschwarten, Schwefel und andere Brennstoffe des Nachts hineinwerfen, und in Schläuchen kleinere geladene Handwehren dazwischen thun, und Feuerbrände hineinwerfen; da denn die zum Löschen herbeieilenden Türken theils von jenen verborgenen Handwehren, theils bei der leuchtenden Flamme von dem Geschoß der Besatzung getroffen, und mit großem Verlust zurückgetrieben wurden. — Eine ungeheure Kanone rückten die Feinde unter dem Schutze von Wällen und Balken bis ganz dicht auf den Rand des schmalen Grabens; Bornemissa erfand eine Art von Feuerrad und Feuertonnen, die er mit brennbaren Stoffen, Schwefel, Pechfackeln und mit geladenen kleinen Gewehren anfüllen, und entzündet unter die Feinde werfen ließ, mit glücklicher Wirkung. — Am 12. October machten die Feinde auf's Neue einen Sturm mit 28 Fahnen auf eine beim alten Thor bewirkte Bresche. Metskei hatte sie in der Nacht mit aller Anstrengung wieder ausfüllen lassen, und vertheidigte im hitzigen und anhaltenden Gefechte auch diesmal siegreich die Bastion. Noch während des Gefechtes geschah ein zweiter Sturm von Janitscharen und asiatischen Bogenschützen an einer anderen Stelle; der Feind hätte beinahe die Mauer erstiegen, da Alles auf Abwehr des ersten Angriffes gerichtet war. Zwei besonnene Männer, Johann Sukon und Johann Bedek, widerstanden zuerst mit langen deutschen Lanzen. Ungesäumt eilte Dobo mit seiner Begleitung hinzu und hielt das Gefecht lange auf. Die Uebermacht bedrängte schwer den kleinen Haufen, da kam Petö zu Hilfe mit neuen Leuten, und man ver-

trieb glücklich den mächtigen Feind. — Doch begann dieser schon einen dritten Sturm gegen den Bolykthurm mit acht Fahnen, unter wildem Geschrei. Dort widerstanden Bornemissa und Zoltai, tapfer, ausdauernd und glücklich. Vom Morgen bis Abend war die kleine Besatzung in hellem Vertheidigungskampfe. — Achmet hielt sodann Kriegsrath und beschloß, noch einen, den letzten Versuch zu machen. Sogleich verkündeten die Herolde im Lager, daß man für den folgenden Tag zur äußersten Anstrengung sich bereiten sollte. Zu diesem letzten Sturm führten der Pascha und alle Befehlshaber selbst, unter den Augen des Achmet das gesammte Heer an; die Tschausche und niederen Offiziere brauchten zum Antreiben der Soldaten gute Worte und auch eiserne Keulen. — Gegen Mittag begann, unter Posaunenschall und lautem Geschrei, von drei verschiedenen Seiten der Sturm. Dobo wehrte den Schaaren des Pascha von Ofen. Obwohl verwundet, ließ er nicht ab, die Seinigen durch Wort und That zu ermuntern; ließ die Ermüdeten mit Wein laben; unterhielt mit immer neuem Muthe den Streit; setzte dem Feinde auch das Landvolk, dem er Waffen gegeben, entgegen; ließ selbst die Weiber Steine, glühendes Pech und siedendes Wasser auf die Stürmenden werfen. Mit schwerem Verluste wichen die Türken endlich zurück; dort fiel auch des Pascha's purpurne Fahne in die Hände der Christen, und es blieb Valibeg, der Sandschak von Hathvan. — Beim Bolykthurm, unter Arslanes Befehl, hatten die Türken Viele verwundet und getödtet; sie stürmten mit an Lanzen befestigten Handwehren, schießend und gleichsam mit Bajonnetten kämpfend. Schon pflanzten Einige die Fahnen auf die Höhe der Mauer auf und riefen: Allah und Sieg! Aber Bornemissa mit Zoltai und Figed ermahnten die Ihrigen zur letzten Anstrengung. Der Erste trug viel zur glücklichen Wendung bei, indem er eine mit vielen Kugeln geladene Feldschlange (gleichsam Kartätsche) seitwärts auf die Herandringenden abfeuern ließ, wodurch der Stellvertreter des Arslanes und viele Türken fielen. Die Vertheidiger faßten neuen Muth und gewannen die Oberhand. Auch dort fiel die purpurne Fahne des feindlichen Anführers (des Arslanes) in ihre Hände; 8000 Türken sollen geblieben sein. — Metskei seines Orts, beim alten Thor, vertheidigte sich mit 500 Bogenschützen und einiger Artillerie gegen die Janitscharen, welche Temeswar noch so neulich mit großem Kriegsmuth erobert hatten. Aber hier waren ihre Anstrengungen vergeblich, und nach dem Verlust vieler Leute (man giebt 3000 an) waren sie nicht mehr zum neuen Versuch zu bewegen, denn

Allah selbst, sagten sie, streite für die Ungarn. Diese harten Gefechte dauerten bis zur Nacht. Nach dieser Zeit unternahmen die Türken nichts mehr; sei es, daß die Größe des Verlustes, der nahende Winter, die Nachrichten, daß Castaldo (der nach Wien geeilt war, um sich persönlich neue Instructionen zu holen) oder daß der Kurfürst Moritz zum Entsatz herbeikäme, welcher Letztere übrigens in der Nähe von Raab blieb, und wenig unternahm, den Feldherrn bestimmten; — oder daß, bei entstandener Muthlosigkeit der Truppen, die heldenmüthige Besatzung ihm unüberwindlich schien. Sechs Tage noch lag das Heer um die schon ganz zertrümmerten und überall durchlöcherten Mauern, und man schoß wechselseitig mit Gewehren und Feldschlangen; dann aber, in der Nacht auf S. Lucas, als schon ein kalter Regen mit Schnee gefallen, zog das gleichsam für unüberwindlich geachtete Heer in der Stille ab, und die Besatzung machte noch in freudigem Muthe auf das Gepäck und die Pulverwagen und Gezelte einen kleinen Ausfall. Andern Tages hielt die Besatzung zuerst ein freudiges Dankgebet, und feierte dann den Abzug des Feindes mit Abfeuerung alles Geschützes und Gewehres, daß der Schall, zurückprallend von Höhen und Bergen, leicht das Ohr der weichenden Feinde erreichte. — Sie lasen dann an 12,000 große eiserne Kugeln auf, die der Feind vergeblich gegen sie geschossen hatte, jene aus Falkonetten und Feldschlangen nicht gerechnet. — Als Boten der freudigen Nachricht wurden vier Offiziere an König Ferdinand geschickt, welche von diesem, vom Kurfürst Moritz und dem Bischof von Erlau, dann auch von anderen Großen reichliche Ehrengeschenke erhielten. — Von den tapferen Befehlshabern wurde Dobo vom dankbaren Ferdinand im Mai des folgenden Jahres zum Reichsbaron und zum Weiwoden von Siebenbürgen zugleich mit Franz Kendy an des Andreas Bathory Stelle erhoben; — dem Literat Bornemissa schenkte Ferdinand Barthus-Falva im Saroszer Comitat, und belohnte auch Zoltai, Peté, Figed und die Uebrigen, auch den gemeinen Soldaten nicht vergessend, mit Gütern, Grundstücken und Geld.

Den Metskei beraubte ein unwürdiger Tod der gewissen Belohnung. Vom Könige nach Wien berufen, entstand unterwegs in dem Städtlein Backon ein Streit zwischen seinen Leuten und den Bewohnern, wegen einiger Spanne Pferde zum Weiterreisen. Man kam zu den Waffen, Mehrere blieben, und als nun Metskei, den Meisten unbekannt, hinzueilte, den Streit zu schlichten, führte ein Landmann sein Beil wider ihn und spaltete

dessen des Lorbeers würdige Stirn. — Auch den Bornemissa traf gegen Ende des nächsten Jahres ein ausgezeichnetes Mißgeschick. Bei Mohv fiel er in einen ihm vom Hathvaner Sandschak gelegten Hinterhalt, ward nach Constantinopel geführt und dort auf Befehl Suleimans gehängt; so ehrte dieser den Heldenmuth im Feinde, wo er wegen eines mißlungenen Unternehmens zürnte. Nicht lange nachher hatte indessen auch Achmet selbst ein ähnliches Schicksal."

Die raschen Fortschritte der Türken, welche in mancher Hinsicht durch die Indisciplin, den Ungehorsam und die Treulosigkeit der Führer sehr befördert wurden, veranlaßten Castaldo, wie schon erwähnt, **1552** nach Wien zu gehen (nachdem er früher alle seine Schätze zusammenraffte und in Sicherheit bringen ließ, denn er war eben so tapfer als geizig), um, wie er sich äußerte, Ferdinanden mündlich die Lage der Dinge genauer zu schildern und sich neue Instructionen zu erbitten. — Castaldo kehrte aber nicht wieder nach Siebenbürgen zurück, da er mittlerweile von Karl V. zurückberufen wurde, und Ferdinand, der immer mehr einsah, daß nach der Sachlage Siebenbürgen nicht zu halten sei, dachte auf Friedensunterhandlungen mit den Türken, bei denen der berühmte Niederländer Anger Busbek vielseitig thätig verwendet wurde und mehrmals nach Constantinopel gesandt wurde.

Karl V., in dessen Dienste Castaldo nun wieder getreten war, verlieh ihm als Zeichen besonderer Gunst die Markgrafschaft Cassano in der Lombardei, und sandte ihn in die Niederlande, um gegen die Franzosen seine trefflichen Dienste zu verwenden; hier war es auch, wo Castaldo zur Einnahme von Terouane und Hesdin (**1553**) besonders beitrug. Unter Karls Nachfolger Philipp II. focht Castaldo nochmals gegen die Franzosen in Piemont, und als später mit Frankreich unter Karl IX. Frieden geschlossen wurde, ward Castaldo bestimmt, zur Bezwingung der Hugenottischen Unruhen spanische Hilfstruppen nach Frankreich zu führen. Auf dem Marsche dahin starb er aber (**1562**) an einem hitzigen Fieber zu Mailand.

Niclas Freiherr von Jurissiesch,

kaiserl. Majestät Rath, Landeshauptmann von Krain, Kommandant von Güns, nachmals oberster Feldhauptmann der fünf niederösterreichischen und windischen Lande.

Leider sind über das frühere Leben und die Schicksale dieses ausgezeichneten Kriegers nur sehr spärliche Nachrichten zu uns gedrungen. Daß er schon unter König Ludwig mit Auszeichnung diente und zu mehreren Gesandtschaften nach Konstantinopel verwendet wurde, ist fast Alles, was sich in Chroniken und älteren Geschichtsschreibern über ihn aufgezeichnet vorfindet. Doch Dank sei es dem Geschicke, die glänzendste That seines tapferen Lebens, die wahrhaft heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Güns, deren muthiger und umsichtiger Commandant er um 1532 geworden, hat uns die Geschichte in mehrfachen ausführlichen Schilderungen überliefert.

Der muthige Soliman II., von seinem Günstlinge, dem Gegenkönige Johann von Zápolya, zu Hilfe gerufen, brach im Jahre 1532 mit einem mächtigen Heere gegen Mohácz auf. Hier empfing er die Gesandten König Ferdinands I., Nogarola und Lamberg, welche ihm Frieden oder Krieg anboten, und behielt sie in seinem Gefolge, damit sie als Augenzeugen seiner Thaten ihrem Gebieter desto glaubwürdigere Kunde überbringen konnten.

Am 25. Juli zog der Großherr von Mohácz nach Stuhlweißenburg ab und wendete sich von hier aus unbekannten Gründen über Papa, Sárvar gegen Güns; ein Entschluß, der die Besorgnisse für Wien bedeutend verminderte.

Am 31. Juli lagerte sich Ibrahim-Pascha vor dieser Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Da er aber eine abschlägige Antwort erhielt, schloß er dieselbe ein und versuchte sie mit Sturm zu bezwingen. — Nachdem er diesen durch drei Tage vergeblich wiederholt hatte, rückte auch Soliman mit seiner Hauptmacht an. Von hier aus entließ er Ferdinands Botschafter, reichlich beschenkt und versehen mit Sendschreiben an ihren König und an den Kaiser, worin der Großherr ihnen meldete, „er sei zur Rache des an seinem Schutzgenossen und Freunde verübten Unrechts ge-

kommen, werde in das Herz ihrer Länder feindlich eindringen und mit Gottes und des Propheten Hilfe jeden Widerstand überwältigen; wären sie von königlichem Ehrgefühl beseelt, so sollten sie im offenen Felde sich ihm entgegenstellen. In einer einzigen Schlacht ließe sich entscheiden, ob die Herrschaft der Welt ihnen oder ihm gebühre."

Die Briefe waren in arabischer Sprache mit goldenen und blauen Buchstaben geschrieben, in Gold gesiegelt und in purpurnen Beuteln eingeschlossen. Nach dem Berichte der Gesandten hatte der Sultan gegen **300,000** Menschen, Waffenvolk und Troß, doch nur **300** kleine Feldstücke mit sich. Das gröbere Geschütz belud die Flotte. Nach ihrem Geständnisse fühlten sie sich ungemein behaglich in seinem Lager.

„Da herrschten Ueberfluß, Sicherheit, Eingezogenheit, Zucht und Ordnung. Er selbst billig, enthaltsam, edelsinnig, großmüthig, scheine seines Ranges und Glückes ihnen würdig; sein Aeußeres sei Ehrfurcht erweckend, mehr anziehend als abschreckend; Zutritt zu ihm würde leicht gestattet. Ibrahim-Pascha, hochherzig, staatsklug, gewandt, besonnen, leutselig und des Verdienstes Kenner, besitze seines Herrn unbegrenztes Vertrauen. Er sei aller seiner Gnaden Ausspender und seiner Befehle Verkündiger; ohne seine Unterstützung und Mitwirkung geschehe nichts. Ihre Aufnahme und Behandlung habe sich durch edelste Gastfreundschaft ausgezeichnet; außer dem nie erfüllten Verlangen nach Wien sei jedem ihrer Wünsche zum Genusse oder zur Bequemlichkeit zuvorgekommen worden*). Weder sie noch ihre Sender hätten für möglich gehalten, daß so ungeheure Heeresmacht, unter solchen Anführern, mit dem siegberühmten Beherrscher des Orients, vor dem Städtchen Güns werde zu Schanden werden"**).

---

*) Paulus Jovius Historiar. sui Temporis lib. XXX. 416; nach Feßlers Uebersetzung aus dessen Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. VI. Theil. S. 471.

**) Güns, obgleich keine eigentliche Festung, hatte sich schon früher in ziemlichem Vertheidigungsstande befunden, da es mit einer tüchtigen Mauer und einem Graben umgeben und mit Thürmen und Zugbrücken versehen war. Schon König Karl I., im Jahre 1336, hatte den Günsern befohlen, ihre Stadt mit Mauern, Schanzen und Graben zu umgeben, und sie deshalb auf zehn Jahre von allen Steuern und Abgaben losgesprochen. Dasselbe Gebot erneuerte Ludwig I., der Große genannt, im Jahre 1342, unter denselben Bedingungen. — Schon im

Güns liegt in der Eisenburger Gespannschaft, am Günser Bache, zwischen zwei anmuthigen Hügeln, in sehr freundlicher und fruchtreicher Umgebung — mit einer Burg im nördlichen Winkel, welche des ungarisch-dalmatischen Helden **Niklas Jurissiesch**, sonst auch Nikolizza genannt, eben so gefahrvoller als ruhmvoller Kampfplatz war*).

Sobald **Jurissiesch** Nachricht von Solimans Anzuge erhalten hatte, sandte er mehrere Eilboten nach Wien an den daselbst bestellten Feldhauptmann Katzianer, um Mannschaft und Kriegsvorrath bittend. —

Jahre 1445 hatte die Stadt eine Belagerung ausgestanden. Weil nämlich die Ungarn von Güns aus mehrmals Einfälle in das österreichische Gebiet gewagt und die Grenze beunruhigt hatten, umringte Friedrich III. diese Stadt, und zwang sie nach wenigen Tagen zur Ergebung, von welcher Zeit an sie auch, bis zum Jahre 1483, von Ungarn getrennt und unter österreichischer Botmäßigkeit blieb. Als aber Kaiser Friedrich, während König Matthias Korvinus im Jahre 1481 sich wider die Türken rüstete, ungeachtet der früher gemachten Friedensschlüsse, in Oberungarn einfiel und Alles auf seinem Zuge mit Feuer und Schwert verheerte, wandte Matthias seine ganze Kriegsmacht wider ihn, und eroberte in diesem Kriege, worin er später auch Neustadtl, Wien und fast ganz Oesterreich bezwang, im Jahre 1483 Güns mit stürmender Hand. Weil nun aber hierdurch nicht nur die Ringmauern, sondern auch die Gebäude und Häuser der Stadt sehr Vieles gelitten hatten, so befreite er die Günser, auf ihr schriftliches Ansuchen, auf fünf Jahre von allen Steuern und Abgaben. Nach dem Tode Matthias', im Jahre 1490, eroberte Maximilian I. noch in demselben Jahre sowohl Güns als andere feste Plätze zurück, und von dieser Zeit an blieb Güns bis auf das Jahr 1647 Oesterreich einverleibt, wornach es aber wieder mit dem Königreiche Ungarn vereinigt, und im Jahre 1649 zu dem Range einer königlichen Freistadt erhoben wurde. —

*) Jurissiesch leistete, wie schon erwähnt, nicht nur Ferdinand I., sondern auch schon Ludwig II., eben so getreue als bedeutende Dienste. Unter Anderm wurde er in Gesandtschaften nach Konstantinopel gebraucht, wo er Gelegenheit hatte, dem Ibrahim-Bassa bekannt zu werden, und sich durch seinen Muth und Scharfsinn dessen Achtung zu erwerben. Zur Zeit, als er Güns gegen ihn vertheidigte, war er des heiligen römischen Reiches Ritter, römisch-kaiserlicher Majestät Rath, Hauptmann zu St. Veit am Pflaum, wie auch Hauptmann und Pfandherr von Güns, als welcher er sein Wappen auf die Thürme dieser Stadt malen ließ. — Gleich nach der heldenmüthigen Vertheidigung derselben wurde er in den Freiherrnstand erhoben, und nicht lange darauf stieg er von einer Ehrenstelle zur andern, so daß er im Jahre 1538 schon die Würde eines obersten Feldhauptmanns über die fünf niederösterreichischen und windischen Lande, und

Aber dieser ließ ihn ohne Hilfe. Da nahm Jurissiesch auf eigene Kosten zehn ungarische schwer bewaffnete Reiter und achtundzwanzig Husaren in Sold, um mit diesen, als getreuer Reichssaß, seinem Könige zuzuziehen, wenn der Feind ohne Befehdung der Stadt Güns vorbeigezogen wäre.

Sonntag vor Marthä kündigte ihm allgemeines Flüchten des Landvolkes die Nähe des Feindes an. Einige tausend Menschen, darunter nur **700** waffenfähige Männer, das Uebrige Greise, Jünglinge, Knaben, Weiber und Mädchen — suchten Zuflucht bei ihm in der Stadt, und nun beschloß er, seinen Platz bis zum Tode zu vertheidigen. Sein ganzer Pulvervorrath in der Burg war ein Centner. Eiligst kaufte er dessen noch für dreihundert Goldgulden an und vertheilte es in der Stadt. Als Ibrahim-Pascha drei Meilen davon sein letztes Nachtlager hielt, ließ Jurissiesch die Thore schließen und verrammen, bewaffnete die Einwohner und die Flüchtlinge mit allerlei vorräthigem Gewehr, vertheilte sie auf die Mauern und Thürme, gab ihnen einige von seinen streitgeübten Reitern zu Führern, und, was kräftiger noch als diese Anstalten wirkte, begeisterte sie Alle mit seinem Muthe und mit seinem Vertrauen auf Gott.

Ibrahim ließ nach Solimans Ankunft an vier Stellen um die Stadt herum eine Anzahl Kanonen aufführen; die acht größten auf die Hügel, welche Stadt und Burg beherrschten. Nach drei Tagen waren sämmtliche zum Schutze der Stadtmauern aufgeführte Werke in Grund geschossen. Hierauf wurden die Leitern angelegt und Sturm gelaufen; aber sowohl dieser als dreizehn andere in den folgenden Tagen gewagte wurden mit beträchtlichem Verluste für den Feind zurückgeschlagen. Keinen besseren Erfolg hatte das Untergraben und Sprengen der Mauern; die beschädigten wurden durch rastlose Anstrengung der Belagerten sogleich wieder hergestellt. — Vier große Oeffnungen, eine derselben sechzehn Ellen breit, gestatteten endlich dem Feinde Einbruch in die Stadt. Nun drangen die Janitscharen ein; doch im mörderischen Gemetzel wurden sie haufenweise niedergemacht oder hinausgedrängt. Waren Stürme mißlungen, hatte das

---

endlich auch die eines Landhauptmanns in Krain, verwaltete. In Wien besaß er ein Freihaus, welches man allgemein das Kroatenhaus nannte, weil man ihn für einen Kroaten hielt; ein Gebäude, das sich in der Schenkenstraße befand, und vorher dem Fürsten Trautson gehörte, nachmals aber von dem nördlich gelegenen Theile der ungarischen Hofkanzlei verschlungen wurde.

Ausfüllen der Graben mit Holz und Reisbündeln nichts geholfen, Einbrüche nur Verlust gebracht, so wurden Stadt und Burg unablässig beschossen, — aber obgleich sämmtliche Gebäude nur mit Schindeln gedeckt waren, keine Feuersbrunst entzündet. Doch verlor Jurissiesch in diesen Gefechten seine besten Streitgenossen, und am zweiundzwanzigsten Tage der Belagerung, an welchem er von seiner Lage Bericht an den König sandte*), lag schon die Hälfte seiner siebenhundert Mitkämpfer unter den Todten. —

Soliman ward ungeduldig und die Lage seines Heeres bedenklich, nachdem Ludwig Pekry mit einigen Haufen Ungarn und Kroaten, anfänglich bei Stein am Anger, nur eine Meile von dem feindlichen Nachtrab, dann bei Körmend gelagert, dem Feinde die Zufuhr mehrmals weggenommen hatte. Es mußte zur Befriedigung des Großherrn irgend etwas geschehen, was die vor Güns erlittene Verletzung seines Waffenruhmes einigermaßen deckte. Vier ungarische Meilen von dort liegt Sarvar, am linken Ufer der Gyöngyös, mit einem festen Schlosse, welches Ursula Kanisay ihrem Verlobten Thomas Nadasdy zugebracht hatte. Dahin zogen einige tausend Janitscharen, um es einzunehmen. Nach wiederholter und immer vergeblicher Berennung des Platzes, welchen der Eisenburger Obergespan Franz Bathyany mit Nadasdy's Hauptleuten Benedikt Sybrik und Stephan Keves tapfer vertheidigte, kam es am Festtage Mariä Himmelfahrt zum entscheidenden Gefechte, in dem die Ungarn ihr vorzüglichstes Marienfest von früh Morgens bis Abends blutig feierten. Sybrik wurde verwundet, Keves getödtet. Aber auch mehrere feindliche Anführer fielen, mit ihnen einige Hundert ihres Volkes. Die Uebrigen zogen ab. Der Platz und des Tages Ruhm blieben den Ungarn.

Da nun diesmal zwischen der Raab und der Leitha keine Siegeslorbeern für Soliman grünten, Eilboten auch die Nachricht ihm brachten, des Kaisers Admiral, Andreas Doria, sei mit stark bemannter Flotte an Morea's Küste angelangt, und die wichtige Stadt Korone werde von ihm bedroht, — faßte er den Entschluß, mit Sicherheit und einigem Scheine

---

*) Pray Epistolae Procerum R. H.; Posonii 1806. P. II. p. 22. — Aus diesem Berichte ist das Wesentlichste der durch Feßler in dem 6. Bande der Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen geschilderten Belagerung von Güns gezogen. —

von Ehre sich zurückzuziehen. Um sein demüthigendes Vorhaben zu verhehlen, sandte er den Beglerbeg Kazum-Bassa mit Reiterei und den Osman-Aga mit Janitscharen, zusammen fünfzehntausend Mann, nach Oesterreich auf einen Streifzug aus, und um von Güns, ohne offenbare Schande vor seinem Volke, wegzukommen, lud Ibrahim, nach Zusendung vornehmer Geiseln, am 26. August den Günser Helden unter sicherem Geleit in das Lager zu Unterhandlungen. Dies geschah, als Jurissiesch kaum noch ein Dritttheil seiner Streiter, unter diesen auch mehrere Verwundete, die Meisten von Nachtwachen und angestrengten Arbeiten entkräftet, übrig hatte. Ibrahim rühmte die Treue gegen seinen König, und seine Tapferkeit, womit er sie behauptete, — gab ihm jedoch zu erwägen, welche Vermessenheit es wäre, gegen Unmöglichkeiten anzukämpfen. Er möchte es doch nicht auf das Aeußerste ankommen lassen. Uebergebe er die länger unhaltbare Stadt, so wolle ihn der Großherr mit dem umliegenden Gebiete belehnen; weigere er sich dessen, so müsse er ihm gewisse Gefangenschaft oder unvermeidlichen Tod vorhersagen.

„Tod," erwiderte Jurissiesch, „wäre sein Loos, wozu er sich auch entschließen möchte, — nur ehrenvoller im Kampfe bis auf den letzten Mann, schimpflicher unter den Händen der erbitterten Deutschen und wüthenden Spanier, woraus die Besatzung bestände (wovon er jedoch in der Wirklichkeit nicht einen Einzigen in Güns hatte), sobald er nur das Wort Uebergabe ausspräche."

Seiner Standhaftigkeit weichend, verlangte nun Ibrahim nichts weiter, als daß er eine kleine Schaar Janitscharen in die Stadt einziehen und wenigstens zum Scheine der Unterwerfung den Namen des einzigen Gottes und einzigen Propheten von den Zinnen der Burg ausrufen lasse; worauf sie unverzüglich in das Lager zurückkehren sollten.

Auch diesen Antrag lehnte Jurissiesch ab, unter dem Vorwande, daß die weit überlegenen Spanier und Deutschen, von Glaubenshaß entflammt, die kleine Schaar zerfleischen und vernichten würden, ohne daß es in seiner Macht stände, es zu verhindern. Ermordung der Einwohner und Einäscherung des Platzes wären dann unausbleiblich, und dazu Veranlassung zu geben, verböten ihm Menschlichkeit, Klugheit, Pflicht und Ehre. — Aber auch Solimans Ehre mußte gerettet werden. Dazu bewilligte endlich Jurissiesch, daß zehn Janitscharen in die Stadt kämen und eine osmanische Fahne auf der Mauer aufsteckten. — Dies geschah am folgenden

Tage, unter des Jurissiesch meisterhafter Leitung. Unter dem Thore empfing er selbst die zehn Mann, trank ihnen wacker zu, nahm ihnen die Fahne ab, ließ sie von seinen eigenen in türkische Kleidung gehüllten Leuten, als hätte er sie erbeutet, über dem Thore unter weithallendem Allahrufe aufstecken, und sandte die begeisterten Moslems in Frieden heim. — Die Fahne wurde noch lange hernach in der Pfarrkirche aufbewahrt.

Am nächsten Tage, den 28. August, als am Vorabende der vor sechs Jahren für ihn so glorreichen Schlacht bei Mohácz, trat Soliman seinen Rückzug an; aber er richtete diesen nicht gegen Ofen oder die Donau, sondern über Pinkafeld und Hartberg nach Steiermark, gegen Grätz. Nachdem er jene Gegenden verheert hatte, zog er längs der Mur nach Marburg, wo er unter mancherlei Mühseligkeiten über die Drau setzte, und eilte, schon gedrängt von rauherer Jahreszeit, mit dreißigtausend geraubten Menschen durch Slavonien und Serbien nach Belgrad.

Der tapfere Vertheidiger der Stadt Güns, Niklas von Jurissiesch, wurde bald darauf zum Freiherrn erhoben. Um 1538 bekleidete er die Würde eines obersten Feldhauptmanns über die fünf niederösterreichischen und windischen Lande, und jene eines Landeshauptmanns in Krain. Ueber seine weiteren Schicksale und letzten Tage ist, wie schon erwähnt, keine nähere Kunde auf uns gekommen.

(Theilweise nach der österr. milit. Zeitschrift für 1828.)

Johann Ferenberger von Auer,

kaiserl. General und Commandant von Wien, kaiserl. Majestät Rath und Ritter.

Der Mann ist groß, der die Tugenden seiner Voraltern, die sich durch ihre Thaten bereits einen geschichtlichen Namen erworben haben, fort und fort erhält und sich ihrer würdig zeigt; doch der Mann ist noch größer, der von keinen derlei Beispielen aufgefordert und angespornt, aus dunklem, niederem Stande, unter ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, alle diese nicht leichten Fesseln zerbricht und sich einzig durch eigene Kraft, siegreich und dauernd emporhebt. Johann Ferenberger von Auer

ist in der österreichischen Heeresgeschichte nicht das einzige glänzende Beispiel dieser Art; im Verlaufe dieses Werkes werden wir noch so manchem Helden und Krieger begegnen, der sich aus dunkler Herkunft kräftig emporgeschwungen, wie Weerth, Beck, Spork, Dünewald, Donatheisler, Schröder u. dgl. m.

Johann Ferenberger, der Sohn eines gemeinen Soldaten, wurde **1511** zu Auer an der Etsch geboren. In jenen Zeiten, wo sich die Armee größtentheils aus sich selbst rekrutirte, fiel auch ihm, als dem Sohne eines gemeinen Soldaten, das gleiche Loos frühe zu, und er trat **1530** in seinem **19ten** Jahre bei dem kaiserlichen Heere in Italien, unter dem Grafen Eberstein in Kriegsdienste. Bald darauf diente er einige Jahre in Ungarn und ward **1534** nach der Bestürmung Ofens schwer verwundet unter den Todten hervorgezogen. Noch nicht ganz von seinen Wunden geheilt und hergestellt, gerieth er, immer noch als Gemeiner, in ein anderes Treffen mit den Türken am St. Gerhardsberge, wurde hier mit einem Pfeile durch den Schenkel geschossen und fiel, obgleich er sich mit einigen Waffengefährten in einer Kirche tapfer vertheidigte, in Gefangenschaft. Da er eine ziemlich gefüllte Börse hatte, welches zu jener Zeit oft unter den geringsten Kriegern der Fall war, und da die Türken das Lösegeld für ihn nicht nach seinen Talenten, sondern nach seinem Range bestimmten, so kaufte er sich nach vier Monaten aus eigenen Mitteln wieder los und ward hierauf im mailändischen Kriege wider Frankreich verwendet. In diesem Kriege unter des Grafen Felix von Arco Commando dienend, verdiente er sich die ersten Kriegswürden, nachdem er kurz zuvor einen feindlichen Ausforderer im Zweikampfe besiegt hatte.

Auch bei anderen Vorfällen machte er sich so zu seinem Vortheile bekannt, daß er nicht nur die ersten Stufen eines Befehlshabers erreichte, sondern auch eine Menschen seiner Abkunft und Erziehung nicht gewöhnliche Ueberlegung zeigte. Sein Ruf war durch so manche mit Umsicht und Ueberlegung glücklich ausgeführte That sehr begründet, seine vielen Wunden galten bei Karl V. für ein so gültiges Zeugniß, daß er ihn auf dem Reichstage zu Regensburg (**1545**) in den Adelstand erhob, mit dem Ehrenworte von Auer, welches, wie bekannt, der Name seines Geburtsortes ist; der verdienstvolle Ferenberger bewies sich in dem bald darauf erfolgten Schmalkaldischen Kriege dieser ehrenvollen Auszeichnung so würdig, wie vielfältig in allen früheren Gefechten.

In der Schlacht bei Mühlberg nahm er einen feindlichen Obersten gefangen, befehligte dann unter dem berühmten Seehelden Andreas Doria eine Truppenabtheilung auf der Flotte von Neapel, wurde aber hier mit seinem Schiffe von der Flotte getrennt und mußte einen sechsstündigen Kampf mit vier türkischen Galeeren bestehen, bis es ihm gelang, sich durchzuschlagen und Sizilien zu erreichen.

Im päpstlichen Kriege gegen Spanien (1556) beschützte Auer als Feldoberster Neapel mit seinen Truppen und nahm Terracina weg.

Bei einem neuen Einbruche der Türken (1566) in Ungarn, in dem sie sich besonders furchtbar machten, führte Auer einige Fahnen Tyroler nach Kroatien, wo er Befehlshaber von Zengg wurde, aber nach dem Waffenstillstande zurückgerufen ward, weil er die kecken türkischen Friedensbrecher an der kroatischen Grenze muthig immer mit den Waffen gebührend zurückweisen wollte, während man es am kaiserlichen Hofe den Umständen angemessen fand und vorzog, sie durch Vorstellungen in Konstantinopel, auf etwas sanftere Art, aber auch auf einem längeren Wege, zur Ruhe zu bringen und die Einfälle abzustellen.

In der Folge ward Auer von dem in Innerösterreich und Steiermark regierenden Erzherzoge Karl, Vater des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., vertrauensvoll zum Hauptmann seiner Trabantengarde ernannt, und von den Ständen von Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz zum Oberbefehlshaber über ihre Miliz ernannt, und es wurde ihm die Deckung der Grenzen von Kroatien und der windischen Mark übertragen.

Hier erwarb er sich, besonders 1579 und 1580, große Verdienste in bedeutenden Streifzügen an der Unna wider die Türken, und trug besonders viel zur Eroberung der Schlösser von Bussin, Czasma, Zrin u. a. m. bei, wodurch die Grenzen des kroatischen Generalates theils erweitert, theils gesichert wurden. Um 1582 verlieh Kaiser Rudolph II. dem General Auer den Rittertitel und ernannte ihn zu Sr. kaiserl. Majestät Rath, bald darauf erhob er ihn zur Würde und wichtigen Stelle eines Commandanten, oder wie damals der Ausdruck war, zum Stadtobersten der Hauptstadt Wien, in welcher Eigenschaft er 1584 seine rühmliche Laufbahn beschloß. Ohne wissenschaftliche Bildung, (deren Abgang er namentlich schmerzlich fühlte, als er später höhere Kriegswürden erlangte) — aber mit einem getreuen Gedächtnisse, welches gemachte Erfahrungen nie wieder fallen ließ, und einem hellen Verstande war Ferenberger von Auer

ein Mann voll trefflicher Anschläge, der tactvoll und klug, die Mängel einer wissenschaftlichen Bildung zu verdecken wußte. Er war nicht von großer Person, besaß aber eine ungewöhnliche Körperkraft, die er durch eine unter den damaligen Zeiten und Sitten um so seltenere Mäßigkeit, während seines ganzen Lebens zu unterstützen und zu erhalten wußte, wie er denn unter manchen selbstaufgelegten Entbehrungen auch niemals Wein trank.

Lazarus Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg,

kaiserl. oberster Feldhauptmann und Kriegsrath.

Schwendi ward um 1522 zu Schwendi bei Gutenzell an der Roth im k. würtembergischen Oberamte Wiblingen geboren, entstammt einem altadeligen Geschlechte, welches aus der Schweiz vertrieben, sich in Schwaben niedergelassen und das nach ihm genannte Schloß Hohenlandsberg *) besaß und hier eine Linie gründete.

Lazarus widmete sich, wie Sebastian Schärtlin, in seiner Jugend erst mit Eifer zu Basel den Wissenschaften und dann früh dem Waffendienste, in welchem er sich einen bleibenden Namen erwarb. Zuerst erscheint er, kaum über das Jünglingsalter getreten und durch seine wissenschaftliche Bildung über das gewöhnliche Kriegshandwerk gehoben, bei Karl V. zu Regensburg im J. 1546. Bei Mameran ist er unter die Commissarien für verschiedene Geschäfte in des Kaisers oberdeutschem Heere eingereiht. Sein Herr sandte ihn am 17. Juni desselben Jahres mit einem Schreiben an mehrere Städte des protestantischen Bundes, besonders nach Augsburg, Ulm und Straßburg, um sich ihrer Gesinnungen zu versichern und sie vor den Gefahren, die sie bedrohten, zu warnen. Am 24. kam er zum Rathe

---

*) Das alte Bergschloß Hohenlandsberg in Wasgau, Colmar gegenüber, soll wegen seiner Lage, Größe und Festigkeit, die Lazarus durch neue Werke 1569 vermehrte, alle anderen Schlösser des Elsasses übertroffen haben.

von Straßburg, der nicht sogleich durch Schwendi antwortete, weil er in so hochwichtigen Dingen auch mit den andern Reichsstädten Zwiesprache nehmen müsse.

Als Karl V. die Gegend von Wittenberg, das vom 23. Mai bis 6. Juni von Nikolaus von Madruz besetzt war, verließ, schickte er Schwendi mit einiger Mannschaft nach Gotha, um die dortigen Festungswerke zu schleifen und den gefangenen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Freiheit zu setzen. Bald darauf räumte er Schloß und Stadt den Söhnen des gefangenen Kurfürsten wieder ein.

Am 14. Jänner 1548 erhielt er zu Augsburg vom Kaiser den für einen edlen Krieger höchst unangenehmen Auftrag, einen Kriegsobersten in die Gewalt der Gesetze zu bringen, welchen durch das Kriegsrecht des Todes Loos traf. Der Oberste Sebastian Vogelsperger hatte das kaiserliche Heer, in dem er ehrenvoll gedient, aus Mißvergnügen verlassen, dann im Frühling des Jahres 1547 zehn Fähnlein in Sachsen geworbener Knechte dem K. Heinrich II. von Frankreich zugeführt, um dessen Krönung (25. Juli zu Rheims) theils zu verherrlichen, theils gegen etwaige feindliche Unternehmungen von Seite Englands zu schirmen. Hierdurch wurde er dem Kaiser verdächtig. Im Herbste entließ er seine Truppe und begab sich nach Weißenburg an der Lauter, wo er haussässig war. Der Kaiser befiehlt dd. Augsburg 14. Jänner 1548 unserem Schwendi, seinen Truchseß, den Obersten Vogelsperger, sammt etlichen verdächtigen Hauptleuten, nach Sleidan Jakob Mantell und Wolf Thomas genannt, daselbst oder wo er sie betreten würde, in seinem Namen zu greifen. Schwendi bringt diese drei Männer nach Augsburg. Vogelsperger überstand bei seinem starken Körper und standhaftem Geiste die Folter, ohne irgend eine Schuld zu bekennen. Am 7. Februar auf den Marktplatz geführt, betheuerte er vor allem Volke voll unerschrockenen Muthes seine Unschuld und erzählte, daß er vordem dem Kaiser gedient und von keiner anderen Ursache seines Todes wisse, als daß er im vorigen Jahre dem Könige von Frankreich zu seiner Salbung und Krönung deutsche Knechte zugeführt habe. Zwei Rechtsgelehrte, der Spanier Birbinsca, Karl's oberster Haus- und Hofrichter oder Alcade, und der deutsche Generalauditeur Nikolaus Zinner, fällten das Todesurtheil, worauf er am selben Tage enthauptet wurde. Nun beschuldigen Viele Schwendi, daß er Vogelsperger durch unredliche Handlung die Grube gegraben habe. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung S. 172:

„Vogelsperger'n ist groß Unrecht geschehen.“ Auch nach dem neuesten Werke des gelehrten Professors Barthold: „Deutschland und die Hugenotten. Bremen 1848. Bd. 1. 46,“ ließ Schwendi als blutjunger Kundschafter sich brauchen, um unter dem Vorgeben kaiserlicher Ungnade in's Haus seines Freundes zu Weißenburg, wo dieser nach der Beurlaubung seiner Fähnlein lebte, sich einzuschleichen und den Obersten in einen „spanischen“ Hinterhalt zu locken. Schwendi wurde nach dem Ablaufe dieser traurigen Handlung, die ihn in häßliches Gerücht brachte, von seinem Gebieter zu den Ständen nach Niedersachsen geschickt und konnte deshalb sich gegen diese ehrenrührige Anschuldigung der Treulosigkeit nicht so zeitig als er wollte vertheidigen und rechtfertigen. Er gab jedoch bald, dd. Augsburg 24. Juni, zu seiner Ehrenrettung eine Schrift heraus. Es heißt nämlich in Bernhard Friedrich Hummels neuer Bibliothek von seltenen Büchern, Nürnberg 1777. Bd. II., S. 62 hierüber im Auszuge: daß er Vogelsperger'n, den er vorher nie gesehen oder gekannt, nur auf kaiserlichen Befehl und sehr ungern aufgesucht und gefangen genommen habe. Gegen dessen Vorgeben auf der Richtstätte, als hätte er (Schwendi) 200 Goldkronen von ihm empfangen, ihm aber zu seinen Bedürfnissen hiervon nichts abreichen wollen, rechtfertigt er sich durch Zeugen sattsam, indem er denselben mehrmals unterwegs, namentlich bei Kanstadt und Göppingen, habe fragen lassen, ob er Geld bedürfe, und ihm sein Geld ganz oder zum Theil angeboten habe, so noch zu Augsburg, und die Antwort sei stets gewesen: „er brauche kein Geld!“ Darauf habe er (Schwendi) dieses Geld dem Hofrichter zu Augsburg eingehändigt und ersuche nun alle Adelige und Unadelige, falschem Leumund keinen Glauben beizumessen, oder ihn an seiner Ehre durch ungebührliches Schmähen anzutasten, widrigenfalls er alle erlaubten Mittel zu seiner Ehrenrettung hervorsuchen würde.

Im Jahre 1551 war er als kaiserlicher und des Reiches oberster Kriegscommissarius im Lager des Kurfürsten Moritz von Sachsen vor der Stadt Magdeburg, in welche er nach am 7. November geschlossener Capitulation am 9. denselben bei seinem Einzuge begleitete. In dem nämlichen Jahre wurde er auch an die Herzöge von Pommern mit kaiserlichen Creditiven abgeordnet, des Inhalts, dem Kurfürsten gegen Magdeburg zu helfen und was im Jüterbogk'schen Abschiede verwilliget wäre, zu vollziehen.

Er war auch in gleicher Eigenschaft beim deutschen Kriegsvolke im Lager vor Metz, wo der Kaiser ihn als Hofrath zu des Reiches hochwichti-

gen Geschäften zuzog, ihn aus höchst eigener Bewegung zum Ritter schlug und ihm daselbst am 23. December 1552 wegen seiner Tapferkeit, seiner Kenntnisse und verschiedener Sendungen, besonders im Feldzuge von den Jahren 1546 und 1547 und seiner Dienste wegen bei der Belagerung von Magdeburg, den Ritterstand, den kaiserlichen Hofrathstitel und das Palatinat, d. i. das Jus creandi notarios, legitimandi, tutores et curatores dandi et confirmandi, adoptandi, emancipandi etc., verlieh. Der Kaiser gebrauchte ihn darauf als Obersten über ein Regiment deutscher Knechte gegen den König von Frankreich. Nach des Kaisers Abdankung im September 1556 diente er dessen Sohne, K. Philipp II., dem er in den Niederlanden die ersprießlichsten Dienste leistete. Er wurde mit seinem Volke nach Antwerpen geschickt, um dessen Bürger im Zaume zu halten.

Zu den ruhmvollen Siegen bei St. Quentin am 10. August 1557 und bei Grävelingen im Juli 1558, wo er unter Egmont als einer der Hauptführer, den fünften Heerhaufen befehligte, trug er durch Klugheit und Tapferkeit bei und vermehrte den wachsenden Ruhm seines Namens. Voll Vertrauens auf seine Thaten und die Freundschaft Wilhelms von Oranien, hoffte er in den Rath der Statthalterin, der Herzogin Margaretha von Parma, gewählt zu werden. Er konnte aber, wie er gläubte, durch ihren obersten Rath Anton Perrenot (den nachherigen Cardinal Granvella), vielleicht gerade wegen seiner Freundschaft mit jenen zwei Männern, oder weil er ein Deutscher, oder als Protestant bekannt war, dieser Würde nicht theilhaftig werden, was ihn sehr schmerzte.

Als schon im ersten Regierungsjahre des K. Maximilian II. in Ungarn die Kriegsflamme von Neuem aufloderte, bedurfte er eines erfahrenen und kräftigen Feldhauptmannes. Er berief daher Lazarus von Schwendi mit Einwilligung des K. Philipp, in dessen Pflicht er stand, aus dem Elsaß herbei, übergab ihm den Oberbefehl in Oberungarn, nach Einiger Angabe mit unbedingter, vom Kriegsrathe unabhängiger Vollmacht und ordnete ihm, um der Ungarn Ehrgeiz nicht zu kränken, den Judex Curial Andreas Báthory von Ecsed bei. Am 1. Jänner 1565 reiste Schwendi von Wien nach Eperies ab, um Johann II. Sigmund Zápolya, der nach K. Ferdinand's I. Tode (24. Juli 1564) mit bedeutender Macht unter dem Oberbefehl Stephan Bathory's von Somlyo erobernd eingefallen war, nach Siebenbürgen zurückzutreiben. Am 5. Februar begann er das befestigte und wohlbesetzte Tokay, welches zudem noch seine Lage in der Spitze zwischen

der Theiß und dem Bodrog schirmte, bei ungewöhnlich strengem Winter mit 33 größeren Geschützen zu belagern und gewann dasselbe am 11. gegen freien Abzug. Leicht nahm am 15. Melchior Balassa Szerencs, das Schloß am rechten Ufer der Számos zündete Stephan Báthory, da auch der gefrorene Fluß den größeren Geschützen freieren Spielraum gewährte, selbst an und zog sich nach Großwardein zurück. Der Ort ward nun von Schwendi und Andreas Báthory unschwer genommen, wegen seiner wichtigen Lage wohl besetzt und mit vielen Kosten fortan wohl befestigt. Des Letzteren Bruder, Georg, besaß das feste Erdöd und that wenig oder nichts zu seiner Vertheidigung, theils im Vertrauen auf seinen Bruder Andreas im gegnerischen Lager, theils weil er baldigen Frieden hoffte. Jedoch überrascht, ergab er seine Veste mit des Bruders Zuthun an Schwendi, mußte 15,000 Thaler Geldes, Geschütz, reichlichen Vorrath an Wein und Lebensmitteln ꝛc. zurücklassen, dann auch Kővar sammt dessen Bezirk und Szilagy-Szeh räumen und wurde wieder in des Kaisers Gnade aufgenommen. Lautenberg ward daselbst zum Hauptmann eingesetzt. Vor Nagy-Banya zog Balassa und wurde dort ohne Widerstand aufgenommen. Schwendi nahm dasselbe und Felső-Banya im folgenden Jahre wieder ein.

Die glücklichen Erfolge vermochten den Gegner, durch seine Abgeordneten Stephan Báthory und den Polen Stanislaus Nizoczky, den Geliebten weiland seiner Königin-Mutter, mit Schwendi im Lager zwischen Erdöd und Szathmar einen Vertrag zu schließen, durch den er den königlichen Titel mit dem eines Woiwoden vertauschen, nebst Siebenbürgen in Oberungarn noch Bihar und Großwardein behalten, Munkács, Marmaros und die Salzwerke zurückgeben und nach seinem unbeerbten Tode in den Rückfall Siebenbürgens an den Kaiser einwilligen wollte. Dieser Scheinfriede wurde mit dem beiderseitigen Vorbehalte der höheren Ratification den 13. März 1565 abgeschlossen. Andererseits wandte sich Zápolya II. in seiner Halbheit durch Kaspar Bekes an den Sultan. Einen lichten Blick in dieses Getriebe gewinnen wir aus zwei Originalschreiben (in der k. k. Ambraser-Sammlung) von demselben, welcher in der Unterschrift sich einen „erwählten König“ nennt. Beide, das eine in lateinischer, das andere in türkischer Sprache, sind an den Pascha von Ofen geschrieben.

Das eine dieser Schreiben, in Zápolya's kriechender Weise, lautet nach des gelehrten Orientalisten, Herrn Albert Krafft, Uebersetzung:

Mein Herr!

Dieses ist die unterthänige Anzeige an Euren, Schminke gleichen Fußstaub: Am Donnerstag, den **20**. dieses Monats Schaban, ist ein edler, anmuthige Perlen spendender Brief von Seiten Euerer Excellenz an diesen Diener (mich) gelangt. Was immer in seinem edlen Inhalt befohlen wurde, ist uns vollkommen bekannt geworden. Schon früher als wir an Euren edlen Fußstaub einen unterthänigen Brief gesandt haben, ist ein hoher Befehl der Bestättigung der Unabhängigkeit von der glücklichen Hohen Pforte ausgegangen. Da der Ruhm der Vornehmen, Suliman Tschausch, jenseits in Temeswar wegen der Feinde sich befand, so gelangte der Befehl an ihn und wir warteten einige Tage, wegen dieser Verzögerung der Ueberbringung auf ihn. Wie dem nun sei, da nach dem hohen Befehle in den Angelegenheiten des Reiches sich eine Anzeige erheischende Sache ereignet hat, wurde am **14**. des gedachten Monats eiligst ein Mann an die Hohe Pforte abgesendet: Es war nothwendig und wichtig, daß wir keine Zögerung durch Anwendung der gewöhnlichen Couriere veranlaßten. Auf jeden Fall, bis nicht meiner Antwort gemäß der hohe Befehl angelangt ist, blieb nichts zu thun, als unterdessen die Friedensangelegenheit zu beachten. Dem edlen Gesetze zuwider hat der deutsche König, dem edlen kaiserlichen Bündnisse sich widersetzend, uns überfallen, einige unserer Vestungen genommen und unser Land verwüstet. Zwischen uns beiden sind unzählige Schäden und Beschädigungen vorgefallen; insbesondere aber ist auf seinem Marsche und Anrücken gegen uns nur noch ein Tagmarsch Entfernung geblieben und sie habe durchaus keine Furcht heranzurücken. Da nun das islamitische Heer nicht kommt, so blieb dieser Diener (ich) in dieser Bedrängniß schwach und gebrochen und sah von selbst die Möglichkeit, mein Reich gänzlich aus den Händen zu verlieren. Da es nun endlich auch nicht passend schien, alles wegzuwerfen und davonzugehen, so haben wir auf freundschaftlichem Wege unterhandelt mit dem Feinde. In der jetzigen Lage sind wir daran Euere hohe Seite in Geduld zu beruhigen; doch sind wir fertig und bereit. Tag und Nacht schauen wir beständig auf den Weg und spannen unsere Erwartung auf unseren Boten. Uebrigens was ist noch zu sagen? Die Wissenschaft wird zwischen Wissenden unnütz. Geschrieben am **20**. des gedachten Monats. Johannes Electus Rex. m. p.

Die Adresse:

An den Pascha von Ofen.

Mit tiefem Blicke in die politischen Gesinnungen, mißtraute Schwendi den geheuchelten Absichten des siebenbürgischen Fürsten und seines Oheims, des Königs von Polen, als sie gegen Ende April Stephan Báthory und einen Polen an den Kaiser schickten und ganz andere Bedingungen machten, welche der Aufrichtigkeit entbehrten und kein Zutrauen verdienten.

Der Kaiser ließ sie das Widersprechende in ihren Anträgen fühlen und ließ Stephan Báthory als betrüglichen Unterhändler in Verhaft nehmen, wie auch den von Zápolya nachgeschickten Secretair Alexander Kendy. Auch der Sultan forderte die eroberten Orte und das ungeschmälerte Gebiet bis an das linke Ufer der Theiß, was der Kaiser verwarf.

Nach der Unterwerfung des Szathmarer Comitats entstanden zwischen Schwendi und Andreas Báthory, an welche Beide noch ein Schreiben d. d. 5. April gelangte, daß sie die Husaren und Franzen von Zay, wegen Bezahlung ihres Ausstandes zu einer kleinen Geduld ermahnen sollen, in Mißhelligkeiten, angeblich theils wegen getheilter Ansicht der weiteren Kriegsoperationen, theils wohl wegen des untergeordneten Dienstes und der vorerwähnten Vorgänge bei der Eroberung von Erdöd, theils weil seine Schutzbefohlenen sich über den Druck der deutschen Söldner beklagten. Andreas ging Anfangs zu seinem jüngsten Bruder Nikolaus nach Ecsed jagen, dann auf andere Güter und überließ die Sorge des Krieges Schwendi, dem nun Franz von Zay beigegeben wurde.

Von Wichtigkeit, um Schwendi's Lage in's rechte Licht zu stellen, zumal die Vorgänge im Jahre 1567 Anschuldigungen, besonders von Feßler gegen ihn hervorriefen, ist folgendes Schreiben in der k. k. Ambraser-Sammlung, das er aus seinem Lager bei Szathmar am 7. April 1565 eigenhändig an den Kaiser richtete. Er fragt in demselben zuerst, was mit dem gefangenen Chaus zu thun sei, ob man ihn nach Wien schicken oder zurückbehalten soll? dann empfiehlt er den Herrn (wahrscheinlich Kaspar) Magochy wegen seiner guten Dienste und fährt dann fort: „wir seind täglich etwas gelts von Ewr. Maj. gewerttig, sunst wissen wir der sachen khain Rath mehr, Vund wirt alle Kriegsordnung vnnd Regiment drüber fallen, Auch der Paw (von Szathmar) gehindert werden, wie sich E. Maj. e. deff selbst allergenedigst berichten vunnd sonderlich wol er Innern khünden, was für gefahr, nachtheil und verkhlainerung Ir darüber zu gewarten sei. Vund thun mich hiemit Eur Kay. M. aller vnnderthenigst beuelhen." Dann als Nachschrift unten seitwärts: „Allergenedigster Kayser die Türckhen

so sich versamblet noch zw zolmokh stellen sich als wöllen sy sich vber die Teissa begeben." Dessen Unterschrift und Sigill mit dem Wappen, wie es in Paul Fürsten Wappenbuch. Nürnberg **1696**. I., **115**, abgebildet ist. Diese Klage über Mangel an Geld und alles Das, was in der Kriegsführung davon abhängt, dauern in diesem Kriege, wie in allen jener Zeit fort. Am **24**. April ward den dortigen Kriegscommissarien die Weisung gegeben, sich um das Einkommen zum Schlosse Tokay und anderen Orten in der Zips und den oberen Kreisen Ungarns zu erkundigen; ferner am **9**. Mai, daß sie mit von Schwendi's Rathe zu Szathmar eine Brücke über den Fluß Szamos machen lassen und einen gebührlichen Zoll daselbst aufrichten; dann am **18**. desselben Monats kam unserm Schwendi der Auftrag, bei den vermöglichen Herren in Ungarn Geld aufzubringen. Derselbe erhält mehrere Trostbriefe, so namentlich am **13**. Juni; am **17**. August wurden ihm **6000** Dukaten mit einer Vertröstung einer mehreren Summe hinabgeschickt.

Am **19**. März **1566** erhielt er als oberster Feldhauptmann in Oberungarn die Weisung, die Mittel und Wege anzuzeigen, wie Seine Majestät, die selbst auf dem Reichstage zu Augsburg waren, zu einer stattlichen Summe Geldes im Reiche kommen möchte. Traurig, wenn der Feldhauptmann in seinem Lager auch seine Sorge nach außen um Geld zu wenden hat, und wenn all die unzweckmäßigen Maaßregeln und Gebrechen, wie sie jene Zeit mit sich brachte, ihm allein aufgebürdet werden!

Schwendi litt in seinem Lager an der ungesunden Theiß an einem heftigen Fieber, dem der besorgte Kaiser den tüchtigen Arzt Paul Weidner*) aus Wien schickte.

Am raschen Vorrücken gegen Großwardein, zu welchem auch einige ungarische Hauptleute selbst riethen, hinderten ihn sowohl der Szathmarer Vertrag, als auch der höhere Befehl, nur das Eroberte zu vertheidigen und Szathmar möglichst zu befestigen. Nachdem er diesen wichtigen Platz mit Geschütz und allem Nothwendigen wohl versehen und die Vertheidigung und Fortsetzung des Baues dem Kärnthner Erasmus Mager von Fuchsstatt

---

*) P. Weidner war ein geborner Jude, ließ sich 1558 zu Wien taufen, ward in den Jahren 1572 und 1579 Rector magnificus und starb als Leibarzt Kaiser Rudolphs II. im Jahre 1585.

übergeben hatte, rückte er schnell gegen Kaschau, um das Land vor etwaigem Ueberfalle zu wahren und erhielt vom Kaiser auf seine Bitte um Verstärkung, den Obersten Johann Werner von Raitenau mit fünf Fähnlein Knechten und fünf Geschützen, deren Zugpferde sämmtlich mit dem Buchstaben M (aximilian) gekennzeichnet waren, damit die guten Pferde nicht verkauft oder heimlich zu anderem Gebrauche abgenützt werden könnten.

Der Krieg begann von Neuem. Hassan Predevich, Pascha von Temeswar, nahm Pankota für den Sultan, Johann Sigmund unter andern Plätzen auch Boros-Jenö und rückte im Vereine mit türkischen Rotten in die Szathmarer Gespannschaft. Nach vergeblichen Stürmen auf Schwendi's verschanztes Lager bei Szathmar, begann der Pascha am 1. Juni die Belagerung von Erdöd, das sich nach der tapfersten Gegenwehr und dem Heldentode der deutschen Hauptleute Laubenberger, Peller (oder Weller) und des Fähnrichs Philipp Huntstocker am 14. Juli ergeben mußte und zerstört wurde. Inzwischen ergab sich an Johann Sigmund auch Nagy-Banya oder Neustadt. Am 13. September verabredete Schwendi mit demselben Hassan einen Stillstand, lagerte sich vier Meilen weiter oben, bis Kis-Ar, wo er am 19. war, besetzte aber Nagy-Banya und Boros-Jenö (im Arader Comitate) im October in Eile wieder und ging über die Theiß ins Winterlager bei Kaschau. Der Mehrtheil der christlichen Schaaren ging im November für den Winter nach Hause und der Sultan wandte seine Macht gegen Malta. — In dieses Jahr fällt folgende aus einem Khevenhüllerschen Manuscripte entnommene Notiz: Als Herr Leonhard (IV.) von Harrach und Herr Wratislaw von Pernstein zerkriegt gewesen, hat Lazarus von Schwendi mit Don Francesco Lasso, der Kaiserin Obersthofmeister, Johann von Khevenhüller, der durch seine lange Gesandtschaft am Hofe zu Madrid bekannt ist, und mit Herrn Georg Proskowsky sie im Jahre 1565 auszugleichen geholfen. Wo diese Ausgleichung geschehen, ist nicht angedeutet, wahrscheinlich in Wien, da diese Herren am Hofe K. Maximilians II. lebten.

Schwendi verfaßte um diese Zeit in seinem Winterquartiere für den Kaiser eine inhaltreiche Denkschrift über diesen Krieg, die in der österreichischen militärischen Zeitschrift 1821, Heft VII., S. 82—99, einem biographischen Abrisse desselben beigefügt ist. In derselben ermuntert er voll Einsicht den Kaiser persönlich, gleich dem Sultan in dessen höchstem Alter, als oberster Feldhauptmann einen gewaltigen Kriegszug zu machen; denn

das gäbe bei männiglich großen Willen, Lust und Beifall zum Kriege. Desgleichen wäre löblich und ruhmvoll, wenn mit Sr. Majestät beide Brüder, die Erzherzoge Ferdinand und Karl, zögen, um dem Feldzuge ein anderes Ansehen zu geben; besonders meinte er, wäre der Adel und die Ritterschaft bei Verlust ihres Standes zur Reiterei anzuhalten.

Den Winter über rüsteten sich beide Theile. Der Kaiser suchte Hilfe in Ungarn auf dem Landtage (2. Februar) 1566 durch Erzherzog Karl, und in eigener Person auf dem Reichstage zu Augsburg. Am 4. März erließ Schwendi als oberster Feldhauptmann und nicht der ihm beigegebene ungarische Oberfeldhauptmann Franz Zay, was seine Nation schmerzte — an Ungarns Stände einen offenen Brief, in welchem er sie zur Treue ermahnte, sie des kaiserlichen Schirmes versicherte und im Namen des Kaisers ihnen bei Strafe des Hochverraths verbot, mit dem Fürsten von Siebenbürgen zu verkehren und dessen Landtag zu Torenburg zu beschicken. Am 24. März eröffnete der K. Maximilian II. den Reichstag zu Augsburg, den er erst am 28. Mai beschloß, indeß der Sultan schon am 31. März ins Feld rückte.

In diesem Jahre 1566 blieb Schwendi in seiner Stellung um Kaschau, wohl um diese Flanke gegen den Feind zu decken, während der Kaiser nach der Donau hin gegen Raab mit dem Heere des deutschen Reichs und seiner Erblande leider zu spät gegen Ende August vorrückte und selbst zu wenig Thatkraft wider Suleiman entwickelte, der vor Szigeth stand und am 4. September den Strapatzen erlag. Von Feßler, der selbst aus der Gegend des Bodensees herstammte, wird er sammt allen Deutschen sehr getadelt, daß er nicht kräftiger gehandelt habe. War ihm eine so wichtige Stellung angewiesen, so konnte und durfte er sie nicht verlassen. Mochte sich auch der Ungarn Nationalehre gekränkt fühlen, daß man einen Deutschen mit dem Feldherrnstabe in Oberungarn betraute, so ist doch die Frage, ob sie, die treffliche Führer zu leichten und raschen Zügen hatten, in der Zeit des damaligen häufigen Parteiwechsels viele verläßliche Männer, wie Niklas von Zriny und Georg Thuri besaßen, welche auf anderen Punkten das ausgedehnte, den feindlichen Einfällen und Verheerungen offene Vaterland mit unsterblichem Nachruhme beschirmten und fielen. Zudem bestand Schwendi's Kriegsvolk zum größeren Theile aus deutschen Hauptleuten und Knechten. Wäre derselbe von seiner höchst wichtigen Stellung gewichen, so war dem Feinde von dieser Seite her der

Weg gegen die obere Donau, auf deren Südseite der Kaiser sich im Spätsommer lagerte, in dessen Rücken geöffnet. Ein Oberfeldherr bedarf noch anderer als allezeit schlag- und sturmfertiger Eigenschaften, besonders in jener Zeit, in welcher er den zum Theile heimathlosen, meuterischen Söldnern statt Geld, oft nur Vertröstungen geben konnte und der Mangel an wohlorganisirter Verpflegung Gewaltgriffe nicht nur erlaubte, sondern auch unabweisbar gebot. Gewiß stand Schwendi an Intelligenz, kriegerischer Ausbildung und Erfahrung, wie Wenige auf der Höhe seiner Zeit, wie dessen Geisteswerke bezeugen, die auch überall Milde und Menschlichkeit athmen. Das Widersprechende über Schwendi, je nach der Stimmung oder der Partei, erhellet aus Folgendem: Bizar (bei Schwandtner S. 679) lobt ihn nach Aussage glaubwürdiger Männer, die mit ihm oft verkehrten, wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse, besonderer Klugheit und seines heldenmüthigen Geistes bei allen Vorfällen. Er habe Kriegszucht gehandhabt, für richtige Bezahlung des Soldes an Hauptleute und Knechte gesorgt, sie von Raub und Plünderung abgehalten, sei — wie Leonhard von Vels, Geschenken und Bestechungen stets unzugänglich gewesen; ferner habe er die Ueberbringung von Depeschen und Kundschaften nie Fuhrleuten und derlei Boten, sondern stets den bewährtesten und erprobtesten Männern anvertraut, und bei strenger Strafe verboten, aus dem Lager zu schreiben oder anderweitig zu berichten, was darin vorgehe. Wenn ein Zweikampf entstand, befahl er, daß Keiner die fechtenden Gegner trenne, sondern beide so lange im Kampfe lasse, bis der eine gefallen. Den Anfänger des Streites ließ er aus dem Lager jagen. Feßler sagt VII. 85 dagegen: Es empörte die Ungarn, daß Schwendi über liegende Gründe und Güter der Reichssassen und der Kirche eigenmächtig verfügte, eigenmächtig und unbefugt Zölle einführte, Lieferungen, besonders von Wein eintrieb, den er dann, Gewinn bringend, nach Polen verhandelt haben soll. (?!) Auf diese Anklagen haben wir dem Leser zum Theil soeben geantwortet. In Bezug der Weinausfuhr wird unser Schwendi am 27. Juli 1566 ermächtigt, dem Matthias Patockh die Ausfuhr etlicher Fässer Wein nach Polen zu gestatten; ferner kenne ich einen aus Wien d. d. 24. November 1566 erlassenen Befehl an die Kammer in Ungarn, laut dessen sie bei dem Dreißigstamte zu Arva und sonst die Ausfuhr von Getreide, Wein und Vieh ernstlich einstellen und verbieten soll, von Schwendi aber ist keine Rede. Wohl aber wird d. d. 22. Februar 1568 ihm aufgetragen, mit der Kammer in der Zips

gute Correspondenz zu halten, auch bei den ihm unterstehenden Hauptleuten mit Ernst darob zu sein, daß sie sich in die Einkünfte in der Zips nicht einmischen, sondern durch die Kammer daselbst handeln lassen. Am 22. November 1567 erging eine Ermahnung um Beförderung des Berichts an ihn, wie die durch Abgang etlicher Herren in Ungarn anheimgefallenen Güter zu Geld gemacht werden möchten, u. dergl. Uebergriffe und Ungerechtigkeiten mögen allerdings geschehen sein, aber nicht durch ihn selbst, und vermochte er überall denselben zu steuern?

Im Anfange d. J. 1567, in welchem unserem Feldhauptmanne kein günstiges Gestirn leuchtete, galt es der Burg Szadvár in der Tornaer Gespannschaft, in der Sophie Pátoczy, deren Gemahl Georg Lebek, vor Kurzem aus der türkischen Gefangenschaft durch siebenbürgische Vermittelung befreit, diese Partei ergriffen und deshalb seine Burg und Herrschaft Szendró an den Fiscus verloren hatte, sich muthvoll behauptete. Schwendi schnitt ihr die Zufuhr ab, rückte am 6. Januar vor dieselbe, welche mit zerstörendem Geschütze angegriffen, sich ergab, und am 14. besetzt wurde. Kaspar Rágoczy und Peter Petó gaben dieser Heldenfrau, die sich sammt der Besatzung mit allem beweglichen Eigenthume freien Abzug ausbedungen hatte, das Ehren= und Sicherheitsgeleite auf die Tornaerburg. Auf ferneres Glück bauend, zog er nach Feßler gegen Simon Forgács und Johann Reubers Rath, weil diese Befehdungen den Gang der eingeleiteten Friedensunterhandlungen störten, gegen die mit Allem reichlich versehene Felsenburg Munkács, die der in offener Feldschlacht so muthige, aber zum Selbstbefehlen der Ruhe und Einsicht entbehrende, Johann Lugoß, am 22. Februar übergab, wodurch dem Fürsten die wichtige Verbindung mit seinem Oheim, dem Könige Johann Sigismund von Polen, abgeschnitten wurde. Den hier vorgefundenen reichen Raub ließ er nach Szathmar abführen, legte Besatzung in die für unüberwindlich gehaltene Veste und zog vor Huszt, das er im vorigen Feldzuge vergeblich belagert hatte. Nun forderte der Pascha von Ofen die Aufhebung dieser Belagerung, um die Friedensunterhandlungen nicht zu stören. Da dieses nicht geschah, rückte Hassan Pascha verheerend vor, nahm Puteck rc. im Gömörer Comitate und führte aus dem Gebiete von Torna, Regecz, Kaschau, Erlau und Szendró 12,000 Menschen in die Sclaverei. Schwendi mußte sich nun von dem Husztcr Schlosse zurückziehen und sein Lager hinter den Mauern zu Kaschau aufschlagen. Auch hatte Johann Sigismund's Haufen unter

Georg Bebecks Anführung Kövar erstürmt, den Marktflecken Nagy-Banya im ersten Anlaufe und auch die starke Veste daselbst nach der angestrengtesten Belagerung im Sturme genommen. So hatten K. Maximilian's Waffen bis 1. Juni 1567, für Szadvar und Munkács neunzehn Schlösser, Marktflecken, Burgen und Tausende von Unterthanen, reichhaltige Gold- und Silberminen verloren und diese Unternehmungen Schwendi's einen empfindlichen Stoß erlitten. Indeß hatte der kaiserliche Gesandte, Albert von Wyß, vom Sultan einen Stillstand erhalten. Dieser befahl sowohl seinen Grenzpaschan als Zápolya, von allen Feindseligkeiten abzulassen. Nun gab auch Schwendi den Angriff von Huszt auf. Verantius und Christoph von Teufenbach übernahmen die Sendung zur Hohen Pforte und erwirkten zu Adrianopel am 17. Februar 1568 einen achtjährigen Frieden oder Waffenstillstand, in welchem dem Kaiser das durch Schwendi eroberte Gebiet in Oberungarn verblieb.

Die Söldner wurden nun allmählig entlassen, mit Hannsen von Rueber, Erasmus Mager u. dergl. geschieht Abraitung und am 27. März werden Schwendi und Rueber angegangen, mit etlichen Reitern um Erstreckung der Terminzahlung ihres Ausstandes handeln zu wollen. Bis Ende Juni 1568 stand Schwendi höchst wahrscheinlich im Dienste; denn am 23. wird er noch um Rath und Gutachten befragt, wie die Kriegsschulden bezahlt und die berathschlagte Regierung befördert werden möchte, und am 6. Juli werden schon Ruebern von Püchsendorf, wohl als neuem und provisorischem Feldhauptmanne und der Kammer in der Zips, deren Präsidenten, den Csanader Bischof Gregor Abstemius (Bornemisza) nach hohem Befehl d. d. 22. October 1567 von Schwendi eingesetzt hatte, etliche Mittel angezeigt, wie eine gute Wirthschaft in den dortigen Besatzungen mit Austheilung des Proviants eingeführt werden soll. Am 27. September wird dem Reichspfennigmeister, Georg Ilsung, der in diesem Kriege hauptsächlich die Geldgeschäfte führte, aufgetragen, dem Lazarus von Schwendi 7515 fl. 20 Xr. in Nürnberg richtig zu machen.

Mit diesem Kriege schloß Schwendi seine Laufbahn im Felde. Daß die eiserne Noth einem Feldhauptmanne bei jenem so häufig geld- und verpfleglosen Zustande des Heeres vor dem Feinde Viel.s gebot, was selbst ein Ehrenmann, für den man von Schwendi aus seinem Gesammtleben halten muß, in trauriger Kriegspflicht verüben mußte, ist der Natur der Dinge nach wohl außer Zweifel.

Von Seite seines Kaisers wurde er hochgeachtet und belohnt. So wurde auf allergnädigsten Befehl d. d. 16. Jänner 1567, ihm seine habende Leibbesoldung vom Anfange seines Dienstes mit monatlichen 400 Gulden gebessert. Maximilian II. erhob d. d. 29. October 1568 seinen Rath und Feldobersten Lazarus von Schwendi zu Landsperg, Triperg und Burckheim, sammt dessen ehelichen Nachkommen wegen seiner großen Verdienste aus höchst eigener Bewegniß in den Reichsfreiherrnstand, mit dem Titel Freiherr zu Landtsperg. Zugleich erlaubt der Kaiser ihm und seinen ehelichen Nachkommen allwegen, daß der Aelteste, oder, so sich der Aelteste deß nicht gebrauchen wollte, der nächste darnach, oder der aus ihnen, der sich dessen gebrauchen will, jetzo oder hinführo, wann über kurz oder lang ihnen das füget, in derselben ihrer Herrschaft Hohenlandsberg, in den Schlössern, Städten, Märkten und Flecken, so sie jetzt haben oder künftig überkommen, welchen Ort sie dazu vornehmen oder erwählen werden, eine Münzstatt aufbauen und errichten lasse, um darin durch ihre ehrbare und redliche Münzmeister nach der im Jahre 1559, zu Augsburg erlassenen Münzordnung allerlei silberne Münzen mit und neben anderen Kurfürsten, Fürsten, Städten und Ständen zu münzen und zu schlagen. Später schenkt ihm derselbe aus Gnaden 20,000 fl., oder versprach sie ihm vielmehr, indem Schwendi noch am 10. Juli und 19. October 1571 auf 10,000 Thaler ausständigen Gnadengehaltes an die Schuldenlast-Contribution in Schlesien verwiesen wurde. Am 16. December 1572 erhielt Georg Ilsung die Weisung, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, daß der Lazarus Freiherr von Schwendi 4000 fl., die er bei Friedrich Gotsshaim aufgebracht, ohne Verzug bezahlt werden. Nach einer Urkunde vom 17. December 1571, bezog er als des Kaisers oberster Lieutenant ein Deputat, somit stand er noch in kaiserlichen, wenn auch nicht activen Diensten.

Er lebte nun größtentheils auf seinen Gütern in Schwaben und im Elsaß, ward wohl auch auf Reichstagen und häufig als erfahrener und gereifter Mann zu Rathe gezogen. Auch war er in Oesterreich und zwar im Frühlinge 1569 zu Baden, wo ihn der Freiherr, Johann von Khevenhüller, der als kaiserl. Gesandter zu Madrid am 8. Mai 1606 gestorben, auf seiner Reise von Wien nach Gratz, nach dessen eigener Angabe am 25. Mai besuchte. Seine Schrift d. d. Kerußheim (oder richtiger Kirusheim) 15. Mai 1574 heißt: „Bedencken an Kaiser Maximilian den Anderen von

Regierung deß Heyligen Römischen Reichs, vnnd Freystellung der Religion. Gestellet auff Ihrer Kaiserlichen Maj. Befehl, durch den Wolgebornen Herrn Lazarum von Schwendi, Freiherrn, vnd Ihrer Kais. Majest. geheimen Rhat: Im Jahr 1574, Gedruckt im Jahr 1612" in 21 Blättern in 4. Diese Schrift,*) von edler Form für jene Zeit, ist eine sehr lesenswerthe Reliquie eines gemäßigten Protestanten. Er sagt nach seiner Ueberzeugung mit männlicher Offenheit, woran der Kaiser und die Dinge kranken; er sagt Wahrheiten, die heute noch wohl zu beherzigen sind. Er dachte ruhig und nüchtern, wie Wenige seiner Zeit. Seine Loosung war: Milderung der mißtrauischen und erbitterten Gemüther beider Theile im lieben Vaterlande, Duldung, Friede. Er spricht ahnungsvoll von Dingen, die sich allmählig vorbereiteten und im nächsten Jahrhunderte so fürchterlich in Erfüllung gingen.

Im Jahre 1576 war Freiherr von Schwendi als einer der tüchtigsten Räthe des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg, und erscheint daselbst als Präsident einer Commission über Kriegsbau und Fortificationswesen, worin er sehr wohl erfahren war.

Wenn auch Freiherr von Schwendi hauptsächlich wegen seiner geschwächten

---

*) Um diese Zeit erhielt Schwendi nachfolgenden, äußerst interessanten Brief von K. Max II., ein merkwürdiges Denkmal der edlen Denk- und Gesinnungsweise dieses gütigen Monarchen:

„Lieber von Schwendi!

Ich hab euer Schreiben wohl empfangen, und vernommen, nehme auch euer treuherzig, christlich Mitleiden, so ihr mit meiner Schwachheit tragt, mit sondern Danke an. Der ewige Gott, in dessen Hand alle Dinge stehen, der mache es mit mir, nach seinem göttlichen Willen. Denn es leider auf dieser Welt dermaßen zugeht, daß einer dabei wenig Lust und Ruhe hat: aber Widerwärtigkeit, Untreu, Unerbarkeit ist überall vollauf. Ja es wäre nicht ein Wunder, daß einer bei diesen Wesen gar Blitzblau und toll würde: davon viel zu schreiben were.

So viel die unredliche That, so die Franzosen mit dem Admiral (Coligny) und den Seinigen Tyrannischer weiss erzeigt haben, (die Bartholomäus-Mordnacht) beriert, die kann ich gar nicht loben, und hab es mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem solchen schändlichen Blutbad hat bereden lassen. Doch weis ich so viel, daß mehr andere Leut, als er selber, regieren. Aber nichts desto weniger lässet sich damit nichts beschönigen, ist auch damit nicht ausgericht. Wollte Gott, Er hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben. Denn er dieses gewisslich nimmermehr

Gesundheit in den Ruhestand getreten war, so blieb er doch mit K. Rudolph II. und besonders dessen jüngerem Bruder, dem Erzherzoge Matthias, in fortwährender Verbindung. Dieser ersuchte Schwendi in mehreren aus Antwerpen, so schon am 19. Februar und 11. März 1578 und öfters in den folgenden Jahren an ihn erlassenen Schreiben um deutschen Rath und deutsche Hilfe, und wünscht ihn persönlich zu sehen und sich mit ihm zu unterreden. Dieser antwortete von seinen Gütern zu Kilchhof, Burkheim und Kurzheim, wo er lebte.

Der gemäßigte Schwendi räth auf gleichmäßigen Religionsfrieden und gegenseitige Duldung. Der jugendliche Erzherzog wollte den erfahrenen Mann, der selbst in den Niederlanden ruhmvoll gedient hatte, um sich haben. Dieser aber klagt d. d. 28. Februar 1580 über Uebelbefinden, besonders Lendenweh, und äußert sich ganz unverhohlen mit dem niederländischen Kriege, von dessen Anfang an übel zufrieden, weshalb er schon vor zwölf Jahren sich des königlichen Dienstes und der k. Pension entschlagen und stets Vertrauen und Milde angerathen habe. Nach S. 147 schreibt er aus dem Zellerbade d. d. 24. Juni 1581, daß er Sr. fürstlichen Durchlaucht nicht ins Erzstift Köln entgegenkommen könne, indem man großes

---

mit meinem Rath gethan hätte. Er hat Ihnen hierdurch einen Flecken angehängt, den er nicht leichtlich ablegen wird.

Gott verzeihe es denen, so daran schuldig, denn ich höchlicher besorge, daß sie ernstlich mit der Zeit erfahren werden, was sie Guts damit erwirkt haben. Und ist in der Wahrheit nicht anders, als wie ihr vernünftiglich schreibet, daß Religions-Sachen nicht mit dem Schwert wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Erbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es anders sagen. Zudem hat Christus und seine Apostel viel ein anders gelehret. Denn ihr Schwert ist die Zung, Lehre, Gottes Wort und christlicher Wandel gewest. Zudeme, so sollten die tollen Leute nunmehr billig in so viel Jahren gesehen haben, daß es mit den Tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben, es were denn Sache, daß Gott über mich verhengte, daß ich toll und unsinnig würde: dafür ich aber treulich bitten will.

Was aber das Niederländische Werk betrifft, das kann ich gleich so wenig loben; dem man schon zu viel gethan hat. Entgegen weis ich wohl, wie oft und was ich den König zu Hispanien geschrieben und gerathen habe. Aber in Summa, der spanische Rhat ist viel angenehmer gewesen, als mein treuherziger Rhat. Und müssen jetzt selbst bekennen, daß sie geirret haben und

Aufmerken auf ihn nehme und ihm alle Dinge zum Aergsten deuten möchte. Dann wünscht er aus Kildhhofen am 26. August, daß er bald aus den Niederlanden heimkehre, zu welcher Zeit der Herzog an seine Abreise dachte, die auch zu Ende October erfolgte. Außer der erwähnten Denkschrift und dem vorbesprochenen Bedenken politischen Inhalts, kennen wir noch andere Werke, und zwar nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen.

Die von Iselin, Jöcher und Andern ihm zugetheilte Schrift: „De bello contra Turcas prudenter gerendo," die Hermann Conring zu Helmstädt 1664 in 4. herausgegeben, und Jakob Geuder zu Herolzberg aus dem Italienischen ins Lateinische übersetzt hat, gehört dem venetianischen Patrizier Lazaro Soranzo (um 1600) an, und Schwendi's in demselben Buche, S. 337—389, enthaltene Schrift ist betitelt: a) Lazari Svendii L. Baronis Consiliarii et Archistrategi Caesarii (sic) quomodo Turcis sit resistendum consilium." Wohl das einzige lateinische Werk eines deutschen Feldhauptmannes aus jener und der späteren Zeit! — Er will auch den deutschen und Johanniterorden in Ungarn gegen den Erbfeind verwendet wissen. Sie zeigten aber keine Lust, ihrem ursprünglichen Berufe nachzukommen. b) Kriegs Discurs, von Bestellung des gantzen Kriegswesens, vnnd

---

diesen Unrhat selbst am meisten geursacht. Ich hätte es gern gut gesehen, daß diese edle Länder nicht so jämmerlich wären verderbt worden: unangesehen daß man mir nicht folgen hat wollen, und ich billig scheu seyn sollt zu rahten, so unterlaß ichs dennoch nicht, und thue treulich das meinige. Gott wolle, daß es wirke, und Nutz schaffe, und daß man einmahl aufhöre und genug an dem Vergangenen habe! Es wäre viel von dem und andern zu schreiben.

In Summa, Spanien und Frankreich machen es, wie sie wollen, so werden sie es gegen Gott, den gerechten Richter, müssen verantworten. Ich will, ob Gott will, für meine Person erbar, christlich, treulich und aufrichtig handeln. Und wenn ich das thue, so bekümmere ich mich um diese böse und heillose Welt gar nichts. Ich habe gleichwohl verhofft, in das Königreich Böhmen zu kommen, so wollens mir aber die Doktores nicht rathen, daß ich mich bei dieser starken Kälte hinausbegeben solle. Jedoch, da Gott Gnad giebt, und der Sommer herzustreichen wird, will ich auch nicht aussen bleiben. Denn sonsten das Wesen bei diesem Regiment nicht bestehen könnte. Und es erforderts der Cron und meine eigene Nothdurft. Denn ich wohl sehe wie man hauset und es zugehet. Damit seyd Gott befohlen, der wolle alle Sachen nach seinem göttlichen Willen, der Christenheit und uns allen zum Besten schicken.

Gegeben zu Wien, den 22. Februar anno 1574.

von den Kriegsämptern, weilandt deß Edlen Teutschen Helden den Herrn Lazarussen von Schwendi, Freyherrn zu Hohen Landsperg, Herrn zu Kilchhoffen, Pfandherrn zu Purkheim, Triberg vnnd des H. Reichs Vogtey Kaysersperg rc. Röm. Kais. Majest. Raht vnd Feldoberster in Obern Vngarn: Allen Hohes vnd Nidern stands, Fürsten, Graffen, Herrn Rittermäßigen, vnd Kriegsleuten, Teutscher Nation, zu sonderm Nutz, Dienst, vnd Gefallen, an Tag geben. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn bei Andree Wechels sel. Erben 1593" in 4. Auf der Rückseite dieses Titelblattes ist im Holzschnitte Schwendi's Portrait in voller Rüstung. Dieser Kriegsdiscurs ist dem Herrn Karl (dem Jüngern) von Zierotin, Herrn von Namnist Rossitz, Lumnitz rc. gewidmet und beantwortet d. d. Wien 7. März 1593, vom gelehrten Hans Lewenklaw von Amelbeuner, der laut der Vorrede diesen handschriftlichen Schatz besaß, und ihn zu veröffentlichen mehrmals angegangen wurde.

c) Zwo schöne Lehren, deren Erste von dem Gestrengen Edlen und Streitbaren Helden vnd Kriegsobersten, Herrn Lazaro von Schwendi, Rittern rc. Vnlängst vor seinem End, an das teutsche Kriegsvolk: Die ander aber an Kayser Maximilianum den Ersten, durch einen erfarnen trefflichen Mann seiner Kriegsräthe, gestelt ist rc. Getruckt zu Frankfurt am Mayn 1595. in 8., hat 45 Seiten. — In der ersten spricht Schwendi manchmal in kräftigen und zürnenden Jamben, mit Bedauern vom Verfalle der einst so kriegerischen deutschen Nation, daß sie, oder eigentlich ihre Kriegsknechte — durch Fressen, Saufen, Rauben und Plündern, Ungehorsam rc. rc., Alles verderbe. Vom Adel sagt er Seite 6:

„Ein Spiegel der Ehre vnd Tugendt,
Fand man an der deutschen Jugend.
Der Adel mit seiner Ritterschaft,
Derselb der war des Adlers krafft,
Zu streiten alle Zeit bereit,
Fürs Reich und die Gerechtigkeit.
Der mußte seyn vntadelbar,
Der in seiner Schar begriffen war.
Voll Ehre, auch ohne Laster frey,
Die bösen strafft man zur abscheu.
Gottsforcht vnn Zucht hatt bey jn Platz,
Ordnung und Ghorsam war jr Gsatz.

Fasten und beten war im brauch,
Gsatz und Vernunfft regiert der Bauch.
Ach Gott wie hat sichs vmbgekehrt,
Das zuvor nie mehr war erhört. 2c. 2c."

Schwendi, selbst gelehrt und hochgeschätzter Schriftsteller, war auch mit Gelehrten in brieflichem Verkehre und unterstützte sie, so z. B. Hugo Blotius, welchem er, wie auch der berühmte Busbecque durch seine Anempfehlung — zu seiner Anstellung als kaiserlicher Bibliothekar verhalf, welche dieser am 15. Juni erhalten hatte. Selbst portraitirt wurde Schwendi für Blotius Sammlung, der durch eine von ihm angelegte Portrait-Sammlung selbst jene des Paul Jovius am Comersee zu überbieten gedachte. Dessen ganze Rüstung, mit geätzten Streifen und Panzerschuhen, besitzt die k. k. Ambraser-Sammlung im zweiten Saale Nr. 65, wie auch dessen wohlgetroffenes Portrait in der kleinen Sammlung Nr. 816.

Schwendi, gewiß einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit, starb am 4. August 1583 auf seinem Gute Kilchhofen oder Kirchhofen. Da er, der aus gutem und wohlhabendem Geschlechte war, früh zu hoher Stelle und somit auch in hohe Bestallung und zu bedeutenden Geldgeschenken kam, wie auch zu Pfandschaften wahrscheinlich für seine lang ausstehenden Forderungen gelangte, war er — aus Allem zu schließen — ein reicher Edelmann, der auch durch seine Privattugenden alle Achtung genoß und seine Muße hauptsächlich den Wissenschaften seines Berufes widmete.

Nirgends findet man bei Schwendi eine Spur von eigennütziger Berechnung und Geldsucht, wie bei Schärtlin und manchen anderen Hauptleuten und Kriegsmännern jener Zeit. Ihm war sein Beruf Ehre und nicht — Gewerb und Handwerk.

Schwendi war zweimal vermählt und hinterließ nur einen Sohn, Johann Wilhelm. — Der Mannesstamm der Familie Schwendi erlosch mit dem Tode des Freiherrn Franz, und kamen die Güter vermöge Verwandtschaft an die Grafen von Oettingen-Spielberg.

(von Jos. Bergmann, siehe dessen Werk über Medaillen auf berühmte Männer Oesterreichs II. Bd., Heft 2, 3.)

Jakob Hannibal Graf von Hohenembs,

kaiserlicher, päpstlicher und zuletzt spanischer Feldmarschall.

Dieser berühmte Feldherr gehört einer uralten schwäbischen Familie an, deren Name in der mittelalterlichen Kriegsgeschichte Deutschlands zu berühmt ist, als daß man ihrer noch ausführlicher erwähnen sollte. Mancher Hohenembser stieg hinab von seiner Burg, die nicht ferne von Bregenz im Vorarlberg liegt, und führte seine Landsknechthaufen über die Alpen; mehr denn einer von ihnen ließ sein Leben auf dem Schlachtfelde. Wolfgang Dietrich von Hohenembs, der Vater unseres Feldherrn, wurde in Karls V. italienischen Feldzügen viel beschäftigt und zur Belohnung seiner Dienste in den Grafenstand erhoben. Während seines Aufenthaltes in Mailand heirathete er Clara von Medicis, die Schwester des nachmaligen Papstes Pius IV. und jenes kühnen wie umsichtigen Feldherrn Jakobs von Medicis, der erst als Castellan von Musso, dann als Marchese von Marignan an den meisten Kriegen seiner bewegten kriegerischen Zeit in Italien, Flandern, Deutschland Antheil nahm.

Durch diese Heirath kam der Hohenembser in die engste Familienbeziehung zu den meisten vornehmen italienischen Häusern. Der erste Sprosse dieser Ehe war unser Jakob Hannibal, der 1537 geboren wurde, aber schon im neunten Jahre seines Alters seinen würdigen Vater durch den Tod verlor. Bald nach diesem traurigen Ereignisse trat er unter Aufsicht und Leitung seines berühmten Oheims, Jakob von Medicis, in das kaiserliche Heer, so daß man sagen konnte, er wurde wie Hannibal im Kriege erzogen. Unter dessen Leitung erhielt er seine Bildung für den Krieg und begleitete ihn früh auf seinen Feldzügen, und zwar zuerst in dem Schmalkaldischen Kriege. Unter dem Commando des Nicolaus von Bollmil zeichnete er sich besonders bei der Einnahme von Constanz aus, welches sich aus Oesterreichs Botmäßigkeit in den Schweizerbund begeben hatte. Bald darauf ward Jakob Hannibal Hauptmann, und als er später unter dem Commando des Grafen Johann von Arco für Philipp II. von Spanien in der Picardie wider Heinrich II. von Frankreich mit Auszeichnung focht, zum Obristlieutenant ernannt. Jakob Hannibal hemmte nun mit einem Regimente deutscher Soldaten die

Fortschritte, welche Heinrich II. schon in den Niederlanden gemacht hatte. — Nach glücklicher Beendigung dieses Unternehmens ward er von seinem mütterlichen Oheim, Papst Pius IV., als Botschafter nach Spanien gesandt, wo ihn Philipp II. in die Zahl der Granden aufnahm; nachdem er dieser Gesandtschaft drei Jahre gewidmet, zog er 1564 unter Garzia von Toledo nach Afrika gegen die Mauren. Dort eroberte er das feste Schloß Pimon, aus welchem die Mauren zumeist die Küsten Spaniens beunruhigt hatten, und erwarb sich dadurch so sehr die Gunst Philipps II., daß dieser König ihm und seinen Erben einen Jahresgehalt von 3000 Dukaten verlieh.

Papst Pius IV. übertrug ihm nunmehr mit Bewilligung des Cardinal-Collegiums den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen, mit welchen Jakob Hannibal die Küsten Italiens beschützte, als sie Soliman I. während seines Zuges wider Malta bedrohte. Er wurde daher auch von seines Oheims Nachfolger, Papst Pius V., in dem Oberbefehle bestätigt, und nicht ohne Erfolg, denn schon 1566 hatte er wieder die Küsten Apuliens gegen einen neuen Andrang der Türken zu vertheidigen. Nachdem er sich später in dem berühmten Seetreffen bei Lepanto unter Don Juan d'Austria (1571) noch ganz besonders ausgezeichnet hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, um hier seinem Stamm- und Geburtsorte Hohenembs näher zu sein, und erhielt hier als ein verdienter und wohlerprobter Streiter für die Sache des Erzhauses die Vogtei über Feldkirch, Bregenz und Hoheneck und die Oberhauptmannschaft der vier Herrschaften vor dem Arlberg. Nachdem ihm kurz zuvor Philipp II. für seine vielen Verdienste die Grafschaft Galerate im Mailändischen verliehen hatte, ertheilte ihm Kaiser Maximilian II. Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank.

Doch nicht lange genoß er in Ruhe dieser Aemter und Würden, denn schon 1574 sandte ihn Kaiser Maximilian II. mit 4000 Mann deutschen Fußvolkes dem Könige von Spanien in die Niederlande zu Hilfe. Auf diesem Zuge wurde er, als er mit einem kleinen Gefolge vorausreis'te und kaum über den Rhein gesetzt hatte, bei Elsaß-Zabern von einem überlegenen Heerhaufen von mehr als 6000 Mann, theils Franzosen, die aus der Schlacht auf der Mockerhaide entflohen waren, angegriffen und umringt, er focht mit großer Anstrengung, schlug sich auch glücklich durch, erhielt

aber zwei Wunden, die seinen ferneren Zug nach Brüssel etwas verzögerten. —

Als er gleichwohl dort angekommen war und einem Kriegsrathe beigewohnt hatte, kam er auf seinem Ritte in sein Lager neuerdings unter die Feinde und ward wieder in einem Arme und in der linken Seite, doch glücklicherweise nur leicht verwundet.

Jakob Hannibal blieb nun in den Niederlanden und führte unter drei Statthaltern die Unternehmungen, die ihm übertragen waren, mit Muth und Glück aus: er schützte die brabantischen Grenzen, schlug die Franzosen aus Burgund (1575), eroberte das feste Schloß Weerth mit Sturm (1579) und bewährte bei der Belagerung von Utrecht seine gewöhnliche Tapferkeit. In der Schlacht bei Warenfeld unweit Zütphen (1586) wurde er schwer verwundet; er ließ sich noch schnell nach Hohenembs bringen, und starb dort bald darauf in Folge seiner Wunden am 6. December 1587 im 49. Lebensjahre.

Jakob Hannibal war der Bruder des berühmten Cardinals Marcus Sittikus von Altembs, der in seiner Jugend auch die Waffen trug, und rühmlich gegen die Türken focht.

Jakob Hannibal war vermählt mit einer Borromeo und legte dadurch den Grund, daß seine Nachkommen in's Lombardische übersiedelten. Der letzte Hohenembser aber, Johann Franz Wilhelm, kaiserlicher Oberster und Commandant von Grätz, starb im Jahre 1759 zu Hohenembs. —

Alexander Farnese, Herzog von Parma und Piacenza,

Statthalter und Generalcapitain der spanischen Niederlande, Ritter des goldenen Vließes.

Die Thaten und Unternehmungen dieses berühmten Prinzen, der nicht etwa blos Held, sondern militairisches Genie im eigentlichsten Verstande gewesen ist, haben zwar nur entfernten Bezug auf die deutschen Angelegenheiten, aber als Feldherr, der öfter auch deutsche Truppen führte, und als Enkel Karls V. gehört er uns näher an.

28*

Ein Sohn der Margaretha von Oesterreich, Karls V. natürlicher Tochter, und des Ottavio Farnese, Herzogs von Parma und Piacenza, wurde er theils zu Rom, wo er 1544 geboren wurde, theils am spanischen Hofe erzogen. Sein lebhafter, feuriger Geist und seine entschiedene Neigung für die ritterlichen Uebungen kündeten frühe seine ruhmvolle Bestimmung an.

Während der Schlachten von St. Quintin und Dorlens in den Niederlanden befand er sich als Knabe in den Heerlagern und wollte gerne schon an den Treffen theilnehmen; er weinte bitterlich, als man ihm dies wegen seiner Jugend nicht gestattete; nur mit vieler Mühe ward er zurückgehalten.

Doch kaum zum Jüngling gereift, ergriff er mit Freuden die Waffen, um sie nie wieder aus den Händen zu legen. Bald eröffnete ihm die große Seerüstung gegen die Türken unter dem ruhmvollen Don Juan d'Austria die Bahn der Ehre, und er machte seine erste Probe glänzend gleich damit, daß er in dem berühmten Seetreffen bei Lepanto (1571) ein feindliches Schiff wegnahm, und schon im folgenden Jahre schlug er in dem Treffen zu Lande bei Navarino die türkische Reiterei, welche 8000 Mann stark war, in die Flucht.

Don Juan d'Austria hatte eine so besondere persönliche Neigung zu Alexander gefaßt, daß er ihn mit sich nach den Niederlanden nahm, um ihm dort mehr Gelegenheit zu geben, seine glänzenden Talente für den Krieg als auch für die Staatsgeschäfte zu entfalten. Prinz Alexander Farnese verdiente auch Don Juans Vorliebe, denn er zeigte eine Tapferkeit und Kampfbegierde, welche die Reihen und Glieder eines Heeres jedem Feinde undurchdringlich macht, und seine Vorsicht, die in ihm dem Geiste des Wagens das Gleichgewicht hielt, und ein rascher Ueberblick selbst der verwickeltsten Verhältnisse, kündigten immer mehr und mehr den Feldherrn in ihm an. Auch bei König Philipp II. stand er in solcher Gunst und Vertrauen, daß ihm dieser die Hand der portugiesischen Prinzessin Maria von Braganza verschaffte, mit welcher Alexander 1566 zu Brüssel feierlich vermählt wurde.

Durch Alba's heftige, ja grausame Maßregeln wurden die Niederländer immer noch mehr in der Empörung bestärkt; durch dies und den Geist der Zeiten waren die Angelegenheiten dort in eine so schlimme Lage gediehen, daß weder Margarethens noch des trefflichen humanen Don

Juan (der nun zum Statthalter ernannt worden war) Benehmen besser wirken konnten.

Don Juan, ein so geschickter Lenker wichtiger Angelegenheiten er auch war, hatte dennoch in den Niederlanden kein Glück, theils weil die Empörung schon zu weit gediehen, theils auch weil ihm durch mannigfache Ränke am spanischen Hofe durch diesen selbst die Hände gebunden waren. Er verließ diese Statthalterschaft bald wieder, und Alexander Farnese, auf den jetzt Aller Augen gerichtet waren, folgte ihm 1578 in dieser schweren und sorgenbeladenen Würde.

Nun begann eine neue Epoche in den Niederlanden. Alexandern schien das Glück gewogener zu sein.

Durch Vergleiche und geschickt geführte Unterhandlungen brachte er Artois, Brabant, Hennegau und einen Theil von Flandern zurück, er schlug das Fußvolk der Empörer bei Antwerpen, eroberte Mastricht nach einer langen Belagerung durch Sturm, und heftete seine Blicke so starr auf die Unternehmungen der Empörer, die ihren Sitz in den Provinzen nordwärts des Rheins hatten, als auf ihre Unterstützer im Auslande.

Diese Unterstützer waren theils England jenseits des Meeres, theils westlich die calvinische Partei in Frankreich, theils östlich das protestantische Deutschland.

Farnese hielt bald die Franzosen durch drohende Stellungen innerhalb ihrer Grenzen in Furcht, bald hinderte er eine Landung der Engländer oder erschwerte sie wenigstens; bald begegnete er den Protestanten aus Deutschland, die er unter ihrem Pfalzgrafen Casimir durch geschickte Märsche so vollends abschnitt, daß sie sich zum Vergleiche mit ihm und zugleich zum Rückzuge nach Deutschland entschließen mußten. Er nahm Domnik ein, gewann Breda durch einen Ueberfall (1582) und vermochte die ihm ergebenen Provinzen, daß sie fremdes Kriegsvolk annahmen, mit welchem er die Franzosen unter dem Herzoge von Anjou aus Dünkirchen, Nieuport und Wynoxbergen (1583) vertrieb.

Biron, Marschall von Frankreich, drang nun mit einem starken Heerhaufen über die Grenze, Alexander Farnese zwang ihn am 17. Juni 1583 bei Steenbergen zur Schlacht und brachte ihm eine völlige Niederlage bei. Theils durch Gewalt, theils durch Verständnisse unterwarf er sich bis zum Jahre 1584 die Städte Brügge, Gent, Ypern, Mecheln u. a.

Während Alexander Farnese solcherweise theils auch durch eine wohlberechnete und ehrenhafte Politik Erfolge errang, denen Alba, Requesens und Don Juan vergeblich nachgestrebt hatten, fuhr er zugleich ruhig, aber mit der ganzen Ueberlegenheit seines genialen Geistes, in seinen militairischen Operationen gegen Antwerpen fort, dessen Ueberwältigung der Unterwerfung der südlichen Provinzen die Krone aufsetzen mußte. In einem Kriegsrathe schlug er vor und drang fest darauf, das mächtige Antwerpen baldmöglichst anzugreifen. Diese Festung wurde wegen ihrer ungeheuren Werke und besonders wegen des Kouvensteinischen Dammes beinahe für unüberwindlich gehalten, und alle seine Generale widerriethen das Unternehmen. Doch Farnese hielt es für ausführbar und unternahm die Vorarbeiten eines Angriffes unbedenklich. Die Vorarbeiten dieses im hohen Grade schwierigen Werkes nahmen Farnese's ganze Kriegskunst in Anspruch. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, sich zum Meister der Schelde zu machen, um den Bewohnern Antwerpens alle Hilfe und Zufuhr von Holland und Seeland her abzuschneiden, worauf sie allein noch angewiesen waren, je mehr Farnese selbst ganz Flandern und Brabant in seine Gewalt bekam.

Das Schicksal Antwerpens*) war für den verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien ein Gegenstand der äußersten Besorgniß gewesen, und kurze Zeit vor seinem Tode, bei Gelegenheit der Taufe seines jüngsten Sohnes Heinrich Friedrich, hatte er durch seinen Freund St. Aldegonde, (welcher damals Bürgermeister in Antwerpen war) der städtischen Regierung den Rath ertheilt: „Man möchte doch ja den Blaauwgarendyk von da, wo sich die Schelde in drei Arme theilt, bis gegen Bergen-op-Zoom hin durchstechen; denn wenn dadurch eine Ueberschwemmung bewirkt worden sei, dann könne eine Entsatzflotte das Wasser tief genug finden, um über den Kouvensteinischen Deich bis vor das Thor Antwerpens zu dringen; holländische und seeländische Kriegsschiffe aber müßten den Feind vom Deiche abhalten und ihn am Aufwerfen von Schanzen verhindern."

St. Aldegonde trug gleich nach seiner Zurückkunft von Delft Ora-

*) Die nun folgende Schilderung der Belagerung Antwerpens ist dem trefflichen Werke von Ed. Duller: „Geschichte des Abfalls der Niederlande. 3 Thle. Cöln 1841" auszugsweise entnommen.

D. H.

niens Rath dem Rathe und den Bürgerhauptleuten vor, und sowohl der Erstere als die Letzteren gaben, von der Zweckmäßigkeit vollkommen überzeugt, ihre Zustimmung. Nun aber machte sich bei der eigenthümlich zusammengesetzten Verfassung der Stadt, welche außer den Gesammtinteressen auch den Partikularinteressen vollkommen Spielraum ließ, ein solches letztere geltend, und zwar, wie sich nicht anders erwarten ließ, zum Nachtheil der ersteren. Die Fleischerzunft widersetzte sich dem Durchstechen des Blaauwgarendeichs aus dem Grunde, weil ihr dadurch ein Weideland verloren ginge, worauf sie jährlich 12,000 Ochsen mästete; — „unmöglich (so ließ sich diese Zunft vernehmen) ist es ja für den Prinzen von Parma, einen so gewaltigen Strom wie die Schelde, zu sperren, und mithin ist es ja auch unnöthig, eine solche außerordentliche Maßregel zu treffen."

Vergeblich erschöpfte sich St. Aldegonde in Gegengründen; — „der Feind kann (so sprach er) eine Brücke über den Strom schlagen, die sich bei gewöhnlichem Wetter schließen läßt und denselben sperrt. Haben wir denn die Elemente in unserer Gewalt, welche die Brücke möglicherweise zerstören können? Wissen wir denn, ob Alexander Farnese den Strom nicht durch Schiffe zu sperren bedacht ist, die, an Ankertauen festliegend, dem Steigen und Fallen der Fluth, den Winden und selbst dem Eisgange zu trotzen vermöchten?"

Die Fleischerzunft drang durch und wußte selbst die Bürgerhauptleute von dem früheren Beschlusse abwendig zu machen. So unterblieb dann das Durchstechen des Deiches.

Am 3. Juli 1584 lagerte sich nun Farnese, welcher sowohl das flandrische als das brabantische Schelde-Ufer mit verschiedenen Truppen-Abtheilungen besetzt hatte, um Antwerpen alle Zufuhr abzuschneiden, zu Kaalbeck, gegenüber von St. Bernhard auf dem flandrischen Ufer, während Mondragon den Anführer der spanischen Truppen über den Strom auf das entgegengesetzte brabantische zog.

Drei Meilen unterhalb Antwerpen lagen zwei wichtige Festungswerke, Fort Lillo auf der brabantischen Seite und Fort Liefkenshoek auf der flandrischen. Das letztere eroberte der Marquis von Roubaix am 10. Juli, während Mondrago das Fort Lillo angriff. Doch tapfer wurde dies ungefähr drei Wochen lang vertheidigt, so daß sich Mondragon endlich genöthigt sah, von Lillo abzuziehen, nachdem er 2000 Mann davor eingebüßt hatte. Dagegen besetzte er nun außer Kouvenstein und einigen anderen Plätzen

auch den wichtigen Blaauwgarendeich, nachdem man endlich in Antwerpen, jetzt allzuspät, übereingekommen war, denselben zu durchstechen. Hatte Alexander Farnese dadurch schon einen großen Vorsprung erreicht, so kam ihm jetzt der Besitz Termondes, Vilvoordens und Gents, für seinen Kriegsplan gegen Antwerpen noch mehr zu statten.

Alexander Farnese überzeugte sich, daß er Antwerpen nur dann mit Erfolg blockiren könne, wenn er die Schelde durch eine Schiffbrücke sperre. Bei der großen Breite des Stromes und dessen mächtigem Zuge, so wie bei der Einwirkung von Ebbe und Fluth schien dies kaum möglich zu sein. Aber Farnese ließ sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken. Er berieth sich mit seinen beiden geschickten Kriegsbaumeistern Properz Barochio und Johann Baptist Plato über die Ausführung seines kühnen Planes, und bestimmte nach vorangegangenen Untersuchungen, die Stelle zwischen Kallo auf der flandrischen und Ordam auf der brabantischen Seite, die Brücke zu schlagen.

Die Schelde ist dort am wenigsten breit und macht eine Krümmung, so daß Schiffe, welche stromaufwärts kamen, nicht geradeswegs gegen die Brücke ankommen konnten.

Um nun die zu schlagende Brücke auf beiden Seiten gehörig zu decken, ließ Farnese zwei Forts erbauen, auf der brabantischen Seite bei Ordam, das Fort St. Philipp, auf der flanderischen bei Kallo das Fort St. Maria. Hierauf ließ er von beiden Ufern aus mächtige Pfahlwerke („estacades", „Staketsels") in den Fluß hineinbauen. Die größten und stärksten Mastbäume wurden dazu verwendet. Es befanden sich drei Reihen von Pfählen neben einander, welche durch Balken verbunden waren. Die Estacade von Kallo war 200, die von Ordam 900 Fuß lang und so breit, daß die Truppen acht Mann hoch darüber schreiten konnten. Die Breite des offenen Stromes zwischen beiden Pfahlwerken betrug 2250 Fuß, und dieser Raum sollte nun durch eine Schiffbrücke vollends geschlossen, das Ganze durch 97 Kanonen vertheidigt werden. Um von Gent aus, in dessen Besitz sich Farnese gesetzt hatte, das nöthige Holz und Material zum Bau dieses riesenhaften Werkes zu erhalten, ließ er, da die Schifffahrt zwischen jener Stadt und seinem Lager durch eine feindliche Schanze gesperrt war, einen Kanal durch das Land von Waas graben, welcher sich in einer Länge von 14,000 Fuß von dem Flusse Moer beim Dorfe Stecken bis nach Kallo hinzog, wo die Mündung durch ein Fort gedeckt wurde.

Durch diesen Kanal verschaffte Farnese nicht blos damals sich selbst (für den Bedarf seines Brückenbaues, seines Heeres und Lagers), sondern auch dem Lande von Waas für künftige Zeiten bis heute einen wichtigen Vortheil; sein Kanal trug nämlich in der Folge wesentlich dazu bei, daß jener früherhin ziemlich dürre Landstrich kultivirt, bevölkert und im hohen Grade wohlhabend wurde. Damals war jedoch die rasche Vollendung des Kanals, zu dessen Förderung der fürstliche Feldherr, seine Soldaten aneifernd, selbst Hand anlegte, ein Schrecken für die freien Provinzen; da sich Farnese dadurch in unmittelbarer Communication mit den reichen Städten Flanderns befand, so besorgte man mit Recht nunmehr die äußerste Gefahr für Antwerpen.

Farnese ließ sich durch den Herbst nicht abhalten, seinen Brückenbau fortzusetzen, und als der Winter eintrat und die Schelde mit Eis ging, bemerkte er zu seiner nicht geringen Freude, wie sein gewaltiges Pfahlwerk den Schollen Trotz bot. Als die Witterung wieder gelinder wurde, ließ Farnese die Arbeiten wieder beginnen. Es galt nun nur noch, den freien Raum des Stromes zwischen den beiden Estacaden durch Schiffe auszufüllen, und so war dann die Communication zwischen beiden Schelbenufern für ihn vollends hergestellt. Zu diesem Ende ließ Farnese breite platte Fahrzeuge herbeibringen, welche man durch Ketten und Taue aneinander befestigte, und von denen jedes durch zwei Anker gehalten wurde. — So war nun die Brücke hergestellt, und zwar in der Weise, daß die beiden Enden derselben dem Andrange der Wellen durch das kunstreiche Pfahlwerk Widerstand leisten konnten, während die Mitte der Ebbe und Fluth nachgab.

Das ganze Werk, ein Meisterstück der Wasserbaukunst, war zugleich trefflich vertheidigt und mit Recht einer Festung vergleichbar. So befanden sich auf jedem Schiffe (es waren deren 32) zwei Geschütze nebst 30 Soldaten und 4 Schiffsleuten, auf den beiden Brückenköpfen und der Brücke selbst im Ganzen 92 Geschütze, ringsum drohte eine Menge von Kriegsschiffen jeder Flotte, welche einen Angriff zu Wasser wagen würde, während auf beiden Ufern des Stromes und auch auf den Deichen, die aus den Fluthen hervorragten, Fort an Fort, Schanze an Schanze, Batterie an Batterie stand, die Schifffahrt auf dem Fahrwasser der Schelde beherrschte und die Brücke vertheidigte. Zu diesem letzteren Zwecke sperrte

der Kriegsbaumeister Barochio den Strom unterhalb der Brücke noch durch eine schwimmende Verschanzung, welche aus einer Menge mit einander verbundener kleiner Fahrzeuge bestand, die an schlaffen Ankertauen hingen, und vorne mit mächtigen eisengespitzten Pfählen versehen waren. Am 28. Februar 1585 sah Farnese sein Werk vollendet, und sein ganzes Heer feierte dies Ereigniß mit Jubel.

In Antwerpen hatte man die Vollendung immer für unmöglich gehalten und glaubte sie auch jetzt kaum. Man sandte deshalb einen Kundschafter aus, der sich von der Wirklichkeit überzeugen sollte. Dieser wurde von den Spaniern ergriffen, auf Farnese's Geheiß überall umhergeführt und mit dem Auftrage nach Antwerpen zurückgeschickt:

„Gehe heim und melde Denen, die Dich hierher schickten, was Du sahest. Sage ihnen überdies, daß Alexander Farnese entweder über diese Brücke nach Antwerpen ziehen oder sich unter ihren Trümmern begraben lassen wird."

Der Kundschafter richtete diesen Auftrag in Antwerpen aus und nun, da Farnese denn wirklich die Zufuhr von Seeland aus unmöglich gemacht hatte, ergriff der Gedanke, wie unwahrscheinlich jetzt die Rettung überhaupt sei, jedes Herz in Antwerpen mit furchtbarer Gewalt.

Von dem Schicksale dieser Stadt hing die Entscheidung ab, ob Spanien wieder völlig in den unbeschränkten Besitz Flanderns und Brabants treten könne.

Antwerpens Bürgerschaft fühlte die hohe Bedeutung, welche diese Frage an ihre Mauern knüpfte, und sie war unter sich darüber einverstanden, daß man sich dem Feinde durchaus nicht unterwerfen dürfe. — Die Möglichkeit, sich gegen ihn zu behaupten, hing jedoch jetzt vorzugsweise nur davon ab, daß man die Brücke über die Schelde zerstörte, welche Farnese, zur Bewunderung von Freunden und Feinden, glücklich vollendet hatte. —

Jedermanns Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, aber vor Allem tritt jetzt der Italiener Friedrich Gianibelli in den Vordergrund, dessen Eifer für die niederländische Sache besonders bemerkenswerth ist.

Zur Motivirung desselben wird uns der Umstand angeführt, daß Gianibelli früherhin Spanien seine Dienste angeboten hätte, aber in Spanien so lange hingehalten worden sei, daß er dies Land endlich mit der

Bemerkung verlassen habe: „Spanien würde einst den Namen des Mannes, welchen es von sich gestoßen, wohl noch mit Thränen hören."

Gianibelli's Plan zur Rettung Antwerpens war darauf gerichtet, daß er Minenschiffe und Brander ausrüsten wollte, um die Scheldebrücke zu zerstören. Er verlangte deshalb, man solle ihm drei große Schiffe, die vor Antwerpen lagen, nämlich „den goldenen Löwen", die „Post" und den „Oranien" nebst 60 kleineren platten Fahrzeugen übergeben, von welchen er die ersteren zu Höllenmaschinen, die letzteren als Brander gegen die Brücke herrichten wollte. Dies schien jedoch der Regierung Antwerpens zu kostspielig, und man bewilligte dem Ingenieur blos zwei größere Schiffe, die „Hoffnung" und das „Glück" von 80 und 70 Tonnen, so wie 32 flache Kähne.

Rasch begann nun Gianibelli sein Werk. Er richtete die platten Fahrzeuge zu Brandern ein und construirte auf den zwei größeren Schiffen die Höllenmaschine in folgender Art.

Auf jedem erbaute er eine massive steinerne Kammer von 3 Fuß in der Breite und Höhe, und von 60 in der Länge, mit 7500 und 6000 Pfund Pulver gefüllt, von allen Seiten geschlossen und mit einem steinernen Dache bedeckt, unter welchem sich Kugeln, Ketten, Nägel, Klammern u. dergl. befanden; durch einige Oeffnungen, in welche er Lunten legte, wurde der Zündstoff in den geheimnißvollen Heerd der Zerstörung geleitet, und ein Uhrwerk, welches so eingerichtet war, daß es zur vorherberechneten Zeit ablief, mußte dann ein Musketenschloß abdrücken, wodurch die Explosion hervorgebracht wurde.

Am 4. April 1585 sollten die beiden Höllenmaschinen gegen die Brücke Farnese's operiren und das erreichen, was die Namen derselben ausdrückten, — „Hoffnung und Glück" für die Sache der Freiheit!

Inzwischen hatten die Staaten von Holland und Seeland die wachsende Gefahr Antwerpens mit größerer Besorgniß erwogen und zu Middelburg, wo sie versammelt waren, beschlossen, mit ihrem Beistande nicht länger zu säumen. Der Graf von Hohenlohe und der Admiral Justin von Nassau erhielten Befehl, Lieffkenshoek anzugreifen. Gelang es ihnen, dieses Fort einzunehmen, so war die Möglichkeit vorhanden, auch eine Operation zur Zerstörung der Brücke zu beginnen, welche zwischen Lieffkenshoek, Lillo, Ordam, Kallo und der neuen Bauernschanze lag. Glücklich entledigten sich jene beiden Feldherren der Bundesgenossen ihres Auf-

trages, sie erstürmten Liefkenshoek am 3. April und gewannen auch noch einige andere Schanzen. Wären nun die Bundesgenossen unmittelbar darnach bis an's äußerste Ende des Dammes von Kallo vorgedrungen, (wie ihnen St. Aldegonde gerathen), und hätten sie sich dort verschanzt, so wären sie der Brücke Farnese's so nahe gewesen, daß sie dieselbe mit dem groben Geschütze hätten bestreichen und dadurch einer Unternehmung von Antwerpen aus in die Hände arbeiten können. Doch leider thaten sie dies nicht, sondern trafen blos mit den Belagerten die Verabredung, daß in demselben Augenblicke, wenn die Explosion der Gianibelli'schen Maschine vor sich ginge, die seeländische Flotte auf der einen, die Antwerpner auf der andern Seite herbeieilen, das Werk der Zerstörung vollenden und Proviantschiffe nach der blockirten Stadt bringen sollten. Zu diesem Ende hatte man verabredet, daß einige Galeeren in kleiner Entfernung der Brandflotte von Antwerpen nachfolgen und so wie sie die Explosion bemerkten, der seeländischen Flotte, die vor Lillo vor Anker lag, durch Raketen Signale geben sollten. In diesem Augenblicke sollte denn auch die Antwerpner Flotte gegen die Brücke steuern.

Am Abende des 4. April fuhr die Branderflotte von Antwerpen ab, während St. Aldegonde mit Gianibelli auf dem Damme bei der Bauernschanze die Wirkung derselben erwarteten. Die Feinde waren unterrichtet, daß man in Antwerpen eine Unternehmung zur Zerstörung der Brücke vorbereitet habe, und demgemäß wurden alle spanischen Wachtposten verstärkt. — Als nun diese die ersten brennenden Schiffe auf dem Strome dahertreiben sahen, — ein majestätisches Schauspiel in der stillen Nacht — riefen sie Alles zu den Waffen, und augenblicklich wurde die Brücke nebst den Dämmen und Batterieen von Soldaten besetzt, Alexander Farnese selbst eilte mit der Blüthe des Adels auf die Brücke. Schon sind die Brander, welche Gianibelli den beiden Minenschiffen voransteuern ließ, um die Feinde über die Bestimmung dieser letzteren selbst zu täuschen, der Brücke bis auf 2000 Schritt nahe. Da zünden die Matrosen die Lunten der Höllenmaschinen an und rudern hierauf eilig zurück; das Gleiche thun die Galeeren, welche die Signale geben sollen. Die Brander, dem Zuge der Strömung preisgegeben, gerathen nun bald in Unordnung, einige auf Untiefen, andere wider die Pfähle der schwimmenden Batterie. Auch das eine Minenschiff, „das Glück" treibt an's Ufer, erhält einen Leck und sinkt auf den Grund.

Schon sehen die Feinde, wie ein Brander nach dem andern erlischt, und verspotten die vergeblichen Anstalten der Belagerten. Da treibt das zweite Minenschiff, „die Hoffnung", wider die schwimmende Batterie, zersprengt sie und nahet jetzt der Brücke gegen das Staketsel auf der flandrischen Seite.

In diesem Augenblicke bitten ein spanischer Fähnrich, Namens Vega, der Marquis von Guasto und der Graf Cesis den Feldherrn inständig, sich der Gefahr zu entziehen und die Brücke zu verlassen. Lange weigert sich Farnese, endlich überträgt er dem Marquis von Rysburg (Burggrafen von Gent) und dem Herrn Robles de Billy den Befehl und begiebt sich nach der Marien-Schanze am flandrischen Ufer. Kaum hatte er die Brücke verlassen und die Schanze erreicht, als das Minenschiff an die Brücke stößt, und unter einem fürchterlichen Knalle in die Luft fliegt. Tageshelle weit umher; dann plötzlich wieder dichter Dampf, Grabesnacht! — Die Decke des Himmels scheint eingestürzt und die Grundveste der Erde erschüttert. In Lüften, Gluthen und Fluthen haust der Tod. Ein Kampf der Elemente, der seines Gleichen nicht hat, durch Menschenkunst erregt! Die Explosion hat den Strom aus seinem Bette getrieben und die Fluthen weithin geschleudert über die Marienschanze, über alle Felder in der Nähe. Im Fort Kallo stehen die Soldaten plötzlich bis an's Knie im Wasser. Während die Erde bebt, während das Strombett gährt und die empörten Wogen weit ab vom gewohnten Wege emporschlagen, ist die Luft von Balken und Steinen, von Kugeln, Ketten und Klammern, von Menschenkörpern erfüllt; eine Viertelmeile weit schleuderte die Explosion den Inhalt der Höllenmaschine, ihre Trümmer und ihre Opfer. Hier hängen Soldaten und Matrosen zwischen den Pfählen und Balken, dort stürzen sie aus der Luft in den Strom; hier erstickt sie der Dampf, dort begräbt sie Stein über Stein; ja ein Mensch tödtet den andern, ohne Wissen und Willen, durch die Wucht der an einander geschmetterten Leiber. Glücklich die Todten! Unselig die Verstümmelten! Kaum noch Menschen ähnlich, stöhnen und winseln sie, und wer kann sie retten?

Farnese selbst ist beim ersten Donner der Explosion zu Boden gestürzt, und schon hält man ihn für todt. Aber plötzlich rafft er sich aus seiner Betäubung auf, zieht den Degen und eilt nach der Brücke zu. Wo ist sie? Das Werk seiner unermüdlichen Ausdauer, es ist vernichtet, — verloren die Frucht so vieler Tage und Nächte; frei rauscht der mächtige

Strom und noch zürnend durch das Thor, das ihm die furchtbare „Hoffnung" Antwerpens gebrochen. Wo ist Rysburg, wo Billy? Vergeblich forscht Farnese nach seinen trefflichen Feldherren; sie und wohl noch in die zwanzig tapfere Offiziere sind dahin. Und wenn jetzt die Schelde herab die Antwerpner, die Schelde herauf deren Bundesgenossen, die Holländer und Seeländer, herbeieilen, — kann Farnese wohl etwas Anderes erwarten? — wenn sie sich vereinigen und zwischen den Trümmern der belagerten Stadt zusegeln, — dann war jede Mühe vergebens, verloren für immer ist dann jede Siegeshoffnung, zerstört vielleicht ist dann durch die Befreiung dieser einzigen Stadt Farnese's ganzes Werk in Flandern und Brabant, diese einzige Minute hebt seine Klugheit, seine Energie, seine Milde auf, die Versöhnung und Unterwerfung der ermuthigten Provinzen, jede Möglichkeit, die noch widerstrebenden auch zu bezwingen. Entmannende Gedanken für Jeden in Farnese's Lage, — nur für Farnese selbst nicht! Er denkt sie blos einen Augenblick und dann denkt er der That, welche der Augenblick fordert.

Er läßt die Ordnung wiederherstellen, er läßt Erkundigungen einziehen, ob sich die Feinde bereits nähern. Unbegreiflicherweise thun sie dies nicht; Farnese selbst kann es Anfangs kaum glauben. Rasch werden nun auf seinen Befehl die Verwundeten zur Verpflegung in Sicherheit gebracht, er tritt zu den übrigen Soldaten fest und sicher, so wie nur ein Geist von seiner Stärke es vermag, und mehr als seine Worte erfüllen sein Blick, seine Mienen, sein Beispiel alle seine Braven mit neuer Hoffnung, mit neuem Muthe. Während die Trommeln wirbeln und die Trompeten schmettern, legt Farnese selbst Hand an's Werk, damit die Trümmer entfernt werden, und die durch die Explosion entstandene Oeffnung schnell wieder geschlossen werden kann. Noch immer besorgt er zwar, daß die Feinde heraneilen und ihr Glück benützen werden, und so geht denn im Anfang seine ganze Thätigkeit eigentlich blos von dem Zwecke aus, den Muth seiner Truppen zu heben und drohende Bewegungen der Feinde wo möglich eben durch die Kunde von seiner Thätigkeit und dem Geiste seiner Truppen abzuhalten. Aber nachdem er sich einmal überzeugt, daß die Feinde wirklich keine Gegenanstalten machen, verdoppelt er den Eifer und binnen zwei Tagen ist das bewunderungswürdige Werk wieder hergestellt, und somit scheint auf's Neue für Antwerpen die Hoffnung der Rettung verloren. —

Man kann es kaum für möglich halten, daß die Holländer und Seeländer einerseits und die Antwerpner andererseits den für sie so günstigen Erfolg der Explosion nicht ungesäumt benützten. Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einzig und allein in der Aengstlichkeit der Matrosen auf jenen Antwerpischen Spähschiffen, deren wir bereits erwähnten. Da diese, welche das verabredete Zeichen geben sollten, aus Furcht vor der Explosion selbst und vor dem Feinde allzueilig zurückkehrten und die falsche Nachricht heimbrachten, daß die Minenschiffe keine Wirkung gethan hätten und die Brücke noch unversehrt sei, so säumten auch die holländischen und seeländischen Schiffe vor Lillo, welche durch kein Signal benachrichtigt waren, den Angriff auf die Brücke zu unternehmen. Farnese aber gewann dann Zeit zur ungestörten Herstellung derselben. Indessen mußte Gianibelli zu Antwerpen den Spott und Zorn des Volkes über sich ergehen lassen, welches, von dem Wahne befangen, daß seine Maschine keine Wirkung gethan, den patriotisch gesinnten Künstler für einen bloßen Abenteurer hielt. Erst am dritten Tage nach dem denkwürdigen Ereigniß kam ein Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht keck unter Farnese's Brücke weggeschwommen war, nach Antwerpen, und zerstreute den unseligen Irrthum, jedoch leider allzuspät. Jetzt überhäufte man denselben Mann, den man kaum noch verachtet, beleidigt, ja fast mißhandelt hatte, plötzlich mit Beweisen des allgemeinen Vertrauens; jetzt sollte Gianibelli durch sein Genie, als könne es Wunder wirken, auf einmal Alles wieder gut machen, was man aus Zaghaftigkeit verdorben hatte; jetzt setzte man denn auf die Höllenmaschine, bei deren erster Ausrüstung man aus unverzeihlichen kleinlichen Rücksichten so sehr geknickert hatte, die größten Hoffnungen zur Rettung Antwerpens.

Thörigter Wahn, als ob der eine glückliche Augenblick, den man versäumt, sich nachträglich wieder herabschmeicheln, herbeizwingen ließe! Es war der bei den sich kreuzenden Partikularinteressen kraß hervortretende Egoismus, welcher die Schuld trug und auch diesmal wieder gab die Confessionsverschiedenheit Anlaß zu mehrfachen ärgerlichen Conflicten. — Wie sehr sich die Partikularinteressen geltend machen durften, hatten unter Anderem die für Antwerpen in den Folgen sehr nachtheiligen Vorfälle mit dem wackeren Admiral Wilhelm von Blois, genannt von Treslong, bewiesen. Dieser tüchtige Mann, einst einer der Trefflichsten unter den Meergeusen und Freund des großen Oranien, war als Admiral mit einigen

Mitgliedern des Admiralitätscollegiums von Seeland in Mißhelligkeiten gerathen. Stolz auf seine Verdienste, wollte Treslong Beleidigungen nicht dulden und sprach:

„Stellt mich wohin Ihr wollt, und ich werde meine Pflicht erfüllen, sollte ich auch dafür mit meinen Leuten den Tod haben; aber dazu bin ich nicht gemacht, mich von Menschen meistern zu lassen, denen ich überlegen bin."

Diese Worte und die Erklärung: „er wolle fortan dem Lande nicht dienen, wenn man nicht den Rathsherrn Heins und den Fiskal Valerius (seine Gegner) absetze," kamen ihm theuer genug zu stehen. Moritz und der Staatsrath ergriffen Partei gegen ihn; man entsetzte ihn seiner Admiralswürde, welche Justin von Nassau erhielt, nahm ihn gefangen und hielt ihn (vom 27. Febr. 1585 an) zu Middelburg auf dem Gravenstein in Haft. Für jetzt, in einer so entscheidenden Krisis, war Treslong demnach außer Stand gesetzt, seine Talente und Erfahrungen der gemeinsamen Sache zu widmen. Solche Vorfälle sind sehr traurig; aber der Geschichtsschreiber darf sie nicht verschweigen, wenn er nicht blos den flachen Lobredner eines allerdings hochherzigen Volkes machen will. Irrthümer verringern den Werth eines solchen nicht. Ja, es ist lehrreich für dasselbe, sich derselben zu erinnern.

Bald konnte man sich in Antwerpen überzeugen, wie thörigt es sei, das Glück, wenn man es einmal außer Acht gelassen, wieder an demselben Ringe fesseln zu wollen, den es uns damals zugeworfen und den wir leichtsinnig fahren gelassen. Alle Hoffnungen waren, wie gesagt, auf Gianibelli gerichtet. Diese Aufregung legte sich zwar bald, die bedächtige Berechnung trat an deren Stelle, und man überließ dem Ingenieur endlich doch blos das Schiff „Oranien", damit er es zur Höllenmaschine einrichte, sowie mehrere kleinere Fahrzeuge zu Brandern. Als jedoch Gianibelli mit seinen Anstalten fertig war, wollte sich Niemand finden, den „Oranien" zu besteigen; durch diese Feigheit wurde man um Geld und Hoffnungen betrogen; denn das Minenschiff, welches Gianibelli ausgerüstet hatte, blieb unbenützt liegen. — Indessen hatte Alexander Farnese seine Wachsamkeit verdoppelt. Er ließ nicht blos jede Nacht hindurch mehrere leichte Fahrzeuge vor der Brücke (nach der Antwerpner Seite hin) kreuzen, um alle etwaigen Versuche der Belagerten, die Brücke durch Brander zu zerstören, zu vereiteln, sondern er ließ auch in Mitten seiner Brücke einige

Schiffe, welche zu derselben dienten, so einrichten, daß sie beim ersten Anstoß feindlicher Brander nachgaben und diesen den Durchzug freiließen, wodurch deren Wirksamkeit fruchtlos wurde.

Inzwischen blieben jedoch die Bewohner Antwerpens mit ihren Bundesgenossen, welche ihnen so nahe waren und doch noch immer nicht helfen konnten, fortwährend im Einvernehmen. Beide dachten jetzt auf ein anderes Mittel zur Befreiung, und das Beispiel Leidens schien ihnen ein solches anzuweisen, nämlich eine Ueberschwemmung vermittelst des Durchstechens eines Deiches, so daß die holländische und seeländische Flotte auf einer neuen Wasserbahn die Schelde umfahren und der blockirten Stadt zu Hilfe eilen könne. Es waren nun zwar bereits beide Ufer der Schelde überschwemmt, aber am leichtesten schien der neue Befreiungsplan auf der brabantischen Seite ausführbar zu sein, wo man jedoch den Kouvensteinischen Damm noch durchstechen mußte, welcher von den Spaniern besetzt und durch eine Menge von Werken wohl vertheidigt war. Als Alexander Farnese diesen Plan erfuhr, übergab er dem Grafen Karl von Mansfeld die Aufsicht über die Brücke und eilte selbst nach dem Kouvensteinischen Damme, um denselben unter seiner eigenen Aufsicht noch besser befestigen zu lassen.

Zwei Angriffe geschahen auf denselben; der erste in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai durch die Bundesgenossen unter dem Grafen Hohenlohe. Schon hatten diese den Damm glücklich erstiegen, und warteten, um ihn behaupten zu können, blos auf die Ankunft der Antwerpner, wozu für diese ein Feuerzeichen verabredet worden war. Dieses erfolgte jedoch zu früh, bevor noch die Flotte zum Auslaufen aus Antwerpen bereit war. — Da sie nun ausblieb, so mußten die Bundesgenossen vor den Spaniern, welche sich gar bald von der ersten Bestürzung wieder erholten, weichen und den Kouvensteinischen Damm nicht ohne großen Verlust wieder verlassen. —

Dieser unglückliche Erfolg schreckte jedoch weder die Antwerpner, noch ihre Bundesgenossen, die Holländer und Seeländer, von neuen Versuchen ab. Die Ersteren unternahmen abermals einen Anschlag vermittelst Brander und Minenschiffe gegen die Brücke, die Letzteren einen gegen den Kouvensteinischen Damm, um denselben zugleich zu durchstechen und zu erobern; der Angriff sollte die mit dem Damm-Durchstich beauftragten Schanzgräber schützen, da man den Hauptangriff der Feinde abzulenken gedachte. Der

Anschlag gegen die Brücke (am 20. Mai) hatte in Folge der von Farnese getroffenen Vorsichtsmaßregeln nur eine geringe Wirksamkeit. Furchtbar war jedoch der zweite Angriff auf den Kouvensteinischen Damm (am 26. Mai).

Während sich die Antwerpner Flotte, fast hundert Schiffe stark, unter dem Admiral Jakob von St. Aldegonde dem Damme von der einen Seite bei Osternoe näherte, griff die Seemacht der Holländer und Seeländer, unter Hohenlohe, Justin von Nassau und Philipp der Zoete, Herrn von Hautain vom Fort Lillo her, denselben von der anderen Seite an; es lag zugleich in der Absicht der Bundesgenossen, die befreundete Stadt mit Lebensmitteln zu versehen.

Ein furchtbarer Kampf entstand von beiden Seiten, und mit der heldenmüthigsten Tapferkeit leisteten die Spanier, welche den Damm behaupteten, den Feinden Widerstand. Unermüdet arbeiteten die Schanzgräber, von den niederländischen Soldaten rings vertheidigt, an der Durchstechung. Im Anfange schien das Glück den wackeren Niederländern günstig zu sein, und es gelang ihnen, einen großen Theil des Dammes zu besetzen. Da aber die Durchstechung desselben allzulange währte, lud man ein seeländisches Proviantschiff aus, schaffte die Ladung über den Damm und brachte sie dort auf ein Antwerpner Schiff, welches Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt brachten. Mit ungemeinem Jubel wurde es dort empfangen, und schon überließen sich die Bewohner der Hoffnung, daß die ganze Proviantflotte unverzüglich nachfolgen würde. Doch Alexander Farnese war mittlerweile selbst zum Damme herbeigeeilt und hatte wie immer durch das Beispiel seines persönlichen Heldenmuthes die Seinigen begeistert. Mit staunenswürdiger Beharrlichkeit ermattete er nicht inmitten aller Gefahren; einen Spieß in der Hand, sprang er in's Wasser, das ihm bis an die Brust reichte.

Mit den Leichen der gefallenen Feinde wurden die bereits vollbrachten Oeffnungen im Teiche wieder verstopft. — Endlich verließ auch das Element die Niederländer und die Ebbe trat ein, so daß die holländischen Schiffe sich zum Rückzuge anschicken mußten. Nun sah sich endlich Farnese durch die beispiellose Unerschrockenheit seiner Truppen wieder Meister des Dammes. Fünfmal waren die Feinde angefallen, fünfmal wieder zurückgeworfen worden!

Jener Kampf auf dem Kouvensteinischen Damme, der kaum 15 Fuß

in der Breite maß, an den Abhängen desselben, ja halb im Wasser, bleibt sowohl von spanischer als von niederländischer Seite ein ewig denkwürdiges Muster in der Kriegsgeschichte. Es war ein rastloser Wechsel von Stürmen und Vertheidigen. Hier der Begriff kriegerischer Ehren, dort die heilige Idee des Vaterlandes. Hier sah man Spanier den alten kriegerischen Ruhm ihrer Nation auf das Glänzendste erneuern, wie sich ein Mann auf die Schultern des andern schwang, Einer ungeduldiger als der Andere, Jeder seinen Kameraden um die Ehre beneidend, bei der Wiedereroberung der von den Niederländern genommenen Schanzen der Erste zu sein. — Dort sah man die Niederländer, Mann an Mann zur lebendigen Mauer zusammengedrängt, — keinen Einzelnen bestürzt, wenn der Nebenmann fiel, die Lücke ausfüllend, die Waffe vor sich gestreckt, dem Geschütze der Feinde trotzend, das immer neue Lücken in ihre Reihe brach. Erst als die Ebbe eintrat, als die Schiffe eilig zur Abfahrt drängten, erst da ergriff Verwirrung die niederländischen Helden. Welche Noth! — Mehr als ein Schiff konnte vom Rande des Dammes nicht abstoßen, und ringsher um denselben standen jetzt die Niederländer unten; die erbitterten Feinde nahmen sie auf's Korn und erlegten sie wie Wild, das man bei der Treibjagd eingefangen.

Andere Niederländer sprangen in's Wasser, um den Schiffen nachzuschwimmen, die bereits abgestoßen waren; denen sprangen die Spanier nach, ergriffen sie, durchbohrten sie mitten im Wasser oder schleiften sie zurück an den Damm, um sie auf festem Boden niederzustoßen. Viele wurden im Schwimmen durch die schweren Rüstungen in den Grund hinabgezogen und erstickten im Schlamme. Kurz, der Sieg der Spanier war nach einem Kampfe von sieben Stunden vollkommen; die Niederländer hatten den Kouvensteinischen Damm verlassen, und den Angriff auf denselben mit **3000** Mann bezahlt.

Die Sieger erbeuteten 28 mit Geschütz, Munition und Mundvorrath reich befrachtete Schiffe, worunter auch eins von der wunderbaren Arbeit, welches man in Antwerpen sieben Monate lang ausgerüstet und „Kriegsende" getauft hatte, eine Art von schwimmender Batterie. — So endigte die zweite Unternehmung auf den Kouvensteinischen Damm, die letzte, woran man die gründlichsten Hoffnungen zur Befreiung Antwerpens geknüpft hatte.

Immer mehr nahm nun in dieser Stadt der Mangel, nahm die

Uneinigkeit überhand. Das Volk murrte immer lauter, und schon begann man, sowohl im Magistrat als auch unter den Zünften, von Unterhandlung zu sprechen, wiewohl sich St. Aldegonde einem solchen Vorschlage auf's Eifrigste widersetzte. Endlich gab er der allgemeinen Forderung nach, doch nur in der Weise sollte man, nach seinem Dafürhalten, mit Alexander Farnese unterhandeln, daß die freie Ausübung des reformirten Cultus zu bedingen sei. Unter dieser Bedingung erging denn auch ein Schreiben an Alexander Farnese, welches dieser jedoch unbeantwortet ließ.

Indessen nahmen nun die Ansprüche des katholischen Theils der Bevölkerung zu; denn welchen Grund sahen die Katholiken vor sich, um sich einer Versöhnung mit Spanien durch Farnese, welcher ja die bürgerlichen Freiheiten achtete, länger zu widersetzen? Die Aufregung in der Bürgerschaft wurde endlich so bedenklich, daß sich St. Aldegonde mit dem Tode bedroht sah, wenn er sich noch länger weigerte, eine gütliche Abkunft mit Farnese zu treffen. Da begab er sich denn selbst mit vielen Andern in das feindliche Lager und machte Farnese den Vorschlag zu einer allgemeinen Versöhnung der vereinigten Provinzen mit Spanien unter angemessenen Bedingungen.

Doch eben daran nahm Farnese, klug wie er war, großen Anstand; er befürchtete dabei eine Hinterlist; da Antwerpens insbesondere nicht gedacht sei, so möchte man von dessen Seite unter dem Vorwande einer allgemeinen Friedensverhandlung wohl nur Zeit zu gewinnen suchen. Und so wies er denn die Vorschläge einstweilen ab.

Inzwischen ermunterten die Generalstaaten, so wie die Staaten von Holland insbesondere die Stadt Antwerpen fortwährend, muthig auszuharren, und versprachen ihr Entsatz. Aber es schien auch blos beim Versprechen zu bleiben. Ein fester Platz nach dem andern in der Nähe der Stadt fiel in die Gewalt der Feinde, und am 19. Juli 1585 bemächtigten sich diese endlich auch der Stadt Mecheln nach einer langen Belagerung. — Dies Ereigniß gab, bei der immer steigenden Noth in Antwerpen, den Ausschlag. Bei dem Magistrat ging nämlich der Beschluß durch, mit Alexander Farnese abermals in Unterhandlung zu treten und diese jedenfalls abzuschließen.

Somit begab sich denn St. Aldegonde nebst noch zwanzig Herren, theils vom Rathe, theils aus den Zünften und Schuteryen, zu Farnese in's Lager, um jenen Zweck zu erreichen. Noch am 12. August ließen

Prinz Moritz und der Staatsrath den Bewohnern Antwerpens anzeigen, daß sie binnen 12 Tagen auf Entsatz rechnen dürften. Doch schon am 16. und 17. August schloß man mit Farnese den Uebergabevertrag, demzufolge sich Antwerpen dem König von Spanien wieder unterwarf, ihm auf's Neue Treue und Gehorsam gelobte, und von allen mit Anderen geschlossenen Bündnissen zurücktrat.

Farnese bewilligte der Stadt eine vollkommene Amnestie für alles unter dem Erzherzog Matthias und dem Herzog von Anjou Vorgefallene, so wie die Erlaubniß, daß die Ausgewanderten frei und ungehindert nach Antwerpen zurückkehren dürften.

Die Stadt behielt ihre vorigen Privilegien und Freiheiten, und für die Begünstigung der Gewerke wie des Handelsstandes ward gebührend Sorge getragen. In religiöser Beziehung wurde, wie sich von selbst verstand, der römisch-katholische Gottesdienst fortan als herrschender erklärt; demgemäß mußten alle zerstörten Kirchen wieder aufgebaut, alle katholischen Geistlichen in den Besitz ihrer Güter ebenso restituirt werden, wie der König. Dagegen stand es den Protestanten frei, entweder zur katholischen Kirche überzutreten, um welchen Preis sie in Antwerpen bleiben durften, oder binnen vier Jahren ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, und eben so lange sollte denn auch keine Glaubensuntersuchung stattfinden dürfen. Alles grobe Geschütz, Munition, Waffen und Rüstung, so wie Kriegsschiffe sollten Alexander Farnese ausgeliefert werden, und dieser eine Besatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Schwadronen Reiterei in die Stadt legen.

Für den Fall aber, daß sich Holland und Seeland mit dem König gleichfalls aussöhnten, sollte Antwerpen dann von aller Besatzung frei bleiben, und eben so auch durch keine Citadelle belästigt werden.

Die Stadt mußte an Alexander Farnese 400,000 Gulden erlegen, und St. Aldegonde verpflichtete sich für seine Person, ein Jahr lang nicht gegen den König die Waffen zu ergreifen. Am 20. August wurde diese Capitulation promulgirt.

Eine Woche später hielt Alexander Farnese mit 20 Fähnlein wallonischer und deutscher Soldaten und drei Schwadronen Reiterei seinen Triumpheinzug in Antwerpen, geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes, welches ihm Philipp II. verliehen und kurze Zeit vorher der Graf von Mansfeld im Namen des Monarchen überreicht hatte. An dem Kai-

serthore begrüßte den Sieger eine holde Jungfrau, welche die Stadt Antwerpen vorstellte; auf einem Triumphwagen war sie zu schauen, von dem sie niederstieg, so wie sich der Sieger zeigte; freundlich bewillkommnete sie den Helden und überreichte ihm einen goldenen Schlüssel. Auf der Marienbrücke erhob sich eine Spitzsäule, welche die Genueser hatten errichten lassen, mit dem Bilde Farnese's in römischer Tracht.

Vor dem portugiesischen Hause in der Hochstättergasse befand sich, auf Kosten der Portugiesen errichtet, ein kolossaler Phönix, dessen ausgespannte Fittiche die Straße fast in deren ganzer Breite überwölbten. — Außerdem waren die öffentlichen Plätze durch Bildwerke festlich geschmückt; so prangten vor dem Rathhause die ehernen Bilder der Planeten, inmitten des Marktes eine Statue des Bacchus.

In der hohen Gasse, durch welche Farnese seinen Zug nach der Citadelle nahm, sah er einen Elephanten, einen Wallfisch und ein überaus künstliches Schiff, und an zwei Obelisken vorüber kam er endlich zu einem prächtigen Triumphbogen, durch welchen ihn sein Weg nach der Citadelle führte, wo er mit Ehrensalven und lautem Jubel empfangen wurde. — Die Truppen aber, welche sich noch außerhalb Antwerpens befanden, bekränzten die Brücke, dies Wunderwerk der Kriegsbaukunst jener Zeit, feuerten — selbst festlich geschmückt, grüne Reiser an den Hüten — Ehrensalven ab, und sangen in der Marienschanze das Te Deum laudamus. — Am folgenden Tage gab der Feldherr seinen Braven ein Gastmahl auf der Brücke, und die vornehmsten Officiere trugen hierbei den Soldaten, als ihren Ehrengästen, die Speisen auf. —

Unterdessen brach in Deutschland ein Krieg wider Köln aus, dessen Kurfürst und Erzbischof, Gebhard Truchseß von Waldburg, zur evangelischen Lehre übergetreten war, und nun das Erzstift als ein weltliches Erbland besitzen wollte. Die Liebe zur schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, mit welcher Gebhard sich später vermählte, hatte ihn zu jenen Schritten bewogen, in denen er versuchte, den reichsgesetzlichen Bestimmungen zuwider, das Erzbisthum als protestantischer Reichsfürst zu behaupten.

Das Kapitel konnte sich damit unmöglich einverstanden erklären, wenn anders durch eine solche offenbare Uebertretung des Rechtszustandes nicht aller Anarchie Thür und Thor geöffnet werden sollte.

Das Kapitel wählte nun den Herzog Ernst von Baiern zum

Erzbischof und Kurfürsten von Köln, und da sich Gebhard dem nicht fügen wollte, kam es zur Entscheidung durch Waffengewalt. Gebhard wurde vertrieben; da aber mehrere feste Plätze des Landes, die es mit Gebhard hielten, schwer zu bezwingen waren, so erhielt auf Ansuchen des Herzogs und Erzbischofs Ernst von Baiern Alexander Farnese den Auftrag, den katholischen Truppen zu Hilfe zu kommen. Er zog mit ansehnlicher Macht in das Erzstift und gab der Sache des neuen Erzbischofs Ernst bald eine entscheidende und günstige Wendung, indem er 1586 Neuß mit Sturm eroberte und den Rest der aufständischen Protestanten und Anhänger Gebhards theils gefangen nahm, theils vertrieb. Farnese eilte dann gleich wieder nach den Niederlanden, wo er 1587 Sluys in Flandern bezwang. —

Bald darauf erhielt er von Philipp II. den Auftrag, jene große Unternehmung zu unterstützen, welche von Spanien aus zur See durch die bekannte große Flotte, „die unüberwindliche Armada" genannt, gegen England gerichtet war.

Diese ungeheure, an Schiffen, Mannschaft und Vorrath aller Art gleich reiche Flotte stand unter den Befehlen des Herzogs von Medina Sidonia; zu ihrer Expedition war Philipp II. von Papst Sixtus V. mit einer Million Dukaten unterstützt worden. Sie umfaßte nicht weniger als 90 große und 40 kleinere Kriegsschiffe mit 2600 Geschützen und mit einer Bemannung von 20,000 Soldaten und 10,000 Seeleuten.

Die Blüthe des spanischen Adels, voll Begier nach Ruhme im Kampfe gegen die englischen Ketzer, drängte sich ungeduldig an Bord der Flotte. —

Alexander Farnese sollte nun den tüchtigsten Kern seiner kampferprobten Krieger auslesen, diese Truppen in den Häfen von Dünkirchen und Nieuwpoort einschiffen, und so seine Flotte mit der spanischen Armada vereinigen. Farnese suchte sich dieses Auftrages mit großem Eifer zu entledigen, nach unsäglichen Anstrengungen vollendete er seine Rüstungen, aus Spanien, Italien, Deutschland und Burgund hatte er außerdem Soldaten geworben, deren Zahl sich im Ganzen auf 43,000 Mann belief, und zu seinen Fahnen eilten kampffreudig viele der edelsten Söhne Italiens und Spaniens.

Farnese führte das auserlesene Heer bis an die Küsten von Flandern und schickte sich an, zur Unterstützung „der Armada" nach England überzu-

schiffen, und wer kann zweifeln, daß die Erscheinung dieses Helden dort nicht sehr reich an Erfolgen würde gewesen sein? — In Dünkirchen angekommen, sah er verzweiflungsvoll den Hafen durch die vereinigte niederländische Flotte gesperrt, und an den Küsten von Flandern und Seeland hin trotzten ihm urplötzlich viele andere Schiffe der Niederländer, welche ihn am Auslaufen hinderten. Während er auf mühsamen Wegen voll Mißmuth mit dem Admiral Medina Sidonia correspondirte, was zu thun, und wie die Niederländer von den Küsten zu vertreiben — traf bald die Nachricht ein, daß — Wind und Wellen und ungewöhnlich heftige Stürme die „unüberwindliche Armada" vernichtet hätten. Da dadurch die ganze Unternehmung gescheitert war, so blieb Farnese nichts übrig, als seine Truppen auszuschiffen und sie in's Land zurückzuführen. Farnese war vor Mißmuth fast außer sich, und in der That war es auch für einen Mann von seinem Rufe, von seinen Verdiensten, von seinem Geiste — unerträglich, so mit Einem Male durch Wind und Wellen an der Ausführung seiner besten Pläne gehindert worden zu sein!

Seinen Mißmuth zu vermehren, waren Farnese's Unternehmungen gegen die Insel Tolen und die Festung Bergenopzoom nicht glücklich, und er mußte sie aufgeben; während des Rückzuges erhielt er von Philipp II. Befehl, die katholische Ligue gegen die nach dem Tode Heinrichs III. sich erhebenden Calvinisten zu unterstützen und nach Frankreich zu marschiren. — Alexander Farnese erschien dort **1590** mit einem Heere von **80,000** Streitern, entsetzte das von Heinrich (IV.) von Navarra bereits belagerte Paris und versah es mit Lebensmitteln, nahm hierauf Lagny mit Sturm und rückte vor Corbeil, welches der Hauptstadt die Zufuhr abschnitt, eroberte es ebenfalls und zog nun frisches Kriegsvolk aus den Niederlanden an sich. Aber die Thätigkeit seiner Waffen war in den Niederlanden weit nöthiger, als in Frankreich, wo er zudem von dem Mißtrauen Heinrichs VI. und des Herzogs von Mayenne in manchen wichtigen Operationen gehindert wurde.

Die Niederländer nahmen indeß unter Moritz von Nassau mehrere Städte weg und streiften bis an die Mauern von Brüssel. Farnese eilte dahin, aber man ließ ihm nicht Zeit, die Sache zu ordnen, er mußte **1591** neuerdings nach Frankreich eilen. Auf dem Zuge dahin schlug er eine in einen Hinterhalt postirte Kriegsschaar, wobei der französische Marschall Lauerdin blieb, eroberte Caudebec, welches der Stadt Rouen die Zu-

fuhr abschnitt, und entsetzte Rouen selbst glücklich. Bei der Wegnahme von Caudebec ward er am Halse verwundet.

Mehr konnte er leider nicht bewirken, da er nicht nur beständig Heinrichs von Navarra weit überlegene Macht vor sich hatte, sondern da Die, für die er eigentlich focht, Heinrich VI. und der Herzog du Maine, stets in ihrem albernen Mißtrauen mehr hinderten als förderten.

Mit zerrütteter Gesundheit kehrte Farnese nach den Niederlanden zurück; nach einem vergeblichen Versuche auf St. Quentin begab er sich mit seinem schon geschwächten Heere nach Arras, um seine Anstalten zur Verstärkung seiner Truppen und zu einem neuen Zuge nach Frankreich zu treffen, als ihn am 2. December 1592 zu Arras der Tod übereilte, nachdem er kurz zuvor von einem Ritte heimgekehrt, mehrere Papiere unterzeichnet hatte.

Er starb im 48sten Lebensjahre und wurde zu Parma begraben. — Aus dem eigenen, für seine Thatkraft zu beengten Staate fast immer abwesend, hat ihn sein erbliches Herzogthum nur wenige Wochen besessen; dennoch hat er demselben in der von ihm erbauten Citadelle von Parma ein bleibendes Denkmal hinterlassen.

Zu Rom ließ der Papst und das Collegium der Kardinäle das Bildniß des Helden im Capitolium aufstellen.

Sein Sohn Rainutius folgte ihm in der Regierung des Herzogthums Parma.

Persönlich tapfer, vorsichtig in seinen Entwürfen, standhaft in der Ausführung, beredt in den Unterhandlungen, angenehm und gefällig im Umgange, errang er durch diese Eigenschaften so oft den großen Erfolg, welchen der große Haufe das Kriegsglück eines Feldherrn zu nennen pflegt. —

Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich,

Graf zu Tyrol, kaiserl. General-Lieutenant.

Erzherzog Ferdinand, zweiter Sohn Kaiser Ferdinands I., wurde am 14. Juni 1529 in Linz, grade zur Zeit geboren, als Soliman II. Wien belagerte. Bei einem Neffen Carls V. durfte man die Eigenschaften des Helden und Heerführers nicht vermissen, um so mehr, als ihn auch die Natur mit außerordentlicher Leibesstärke und gleicher Gewandtheit für die ritterlichen Uebungen ausgerüstet. Ferdinand's Mutter war Anna, des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen Tochter, welche sein Urgroßvater Maximilian I. bei der bekannten Zusammenkunft der drei Monarchen in Wien, für den damals noch minderjährigen Ferdinand I. sich hatte antrauen lassen. Erzherzog Ferdinand erhielt eine Erziehung, die ihn nicht nur zu ritterlichen Uebungen geschickt, sondern auch mit den Wissenschaften vertraut machte, unter welchen er der Geschichte mit besonderer Vorliebe sich zuwandte. Diese sorgfältige Erziehung und der Umstand, daß er sich schon als Knabe in die Kreise erfahrener Männer drängte und voll Eifer an ihren Gesprächen Theil nahm, verlieh ihm eine frühe Reife, und da, wie schon erwähnt, die körperliche Entwickelung bei ihm eben so frühzeitig und kräftig vor sich ging, so ward er, der mit den Begebenheiten der Vorzeit schon so bekannt war, bald begierig, an den kriegerischen Ereignissen seiner eigenen Zeit Theil zu nehmen. Schon als Jüngling von 18 Jahren folgte er den glorreichen Heeren seines Oheims, Carls V., führte ihm im Schmalkaldischen Kriege Truppen aus Böhmen zu Hilfe und wohnte 1547 am 24. April der bekannten Schlacht bei Mühlberg bei, in welcher der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gefangen wurde. Nach Beendigung dieses Krieges genoß der Prinz einiger Ruhe, machte kleine Reisen in den Erblanden und kam auch nach Augsburg. Hier sah er während eines Spazierrittes die Tochter eines reichen Augsburgischen Patriciers, Philippine Welser, verliebte sich in sie und da sie zu tugendhaft und ehrbar war, um im Entferntesten auch nur an eine andere Verbindung zu denken und ihre Angehörigen auch keine andere gebilligt hätten, so ließ sich Erzherzog Ferdinand 1550 in Geheim mit ihr vermählen, da er die Erlaubniß hierzu von seinem sonst so gü-

tigen Vater, trotz mehrjähriger Verhandlungen hierüber, nicht erhielt. — Als der Kaiser von dieser geheimen Verbindung erfuhr, gerieth er in den höchsten Unwillen darüber, erkannte die Ehe nicht an, und strafte die Verbundenen durch einen fortgesetzten Kaltsinn. Erst nach langen Jahren fand Philippine Gelegenheit, sein Herz zu gewinnen. Sie reis'te verkleidet nach Prag und stellte sich in die Reihe derer, welchen der Kaiser öffentlich Audienz ertheilte. Als das Wort an sie kam, die er nie zuvor gesehen hatte, warf sie sich ihm zu Füßen, und erzählte mit aller ihr eigenen Anmuth ihm ihren Kummer, schilderte ihm ihre sonderbare Lebensstellung. Innigbewegt von ihrer zarten Schönheit, ihrem holden Wesen und ihren bitteren Thränen, versprach der Kaiser als Herr mit ihrem harten Schwiegervater ein ernstes Wort für sie zu reden. Da gab sich nun Philippine zu erkennen, und der gerührte Kaiser nahm sie zu Gnaden an, erkannte den 6. September 1561 ihre Ehe als giltig, eilf Jahre, nachdem sie war geschlossen worden; nur mußten sich Ferdinand und Philippine der einzigen Bedingung fügen, daß die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder zur Erbfolge in Oesterreich unberechtigt seien. Nie hat sich im Hause Oesterreich eine grausamere Geschichte als jene mit den beiden Agnesen ereignet, der von Castro*), der Gemahlin des Prinzen Peter von Portugal, dessen Vater, Alphons IV., sie durch Meuchelmörder grausam tödten ließ; dann jene der bairischen Bernauer, die allgemein bekannt.

Schon lange vorher hatte der Erzherzog Ferdinand von dem Kaiser, seinem Vater, die Statthalterschaft über Böhmen erhalten, die damals wegen der außerordentlichen Gährung, die von religiösen Eiferern unterhalten wurde, eben so viel Muth und Tact, als Einsicht und Gewandtheit in den Geschäften erforderte. Er erwarb sich hier das Vertrauen seines Vaters (der sonst damit nicht voreilig war) in so hohem Grade, daß Ferdinand I. ihm in einem Alter von 25 Jahren (1558) den Oberbefehl über das Kriegsheer in Ungarn auftrug; auch hatte der Kaiser in seinem Sohne sich nicht getäuscht, der in Kurzem Karothna wegnahm, die türkischen Besatzungen aus Babocsa, St. Martin und anderen Schlössern vert ieb,

*) Die Geschichte der Ignez (Agnes) de Castro findet sich ausführlicher geschildert in meinem soeben erschienenen neuen Werke: „Aus der alten Zeit." 4 Thle.

Der Herausgeber.

und mit dem Entsatze von Szigeth, das Ali-Bascha belagerte, rühmlich den Feldzug schloß. Jahreszeit, Mangel an Lebensmitteln, noch mehr aber die angefangenen Unterhandlungen erlaubten ihm nicht, seine Siege weiter zu treiben. Nach dem Tode seines Vaters, Ferdinand I. (1564), trat der Erzherzog die Regierung über seinen Landestheil, über Tyrol und die Vorlande und in Schwaben an; aber schon zwei Jahre darauf, 1566, führte er seinem Bruder, dem neuen Kaiser Maximilian II., einige Regimenter Reiterei zu, die er auf eigene Kosten ausrüstete und unterhielt, als der gefürchtete Soliman I. abermals in Ungarn einfiel.

Im Jahre 1580, am 24. April, verlor der Erzherzog seine Gemahlin Philippine durch den Tod, nachdem er dreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe mit ihr gelebt hatte; zwei Jahre darauf vermählte er sich mit Katharina, Prinzessin von Mantua.

Im Jahre 1595 übergab Kaiser Rudolph II. seinem kriegserfahrenen Oheim, dem Erzherzog Ferdinand, das Obergeneralat über das Heer, welches Rudolph den Türken entgegen stellte; aber der Tod ereilte den Erzherzog eben als er sich rüstete, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, um sich neue Verdienste um den Thron seines Hauses und um das Vaterland zu erwerben. Er starb am 24. Jänner 1595 zu Innsbruck, wo er auch begraben liegt.

Von diesem geistvollen und thätigen Prinzen stammt eine ganz eigene und in ihrer Art einzig dastehende Anstalt her, zu der vermuthlich seine besondere Vertrautheit mit der Geschichte die erste Veranlassung gegeben, und die ihn eben wieder um so mehr in der Geschichte unvergeßlich macht, da sie den Eifer, fremden Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, immer als einen Grundzug im Charakter erhabener Seelen ausgezeichnet hat. Dieses schätzenswerthe Denkmal ehrwürdiger Vorzeit ist auf folgende Art entstanden: auf seinen Zügen und auch während der Ruhe zu Hause, sammelte der Erzherzog die Kriegsrüstungen und Bildnisse der namhaftesten Krieger seiner und der nächstvorhergegangenen Zeit und ließ diese Waffen- und Bildersammlung, welche er theils sich von den Familien erbat, oder theils anderwärts aufsuchen und kaufen ließ, in seinem Schlosse Ambras in Tyrol, geordnet aufstellen. Da diese Rüstungen die nämlichen waren, welche die Krieger auf ihren Heereszügen wirklich getragen hatten, und da zugleich bei ihren Bildnissen für die möglichste Aehnlichkeit gesorgt wurde, so machte dies diese Sammlung besonders interessant und anziehend. Um

sie noch empfehlender zu machen, ließ er zu jeder mit dem Bildnisse bekleideten Rüstung auch eine Lebensbeschreibung jenes Kriegers und Helden verfertigen, der sie angehörte; daraus erwuchs eine Sammlung von 126 Lebensbeschreibungen. Diese verfaßte des Erzherzogs Rath, Jakob Schreck von Notzing, in lateinischer Sprache, und gab sie 1601 in Großfolio zu Innsbruck mit Kupfern heraus, welche die Rüstungen und Bildnisse vorstellten. Johann Engelbert Noyse von Campenhouiten verdeutschte das Werk und gab es ein Jahr darauf, 1602, ebenfalls mit den nämlichen Kupfern versehen und in demselben Formate zu Innsbruck bei Daniel Baur heraus. Das Werk ist in der gelehrten Welt unter dem Namen des großen Heldenbuches bekannt, weil dessen eigentlicher Titel zu ausführlich und weitläufig ist. Der Erzherzog und Stifter dieser merkwürdigen Anstalt erlebte deren Vollendung leider nicht, sein Sohn Karl, Markgraf von Burgau, war besorgt, sie in gleichem Sinne zu beendigen.

Von seiner zweiten Gemahlin Katharina hinterließ der Erzherzog nur zwei Töchter und keine männlichen Erben; von der ersten Gemahlin Philippine hingegen überlebten ihn zwei Söhne, die zwar nicht für ebenbürtig und zur Nachfolge befähigt erkannt wurden, denen aber doch der Kaiser gestattete, sich von Oesterreich zu schreiben. Der älteste, Andreas, gewöhnlich der Cardinal von Oesterreich genannt, ward durch seinen Hang zum stillen Leben, in frühester Jugend schon zum geistlichen Stande bestimmt. Im 17. Jahre seines Lebens ward Andreas schon zur Würde eines Cardinals erhoben und bald darauf apostolischer Legat in Deutschland und übernahm während der Abwesenheit seines Vaters, des Erzherzogs Ferdinand, die Verwaltung der Vorlande und Tyrols. Für seine, leider aber vergeblichen Bemühungen, den abtrünnigen Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln in den Schooß der katholischen Kirche zurück zu führen, erhielt er vom Papste die Bisthümer Kostnitz und Brixen, wohnte als Cardinal-Diacon mehreren Papstwahlen bei und setzte in dieser Eigenschaft Gregor XIV. und Innocenz IX. die päpstliche Tiara auf das Haupt.

Auf Verlangen seines Vetters, Königs Philipp II. von Spanien, übernahm er eine Zeitlang die Statthalterschaft der Niederlande (1598—99), gerade unter den schwierigsten Umständen, leistete aber hier alles Das, was man von dem klügsten und einsichtsvollsten Manne hoffen durfte. Er sorgte für Geld, bezahlte die Truppen, stillte die Meuterei, täuschte durch

Kriegslist die Franzosen und hielt sie durch Erbauung der Andreas-Schanze, zwischen der Waal und der Maas, vom weiteren Vordringen ab. Persönliche Tapferkeit und Einsicht in das Kriegswesen, bewies er bei der unter seiner Leitung stattgefundenen Einnahme von Rheinbergen, Orsoy, Emmerich und Rees. Nach der Rückkunft seines Vetters, des mit der spanischen Infantin vermählten Erzherzogs Albrecht, verließ Andreas die Niederlande und kehrte nach seinem Bisthume zurück. Auf einer Pilgerreise nach Rom starb er in den Armen des ihn sehr schätzenden Papstes Klemens VIII., am 12. November 1600.

Der jüngere Sohn des Erzherzogs Ferdinand, der schon erwähnte Markgraf Karl von Burgau, zeigte sich früh schon sehr kriegerisch gesinnt, Pferde und Waffen waren seine Lieblingsbeschäftigungen, und schon im achtzehnten Jahre trieb ihn der glühende Eifer, um durch kriegerische Thaten sich auszuzeichnen, nach den Niederlanden, wo er unter der Leitung des berühmten Herzogs Alexander Farnese von Parma zuerst seine Kriegskunde und seinen Muth bewies. Von seinem Vater nach Hause berufen, und von Philipp II. mit einem ansehnlichen Jahrgehalte belohnt, half er dem Vater die Regierungsgeschäfte besorgen. Beinahe vier Jahre blieb er seinem Vater zur Seite, bis Kaiser Rudolph ihm das Generalat in Slavonien übertrug. Er ging nach seinem Bestimmungsorte zu einer Zeit, in welcher der Pascha von Bosnien Petrinia befestigt, die steiermärkischen Kriegsvölker zurück geschlagen, und ganz Inner-Oesterreich zu überschwemmen gedroht hatte (1592). Deutschland war besorgt, seine Vormauer zu verlieren, und strengte nun alle seine Kräfte an, die wichtige Festung Petrinia, von welcher die Sicherheit Slavoniens und Illyriens abhing, dem Feinde zu entreißen.

Der Versuch gelang aber nicht, denn ein strenger Winter brach frühzeitig ein, und die Lebensmittel, so wie die Kriegsbedürfnisse waren nicht mehr hinlänglich vorhanden. Er kehrte daher über die Wintermonate zu seinem Vater nach Innsbruck zurück, begab sich aber bald wieder als Befehlshaber der Reiterei zu der Armee nach Ungarn. Kaum in dem kaiserlichen Lager vor Raab angelangt, erfuhr er, daß diese Festung durch Verrätherei an Sinan Pascha übergegangen, worauf der Pascha nach Komorn vorrückte. Alles lag nun an der Erhaltung dieser Stadt und der Insel Schütt, und Karl wagte es, die Insel zu besetzen, und gegen die Versuche des Feindes sich zu behaupten, worauf dann unverrichteter Sache der Pa-

schon von der Belagerung von Komorn abzog. In dem nächsten Feldzuge wohnte Karl der Belagerung von Gran bei (1594), stimmte für den Sturm, und nahm in eigener Person die Wasserstadt ein, überfiel den Feind in seinem Lager, und zwang die Besatzung, sich zu ergeben. Aber die Belagerung von Raab mißlang, nachdem bei dem Eintritte der Wintermonate die Belagerungs-Anstalten und die nöthigen Zufuhren, durch rauhe und stürmische Witterung erschwert wurden. Dieser mißlungene Versuch setzte ganz Oesterreich in Besorgnisse, denn schon glaubte man, den Feind vor den Mauern Wiens zu sehen, aber Karl übernahm die Vertheidigung der Stadt, kehrte zu der Armee zurück, und sicherte sie durch zeitige Besetzung einer Anhöhe vor aller Gefahr der Vernichtung (1596). Zehn Jahre hatte Karl fast ununterbrochen im Felde zugebracht, und hoffte dadurch die von seinem Vater ihm zugedachten Herrschaften als Belohnung zu erhalten. Aber ein Zusammenstoß widriger Verhältnisse hielt seine Erwartung durch 14 Jahre hin, bis er nach manchen besiegten Hindernissen die Markgrafschaft Burgau, die Landgrafschaft Nellenburg und die Grafschaft Hochberg als österreichisches Afterlehen erhielt. Die unangenehmen Verhältnisse mit dem kaiserlichen Hofe bewogen ihn endlich, seine übrigen Jahre zu Günzburg in Ruhe zu verleben, wo er sich mit der Jagd und mit der Fortsetzung der von seinem Vater begonnenen Waffen- und Rüstungs-Sammlung beschäftigte. Er starb im 58. Jahre seines Lebens zu Uiberlingen, den 30. October 1618.

Andreas Freiherr von Auersperg,

kaiserl. General und geheimer Kriegsrath.

Dieser ausgezeichnete Feldherr, welchen seine Zeitgenossen, seiner Bravour wegen, „den christlichen Achilles und den Schrecken der Türken" nannten, wurde am 9. April 1557 geboren. Er war der zweite Sohn Wolfgang Engelberts von Auersperg, und dessen zweiter Gemahlin Anna von Lamberg. Früh verwais't, kam er zu sei-

nem Oheim, dem kaiserl. Feldobersten in Kroatien, Freiherrn Weikhardt von Auersperg, welcher ihm eine sorgfältige Erziehung geben und zu deren Vollendung ihn mehrere Reisen unternehmen ließ. Von diesen zurückgekehrt, zog er 1578 in Gemeinschaft seines Vetters, Christoph von Auersperg, in's Feld gegen die Türken, wo er bald manche Proben seiner persönlichen Tapferkeit ablegte. Mit nur 12 Reitern stieß er eines Tages an der kroatischen Grenze auf 500 Türken, und schlug sie durch List und Kühnheit in die Flucht. Nach mehrfachen Beweisen seines Muthes und seiner Umsicht, übertrug ihm 1589 der Kaiser Rudolph II. an der Stelle des Grafen Jobst Joseph von Thurn den Oberbefehl an der kroatischen und dalmatinischen Grenze, wo er beständig mit den Waffen in der Hand die raubgierigen türkischen Grenz-Paschen von oft versuchten Streifereien durch Kroatien und in das Herz von Inner-Oesterreich, abhalten mußte. In diese Zeit fällt der Ausbruch der Mißverständnisse zwischen Oesterreich und der Pforte, wegen der Streifereien der Uskoken, welche ihrerseits von Zengg aus die Einfälle der Türken aus Bosnien oft durch unzeitige Streifzüge erwiderten, und sich auf denselben an Wildheit von den Türken nicht übertreffen ließen. Um die Uskoken zu vertreiben, fiel Hassan, Pascha von Bosnien, 1592 mit einem starken Heerhaufen in Kroatien ein, eroberte die Grenzfestung Bihacz, wo er die meisten Einwohner niedermetzeln ließ, schlug eine Brücke über die Kulpa, welche er durch Erbauung des Bollwerkes Petrina behauptete, worauf er das Land zwischen der Kulpa und Save verheerte und den ihm entgegenrückenden Ban von Slavonien, Thomas Erdödy, aus dem Felde schlug. Nun setzte Hassan 1593 seine Züge bis nach Ungarn fort, eroberte und plünderte die Stadt Trentschin, und rückte mit einem Heere von 30,000 Mann vor Sissek, um nach der Eroberung dieser Festung längs der Kulpa, den Weg nach Zengg einzuschlagen und die Uskoken zu vertilgen. Doch während Hassan Sissek belagerte, sammelte Andreas von Auersperg schnell ein Heer in Kroatien, rückte mit diesem, gemeinschaftlich mit Erdödy, Eggenberg, Redern und Paradeiser gegen Sissek, und als ihm die Türken entgegenzogen, kam es am 22. Juni an der Kulpa zu einer Schlacht, in welcher die Türken vollständig geschlagen wurden und über 18,000 der Ihrigen theils auf dem Schlachtfelde umkamen, theils in der Kulpa ertranken. Hassan selbst war unter den Erschlagenen, ebenso Sinan-Beg, der Schwestersohn Sultan Amurad III. Dieser Sieg, welchen Auersperg

über eine ihm fast vierfach überlegene türkische Armee erfocht, erregte in ganz Deutschland und Italien eine so große Freude, daß Papst Klemens VIII. dem tapfern Feldherrn durch ein eigenes schmeichelhaftes Handschreiben dankte. Ueber das Leben und fernere Wirken dieses ausgezeichneten Feldherrn finden sich leider nirgends andere Notizen vor, als daß er um 1594 unvermählt starb. Andreas war übrigens nicht der Einzige, welcher aus seinem edlen Geschlechte ruhmvoll die Waffen für das Haus Oesterreich führte. Unter Andreas Vorfahren ragt vor Allen am meisten hervor, die Gestalt des tapfern Herward oder Herbart, Freiherrn von Auersperg, Erblandmarschalls und Landeshauptmannes von Krain und kaiserl. Generals der kroatischen Grenzen. Geboren zu Wien, den 15. Juni 1528, wurde er nach vollendeten Studien an den Hof des Herzogs von Cleve gesandt, um sich dort in den Kriegswissenschaften zu vervollkommnen. Zurückgekehrt, betrat er in seinem 18. Jahre die militärische Laufbahn, unter dem rühmenswerthen Feldherrn Hans Lenkowitz und errang sich bald einen geachteten Namen. Kaiser Ferdinand I. ernannte ihn zum Hauptmann und Befehlshaber in Zengg, wo er im Jahre 1557 mit 340 Mann an 4200 Türken in die Flucht schlug. Hierauf wurde er Lokumtenens an der kroatischen Grenze, und nun erst begann die glänzendste Periode seiner militärischen Laufbahn. Während Zriny bei Szigeth glänzte, erwarb sich Herbart von Auersperg in Kroatien unvergänglichen Ruhm.

Nach manchen vorangegangenen kleinen Gefechten gegen die die Grenzen stets beunruhigenden Türken, die alle glücklich für Herbart endigten, vergalt er 1560 einen, während der Waffenruhe erfolgten Einfall der Türken nach Krain, mit einem in das türkische Gebiet, trieb 2000 Schafe weg, und tödtete den feindlichen Führer Deli-Mohamed, wodurch er für einige Zeit Ruhe stiftete. Im September 1566 fiel Herbart mit Jobst von Thurn, in das von den Türken überschwemmte Kroatien ein, verbrannte zwei Städte, rückte über die Unna bis vor Novigrad, schlug beim Flusse Somma den ihm entgegenkommenden Pascha von Cheluna und nahm ihn und seine vier Sandschake gefangen. Seine übermenschliche Tapferkeit gegen einen dreifach überlegenen Feind, konnte jedoch nicht hindern, daß er den 22. September 1575 in einem Treffen bei Budaski in Krain, von einem Spieße durchstochen, den Heldentod für's Vaterland starb. Die Türken hieben ihm den Kopf ab und brachten ihn im Triumphe

nach Konstantinopel, den Leichnam lieferten sie Herbart's Witwe aus, wie später auch gegen eine Geldsumme den Kopf, welche beide in Tschernembel bestattet wurden.

Christoph Freiherr von Teuffenbach,

kaiserl. Feldmarschall, geheimer Kriegsrath.

Die Familie Teuffenbach war in Steyermark schon im dreizehnten Jahrhunderte bekannt, und ließ sich gegen die Mitte des sechszehnten unter Ferdinand I. in Oesterreich nieder. In diese Zeit fällt auch Christoph von Teuffenbach's Geburtsjahr, das man nicht genau angeben kann. Als Rittmeister in Lazarus Schwendi's Heere, eröffnete er 1565 seine Laufbahn damit, daß er den Ali-Beg, der ihn und seine nahen Reiter überfallen wollte, bei Lippa kräftig zurückschlug. Während des Krieges in Ungarn wurde er als Obrister zu den vereinigten kaiserlichen Truppen nach Sachsen beordert. Dort wagte es Johann Friedrich, der Sohn des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher 1547 wider Kaiser Karl V. die Schlacht bei Mühlberg und hierauf die Kurwürde verloren, und späterhin nur die Stadt Gotha mit einigen Ländereien umher zu seinem Antheil erhalten hatte, den Landfrieden zu brechen, indem er den geächteten Ritter von Grumbach schützte.

Wilhelm von Grumbach, ein ränkevoller und verwegener fränkischer Ritter, früherer Genosse des streitsüchtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, hatte Ansprüche an den Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, erhoben, die dieser auf beleidigende Weise zurückwies. Aus Rache ließ Grumbach den Kirchenfürsten (den 15. April 1558) auf der Schloßbrücke ermorden, wurde dafür geächtet, und seine Güter mit Beschlag belegt, bis daß er seine Unschuld erweisen werde. Statt dessen begann er 1563 neue Fehde gegen Würzburg und erzwang vom Domcapitel einen Vertrag, wonach er Geld und Güter zurück erhielt, und der Antrag wegen des Bischofs von Zobel Ermordung niedergeschlagen wurde. Da der Kaiser dies gesetzwidrige Abkommen mit Recht aufhob und 1566 die Acht

gegen den Landfriedensbrecher **Grumbach** erneuerte, wendete sich derselbe an den Herzog **Johann Friedrich** II., den Mittleren, von Sachsen-Gotha, welcher den, seinem gleichnamigen Vater durch die Wittenberger Capitulation begegneten Verlust nicht verschmerzen konnte und daher den listigen Einflüsterungen des Aechters ein williges Ohr lieh. Dieser redete ihm ein, daß er mit Hilfe des mißvergnügten deutschen, zumal fränkischen Adels, große Umwälzungen zu Stande bringen, den verlornen Kurhut zurückgewinnen, ja sogar sich auf dem Kaiserthron sehen werde. Die Wahrsagungen und Gaukeleien eines angeblichen Geistersehers, Hans Tausendschön, wurden zu Hilfe genommen, um den leichtgläubigen Fürsten zu bethören; endlich mußte eine Landstreicherin von Erfurt sich für König Heinrichs VIII. von England verstoßene Gemahlin Anna von Cleve ausgeben und das Lügenspiel unterstützen. Des Schutzes des Herzogs gewiß und auf Angriff gefaßt, begann Grumbach **Gotha** zu befestigen. Der Kaiser ließ den Herzog wiederholt warnen, den Geächteten und dessen Anhänger nicht bei sich zu hegen, sondern sie auszuliefern, und sprach zuletzt, da **Johann Friedrich** hartnäckig den Gehorsam verweigerte, am **12.** Decbr. **1566** die Acht über ihn aus, mit deren Vollziehung er Johann Friedrichs eigenen Bruder, Johann Wilhelm und den Kurfürsten August von Sachsen beauftragte. Maximilian II. selbst schickte einige Feldoberste zu dieser Unternehmung, unter welchen, wie schon erwähnt, sich auch unser **Teuffenbach** befand. Nach einer langwierigen Belagerung, die weniger durch den Widerstand der Belagerten, als durch die absichtliche Zögerung der Angreifenden — welche noch immer hofften, **Johann Friedrich** werde sich anders besinnen — so hinaus gezogen wurde, fiel endlich **Gotha** den **13.** April **1567** hauptsächlich durch Auflehnung der Besatzung und der Bürgerschaft. **Grumbach** und seine Anhänger wurden ergriffen und martervoll hingerichtet. **Johann Friedrich** mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; seine Länder gingen theils auf seinen Bruder, theils auf seine Kinder über; er selbst wurde in einem schwarz überzogenen Wagen und unter starker Bedeckung über Dresden, Prag und **Wien** — wo er mit einem Strohhute auf dem Kopfe in einem offenen Wagen einen schimpflichen Einzug halten mußte — nach **Wiener-Neustadt** in ewige Gefangenschaft geführt. Hier saß er bis den **18.** November **1594**; dann wurde er, wegen der türkischen Streifzüge, auf das Schloß zu **Steyer** gebracht, wo er nach fast **28**jähriger Haft, den **9.** Mai **1595** starb. **Kaiser**

Maximilian II., in seiner angebornen Milde, würde ihm unfehlbar die Freiheit geschenkt haben, wenn nicht das deutsche Reich und das Haus Sachsen, aus Furcht vor neuen Unruhen, dies hintertrieben hätten.

Auf den Rath und Befehl der versammelten Feldobersten, wurden von Executionstruppen die Festungswerke von Gotha geschleift und das Schloß Grimmenstein der Erde gleich gemacht.

Als Teuffenbach von dort zur Hauptarmee zurückkehrte, hielt der Kaiser eben einen ungarischen Reichstag zu Preßburg; da der Feldzug nicht günstig ausgefallen war, beschloß man, eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach Konstantinopel zu senden. Teuffenbach, der sich durch Anstrengung und Erfahrung nicht nur bereits zum Krieger und Feldherrn, sondern durch seinen mit Wissenschaften genährten Geist, zum gewandten und tüchtigen Geschäftsmanne gebildet hatte, und zu Unterhandlungen vorzüglich geeignet war, ward nun beauftragt, mit dem berühmten Bischof von Erlau, Anton Verrantius (nachmals Erzbischof von Gran) nach Konstantinopel zu reisen, um dort den Frieden zu vermitteln. Gelang es nun gleich den beiden Gesandten nicht, einen vollständigen Frieden zu bewirken, so war sie doch nicht vergebens, denn sie begleiteten den Sultan Selim II. nach Adrianopel, und schlossen hier 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand, unter Bedingungen, kraft deren das kaiserliche Gebiet seine Erweiterungen behielt, und man doch Mittel und Zeit gewann, sich für künftige Fälle zu rüsten.

Teuffenbach setzte, zurückgekehrt, seine Kriegsdienste fort und wurde bald darauf zum commandirenden General in Ober-Ungarn ernannt, auf welchem Posten er sich, wie voraus zu erwarten war, durch Muth und Klugheit auszeichnete. Beides bewies er in noch höherem Grade, als 1593 die kleinen Neckereien und Streifzüge der Türken, welche bisher stattgefunden, zu offenem Kampfe, zu neuem Kriege emporloderten. Teuffenbach versammelte die Truppen zu Kaschau, eroberte binnen 20 Tagen Sabatska und griff Fülek mit Sturm an.

Der Pascha von Temeswar eilte, Fülek mit 18,000 Mann zu entsetzen, und traf am 11. November 1593 zwei Meilen vor der Festung ein. Teuffenbach zog ihm mit dem Kern seiner Truppen entgegen und griff ihn so nachdrücklich an, daß das türkische Centrum gleich nach dem ersten Angriff gesprengt, und die Türken nach allen Seiten flüchtig wurden. Bei 6000 Türken fielen unter den Schwertern von Teuffenbach's ihnen

nachsetzenden wackern Reitern, der Pascha selbst war unter den Getödteten. Nun griff Teuffenbach Fülek um so ernstlicher an und eroberte die Stadt am 24. November durch Sturm, und setzte sich durch Unterhandlung am 27. in Besitz des inneren festen Schlosses. Als er hierauf weiter vordrang, räumten die erschreckten Feinde viele Oerter und kleine Festungen von selbst. Teuffenbach schickte sich an, Hatman zu belagern, wohin der Pascha von Ofen zwar einen Entsatz von 10,000 Mann schickte, der aber nach einem, obgleich hartnäckigen Widerstande, ebenfalls geschlagen wurde.

Unser Feldherr nahm noch 1596 an dem Treffen bei Keresztħes rühmlichen Antheil, wo er der Einzige war, der auf dem Schlachtfelde bis zuletzt ausharrte und dann noch auf dem verödeten Lager gemächlich schlief. Eine kurze Zeit führte er dann den Oberbefehl über das ganze Heer, starb aber noch in demselben Jahre.

Sein ältester Sohn, Rudolph Freiherr von Teuffenbach, schwang sich bis zur Feldmarschalls-Würde empor, ward Ritter des goldenen Vließes und stiftete sich ein Denkmal, das für ihn so bleibend, als für sein Vaterland wohlthätig ist. Er bestimmte durch eine, den 24. Juli 1650 ausgefertigte Urkunde, den Ertrag seiner Herrschaft Dürnholz in Mähren, zur Gründung einer ritterlichen Erziehungsanstalt, welche sich nun theils mit der k. k. Ingenieur-Akademie, theils mit der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie in Wien vereinigt befindet.

Johann von Pernstein,

kaiserl. Feldzeugmeister.

Wie groß und herrlich Wratislaw von Pernstein*), der Prachtliebende genannt, als Staatsmann die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts begann, so groß und herrlich vollendete sie als Kriegsheld, sein erstgebornner Sohn Johann, Erbe seiner verschuldeten Güter, zugleich aber seiner hohen Tugenden und seiner Prachtliebe. Voll Jugendgluth und Beharrlichkeit, voll emsigen Eifers, ein hohes Ziel der Vollendung zu erstreben, widmete er sich ausschließend dem Kriegsdienste, erwarb sich die Kenntnisse hierzu im hohen Grade, und zeichnete sich bei vielen Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß schon **1591** eine Abtheilung kaiserl. Truppen seinen Befehlen überlassen wurde, um zur Stillung der in den Niederlanden ausgebrochenen Empörungen mitzuwirken. Hier nahm er sich den ersten Kriegshelden jener Zeit, Alexander von Parma, zum Vorbilde seiner Thaten, suchte seine Freundschaft, lernte von ihm Vieles und fleißig, und bewies bei jeder Gelegenheit, wie sehr er sich den Geist seines großen Meisters anzueignen verstehe. Ausgezeichnet und durch seine Talente für die Zukunft Großes verheißend, kehrte er in die Heimath zurück, wo ihn **1595** die mährischen Stände einstimmig zum ersten Anführer der zum kais.rl. Heere als Hilfstruppen gesendeten **1500** Reiter und **2000** Mann Fußknechte ernannten. Mit einer ungarischen Abtheilung vereinigt, entriß er den Türken die Festung Kobern, und trug zu dem glänzenden Siege, welchen der oberste Befehlshaber der kaiserl. Schaaren bei Gran über die Christenfeinde erfocht, nicht wenig bei. Durch die Fortschritte ihrer Truppen geschmeichelt, schossen die mährischen Stände **4000** fl. zur Ausbesserung der Festung Kobern vor, und schickten mit herannahendem Frühjahre, **1596**, Jakob Grafen von Thurn mit **1500**

---

*) Ueber Wratislaw v. Pernstein, Großkanzler von Böhmen, geheimen Rath Ritter des goldenen Vließes und Oberstallmeister dreier Kaiser, werde ich noch ausführlicher berichten in meinem, im Frühjahre erscheinenden neuen Werke: „Historische Fresken.“

Der Herausgeber.

Mann zu Pferde und 2500 zu Fuß, zur Verstärkung der Pernstein'schen Abtheilung. Diesen Truppen eröffnete Pernstein so manche Bahn zu schönen Thaten, und beide jugendliche Helden wetteiferten edelmüthig durch persönliche Tapferkeit die Siegespalme zu erringen. So viele und edle Thaten gewannen ihm immer mehr die Achtung und Liebe des Heeres, und der Kaiser wußte ihm seine Zufriedenheit und Gewogenheit nicht besser zu bezeugen, als daß er ihn in einen Stand versetzte, der seiner Neigung und Talenten am meisten entsprach: er ernannte ihn nämlich zum Director aller kaiserlichen Geschütze und Kriegsmaschinen (oberster Feldzeugmeister).

Die Oesterreicher erfochten bei Agram einen glänzenden Sieg über die Türken; — doch die unzeitige Raubgier eines großen Theils des Heeres, besonders der Ungarn, der im ersten Siegesrausche mit blindem Eifer über das eroberte Lager des Feindes herfiel und selbes plünderte, brachte sie um die Früchte dieses rühmlichen Siegestages. Mohamed gewahrte bald, daß ihn das österreichische Heer nicht in der Gesammtmasse verfolge, als er seine flüchtigen Krieger stehen machte. Gegen das jubelnde, bereits zerstreute Christenheer von Neuem vordrängend, erfüllte er es mit panischem Schrecken. Vergeblich bemühte sich der Pernsteiner, dem Andrange Mohameds so lange zu wehren, bis die überraschten Christen sich wieder gereihet hätten, vergebens übernahm Karl Pettauer von Kinsky mit 400 mährischen Reitern die Beschirmung des Lagers; die Macht der Türken war zu stark, als daß man ihr, ohnedies ganz in der Unordnung, hätte widerstehen können. Viele aus den adeligen Geschlechtern Böhmens und Mährens, fielen hier als Opfer der Verzweiflung. Mohamed kehrte, mit diesem Siege zufrieden, nach Konstantinopel zurück, und Pernstein führte die mährischen Truppen in die Winterquartiere, in ihre Heimath.

Er besaß zu dieser Zeit in Mähren Pernstein, Tobitschau, Proßnitz, und Prerau. Ersteres verkaufte er (1596) an Paul Katharni von Kathar um 44,000 Thaler, und der Stadt Prerau überließ er um 52,000 Gulden die Unabhängigkeit; denn er bedurfte Geld, um den nächsten Feldzug eben so glänzend zu eröffnen — wie er den letzten rühmlich vollendet.

Den nächsten Frühling (1597) brach abermals Johann von Pernstein mit den mährischen Truppen nach Ungarn auf, um sich die Palme des Ruhmes zu erkämpfen. Der Erzherzog Maximilian übertrug ihm die Erstürmung des Schlosses und Fleckens Dotis. Hier gebrauchte er zuerst die im kaiserl. Heere noch unbekannte, von ihm erfundene Petarde, (eine Ma-

schine, die Thore zu sprengen), welche dann allgemein die Pernstein'sche Maschine genannt wurde, und schon im folgenden Jahre (1598) dem Adolph von Schwarzenberg bei der Bestürmung von Raab, ein Geschenk von 100,000 fl., nebst der mährischen Stadt Hustopetz, erwarb. Mittelst dieser Petarde sprengte er die Thore, und eroberte nach einer harten Gegenwehr der Türken das Schloß (Dotis). Ungetheilter Ruhm krönte seinen Sieg und der Dank des christlichen Heeres, das sich aus der Eroberung von Dotis wichtige Vortheile versprach. Doch nicht lange genoß er dieser Ehre und Auszeichnung; denn als er die von den Türken besetzte Festung Raab (die Schutzmauer Oesterreichs) belagerte, wurde er eines Tages beim Recognosciren der Vorwerke, von einer Stückkugel in der Blüthe des Lebens getroffen, dem christlichen Heere geraubt. Allgemein war die Bestürzung und die Trauer im Lager, denn auf ihn baute man die festesten Pfeiler der Hoffnung. Man sah sich jetzt genöthigt, die Belagerung aufzugeben und sich an das Hauptheer anzuschließen.

Johanns Leichnam wurde seiner betrübten Witwe, Anna Maria Lara de Manriquez, der Tochter seines Oheims, Don Juan de Manriquez, welche er erst nach erlangter päpstlicher Erlaubniß ehelichen durfte, zu Brünn übergeben und in der Jesuiten-Kirche zu Prag beigesetzt. Doch nach neun Jahren, nach dem Absterben seiner geliebten Mutter, Maria Lara de Manriquez, wurde er, zur Verherrlichung ihres Leichenbegängnisses, von hier in die St. Veitskirche mit der glänzendsten Feierlichkeit übertragen. Das ganze Militär-Corps erwies dem geliebten Feldherrn die letzte Ehre, und über 200 Arme, sämmtlich schwarz gekleidet, gingen mit brennenden Lichtern und dem Familienwappen Johanns vor der Bahre, welcher die Anverwandten und Adeligen in solcher Anzahl folgten, daß von ihnen der Dom überfüllt, dem Volke keinen Raum gestattete.

(Boczek, die Pernsteine, in Wolny's Taschenbuch für Mährens Geschichte.)

Hermann Christopher von Roßwurm,

kaiserlicher Feldmarschall

Das Geschlecht der Roßwurme, dessen wunderlicher Name nicht durch ein sogenanntes redendes Wappen erklärt wird, indem es einen knieenden, grauen Mönch im gelben Felde führt, gehört dem echt deutschen, nördlichen Franken an, und hatte seit dem vierzehnten Jahrhundert seinen Sitz um Hildburghausen und Coburg, wo ein schönes Rittergut, Hellungen, ihm noch im siebzehnten Jahrhundert zu eigen war. Am frühesten wird urkundlich eines Heinrich Ruzuwurm im Jahre 1336 erwähnt, dessen Nachkommen sich abwechselnd Rußworm, Rußwurm, Roßworm, am gewöhnlichsten Roßwurm schrieben. Da die Herzoge der Ernestinischen Linie, die lutherischen „Betfürsten", die Reformation in ihren thüringischen und fränkischen Landen früh befestigten, waren auch wohl ihre Vasallen, die Roßwurme, Bekenner des Lutherthums, und wuchs Hermann Christoph, dessen merkwürdige Thaten und abenteuerliche Ereignisse wir aus der Vergessenheit erwecken wollen, in rein protestantischer Umgebung auf. Aber weder sein Geburtsjahr, noch irgend etwas Sicheres über seine Jugendverhältnisse, ist zu ermitteln; wie denn überhaupt nur mit müssigem Humor fortgesetztes Wühlen in den Geschichtsbüchern seiner Zeit, den abgerissenen Notizen einigen Zusammenhang und dem Namen des kaiserlichen Feldmarschalls Persönlichkeit und Individualität verschaffen konnte. Alles, was wir über ihn bis zum Jahre 1595 wissen, knüpft sich an eine gelegentliche kurze Aeußerung des unter seinen Zeitgenossen eigenthümlich berühmten französischen Marschalls François de Bassompierre, welcher, mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnißkraft ausgerüstet, in den Mauern der Bastille seine Memoiren verfaßte, und darin erwähnt, daß der Roßwurm während der Ligue Lieutenant der Leibwache seines Vaters, unter der Hauptmannschaft Schwarzenbergs, gewesen sei und darauf in den Wirren Frankreichs nach dem Tode Heinrichs III., in der Umgebung des alten lotharingischen Parteihauptes die unten näher zu schildernden Abenteuer erfuhr. Deshalb ist es denn eine ergötzliche Mühe, nach dem gegebenen, so bestimmten Verhältnisse des jungen Kriegsgesellen frühestes Auftreten unter den Fahnen

jener beiden Männer, des alten Bassompierre und Schwarzenbergs, mit historischer Genauigkeit zu verfolgen. —

Das Haus der Freiherren von Seinsheim, im katholischen Theile von Franken, zwischen Würzburg und Bamberg begütert, rühmte sich früh der uraltesten Abkunft und nannte als Stammvater seines ursprünglichen Geschlechtsnamens, einen Sohn jenes Erchanger's oder Erkinger's, Herzogs von Alemannen, welcher mit seinem Bruder Berthold auf Befehl des deutschen Königs Konrad I. hingerichtet wurde. Ein altes adeliges Sprichwort in Franken bezeichnete die Grumbache als „die reichsten", die Seckendorfe als die „verbreitetsten" — schon unter Adolph von Nassau gab es ihrer eilf verschiedene Linien, — die Seinsheimer als die „ältesten." Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts brachten die Seinsheime die ihrer Stammburg nahe gelegene Herrschaft Schwarzenberg an sich, veränderten ihren Namen und wurden als Freiherren von Schwarzenberg in die Zahl der Reichsbarone durch Kaiser Sigismund aufgenommen. Anhänglichkeit an die Habsburger führte Erkinger mit Marimilian I., dem Erben von Burgund, in die Niederlande, und er ward Ahnherr des niederrheinischen Zweiges, welcher, tüchtig im Kriege und im Frieden, sich erst zur reichsgräflichen, **1599**, und später, **1670**, zu der noch heute behaupteten fürstlichen Würde emporschwang. Ihre Verbindung mit dem kaiserlichen Hause erhielt die Familie in der römischen Kirche; Wilhelm, Freiherr zu Schwarzenberg, fiel als spanischer Oberst in der siegreichen Schlacht bei St. Quentin **1557** und hinterließ einen einzigen, noch sehr jungen Sohn, der uns als Roßwurms Waffenmeister, Feldherr und Freund, zunächst angeht, der Vater jenes Adam von Schwarzenberg, der in der brandenburgischen Geschichte eine früh angefeindete und in neuerer Zeit gerechtfertigte Rolle spielt. Adolph erwuchs, dem gezähmten und erschlaffenden Adel Deutschlands fern, auf dem Schauplatze der gewaltigsten Kämpfe um Fürstenrecht und Volksherrschaft, in jenem drangvollen Gewirre religiöser und weltlich eigenwilliger Interessen, welches einerseits der Aufstand der Niederländer gegen Philipp, andererseits die Kriege zwischen Hugenotten und den Söhnen der Katharina von Medicis, oder der katholischen Ligue, unter den Guisen gegen die protestantische Erbfolge Heinrichs von Bearn bezeichnet. Der junge Edelmann schlug sich zu der Partei, welche die Fahne des Glaubens seiner Väter trug, und die, einander ergänzend, auf zwei Kriegsbühnen focht, der spanischen gegen die Niederländer und der liguistischen gegen den

Navarrer. Hier war für das gesammte Europa die hohe Schule für Feldherrnwissenschaft, und hier bildete sich im Wettstreit eines Alba, Parma, Moritz von Nassau und Heinrich IV. eine Kriegskunst, deren Schüler wie kaum ein Menschenalter später, in den fernsten Gegenden der Christenheit glänzen sehen. Wie aber zunächst der junge Adolph von Schwarzenberg, unter ihm Roßwurm, sich hervorthat, können wir nicht verstehen, ohne Herrn Christoph von Bestein kennen gelernt zu haben, an welchen sich beider Männer Jugendschicksal anreiht.

Die Freiherren von Bestein oder Betzstein — ist sonst dem etwas ruhmredigen Marschall François von Bassompierre zu trauen — thaten sich nicht wenig auf ihre Abkunft von den Reichsgrafen von Ravensberg und Ravenstein zu gut, deren älterer Zweig, im Besitz großer Herrschaften in Westphalen, am Niederrhein, mit Eberhard ausstarb, worauf Adolph von Nassau den Grafen von Jülich, seinen Neffen, mit der Erbtochter vermählend, der jüngeren Linie, dem Freiherrn von Bestein, am Mittelrhein, in Westrich begütert, die Lehnsfolge raubte. Die westricher Besteine, vergeblich bei den Reichsgerichten klagend, wurden immer mehr ihrer politischen Verbindung mit dem deutschen Reiche entrückt, schlossen sich bald an Burgund, bald an die Herzoge von Lothringen an, und erweiterten ihren Besitz nach jener Seite durch kriegerische Verdienste, so wie durch Heirath, wie denn Simon, mit der älteren Tochter des letzten Grafen von Orgevillier vermählt, den segenbringenden Löffel ererbte, welchen, wie Goethe so anmuthig in die „Erzählungen deutscher Ausgewanderter" eingewebt, ein schönes melusinenartiges Weib scheidend ihrem sterblichen Lieblinge verehrt hatte. Als Maximilian I. die Braut von Burgund davon getragen, dienten ihm in seinen Kriegen die Besteine als Obersten von Landsknechtregimentern und stiegen an Ansehen, so daß sie bald alle Dynastieen am Rhein, in Lothringen, in den Niederlanden, die katholischen Mansfelde, die Rheingrafen, die Croy, die Arschotte Vettern und Schwäger nannten. Franz von Bestein focht für Karl V. in allen Schlachten, besonders im schmalkaldischen und im Türkenkriege, verlor aber sein Ansehen in Lothringen, als König Heinrich II. das Herzogthum 1552 besetzte, und mußte seinen jüngsten Sohn, Christoph, als Geißel zurücklassen. Streitgenosse des letzten, mißglückten Krieges Karls V., begleitete er dann den lebensmüden Herrn als Capitain der deutschen Leibwache, bis an die Pforte des Klosters St. Just, und starb bald darauf in Flandern, fern von seinem Erbe in Loth-

ringen. Sein jüngster Sohn Christoph, welcher in höheren Jahren durch den Tod seines Vetters die Gesammtgüter des Hauses Bestein erbte, ist nun der fürstlich=unabhängige Kriegsherr, unter dessen Auspicien wir die beiden jungen Deutschen ihre Lebensjahre zubringen sehen. Am Hofe der Katharina von Medicis, als Page des später so unglückseligen Karl IX. erzogen und früh in die Zerwürfnisse des Königreichs eingeweiht, durfte Christoph, der sich noch immer als Deutscher betrachtete, erst 1564 den ungetreuen Boden verlassen, um unter seinem älteren Bruder in Ungarn zu dienen, wo Suleiman vor Szigeth lag. Auf diesem Zuge schloß der 17jährige Jüngling enge Freundschaft mit dem jungen Heinrich von Guise, dessen Partei und Familieninteresse Bestein sein ganzes ritterliches, bewegtes Leben widmete; jenem großen Guise, welcher, Haupt der katholischen Eiferer in Frankreich, und von maßlosem Ehrgeiz getrieben, die greuelvollen wirren Kriege verschuldete. Noch nicht neunzehn Jahre alt, erhielt Bestein von Karl IX. den Auftrag, nach dem Brauch und dem Vorrechte seines Standes, ein Regiment deutscher Reiter zu werben; mit ihm war sein Vetter, Graf Karl von Mansfeld, dessen wichtigste Lebensmomente gleichfalls in Roßwurms Geschick verflochten sind und welcher gegen den Willen seines Vaters, Peter Ernst, der französischen Krone sein noch jungfräuliches Schwert widmete. In der Schlacht bei Jarnal und bei Moncontour, wo Deutsche tapfer für die Hugenotten unter Coligny und für die katholische Sache stritten, und Glieder derselben Familie, wie der wackere Vollrath von Mansfeld und Karl einander gegenüber standen, focht Christoph an der Spitze seiner Reiter, und genas wunderbar von einer schweren Verletzung des linken Ellnbogens, ohne den Gebrauch des Armes einzubüßen. Von jetzt an verliert sich Christoph, dessen deutscher Name Bestein nach einer, uns nicht erklärbaren, Uebersetzung in Bassompierre verwandelt wurde, nicht aus der fanatisch und politisch=leidenschaftlich zerrissenen Zeit; er begegnet mit seinen in Deutschland geworbenen Reitern und Landsknechten, überall den protestantischen deutschen Helfern, diente im Namen des Königs von Frankreich zwei Jahre mit Karl von Mansfeld dem Alba in den Niederlanden, half, treu seinem fürstlichen Patrone, Heinrich von Guise, in der Pariser Bluthochzeit, und trug die Hand eines reichen Fräuleins von Radeval davon. Als Heinrich von Anjou während der Belagerung von La Rochelle die Erwählung zum König von Polen erfuhr, erkor er sich auf der gefahrvollen Reise durch das protestantische

Deutschland den deutschen Obersten zum Gefährten, der, befreundet mit vielen vornehmen Häusern, die Todesangst des Schuldbewußten minderte, als zu Heidelberg, auf Geheiß des Kurfürsten, entronnene hugenottische Edelleute den Anstifter der Bartholomäusnacht bedienten. Nach Wien gekommen, wurde Bestein von Karl IX., da die Feindschaft zwischen dem Herzog von Alençon und dem Bearner von Neuem die Ruhe Frankreichs bedrohte, zur Werbung von tausend Reitern zurückberufen, vertheidigte mit ihnen die Thronrechte Heinrichs III., hielt den Alençon in Furcht, half den Herzog von Zweibrücken zurückscheuchen, trennte sich aber von der Sache des Königs mit Aufgabe seiner einträglichen Bestallung, als im Jahre 1585 Heinrich von Guise als Haupt der Ligue sich aufwarf, um die Thronfolge des protestantischen Bourbon zu verhindern. Mit selbstverliehener fürstlicher Vollmacht warb Christoph, wie Franz von Sickingen ein paar Menschenalter früher, stattliche Haufen von Reitern, Schweizern und Landsknechten, widmete in kurzem Frieden sein Ansehen als Condottiere dem Könige und eilte im Sommer des Jahres 1587 an den Rhein, als von dorther ein neuer Sturm aufzog.

Eigene beredte Gesandschaften hatten im Frühjahr 1587 die norddeutschen Stände so erfolgreich zur Unterstützung der Glaubensbrüder in Frankreich aufgefordert, zumal den König von Dänemark, daß auch der staatskluge Kurfürst von Brandenburg, Johann Georg, seinem Adel den Beitritt erlaubte, um ein zahlreiches Heer unter der Führung des Herzogs von Bouillon und des Freiherrn Fabian von Dohna, Burggrafen in Preußen, dem durch die Ligue fast überwältigten Heinrich von Navarra quer durch ein feindliches Land zu Hilfe zu schicken. Nächst dem Burggrafen und dem Herrn von Bernsdorf, stand im hohen Ansehn Johann von Buch, ein Märker, der mit märkischen Adelsgenossen schon mehrmals für die Niederländer in's Feld gezogen, aber arm und in kläglichem Aufzuge heimgekehrt, das oben angedeutete Verbot veranlaßt hatte. Die Kundschaftsreise Bestein's nach deutschen tüchtigen Soldaten, führt uns wieder auf den jungen Roßwurm, den wir über Schwarzenberg und Bestein aus den Augen verloren haben: glücklich stieß ein rasch geworbenes Heer von 1500 Reitern zum Heer des unentschlossenen, zweideutigen Königs an der Loire; Bestein selbst aber blieb mit dem Herzoge von Guise und den wenigen Kriegsleuten, die er in der Eile zum Schutz der lothringischen Grenzen aufgebracht hatte. Zu diesen Vertheidigern des katholischen Lothringens gegen eine so zahlreich

eingebrochene Macht von deutschen Protestanten, gesellte sich der Freiherr Adolph von Schwarzenberg, der vielleicht in den Niederlanden für dieselbe Sache gekämpft hatte; mit ihm war der junge lutherische Abenteurer Roßwurm, den, der Himmel weiß, welche Verhältnisse mit dem fränkischen Landsmanne zusammengebracht und jetzt unter der Fahne des Lothringers, zunächst um die Person des Herrn von Bassompierre, vereinigt hatten. Für das Geld des geängstigten Herzogs geworben, schlossen sie sich dem deutschen Reichsheere als Führer der Reiterleibwache, mit der Christoph nach Brauch der Zeit vornehm selbstständig sich umgab, nahe an, Adolph von Schwarzenberg als Capitain und Roßwurm als dessen Statthalter oder Leutenant. Während Heinrich von Navarra, erfreut der nahen Hilfe, die Hoffnung der Hugenotten durch den Sieg bei Coutras (20. Oct. 1587), gegen den Herzog von Joyeuse hob, nahm die so geräuschvoll verkündigte Expedition der Deutschen ein klägliches Ende. Der Burggraf von Dohna, ein ehrenwerther, tapferer Mann, hatte zwar die Mahnung Kaiser Rudolphs II., die Werbungen zu unterlassen, in einer männlich freien und klaren Druckschrift abgewiesen, welche die katholischen Fürsten Deutschlands reichsgesetzwidriger Unterstützung der Ligue und der Spanier in den Niederlanden beschuldigte, und zu der er sich auf das uralte Recht eines deutschen Edelmannes, dem Auslande sein Schwert zu weihen, berief, zumal es nicht gegen Kaiser und Reich ginge; er entwickelte aber als Oberfeldherr auf seiner Anabasis keineswegs die nöthige Klugheit, Vorsicht und das imponirende Gewicht. Achttausend Reiter, fünftausend Landsknechte und sechszehntausend Schweizer, zu denen eine große Zahl fränkische Herren von des Bearners Partei stießen, näherten sich im August 1587, langsam, mit einem ungeheueren Geschleppe von Gepäck und Rüstwagen, den Grenzen Lothringens, ungewiß, wie sie der Sache Heinrichs am förderlichsten wären, welcher aus der Umgegend von la Rochelle aufgebrochen war. Statt durch einen Anfall auf Lothringen die Guisen und das königliche Heer vom Bearner abzuziehen, ließen sie sich durch den, vom Herzog Karl von Lothringen bestochenen Botschafter Heinrichs von Navarra vermögen, in das Herz Frankreichs einzudringen, und zogen Anfangs September, das flache Land verwüstend, über Saarbrücken, Blamont, gegen die Mosel, unter der Unzufriedenheit einiger Hugenottenhäuptlinge, welche den Krieg gern hier festgehalten hätten. Fabian von Dohna, der geheimen Stimmung Heinrichs wohl kundig, gab den Ausschlag; er wußte, wie sehr die steigende Gewalt der Guisen von jenem

gefürchtet wurde, gegen die der deutsche Zug eigentlich gerichtet war, und hoffte, im Vertrauen auf Kundschaft, daß ihm die Loirebrücke bei Charité oder auf Orleans zu, offen stände, in welcher Gegend das königliche Heer zum scheinbaren Ernst sich versammelt hatte. So übel berathen, rückte man vorwärts, hatte aber schon auf der ersten Nachtrast einen sehr hartnäckigen Anschlag abzuweisen, welchen Adolph von Schwarzenberg mit seinen Geworbenen und mit lothringischen Reitern auf das Quartier des Herrn Johann von Buch wagte. An Nancy vorüber, den Flecken Harouce verbrennend, — die Familie Bassompierre hatte sich nach der Hauptstadt geflüchtet — gelangten die Deutschen nach Pont St. Vincent an der Mosel, wo Guise, Bassompierre und Schwarzenberg, ihnen in einem Bogen zur Seite gefolgt, den Uebergang, wiewohl vergeblich, streitig zu machen suchten. Unter wachsender Uneinigkeit der angesehensten Parteiführer, und kleinen Gefechten mit den unermüdlichen Guisischen Schaaren, setzte der gewaltige Haufen unweit Chatillon über die Seine, dann über die Yonne, den geraden Weg auf die Loire verfolgend, um so auf der nächsten Straße sich mit den Bearnern zu vereinigen. Unordnung und Unzufriedenheit herrschten bereits in dem so bunt zusammengesetzten, an sich schwerfälligen Heere und belebten die Hoffnung des unerschrockenen Guise, die in's Innere Frankreichs gelockten Fremdlinge durch Ueberfall und Nachstellungen zu überwältigen. Zu den Ufern der Loire gelangt, erkannten die murrenden, unbezahlten Söldner, in wie treulosen Verhältnissen sie befangen seien; die Furthen und Brücke bei Charité waren von Truppen des Königs stark bewacht, der nicht wagen durfte, bei dem Verdacht der katholischen Partei, das deutsche Heer als befreundet zu begrüßen. Die Unzuverlässigkeit der Franzosen verwünschend, wandte sich jenes von der Straße zur Loire ab und zog zwischen Orleans und Montargis in die Landschaft Beauce, um auf weiterem Umwege über Vendome, sich mit dem Navarrer an der Nieder-Loire zu vereinigen. So geriethen, Hunderte von Meilen von der Heimath entfernt, die Getäuschten in die gefährlichste Bedrängniß zwischen drei feindlichen Heeren; denn das königliche Heer zog ihnen voran, um die Verbindungslinie mit dem Navarrer abzuschneiden; und zur Seite über Sens, Montargis und Nemours, folgte ihnen mit verstärkten Schaaren Heinrich von Guise mit seinem Bruder und seinen Vettern, froh, die Unberathenen in die Falle gelockt zu haben. Schon in der Nähe von Montargis, gegen das Ende des Octobers, kündigte die bedrohende Art des Krieges sich an;

als die Haufen in mehreren Dörfern rasteten, überfiel der Herzog von Maine, mit Brandfackel und Schwert das Quartier Dohna's, stieß aber bald auf den hastig aufgesessenen Haufen des Burggrafen und ward, nach einem persönlichen Kampfe in der von brennenden Häusern erhellten Nacht, in welchem Beide Wunden davon trugen, diesmal noch mit Verlust seines Leibgardefähnleins und von zwanzig Edelleuten zurückgedrängt, während Dohna nur die ehernen Pauken, die Abzeichen seiner Heeresfürstlichkeit, Saumrosse, zwei Kameele, welche sich bei dem bunten Zuge befanden, und zwei Fähnlein, bezeichnet mit „Stern, Striegel, Kamm und Schwamm", unter denen das Lagergesindel zusammengehalten wurde, einbüßte und daher das herzogliche Panier nicht, wie Maine andern Tages forderte, gegen die Abzeichen des Hurenweibels und der Sudler austauschen wollte. So schleppte sich, unaufhörlich beunruhigt, der verdrossene, uneinige Haufe über Malesherbes in die Beauce; die Schweizer, des Winterzuges so müde, daß sie mit Heinrich III., der um Bonneval stand, unterhandelten, bereit, ihre deutschen Kriegsgenossen mitten in Feindesland im Stiche zu lassen. Aber als sie um den St. Martinstag in ein fettes, mit Allem wohlversehenes Land um Chartres gekommen waren, Dohna mit seinen Reitern das Quartier Anneau, einen weitläufigen Flecken, neben einem befestigten Schlosse in Sümpfen liegend, gewählt hatten, vergaßen sie der Mühsale, der Uneinigkeit und der sorglichen Zukunft und rüsteten sich, bei Wein und allen guten Dingen, auf gut Lutherisch die Martinsnacht hinzubringen, zumal da die Siegeskunde von Coutras ihnen durch Franz von Bourbon, Herzog von Condé, der eben, als Oberfeldherr königlichen Geblüts lang ersehnt, in's Lager gekommen, bestätigt war.

Gleich sorglos humoristischer Freude in der Nähe der Gefahr überließ sich jedoch nicht der Burggraf mit den Häuptern des Heeres; zwar waren sie keines Anfalles gewärtig — gegen den zweideutigen Castellan glaubten sie sich, zumal er, mit Sturm bedroht, Friede zu halten gelobt hatte, geschützt, indem sie die Zugänge nach dem Flecken mit Rüstwagen, Fässern und dergleichen versperrt hatten, — aber die immer wahrscheinlicher werdende Entfremdung der Schweizer, das Heer des Königs, welches ihnen die Verbindung mit dem Navarrer abschnitt, machten die muthigsten Entschlüsse wankend, und im uneinigen Rathe war man stillschweigend übereingekommen, auf demselben Wege nach Deutschland heimzukehren, falls nicht der Uebergang auf der Mittel-Loire und la Charité zu erzwingen sei.

Doch Guise brannte vor Ehrbegier, ohne des Königs Hilfe das katholische Frankreich zu retten, und traf seine Anstalten, den schmausenden und zechenden deutschen Gästen die Martinsgans furchtbar zu verleiden. Der treulose Castellan ward mit Geld gewonnen, daß er das Volk Guisen's in seine Burg aufnähme, welches in zahlreichen Haufen sich in der Frühe des mondlosen Novembermorgens vorsichtig Anneau näherte, die Thore der Burg geöffnet fand und die Ausgänge des Fleckens nach dem Felde zu, umstellte.

Schon erscholl die Trompete der deutschen Reiterwachen, die Kameraden, welche noch in Schlaf und Trunkenheit begraben waren, zur „Morgensuppe" und zu dem auf heute anberaumten Abzuge mahnend, als ziemlich furchtsam, wiewohl sie einen Rückhalt an den im Schlosse Aufgestellten hatten, die ersten Arkebusirer gegen die improvisirten Schanzen der Deutschen andrangen, aber von der Wache so mannhaft empfangen wurden, daß sie wichen und nur durch Drohungen des Grafen von St. Paul (welchem Guise die Leitung auf den Flecken selbst übertragen, während er mit Reiterei und Fußvolk die Zugänge besetzt hielt), „man würde sie nicht in's Schloß aufnehmen, sondern mit Schüssen zurückscheuchen", mit Verstärkung vorwärts getrieben wurden.

Im ungleichen Kampfe unterlagen die Vertheidiger der Schloßseite, worauf die Ermuthigten die Straßen des Fleckens gewannen, unterdeß von außen die Thore den Fliehenden versperrt blieben. Vergeblich bemühten sich die so furchtbar aufgeschreckten, vereinzelten Reiter, ihre Pferde zu besteigen, sich zu sammeln; von allen Seiten umringt von einem Feinde, der wie aus der Erde hervorstieg, unter entsetzlichem Getümmel vertheidigten sie sich zu Fuß mit ihren Pistolen und Schwertern und mußten unterliegen, da sie mit Hakenbüchsen und langen Lanzen angegriffen wurden.

Der Burggraf von Dohna, so entsetzlich gestraft wegen seiner Unvorsichtigkeit, entkam noch über die niedrige Mauer an einem Seile, und flüchtete mit Wenigen in's nahe Quartier der Schweizer; aber der größte Theil seiner Genossen, unter ihnen die Obersten von Kloth und Werner, geriethen, da sie die Thore versperrt fanden, todt oder lebendig mit sieben Fähnlein und dem ganzen Troß und Gepäck in die feindliche Gewalt.

Nach der übertriebenen Angabe der französischen Schriftsteller wurden in den Häusern oder auf den Straßen zwei Tausend erschlagen; zu Hilfe kommende Landsleute überwältigten Schwarzenberg, der hier aus dem Getümmel wieder mit Namen auftaucht. Zwei Tage überließen die Sieger

sich der Freude in dem morderfüllten geplünderten Orte, und kehrten dann, mit Beute beladen, im stolzesten Triumphe zu Guise nach Estampes zurück, mit erheuchelter Freude dagegen empfing König Heinrich III. die Siegeskunde, ohne dem Ueberbringer, nach Gebrauch, einen stattlichen Botenlohn zu spenden.

Umsonst beschwor der so schmählich seiner Kriegsehre und seiner besten Mannschaft beraubte Burggraf die Schweizer, die französischen Banden und die übrigen Deutschen, welche der Unfall nicht betroffen hatte, einen raschen Angriff auf die Siegestrunkenen zu wagen, der ihnen wahrscheinlich den Verlust wieder ersetzt hätte; aber aus ihnen war aller kriegerischer Sinn entwichen; die Schweizer erneuerten ihre Unterhandlungen über sicheren Abzug; die Deutschen sahen sich nach dem nächsten Wege in die Heimath um und gewannen mühselig auf winterlich schlechten Straßen, immer verfolgt von Guise und seinen Brüdern und Vettern, in wenigen Tagen Bourgogne.

Doch wäre so leicht keiner von den Entmuthigten aus dem Innern Frankreichs entkommen, hätte es der König gleich ernstlich gemeint; geängstigt über die Folgen eines Sieges, welcher die schon so gefährliche Volksgunst des Guise bis zum Hohne der königlichen Gewalt steigern mußte, bot er willig die Hand, den Rest der Feinde entkommen zu lassen, zumal da der Zug im Interesse des rathlosen Herrschers unternommen war, wie die bei deutschen Gefangenen gefundenen Briefe und Bestallungen erwiesen.

Unter den unsäglichsten Mühseligkeiten, fast nackt, hungrig, krank, hatte der täglich sich vermindernde Haufe, nach dem Abzuge der Schweizer, bis in's Gebiet von Macon sich geschleppt, immer noch hoffend, ohne schimpflichen Vertrag in's Vaterland über Basel heimzukommen, als die Vorstellungen des abgeschickten Herrn von Marival, welcher beredsam die Unmöglichkeit des Entrinnens schilderte, „da alle Ausgänge, zumal die Furthen über die Saone, versperrt waren“, die im Unglücke noch trotzigen Männer zur Annahme der Bedingungen brachte (20. Decbr.) nach einem Schwur, nie wider den König zu dienen, mit ihren Fahnen, jedoch zusammengewickelt, sicher heimzukehren. Die französischen Herren, welche mit ihnen waren, entzogen sich — ihre Truppen waren längst verschwunden — durch die Flucht in's Unwegsame jeder ehrantastenden oder sie beschränkenden Bedingung; Dohna führte darauf sein Häuflein, auf 500 Mann vermindert, durch Savoyen und in die Schweiz nach Deutschland hinein; schlimmer erging es dem Herrn von Buch, der auf dem Wege durch das

unwirthliche Bourgogne unaufhörlich durch die Truppen Guise's, des Verächters der königlichen Schutzversicherung und die Nachstellungen der Bauern verfolgt, — so grauenvoll war der Zustand der Seinen, daß in einem Dorfe achtzehn Kranke durch ein Mädchen wie Schafe abgeschlachtet sein sollen, — endlich über Mömpelgard den deutschen Boden erreichte, ein Besitzthum des Herzogs Friedrichs von Würtemberg, das zur Rache für die Verwüstung der Heimath, durch die Lothringer auf das Unmenschlichste heimgesucht wurde. Herr von Buch, schimpflicher als je heimgekehrt, verlor darauf alles Ansehen unter seinen Landsleuten.

So war das Ende einer Unternehmung, welche wenigstens insofern einen Xenophon fand, als der Burggraf von Dohna, an den Hof des Königs von Polen sich zurückziehend, seine Abenteuer und Leiden als Feldherr in einer jetzt wohl kaum aufzuspürenden Flugschrift schilderte.

Während Schwarzenbergs Antheil an der Bekämpfung der deutschen Protestanten hervortritt, wird über seinen Leutenant Roßwurm nichts berichtet; vielleicht blieb der Letztere an der lothringischen Grenze zurück unter Bassompierre, der bei Pont St. Vincent und auf der Verfolgung von Mömpelgard sich geistig und körperlich so angestrengt hatte, daß er erst nach sechs Monaten von einem schweren Fieber genas.

Aber das Verderben der verrathenen deutschen Haufen rettete Frankreich nicht, die gräuelvollen Ereignisse der nächsten Jahre lockten ungewarnte Abenteurer wieder über den Rhein und erzogen sie durch die Gewöhnung an die entarteten kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem wilden, leichtsinnigen, frech der Sitte spottenden Geschlechte, welches aus der Schule jeglichen, jedoch immer mit dem Scheine einer gewissen Ritterlichkeit geübten Lasters, in die Heimath wiederkehrte. Das Jahr 1588 sah den kläglichen letzten Valois zu Paris in den Barricaden, jedes Ansehens entkleidet, den Guise, dem der kirchlich strenge Bestein in allen Unternehmungen zur Seite stand, im Frieden zu Chartres als Dictator des katholischen Königreiches hervorgehen.

Heinrich, rathlos und unfähig der Berathung, berief die Stände nach Blois; furchtlos folgte der Guise mit seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, der Einladung, und am Rüsttage auf Weihnachten 1588, gerade ein Jahr später, als ihm zu St. Cloud die pomphafteste Denkschrift gesetzt worden war, lag Guise mit dem Cardinal auf Befehl des furchtsamen Tyrannen ermordet im Schlosse zu Blois. Bestein entging

mit seiner kleinen bewaffneten Schaar dem auch ihm bereiteten Loose. König Heinrich hatte ihn nach Blois berufen, um ihn mit Werbepatenten zu 4000 Landsknechten, welche gegen den Herzog von Savoyen fechten sollten, nach Deutschland zu schicken, befahl ihm aber, noch bis zum Weihnachtsfeste zu bleiben, um den Heiligengeistorden zu empfangen. Als die Trabanten des Valois zur Blutthat sich anschickten, sandte er den Herrn von Grillon, maître de camp der Leibwache, sich des deutschen Obersten zu bemächtigen, damit er nicht in Deutschland für die Ligue werbe, welche aus dem Blute Guise's wieder entstehen mußte. Doch der Vorsichtige merkte Unheimliches, stahl sich in der Frühe des 24. Decembers, ehe die Brücken aufgezogen wurden, aus Blois, und trug, rachedürstend für den ermordeten Gebieter und Freund, die Kunde nach Chartres, so wie nach Paris, wo die ergrimmten katholischen Häupter der Gemeinde ihn bevollmächtigten, mit hunderttausend Sonnenkronen, viertausend Reiter, sechstausend Landsknechte und achthundert Schweizer aufzubringen.

Verlassen, verflucht vom Papste und den wüthenden Anhängern der alten Kirche, hatte Heinrich III. sich in die Arme Navarra's geworfen und zog mit demselben auf Paris; schon standen im Juli 1589 die Haufen Besteins um Langeres und hatte der Herzog von Nemours den Oberbefehl übernommen, als der fanatische Mönch den Mord des gefeierten Glaubenshelden Guise in dem Blute des Königs rächte (2. August 1589) und für das unglückliche Reich der Vorabend jenes Bürgerkrieges anbrach, welcher nach acht Jahren das erschöpfte, fast ausgeblutete Volk, dem milden Scepter Heinrichs IV. unterwarf. Im Herbste desselben Jahres war der rechtmäßige Thronerbe mit seiner geringen, aber getreuen Schaar, an die Küste der Normandie, durch den Herzog von Mayenne, Guise's Bruder und Nachfolger an der Spitze der Ligue, mit 30,000 Mann, unter ihnen der thätige Bestein mit seinen Reitern und den geworbenen Deutschen gedrängt; schon frohlockte man in Paris, daß dem Ketzer nichts übrig bliebe, als aus dem Hafen von Dieppe sich nach England zu retten, als der Held von Bearn im festen Lager von Arques, unweit jenes Hafens, durch die ritterlichste Gegenwehr die gesunkene Hoffnung der Hugenotten wieder hob.

Nach einem mehrtägigen Angriffe, als die Landsknechte Mayenne's durch verstellten Uebergang zu ihren Landsleuten, sich der Schanze am Siechhause von Arques, des Stützpunktes des navarrischen Lagers bemächtigt hatten, schlug Heinrich mit seinem begeisterten Adel, seinen Schweizern

und Deutschen die überlegene Macht, welche bei der Uneinigkeit ihrer Führer untüchtig wurde, zurück, und wichen Bestein's drei Reiterfähnlein, unter denen wir den Adolph von Schwarzenberg nicht mehr finden, da er vorher den Schauplatz des Kampfes gewechselt hatte, und zu höherem Kriegsdienste unter die Fahnen Karls von Mansfeld und des Herzogs von Parma nach den Niederlanden gegangen war. Seine Stelle als Hauptmann der Leibwache Besteins vertrat der junge Roßwurm, der die schlichten Sitten, den Geradsinn und das zahme Rechtsgefühl des erzogenen Protestanten schon so weit verlernt, daß er im Zornmuth den Lieutenant Petoncourt, einen wackern Edelmann, erschlug.

Bassompierre ruhte nicht, für das Haus Guise und die katholische Partei thätig zu sein, und focht tapfer mit in der Schlacht von Ivry, welche Heinrich IV. zuerst das Uebergewicht über die Ligue errang (**14.** März **1590**). Hier war es, wo Heinrich seinen weißen Federbusch als das Panier der Ehre und des Ruhms bezeichnete, ungeschreckt durch die Uebermacht des Feindes, zu dem als spanische Hilfe unter dem Grafen von Egmont, dreizehnhundert Lanzen und auserlesene deutsche Regimenter gestoßen waren, während auf seiner Seite deutsche Reiter unter dem wackern Oberst Dietrich von Schomberg fochten.

Als der Fremdling vor der Schlacht, gezwungen durch seine meuternden Soldaten, den König um Sold antrat und von ihm mit ehrantastenden Worten zurückgewiesen wurde, ritt Heinrich, den Werth des Mannes erkennend, am folgenden Morgen an den Gekränkten heran, bezeigte Leidwesen über den gestrigen Ausbruch seines Unmuthes und bewirkte durch diese so edle als kluge Selbstüberwindung, daß der von Beschimpfung Gereinigte tausend Leben für ihn hinzugeben versprach und im schwankenden Gewühle der Schlacht neben dem Könige hinsank.

So wurde auch in diesem Streite tüchtiges deutsches Blut vergossen; doch gab sich Verdrossenheit und Ungewißheit, ob sie Recht thäten, gegen den protestantischen Herrscher zu fechten, bei den Reitern der Ligue in wenig ehrenvoller Weise kund; sie näherten sich zwar auf dreißig Schritte den Schwadronen Heinrichs, schossen aber nur obenhin ihre Pistolen los, caracolirten nach ihrem Brauch und kehrten, als gereuete es sie, gegen den Glaubensgenossen zu kämpfen, in einer kurzen Wendung hinter das Heer zurück.

Aber Schonung ward ihnen für diese Halbheit, welche durch den

politisch-kirchlichen Wechsel, die schwankenden treulosen Verhältnisse nicht entschuldigt werden kann, nicht zu Theil; als die Liguisten durch die Anstrengung des Königs und seines Adels in die Flucht geworfen waren, fanden die Franzosen vor den Verfolgern Gnade, die Fremden, bis auf die Schweizer, wurden großentheils niedergemacht. Unter den Erschlagenen war ein Bastard von Braunschweig und ein Graf von Ostfriesland; Bassompierre, zwiefach verwundet, rettete mit dem Herzoge von Mayenne sich über Chartres nach Deutschland und trat später, bei dem sinkenden Muthe der Partei, mehr als gewandter Unterhändler denn mit den Waffen in Frankreich auf.

Eine Reihe abenteuerlicher und höchst bedrohlicher Ereignisse unseres jungen fränkischen Edelmannes, Roßwurm, die wir, bei der Unbedeutendheit seiner Stellung, historisch noch nicht recht festhalten können, knüpft sich wohl an die nächsten Monate nach der Schlacht von Ivry, da wir ihnen sonst ihren chronologischen Platz nicht anweisen können. Sie lehren, wie weit der Leichtsinnige in dem unsittlichen Treiben der Zeit fortgeschritten war. Sein Feldherr hatte, als er nach Deutschland entwich, seinem Hauptmanne die Bewachung des Schlosses Le Blancmenil, dessen Lage wir nirgend auszumitteln vermochten, anvertraut; in dem dortigen einsamen Aufenthalte war er in ein Liebesverhältniß zu einem Fräulein getreten, welches mit ihrer Mutter zu ihm ihre Zuflucht genommen. Unter dem Versprechen, sie zu heirathen, entführte er sie, mißbrauchte ihre Schwäche, schickte sie fort, nachdem er, wie der jüngere Bassompierre berichtet, sie auch wohl andern Kriegsgenossen zur Kurzweil überlassen hatte. Unterdessen erfuhr der nach Lothringen und Frankreich zurückgekehrte strenge Katholik, der alte Bassompierre, den unehrbaren Streich seines betrauten Burgwächters und machte zornig Anstalten, sich des Schänders zu bemächtigen.

Es ist ein beachtenswerther Zug zur Charakteristik jener unseligen Bürger- und Religionskriege, daß neben allgemein verbreiteter Frivolität und Ausschweifung eine rücksichtslos strafende Moral sich geltend machte und darin allerdings ein tieferes Moment des Kampfes beurkundet. Hatte doch vor der Schlacht von Coutras Heinrich von Navarra im Angesicht seines Gefolges auf die Mahnung eines eifrigen Geistlichen, seine Versündigung an der Tochter eines Offiziers in Rochelle reuemüthig auf den Knieen bekannt und die verunehrte Familie zu entschädigen gelobt, wie wir denn auch von Karl von Mansfeld wissen, daß er einen spanischen Hauptmann

wegen gleicher leichtfertiger That hinrichten ließ. Roßwurm wußte, daß der alte Liguistenhäuptling nicht zu scherzen verstand, machte sich daher, ehe er ereilt werden konnte, mit einem Dutzend Reitern in's Weite und lebte mittelalterlich unabhängig auf eigene Faust. Wie ihn sein Stern in die Nähe von Amiens führte, schlug er seine Nachtherberge in einem Landhause des Maire unweit der Stadt auf, ganz nach der Weise, wie der Simplicissimus die Merodebrüder und Philander von Sittewald fünfzig Jahre später in seinem „Traumgesichte" das Soldatenleben seiner Zeit schildert. Aber als die wilden Gäste unbesorgt kochten und brieten, ergriff eine Feuersbrunst das Gehöfte und lockte zum Löschen die Wachen der Stadt und einen Haufen Bürger heraus. Sie bemächtigten sich der Eingelagerten als Brandstifter, und Bassompierre, benachrichtigt von dem Fange, übergab den Roßwurm dem Profoß, um ihm, seiner Jugend und kriegerischen Tüchtigkeit ungeachtet, den Kopf abschlagen zu lassen. Doch fand der Bedrohte einen Retter an Herrn Louis de l'Hopital-Vitry, dem er früher Dienste erwiesen hatte und welcher, zur Vergeltung, als General-Wachtmeister der leichten Reiterei der Ligue, dem Freunde Gelegenheit zur Flucht verschaffte.

Daß ein so tüchtiger und angesehener Mann den Frembling vom Galgen rettete, gilt uns als Beweis, daß Roßwurm kein gewöhnlicher liederlicher Kriegsgesell war.

Einem schmählichen Tode entronnen, voll nachhaltigen Grimmes gegen Bassompierre, flüchtete Roßwurm vom unsicheren Boden Frankreichs und begab sich unter die katholischen Fahnen nach den Niederlanden, wo wir ihn zu Anfang d. J. 1595 als Oberstlieutenant Schwarzenberg's finden und daraus schließen, daß er an der kriegerischen Thätigkeit dieses seines alten Freundes Antheil gehabt habe. Bereits nach der Schlacht von Ivry, als Paris von dem Navarra belagert wurde, hatte Adolph von Schwarzenberg ein deutsches Reiterregiment für den Herzog von Parma geworben, welcher die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen auszog, hatte darauf das Vertrauen Karls von Mansfeld gewonnen, dessen Feldzuge nach Frankreich zum Beistande der sinkenden Ligue er beiwohnte, war aber auch einmal um Mörs 1593 durch die verwegenen Parteigänger des Grafen Moritz so ungewarnt überfallen worden, daß er nackt mit dem Verluste seiner Leute und seiner gesammten Habe durch's Fenster entfliehen mußte.

Für einen aufmerksamen jungen Kriegsmann, welcher sein Glück durch

das Schwert machen wollte, war auf dem niederländischen Schauplatze viel zu lernen. Zwar hatte die Großartigkeit des Krieges nach dem Tode des Herzogs von Parma aufgehört, aber es entwickelte sich rasch das bewunderungswürdige Feldherrntalent des jungen Nassau, und ohne bedeutende Schlachten und Belagerungen übten sich beide Heere im kleinen Kriege, in unzähligen Praktiken, Anschlägen, Ueberfällen und Listen eine neue Strategie und Taktik, durch Nachahmung und Wetteifer ausbildend; Künste, welche bald durch ehrbegierige Lehrlinge gegen den Erbfeind der Christenheit mit Erfolg versucht wurden.

In's spgnisch-niederländische, sowie in's nassauische Lager strömten von allen Enden Europa's militärische Abenteurer und unter ihnen ward Roßwurm bald mit Männern bekannt, welche seinem Geschick die großartige, zuletzt die tragische Wendung gaben; so außer Schwarzenberg und den Mansfeldern mit Georg Basta, dem berühmten Neapolitaner, mit Johann Tscherklas von Tilly, dem unübertroffeneu Wallonenobersten, mit dem Grafen Barbiano von Belgiojoso, Alles früher oder später bedeutende Personen. —

So eignete sich Roßwurm mit bildsamem Sinn das Neue, Fremde an; aber Zucht und Sittenstrenge herrschte nicht überall wie in der Umgebung Karls von Mansfeld. Meuterei, Aufstände und trotzige Selbsthilfe waren im spanischen Heere, zumal unter dem schlechten Regimente des Erzherzogs Ernst, an der Tagesordnung, und im bunten Wechsel des Soldatengeschicks lernten die Jüngeren den Augenblick schätzen, wildes Behagen bei Wein, Weibern und Karten den gefährlichsten Umständen abgewinnen. —

Als die Fackel des Bürger- und Religionskrieges in Frankreich allmählig niederbrannte, nur noch des gemordeten Guise Bruder und Vettern den Friedensanträgen und dem Waffenglück Heinrich's widerstanden, als der spanisch-niederländische Kampf eine zwar kunstgerechtere, aber ermüdendere Bahn verfolgte, ging an der Ostgrenze der habsburgischen Monarchie ein gefährliches Feuer anf, welches die Schüler Guise's, Parma's, Nassau's, zu einem, Christenblut versöhnenden, würdigeren Streite rief.

Die Türken, seit der Schlacht von Mohács das Gespenst, mit welchem Oesterreich die gleichgiltigen Deutschen aufschreckte, hatten, obgleich fast alle Kämpfe während der religiösen Spaltung des Reichs erfolglos gewesen, an ihrer Furchtbarkeit verloren, indem man sich gewöhnte, sie, die

Herren eines großen Theils von Ungarn, als lästige Nachbarn zu betrachten, und es von Seiten der blinden und doch so argwohnvollen Protestanten für einen Vortheil hielt, daß das Haus Habsburg und die katholischen Mächte nach jener Seite hin ihre Kräfte zersplittern mußten. So war denn, einzelner Heldenthaten ungeachtet, Schmach und Nachtheil für Deutschland immer gewachsen und in der erschlafften Gesammtbevölkerung unsers Vaterlandes wenig Lust vorhanden, es gegen den Erbfeind zu wagen, als der sonst so fri.dliebende, schon damals scheu in seiner Prager Residenz verschlossene Kaiser Rudolph II. sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, einen Türkenkrieg mit dem Aufgebot aller Streitkräfte aufzunehmen, da selbst ein jährlich der Pforte dargebrachtes, den Kaisertitel verunehrendes „Geschenk" die Frechheit und Verachtung der Türken steigerte.

Den vorgeblichen Anlaß zu verheerenden Einfällen in das ungarische Gebiet gab schon 1592 das räuberische Gesindel der Uskoken an der türkisch-ungarischen und venetianischen Grenze, die der Kaiser nicht zu zähmen vermochte, und schon damals war der Krieg zwischen den Grenzstatthaltern beider Reiche geführt worden, als der Vessir Sinan der Albanese, der achtzigjährige Eroberer von Tunis, das kaiserliche Botschaftsgefolge in Ketten werfen ließ, mit einem mächtigen Heere Anfang September 1593 um Belgrad erschien, um die Niederlage Hasan's, Pascha's von Bosnien, zu rächen.

Der geängstigte Kaiser ließ die Türkenglocke im Reiche läuten, beschwor die gesammte Christenheit zum Beistande; aber das Ende der türkischen Feldzüge, der Tag Kasim (30. November) kam, ehe das Heer aus den Erblanden mit den Türken zusammentraf; Sinan ging in die Winterquartiere nach Belgrad, noch gereizter in seiner kriegerischen Stimmung durch die kleinen Vortheile, welche Ungarns und Oesterreichs Helden Nadasdy, Palfy, Teuffenbach, in später Jahreszeit davon trugen.

Noch ehe im folgenden Jahre 1594 Sinan mit seinen asiatischen Truppen im Felde erschien, hatten schon die Erzherzöge Matthias und Maximilian, Letzterer uneingedenk seines bösen Feldherrnglückes bei Pitschen, sich an Gran und einigen türkischen Vesten versucht; da zeigte sich Sinan mit einem Heere, so groß, als seit Suleiman keines im Felde gesehen worden, und übergab Graf Hardeck die Festung Raab, wofür er schimpflich in Wien mit seinem Kopfe büßen mußte. Auch Papa fiel, und nur die ungarische Jungfrau, Komorn, behauptete den Ruhm der Unüberwindlichkeit,

als die feindlichen Rüstungen der Fürsten Siebenbürgens, der Moldau und der Wallachei, mit dem Kaiser im Trutzbündniß, die Seiten Sinan's bedrohten. —

Zu einem Feldzuge, im Maßstabe des gesteigerten Fanatismus, war bereits die heilige Fahne des Propheten aus Damaskus nach Konstantinopel gebracht worden; da ließ der Tod des Sultan's Murad (16. Jänner 1595), Mohammeds II. Thronbesteigung unter staatsherkömmlichem Brudermord, Sinan's Absetzung und neue Erhebung nach einem Aufruhr der Spahi, dem Hofe zu Prag Zeit, ein stärkeres Heer mit Hilfe der katholischen Mächte aufzubringen und einen bewährten Feldherrn aus fernem Kriegsschauplatz zu berufen.

Die Furcht vor einer zweiten Belagerung Wiens, welche der neue Sultan und Sinan verkündeten, ängstigte die zu Prag und Preßburg versammelten Stände, und bei fühlbarem Mangel an erfahrenen einheimischen Kriegshäuptern, vermochten die spanischen und wälschen Räthe den Kaiser, sich von seinem Oheim, Philipp II., den berühmten Karl von Mansfeld zum Befehlshaber seines Heeres zu erbitten, für welches er Verstärkung vom Papst, von Spanien, Polen, sogar von Schweden und den Moskowitern erwartete. Philipp II., obgleich im offenen Kriege mit Frankreich und den Niederländern, entließ willfährig den Mansfeld seines Dienstes.

Graf Karl, von der friedeburgischen oder niederländischen katholischen Linie, der Sohn des hochbelobten Grafen Peter Ernst I., welcher noch im achtzigsten Jahre mit unerschütterlicher Treue, erst als Statthalter der Provinz Luxemburg und dann nach Erzherzog Ernst's Tode die höchste Würde in den spanischen Niederlanden bekleidete, der Halbbruder des protestantischen Helden und Paladins der unglücklichen Böhmenkönigin, geboren 1543, hatte von den Jünglingsjahren an sich auf dem Kriegsschauplatze herumgetummelt, war, müde des Regiments Alba's, wider seines Vaters Willen in französische Dienste getreten, hatte bei Jarnac und Moncontour als Waffengenosse und Freund des alten Bassompierre sich ausgezeichnet; blieb am Hofe Karls IX. und Heinrichs III., an feinen Sitten und an Fertigkeit der Sprache den gebildetsten Eingebornen gleich, sie übertreffend an Kenntnissen.

Auf des Vaters Bitten nach den Niederlanden heimgekehrt, hatte er als unabhängiger General in unzähligen Gefechten für die Krone Spanien gestritten, so daß sein Name viele Jahre durch alle Kriegszeitungen hindurch

geht; jetzt zweiundfünfzig Jahre alt, strenger gegen sich und gegen Andere, bedeckt mit Wunden, von angegriffener Gesundheit in Folge der früheren Trunkliebe, des wüsten Soldatenlebens, beigebrachten Giftes und durch Liebestränke; hinkend auf einem Fuße, weil ihm als Jüngling, dem Bezauberten, ein lebendes Thier, gleich einer Eidechse, aus dem Beine geschnitten worden war. Was ihn aber neben seiner langjährigen Kriegserfahrung dem Kaiser empfahl, war die unerbittliche Kriegszucht, ein wesentliches Erforderniß für das kaiserliche, aus dem buntesten Söldnergemisch gebildete Heer; eine Strenge, die oft in Grausamkeit ausartete, und wohl häufig aus seiner jähzornigen Natur und aus körperlichem Unbehagen floß, wie er denn in früheren Jahren manche rasche blutige That begangen, in Frankreich bei Tische nach einem Wortwechsel den Hauptmann Staup, einen tüchtigen Deutschen, erstochen und seine zweite Frau in den Niederlanden wegen Ehebruchs mit ihrem Buhlen ermordet hatte. Jetzt nun, als berühmter Heerführer, auch von seinem alten Vater gemahnt, nahm er um so williger den ehrenvollen Antrag des Kaisers an, als er, des blutigen Krieges gegen Mitchristen überdrüßig, sein Gewissen durch Thaten gegen die Ungläubigen versöhnen wollte.

Da Rudolph von den über Religionsbedrückungen auf dem Reichstage zu Regensburg klagenden Protestanten geringe Hilfe erwarten durfte, hatte er den Mansfeld auch bevollmächtigt, tüchtige Befehlshaber und Kriegsleute aus den Niederlanden mitzubringen, und so kam er denn, nach langsamer, durch Ueberschwemmung verhinderter Reise, über Frankfurt zu Anfang des Märzmonats 1595 nach Prag, auf das Ehrenvollste vom Kaiser empfangen, zum Reichsfürsten erhoben und eigenhändig vom Erzherzoge Matthias mit einer schweren goldenen Kette geschmückt.

Langsam folgten die von ihm am Niederrheine geworbenen auserlesenen Truppen, die insgemein mit dem Ehrennamen Wallonen bezeichnet, obgleich nur ein Theil in den welsch redenden Landschaften heimisch war, damals ihren früher kaum gehörten, später so gefürchteten Namen zuerst in Deutschland und Ungarn verbreiteten.

An der Spitze von 2000 Reitern befand sich Adolph von Schwarzenberg, als dessen Oberstlieutenant, Hermann von Roßwurm, die lang entfremdete Heimath wieder sah. Auch 2000 Wallonen zu Fuß, unter später namhaften Führern, folgten dem Rufe Mansfelds, so wie ein Stab von bewährten Männern, willig, die in den Niederlanden erlernten Künste gegen

die Türken anzuwenden. Gegen Ende April 1595 ging der stattliche Zug aus Böhmen nach Wien, wo die hohen Würden des Heeres bekannt gemacht wurden. Matthias, der älteste Herzog, sollte dem Namen nach in Unter-Ungarn commandiren, der That nach aber der Fürst von Mansfeld; so wie in Ober-Ungarn dem Erzherzog Maximilian Teuffenbach zur Seite stand.

Ein mächtiges Heer floß um Wien zusammen, 13,000 Mann zu Roß und 51,000 zu Fuß, geführt von den edelsten deutschen, ungarischen, böhmischen und italienischen Herren; die Italiener unter Don Francesco Aldobrandini, Giovanni de Medici, Vincenz von Gonzaga und dem Herzog von Mantua; die Ungarn unter Nicolaus Palfy und Franz Nadasdy; unter namhaften Führern das Aufgebot der österreichischen Erblande; so auch eine gute Zahl aus den fränkischen, schwäbischen, baierischen und sächsischen Kreisen.

Ungesäumt trat Mansfeld, dann auch sein Bruder, der leichtsinnige, dem Spiele und bösen Händeln ergebene Bastard, mit „einem Pferde und einem ritterlichen Kleide“ sich anschloß, mit Alles beugender Energie sein hohes Amt an, zu welchem er, eine aus so viele Nationalitäten vermittelte Persönlichkeit, — er trug aber die prächtige Tracht der Ungarn — ganz eigends geschaffen war. Die zuchtlosen Haufen erbebten vor seiner Strenge; als beim Auszuge unbezahlte Regimenter durch ihre drei „Ambassaten“ wiederholt trotzig Geld forderten, mußten diese um ihr Leben würfeln, und der, welcher den besten Wurf gethan, die Kameraden ohne Verzug aufknüpfen; die Meuterer verstummten, als der entlassene Henker die Kunde in's Lager brachte.

Nach neuer Kriegskunst, die er den Römern entlehnt hatte, ließ Mansfeld sogleich bei Wieselburg ein festes Lager abstecken und mit Wällen und Gräben mehrere Meilen weit umgeben; sein Beispiel, indem er selbst zu Pferde Faschinen herbeitrug, wirkte so mächtig auf das Heer, daß die vornehmsten Herren, wie der Markgraf Burgau, aus erzherzoglichen Blute, den Spaten rüstig handhabten und selbst 600 Weiber des Lagers, unter ihnen manche Edeldame, emsig arbeiteten. Freilich hatte der Feldherr eine, die sich weigerte, mit gebundenen Händen bis zur Hälfte eingraben, und einen ungarischen Reiter, der solcher Bauernarbeit sich schämend, das Reisbündel fortgeworfen, auf der Stelle an den nächsten Baum hängen lassen. So entstand in wenigen Tagen ein einer festen Stadt ähnliches Lager, für

80,000 Mann, in welchem Mansfeld die Ankunft der Hilfstruppen erwartete; in demselben, so wie ringsum, waltete so gesetzliche Ordnung, daß die gemähten Garben unberührt auf dem Felde standen und die Landleute und Krämer furchtlos ihre Waaren und Lebensmittel auf dem Lagermarkte gegen baar Geld ausboten. Um den Muth der neuen Kriegsleute zu erproben, ließ Mansfeld von verkleideten Türken Scheinangriffe auf Feldwachen und Schanzen machen, und schlug diejenigen in Eisen, welche sich zaghaft bewiesen.

So bereitete er, als das Heer zusammengekommen, und er, zu Anfang Juni, in auf gleiche Weise befestigten Lagern weiter bis Komorn gerückt, über die Donau gesetzt war, in geheimnißvoller Stille seinen Anschlag auf die Hauptveste Gran vor, zu deren Erstürmung er viele Hunderttausend Reisbündel an dem Ufer der Donau zusammengebracht hatte, und erschien plötzlich, während die wachsamen Türken, durch Hin- und Hermärsche sicher gemacht, für Raab sorgten, mit allem nöthigen Belagerungsgeräth am 1. Juli vor Gran. Schon einen Monat stand das kaiserliche Heer vor der starken Veste, und Mansfeld hatte alle Belagerungskünste, Beschießung, Stürme, auch die Petarde, eine den Türken noch unbekannte Erfindung des niederländischen Krieges, versucht; seine Wallonen, die unterdeß herbeigekommen, nachdem sie im Innern Deutschlands auf dem Durchzuge gleich einem Feinde wegen ihrer Mord- und Plünderungssucht gefürchtet waren (bewaffnete Bürger begleiteten sie in gewisser Entfernung von Stadt zu Stadt, dann schiffte man sie auf der Donau ein, und dennoch enthielten sie sich selbst in der Nähe des kaiserlichen Wiens nicht der ärgsten Gewaltthaten), hatten unter Schwarzenberg, Oberpruck und Roßwurm sich bereits den Türken furchtbar gemacht, als Sinan Pascha, mit der heiligen Fahne aus der Wallachei umgewandt, mit 20,000 Osmanen zum Entsatz der belagerten Veste erschien.

Ungeachtet der erschöpfendsten Anstrengungen Mansfeld's, der überall durch Beispiel, Rede und That die Seinen ermunterte, waren erst wenige Außenwerke gefallen, dagegen auch das christliche Lager durch siebenzehn aufgeworfene Schanzen vertheidigt, die der Fürst allnächtlich selbst besuchte.

Am 4. August 1595 saß Mansfeld bei Tafel in seinem Zelte, als ihm das Andringen der Türken gemeldet wurde; augenblicklich sprang er auf mit den Worten: „Wenn nicht hier, werde ich in dem Lager der Feinde speisen", ließ einen ungarischen Reiter, welcher mit dem Rufe: „Christen

alle todt!“ durch's Lager jagte, mit Stiefel und Sporn an den nächsten Baum hängen und stellte unter frommer und ermuthigender Anrede die Seinen in Schlachtordnung. An Adolph von Schwarzenberg, welcher mit seinen auserlesenen Reitern seitwärts vom andringenden Türkenheere zwischen dem Strazsaberg und dem Georgenfelde lag, schickte er den wohlberedten Nikolaus Gatelmann, welcher als Geschichtsschreiber dem Feldzuge beiwohnte, jenen zum ungesäumten Angriff mahnend.

So wurden die Türken von zwei Seiten furchtbar bedrängt und unter dem Verlust von 4000 Mann und angesehenen Paschas in wilde Flucht geworfen. Die aufgelös'ten Schaaren, so viel ihrer entronnen, flohen mit der großen Kanone von Waradin, dem Andenken der Siege Soliman's, auf der Straße von Ofen, und ließen ihr Lager, reich an orientalischer Herrlichkeit, im Stich, welches Roßwurm, Schwarzenberg's Oberstlieutenant, über das Gebirge marschirend, am Abend einnahm. Mansfeld behielt nur die erbeuteten Feldzeichen und die Kanonen für sich, und nahm auf Bitten des Heeres des Beglerbeg Prachtzelt als Ehrengeschenk.

Aber Trauer und der härteste Verlust für die Christen reihte sich an diesen Sieg, mit dessen Kunde Mansfeld seinen Neffen nach Prag abgeschickt hatte. Erhitzt von der Arbeit der Schlacht — er hatte dreimal die Pferde gewechselt — heiser durch unaufhörliches Commandiren, Zurufen und Anordnen erschöpft, dachte der Feldherr sich an Trauben und Melonen zu erquicken, trank dazu jählings und viel, und ward gleich darauf von einem heftigen Fieber und der Ruhr ergriffen. Nichts destoweniger setzte er die Belagerung der täglich mit 1500 Kanonenschüssen geängstigten Stadt fort, mußte sich aber auf Rath der Aerzte und das Zureden der Obersten bei zunehmender Schwäche in einer Sänfte nach Komorn tragen lassen; wenige Stunden vor seinem Tode, 14. August, erfreute ihn, der im sinnverwirrenden Fieber nur immer nach Gran fragte, die Kunde, daß am 13. die Wasserstadt, vorzüglich durch den freudigen Muth der schwäbischen Knechte, unter dem Markgrafen von Burgau, erstürmt sei.

Der einbalsimirte Leichnam des Helden, den der Himmel den Sünden seines Vaterlandes nicht länger gönnte, ward nach Luxemburg zum greisen Vater gebracht, und im dortigen Erbbegräbniß beigesetzt; ihm folgte bald der Bastardbruder, dessen genialen Soldatengeist ein wüstes Leben noch verhüllte.

Matthias, der Erzherzog, als Oberfeldherr auf die Nachricht von der

gefährlichen Krankheit Mansfeld's aus Wien in's Lager geeilt, umritt mit Verwunderung und Lob die Befestigung desselben, und fand zwar ungeheuchelte Klage bei den Bessern über den Verlust des Fürsten, besaß aber selbst nicht die Eigenschaften, die strenge Kriegszucht Mansfeld's zu behaupten, daher in wenigen Tagen der alte Trotz, Meutersinn und die mit Mühe gezähmte Raubsucht wieder erwachten.

Dessenungeachtet genoß die Christenheit noch die Frucht von Mansfeld's Feldherrngeschick. Stadt und Schloß Gran, seit 52 Jahren in der Gewalt der Türken, ergaben sich gegen freien Abzug mit Weib und Kindern, nach langem Capitulationsgezänk mit Niklas Paly am 2. Septbr., die deutschen Soldaten verstümmelten in roher Zerstörungslust die Alterthümer, selbst die Bilder, welche die Ungläubigen in so langem Besitze geschont hatten, und besudelten das saubere Schloß.

Nach Grans Falle folgte, gewonnen von den Italienern, Wissegrad und Waitzen, so wie mehrere Burgen an der kroatischen Grenze; da jedoch die böse Jahreszeit hereinbrach, die Italiener und die Reichsvölker nach Hause begehrten, die Wallonen, mit Mühe durch Schwarzenberg besänftigt, um Sold meuterten, entsagte der Erzherzog dem hochstrebenden Plane auf Ofen, entließ die mit Sorgen bezahlten Regimenter bis auf die Besatzungen und kehrte, im Bewußtsein eines ruhmvollen Feldzuges, mit seinen Obersten im November nach Wien zurück.

Aber die Ereignisse des nächsten Jahres demüthigten wiederum die stolzen Erwartungen der Christen und lehrten, wie viel ein Mann, wie Mansfeld, werth sei.

Nach des alten Sinan Tode entschloß sich der Padischah, selbst zu Felde zu ziehen, vermaß sich, die Stadt des „deutschen Königs" zu belagern, und wählte zu seinem Begleiter den Sultanslehrer Snadeddin, der jetzt gleichen Ruhm im Kriegsrath, wie früher im Divan erwarb. Erst mit dem Herbst erschien das osmanische Heer an der Donau, als bereits die Christen, nicht die schnelleren, obgleich dem Kriegsschauplatz benachbarter, einiger Erfolge sich rühmen konnten. Weil das immer heillosere Zerwürfniß der kirchlichen Parteien Deutschlands den Erzherzog Matthias festhielt, hatte Kaiser Rudolph, nachdem er zeitig für die Ergänzung des Heeres gesorgt und mächtige Beihilfe auf dem Reichstage und den Provinzialtagen in den Erbstaaten erlangt, die Führung desselben seinem jüngeren Bruder Maximilian übertragen, und durfte auch des Zuzugs Sigmunds,

des Fürsten von Siebenbürgen, gewärtig sein, welcher auf einem Besuche in Prag das Schutz- und Trutzbündniß eben erneuert. Mit dem Beistande der, auch diesmal zum Anschluß an die Mehrheit der Reichsstände gezwungenen Protestanten war das Heer, das im Juli an Ungarns Grenzen zusammenfloß, auf **24,000** zu Roß und **47,000** zu Fuß berechnet, und erreichte zu Anfang August **1596** — Schwarzenberg, Generaloberst, war schon im Juni in's Feld gerückt, und Roßwurm als Oberst und Regimentsführer, war gleichzeitig mit seinen Neugeworbenen aufgewesen — das von den Türken verlassene Waitzen. Zwar war Ofen auch diesmal das Hauptziel christlicher Waffen; aber das nähere Hatwan lockte zur Erstlingsunternehmung und fiel, hart bedrängt und muthig vertheidigt, nicht durch kunstmäßige Belagerung, sondern durch einen Angriff aus dem Stegreif.

Als nämlich zwei gemeine Soldaten am **3**. September, Reisig zu suchen, sich bis unter die zertrümmerten Mauern gewagt hatten und eine unbesetzte Stelle bemerkten, riefen sie andere Kameraden herbei; die Obersten Trczka und Roßwurm stellten sich an die Spitze des kühnen Anschlags, erstiegen zuerst die Trümmer und eroberten nach einem vierstündigen Würgen, in welchem die Wallonen mit den Deutschen in den ausgesuchtesten Martern und Grausamkeiten, nicht gegen die Besatzung allein, wetteiferten, den wichtigen, mit schöner Beute angefüllten Platz. Aber ihre Unmenschlichkeit wurde bald darauf an ihren Kriegsgefährten gleich scheußlich vergolten; beflügelt durch Rachbegier, stürzte das ganze osmanische Heer am **21**. Sept. auf Erlau, als kaum Wilhelm Trczka, Niary Paul und der Graf von Thura zur Uebernahme des Befehls sich hineingeworfen, während Maximilian, unschlüssig, über Waitzen an die Donau zurückging. Am siebenten Tage der Beschießung zogen sich die Vertheidiger aus der brennenden Stadt in die Burg; da zwang die Meuteri der Wallonen den wackern Böhmen, welcher fußfällig die Seinen zur Standhaftigkeit mahnte, zur Uebergabe; die Befehlshaber wurden als Geißeln im türkischen Lager aufbewahrt; die ungetreue Besatzung dagegen, ungeachtet ihr der Sultan „beim Pferde, das er ritt und beim Säbel, mit dem er umgürtet war", Sicherheit zugeschworen, bei fünfthalbtausend Mann, zur Strafe des in Hatwan Begangenen, geschunden, entmannt oder sonst unter sinnreichen Martern getödtet.

So fiel Erlau, ein stattlicher Bischofssitz, vom großen Suleiman vergeblich belagert, am **13**. October. Auf die von Trczka gesendete Schreckensnachricht war Maximilian, so rasch es in später Jahreszeit und bei dem

ungeheuerem Heergeschleppe geschehen konnte, zum Entsatz aufgebrochen, hatte den Schwarzenberg vorausgeschickt, der Vereinigung mit dem Heere des Fürsten von Siebenbürgen gewärtig; aber schon am 15. Oct. brachten des jüngeren Palfy leichte Reiter die Trauerkunde von Erlau in das langsam fortrückende Lager. Maximilian, von Schaam und Verdruß erfüllt, entschlossen, entweder Erlau wieder zu erobern oder den Sultan in offenem Felde aufzusuchen, vereinigte am 18. October um Kaschau sich mit Sigmund, mit dem Heere Teuffenbach's und dem ungarischen Aufgebote unter Palfy, so daß das christliche Heer, nach mittlerer Angabe 65,000 Mann zu Fuß und zu Roß mit 95 Kanonen, ausmachte, und kam am 22. October nach Keresztes, wo Roßwurm, jetzt Generalwachtmeister, mit leichter Reiterei vorausgesendet, eine sichere Lagerstätte erspäht und nach moderner Kunst abgesteckt hatte. Hier nun, in der Nähe von Erlau, wo die Zagywa, ehe sie in die Theiß mündet, sich in Sümpfe verbreitet, ward drei verhängnißvolle Tage hindurch mit unerwartetem, fast räthselhaftem Erfolge gestritten.

Den Schlachtreigen eröffnete am 23. October Roßwurm, welcher den Dschaafer-Pascha, den Verschnittenen, als er, über die Furth des Flusses setzend, die Christlichen zu überfallen gedachte, in einem heißen Treffen, verstärkt durch Schwarzenberg mit der österreichischen Reiterei, durch Palfy und Siebenbürgen, zurückschlug, ihn jenseits des Sumpfes verfolgte und ihm 43 Kanonen abnahm. Erschreckt durch den Verlust, neigte der junge Sultan sich zum Rückzuge, und nur der feurigen Beredsamkeit und den Vorwürfen des Chodscha (Sultanlehrers) gelang es, den Padischah bei der heiligen Fahne zurückzuhalten und ihn zum Aufbruch aus Erlau gegen das christliche Lager zu bewegen.

Hier hatte der erste Sieg die Gemüther so freudig gestimmt, daß der junge Fürst von Siebenbürgen mit Mühe verhindert wurde, das vorrückende Hauptheer der Osmanen, 150,000 Mann stark, nicht jenseits der Zagywa aufzusuchen. Ehe noch am 24. October die Christen sich in ihrem zweiten Lager, näher an Keresztes, befestigt, wurden sie durch die Türken, welche dasselbe zu umgehen dachten, zur zweiten Schlacht genöthigt. Maximilian, die sorglichsten Anstalten treffend, stellte das ganze Heer in Schlachtordnung; die beiden Feldmarschälle, Schwarzenberg und der alte Teuffenbach, die Furthen besetzend, trieben nicht ohne Verlust die Gegner zurück, hielten aber auf Maximilians Gebot in der Verfolgung inne. Kaum eine Viertel-

meile entfernt, und durch den seichten, jedoch sumpfigen Fluß getrennt, aus dem beide Heere tränkten, standen in der Nacht vom 25. zum 26. Octbr. beide Lager in ihrer ganzen Ausdehnung einander gegenüber. Für der Christen Sicherheit sorgte der Generalwachtmeister durch fleißige Runden; Schwarzenberg verkündete allen Hauptleuten den Plan der auf den folgenden Tag unausbleiblich anberaumten allgemeinen Schlacht.

In der Frühe des 26. Octobers, als die Ausrufer den großen heiligen Kampf ausgerufen, zogen, der Sultan bei der Fahne des Propheten in der Mitte, die Wessire, die Beglerbege auf die Flügel vertheilt, der Chodscha mit den Heeresrichtern dem kampfungewohnten Padischah zur Seite, die Osmanen gegen die Furth, unter wilder Schlachtmusik, damit sie die Feinde nicht zu überraschen schienen, unter fanatischer Ermunterung der Befehlshaber. —

Der Erzherzog, den Himmel um Sieg anflehend und erhebende Worte an die Seinen richtend, vertraute das Lager zahlreichen Hütern, folgte im Mittelpunkte der Aufstellung, während Schwarzenberg und Palfy die erste Linie bildeten und Teuffenbach den Nachtrab befehligte. Als ein großer Theil der Türken diesseit des Sumpfes sich befand, brach — es war schon Nachmittag — Schwarzenberg mit Ungarn und Deutschen auf sie ein und trieb, ohne Verlust seinerseits, die Herübergekommenen, ihnen ihr sämmtliches Geschütz abnehmend, in die Flucht, so daß rathlose Verwirrung die jenseit Vordringenden ergriff und der Sultan selbst sich in den Rücken seines Heeres begab, in das Zelt der Mulo ferrica.

Ein glänzender Sieg war gewonnen, hätte Maximilian den Aufforderungen jugendlich erhitzter Obersten, zumal Sigismunds, widerstanden, bei sinkender Sonne die Geschlagenen nicht jenseit des Sumpfes zu verfolgen. Ueberstimmt durch ihre Mahnungen, gab der durch das Schlachtenglück besonnen gemachte Oberfeldherr nach; die christlichen Haufen stürmten ordnungslos, da auch Schwarzenberg's Ansehen an der Beutegier der Deutschen scheiterte, auf das osmanische Lager, zerstreuten sich, nachdem sie die Wache bis an den Rand des Walles gejagt, in den weiten Räumen, überließen sich blinder Habsucht, beraubten die reichen Gezelte des Sultans und der Wessire, während hier und da noch einzelne Rotten der Türken, Stallleute, Kameeltreiber, Köche, sich zur Wehre setzten. Schon pflanzten die Deutschen Hellebarden und Spieße vor einzelne Zelte, um sie ihren Hauptleuten zu bewahren; schon war Niary Paul durch einen Sachsen, aus Halle,

seiner Ketten entledigt, und schon tanzten Ungarn und Deutsche in wilder Siegesfreude um die erbrochenen Schatzkisten, unter wildem Gemetzel Wehrloser; Maximilian, zurückgeblieben, eiferte vergeblich gegen die Zuchtlosen, als sich plötzlich die Scene furchtbar änderte. Der Chodscha rief mit Sprüchen aus dem Islam dem Padischah, welcher im Mantel des Propheten niedergekauert, hinter dem Lager Gebete murmelte, neuen Muth in die Seele; der Wessir Cicala brach mit den Reitern aus dem Hinterhalt hervor und überfiel im Sturm die Siegessichern, Beutebeladenen, welche vereinzelt; festgehalten in den Zeltgassen, über die Zeltstricke stürzend, keinen Widerstand zu leisten vermochten. In einer halben Stunde waren **20,000** christliche Reiter zersprengt, in die Flucht gejagt, und derselbe panische Schrecken, welcher den rechten Flügel der Türken, zumal die Asiaten, mit dem Großwessir in die muthloseste Flucht geschlagen hatte, lag jetzt urplötzlich auf dem christlichen Heere. Maximilian, sich mit gezogenem Degen den Fliehenden entgegenwerfend, ward in der Fluth fortgerissen; gleich fruchtlos stemmte sich Fürst Bernhard von Anhalt mit obersächsischen Reitern, Brandenburgern und Pommern dem Andrange entgegen; mit einbrechender Nacht bedeckten die Fliehenden, ihr Lager aufgebend, weit die Straßen in allen Richtungen, zumal auf Kaschau. Teuffenbach allein blieb, da die Türken ihrerseits, bei dem Weichen eines Flügels, ihres Sieges nicht sicher, an das Verfolgen nicht dachten, im christlichen Lager zur Nacht, und brach in der Frühe unversehrt mit seinem Gepäcke nach Kaschau auf, wo die Feldherren, entblößt und beschämt, ohne Heer sich zusammenfanden.

Ueber Tokay und Warasdin eilte Siegismund in die Heimath; Kosacken, Haiducken und Bauern plünderten das christliche, Tartaren das verlassene türkische Lager.

So war der Ausgang der Schlacht bei Keresztes, oder Erlau, wie sie die Türken nennen, und sie dem Siege Suleiman's bei Mohácz an die Seite stellten, sobald sie, zur Besinnung gekommen, die Größe ihres unverhofften Glückes erkannten. Die Zahl der erschlagenen Christen läßt sich nicht genau ermitteln, sie schwankte zwischen **20** und **30,000**, unter ihnen treffliche Männer, zwei Herzöge von Holstein, viele edle Böhmen, Westphalen, Baiern, Franken, Schwaben und Sachsen.

Der Kriegsneuling Mohammed, ein so zweideutiger Sieger, wie unser Friedrich bei Mollwitz, zog unter Jubel und religiösem Gepränge über Belgrad nach Stambul; die asiatischen Flüchtlinge dagegen, mit öffentlicher

Schande gebrandmarkt, wurden die furchtbarsten Rebellen des Reiches. Der Erzherzog, der bitter Getäuschte, ohne Heer und Geräth, gab jede Unternehmung für den Winter auf und ging am Ende November nach Wien, wo er Schwarzenberg, den Markgrafen von Burgau, den Roßwurm, welchem als Generalwachtmeister in der Schlacht keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, geblieben war, schon antraf und sich mit ihm sogleich nach Prag zum Kaiser aufmachte. Nikolaus Gabelmann, der bestellte Geschichtschreiber des kaiserlichen Krieges, konnte seinem gelehrten Herrn, welcher während des schon 5 Jahre dauernden Kampfes mit keinem Schritt seine Laboratorien, Sternwarten, Bildergallerieen, Marställe auf dem Hradschin verlassen hatte, den erwünschten Siegesbericht nicht abstatten; von seiner Wißbegierde zu tief in so gefährliche Studien hineingetrieben, ward er seit der Schlacht von Keresztes vermißt und starb in seinem Berufe als Historiograph.

Schwere Sorge umlagerte das Erzhaus nach dem Mißgeschick des Feldzuges von 1596, in welchem nur Englands Königin folgerecht einen Gewinn der protestantischen Partei erkannte. Kaiserliche Schreiben voll Jammergeschrei und kläglicher Bitten, unwürdig des Reichsoberhaupts, gingen von Prag aus, um die, grade damals so gefährdeten, lutherischen Stände zu neuer Beihilfe zu bewegen. Aber langsam und unzureichend war die Hilfe, welche die stumpfen, für die Gefahr der Christenheit gleichgiltigen Deutschen zusammenbrachten; zur Schande des männerstolzen Vaterlandes mehrten sich daher die Fremdlinge, „die Welschen“, im deutschen Kriegsrath und Lager. Selbst viele abenteuernde Franzosen, zu Soldaten gebildet in den grauenvollen Bürger- und Religionskriegen, die nach Heinrichs Uebertritt zur rechtgläubigen Kirche ihrem Ende sich neigten, zogen mit Wallonen und Niederländern als bedenkliche Kampfgenossen nach Ungarn. Gleich spät langte der Serdar Mohammed Saturdschi in der sirmischen Ebene an, als Totis durch eine Petarde, — eine den Osmanen noch unbekannte Erfindung — erobert war, und Maximilian, wiederum Oberfeldherr, doch ohne den wackern Teuffenbach, den der Tod hinweggerissen, Papa erobert hatte. Den Roßwurm, Obersten eines Regiments, finden wir überall an den gefährlichsten Posten, ohne daß seine Persönlichkeit bestimmter heraustrat; vor Papa ward er beim Sturm am 17. August durch einen Schuß verwundet. Maximilian gab die Belagerung von Raab — seit Jahren ein Hauptziel kaiserlicher Anstrengung — auf, als der Serdar, nachdem er Totis weggenommen, Waitzen bedrohte, und zog sich, nach

Waitzens Falle, furchtsam auf die Insel Komorn zurück, nach dem Vorbilde Mansfelds und auf den Rath Georgs Bottar, des berühmtesten Strategen und Militairschriftstellers, den wir als Gegner Roßwurms bald kennen lernen werden, sein Lager an den Ecken mit vier Kastellen versehend. Drei Tage hindurch (Mitte November) bestürmte der Serdar die kaiserlichen Linien; blutig zurückgeschlagen, zumal durch die Tapferkeit der Ungarn, der Generale Seifrid, Colonits, Palfy, so wie durch Schwarzenberg's deutsche Reiter, und durch eine Meuterei der Janitscharen geängstigt, leitete der Serdar trügliche Friedensunterhandlungen ein und vertheilte darauf seine europäischen Truppen in die Winterquartiere, weshalb auch Maximilian, froh, in diesem Jahre, als die Welschen seinen Kriegsrath bildeten, wenigstens das Heer erhalten zu haben, nach Entlassung desselben auf Wien und Prag zurück ging.

Als noch die deutschen Stände unter vergeblicher Vermittelung des Erzherzogs Matthias zu Regensburg tagten, gewann der Feldmarschall Schwarzenberg durch Kühnheit und Kriegslist einen Vortheil, welcher den Kleinmuth der kaiserlichen Hauptleute, den sie seit zwei Jahren aus Ungarn heimgebracht, mächtig beflügelte; wir meinen die in der Militairgeschichte jenes Jahrhunderts denkwürdige Eroberung der Hauptveste Raab.

Deutschland und die gesammte katholische Welt jubelte über die kühne That, und Schwarzenberg's, des zum Ritter Geschlagenen, in den Grafenstand Erhobenen und reich Beschenkten, Name war in Aller Munde.

Roßwurm befand sich weit von der ruhmvollen That, auf Werbung, wie gewöhnlich, an die Grenze von Deutschland beordert.

Wiederum erst im Herbste waren die beiderseitigen Heere auf dem Kriegsschauplatze beisammen; Erzherzog Maximilian befehligte in Siebenbürgen, wo man böser Sinnesänderung gewärtig sein mußte und der Serdar seit October Warasdin belagerte; Matthias machte sich gleichzeitig an die Umschließung von Ofen, um durch die wichtigste Eroberung das so glücklich begonnene Jahr zu schließen, zumal da die neuen Regimenter unter Roßwurm, Heinrich von Obernpruck, einem mannhaften Wallonen, Graf Karl von Sulz' und anderen tüchtigen Obersten herübergekommen waren. Aber beide Unternehmungen, erfolglos, wurden, nach gleicher Dauer, an demselben Tage aufgegeben. Bereits hatte das kaiserliche Heer die Wasserstadt und den Gerhardsberg erobert, und die Standhaftigkeit des Befehlshabers von Ofen erschüttert, Roßwurm seine Tüchtigkeit von Neuem bewährt, als

unaufhörliche Stürme den Erzherzog nöthigten, die Belagerung aufzugeben, und er am 3. November den Rückmarsch nach Gran antrat.

Der Serdar Saturdschi büßte den vereitelten Feldzug mit dem Kopfe, wogegen den Erzherzog sein kaiserliches Blut und die Milde christlicher Sitten schützte. Friedensunterhandlungen, welche der neue Großwessir Ibrahim anknüpfte, lähmten den ersten Schwung des Feldzugs des Jahres 1599, und wieder erst im späten Herbste standen beide Lager zwischen Gran und Ofen einander gegenüber. Unterdeß streifende Tartaren weit und breit das Land verwüsteten, hielt sich Schwarzenberg, unbewegt durch die Bitten und Vorwürfe der ungarischen Magnaten, in seinem, nach Mansfeld's Beispiel, wohlverschanzten Lager, entschlossen, nichts ohne des Erzherzogs Befehl zu thun; und so kehrten, nach einem thatenlosen Feldzuge, die Einen nach Gran, die Andern nach Belgrad zurück.

Aber denkwürdigere Begebenheiten, zur Freude und zum Leid, zu Ehr und zu Schimpf der Christenheit, brachte das Jubeljahr 1600, auf Geheiß Clemens VIII. feierlich begangen; altberühmte Helden erlagen theils natürlichem, theils durch unerhörten Verrath bereitetem Geschicke, und neue Namen erschollen, zu kurzem Glanze, auf dem Schauplatze eines seit acht Jahren geführten mörderischen Krieges. Nikolaus Palfy, der Schrecken der Osmanen, endete, aus dem Kriegsrath von Wien zurückgekehrt, sein sturmbewegtes Leben; aber einen bei weitem schmerzlicheren Verlust erlitt das Kaiserhaus durch den Tod Adolphs von Schwarzenberg, in Folge der Kriegsunlust und Schlaffheit der Deutschen, welche den Kaiser genöthigt hatten, „geworbenen Fremdlingen" die dem Feinde nahe gelegenen Vesten zu vertrauen. In Papa lagen zur Vertheidigung, unter Michael Marothi, mit einem Häuflein Deutscher und Ungarn, 1200 Franzosen und Wallonen, welche, unzufrieden über den Rückstand des Jahressoldes, zu meutern begannen und zur Schande des französischen Namens, den heillosen Entschluß faßten, gegen die Zahlung ihrer Forderung die christliche Burg dem Erbfeinde zu überliefern. Mit Freuden ergriff der Großwessir Ibrahim die gebotene Gelegenheit, schickte Geld im Voraus, mit großen Verheißungen, worauf die Franzosen das Häuflein der ihrem Eide treuen Deutschen und Ungarn auf der Burg überwältigten, den Commandanten in Fesseln legten, und jeder Hoffnung auf den Rücktritt zur christlichen Sache entsagend, die kaiserliche Fahne den Türken überlieferten, dagegen mit einer Festigkeit, würdig einer besseren Sache, sich anschickten, die verrathene Veste gegen das

kaiserliche Heer zu behaupten. (Juni 1600.) Schwarzenberg, welcher auf die erste Kunde von dem beispiellosen Handel herbeigeeilt war, hatte vergeblich den Verzweifelten ihren vollen Sold geboten, und begann am 7. Juli die Umlagerung der Veste, welche die noch übrigen Franzosen mit allen Künsten langer Kriegserfahrung vertheidigten. Als sie am 16. Juli in der Morgenfrühe einen Ausfall auf die kaiserlichen Batterieen wagten, um sich, vom Hunger getrieben, zu den Türken durchzuschlagen, eilte Schwarzenberg ohne Helm und Kuiraß in's Getümmel zu den Seinen und ward, indem er sie mit feurigen Worten ermunterte, vor den gebrandmarkten Gegnern nicht zu weichen, mit einer Kugel durch den Kopf geschossen, daß er leblos vom Pferde sank. Sogleich übernahm Nadasdy den Oberbefehl und trieb die Empörer in die Stadt zurück; ihn lös'te, auf Geheiß des Erzherzogs Matthias, Melchior von Redern, Maximilian's Diener in Leid und Freud, in Ruhm und Schimpf seit den Tagen von Pitschen, der eben durch die Vertheidigung von Warasdin hohe Ehren gewonnen, ab; doch schon wenige Tage nach der kunstgerechten Belagerung der Franzosen, welche, entmenscht, sich anschickten, die christlichen Gefangenen, zumal den Obersten Marothi, zu fressen, ergriff den Schlesier eine gefährliche Krankheit, daß er das Feldlager verließ und bald darauf zu Deutsch-Brod starb. Nadasdy, jetzt dem ältesten Oberbefehlshaber, war der traurige Ruhm beschieden, Papa den Händen der Abtrünnigen zu entreißen, um sie so grauenvoll zu bestrafen, als ihr Verbrechen beispiellos erschien.

Um dem Hungertode zu entrinnen, brachen die Renegaten am 10. August am frühen Morgen aus, wurden aber von Nadasdy's Husaren und Thurn's Reitern in einzelnen Truppen vertheilt, theils niedergehauen, theils gefangen, so daß nur 600 erschöpft nach Stuhlweißenburg entflohen. Zwanzig Jahre hindurch diente der Rest den Türken mit der waghalsigsten Tapferkeit, zugleich mit einer Art von kannibalischer Wuth gegen die Christen, um die Grausamkeit zu rächen, mit welcher — das menschliche Gefühl erbebt davor, — ihre gefangenen Genossen von Deutschen und Ungarn einem bis zur Pein des letzten Hauches versparten Tode hingegeben wurden.

So hatte jener mörderische Krieg in wenigen Monaten dem Kaiser seine bewährtesten Feldherren geraubt: Palfy, Schwarzenberg, Redern, nachdem Mansfeld und Teuffenbach einige Jahre früher ihm erlegen.

Wohl keiner im Heere beklagte aufrichtiger den Feldmarschall Schwarzenberg, dessen Leiche man in Wien prunkhaft bestattete, und welcher seinem

einzigen Sohne Adam, erzeugt in der Ehe mit Margarethe Wolfin von Metternich in Gratz, geboren 26. August 1587, die reichsgräfliche Würde, nebst einem vermehrten redenden Wappen, „einem Raben, welcher einem Türkenkopfe die Augen aushackt", hinterließ, als Roßwurm, der in ihm den ältesten Freund und den deutschen Kriegslehrer verlor. Schwerer wurde die Lage des als Protestant geborenen Kriegsmannes, da immer zahlreicher die Welschen kaiserlichen Dienst nahmen, und sie, den Deutschen an Ansehen überlegen, eine nationale Abneigung nicht verbargen.

Schon 1598 war Georg Basta nach Ungarn gekommen, von Geschlecht ein Epirote, aber bei Tarent geboren, welcher sich unter Parma im niederländischen Kriege, dann in den Kämpfen der Liga ausgezeichnet und als militairischer Schriftsteller durch seinen „Maëstro di campo generale" und sein „Governo della cavalleria leggiera" einen berühmten Namen erworben hatte. Bereits in Siebenbürgen, als Unterfeldherr Maximilians, von dem abtrünnigen Woiwoden Michael gefürchtet, that er sich bald noch mehr hervor, und eben so versteckt und rachesüchtig, als tapfer und erfahren, strebte er zu den höchsten Ehrenstellen, gleichviel durch welche Mittel, auf.

Weil der Italiener, bei der gefährlichen Lage Oberungarns, dem Aufstande in der Moldau und Wallachei, der zweideutigen Gesinnung Siegmund Báthori's, Fürsten von Siebenbürgen, nicht abgerufen werden konnte, um den Oberbefehl in Niederungarn zu übernehmen, war Kaiser Rudolph, rathlos in Prag sitzend und der Fähigkeit der deutschen Generale mißtrauend, genöthigt, wiederum im Auslande einen Feldherrn zu werben, und sandte deßhalb einladende Botschaft an Philipp Emanuel, Herzog von Mercoeur, von der jüngeren Linie des lothringischen Hauses. Aus Anhänglichkeit an die katholische Kirche und aus Rachegefühl um den gemordeten Vetter von Guise, hatte Mercoeur, das letzte Haupt der Ligue, am standhaftesten den Navarrer bekämpft und in der Behauptung der Bretagne alle Versöhnungsanträge des Königs abgewiesen, bis er, als seine Partei von Tage zu Tage schwächer wurde, im März 1598 sich unterwarf und mit Niederlegung seines Gouvernements in der Bretagne nach Lothringen ging. Ausdauer und bewährtes Feldherrntalent empfahlen ihn dem Kaiser, welcher um so eher hoffen durfte, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, als Heinrich IV. den letzten Anführer der Ligue außerhalb seines Landes beschäftigt wünschte und den muthigen Mann selbst nach kriegerischer Thätigkeit verlangte.

Weil wir den Roßwurm wieder einige Zeit lang auf dem Kampfplatze

in Ungarn vermissen, er bald in einer höchst betrauten Stellung um Mercoeur hervortritt, ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Rudolph des mit den katholischen Heerführern Frankreichs persönlich bekannten Mannes bediente, um den Uebertritt des Lothringers zu vermitteln.

Freudig nahm der Herzog das ihm gebotene Ehrenamt an und rüstete sich, mit einem Gefolge alter Kriegsgenossen und neugeworbenen Regimentern nach Ungarn zu ziehen. Wie sich christlicher Seits die Heerfahrt verzögerte, so gelangte auch Ibrahim erst spät an die Donau, beschloß, Kanischa, die Vormauer der krainer, kärnthner und steyermärker Lande, dem Halbmonde zu gewinnen, und stand mit den französischen Renegaten am Ende August **1601** vor jener im Sumpfe belegenen und vom Obersten Georg Paradeiser mühselig und angstvoll vertheidigten Veste. Bereits hatte Ibrahim mit großem Aufwande von Kriegsmitteln die Belagerung begonnen, als am **10.** October der Herzog von Mercoeur mit einem mäßigen Heere von **25,000** Mann zum Entsatz an der Mur erschien. Erzherzog Matthias hatte ihn im Mai als seinen General-Lieutenant bekannt gemacht und die neuen Obersten, welche ihn begleiteten, unter denen wir zuerst den Johann von Tilly an der Spitze von **300** in Lothringen und den Niederlanden geworbenen schweren Reitern finden, begrüßt; viel edle deutsche Herren, unter denen wir den Roßwurm vermissen, zogen mit ihrem neuen Volke allmählig heran. Muthvoll und Gottvertrauend wies der Lothringer die Abmahnungen des Wessirs, mit einem so geringen Heere den Entsatz der Veste zu wagen, ab, vereinigte sich mit dem Aufgebot von Niederungarn unter Nadasdy und mit dem Ban von Illyrien, und hielt siegreich in mehreren Gefechten, in denen sich besonders Tilly, Colonits und Herberstein ruhmvoll auszeichneten, gegen die überlegene Macht der Türken aus. Aber empfindlicher Mangel an Lebensmitteln zwang ihn schon am **14.** October auf den Rückzug zu denken, den er, verfolgt von dem ganzen Heere der Feinde, ungesäumt antrat, wie durch ein Wunder, unter Sturm und Donnerwetter, fortsetzte und ohne Verlust an Geschütz, für dessen Fortschaffung der Feldzeugmeister, Graf von Sulz, unermüdlich sorgte, Raab erreichte. Noch nicht acht Tage nach seinem Abzuge wehrte sich Paradeiser mannhaft, dann nöthigte ihn am **22.** October die Besatzung, die Veste gegen freien Abzug mit Hab und Gut zu übergeben, was auch so pünktlich türkischer Seits beobachtet wurde, daß sie selbst Hühnersteige und anderes Geräth auf Kameelen nachführten. Der unglückliche Befehlshaber mußte den Verlust

Karischa's, welches die Erblande des Hauses Oesterreich jetzt so nahe bedrohte, büßen; er verlor mit lang behaupteter Ehre durch ein Kriegsgericht das Leben zu Wien, wohin Mercoeur, als die geworbenen Regimenter aufgelös't oder in Winterbesatzungen vertheilt waren, rathlos und niedergeschlagen zurückkehrte, während Georg Basta durch glückliche Thaten in Oberungarn und die willkürliche Ermordung des Woiwoden Michael an Feldherrnansehen stieg.

Da nach dem Falle Kanischa's die Erbländer des Erzherzogs Ferdinand, der bereits durch fanatische Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen sich als Hauptstütze der katholischen Welt angekündigt hatte, zunächst der Türkengefahr offen lagen, rüsteten zumal die italienischen Fürsten und der Papst, dem gleichfalls der Krieg näher rückte, sich zur Beihilfe, welche, zuerst 10,000 Mann zu Fuß, unter bekannten Feldherren, Aldobrandini, Clemens VIII. Schwestersohn, dem Herzoge von Mantua, dem Giovanni de Medici, zeitig von Ancona nach Dalmatien übersetzten, da man die Wiedereroberung Kanischa's und den Gewinn von Stuhlweißenburg als Hauptunternehmungen für das Jahr 1601 beschlossen hatte, da die Hoffnung auf Frieden oder Waffenstillstand, wie Ibrahim, mit Erhebung der Großmuth der Osmanen, „denen schon im vorigen Jahre der Weg auf Wien und Prag freigestanden", rühmte, sich als trüglich erwies.

Aber aller dringenden Gründe zur Eile ungeachtet, und obgleich der Tod Ibrahims des Renegaten und die Wahl seines Nachfolgers, Hassan des „Oebstlers", den Aufbruch des türkischen Heeres verzögerten, zogen die Christen erst im Herbst zu Felde, in ein dreifaches Heer getheilt, von denen das eine unter Erzherzog Ferdinand mit den Italienern, dem Ban von Illyrien nnd einigen ungarischen Gespannschaften gegen Kanischa, das zweite unter dem Herzoge von Mercoeur gegen Stuhlweißenburg, das dritte unter Georg Basta gegen Siebenbürgen bestimmt war.

Ferdinand, jetzt 23 Jahre alt, entschlossen, sich die ersten Sporen durch mannhafte Thaten zu verdienen, legte vor seinem Auszuge aus Gratz sein Testament nieder, in welchem er, falls er den Heldentod fände, seinem Bruder Maximilian die Fortsetzung der Reformation in den bereits verödeten Landen empfahl und seiner Väter, der Jesuiten, besonders reichlich gedachte, vereinigte sodann sein stattlich geputztes Heer, gegen 28,000 Mann stark, am Zusammenfluß der Mur und Drau, mit Geringschätzung

seiner deutschen, der türkischen Kriegsart kundigen Generale, zumal des Freiherrn von Herberstein, alle hohen Stellen ausschließlich den Welschen vertrauend, die zur Bedingung gemacht, daß kein Protestant in dem „heiligen Kriege" irgend einen Dienst erhielte. Die Parteilichkeit des Erzherzogs, welche die Inländer beleidigen mußte, weissagte keinen guten Erfolg; schon im Anzuge war der wackere Herberstein durch den Neid der Italiener verhindert worden, ein Geleite von Lebensmitteln, welche für Kanischa bestimmt waren, wegzunehmen.

So kam man unter uneinigen Rathschlägen und verdrossener Ausführung am 10. September vor die in tiefen Sümpfen gelegene Veste. — Drinnen befehligte Hassan der „Opiumesser", ein eben so standhafter als verschlagener Türke, welcher durch tausend zum Theil lustige Kunstgriffe, die er durch seine Helfer, den „schwarzen Omer" und Aehnliche ausführte, die übelberathenen Christen äffte und irrte, und durch fanatische Verheißungen das Vertrauen der Moslemim aufrecht erhielt.

So schritt die Belagerung in vielen Wochen wegen der unzugänglichen Sümpfe fast keinen Fuß breit vor; versuchte Stürme, in denen Herberstein wie ein gemeiner Soldat mitfocht, waren vergeblich, und Krankheiten verminderten bei dem Ungestüm der herbstlichen Witterung von Tag zu Tag zumal die Zahl der weichlichen Italiener. Als Ferdinand gegen das Ende Octobers keinen Segen seiner geweihten Waffen verspürte, die Türken aller Anschläge spotteten, die hochmüthigen Italiener bereits die Stimme der deutschen Obersten im Kriegsrath gestatteten, sah der fromme Erzherzog sich genöthigt, durch Botschafter bei seinem Oheim um Hilfe anzuhalten, und ein geborner Protestant oder zweideutiger Katholik war es, dessen Tüchtigkeit Verlust und Schimpf des Abzuges einigermaßen minderte. —

Mit ungleich größerer Ehre und mit Erfolg hatte unterdessen das zweite Heer gekämpft. Um die Türken von der Unternehmung gegen Stuhlweißenburg, die uralte Krön- und Grabstätte der ungarischen Könige, abzulenken, hatte der Herzog von Mercoeur, zwischen Komorn und Gran gelagert, den Roßwurm, welcher plötzlich, gewiß zum Neide der ausländischen Obersten, zum Feldmarschall aufgestiegen war, mit einer Heeresabtheilung auf Gran geschickt, und dem Feinde für Ofen Besorgniß erregt; dann war am 10. September die ganze Macht um Stuhlweißenburg vereinigt worden, während der Großwessir, ungewiß, welcher Veste er zur

Hilfe ziehen solle, von Semlin her sich näherte. Weil der Stadt ohne Bezwingung der befestigten, hinter Sümpfen belegenen Vorstädte nicht beizukommen, Mercoeur dagegen durch Ungarn erfahren, daß ein Zugang durch seichtere Stellen des Morastes auf die Vorstadt von Szigeth möglich sei, trug er seinem Feldmarschall das gefährliche Unternehmen auf. — Roßwurm, durch zuverlässige Kundschafter von der Ausführbarkeit des Planes unterrichtet, wählte am Abend des **16**. September **1601** die abgehärtetsten Soldaten aus den Deutschen und Wallonen, und machte sich muthig an das Wagestück, Alle, auch der Feldherr, mit Reisigbündeln versehen. —

Nach unsäglicher neunstündiger Arbeit, während welcher Roßwurm durch sein Beispiel die Untergebenen zur Ausdauer aufforderte und selbst bis zur Brust im Wasser watete, erreichte er die mit geringer Besatzung versehene Vorstadt; obgleich noch ein Theil der Mannschaft, bei der Enge der Furt, zurückgeblieben, schritt er, um nicht durch das Tageslicht in seiner wagehalsigen Vereinzelung entdeckt zu werden, zum Angriff, und jagte, unter Anrufung des Namens Christi und erhobenem Geschrei, die erschrockenen Türken in die Thore der eigentlichen Stadt. Indem auf das verabredete Zeichen der Herzog von Mercoeur die anderen Vorstädte, die Raizenstadt und Gemößstadt, ungesäumt angriff und die Vertheidiger in gleicher Verwirrung mit Hinterlassung ihrer Kanonen flüchteten, konnte er am **17**. November die Batterieen gegen die innere Stadt richten; nach dreitägiger Beschießung ward der Sturm auf die zertrümmerten Mauern gewagt und Stuhlweißenburg, achtundfünfzig Jahre nach Suleimans Eroberung, unter wildem Gemetzel — da die verzweifelten Türken sich in die festen Gebäude warfen — mit vielen Reichthümern in die Gewalt der Christen zurückgebracht.

Der alte Königspalast, so wie die Kirche unserer lieben Frauen, die Grabkirche der ungarischen Könige, sprengten die Türken selbst in die Luft; der reichsten Beute jedoch bemächtigten sich, den Deutschen zuvorkommend, die Wallonen, welche selbst die Königsgräber nicht verschonten, die Leichen der arpadischen Herrscher aus ihren Särgen zerrten. Kaum hatte der Herzog von Mercoeur die Veste wieder in Stand gesetzt, mit Besatzung versehen, als der Großwessir, vergeblich zum Entsatz herbeigeeilt, mit einem **30,000** Mann starken Heere erschien, am **20**. Oct. unfern Stuhlweißenburg den Christen gegenüber sich lagerte, sie zur offenen Schlacht heraus-

fordernd. Da galt es denn unter den Augen des Erzherzogs Matthias, der von Wien, um den ruhmvollen Erfolg zu theilen, herbeigekommen, das Errungene tapfer zu vertheidigen. In den ersten Tagen des Angriffs der Türken auf das Lager war es wieder Roßwurm, welcher mit dem Grafen Heinrich Matthias von Thurn die trotzig heranstürmenden Osmanen aufhielt, und mit der Beschützung der Schanzen betraut, für Wachsamkeit und Tapferkeit gleichen Ruhm erlangte.

Der härteste Stand war am 15. October, als das christliche Lager, näher auf Stuhlweißenburg, in einem Paß zwischen zwei hohen Bergen durch das überlegene Heer der Feinde zugleich an der Zufuhr verhindert und mit fanatischer Wuth angegriffen wurde. Roßwurm und der Graf von Sulz drangen in den Herzog, eine Feldschlacht zu wagen, der jedoch erst, als der Erzherzog seine Zustimmung gegeben und geharnischt erschien, dem stürmischen Eifer folgte. An der Spitze des gesammten deutschen Fußvolkes zog Roßwurm den fünfmal stärkeren Osmanen entgegen, während der Herzog mit der Reiterei nachrückte. Schon flohen einzelne Schaaren der Ungarn, als der Kapuziner Lorenz von Brindisi, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, und der Herzog durch Wort und Beispiel die Weichenden wieder in's Getümmel trieb und nach dem blutigsten, auf allen Punkten entwickelten Gefechte, nachdem der Statthalter von Ofen und Mohamed Kiaja gefallen, die Türken in aufgelös'te Flucht schlug. Die Besiegten selbst gestanden, daß die Deutschen in keiner früheren Schlacht tapferer gestritten hätten; der Wessir, als er einige Tage darauf aufbrach, ließ durch kecke Reiter den deutschen Vorposten zurufen:

„Diesmal zögen sie ab, würden aber mit dem ersten Frühlinge zurückkehren, um entweder Stuhlweißenburg wieder zu gewinnen, oder den Kampf um Ofen mit den Deutschen zu wagen.“

Mit Siegerfreude kehrte sodann der Erzherzog nach Wien heim, feierte zu St. Stephan ein freudiges Te Deum und schmaus'te stattlich mit dem Lothringer auf dem Gastmahle der Bürgerschaft, die vor einigen Jahren, aus Furcht vor einer türkischen Belagerung, ihre Vorstädte abgetragen hatte; für den Roßwurm aber gab es noch böse Tage, die ihn das Behagen nach einem so ehrenvollen Feldzuge nicht unverkümmert genießen ließen. Denn auf das Hilfsgeschrei des Erzherzogs Ferdinand, der in verzweifelter Lage um Kanischa aushielt, ward sogleich nach dem Abzuge des Großwessirs der Feldmarschall mit dem schon ermatteten Volke, **6000** Mann zu

Fuß und 2000 Reitern, abgeschickt, um das Heer der prahlerischen Italiener zu retten. Sein Generallieutenant war ein Deutscher, Graf Philipp von Solms, der ein Arquebusir=Reiterregiment befehligte; und der wackere Johann Ernst, Fürst von Anhalt, und Heinrich Matthias von Thurn hatten dem Zuge sich angeschlossen.

Auf bösen winterlichen Wegen — am Plattensee und zu Veszprim mußte man das Gepäck zurücklassen — langte der Unermüdete am 12. November glücklich vor Kanischa an, dessen Vertheidiger Hassan durch die aufgesteckten Köpfe der bei Stuhlweißenburg gefallenen Pascha's keineswegs sich schrecken ließ. Erfreut empfingen die Heerführer den bewährten Helfer, welcher sein Lager unter freiem Himmel abgesondert aufschlug, aber bei der ersten Besichtigung der Umschanzungslinie erkannte, wie Weniges und wie Ungeschicktes in so vielen Wochen von den Italienern zur Bezwingung der Veste geleistet sei. Nichtsdestoweniger zeigte Roßwurm den Muth, die Belagerung nachdrücklich fortzusetzen. In dem ersten gehaltenen Kriegsrathe mußten die Fremden, unter den Vorwürfen des unerfahrenen Erzherzogs, voll Beschämung ihre geringen und erfolglosen Anstrengungen gestehen; Roßwurm, um seine Meinung befragt, erklärte sich in einer wohlgesetzten Rede, welche der Livius der Ungarn, Nicolaus Isthuantius, bei seiner Wahrhaftigkeit nur einem gebildeten und für beredsam anerkannten Manne in den Mund legen konnte, bereit, das Aeußerste zu wagen; tadelte freimüthig die saumseligen Anstalten der Welschen, denen jetzt der Grimm des Winters über den Hals gekommen sei, und gelobte, wenn man mit Verwerfung alles bisher Angefangenen nach seiner vorgeschlagenen Weise die Belagerung fortsetzen wolle, sein und der Seinen Leib und Leben daran zu setzen, um der von ihm gehegten Erwartung zu entsprechen. Aber die Italiener hatten keine Lust, länger die Beschwerden einer Winterbelagerung, die keinen Erfolg verhieß, zu tragen; wie am 15. November die uneinige Feldherrnversammlung, in welcher der Erzherzog sein Feldherrntalent schmählich aufgab, auseinanderging, brach ein so furchtbares Unwetter mit Kälte, Sturm, Schnee und Regen ein, daß mehr als 1000 Reiter und vom Troß des Feldmarschalls, welcher auf der Eile des Zugs Zelte und sonstige Lagerbequemlichkeiten zurückgelassen, elendiglich umkamen.

Zeuge des grauenvollen Elendes so vieler Tausende, beschloß man darauf einstimmig den Abzug; weil aber die schelmischen Italiener Zug-

seile, Ketten und Stricke verschleppt hatten, konnte das Geschütz nicht fortgebracht werden, obgleich Herberstein und Roßwurm ihre eigenen Pferde herzugeben bereit waren. So blieben denn, zur Schande des Christennamens, mit den Gezelten und allem kostbarem Lagergeräth, den Kutschen, dem Silbergeschirre, ja selbst dem Throne des hoffärtigen Erzherzogs, von rothem Sammet, auch 47 metallene mit prunkenden Wappen verzierte Kanonen in den Laufgräben zurück; während der Omer Aga ausfiel, saß Hassan über dem Throne von Szigeth, Beutel mit Gold und Silber in den Händen, um die eingebrachten Köpfe zu bezahlen.

Lächerlich verlangten und erhielten die Italiener, als eine vermeintliche Ehre, die minder gefährliche Vorhut, welche sie rascher vom Schauplatze des Verderbens entfernte; mit vollem Rechte dagegen betrachtete Roßwurm es als ruhmvolle Auszeichnung, daß ihm die Nachhut übertragen wurde. Nicht Unähnliches den Schrecknissen des Kaiserheeres im Jahre 1812 bot sich den Blicken dar; Tausende von Kranken, Ermatteten, Erfrierenden wurden an den Straßen dem unbarmherzigen Feinde überlassen, welcher die Gräben um Kanischa mit Christenköpfen füllte; Brücken und die Eisdecken der Sümpfe brachen, jedes Gefühl der Menschlichkeit war in der Brust der Ueberlebenden erstarrt, zumal der Deutschen.

So schleppte sich der ordnungslose, stündlich verminderte Haufe unter wachsenden Schneewegen bis Pettau und Gratz, worauf der Rest der Italiener über Krain und Fiume die Heimath suchte, Roßwurm und Nadasdy, nachdem sie ihre Leute in die Winterquartiere verlegt, sich nach Wien begaben.

Schweigend saß in seiner Burg der Erzherzog zur Tafel und beruhigte sich in seinem gegen alle Anfechtung des Gewissens gepanzerten Innern über das von Gott verhängte Mißgeschick, während seine durch die Reformation zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen in ihm die Hand Gottes mahnend erkannten.

Aber der Feldzug im Jahre 1601 hatte noch nicht genug Opfer gekostet, auch der siegreiche Feldherr durfte nicht ungestraft scheiden. — Der Herzog von Lothringen Mercoeur, dessen Feldherrntüchtigkeit und Glück das Erzhaus über den Verlust Mansfelds und Schwarzenbergs getröstet, hatte vom Kaiser, der ihn auf das Ehrenvollste zu Prag empfing, und von Matthias Urlaub erhalten, um nach Lothringen zu gehen und mit neugeworbenen Regimentern im Frühjahre zu neuem Siege zurückzukehren.

Auf dem Heimwege ergriff ihn zu Nürnberg ein heftiges Fieber, welchem er am **19**. Februar **1602**, **43** Jahre alt, erlag. Ihn preiset de Thou wegen seines hohen Sinnes, seiner männlichen Klugheit, Ausdauer und Geistesgegenwart in der Gefahr, bei scheinbarer Unentschlossenheit. Leichtsinnige Franzosen beschuldigten dagegen die Deutschen, daß sie den Feldherrn aus Neid vergiftet hätten; eine Anklage, die, so unerwiesen sie ist, immer unsern Unmuth erregt, hätte nicht der Forscheifer Johann Georg Keyßlers unter den Raritäten auf der Nürnberger Stadtbibliothek den Blasenstein aufgespürt, welcher dem Leichname des Herzogs ausgeschnitten wurde.

Kein Wunder, daß, wer einen Monolithen der Art nach einem Türkenkriege mit sich führte, und sich durch die Schmäuse und Ehrentränke, die Fastnacht zu Wien und Prag durchgeschlagen, eines schnellen Todes starb. —

Wiederum war der Hof zu Prag in unruhiger Verlegenheit, wem er die Führung des ungarischen Heeres anvertrauen sollte, zumal da der Großwessir Hassan, zufolge seiner Drohung beim Abzuge, zeitig auf dem Kampfplatze erwartet wurde.

Erzherzog Matthias, Oberfeldherr Ungarns durch seinen Rang, bedurfte, bei etwas zweifelhaftem Geschick, um so mehr eines zuverlässigen Stellvertreters, da die wirren Angelegenheiten des Reichs und des Erzhauses seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Dagegen hatte der Roßwurm in einer Reihe von Feldzügen so glückliche Proben seines Eifers, seiner Wachsamkeit, Unternehmungslust und Tapferkeit, zumal seines unter Mansfeld ausgebildeten Feldherrntalentes gegeben, daß Rudolph die protestantische Herkunft übersah, und ihm, gewiß zum lauten Neide fremder und älterer Obersten, dem Titel nach die zweite Stelle nach dem Erzherzoge anvertraute, die jedoch wesentlich ihn zum Oberfeldherrn des über **30,000** Mann aus den Erblanden gestellten und zum Kriege in Niederungarn bestimmten Heeres erhob.

Wie Hassan verheißen hatte, rückte er schon im August **1602** von Ofen aus gegen Stuhlweißenburg, und kaum war dem Feldmarschall Zeit gelassen, in Person eine stärkere Besatzung nebst allen Kriegsbedürfnissen in die bedrohte Veste zu werfen. Johann Markus Isolani, zur mannhaften Vertheidigung des Ortes entschlossen, fand nicht gleiche Gesinnung bei seinen Untergebenen. Als daher die Türken, der Oertlichkeit wohl kundig,

durch dasselbe Wagestück, wie Roßwurm im vorigen Jahre, sich der Wasserstadt bemächtigt hatten, leiteten, ohne Wissen des Befehlshabers, die Soldaten die Uebergabe ein, empfingen jedoch den verdienten Lohn ihres Verraths und ihrer Feigheit; denn als im Laufe der Unterhandlungen die Wachsamkeit erschlaffte, erstürmten die Janitscharen mit den französischen Renegaten von Papa die Mauern, metzelten Alles, was sie trafen, nieder, führten den Rest als Gefangene vor den Großwessir, welcher auch den Isolani, da die Unterhandlungen gegen seinen Willen angeknüpft waren, nebst seinen Offizieren als Kriegsgefangene nach Belgrad schickte. So war ruhmlos die Frucht der Anstrengung Mercoeurs am 29. August, am Tage von Mohács, verloren, und das Selbstgefühl der Osmanen befriedigt; aber wie die Dinge im Weltlauf immer anders ausfallen, als man erwartet, sollte auch ein Theil Dessen, was das deutsche Heer sich als Ziel eines ehrenvollen Feldzuges gesteckt, in Erfüllung gehen.

Als nämlich der Großwessir, froh des Erfolges, bei Ofen über die Donau gegangen, nach Siebenbürgen auf dem Wege war, um dem Rebellen Moses Szekely gegen Georg Basta zu Hilfe zu eilen, brach Roßwurm mit dem Heere von Gran auf gegen Ofen, nahm unterwegs das verlassene Waitzen, schlug von der Insel St. Andreas Brücken nach der Seite von Pesth, und begann die Belagerung der Stadt, welche durch eine Brücke mit Ofen verbunden ist, am 29. September.

Die Wichtigkeit der Brücke zwischen den beiden feindlichen Orten ermessend, traf Roßwurm sogleich Anstalten, sich ihrer zu bemächtigen oder sie zu zerstören. Schon um Raab und Gran war eine Donauflotte, bestehend aus bewaffneten Galeeren und sogenannten Tschunken, zusammengebracht, und zugleich durch die Kunst Gilberts von Santillier, eines Lothringers, ein Brander gerüstet; am 2. October bestieg Roßwurm muthig die Tschunken und griff die durch herbeieilende Türken vertheidigte Brücke vom Wasser her an, während sein wackerer Gefährte, der Graf von Sulz, sich den Zugang zu derselben vom Ufer her erfocht. Die Feinde, bestürzt durch den doppelten Angriff, theilten ihre Kräfte, wurden aber entweder in den Strom gesprengt oder auf der Brücke selbst erschossen, worauf der von Wind und Strömung begünstigte Brander des Lothringers die Verbindung zwischen beiden Städten glücklich sprengte und zunächst die Bezwingung Pesths erleichterte, da zugleich die Wasser- oder Judenstadt,

welche an der Brücke auf der Ofener Seite liegt, in die Gewalt der stürmenden Christen gekommen war.

Am 6. October lockte Roßwurm, mit der Flotte Pesth von der Wasserseite nachdrücklich angreifend, die türkische Besatzung von der Landseite ab; diesen Moment benutzte der Graf von Sulz mit dem deutschen Fußvolke, erstieg die nicht stark vertheidigte Mauer, und indem er wildes Gemetzel über die Stadt verbreitete, konnte Roßwurm, da die Türken vom Ufer zur Rettung der Ihrigen herbeieilten, mit seiner Mannschaft landen, und unter erbarmungslosem Morden die Eroberung der Stadt, welche Suleiman **1541** gewonnen, vollenden.

Ein Haufen Türken, welcher mit Weibern und Kindern auf einen Thurm geflüchtet, sich gegen freien Abzug ergeben, ward mit kluger Schonung durch den Feldmarschall nach Ofen entlassen, um die Gemüther zur willigen Capitulation zu stimmen; von der herrlichen, während eines halbhundertjährigen Besitzes von den Osmanen dort aufgehäuften Beute überbrachte das Heer dem Feldmarschall zwölf schöne Fahnen in sein Zelt zum Ehrengeschenk.

Nach einem so glänzenden Erfolge wuchs die Zuversicht des christlichen Feldherrn, durch die Bezwingung Ofens, der Hauptstadt des türkischen Ungarns, die höchste Ehre in der christlichen Welt zu erlangen und das kaiserliche Haus, welches unablässig auf diese Unternehmung hingetrieben, als sei aller sonstiger Vortheil unbedeutend, sich zum höchsten Danke zu verpflichten. Aber die Bezwingung Ofens, welches noch **83** Jahre den christlichen Waffen unter den größten Heerführern widerstand, und erst **1686**, als die fanatische Energie der Osmanen in den Schlaf zu sinken begann, als vernachlässigter Steinhaufe in kaiserliche Hände gerieth, war damals eine Aufgabe, welche das größte Aufgebot der Kräfte erforderte und sich am wenigsten in vorgerückter Herbstzeit in einem Handstreiche lösen ließ. —

Ofen, nur einige Tagereisen von Wien entfernt, dessen jetzige Gestalt nach den Verwüstungen und veränderter Herstellung zweier Jahrhunderte die Beschaffenheit im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert kaum erkennen läßt, liegt, prachtvoll aus weiter Ferne zu sehen, auf dem rechten Ufer des Stromes, und bestand damals, da Alt-Ofen mit den Spuren römischer Bauwerke bereits ein Trümmerhaufe war, aus mehreren Städten, die einzeln nach alter Art befestigt, zusammen ein starkes System von

Fortificationen, freilich nicht nach dem Maßstabe niederländischer Festungen, bildeten.

Die Oberstadt oder die eigentliche Stadt breitete sich über einen Hügel mit ziemlich abschüssigen Wänden aus; über ihr zur Linken nach Norden lag abgesondert auf einem höheren Felsen die Burg. Den Raum zwischen beiden bis zum Flusse füllte die Juden- oder Wasserstadt aus, deren Verlängerung die kleine Vorstadt bildete, an deren Thore die vielbesuchten heißen Bäder sich befanden. Die hintere Stadt erstreckte sich längs der östlichen Seite der Oberstadt; mäßige Hügel, welche über ihr sich in einiger Entfernung erhoben, begünstigten die späteren Belagerungen, zumal die letzte von 1686; der befestigte St. Gerhardsberg, im Norden über der unangreifbaren Burg, lehnte sich an ein höheres Gebirge.

So hatte Ofen, geschmückt mit schönen Kirchen, die zum Theil in Moscheen verwandelt waren, einen bedeutenden Umfang; mehrere Inseln trennten das Donaubett und machten, wie im Jahre 1602, einen Angriff auch auf der Wasserseite möglich.

Keck der Hoffnung sich hingebend, daß seine aufgeführten Geschützketten und seine Minen die Stadt in Kurzem zur Uebergabe zwingen würden, lud Roßwurm den Erzherzog Matthias ein, Zeuge des Erfolges der christlichen Waffen zu sein; aber auf die Kunde vom Falle Pesths und der Belagerung Ofens war auch Hassan mit 30,000 Mann herbeigeeilt und lagerte sich den 13. October bei Pesth auf den Feldern von Rakosch, der alten Stätte ungarischer Reichstage. Kühnen Muthes zog der Feldmarschall mit der Reiterei den Türken über die Brücke entgegen, mußte aber nach Verlust den Weg über den Strom zurücksuchen. So belagerten denn mit gleicher Heftigkeit die Türken Pesth, die Christen Ofen, unter blutigen Ausfällen und ritterlicher Vertheidigung beider Vesten, in der am 22. October Tilly bei einem vergeblichen Sturme eine Wunde in den Arm empfing. — Nach zwanzigtägiger Beschießung Pesths ließ sich der Großwessir, dessen Heer bei über alle Maßen großem Mangel an Lebensmitteln von Ofen aus über den Fluß versorgt werden mußte, durch die Vorstellungen des Beglerbeg von Ofen, „sein längerer Aufenthalt würde die Festung aushungern", zum Abzuge nach Belgrad (den 2. Nov.) bewegen, nachdem es ihm vorher gelungen war, 2000 Janitscharen mit dem nöthigen Kriegsgeräth in die Festung zu werfen.

Da begann denn christlicherseits die Belagerung mit erneuerter Hef-

tigkeit; aber auch die Türken, angefeuert von Habil, dem achtzigjährigen Richter von Ofen, wiederholten ihre mörderischen Ausfälle, eroberten eine nachlässig bewachte Schanze des Schwarzenbergischen Regiments, vernagelten die Stücke, erschlugen tausend Deutsche, unter ihnen den Sohn des Fürsten Karl von Mansfeld.

Dieser empfindliche Verlust wird dem Feldmarschall Roßwurm Schuld gegeben, welcher zur Zeit der Bedrängniß mit vielen Fremden, zumal französischen vornehmen Herren, in leichtsinniger Geringschätzung der Gefahr in seinem Zelte bei Karten und Würfeln saß, und, statt in Person zur Stelle zu eilen, seine Lieutenants und Obersten schickte, was den Feinden Zeit zur Ausführung ihres Anschlages gönnte. Dagegen wurden die Türken von Weißenburg, Kanischa und Szigeth, welche den Ofenern Hilfe zu bringen sich aufgemacht hatten, auf dem Wege ereilt und geschlagen. — Bald jedoch nöthigten wiederum die winterlichen Regengüsse, Sturm und Schnee und unerträgliche Kälte den Erzherzog Matthias, welcher das Commando in Person übernommen, an die Aufhebung der Belagerung zu denken; nachdem noch der schöne junge Rheingraf Otto einen Ausfall der Türken mannhaft zurückgeschlagen und am 13. November von der Donauflotte aus die Stadt mit glühenden Kugeln geängstigt war, vertheilte der Erzherzog die deutschen und ungarischen Regimenter in Pesth und in die an der Donau eroberten Castelle, ließ die Stücke auf Schiffe bringen und zog in guter Ordnung, unter Freudenschüssen der Türken, allerlei gegenseitigen ritterlichen Erbietungen, Trompeten- und Paukenlärm, am 15. auf Gran ab.

Der Feldzeugmeister Graf von Sulz blieb in Pesth als Befehlshaber, und Wien empfing am 24. November den Erzherzog Matthias und seinen Feldmarschall, gegen den, obgleich er Pesth so ruhmvoll erobert hatte, die Verleumdung und der Neid der Welschen allmählig lauter wurden.

Lange zögerte der kaiserliche Hof mit der Entscheidung, wem er den Oberbefehl im Feldzuge des Jahres 1603 in Niederungarn vertrauen werde; Georg Basta, welcher siegreich die Aufrührer in Siebenbürgen niedergekämpft, sehnte sich nach dem ehrenvolleren Schauplatze, nach dem Kriegslager um Ofen, wohin die Blicke der Christenheit unausgesetzt gerichtet waren, und den die vornehmsten Herren des Abendlandes alljährlich durch ihre Gegenwart verherrlichten.

Mit ihm, dem ränkevollen Italiener, hatte sich ein Landsmann und Kriegsgefährte aus Frankreich und den Niederlanden, vereinigt, Graf Johann Jakob Barbecino von Belgiojoso, stammend aus einem altberühmten lombardischen Condottieren-Geschlecht, unternehmungseifrig, aber hinterlistig, blutdürstend und jesuitisch-unduldsam; vom Kaiser zum Commandanten von Kaschau ernannt, hätte er gern den Oberbefehl in Oberungarn bekleidet und deshalb den Basta in Niederungarn beschäftigt gewünscht. — Viel Unglimpfliches mochte durch diese Welschen am Hofe zu Prag gegen den protestantischen namenlosen Emporkömmling, der ihrem Ehrgeize allein im Wege stand, ausgesagt worden sein, und schon ging das Gerücht, daß Basta die Führung des Hauptheeres erhalten würde, als Rudolf dennoch sich entschloß, den Roßwurm im vorjährigen Commando unter dem Erzherzoge Matthias zu bestätigen.

Konstantinopel war im Jahre **1603** erfüllt mit verderblichen Empörungen, der Großwessir Hassan, der „Oebstler" gestürzt, daher der ungarische Krieg etwas in den Hintergrund trat, und der närrische Hassan (Deli), Bruder des schwarzen Schreibers, der Hauptrebell Kleinasiens, mit einer räuberischen, abenteuerlichen Rotte an die Donau geschickt wurde, um durch ruhmvolle Thaten gegen die Christen seinen früheren Abfall in Vergessenheit zu bringen, vielleicht auch, um sich seiner und seiner Genossen zu entledigen.

Zu Esseck stieß er zum Heere des Seraskiers Lala Mohamed-Pascha, und erst spät im September erschienen Beide um Ofen und Pesth. Fast eben so spät versammelte sich das kaiserliche Heer, der Angabe nach fast **40,000** Mann stark, unter unserm Feldmarschall, von Sulz, Tilly, Herberstein und anderen deutschen und österreichischen Fürsten und Herren befehligt. —

Zu Ausgang des August **1603** hatte Roßwurm, um Gran die heranziehenden Regimenter vereinigend, schon einige Vortheile über streifende Türkenhaufen erfochten; darauf war er gegen Ofen gerückt und hatte, nachdem er eine Brücke über den Strom geschlagen, auf der Donauinsel oberhalb der Veste sich gelagert, um einen Vortheil über den Feind abzulauern, welcher sich ungewöhnlich ruhig in seinem festen Lager zwischen dem St. Gerhardsberge und der Stadt verhielt, als dem deutschen Feldherrn ein Fremdling sich näherte, welcher, eine langvergessene Verbindung anknüpfend, allmählig wie ein böses Princip auf ihn wirkte und mittelbar,

wie eine Nemesis für frühere Sünden, den beklagenswerthen Untergang des Mannes vorbereiten half.

Diese dämonische Gewalt war der junge Bassompierre, oder Bestin, den wir jetzt nach kurzem Vorbericht in die Geschichte aufnehmen müssen. Franz, der älteste lebende Sohn des alten Bassompierre, geboren auf dem Familienschlosse Harouel am 12. April 1579, hatte, trefflich begabt von der Natur, während den Vater die wirren Händel des Hauses Guise seiner Familie fern hielten, eine solche Bildung genossen, daß er als Zwittergeschöpf zwischen Deutschen und Franzosen, beider Eigenthümlichkeiten in sich vereinigend, für ein merkwürdiges Leben unter beiden zeitig befähigt wurde. Gut vorbereitet auf Lothringischen Schulen unter deutschen und französischen Lehrmeistern, frühe schon mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit bekannt, hatte er zu Freiburg im Breisgau und zu Pont à Mousson studirt, in hofmännischen und ritterlichen Künsten auf fürstlichen Hochzeiten schon als zarter Jüngling geglänzt, und war dann nach Baiern geschickt worden, um in Ingolstadt unter den Jesuiten seine wissenschaftliche Bildung standesgemäß zu vollenden.

Das Ansehen seines Vaters eröffnete ihm ehrenvollen Zutritt zum Hofe des Herzogs, dessen Brüder gleichfalls sich auf der berühmten Hochschule befanden.

In demselben Jahre (1595) hatte Roßwurm, der geflohene Diener seines Vaters, mit dem Fürsten von Mansfeld den ungarischen Kriegsschauplatz betreten, und soll, der geschworne Feind der Bassompierre, sogar gesucht haben, den Jüngling zu Ingolstadt durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen; der aufmerksame Vater aber habe seinen Sohn unter den Schutz des Herzogs gestellt, der im Zorn über Roßwurm ihm den Oberbefehl seines Regiments entzog, was Jenen noch mehr gegen das Haus Bassompierre erbitterte. Gleich darauf starb der alte lothringische Condottiere zu Nancy im April 1596, nachdem es ihm noch gelungen, ein Friedensbündniß zwischen dem Herzoge von Lothringen und dem Könige von Frankreich zu vermitteln.

Nach adeliger Sitte unternahm der junge reiche Herr mit seinem Bruder im stattlichen Zuge eine Reise an die Höfe Süddeutschlands und Italiens, fand überall, zu Florenz, Rom und Neapel, hohe Gönner, die Freunde seines Vaters, und vervollkommnete sich in einer berühmten Reitschule zu Neapel in zeitgemäßen Ritterkünsten, im Reiten, Fechten, Tan-

zen und anderen Leibesübungen, worin er an Zierlichkeit und Gewandtheit bald alle Mitschüler übertraf.

Nach einem andächtigen Besuche bei Unserer lieben Frau zu Loretto gedachte er in den ungarischen Krieg zu ziehen, bot aber leichtsinnig seine Dienste dem Herzog von Ferrara an, welcher in bösen Händeln mit dem Papste stand, als noch zum Glück des guten Katholiken der Erste von seinem ketzerischen Unternehmen abließ.

So mit den großartigsten Verhältnissen des Weltlaufes zeitig vertraut, bei Fürsten wegen seiner feinen Manieren, seiner liebenswürdigen Ausschweifungen wohlgelitten, kehrte Bassompierre nach Lothringen zurück, und war im Begriff, sich dem Dienste des Königs von Spanien zu widmen, als ihn Heinrich III., entzückt über den bewunderungswürdigen Tänzer, an seinen Hof fesselte (1598), und ihn zu seinem Genossen fröhlicher Feste, zum Vertrauten flüchtiger Liebesverhältnisse erwählte. Die lockeren, vergnüglich unter dem heitersten Scheine der Chevalerie verlebten Jahre, die vielverschlungenen Intriguen des Hofes hat Bassompierre, als ihn Richelieu unter Louis XIII. in der Bastille zwölf Jahre schmachten ließ, in der Form eines Journals auf das Anziehendste erzählt, mit einer Genauigkeit der Zeitangabe und Namen und einer Kraft des Gedächtnisses, welche Zweifel an der Wahrheit erwecken würden, stimmten nicht seine Notizen schlagend mit verbürgten Nachrichten überein.

Neben seiner Geschicklichkeit im maskirten Ballet und in Reiterquadrillen bildete er aber auch sein Talent in Karten- und Würfelspiel in's Große aus, gewann und verlor mit dem heitersten Gleichmuth ungeheure Summen, und ward daneben der Held des so anmuthig lüderlichen Hofes in Liebeshändeln, deren Romantik seine deutsche Natur, bei aller Verflachung durch angelernten französischen Leichtsinn, eigenthümlich bezeichnete.

Seinen ersten Feldzug that der junge Marquis unter den Augen des Königs und des Connetable, Herzogs von Lesdiguières, in Savoyen im Jahre 1600, stürzte sich dann wieder in den kaum unterbrochenen Strudel des Hoflebens, als die Mahnungen seiner deutschen Verwandten, die alle sich Ehre in den Waffen erworben, ihn veranlaßten, das träge, thatenlose Leben in Frankreich aufzugeben und nach Ungarn gegen die Türken zu ziehen, wohin der Ruf der Ehre und der Gefahr schon so viele französische Edelleute gelockt. Er beurlaubte sich daher vom Könige gleichzeitig, als der Prinz von Joinville, aus dem Hause Guise, vom Hofe verbannt, weil

er sich mit der Maitresse Heinrichs, der Marquise von Verneuil, in ein gefährliches Verständniß eingelassen, als Freiwilliger nach Ungarn zu ziehen sich anschickte.

Bescheiden schlug Bassompierre das ihm durch seine deutschen Verwandten verschaffte Regiment des baierischen Kreises, **3000** Mann stark, aus, und machte sich im August **1603** mit einem fürstlichen Gefolge von Edelleuten und der reichsten Feldequipage auf den Weg, um gleichfalls als Freiwilliger dem kaiserlichen Heere sich anzuschließen. Zu Ulm auf der Donau mit seinem Troß sich einschiffend, begrüßte er in Neuburg den Pfalzgrafen, seinen Gönner, und traf am **9.** September **1603** zu Wien mit dem Prinzen von Joinville und seinem Vetter, dem Rheingrafen Otto, zusammen, als er zu seinem Schrecken erfuhr, daß der Todfeind seines Geschlechts, der Roßwurm, dieses Jahr das kaiserliche Heer in Niederungarn befehlige.

Es gehört zur Zeichnung der Persönlichkeit unseres Helden und zur Schilderung der treulosen Verhältnisse, unter denen er das christliche Heer führte, zu erzählen, wie der durch Roßwurms Namen geängstigte Marquis ermuthigt wurde, in die Nähe des Gefährlichen sich zu begeben. — Selbst sein Vetter, der Rheingraf, rieth ihm davon ab und schlug ihm vor, in das Heer des Georg Basta in Siebenbürgen zu treten. Zufällig traf aber Bassompierre im Audienzsaale des Erzherzogs Ferdinand den Doctor Petz, einen der vertrautesten Räthe Rudolphs, dem zumal die Angelegenheiten des Heeres oblagen.

Bei einem Schmause, welchen die Fremden dem gedachten kaiserlichen Diener gaben, warnte der Doctor, erwärmt durch den Wein, den jungen Franzosen vor des Roßwurms Bosheit, den er, der kaiserliche Rath, haßte, bot ihm aber den Beistand seines Bruders, des Obersten Johann Baptista Petz, sowie anderer hoher Offiziere an, und machte ihn mit dem schon oft erwähnten Oberst Collonits bekannt, welcher, gleichfalls ein Gegner des Feldmarschalls, ihm Brüderschaft schwor, ihm seinen und seines Bruders Ferdinand Schutz versicherte; „Roßwurm sei gehaßt im Heere und würde keine Nachstellung wagen, wenn er den Fremdling so empfohlen wüßte."

So wuchs denn diesem das Herz, und Gastmähler und reichliche Tränke verschafften ihm in wenigen Tagen so viel Gönner, daß er am **21.** September von Wien aufbrach und mit seinem Feldgeräth die Donau

hinaufschiffte. Unterwegs schloß er noch andere Schutzbündnisse gegen den Feldmarschall mit vornehmen italienischen Herren, begrüßte in Komorn den Herrn Johann Molant, den Befehlshaber der Veste, einen Burgunder, und kam so unterrichtet von dem bösen Zerwürfnisse des christlichen Heeres auf die Insel hinter Waitzen, wo Ferdinand Collonits ihn freundlich in seinem Posten empfing, und ihn aufforderte, den General in Gesellschaft des Prinzen von Joinville zu begrüßen. Roßwurm, durch Tilly, einen der höheren Offiziere, von der hämisch ausgesprochenen Besorgniß des jungen Marquis unterrichtet, ließ diesem mit Verdruß sagen: „Er wolle ihm für seine Person nichts Böses und möge er ihm immer sich nähern, ungeachtet er keine engere Bekanntschaft mit ihm wünsche.“

So getröstet und in die Zelte der ungarischen Vorhut aufgenommen, versichert, daß die genannten hohen Gönner mehr Gewicht hätten als der General, näherte er sich denn mit dem Prinzen dem Zelte des Schrecklichen, und machte, noch immer ängstlich, seine Reverenz, worauf er sich in das Lager der ungarischen Obersten begab.

Roßwurm, der, ungewiß, ob durch seine Verschuldung oder durch den Neid der überflügelten Kriegsgefährten, eine bedenkliche, den christlichen Waffen so nachtheilige Stellung im Heere einnahm, hatte, als der Serdar sich bei Ofen lagerte und auf 1000 Kameelen Kriegs- und Lebensbedürfnisse nach der Hauptveste führen ließ, sich auf der Seite an Pesth befestigt, die Möglichkeit des Ueberganges auf das andere Ufer des Stromes sich durch Brücken nach den verschiedenen Inseln sichernd, und war vor einem Angriffe des asiatischen Rebellenhauptes auf der Hut, da auch die Türken sich einen Weg durch Schiffbrücken auf die größere Insel gebahnt hatten. Beide feindliche Heere standen einander so nahe gegenüber, daß ein Haupttreffen nicht zu vermeiden war. In der Nacht, welche dem 29. September voranging, ward die Bewegung türkischerseits lebhafter; Bassompierre, der sich keck und unabhängig der ungarischen Vorhut angeschlossen, mußte mit ihnen das Heil im Rückzuge suchen, als die Vedetten mit den Worten: „heu domine, adsunt Turcae!“ zurücksprengten.

In der Morgenfrühe stand das christliche Heer, durch den Feldmarschall aufgestellt, auf der größeren Insel in Schlachtordnung; er selbst, ein Grabscheit in der Hand, begann an einer Verschanzung gegen die leichten Reiter der Türken zu arbeiten, und ließ dann die ungarische Cavallerie den Feind angreifen, unter die sich Bassompierre mit seinen Edelleuten gemischt

hatte. Als diese, unterstützt von deutschen Regimentern, den weichenden Türken zu weit nachfolgten, befahl Roßwurm, Gefahr ahnend, den Rückzug, welcher in einer für den Franzosen neuen Weise, in der Form der Fünf auf dem Würfel, oder en echéquier, ausgeführt wurde; ein nicht geringer Fortschritt in der Taktik, den wir dem denkenden deutschen Feldherrn vindiciren müssen.

Gegen Mittag begann darauf ein blutiges allgemeines Treffen und dauerte bis in die Nacht; unser ehrgeiziger Deutsch-Franzose stahl sich in die erste Reihe des Angriffes deutscher Regimenter und half, nachdem man einmal geworfen war, auf dem linken Flügel die fanatisch fechtenden Asiaten unter schrecklichem Morden bis an das Ufer der Donau treiben, in deren Fluthen Unzählige ihr Grab fanden. Bassompierre selbst, in reichvergoldeter gravirter Rüstung, geschmückt mit bunten Federbüschen und Schärpen, war dem Verderben nahe, indem sein wildes spanisches Roß, verwundet, die Kinnkette sprengte, ihn in die Flucht der Türken riß; er war verloren, hätte nicht sein Ecuyer die Zügel des wilden Thieres gefaßt und dem jungen Herrn Zeit gelassen, sich auf die Erde zu werfen. Da gleichzeitig auch der Feldzeugmeister Sulz mit seinem leichten Geschütz die Reihen durchbrochen hatte, und der rechte Flügel derselben aufgelös't gegen den Strom gejagt war, vollendeten die Christen gegen Abend einen glänzenden Sieg; **7000** Moslemen, zumal trotzige Asiaten, lagen erschlagen; **35** Fahnen und die Roßschweife des „schwarzen Schreibers" fielen in die Hände der Ueberwinder.

Mitleidlos befahl der Feldmarschall, die Gefangenen niederzuhauen, denen Gnade gegen sein Gebot gewährt war; ein Schauspiel, welches den jungen Marquis mit Grauen erfüllte, so wie einen Tag später die Pfählung zweier meineidiger Franzosen von Papa, die das Loos aller ihrer gefangenen Landsleute theilten. Nach dem heißen Tage näherte sich Bassompierre mit dem Prinzen von Joinville schüchtern, aber im Bewußtsein ritterlicher That dem Roßwurm, welcher mit seinen Obersten auf türkischen Leichnamen saß. Ohne Rückhalt und mit der würdigsten Anerkennung lobte der Feldmarschall vor allen Herren die Tapferkeit des jungen Freiwilligen, wie er ihn erblickte, sagte, „er könne nicht aus dem Hause, von welchem er stamme, entsprossen sein, wäre er nicht ritterlich," und fügte, versöhnt, die Worte hinzu:

„Euer seliger Vater, Herr von Bassompierre, ist mein Lehrherr ge-

wesen, aber er wollte mich eines schmachvollen Todes sterben lassen. Ich will sein letztes Unrecht vergessen, um meiner früheren Verpflichtung eingedenk zu sein, und, wenn Ihr es wollt, Euer Freund und Diener bleiben!"

Der geschmeichelte junge Herr stieg ehrerbietig vom Pferde und that beredte Erbietung seines Dienstes, worauf der Roßwurm sich zu den Prinzen und Generalen seines Gefolges wandte:

„Meine Herren, ich wüßte die Versöhnung und Freundschaft mit Herrn von Bestin nicht in besserer Gesellschaft, noch an einem besseren Orte und nach einem schöneren Tage zu schließen," und sie Alle auf morgen zur Tafel einlud.

So waren sie noch eine Weile auf den blutigen Leichen gelagert und machten die physiologische Bemerkung an fünfzig todten Türken, daß man sie, außer dem religiösen Körperabzeichen, noch an den schlechten Zähnen unterscheiden könne, und gingen dann auch in's Hauptlager.

Am 30. September schmaus'ten alle Obersten im Zelte des Feldmarschalls, und Bassompierre befestigte, das Glas in der Hand, unter tausend Betheuerungen die auf dem Schlachtfelde geschlossene Freundschaft, welche Roßwurm, der für bös und unversöhnlich verschrieene Mann, auf das Treueste bewahrte. Schade nur, daß der vertraute Umgang mit dem leichtsinnigen Marquis alle Erinnerungen zuchtloser Jugendlust in dem Oberfeldherrn des christlichen Heeres weckte und Beide sich schon am ersten Tage bis nach Mitternacht in das damals modische Kartenspiel, die Prime, vertieften.

Aber leer an großen Ereignissen, schleppten sich die nächsten Tage hin, und der Herbst begann. Die Hauptmacht der Türken lag ruhig und unangreiflich nahe an Ofen, vertheidigte jedoch eine kleine Insel, welche ihnen den Uebergang über den Strom erleichterte, durch aufgeworfene Schanzen, weshalb Roßwurm in der Nacht vom 10. auf den 11. Octbr. den lästigen Posten durch einen Schiffsangriff der Ungarn aufzuheben gedachte. Aber böse Gesinnung und Spannung zwischen den verschiedenen Nationen gab auch hier hinderlich sich zu erkennen. Die Ungarn verlangten zur Unterstützung fünfzig deutsche Spieße oder Hellebarden; als Roßwurm dieselben nicht auf's Spiel setzen wollte, griffen die erbitterten Ungarn, ungeachtet die Türken, nachdem ihre Brücke zersprengt war, an der Gegenwehr verzweifelten, nicht an.

Aufgebracht über die Ungehorsamen, Feigen, entlud sich der Feldmarschall seines Zornes gegen die ungarischen Obersten, zumal die Collonits und gegen Nadasdy; gekränkt in ihrer Nationalehre, erboten sich diese im Namen ihrer Landsleute, am 12. October allein über den Strom zu gehen und jenseits desselben auf der Ebene nach Ofen eine ganze Schanze zu errichten; nicht aus Zaghaftigkeit hätten sie sich des Angriffs auf die Insel geweigert, sondern aus Verdruß über die Geringschätzung ihrer Nation. — Begütigt lobte Roßwurm den hochherzigen Entschluß, zumal ein Fort zwischen der Festung und dem türkischen Lager von erheblichen Folgen war, gab ihnen Schiffe und einen Ingenieur, worauf 800 Ungarn in einer Nacht, rastlos arbeitend, ein im Verhältniß der kurzen Zeit tüchtiges Schanzenwerk aufwarfen.

Der Gefahr zu spät inne geworden, beschlossen die Türken, die Schanze zu erobern, was Roßwurm nöthigte, die Truppen auf den größeren Inseln zu verstärken. Die Türken schickten darauf gleichzeitig ihre Flotte den Strom aufwärts, um den Entsatz des Forts abzuhalten, und stürmten mit solcher Wuth auf dasselbe, daß nur ein geringer Rest der wackern Ungarn entrann, zumal da die zu ihrem Schutze aufgefahrenen Batterieen nichts ausrichteten, indem leider — es war ein Sonntag — die Stückknechte und Büchsenmeister betrunken waren. Ungehindert konnten darauf die Türken Ofen mit Lebensmitteln versorgen, zum großen Tadel Roßwurms, daß er nicht zeitig sich auf dem andern Ufer gelagert hatte; der General entschuldigte sich dagegen, daß, wenn er, den Posten um Pesth verlassend, auf die Seite von Ofen gerückt wäre, die Feinde seine gegenwärtige Lagerstelle erobert, Pesth bezwungen und von da aus mit größter Leichtigkeit Ofen entsetzt haben würden.

So hielten beide Heere sich gegenseitig im Schach, das eine für Ofen, das andere für Pesth fürchtend, und blieben, die Christen wie die Türken, in ihren durch den Fluß getrennten Lagern festgehalten. Während die gegenseitige Beschießung täglich fortgesetzt wurde, hatte Roßwurm, überall zum Eifer antreibend, einen deutschen Büchsenmeister bemerkt, welcher müßig bei seinen Geschützen stand; im gerechten Amtszorn hatte er dem Pflichtungetreuen einige derbe Streiche mit seiner „Kartätsche" versetzt, worauf Jener, um den Schimpf zu rächen, in der Nacht zu den Türken überlief und des Feindes Geschütz mit solcher Sicherheit auf das violette Kammerzelt des Generals richtete, daß, als Nachmittags Roßwurm mit

Bassompierre und zwei Andern beim Spiele saß, zwei Kugeln durch dasselbe und durch seine „Kapelle“ saus'ten und ein Streitroß in seinem Stalle tödteten. Diese Gefahr, welche auch andere Theile des Lagers bedrohte, zu vermeiden, veränderte Roßwurm seine Stellung, und beschloß, da er die bösen Reden erfuhr, welche seine Gegner zu Wien und Prag über seine Unthätigkeit verbreiteten, oberhalb Ofen bei St. Andreas überzusetzen und dem Feinde unter die Augen zu ziehen. So stand er am 24. October schlagfertig den Türken gegenüber, die jedoch, außer in kleinen Scharmützeln, ihren Vortheil nicht zu verlassen wagten, und den Anforderungen des muthigen christlichen Feldherrn beharrlich auswichen. Der größte Theil von ihnen zog darauf in der Stille nach Belgrad ab, daher Roßwurm, als er in der Nacht vom 7. November mit einigen hundert Pferden und dem unternehmungslustigen fremden Adel gerade auf die offene Unterstadt von Ofen zog, in der Hoffnung, einen guten Fang dort zu thun; nur armes Gesindel fand, und nachdem er 30 Türken im Bade überrascht, unter dem Kugelregen vom Schlosse heimkehrte. — So hatte denn der Serdar, als mit den bösen Novembertagen die Urlaubzeit der Türken nahte, die Absicht des Feldzuges, Ofen zu versorgen, glücklich erreicht, und wandte sich am 11. November gleichfalls nach Belgrad zurück. Roßwurm, von dessen Abzuge unterrichtet, hatte, bei vorgerücktem Winter, gleichfalls keinen Grund, hier länger zu zögern; er versah Pesth mit einem Befehlshaber und mit sonstigen Erfordernissen, nicht ohne eigene Aufopferung, indem er, um die meuternde Garnison zu bezahlen, bei Bassompierre zweitausend Dukaten zurückborgen mußte, welche dieser ihm, mit sechstausend anderen, während des kurzen Feldzuges in der Prime abgenommen. Um aber doch einen Erfolg davon zu tragen, da das Behaupten des früher Erstrittenen von seinen Gegnern, ungerecht, nicht als Gewinn ausgelegt wurde, beschloß er, so ungestüm die Jahreszeit war, noch Hatvàn, welches wieder befestigt, den Türken die Verbindung zwischen Erlau und Ofen sicherte, zu erobern. Von Waitzen mit einem fliegenden Heere am 14. November aufgebrochen, schickte er den Feldzeugmeister Sulz, den Nadasdy mit dem italienischen Obersten Germanico Strassoldo auf Kundschaft voraus; noch war Tilly als Generalwachtmeister beim Heere. Bei der ersten Besichtigung der Veste ward der Italiener, zum Bedauern seiner Gefährten, todt durch eine Kugel niedergestreckt; als aber Roßwurm mit dem Heere herangekommen, die

Belagerung begann, ergaben sich die Türken und zogen den 20. November mit Zurücklassung ihres Geschützes auf Szolnok ab.

Mit dieser Unternehmung schloß Roßwurm einen Feldzug, dessen wenig in die Augen fallender Erfolg bei den vorgefundenen Schwierigkeiten, seinen hämischen Anklägern um so größeren Spielraum gewährte, als der Oberfeldherr, seiner Rechtfertigung sich bewußt, wegen der Unzufriedenheit der Soldaten seinen Siegeslauf nicht auf Erlau fortsetzen konnte und sich in unbegreiflicher Sorglosigkeit dem Genusse der Winterquartiere hingab, sobald er Hatván einem seiner nicht näher bezeichneten Verwandten anvertraut, das Heer nach schwerer Befriedigung mit päpstlichem Gelde zu Gran am 24. November 1603 bezahlt, entlassen oder in die Vesten verlegt hatte.

Jugendlicher ausgelassener Genußsucht und einer der Person des christlichen Oberfeldherrn nicht geziemenden Galanterie widmete sich Roßwurm, wohl gleichsam um mit dem jungen Bassompierre, der sich wie ein verderblicher Dämon an seine Fersen gehängt, zu wetteifern, schon zu Komorn, wo er drei Tage in Liebschaft mit Anna Regina von Holm, der Schwägerin des Herrn Johann von Molart, weilte, einer Dame, welche den Hof von Madrid kurz vorher verlassen hatte und den Feldmarschall, den Ehescheuen, zum Gemahl zu gewinnen dachte. In Wien setzte Bassompierre mit den jungen ausländischen Cavalieren das vergnüglichste Leben mit voller Befriedigung fort und ging dann nach Prag, wo er seinen geschworenen Freund, den Feldmarschall, den 22. Jänner 1604 schon antraf. Um den Fremden mit dem Hofe bekannt zu machen, führte Roßwurm ihn am 23. Jänner in seiner Carosse auf den Hradschin und stellte ihn den kaiserlichen Räthen vor, welche äußerlich dem rückkehrenden Feldherrn die größte Hochachtung erwiesen. Zu Mittag tafelten sie bei einem alten böhmischen Herrn, den Bassompierre mit einem höchst wahrscheinlich verdorbenen Namen Perchestoris nennt und zum Burggrafen von Karlstein macht. Aller Nachsuchungen ungeachtet hat der Verfasser den wahren Namen jenes Edelmannes nicht ermitteln können; eine Aufschneiderei des jungen Marquis kann nicht dahinter stecken, indem er die Familienverhältnisse desselben genau angiebt und ähnliche Erdichtungen in seinen zwanzig Jahre später geschriebenen Denkwürdigkeiten nicht vorkommen; wahrscheinlich war Herr Perchestoris der weniger bekannte Burggraf aus dem Rit-

terstande, da es damals deren zwei auf der Landesveste Karlstein gab, einen aus den „Herren“ und einen aus den „Rittern.“

Dem unsrigen werden zwei Söhne und vier Töchter beigelegt; von Jenen war der eine des Kaisers Falkenmeister, der zweite, Wolf, warb um ein böhmisches Reiterregiment und hoffte auf den Einfluß des Feldmarschalls. Von den Töchtern hatte Roßwurm die Anna Sibylla zu galanter Kurzweil ausersehen; die älteste war an den Grafen Millesimo, die folgende an den Oberst Karl Collonits vermählt; der dritten, Anna Esther, einer achtzehnjährigen Schönen, Gemahl Brichind, war vor sechs Monaten gestorben. Schon beim ersten Tanze versicherte Bassompierre sich der Gunst der Letzteren, und es begann nun eine leichtsinnige Buhlschaft der beiden Paare, ohne daß sie ein noch wüsteres, anstößigeres Treiben ausschloß. Schon um jene Zeit war der beklagenswerthe Kaiser Rudolph in die Phase der Geisteskrankheit und Menschenscheu getreten; noch aber hatte der finstere Geist, dem er nach der Brüder und Vettern „böser vormundschaftlicher Einigung“ zu Wien zur Beute wurde, seiner sich noch nicht ganz bemächtigt. Er saß noch zu Rath über die Angelegenheit seiner weiten Herrschaft, obwohl andere geheime Räthe in der Stelle des vielbetrauten Dieners, Wolf Rumpf, der im Jahre **1600** verwiesen worden, die Entschlüsse des Kaisers in ihren Händen hielten. Das Hofleben ermangelte aber bei dem melancholischen Gemüthe des Herrn, der mit seinen schönen Concubinen, unter seine Curiositäten und bekannten wissenschaftlichen Liebhabereien zurückgezogen, seine Tage hinbrachte, jeder ritterlichen Heiterkeit, und die Männer, welche die Hauptstadt im Winter zahlreich vereinigte, mußten daher auf ihre Zerstreuung in eigener, oft anstößiger Weise bedacht sein.

Mehrere Morgen besuchte Bassompierre, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, die Antichambre, welche nur wenig große Herren betreten durften, und hatte bis dahin nur einmal das Glück, den alternden Regenten zu sehen. Als er mit Adam Waldstein dem Aelteren, dem Oberkämmerer, auf dem Hradschin Ball schlug, sah Rudolph durch ein vergittertes Fenster dem chevaleresken Vergnügen eine lange Zeit zu, ließ den wohlempfohlenen Fremdling folgenden Tages zu sich rufen, redete sehr gnädig auf Spanisch mit ihm, und versicherte ihn seiner Gnade, falls er in seinen Dienst treten wolle.

Da kurz darauf Bassompierre's Vetter, der Rheingraf, den Baron

von Sirau getödtet hatte, erbat sich unser Marquis zu Gunsten des Angeklagten eine Audienz, erhielt gnädigen Bescheid und durch den Grafen von Fürstenberg die Verheißung des Kaisers, ihn als Oberst über **1000** Reiter in seinem Heere zu behalten, was derselbe dankbar annahm, da Frankreich in tiefem Frieden lebte und obenein die Liebe zur schönen Esther ihn fesselte, die mit ihren Schwestern während des Carnevals bei ihrem kranken Vater auf Karlstein weilte. Dessenungeachtet vergnügten sich die Herren in fortwährenden Schmäusen und Festen, besonders bei der Prime, die sie, fünf bis sechs Vornehme, zu so übermäßigen Sätzen spielten, daß es selten einen Abend ohne Gewinn oder Verlust von zwei- bis dreitausend Thalern gab. Zur Vermählung des Großstallmeisters des Kaisers mit einer reichen Dame hatten die Geladenen beschlossen, eine Maskerade zu Pferde zu veranstalten und im prächtigsten Aufzuge durch die Stadt zu reiten. Ihrer acht, Roßwurm und Bassompierre voran, dann der ältere Waldstein und Kinsky, die Herren von Harrach in Charmin, der junge Schömberg und Graf Wolf von Mansfeld zuletzt, näherten sich in ihrer Vermummung wohlgemuth dem Rathhause der Altstadt, als die Sergeanten der Stadtwache ihnen zuriefen, der Kaiser habe einen Aufzug durch die Stadt verboten.

Die fröhliche Gesellschaft stellte sich, als verstände sie nicht Böhmisch und ritt vorüber; als sie aber zurückkehrten, versperrten die Häscher alle Ausgänge am Platze des Rathhauses mit Ketten, ließen die Herren nur durch einen, verschlossen dann denselben gleichfalls und packten dann die Zügel Mansfelds und Schömbergs, um sie gefangen zu nehmen. Als sie auch an die vier mittleren Maskirten Hand anlegten und diese den Anführern des Zuges zuschrieen, auf ihrer Hut zu sein, nahmen Roßwurm und Bassompierre ihre Degen aus den Händen der Diener, um die verwegenen Stadtdiener zu züchtigen, zogen sie aber nicht aus der Scheide. Da dennoch ein Häscher dem Bassompierre in die Zügel fiel, gab ihm der Bassompierre einen so heftigen Streich mit dem in der Scheide steckenden Schwerte, daß die Scheide durchdrang und den Mann heftig an der Hand verwundete.

Darauf nun fiel der große Haufe der Häscher über die Beiden, welche ihre Klingen zogen, die Angreifer sich vom Leibe hielten; aber bei jeder Wendung deckten Jene mit Schlägen des Schaftes ihrer Hel-

barden sie arg zu, bis der Hauptmann der Wache, aus dem Rathhause herbeigekommen, seinen Regimentsstab erhob und die Häscher auf dieses Zeichen ihre Waffen senkten. Roßwurm, die Gefahr erkennend, ließ eilig seinen Degen fallen und rief den Gefährten zu, ohne zu zögern, das Gleiche zu thun. Denn Jeder, der bei dem Zeichen des Hauptmannes nicht augenblicklich Frieden hielt, ward als Rebell des Kaisers an seinem „Höchsten" bestraft. Da galt es denn nur, unerkannt zu bleiben, weshalb Roßwurm dem Bassompierre zurief, mit dem Hauptmann zu sprechen; dieser aber nannte den Namen des Feldmarschalls ohne Umstände, worauf Roßwurm, ohne auf die Entschuldigungen der Häscher zu achten, im Zorne die Maske abzog und die Diener der städtischen Polizei bedrohte, sie beim Kaiser und beim Kanzler zu verklagen. Vergeblich bemühten sich Jene, den heftigen Mann, der die empfangenen Schläge nicht vergessen konnte, zu besänftigen; nachdem Roßwurm die Freiheit seiner glimpflicher davongekommenen Gefährten erhalten, besuchte er nichtsdestoweniger, obgleich zerbläut, das hochzeitliche Haus.

Folgenden Tages brachte der entrüstete Marschall seine Klagen vor den Kanzler, Herrn von Sternberg, den Genossen seiner Spielpartieen, und dieser war ungerecht genug, mehr als 150 Häscher, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, einsperren zu lassen. Täglich belagerten die Weiber derselben die Thüre Bassompierre's, um Fürsprache flehend, der den harten Mann endlich besänftigte, daß er sie nach vierzehn Tagen des Kerkers entließ, nachdem Zwei in der Kälte des Winters ihren Tod gefunden hatten.

So wechselten unter den müßigen Hof- und Kriegsleuten wilde Festlichkeiten, Tanz und Spiel mancher Art, während der geistesmüde Herrscher sich in seine Gemächer verschloß.

Es bedarf keiner umständlichen Erzählung, daß die Cavaliere sich trefflich vergnügten; die Tage verflossen unter unaufhörlichen Festen, Schmäusen, Bällen, unter „meilleures occupations." Mit Schmerzen schieden die genußsüchtigen Paare; nur der Marquis weilte, nach kurzer Abreise auf Prag, verkleidet noch sechs Tage und sechs Nächte auf der ehrwürdigen Burg, und nahm dann, nachdem seine Bestallung ausgefertigt war, Abschied vom Kaiser, um zur Zeit des Feldzuges mit seinem geworbenen Regimente zurückzukehren, und eilte nach Frankreich, wo indessen bald neue Hofverhältnisse, neue Liebesangelegenheiten ihn fesselten und er im Dienste Heinrichs III. und Ludwigs XIII. seine glänzende Laufbahn antrat,

die gefälligen Böhmen vergessend, wie den Roßwurm, dessen Feldherrnstellung durch den vertrauten Umgang mit dem leichtsinnigen Marquis keineswegs befestigt war. Denn während der Feldmarschall in der Hoffnung, mit dem Sommer an der Spitze des Heeres zu neuen Lorbeern auszuziehen, sich den Freuden der Hauptstadt überließ, hatten seine Gegner, die eifersüchtige welsche Partei im Rathe des Kaisers, ihn in dem Grade verleumdet, ihn der Fahrlässigkeit bei der zweimaligen Belagerung Ofens und der eingelassenen Lebensmittel so gehässig beschuldigt, daß Rudolph, vielleicht auch gegen den zweideutigen Katholiken eingenommen, aller früheren Verdienste des Mannes vergaß, ihm plötzlich seine Gnade entzog und dem General Basta die Führung in Niederungarn, dem Grafen Barbiano die in Oberungarn und Siebenbürgen übertrug.

Müssig verzehrte sich unterdessen die Kraft des nahe zwanzig Jahre an Schlachten und Gefahr gewöhnten Kriegers in der Hauptstadt, und er sann auf Rache gegen die Verdränger, welche durch den Erfolg keineswegs die erregte Erwartung rechtfertigten. Denn obgleich bei dem Thronwechsel in Stambul, inneren Empörungen und einem gefährlichen Kriege mit den Persern der Osmanen Macht getheilt war, ging Waitzen und das von Roßwurm eroberte und behauptete Pesth verloren, und war sogar Gran, Mansfelds Eroberung, wieder von den Türken belagert. Schlimmeres aber verschuldete der blinde Verfolgungseifer der beiden Italiener gegen die protestantischen Ungarn; Belgiojoso's Fanatismus und Habgier trieben **1604** die Siebenbürger und einen großen Theil der Ungarn zum offenen Abfall vom Kaiser; sie warfen sich den Türken in die Arme. Stephan Bocskai nahm Kaschau, und beschämt fand der eine Italiener nach dem Ende des unglücklichsten Feldzugs **1604** in Prag ein.

Im folgenden Jahre war Bocskai von den Türken als König von Ungarn und als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, und verlor Georg Basta die starken Vesten Gran, Wisegrad, Veszprim, Palota und Neuhäusel, streiften die Tataren bis nach Croatien und Steiermark, und schreckten durch Verwüstung und Wegführung unglücklicher Christen den Erzherzog in seiner Hofburg zu Gratz.

So war, nachdem Roßwurm durch Neid den Waffen ferngehalten wurde, der heillose Krieg nach zwölf blutigen Jahren wieder auf seinen Anfang zurückgeführt, als die Bosheit der Gegner und gemißbrauchte Gewalt den schwachen Kaiser in beklagenswerther Weise seines tüchtigsten deutschen

Feldherrn, der eben in einen fremden Dienst einzutreten im Begriff stand, beraubte.

Herzog Maximilian von Baiern nämlich, welcher früh erkannt hatte, daß religiöse Spannung und das unheilbare Mißtrauen der Parteien unseres Vaterlandes endlich dennoch zur Waffenentscheidung greifen würde, bemühte sich mit mehr als landesväterlicher Strenge, seinen Baiern kriegerischen Sinn und militairische Tüchtigkeit anzueignen, welche das Zeitalter Maximilians II. und Rudolphs gleichfalls mit Waffenunlust und trägem Friedensbehagen beschlichen hatte. Die Uebermacht der Türken leitete ihn nicht in seinen Maßregeln, er sah an noch hellem Mittage die politischen Gewitterstürme des Abends vorher. Schon vom Jahre 1600 hatte er mit genauer Instruction Landesmusterungen angeordnet, die Bauern durch „Drillmeister" im Gebrauch der Piken und der Musketen üben lassen und den Grund zu der trefflichen Kriegsverfassung gelegt, in welcher wir sein Volk im dreißigjährigen Kriege erblicken. Um den schlummernden Soldatengeist zu wecken, hatte er fremde Werber in seinem Staate geduldet, junge Adelige und Bürger zu den ungarischen Feldzügen aufgefordert, Zeughäuser und Schießstätten errichtet; aber keine Neuerung fordert mehr Anwendung landesfürstlichen Ernstes, als eine zweckmäßigere Bauerntracht einzuführen.

Maximilian glaubte nämlich zu bemerken, daß die enggespannten, an den Knieen gebundenen Hosen der Landleute dem Kriegsmanne an der Waffenübung hinderlich seien, und befahl deshalb den Gebrauch der sogenannten „Galeoten", Art des Wamses und der Beinkleider; allerdings eine bequemere Tracht, deren Name wahrscheinlich von der bei Schiff- und Galeerenruderern gewöhnlichen entlehnt war. Aber als gälte es den heiligsten, von den Vätern ererbten Rechten, als beträfe das Hosenmandat die schätzbarsten Güter des Lebens, so widerspenstig lehnten sich die Bauern, unerschöpflich an Einwendungen, gegen „die unerträgliche Last" auf. Es wurde in der Hosenangelegenheit die Einwilligung der gesammten Landschaft erfordert, und dieselbe schien fast mehrere Jahre hindurch die wichtigste Frage des Staates zu sein.

Maximilian hielt als Landesvater in seinem Gewissen sich verpflichtet, die neue Form durchzuführen, gab nach, daß die Bauern erst, wenn sie die alten Hosen abgelegt hätten, sich neue nach der Galeoten-Manier machen ließen; befahl den Obrigkeiten, alle in ihrem Gebiete angesessenen Schnei-

der zu verpflichten, bei unnachläßlicher Strafe nur in der approbirten Form zu arbeiten. Endlich im Jahre 1605 hatte Maximilian, durch geduldiges Erörtern und despotische Gesetze, die Bauern „aus ihren alten Hosen gebracht, in welchen sie sich weder recken, strecken noch bewegen konnten"; das neue Princip errang vollends den Sieg, als man den Schneidern das Handwerk so lange sperrte, bis sie ohne Weigerung die vorschriftsmäßige Art sich angelernt, zumal auch kein lediger Bauerssohn auf den Tanzplatz Zutritt erhielt, der Hosen und Wams nicht „genestelt" oder mit durchgezogenen „Bäuschen" trüge.

Maximilian hatte das Hauptstück seiner neuen Kriegsverfassung vollendet und mußte sich, — es war nicht lange vor den berühmten Händeln mit der Reichsstadt Donauwörth — nach einem berühmten Kriegshaupte für sein Heer umsehen, da die Landeseinsassen, auch Alexander von Haslang, nicht zu einer so hohen Stelle befähigt schienen. Nicht unwichtig ist es übrigens zur Charakteristik protestantischer und katholischer Stände jener Zeit, daß wenige Jahre früher der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg Kriegsleute, welche sich in Berlins Straßen, freilich in übermäßig gebauschten Hosen, blicken ließen, öffentlich zu beschimpfen befahl, und man geistlicher Seits gegen die ausländische Tracht, gegen den „Hosenteufel" so erbittert focht, daß man nicht selten auf der Kanzel gegen denselben eiferte. Einen unleugbaren Vortheil sich anzueignen, lag, als etwas weltlich Schnödes, durchaus außerhalb der Denkweise der damaligen Lutherischen, und darum erschlaffte der Kriegsmuth der Niederdeutschen, während man in Oberdeutschland sich auf Kampf mit Besonnenheit gefaßt machte.

Maximilians Wahl fiel zuerst auf den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, auf den Roßwurm, der verdrossen und erbittert in Prag saß, noch immer hoffend, den Commandostab gegen die Türken wieder in die Hände zu bekommen. Als der zweite Feldzug angetreten wurde, ohne daß man seiner gedachte, nahm er die gebotene ehrenvolle Bestallung eines Feldmarschalls des Herzogs von Baiern an; doch das Geschick wollte, daß statt des Deutschen ein Fremdling, Johann Tscherklas von Tilly, in den ruhmvollsten Tagen der baierischen Waffen glänzte.

Roßwurm kannte seine Verleumder, die Welschen, gar wohl, zumal den Grafen Belgiojoso, und hätte gern seine Rache gekühlt, ehe er den Schauplatz verließ, um nach Baiern zu gehen. Bereits war es zwischen ihm und dem Obersten Francesco Barbiano, einem Bruder des Feldmar-

schalls, zu bösen Reden gekommen, da ihm derselbe als Werkzeug der Verlästerung seiner Feinde, auch des Basta, verdächtig war. Der Oberst hatte manchen Schimpf hingenommen, als ein tückischer Italiener, Furlani aus Mailand, die offenkundige Feindschaft Beider benutzte, um für sich Erkleckliches zu gewinnen. Francesco war nämlich aus Mailand wegen Entführung der Frau eines Rechtsgelehrten verbannt und eine Summe von zwölftausend Kronen stand auf seinem Kopfe, welche auch einem Verbannten mit Befreiung von der Strafe zufallen sollte, falls er den Verbrecher tödtete. Furlani, gleichfalls wegen eines Vergehens ausgetrieben, beschloß, als Werkzeug eines Mächtigeren, den Francesco aus dem Wege zu räumen, um das schöne Geld zu gewinnen und seines Bannes ledig zu werden.

Als der Oberst an einem Abende des Julimonats 1605 sorglos auf der kleinen Seite von Prag in der welschen Gasse der „Dame vor dem Fenster spazirte", ging der Mailänder zu Roßwurm, der eben beim Feldmarschall von Herberstein zur Nacht gegessen und wahrscheinlich tüchtig gezecht hatte, und meldete ihm, „Graf Barbiano laure ihm beim Heimgehen auf."

Augenblicklich ließ der erhitzte Mann vom Hause seine Waffen und Leute holen und schickte seinen Leibdiener mit dem Koch und dem Furlani voraus. Als die Drei den galanten Lustwandler trafen, redete Jener sie, ohne Arges zu vermuthen, an; aber Furlani antwortete mit einem Pistolenschuß, welcher ihn am Arme verwundete. Der Oberst, furchtlos, gewann Zeit, seinen Degen zu zücken, und trieb die Drei mit größter Furie auf Roßwurm zurück, welcher, die Wahrheit meuchelmörderischer Nachstellung nicht länger bezweifelnd, den bedrohten Dienern mit der Wehr stracks zu Hilfe eilte.

So entspann sich zwischen den Herren ein blutiger Zweikampf aus dem Stegreif, dergleichen damals, bei den unbestimmten Duellformalien, zu den alltäglichsten Dingen gehörte. Der Italiener war Manns genug, und setzte, verwundet, dem Roßwurm so tüchtig zu, daß er ihm drei gefährliche Stiche gab und ihn fast zu Boden brachte, worauf Furlani, wir wissen nicht, ob auf Geheiß des Deutschen, seine Gelegenheit abpaßte und den Grafen von hinten durch den Kopf auf der Stelle todtschoß. — Obgleich nun der Handel so zufällig und mit dem Scheine eines ehrenmäßigen Duells, an Clodius's und Milo's Tragödie erinnernd, mit den Sitten der

Zeit im Einklange stand und der milde Kaiser anfangs erzürnt war, daß man seinem Feldmarschall so unglimpflich mitgespielt habe, so säumte doch nicht die welsche Partei, das Ohr Rudolphs zu belagern, und zumal flehte Graf Johann Jakob den selbstständiger Auffassung unfähigen Herrscher an, seinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Roßwurms bestellte Meuchelmörder gefallen sei.“

So nahm die Sache plötzlich eine böse Wendung. Roßwurm, welcher das Ereigniß nach seinem wahren Hergange schilderte, und zu dessen Bekräftigung seine fünf Wunden zeigte, ward in das Gefängniß des altstädtischen Rathhauses geworfen, und Furlani, der sich davon gemacht, in Brandeis aufgespürt, nach wüthender Gegenwehr erlegt, seine Leiche in Prag an den Galgen gehängt und dann vor der Stadt geviertheilt.

Weil der angesehene, in der ganzen Christenheit bekannte Feldherr einer Verurtheilung als Todtschläger vielleicht entgehen konnte, waren Basta und Belgiojoso, seine geschwornen Feinde, bemüht, Alles aufzubieten, um Roßwurm zu verderben; durch große Bestechungen gewannen sie den berüchtigten Philipp Lang*), Kammerdiener des Kaisers Rudolph, für sich; zudem war Lang ohnedies auch ein Feind des Feldmarschalls und konnte diesem in seiner auf den Kaiser so einflußreichen Stellung um so gefährlicher werden.

Roßwurms Verhaftung erregte großes Aufsehen im ganzen Lande, und es fiel dessen Bruder, dem Obersten Roßwurm, nicht schwer, selbst mehrere Kurfürsten und Fürsten zu vermögen, sich für denselben beim Kaiser zu verwenden. Der Herzog von Baiern, sobald er erfuhr, daß sein bestallter General in einen so bösen Handel verwickelt sei, verwendete sich auf das Nachdrücklichste für ihn; aber selbst eine eigene Gesandtschaft, welche Maximilian an den kaiserlichen Hof abordnete, konnte Roßwurm nicht aus den Händen seiner listigen Gegner retten; durch Lang's Intri-

*) Ueber Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolphs II., existirt von dem achtungswerth bekannten und verdienstvollen Dr. Friedrich Hurter, kaiserl. österr. Reichshistoriographen, eine gediegene Schrift, die 1851 in Schaffhausen erschienen, ausführlich Lang's Leben, Unthaten und Proceß schildert.

D. H.

guen gelangten die Gesandten nicht einmal vor des Kaisers Augen, und selbst ihre Papiere wurden dem Monarchen durch Lang vorenthalten.

Die Criminaluntersuchung vor einem besonders niedergesetzten Gericht dauerte den ganzen Herbst durch; weil Furlani, der Verderber, unterdessen sein Leben eingebüßt, konnte ein Geständniß desselben den Betrogenen nicht schützen.

Roßwurms Feinde fügten der Klage über Meuchelmord noch die Anschuldigung verrätherischer Veranstaltungen während des letzten Feldzuges bei. Kein Freund durfte den Gefangenen besuchen, er mit keinem Anwalt sich berathen, kein Schreibgeräthe wurde ihm gestattet, zur Beantwortung einer weitläufigen Anklageschrift in lateinischer Sprache ihm nur ganz kurze Zeit, kaum so viel, um sie übersetzen zu können, vergönnt. Lang, der inzwischen häufig mit des Feldmarschalls Feinden sich verabredete, nahm den Kaiser noch weiter durch das Vorgeben ein, Roßwurm habe Anschläge auf dessen Leben gemacht, mit den Türken in Correspondenz sich eingelassen; Beweise hierfür waren jedoch nicht beizubringen. Es ist nicht ohne Grund vermuthet worden, das Todesurtheil gegen denselben sei nicht ohne Langs persönliches Betreiben erfolgt, aber auch daß der Feldmarschall sich hätte retten können, wenn er dem Kammerdiener Lang die Hälfte seines Vermögens, das nicht unbedeutend war, würde angeboten haben.

Als nun am 28. Nov. Mitternachts dem Feldmarschall das Urtheil vorgelesen wurde, daß er wegen des begangenen Mordes auf offener Straße enthauptet werden solle, betheuerte er tiefaufseufzend, Angesichts der Richter, des Beichtvaters, mehrerer Jesuiten, zweier Minoriten, des Bürgermeisters von Prag und zweier Rathsbeamten, er sei an Barbiano di Belgiojoso's Tode unschuldig. Das wurde aber dem Kaiser sorgfältig verschwiegen.

Am 29. Nov. **1605** bestieg Roßwurm in Mönchskleidung, in Begleitung von zwei Jesuiten, ohne Zagen das Gerüst, welches im inneren Hofe des Rathhauses errichtet war; wohl umgaben ihn auf seinem letzten Gange dieselben Stadtwachen, denen er vor anderthalb Jahren wegen ehrlicher Pflichterfüllung so schweren Stand bereitet. An der Richtstätte bat er Alle, die er je beleidigt, um Verzeihung, wie er Jedem, der wider ihn sich vergangen, solche zusichere. Den Scharfrichter ersuchte er, den Streich erst dann zu führen, wenn er mit dreimaligem Rufe zu Jesus und Maria sein Gebet vollendet. Darauf nahm er aus der Hand des einen Geist-

lichen das Bild des Gekreuzigten, küßte die fünf Wunden, warf sich sodann auf ein an der Erde liegendes Kreuzesbild, über welchem er Arme und Füße ausstreckte und bei einer Viertelstunde ruhig betete. Langsam sich aufrichtend, sprach er die Namen Jesus und Maria. Bevor er den letzteren zum dritten Male angerufen, fuhr das Schwert durch seinen Nacken, wonach er auf das Bild in gleicher Richtung sank, wie er zuvor auf demselben gelegen hatte.

So fiel Roßwurm's Haupt durch des Henkers Beil. Damit war aber Lang's und seiner Genossen Rache noch nicht gesättigt. Der Leichnam mußte zum Schimpf der ganzen Familie auf dem Altstädter Rathhause der Schaulust des Volkes mehrere Tage durch blosgestellt bleiben, und wurde später in der Kirche „Unserer lieben Frau zum Schnee" bestattet. — Als Haßler, einer der Agenten Lang's, ihm den Bericht des vollzogenen Urtheils überbrachte, rief er frohlockend aus: „Auf diese Weise muß ich meine Feinde züchtigen! Schade er mir ferner!" — Einst bei einem Mahle rühmte er sich vor seinen Gästen ungescheut: „Leicht hätte der Kaiser Roßwurm das Leben geschenkt; aber ich habe es nicht gewollt."

Kamen gleich verständige und unparteiische Zeitgenossen darin überein, daß Roßwurm, weil er nach seiner gewaltthätigen Sinnesart mehr als einen Menschen mit eigener Hand entleibt, den Tod wohl verdient habe, so waren doch viele Adlige entrüstet, daß ein so hochgestellter Mann, der zweimal des Kaisers höchsten Heerbefehl bekleidet, unter dem Beile „des Nachrichters" schmählich habe enden müssen.

Graf Franz Christoph Khevenhiller, der Minister und Geschichtsschreiber Ferdinands II., ein in alle Geheimnisse jener Zeit eingeweihter Schriftsteller, hält den „kühnen, tapferen Helden Roßwurm, welcher in Ungarn so ansehnliche Dienste verrichtet und ritterlich wider die Türken Blut vergossen," für **unschuldig**, und schreibt seinen tragischen Ausgang der Mißgunst „Etlicher, die ihn um sein Glück beneideten und denen er im Wege stand", zu.

Rudolph II. habe die Uebereilung hoch beklagt; „weil er aber eben damals sich ganz inne gehalten und fast Niemanden gehört habe", sei Alles verdeckt und beschönigt worden.

So viel ist gewiß, daß die Hinrichtung des ersten kaiserlichen Feldherrn wegen eines bürgerlichen Criminalvergehens, bei Rudolphs

sonstiger Milde, etwas ganz Unerhörtes war, und daß bald die Zeiten über den unglücklichen Herrscher hereinbrachen, in denen er treuer und entschlossener Diener ganz entbehrte.

Barbiano Belgiojoso und Lang durften Beide nicht lange ihres blutigen Triumphes sich freuen; Barbiano, in Ungnade gefallen, weil er dem Erzhause durch seinen Verfolgungseifer in Siebenbürgen so böse Dienste geleistet, ging bald darauf wieder zu den Spaniern, erhielt eine Statthalterschaft in den Niederlanden, und starb kinderlos im Jahre **1626** zu Lüttich.

Philipp Lang, dessen vielfache und unerhörte Missethaten, Bestechlichkeit, Dieberei, Verleumdungen u. s. w. endlich an's Licht kamen, ward am **1.** Juni **1608** in's Gefängniß geworfen und starb darin bald darauf, und bevor noch sein Proceß, der die schmachvollsten Thaten an's Licht förderte, beendet wurde.

Auch Georg Basta starb schon **1606**, nach einer üppigen Mahlzeit vom Schlage gerührt, und blieb wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit bei den Ungarn in ungesegnetem Andenken.

Des Feldmarschalls Roßwurm Familie, gehoben durch den Namen eines Gliedes, trat im **17.** Jahrhundert nicht in die Dunkelheit zurück; zwei seiner Verwandten, die er auf den ungarischen Kriegsschauplatz gerufen, Burkhardt und Hieronymus, zeichneten sich später als kaiserliche Generale aus, und Hans Georg war **1648** französischer General und Commandant von Schorndorf.

(Zumeist auszugsweise nach F. W. Bartholds trefflicher Monographie über Roßwurm in Raumers Taschenbuch f. 1838 u. F. Hurters Schrift über Ph. Lang.)

Adolph Graf von Schwarzenberg,

kaiserl. Feldmarschall, geheimer Kriegsrath und Commandant von Wien.

Schon der Großvater dieses nicht blos um die Monarchie, sondern um die ganze Christenheit verdienten Helden, Wilhelm I. Freiherr von Schwarzenberg, hatte in dem friesischen Kriege das kaiserl. Heer befehligt und beruhigte unter Karl V., zur Zeit des Bauernaufstandes, die aufständischen Bauern in Lothringen und Elsaß, und sein Vater, Wilhelm II., starb an den bei St. Quentin (1557) erhaltenen Wunden, als Adolph, der 1547 geboren, erst zehn Jahre alt war.

Ueber das uralte Geschlecht der Schwarzenberge, welche, aus Franken stammend, sich Anfangs von Seinsheim nannten, so wie über die Jugend unseres Helden, haben wir schon in der vorangehenden Biographie des Feldmarschalls Roßwurm Mehreres mitgetheilt. Mit Roßwurm gemeinschaftlich unter dem berühmten Bassompierre dienend, machte Adolph Schwarzenberg seine ersten Kriegszüge und Waffenthaten mit und brachte es hier schon zu Würden und Anerkennung. Er machte sich bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkbar; da aber der zweideutige Friede mit den Türken, welcher um 1592 erfolgte, ihm momentan die fernere Gelegenheit, sich in Waffen zu erproben, entzog, trat er indeß bei Kaiser Rudolph II. in Hofdienste. Dem Vertrauen, welches dieser Monarch in seine früher erprobte Tapferkeit und Einsicht setzte, die den Erfolg seiner nachmaligen Unternehmungen vollkommen rechtfertigte, verdankte er den Feldherrnstab, welchen er nach dem bald erfolgten Wiederausbruch des Krieges erhielt. Schwarzenberg begleitete den Erzherzog Maximilian zu der Einnahme von Waitzen und Hatván und hierauf nach Erlau, sowie zu dem Treffen bei Kereszter (1596), wo sie das Feld behaupteten, den Sultan in die Flucht schlugen und 43 Kanonen eroberten. Leider gingen aber bald nachher durch fremde Fehler die erkämpften Vortheile verloren. Schwarzenberg und der Erzherzog waren daran nicht Schuld. Man hatte im Laufe dieses Krieges einen äußerst schweren Stand gegen die Türken, weil Raab in ihren Händen (wie schon in der Biographie des Feldmarschalls Roßwurm erwähnt, hatte der Commandant, Graf Hardeg,

schimpflicher Weise diese wichtige Festung den Feinden übergeben, wofür Hardeg vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Wien am Hofe enthauptet wurde) war, wodurch es ihnen leicht wurde, bis nach Oesterreich zu streifen, wenn man nicht beständig wider sie streitfertig dastand. Daher mußten an der Donau fortwährend Truppen und auf dem Strome bewaffnete Schiffe unterhalten werden; die benachbarten Festungen aber, die dem Erzhause Oesterreich seinen kleinen Theil von Ungarn noch allein sicherten, konnten nur Befehlshabern von großer Einsicht und geprüfter Tapferkeit und Treue anvertraut werden. So ward Adolph Schwarzenberg zum Commandanten von Komorn ernannt; er begnügte sich aber nicht, blos diesen Platz würdig zu behaupten, sondern suchte weiter um sich zu greifen und warf sein Augenmerk namentlich auf Raab, dessen spätere Wiedereroberung ihm bleibendes Verdienst und unsterblichen Ruhm erwarb.

Schwarzenberg war Anfangs 1598 vom Kaiser nach Prag berufen worden. Rudolph II. forderte denselben auf, noch während des Winters eine bedeutende Unternehmung gegen die Türken zu versuchen. Nachdem der Kaiser mit dem Erzherzog Maximilian, mit Schwarzenberg und Niklas Palfy übereingekommen, daß der Wiedergewinn von Raab die entschiedensten Vortheile verspreche, wurde ein überraschender Angriff auf diese Stadt beschlossen. Der Feldmarschall Schwarzenberg erhielt Befehl, baldigst zu dessen Ausführung zu schreiten, und sich hierzu der in Ungarn bequartierten Truppen, aller Kriegsgeräthe u. s. w., nach eigenem Gutfinden, zu bedienen.

Schwarzenberg begab sich von Prag nach Komorn, in welcher Festung er, wie schon erwähnt, den Oberbefehl führte. Er wurde viele Wochen, — Anfangs durch die äußerste Strenge des Winters und den sehr tiefen Schnee, später durch die, bei dessen Schmelzen und dem anhaltenden Regenwetter, angeschwollenen Gewässer und ganz verderbten Straßen, — abgehalten, seinen Plan auszuführen. Endlich, um die Mitte des März, begannen die Elemente sich raschen Truppenbewegungen günstiger zu zeigen.

Schwarzenberg hatte zu Wien, unter strenger Geheimhaltung, die zu seinem Vorhaben nöthigen Feldbrücken, Sturmleitern, Petarden, Geschütze, Munition u. s. w. in Bereitschaft setzen, und dann dieselben auf der Donau nach Komorn schaffen lassen. Die zu der Unternehmung bestimmten Trup-

pen brachen nun aus ihren Winterquartieren auf, und zogen sich bei eben dieser Stadt zusammen.

Die Stadt Raab liegt an der Vereinigung der Flüsse Raab, Rabnitz und des rechten Armes der Donau, der hier mit dem Hauptstrome die Insel bildet, welche die kleine Schütt genannt wird. Die Stadt war mit starken Mauern umschlossen und diese wurden durch Bollwerke vertheidigt. Mehr noch als durch seine Werke, wurde die Stärke des Platzes durch seine Lage zwischen jenen Gewässern begründet, die denselben auf allen Seiten umflossen und den Zugang sperrten. — Auf der Westseite der Stadt führte das Wienerthor zu der, damals von den Türken abgebrochenen Brücke über die Raab, — und jenseits des Flusses lief durch eine Vorstadt die Straße über Hochstraß und Wieselburg nach Wien. Auf der Nordseite gelangte man aus der Stadt, durch das Wasserthor, an den rechten Donauarm. Da über diesen keine Brücke bestand, so wurde die Verbindung mit der kleinen Schütt durch Schiffe unterhalten. Das dritte, oder Stuhlweißenburger Thor, befand sich auf der Südseite. Eine Brücke über den, diese und die Ostseite umfließenden Arm der Raab, verband hier die Stadt mit der sich bis an den Bakonyer Wald ausdehnenden Ebene. Ein Stück dieser Brücke, zunächst am Thore, war zum Aufziehen eingerichtet. Nahe am anderen Ende der Brücke sperrte ein starkes hölzernes Gitter den Eingang von der Landseite. Dieses Thor, welches von Schwarzenberg zum Angriffspunkte gewählt worden, wurde zu jeder Seite von einem Bollwerke geschützt, deren eines die Kaiser-, das andere die Bastion des Valentin Toth genannt war. Noch lag auf dieser Angriffsseite, im südlichen Winkel des Platzes, die ungarische Bastion. — Auf der östlichen Seite der Festung befand sich weder ein Thor, noch eine Brücke über den Arm der Raab. In ihrem nordöstlichen Winkel lag die Bastion Jarkositz, auch Heiligenberger Bastei genannt, welche bei dem bevorstehenden Ereigniß eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. —

Schwarzenberg hatte durch ausgesendete Vertraute über die Beschaffenheit der von Komorn gegen Raab führenden Wege, die zu überschreitenden Gewässer und deren Furthen, — so wie durch gefangene Türken, und von den in der Nähe Raabs wohnenden Landleuten, welche, des täglichen Verkehrs wegen, oft in dem Platze aus- und eingingen, über die Stärke der Besatzung, ihre Vertheidigungsanstalten und die Art des Sicherheitsdienstes, — genaue Kundschaft erhalten. Die neuesten Berichte mel-

beten, daß die Besatzung so eben einen, von Ofen in Anzug begriffenen Geld- und Provianttransport erwarte. Schwarzenberg eilte, die Umstände, welche sein Vorhaben zu begünstigen versprachen, zu benützen. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er jenem Transporte entgegenrücken und denselben aufheben wolle.*) — Am 25. März waren die gesammten Truppen zum Aufbruch bereit. Sie zählten:

Fünf Fahnen Franzosen zu Fuß oder	900	Mann.
Fünf Fahnen Wallonen zu Fuß oder	900	"
Deutsche Knechte von Gran	300	"
Deutsche Knechte von Komorn	50	"
Sieben Compagnieen Wallonen zu Pferde	700	"
Unter General Graf Niklas Palfy Haiducken oder ungarische Büchsenschützen zu Fuß	1000	"
Husaren	1000	"
In Allem:	4850	Mann.

Am 26. März, nach Einbruch der Nacht, ließ der Feldmarschall **Schwarzenberg** eine Schiffbrücke über die Donau schlagen, und am Morgen des 27. März mehrere Reiterabtheilungen über dieselbe vorausgehen. Diese sollten die gegen Raab führenden Wege durchsuchen und besetzen, alle auf denselben angetroffenen, jener Stadt zuziehenden Wagen, Reiter und Wanderer anhalten und nach Komorn zurückschicken, — dadurch den Marsch des Corps sichern, und es hindern, daß dem Feinde hiervon irgend eine Kunde zukommen könne. — Vier Stunden nach dem Abgang dieses Vortrabs, um ein Uhr Nachmittags, zog Schwarzenberg mit seinem Corps über die Brücke. So wie eine Schaar dieselbe überschritten hatte, ertheilte der Feldmarschall ihrem Anführer den Befehl, in welcher Ordnung der Marsch fortgesetzt werden solle. Mittelst auf Wagen mitgeführter Schiffbrücken ging das Corps gegen Abend über den sumpfigen Bach Chonczo, und um 9 Uhr Nachts über den, von den links gelegenen Waldhügeln herabfließenden Bakonyer oder Czeha-Bach, an dessen linkem Ufer die Truppen die Nacht zubrachten.

Während dieses Marsches kam dem Corps ein gewisser Matthäus Felnemeth entgegen, welcher bei der vorjährigen Belagerung Raabs in tür-

*) Siehe österreich. militär. Zeitschrift für 1827.

kische Gefangenschaft gerathen, jetzt aber soeben aus dieser Stadt, nach Entrichtung seines Lösegeldes, entlassen worden war. Dieser meldete dem Feldmarschalle: „die türkische Besatzung vermuthe keineswegs, angegriffen zu werden. Sie überlasse sich sorgenlos einer unthätigen Ruhe. Erst Tags zuvor wären zweihundert Janitscharen auf der nach Ofen führenden Straße abgesendet worden, den erwarteten Transport einzuholen. — Aus Verachtung der Gegner und aus angeborener Trägheit sei die Besatzung im Sicherheitsdienste so nachlässig, daß weder die Thore pünktlich geschlossen, noch die Wachen und Posten mit Ordnung besetzt gehalten würden. Die Türken hätten häufig mit stolzem Uebermuth geäußert, eher würde der metallene Hahn, — welchen sie auf eine, von ihnen über dem Wasserthore gebaute Warte gesetzt hatten, — zu krähen anfangen, als sich die Christen jemals der Stadt wieder bemächtigen könnten."

Schwarzenberg behielt diesen Mann in seinem Gefolge, um von ihm, bei Fortsetzung des Zuges, die allenfalls noch ferner nöthigen Auskünfte zu erhalten. —

Am 28. März, um 6 Uhr Morges, brach das Corps auf. Nachdem dasselbe in dem waldigen Nemether Thale eine Meile zurückgelegt hatte, ließ Schwarzenberg die Colonne sich rechts gegen die Donau wenden. Sie hielt bei Gönyö, nächst dem rechten Ufer des Flusses, — dem jenseit gelegenen Orte Kolos-Nema, und der östlichen Spitze der kleinen Schütt gegenüber, — ohngefähr noch zwei Meilen von Raab entfernt.

Nachmittags um 4 Uhr berief Schwarzenberg die Anführer und Hauptleute zum Kriegsrath. Jetzt erst eröffnete er denselben sein Vorhaben, theilte ihnen die Dispositionen zum Angriff schriftlich mit, und bezeichnete für jede einzelne Abtheilung auf dem Grundrisse der Stadt die Stellen, welche sie, nach dem Eindringen, zu besetzen und zu vertheidigen hatte. Die Disposition bestimmte Folgendes:

„Sobald das Corps in der Nähe von Raab angekommen sein wird, soll das zum Sturme nöthige Geräthe abgeladen werden. Die Truppen machen sich zum Angriff fertig. — Der Oberstlieutenant Baron Vaubecourt wird die erste Petarde an das hölzerne, auswärts des Stuhlweißenburger Thores, auf der Brücke befindliche Gitter anhängen und dasselbe damit auffsprengen. — Die zweite, größere Petarde soll der Baumeister Caviasch an das Thor selbst befestigen und sie losbrennen.

„Sobald das Thor aufgesprengt ist, wird der Oberstlieutenant Baron

Babecourt durch das Thorgewölbe eindringen, und mit seiner Compagnie Franzosen, durch den jenseitigen Ausgang, in die Stadt vorrücken. Ihm folgt der Oberstlieutnant Heinrich von Obernbruck, mit zwei Fahnen Franzosen und zwei Fahnen Wallonen. Die fünf Compagnieen besetzen die zur rechten Hand bis auf den Marktplatz führenden Gassen, reinigen dieselben von Feinden, und vertheidigen sie gegen deren Angriffe. — Zwei andere Fahnen Franzosen und zwei Fahnen Wallonen eilen dann durch das Thor, und besetzen auf eben diese Weise die zur linken Hand nach dem Marktplatze führenden Gassen.

„Der Oberstlieutnant von Gran, Peter Orsitz, wird, sobald er mit dem ungarischen Fußvolk durch das Thor gezogen, zur rechten oder zur linken Hand, wo dieses am schnellsten gelingt, den Wall ersteigen, und die zu beiden Seiten des Stuhlweißenburger Thores gelegenen Bastionen (des Kaisers und des Valentin Toth), dann weiter rechts die ungarische Bastei, und endlich das Bollwerk Jarkositz (oder Heiligenberg), so wie ferner die übrigen Strecken des Walles, den Türken entreißen und sich auf denselben festsetzen.

„Zur Unterstützung der Ungarn hat die Reiter-Compagnie des Don Michael Lopez durch das Thor nach den Basteien zu eilen, und zur Eroberung und Erhaltung derselben kräftigst mitzuwirken.

„Der Rittmeister Strassoldo hat mit seiner Reiter-Compagnie sich in die links neben dem Thore gelegene Gasse zu schwenken, und in der Mitte derselben, oder auf einer andern nahen und geräumigen Stelle, als Rückhalt aufzumarschiren. Er wird dort die weitern Befehle des Marschalls abwarten. Doch im Falle, daß die Infanterie-Colonnen der Gewalt der feindlichen Anfälle irgendwo nicht zu widerstehen vermöchten, muß er dieselben ohne Verzug mit Nachdruck unterstützen.

„Nach allen diesen Truppen wird dann der Feldmarschall Schwarzenberg selbst, mit den noch übrigen Wallonen zu Fuß, allen deutschen Knechten und der Compagnie zu Pferde des Rittmeisters Huyn, durch das Thor ziehen, bis auf den Platz vorrücken, und von dort aus jenen Abtheilungen Hilfe bringen, die in's Gedränge kämen.

„Zuletzt soll Rittmeister Werlin mit seiner Compagnie das Thor passiren, links durch die Gassen zwischen den Mauern und den äußersten Häusern der Stadt, bis zum Wasserthore vordringen, alle ihm begegnenden

türkischen Haufen zerstreuen, und dadurch die Besatzung, — so wie die Wohnung des Bassa oder die Burg, — im Rücken nehmen.

„Der General Graf Palfy soll, mit den drei übrigen wallonischen Reiter-Compagnieen und allen Husaren, die Gegend um die Festung besetzen und bewachen.

„Jeder feigherzig weichende, so wie jeder in ein Haus, um zu plündern, eindringende Soldat soll von seinen nächsten Kameraden auf der Stelle niedergemacht werden. Dagegen wird, nach gelungener Eroberung des Platzes, die gesammte türkische Beute unter die Krieger regelmäßig vertheilt."

Um fünf Uhr Nachmittags brach das Corps von Gönyö auf, und erreichte eine Stunde vor Mitternacht die Stelle, wo bei dem vorjährigen Angriffe auf Raab der Erzherzog Maximilian gelagert hatte. Der Feldmarschall ließ hier den General Palfy mit dem größten Theile der Reiterei halten. Er selbst setzte mit dem ganzen Fußvolk und den zunächst zu dessen Unterstützung bestimmten vier wallonischen Reiter-Compagnieen, den Marsch fort. Der letzte Theil des Weges war sehr beschwerlich, da die Truppen viermal durch Gewässer, welches denselben bis an den Gürtel reichte, waten mußten.

Am 29. März, um 2 Uhr nach Mitternacht, kam Schwarzenberg in der Nähe der Stadt an. Die Petarden, und alles übrige zur Erleichterung des Sturmes mitgeführte Geräthe, wurden in Ordnung gerichtet. Auch ließ Schwarzenberg nunmehr dem General Palfy den Befehl überbringen, mit seiner Reiterei nachzurücken, und die Gegend um die Stadt zu besetzen.

Die erste Hälfte der Nacht über hatte der helle Mondschein die Besorgniß erregt, daß die türkischen Wachen den Anmarsch des Corps von Ferne wahrnehmen würden. Doch in der letzten Stunde erhob sich aus der Donau ein starker Nebel, verhüllte die Gegend und bildete sich zu Wolken, welche den Mond verfinsterten, und dadurch die anrückenden Truppen verbargen. Auch begann jetzt ein heftiger Wind gerade von der Stadt her zu wehen, und hinderte durch seine Richtung und durch sein eigenes stürmisches Brausen die türkischen Wachen, das unvermeidliche Geräusch der sich bewegenden Colonnen zu vernehmen.

Schwarzenberg sendete nun fünf, der türkischen Sprache wohl kundige, als Spahis verkleidete Husaren voraus, an das Stuhlweißenburger Thor.



Adolf Graf von Schwarzenberg.

Einige hundert Schritte hinter denselben marschirte Oberstlieutenant Baron Babecourt mit seiner Compagnie und den Petarden.

Als die Husaren der Brücke nahten, wurden sie von der ober dem Thore stehenden Schildwache angerufen. Ihrer erhaltenen Weisung gemäß antworteten sie: „sie gehörten zur Bedeckung des von Ofen erwarteten Transportes, der sogleich eintreffen werde. Die Zugbrücke sei unverzüglich niederzulassen, damit die Wagen noch vor Tagesanbruch sicher in die Stadt gebracht werden könnten, und nicht etwa von den Christen ausgekundschaftet und angefallen würden."

Während der Türke sich vertrauensvoll mit den vermeinten Kameraden unterhielt, rückten diese auf der Brücke selbst bis an das mehrerwähnte Gitter, und Oberstlieutnant Babecourt folgte dahin, um an dasselbe die kleinere Petarde anhängen zu lassen. Doch man bedurfte derselben nicht; denn das Thor des Gitters fand sich zwar wohl zugeklinkt, — aber weder verschlossen noch verriegelt. Es wurde daher ohne Mühe und Geräusch geöffnet. — Die fünf Husaren ritten dann, unter stetem Gespräch mit der türkischen Wache, auf der Brücke weiter vor. Sie fanden die Zugbrücke wegen des Transportes bereits herabgelassen, und gelangten also ungehindert bis an das Hauptthor selbst. — Jetzt endlich bemerkte der Türke die Täuschung und gab Feuer. Die übrigen nahen Wachen griffen zu den Gewehren und feuerten ebenfalls. Aber schon hatte Oberstlieutnant Babecourt hinreichend Zeit gehabt, die Petarde durch den Korporal La Marche an das Thor befestigen zu lassen. Die erste Losbrennung derselben versagte, doch die zweite gelang. Die Explosion zerschmetterte das stark mit Eisen beschlagene Thor, dessen einer Flügel über dreihundert Schritte weit, bis auf den Marktplatz geschleudert wurde.

Es war eben 3 Uhr des Morgens, als der heftige Knall die Besatzung aus dem Schlafe schreckte, und die Kaiserlichen in der befohlenen Ordnung durch das Thor drangen. Jede Abtheilung eilte, die ihr angewiesenen Posten einzunehmen. Babecourt und Obernbruck rückten mit den vordersten Fahnen der Franzosen und Wallonen bis auf den Marktplatz, indeß die hinteren vier Compagnieen sich links gegen die Burg wendeten. Der Oberstlieutnant Peter Orsitz griff die zwei, zu beiden Seiten neben dem Stuhlweißenburger Thore gelegenen Bastionen: Kaiser und Valentin Toth an. Die Rittmeister Don Michael Lopez und Strassoldo folgten mit ihren Reitercompagnieen zur Unterstützung nach. — Endlich zog Schwarzenberg

selbst mit den noch übrigen Wallonen zu Fuß, den gesammten deutschen Knechten und den Reitercompagnieen Huyn und Werlin, durch das Thor, und stellte diese Truppen nächst demselben als Reserve auf. Niklas Palfy hatte bereits mit den letzten drei wallonischen Reitercompagnieen und den Husaren die Umgegend besetzt, und deckte die Angreifenden gegen jede Störung, welche vielleicht von außen nahende Feinde hätten verursachen können. — Die Gassen und Plätze, die Wälle und mehrere Bastionen wurden nun von den Stürmern überschwemmt, — die türkischen Wachen und Posten niedergemacht, — ein großer Theil des auf den Mauern vorhandenen Geschützes genommen, — endlich auch die übrigen Stadtthore besetzt, so daß der Besatzung kein Weg zur Flucht offen blieb. Unterdessen hatten zwar alle Türken, meist halb nackt, die Waffen ergriffen, doch fand keiner mehr Zeit, zu Pferde zu kommen. Sie suchten sich in Schaaren zu sammeln, wurden aber von den vordringenden Colonnen getrennt, zersprengt und zum Theil einzeln aufgerieben. Dennoch gelang es dem Ueberreste, sich auf einigen Punkten zum Widerstande zu vereinigen.

Der Festungs-Commandant, Aly Bassa, war gleich Anfangs mit einer Schaar aus seiner Wohnung, der Burg, über den Wall gegen das Stuhlweißenburger Thor geeilt, um die eingedrungenen Kaiserlichen zurückzuwerfen, oder sie doch bis zur gehofften Vereinigung der Garnison aufzuhalten. Er stieß mit jenen Haiducken des Peter Orsitz, welche links vom Thore den Wall erstiegen hatten, zusammen. Der Bassa stürzte sich, in der einen Hand seine Fahne, in der andern den Säbel führend, in die Mitte der weit überlegenen Gegner, und fiel, nach wüthendem Kampfe, von zwei Schüssen getroffen. Seine Begleiter wurden übermannt, und dreißig derselben niedergehauen. Aber auch von den Kaiserlichen waren auf diesem einzigen Punkte bei siebenzig theils getödtet, theils schwer verwundet worden. Schwarzenberg ließ des Bassa's Haupt auf einen Spieß stecken und dasselbe auf der damals bereits eroberten ungarischen Bastion aufpflanzen.

Ein Theil der zerstreuten Türken hatte sich nunmehr in der nordöstlichen Bastion Jarkositz zusammengefunden. Sie verstopften die Kehle derselben mit Schanzkörben, und schlugen mehrere Stürme der Wallonen und Franzosen zurück. — Ein anderer türkischer Haufe machte auf die den Marktplatz besetzenden Compagnieen Babecourts und Obernbrucks einen so verzweifelten Anfall, daß diese Truppen, von panischem Schrecken ergriffen, bis gegen das Stuhlweißenburger Thor zurückwichen. Schwarzenberg selbst

führte die Geworfenen zum neuen Angriff vor, und ließ sie durch die bisher in der Nähe des Thores gestandene Reserve unterstützen. Auf seine Einladung saß Niklas Palfy mit einigen Hundert Husaren ab, und eilte durch das Thor zur Hilfe herbei. Auch von den bei Palfy vor dem Thore gebliebenen drei wallonischen Reiter-Compagnieen wurde ein Theil in die Stadt gerufen. — Den vereinigten Anstrengungen Schwarzenberg's und Palfy's gelang es nach einem äußerst blutigen Gemetzel, den Marktplatz zu behaupten. Hier allein waren bei zwei Hundert Kaiserliche gefallen.

Die in der Bastion Jarkositz versammelten Türken hatten sich bisher noch gehalten. Alay-Beg, der Befehlshaber der Spahis und Timarioten, und Omar-Aga leiteten die hartnäckige Vertheidigung. Der Oberstlieutnant Peter Orsitz und die Rittmeister Lopez, Strassoldo und Jan Paolo, forderten sie vergeblich auf, die Waffen zu strecken. Der Kampf währte auch hier mit größter Heftigkeit. — Alay-Beg mit vielen seiner Leute war bereits gefallen. Mit andern hatte sich Omar-Aga, als er die Anrückung Palfy's mit der Unterstützung wahrgenommen, eine Bahn gebrochen und sich nach der Burg durchgeschlagen. Nun stürmten die Haiducken nochmals das Werk und die wallonischen Reiter drangen endlich in die Kehle des Bollwerks ein.

In diesem Augenblicke zündeten die Janitscharen das in den Kasematten befindliche Pulvermagazin an. Die Explosion zerschmetterte die meisten der in und zunächst dieser Bastion befindlichen Türken und Kaiserlichen. So wurde dann auch die eben durch die Kehle eindringende wallonische Reiter-Compagnie des Jan Paolo zur Hälfte getödtet, — der Rest derselben größtentheils schwer verwundet.

Noch vertheidigten sich viele Türken, theils einzeln, theils truppweise in den Häusern. Einige derselben ergaben sich und erhielten Pardon. Andere wurden durch Sturm bezwungen und niedergemacht. Die sich in Keller und Gewölbe verkrochen hatten, wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt.

Gegen 10 Uhr Vormittags waren bereits alle Festungswerke und die ganze Stadt von den Kaiserlichen eingenommen. Nur Omar-Aga vertheidigte sich noch in der Burg. Als diese aber mit Kanonen beschossen wurde, gegen 11 Uhr, ergab sich auch der Aga, nachdem ihm und seiner Schaar Schonung des Lebens zugesichert worden. Manche Türken suchten über die Mauern zu entkommen, indem sie sich von denselben hinab in die Raab

stürzten. Doch sie ertranken zum Theil in den Fluthen, und die das jenseitige Ufer gewannen, wurden von den Husaren niedergemacht.

Bei Anfang des Kampfes hatte die türkische Besatzung **1600** Streiter gezählt. Hiervon waren **1300** gefallen; darunter der Commandant, Aly-Bassa, mit seinen meisten Offizieren: dem Dschiumbli-Aga, Beschli-Aga, Alay-Beg, Janitscharen-Aga u. a. m. Der Rest, von ungefähr **300** Waffenfähigen, wurde nebst vielen Weibern und Kindern gefangen. — Der Verlust der Sieger belief sich auf mehr denn **400** Todte und **600** Verwundete. — **400** Christen-Sclaven wurden befreit.

Man fand in der Festung **187** Geschütze verschiedenen Kalibers, viele Gewehre und Waffen von mancherlei Art, **500** Centner Pulver und **50** Centner Blei, **25,000** Kanonenkugeln; — eine Menge Pferde, darunter über **600** treffliche Reitpferde; — viele goldene und silberne Gefäße, reiche Kleider, kostbare Pelze u. s. w.; — auch einen großen Vorrath von Lebensmitteln. — Die Geschütze und Munition fielen dem Kaiser zu. Diesem wurden auch fünfzig auserlesene Pferde, einige andere den Erzherzogen Matthias und Maximilian verehrt. Die übrigen Pferde und alle sonstige Beute wurde unter die Truppen vertheilt.

So kam die wichtige Festung R a a b wieder in des Kaisers Macht, nachdem sie drei Jahre und sechs Monate in den Händen der Türken gewesen. Noch am Tage der Eroberung sendete der Feldmarschall S c h w a r z e n b e r g den Oberstlieutnant Baron Vabecourt mit der ersten Siegesbotschaft nach Wien an den Erzherzog M a t t h i a s, und dann an den Kaiser nach Prag. In seinem ausführlichen Berichte vom **30**. März an den Kaiser rühmt der Feldmarschall die ausgezeichneten Dienste des Generals Niklas Grafen Palfy, — der beiden Oberstlieutenants Baron Vabecourt und Obernbruck und der französischen und wallonischen Hauptleute und Soldaten zu Fuß, — des Oberstlieutenants Peter Orsitz und seiner Haiducken, der Rittmeister Huyn, Strassoldo, Don Michael Lopez, Werlin, Attilio Jan Paolo und des Hans Leonhard von Zell und ihrer wallonischen Reiter.*)

---

*) Auf dieses für die kaiserlichen Waffen so rubmvolle Ereigniß wurden mehrere Denkmünzen geprägt. Der Catalogus numorum Hungariae ac Transilvaniae Instituti nationalis Szechényani (Pestini 1807; 8. pag. 137 et seq.) beschreibt

Am 30. März entsendete der Feldmarschall Freiherr von Schwarzenberg eine starke Abtheilung aus Raab nach dem Schlosse St. Martinsberg. Die Truppen fanden dasselbe von den Türken bereits verlassen. — Da der Kaiser den Feldmarschall zum Gouverneur oder Obersten von Raab ernannte, so bemühte sich Schwarzenberg dann, die Werke des Platzes schnell zur kräftigsten Vertheidigung herzustellen.

Der Verlust vor Raab hatte aber die Türken zu sehr überrascht und entmuthigt, als daß sie daran hätten denken können, diese Stadt durch einen baldigen Angriff wieder zu gewinnen.

Schwarzenberg blieb in diesem Zuge der Schrecken und die Geißel des Feindes.

Schwarzenberg wurde vom Kaiser Rudolph II., am 5. Juni 1599, auf dem Schlosse zu Prag in feierlicher Versammlung zum Ritter geschlagen, zum deutschen Reichsgrafen erhoben, wodurch das Haus Schwarzenberg späterhin auf der fränkischen Bank seinen Sitz nahm; in sein Wappenschild verlieh ihm der Kaiser den Raben, als Sinnbild der Stadt Raab und beschenkte ihn außerdem mit einer Summe von 100,000 Gulden, und ernannte ihn auch zum Commandanten der Stadt Wien.

Schwarzenberg's heldenmüthiger Gefährte, Graf Niklas Palfy, empfing schon am 18. Mai 1598 zu Raab von dem Erzherzog Matthias, im Namen des Kaisers, den Ritterschlag; edelmüthig lehnte er aber jede andere Belohnung ab. Vabecourt und die Anderen erhielten theils vom Kaiser, theils von den österreichischen Ständen reiche Ehrengeschenke.

Das eingesprengte Thor sammt der Petarde ward in der Domkirche zu Raab als ein Gedenkstück aufbewahrt und die Eroberung jährlich am Ostertage durch ein Fest zu feiern beschlossen, bei welchem noch heut zu Tage durch zwei Domherren eine deutsche und eine ungarische Predigt gehalten wird, während welcher die Bildnisse Schwarzenberg's und Palfy's aufgestellt sind.

Der Kaiser Rudolph II. war über diese Eroberung so erfreut, daß er befahl, an allen Kreuzwegen und Höhen steinerne Säulen zum Gedächtnisse

---

dieselben ausführlich. — Die Jahrestage der Eroberung wurden von den Einwohnern Raabs durch ein religiöses Fest gefeiert, und das Andenken an die Helden, welche die Stadt von der türkischen Herrschaft befreiten, lebt fort in den dankbaren Gemüthern der späteren Generation.

derselben zu errichten. Einige dieser Denksäulen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, namentlich unweit des sogenannten Bäckerhauses (Versorgungshauses) in der Währinger Gasse, am Ende des Dorfes Maria Enzersdorf, gegen Mödling, bei der Spinnerin am Kreuze rc. Fast alle enthalten die gleiche nachfolgende Inschrift, die hier und da schon schwer zu entziffern ist:

„Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Daß Raab wieder kommen in Christenhand.
O Christ, wenn du dies Kreuz siehst an,
So sag Gott Dank in dem Fürgang
Wegen der edlen Festung Raab
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September 94 — wieder
Aber in 98
Im Martii wieder einnehmen lahn
Sey Lob, Ehre und Preyß im höchsten Thron."

Schwarzenberg war nun vielbeschäftigt, bald in Wien, bald in Raab oder Komorn, stets mit Verbesserung der Lage seiner Truppen, stets mit neuen Plänen, die Waffen seines Monarchen siegreich weiter zu führen.

Wir können nicht unterlassen, hier noch einige seiner Waffenthaten und Unternehmungen zu erwähnen, die kurz nach der Eroberung von Raab stattfanden, und Schwarzenbergs Feldherrntalent, seine Umsicht und Thätigkeit auf's Neue glänzend bewährten.

Am 27. Juni 1598 *) nahte eine türkische Streifschaar von 400 Mann der Festung Komorn am rechten Ufer der Donau. Ein deutscher Soldat der Besatzung, der in der Gegend der damals von den Türken besetzten Veste Dotis diesen in die Hände fiel, wurde von denselben schwer verwundet. Nun wurde aus Komorn eine starke Abtheilung von Wallonen, Frei-Haiducken und Husaren über die Donau gesendet, welche jenes Streifcorps angriff und dasselbe nach einem Scharmützel, in welchem dreizehn Türken, aber nur ein Husar fielen, in die Flucht trieb.

Der Feldmarschall Schwarzenberg brach am 30. Juli von Komorn auf, um die in den nächsten Gegenden jenseits der Donau von den Türken be-

*) Siehe österr. milit. Zeitschr. 1829.

setzten Vesten anzugreifen. Sein Corps bestand aus vier Regimentern Wallonen und Franzosen zu Fuß, **1400** Husaren, **1000** Collonitschischen Reitern, **700** Wallonen zu Pferde. Dasselbe führte **16** Geschütze mit sich. Die Truppen gingen über die Donaubrücke nach dem rechten Ufer. Es wurden **600** Husaren vorausgesendet, um die Wege zu untersuchen und die Defiléen zu besetzen. — Das Corps bezog in der Ebene unweit der Festung ein Lager.

Am frühen Morgen den **31.** Juli wurde der Marsch fortgesetzt. — Mehrere Soldaten verschmachteten bei der großen Hitze wegen Mangel an Trinkwasser. Um **4** Uhr Nachmittags langten die Truppen vor Dotis an. Einige Abtheilungen breiteten sich längs dem Stadtgraben aus und feuerten so lebhaft auf die Wälle, daß die Türken sich nicht mehr auf denselben zu zeigen wagten. Schwarzenberg ließ, sobald das Lager geschlagen war, von den Schanzknechten die Laufgräben beginnen. Um die Besatzung, welche **230** Waffenfähige zählte, zu täuschen, wurden an einer links in der Fläche gewählten Stelle **33** Schanzkörbe aufgestellt, und zum Scheine eine Batterie aufgeworfen. Die Türken richteten wirklich sogleich ihr Geschütz gegen diesen falschen Angriff. Doch nach Einbruch der Nacht ließ der Feldmarschall die Schanzkörbe von der Schanzbatterie abführen, und nach einer rechter Hand vorwärts der warmen Bäder gelegenen Anhöhe bringen. Der Angriff wurde besonders gegen die am Teiche auf der linken Flanke des Schlosses zunächst dem Hügel gelegene Eckbastei gerichtet, und während der Nacht die Hauptbatterie von **10** schweren Kanonen zu Stande gebracht.

Am **1.** August bei Anbruch des Tages wurde das Feuer aus jener Batterie und aus vier seitwärts zur Bestreichung der Brustwehr aufgestellten Falkaunen begonnen, und bis **6** Uhr Abends ununterbrochen fortgesetzt. Da sich nun bereits in der Eckbastei am Teiche eine breite Bresche zeigte, so ließ der Feldmarschall dieselbe untersuchen, und sie wurde ohne Leitern gangbar befunden. Die Obersten warfen das Loos, welcher aus ihnen mit seinem Regimente den Sturm unternehmen müsse, und dieses bestimmte den Obersten von Mörsburg mit seinen **4** Fahnen Knechte, welche die Bestürmung, abwechselnd eine Fahne nach der andern, ausführen sollten.

Mörsburg begann dieselbe mit der ersten Fahne. Die Türken vertheidigten sich mit der entschlossensten Tapferkeit und trieben die Stürme

durch das Werfen von Steinen und brennenden Stoffen zurück. Der Angriff wurde von den übrigen Fahnen wiederholt, sie mußten aber ebenfalls weichen. —

Der Kampf auf der Bresche, die Anläufe der Stürmer und die dazwischen eingetretenen kurzen Momente der Rast hatten bereits eine Stunde gewährt. Da befahl der Feldmarschall, als soeben wieder ein Anlauf abgeschlagen worden, dem Feldzeugmeister Johann Freiherrn von Mollard, das ganze Geschütz mit größter Lebhaftigkeit unter die die Bresche bedeckenden Türken abfeuern zu lassen. Eine Menge derselben wurde dadurch getödtet oder schwer verwundet.

Gleich darauf stürmte Mörsburg nochmals vor und drang dieses Mal wirklich die Bresche hinauf, über den Wall in die Veste. Die Türken ergriffen die Flucht. Aber Alle, die von den wüthenden Stürmern eingeholt worden, fielen unter ihren Schwertern. Der Begh, welcher im Platze den Befehl geführt, suchte sich zu retten, indem er sich mit einigen Leuten an Stricken über eine Bastion hinabließ; er wurde aber von den Siegern bemerkt und erschossen. Ueber 100 Türken warfen sich in den Thurm und hielten sich in demselben die ganze Nacht hindurch. Am Morgen des 2. August wurde auch dieser Thurm erstürmt und dessen Besatzung niedergemacht. —

Der Oberst von Mörsburg hatte bei Erstürmung der Bresche 30 bis 40 Todte und weit mehr Verwundete verloren. Die ganze Besatzung war bis auf drei Mann im Kampfe gefallen. Es wurden 36 Geschütze in dem Platze gefunden. — Der Feldmarschall befahl, den Graben und die Bresche zu reinigen und den Wall eiligst zur Vertheidigung herzustellen. Er ließ eine schwache Besatzung von 40 Haiducken und 25 deutschen Knechten in diesem kleinen Platze zurück.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August brach Schwarzenberg gegen das Schloß Geßtes auf. Dieses lag auf einem hohen Berge, war von Wald umgeben und weit stärker als Dotis befestigt. Die vorausgerückten Husaren fanden dasselbe zwar noch von Türken besetzt, die aber den Platz räumten, als sie den Anmarsch der Hauptleute bemerkten. Sie hatten Feuer an das Pulver gelegt, von welchem jedoch nur ein kleiner Theil sich entzündete, und ohne bedeutenden Schaden der Gebäude aufflog. Die Kaiserlichen erbeuteten in Geßtes 7 große Kisten mit Pulver, 7 metallene Kanonen, 28 Doppelhaken und 18 Wall-Musketen.

Am 4. August setzte der Feldmarschall den Zug fort, und kam am 5. in der Nähe der zwei Meilen von Stuhlweißenburg gelegenen Veste Csokakó an. Am Morgen des 6. August wurde die Veste berennt, und der Feldzeugmeister Mollard sollte 6 Geschütze gegen dieselbe aufführen. — Schwarzenberg fand jedoch, als er selbst den Platz besichtigte, daß der Feind denselben während dieser Vorbereitungen schon geräumt hatte. Der Feldherr ließ eine Besatzung von 100 Ungarn in dem Schlosse und marschirte am 7. August mit dem Corps nach Pallota.

Obwohl diese Veste nur von 40 Türken besetzt war, wagten diese es doch, den Angriff zu erwarten. Es wurden am 8. August Schanzkörbe aufgestellt, das Geschütz vorgeführt und dann die Beschießung angefangen. Gleich darauf begehrte die Besatzung zu unterhandeln und übergab das Schloß mit Vertrag gegen freien Abzug. Der Feldmarschall fand sich zur Billigung dieser Capitulation bewogen, weil die Veste sturmfrei war, folglich erst hätte Bresche geschossen werden müssen. Dann wären aber mehrere Tage erforderlich gewesen, um den Platz wieder zur Vertheidigung herzustellen. — Man fand in Pallota 14 Kanonen, einige Doppelhaken und 20 Centner Pulver. Es wurde mit 100 Deutschen vom Regimente des Grafen Sulz besetzt.

Noch am 8. August ließ der Feldmarschall eine Abtheilung Reiter und Fußvolk voraus gegen Veszprim ziehen. Sie sollte diese Stadt berennen und so jede Verstärkung der Besatzung, also auch die Flucht derselben hindern. Doch die Türken räumten in der Nacht die Veste. Schwarzenberg fand bei seiner Ankunft am 9. August in derselben zwar noch das einst in der Türken Hände gefallene kaiserliche Geschütz, aber weder Munition noch Lebensmittel. Vierzehn mit Weibern und Kindern der Türken beladene Wagen wurden auf ihrer Flucht nach Stuhlweißenburg am folgenden Morgen von den Kaiserlichen aufgefangen. — In diesen Tagen waren auch die Schlösser Vitany, Tschambok, Tihany, Vasony u. a. m. von ihren türkischen Besatzungen verlassen worden.

Der Feldmarschall hatte im Sinne, den panischen Schrecken, von welchem die Türken, bei den letzten glücklichen Fortschritten der kaiserlichen Waffen, ergriffen worden, thätigst zu benützen. Er wollte zunächst Stuhlweißenburg angreifen, und hoffte mit Grund, diese feste Stadt mit geringen Opfern zu erobern. Aber seine Truppen litten Mangel an Proviant. Die Transportmittel, welche das Land hätte herbeischaffen sollen, blieben

aus; die vorhandenen Zugpferde waren bereits ganz abgemattet, und die Zufuhren von Lebensmitteln stockten. Die Truppen waren durch die von der außerordentlichen Hitze herbeigeführten Krankheiten, so wie durch die Zurücklassung der Besatzungen in den eroberten Vesten geschwächt worden. Die Reiterei war zu wenig zahlreich, um eine Belagerung zu decken, welche zu stören, die Türken wahrscheinlich mit großer Macht herbeigeeilt wären. Auch fehlte dem Geschütze und den Munitionswagen ein großer Theil ihrer Bespannung. Die früheren oft wiederholten Gesuche des Feldmarschalls hatten es nicht dahin bringen können, daß diesen Mängeln abgeholfen worden wäre. Jetzt lähmten die nachtheiligen Folgen derselben die Bewegungen, und so mußte denn der Angriff auf Stuhlweißenburg aufgeschoben werden. Das Corps kehrte über Papa nach Raab zurück und bezog das Lager in der die kleine Schütt genannten Insel.

Das Corps blieb den Rest des August über ganz unthätig. Durch das Austreten der Donau wurden damals alle Auen überschwemmt und die Verbindungen mit den benachbarten Gegenden unterbrochen. Als die Wässer wieder fielen, verbreiteten sich durch die schädlichen Ausdünstungen derselben Fieber, so wie unter dem Landvolke, also auch unter den Truppen. Der Feldmarschall selbst und mehrere Obersten und Offiziere wurden von der Seuche ergriffen. Doch war dieselbe nicht sehr bösartig und raffte nur wenige Opfer hinweg.

Zu eben dieser Zeit wendete sich die türkische Hauptmacht unter dem Serdar=Mehemed=Bassa über die Theiß gegen Siebenbürgen. Die Nachricht von dieser feindlichen Unternehmung bewog den Kaiser, durch einen von Prag am 2. September erlassenen Befehl, die gegen Stuhlweißenburg vorgehabten Operationen gänzlich einzustellen.

Am 15. Juli ernannte der Kaiser Rudolph II. den Feldmarschall Schwarzenberg zu seinem obersten Feldherrn im Königreiche Ungarn, wobei er nur allein dem kaiserlichen Erzherzog Matthias subordinirt blieb; zugleich hatte Kaiser Rudolph II. befohlen, „daß Ofen noch in diesem Jahre angegriffen werde. Sobald der Erzherzog Matthias zu Gran eingetroffen sein würde, sollten die Vorbereitungen beendigt, der Angriffsplan entworfen, und dann so schnell als möglich zur Ausführung desselben geschritten werden.“

Die in Gran versammelten Anführer beriethen sich noch in Abwesenheit des Erzherzogs über die Wahl des Weges, auf welchem das Heer nach

der ungarischen Hauptstadt vorrücken sollte, ohne daß die Türken gleich Anfangs dieses Vorhaben errathen könnten. Man hatte nämlich mit großer Sorgfalt das Gerücht verbreitet, daß der Angriff von Hatván und Erlau die nächste Bestimmung des kaiserlichen Heeres sei. Würde dieses nun die Donau bei Gran überschritten haben, und gerade vorwärts gerückt sein, so hätten die Türken die wahre Absicht wohl sogleich vermuthet. — Außerdem mußten auf diesem Wege rauhe Gebirge und öde Wälder zurückgelegt werden. Das Heer hätte dort an Wasser und, wegen der schwierigen Zufuhr, auch an Lebensmitteln Mangel gelitten, und sich zu weit von seinem Geschütz entfernt, das in Schiffen die Donau hinabgeführt werden sollte.

Endlich vereinigte sich der Kriegsrath zu dem Beschlusse, daß man sich nicht weit von der Donau entfernen dürfe, und daher auf der Waitzener Straße vorrücken müsse. Durch den Marsch längs dem linken Ufer der Donau wurde dann auch der Feind mehrere Tage länger im Zweifel erhalten, ob der Angriff nicht zuerst gegen Hatván gerichtet werden würde.

Damals traf aber ein Befehl des Erzherzogs Matthias in Gran ein, „daß das Heer ohne Aufschub den Marsch gegen Ofen antreten solle, wohin er selbst in einigen Tagen mit dem Hauptquartier nachfolgen würde.“

Schwarzenberg ließ nun sogleich den Vortrab gegen Waitzen aufbrechen, um die Brücken über den Gran und die Eypel zu schlagen. Das Heer folgte am 24. September in vier Colonnen. Die erste bildete Niklas Palfy mit 5000 Ungarn zu Fuß und zu Pferd; die zweite Franz Nadasdy mit seinen 1000 Reitern, und der Pole Johann Stadnitzky mit 1000 Kosaken. In der dritten Colonne zogen die deutschen, französischen und wallonischen Reiter, welche an Zahl der vorhergehenden Colonne gleich geschätzt wurden. Die vierte Colonne bestand aus den gesammten Regimentern des deutschen Fußvolkes, die bei 25,000 Streiter zählten. Da folgte Schwarzenberg mit seinem Hauptquartier. Die Flottille, auf welche das Geschütz, die Munition und die Lebensmittel geladen waren, erhielt Befehl, sich genau nach der Vorrückung des Heeres zu richten und mit demselben in gleicher Höhe bleibend, die Donau hinabzufahren.

Unter den Obersten jener Regimenter befanden sich die durch ihre Kriegsthaten bereits rühmlichst bekannten Männer: Hermann von Roßwurm, Leo Gall, Heinrich von Obernbruck, Adolf von Althann, Johann von Brunner, Baptist Petz, Friedrich von Mörsburg und viele Andere.

Die Leitung des Geschützwesens war dem Feldzeugmeister Ruprecht von Eggenberg übertragen.

Als das Heer am 27. September bei Waitzen angekommen war, wurden über die beiden Arme der Donau, welche dort die Insel St. Andreä umfließen, Brücken geschlagen. Zur Deckung dieser Arbeit waren noch früher 1000 ungarische Schützen nach der Insel übergeschifft worden, welche sich bei der Andreas-Kirche, von welcher die Insel den Namen führt, aufstellten. Sie besetzten diese Kirche selbst, von welcher sie, gleich als von einer Warte, das jenseitige Ufer überblicken, die Bewegungen des Feindes, wenn dieser sich vielleicht nahen würde, beobachten und auch einem Angriffe desselben mit Vortheil widerstehen konnten. Da sich aber bis jetzt keine Feinde gezeigt hatten, so wurden die Brücken ohne andere Störung, als welche das damals eintretende heftige Regenwetter verursachte, am 20. September vollendet.

Es war Kundschaft eingetroffen, daß vor Pesth ein bedeutendes türkisches Lager stehe. Um die Wahrheit dieser Angabe zu erforschen, wurde eine kaiserliche Abtheilung längs dem linken Ufer des Stromes hinabgeschickt. Diese traf bei Nacht vor Pesth ein und fand das Lager leer. — Wahrscheinlich hatten die Türken dasselbe nur aufgeschlagen, um die kaiserlichen Anführer zu täuschen und in ihren Operationen irre zu machen. Die türkischen Zelte wurden von den Kaiserlichen ungehindert abgebrochen und nach Waitzen mit zurückgebracht.

Bis zum 3. October war das ganze Geschütz, welches aus 125 Stücken, darunter 23 Karthaunen und 35 Mauerbrechern bestand, so wie 15 Wagen mit Feuerwerkzeug, bei Waitzen eingetroffen. Am 4. October führte nun Schwarzenberg mit Tagesanbruch das Heer über die Schiffbrücken nach dem rechten Ufer des Flusses, und rückte gegen Ofen hinab. Palfy machte mit seinen Ungarn den Vortrab. Hassan-Bassa, der Commandant des Platzes, rückte mit einer Reiterschaar dem Heere entgegen, um dessen Stärke, Bewegungen und Absicht zu erforschen. Nach einem unbedeutenden Scharmützel zwischen den beiderseits vorgeschickten Streifschaaren zog sich der Bassa in die Stadt zurück. Zwei Tschaiken, welche Hassan zu gleichem Zwecke die Donau hinaufgesendet, wurden sowohl von einigen kaiserlichen Schiffen, als von den auf beiden Ufern vorrückenden Schützen bis nahe an die Stadt verfolgt. Auch die Kosaken waren bis an die Thore gedrungen und hatten einiges Schlachtvieh erbeutet, ohne daß

Anfangs von den Wällen ein Schuß gegen sie abgefeuert worden wäre. — Schwarzenberg blieb mit dem Heere bei Altofen in Schlachtordnung aufgestellt, bis auch alles Gepäck, die Wagen und das Geschütz, dort eingetroffen waren. Dann bezog das Heer ein Lager zwischen Altofen und den Ruinen des alten Sicambria, in einer Linie längs der Donau, mit dem rechten Flügel gegen das Gebirge gedehnt. Die umliegenden Hügel wurden sogleich mit Wachen und Vorposten besetzt, und eben so wie andere wohlgelegene Punkte zu verschanzen angefangen.

Sobald sich stärkere Schaaren der Kaiserlichen den Werken nahten, wurde von den Wällen der oberen Stadt heftig, jedoch ohne Wirkung auf sie gefeuert. Schwarzenberg, Palfy und einige andere Befehlshaber recognoscirten die Umgegend, um den schicklichsten Platz zum Angriff auszusuchen. —

Das ungarische Fußvolk besetzte in der Nacht auf den 5. October die warmen Bäder und drang dann auch in die hintere Vorstadt (das Christinen-Städtchen) ein, welches die Türken, obwohl es mit Schanzen und Palisaden befestigt war, geräumt hatten. — Am 5. October wurden die Mauern der oberen Vorstadt (Neustift und Landstraße) beschossen, um in dieselben Breschen zum Sturme zu bahnen. Das Geschütz der Türken antwortete mit lebhaftem Feuer, und es wurden von beiden Seiten viele Soldaten getödtet oder verwundet.

Der Freiherr von Schwarzenberg erhielt genaue Nachricht über die Stärke der türkischen Besatzung. Sie zählte 6000 Waffentragende, darunter 1000 Janitscharen. Die Bassen von Ofen und Bosnien hatten damals beschlossen, sobald die Kaiserlichen die obere Vorstadt erobert haben würden, mit der ganzen Besatzung aus dem Schlosse hinauszubrechen, und das Belagerungsheer anzufallen. — Am 6. October drangen einige Freibeuter in die untere Vorstadt (Raizenstadt) ein, und brachten, als die Türken sie zum schleunigen Abzuge zwangen, doch mehrere Gefangene mit zurück.

Am 8. October fiel wieder eine starke Schaar, aus allen den verschiedenen Nationen des Belagerungsheeres gemischt, in die untere Vorstadt ein, eroberte eine Pulvermühle und mehrere Häuser, und schlug sich eine Stunde lang mit den Türken herum. — Gegen Abend ließ Schwarzenberg einige schwere Geschütze auf den in Westen der oberen Stadt gegenüberliegenden Hügeln aufführen.

Am 9. October langte der Erzherzog Matthias mit den Schwadronen und Compagnieen seiner Leibwache im Lager bei Alt-Ofen an. Schwarzenberg meldete ihm, daß der Feldzeugmeister Eggenberg bisher in Führung der Laufgräben und Anlegung der Batterieen eine ungemeine Langsamkeit bewiesen habe. Der Erzherzog besah sogleich selbst sowohl die Angriffsarbeiten als die Stadt, und bestimmte die für die Aufstellung des Geschützes tauglichsten Plätze.

Noch am nämlichen Tage befahl er, die an die Donau stoßende Bastion der oberen Vorstadt und den nächsten Theil der Mauern aus drei Batterieen mit 25 Kanonen zu beschießen. Der Erzherzog übertrug die Bedeckung der ersten Batterie und die auf jener Strecke zu machenden Erdarbeiten den Obersten Gall, Obernbruck und Petz und deren Regimentern. Zur mittleren oder zweiten Batterie befehligte er die Obersten Karl Sulz und Roßwurm; — zur dritten die Obersten von Mörsburg und Beaupart mit ihren Regimentern.

Mit Anbruch des nächsten Morgens (am 10. October) begann das heftige Feuer und wurde ohne Unterbrechung bis Nachmittags fortgesetzt. Um 3 Uhr ließ der Erzherzog durch Trompeten- und Paukenschall das Zeichen zum Sturme geben. Von den obgenannten Regimentern brachen 6000 Mann in drei Colonnen zugleich aus den Laufgräben hervor und stürzten auf die ihren Batterieen gegenüber gelegenen Werke der bereits sehr zusammengeschossenen Bastion und der anstoßenden Mauern los. Die Stürmer hatten aus der oberen Stadt das Feuer von zehn der größten Karthaunen, — von den Werken der Vorstadt einen Kugelhagel aus Feldschlangen, Doppelhaken und Handgewehren auszuhalten, und eine Menge großer Steine und Felsstücke wurden von den angegriffenen Mauern auf sie herabgeschleudert oder gerollt. Die Wallonen waren am weitesten vorgedrungen; aber als ihr Oberst Beaupart, Hauptmann Roussel und viele Soldaten gefallen, wichen sie zurück.

Die Obersten Leo Gall und Petz hatten durch die Breschen die Wasserbastion selbst erstiegen. Doch der Tod des Hauptmanns Ginette und der vordersten Soldaten brachte Unordnung in die Reihen; die Stürmer wurden von der Bastion hinabgeworfen und jene Regimenter neigten sich zur Flucht. Es gelang zwar den Obersten, sie zum Stehen zu bringen, und nach hergestellter Ordnung führten sie dieselben zum zweiten Male gegen das Bollwerk. Dieses wurde jetzt wieder von den Deutschen erstiegen

und die kaiserlichen Fahnen auf dessen Brustwehr gepflanzt. Aber die Türken gewannen hier nochmals die Oberhand, stürzten die Fahnen sammt deren Trägern über die Mauern hinab, und das Gefecht dauerte mit gleicher Heftigkeit unentschieden fort.

Der Sturm hatte nun schon fast zwei Stunden gewährt, und die Truppen begannen zu ermatten. In diesem Momente sendete Palfy 600 Ungarn dieser Colonne zur Unterstützung. Nach deren Eintreffen wetteiferten Deutsche und Ungarn in heldenmüthiger Anstrengung, um die Türken von den angegriffenen Werken zu verdrängen. Diese geriethen bald in Unordnung und verließen endlich die Bastion.

Jetzt drangen dann auch die übrigen kaiserlichen Colonnen die Wälle hinauf und hinab in die obere Vorstadt. Die Türken ergriffen die Flucht, ein Theil nach der oberen Stadt, ein anderer durch die untere oder Wasserstadt der Brücke zu, welche über die Donau nach Pesth führte. Die Sieger folgten den Letzteren nach in die Wasserstadt, und die Wallonen schnitten den Sinan, Bassa von Meraasch in Asien, mit ungefähr 400 Mann, sowohl von der oberen Stadt, als von der Brücke ab. Der Bassa warf sich in eine nahe Moschee der Wasserstadt, und vertheidigte sich lange mit verzweifelter Hartnäckigkeit gegen das Regiment Mörsburg, gegen Wallonen und Ungarn. Doch wurde das Gebäude endlich erstürmt, und alle in demselben gefundene Türken sammt dem Bassa getödtet. Die der Brücke zueilenden Flüchtlinge wurden von dem Regimente Petz und einigen Ungarn verfolgt, eingeholt, zum neüen Kampfe gezwungen und viele derselben niedergemacht oder in die Donau gesprengt. Dieser Theil der Feinde wäre sicher gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht die Janitscharen aus der Wasserbastion der oberen Stadt durch einen Ausfall denselben zur Hilfe gekommen wären und jene kaiserlichen Truppen zum Rückzuge auf die Hauptmacht genöthigt hätten. Mehr als 300 Türken ließen sich über die Mauern der oberen Vorstadt hinab und suchten das freie Feld zu gewinnen.

Da aber hier die Generale Palfy und Nadasdy mit der ganzen Reiterei aufgestellt waren, so wurden die meisten jener Flüchtlinge niedergehauen oder gefangen. Von der Besatzung der oberen Stadt und des Schlosses fielen zwar noch mehrere starke Abtheilungen aus, drangen in die von den Kaiserlichen eroberten Gassen der oberen Vorstadt ein, wurden aber immer, nach heftigen und für beide Theile sehr blutigen Gefechten zurück-

geschlagen. — Noch spät Abends rückten die Kaiserlichen in der Wasserstadt wieder bis zur Schiffsbrücke vor, bemächtigten sich derselben und zerrissen sie, so daß die Schiffe einzeln vom Strome fortgeführt wurden. — So war dann jede Verbindung der oberen Stadt Ofen mit Pesth abgeschnitten. —

Die Kaiserlichen hatten an diesem Tage über **300** Todte verloren, darunter den Obersten Beaupart, den Oberstlieutenant Landau vom Regimente Gall, mehrere Hauptleute und Offiziere. Unter der weit größeren Anzahl von Verwundeten befanden sich der Oberst Petz, der Oberstlieutenant Flug vom Regimente Roßwurm, mehrere Fahnenträger und viele Offiziere. Von den Türken waren Sinan-Bassa und **1500** Mann geblieben.

Gefangene wurden keine gemacht. Der schwer verwundete Bassa Mehmet von Karamanien und der Beglerbeg von Asien retteten sich mit dem Reste der an diesem Tage in's Gefecht gekommenen Truppen der Besatzung nach der oberen Stadt.

Es wurden von den Kaiserlichen **40** Geschütze erobert. Die übrige Beute war sehr gering und bestand nur in **100** Kameelen, einigen Maulthieren und wenigem unbedeutendem Gepäcke. Alle Sachen von Werth hatten die Feinde schon früher nach der oberen Stadt gerettet.

Am Abende des **11.** October räumte die **300** Mann starke türkische Besatzung des hölzernen Blockhauses auf dem St. Gerhardsberge (Blocksberge) diesen Posten, nachdem sie das Gebäude in Brand gesteckt, und zog sich in die obere Stadt.

Palfy besetzte dasselbe mit einer Schaar ungarischen Fußvolks. Die von den Türken in den Boden vergrabenen Kanonen wurden gleich entdeckt und bis auf einige, die man auf jenem Posten ließ, in das Lager abgeführt.

Am **12.** October griff Palfy mit seinen ungarischen Truppen zu Fuß und zu Pferd, die an dem rechten Donauufer unterhalb Ofen gelegene Veste Potentiana (Penteln) an. Sie wurde erobert und die dieselbe vertheidigenden **300** Türken zusammengehauen. — In der Nacht wurden zwei Tschaiken den Strom hinabgesendet. Sie fanden einige türkische Fahrzeuge, welche die Trümmer der Pesther Brücke aufgefangen hatten und sie brauchbar herzustellen suchten.

Diese Fahrzeuge wurden genommen, nachdem ihre Bemannung theils unter den Säbeln der Ungarn gefallen, theils in dem Flusse ertrunken war. Nur sechs Türken wurden gefangen zurückgebracht.

Der Erzherzog ließ damals an den Laufgräben vor der oberen Stadt

arbeiten, vieles Geschütz in die von der Wasserseite angelegten Batterieen, so wie auch in das Blockhaus auf dem Gerhardsberge führen, und dann am 13. die Beschießung der oberen Stadt und des Schlosses von drei Seiten beginnen. Die Türken erwiderten das Feuer mit Lebhaftigkeit. — Gleich darauf machten die Janitscharen einen starken Ausfall und wurden von einer Schaar Spahi unterstützt. Sie griffen jenen Theil der Angriffswerke an, wo das Regiment Obernbruck aufgestellt war. Dieses stand, ungeachtet der tapferen Gegenwehr, in Gefahr, von der türkischen Uebermacht geworfen zu werden. Doch kamen noch zur rechten Zeit die Unterstützungen aus dem Hauptlager herbei und halfen die Türken zurückschlagen.

Am 14. October wurde mit der Beschießung innegehalten, und die Besatzung aufgefordert, sich zu ergeben. Der Bassa weigerte sich aber, auf irgend einen solchen Antrag einzugehen. — Indessen soll doch nach türkischen Berichten (im IV. B. von Hammers Gesch. S. 286) Michalidschlü-Achmed, — vormals Befehlshaber in Gran und jetzt vermuthlich Untercommandant der Ofener Besatzung, — den Gedanken an ferneren Widerstand aufgegeben und den Entschluß gefaßt haben, die Truppen nach Pesth überzuführen. Aber Kulakfif-Osman, Begh von Szolnok, soll ihn hiervon abgehalten und durch Aufführung einer größeren Anzahl Geschützes die Vertheidigung der angegriffenen Werke verstärkt haben.

Der Erzherzog ließ nun die Minenarbeit beginnen, um durch Sprengung der Mauern einen Weg zur Bestürmung der Stadt zu bahnen. — Die Obersten Gall und Roßwurm, welche mit ihren Regimentern die Wasserstadt besetzt hielten, führten die Aufsicht über diese unterirdischen Arbeiten. 200 Bergleute wurden dazu verwendet, die auch emsig an der Untergrabung der Mauern arbeiteten, aber bei dem ununterbrochen fortwährenden Regenwetter nur geringe Fortschritte machten.

Am 17. October wurde das Feuer gegen Schloß und Stadt fortgesetzt. An der Südseite der Stadt, gegen den Gerhardsberg hin, wurden jetzt der General Palfy mit seinen Ungarn, die Obersten Graf Sulz und Petz mit ihren Regimentern, 400 Wallonen und 1000 Kolonitschische Reiter aufgestellt.

An der Stuhlweißenburger Straße wurden drei Batterieen, zusammen auf 22 Geschütze, erbauet, um auch von dieser Seite die Mauern der oberen Stadt und des Schlosses in Bresche zu schießen. Musketiere und

Büchsenschützen wurden in der Nähe der Mauern in Laufgräben gelegt, die so wie das Blockhaus auf dem Gerhardsberge, den Türken den Aus- oder Eingang gänzlich sperrten.

Es war die Nachricht eingelaufen, daß ein türkisches Corps auf dieser Straße zum Entsatz heranziehe. Doch erwies sich jenes Gerücht als grundlos. Der eben damals mit der Belagerung von Großwardein beschäftigte Serdar-Saturdschi-Mohamed hatte keine Truppen übrig, um sie gegen das Belagerungsheer des Erzherzogs zu verwenden. Der Bassa Semender von Stuhlweißenburg war, nach den von Herrn von Hammer im IV. B. der Gesch. S. 286 benutzten türkischen Quellen, Ofen zu Hilfe geeilt, und fand in den hier vorgefallenen Gefechten den Tod. Da nun aber kein Angriff von Außen auf das Belagerungsheer geschah, so mußte er schon vor dem Angriff in Ofen angelangt sein, und daher war eben von der Stuhlweißenburger Seite kein Entsatzversuch mehr zu erwarten. — Eine neue Batterie von 10 Kanonen beschoß damals auch die Mauern nächst dem Wienerthore.

Am Morgen des 19. October ließ der Erzherzog die Besatzung zum zweiten Male auffordern, und bot ihr freien Abzug an. Diese hoffte aber mit Zuversicht auf baldigen Entsatz und wies daher den Antrag zurück. — Es wurden nun die Mauern der oberen Stadt und des Schlosses mit verdoppelter Heftigkeit beschossen, und schon gegen Mittag waren an zwei Stellen Breschen, jede einige Klafter breit, gelegt. Nun befahl der Erzherzog, die Colonnen zum Sturm in Bereitschaft zu halten. 800 Kuirassiere und ein Theil der Arkebusierer von der Hoffahne des Erzherzogs wurden zu deren Unterstützung bestimmt, und alle Colonnen standen um drei Uhr Nachmittags bereits auf ihren Plätzen.

Während diese auf den Breschen losgehen würden, sollte die von der Wasserstadt aus angelegte Mine gesprengt und dann die Mauer auch auf dieser Seite von einer Colonne gestürmt werden. Der ununterbrochene Regen verhinderte jedoch die Ausführung dieses Vorhabens, und die Truppen kehrten, nachdem sie bis in die Nacht des Angriffssignals geharrt, in das Lager zurück. In der Nacht arbeiteten die Türken emsig an Verbauung der Breschen.

Am 23. October früh erhielten die Truppen wieder Befehl, sich zum Sturme zu bereiten. Dieser mußte aber nochmals wegen heftiger Regengüsse eingestellt werden.

So wurden denn alle diese kraftvollen Anstrengungen durch die ungünstigste Jahreszeit vereitelt. Seit vielen Tagen hielten die von kalten Winden und heftigen Stürmen begleiteten Herbstregen fast ununterbrochen an. Die Laufgraben und die Minengänge wurden mit Wasser angefüllt, das Pulver verderbt. Die Soldaten waren erschöpft, mißmuthig und der so beschwerlichen Erdarbeiten überdrüssig. Die Pferde, welche stets unter freiem Himmel der bösen Witterung ausgesetzt blieben, tief in Wasser und Koth standen und an Futter Mangel litten, waren abgemagert und ganz entkräftet. Seuchen hatten bereits viele Menschen und Pferde hinweggerafft, und die Zahl der Kranken und Undienstbaren wuchs mit jedem Tage. —

Die Feinde, welche diesen traurigen Zustand der Belagerer wohl kannten, beunruhigten dieselben durch häufige Ausfälle und Streifzüge. Da wollte der Erzherzog noch einen Versuch wagen, durch eine kühne Unternehmung seinen Zweck zu erreichen. Am 24. October entwarf er eine Disposition, Pesth durch Ueberfall und gleichzeitig die obere Stadt Ofen durch Sturm zu nehmen. Es sollten **1500** Mann zu Fuß und **200** Reiter sich nach Einbruch der Nacht Pesth nahen. Nachdem dann ein Thor dieser Stadt durch eine Petarde gesprengt worden wäre, sollte jene Truppe rasch eindringen und die Besatzung überwältigen.

Als aber die Colonnen schon aufgebrochen waren und Alles wirklich in Bereitschaft stand, fand es sich, daß die Colonnenführer nicht hinreichend genau mit der Oertlichkeit der Angriffspunkte bekannt waren, und daß die Besatzung von dem Vorhaben Kunde erhalten hatte. Die Truppen wurden daher in größter Stille nach dem Lager zurückgezogen.

Am 25. October Nachmittags waren die Truppen nochmals zum allgemeinen Hauptsturme aufgestellt, und erwarteten hierzu nur noch das Auffliegen zweier Minen.

Da diese aber beide bei ihrer Entzündung die Mauern nicht beschädigten, so wurde der Hauptsturm eingestellt. Dennoch lief, ungeachtet des schlechten Wetters, eine Colonne von der Seite der hinteren Vorstadt gegen die Mauern der oberen Stadt an, nur allein um die Besatzung auf die Wälle zu ziehen und ihre Fassung auf die Probe zu setzen. Sobald die Türken hinter den Brustwehren erschienen, wurde aus allen Batterieen lebhaft auf sie gefeuert. Die Stürmer aber wurden von dem Feinde mit Hagelgeschoß und geworfenem Brandzeug empfangen. Der Verlust war

auf beiden Seiten nicht unbedeutend, und die Stürmer zogen sich, nachdem der Zweck des Angriffs erreicht worden, in ihre Lager zurück. Unter den Todten befanden sich die Hauptleute Rechberg der Aeltere und Kaspar Ernst von Nürnberg, unter den Verwundeten der Oberst von Mörsburg.

Die Türken selbst nennen (nach Hammers Gesch. IV. B. S. 286) unter ihren während der Belagerung Getödteten, — welche die Zahl von **2000** überstiegen, — die Bassen von Stuhlweißenburg und Menrasch, unter den Verwundeten den Begh Mohammed von Semendria und den Beglerbegh von Bosnien, Terjaki Hassan-Bassa; die ungarischen Berichte unter den Letzteren, wie schon erwähnt, den Bassa Mehemed von Caramanien. —

Die errungenen Trophäen, — die vierzig in der Wasserstadt eroberten Geschütze, — waren von dem Erzherzoge bereits gegen Gran zurückgeschickt worden. —

Am 27. October trafen starke feindliche Corps bei Pesth ein, welche die Bestimmung hatten, den Entsatz von Ofen zu bewirken. Der Erzherzog konnte nun die Aufhebung der Belagerung und den Abzug nicht länger verschieben. Er ließ die Geschütze aus den Batterieen abführen und auf der Donau einschiffen. Die eroberten Vorstädte wurden zusammengerissen und in Brand gesteckt.

Am 1. November rückten **7000** Bauern, die Bewohner von vierzehn auf der Ofen benachbarten Insel Cseppel gelegenen Dörfern, — welche die Erlaubniß erhalten, mit Weibern und Kindern in das königlich ungarische Gebiet überzusiedeln, in's kaiserliche Lager ein. Sie hatten ihre Wohnungen und Alles, was sie von ihrer Habe und Lebensmittelvorräthen nicht mit sich fortbringen konnten, zerstört, damit die Türken nichts davon benutzen konnten.

Am 2. November brach der Erzherzog mit dem Heere von Ofen auf. Eine Fahne Reiter, welche noch eine Weile vor der Festung zurückblieb, um dieselbe zu beobachten, wurde, als sie dann eben dem Heere nachfolgen wollte, von hundert Türken, die aus der Stadt herausfielen, angegriffen und geworfen. Doch kam bald Oberst Kolonitsch mit einigen Schwadronen zur Unterstützung herbei, und mehrere türkische Schaaren, welche nun aus der Festung eilten, um das Heer zu verfolgen, wurden zurückgeschlagen. Der Rückmarsch wurde dann ohne fernere Störung gegen Gran fortgesetzt.

Um 1600 ward Schwarzenberg zur Belagerung der damals nicht unwichtigen Festung Papa berufen, deren Besatzung aus etwa 1000 Mann Franzosen und Wallonen bestand, welche wegen Soldesrückstand in offene Meuterei ausgebrochen waren und sich mit dem Feinde in Unterhandlung eingelassen hatten, um ihm den festen Platz gegen eine Summe Geldes zu überliefern, wozu sich der Pascha von Weißenburg gleich geneigt zeigte.

Der Erzherzog Maximilian hatte gleich auf die Nachricht der Empörung der Truppen den rückständigen Sold durch Eilboten gesandt, und ließ ihnen Verzeihung anbieten, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten; allein die Empörer trieben des Erzherzogs Boten durch Schüsse zurück und äußerten, sie ließen es auf eine Belagerung ankommen. Vermuthlich rechneten sie auf türkischen Succurs, da sie auch alle ihre Waffenbrüder in Fesseln schlugen, die mit ihrem strafbaren Beginnen nicht einverstanden waren. —

Schwarzenberg übernahm es nun, den festen Platz zu bezwingen und die Aufrührer zu bestrafen; die Belagerten wehrten sich verzweifelt und machten einen wüthenden Ausfall, bei welchem der Eroberer von Raab, Held Schwarzenberg, zu früh sein ruhmgekröntes Leben verlor, indem ein Schuß ihn tödtlich traf.

Sein Tod entflammte die kaiserlichen Truppen nun um so mehr zur Wuth, und Papa war bald darauf bezwungen, wo die Verräther fast alle umkamen. Schwarzenbergs Leiche kam nach Wien; dort ruht der große Held ohne Denkmal*), gleich so vielen seiner Ruhmesgenossen, in der Gruft des Augustiner Hofklosters in sehr ungleicher Gesellschaft, neben den Freunden Dante's, den großen Hunden von der Leiter (canes grandes della Scala), die als Flüchtlinge in Wien gelebt, als der Markus-

---

*) Dem ausgezeichneten Helden ist leider bisher noch kein ausführliches selbstständiges biographisches Denkmal gesetzt worden, obwohl man manchem unbedeutenden Männlein der Neuzeit ganze Bände gewidmet. Die erlauchte Familie, welcher Adolph Schwarzenberg angehört, und aus der seither noch so mancher wirkliche Held und große Staatsmann ruhmvoll hervorging, besitzt in ihrem Archive gewiß schätzenswerthe Urkunden und Beiträge, die ausführlicher über des Helden Leben berichten, und durch deren Veröffentlichung sie Mit- und Nachwelt zu Dank verpflichten würde.

D. H.

löwe ihre Herrschaft gebrochen, neben dem hoffnungsvollen Peter Strozzi, neben Wallensteins Witwe, neben den Puchheims, Basta, Palfy's und Scherffenbergs.

Ritter Melchior von Redern zu Ruppersdorf,

Freiherr auf Friedland und Seidenberg, kaiserlicher Hofkriegsraths-Präsident und Feldmarschall.

Berühmt und durch große Besitzungen mächtig war im sechszehnten Jahrhundert das adlige Geschlecht der Redern in Böhmen, eine Seitenlinie des Stammhauses Ruppersdorf in Schlesien. Der berühmteste desselben — der Dritte in der Ahnenreihe dieses Seitenzweiges — wurde Melchior, welcher in der kais. Burg zu Breslau im Jahre 1556 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war Friedrich von Redern, Kaiser Ferdinands I. Rath, Vizthum und Präsident des Kammer-Collegiums in Ober- und Nieder-Schlesien. Seine Mutter war Salome von Schönaich. — Melchior, der Jüngste von Friedrichs sieben Söhnen, überlebte die übrigen seiner sechs Brüder und wurde Alleinherr der großen Familienbesitzungen in Böhmen und der Oberlausitz, Lehnsherr von 32 adligen Vasallen. — Wahrscheinlich begann auf der hohen Schule zu Prag die wissenschaftliche Bildung des Jünglings, — auf denen zu Heidelberg und Padua wurde sie vollendet. Vorzüglich zog ihn das Studium fremder Sprachen an, welchem er sich mit gutem Erfolge widmete. Es scheint, sein Vater habe ihn für die Geschäfte der Staatsverwaltung und für wissenschaftliches Wirken erziehen lassen wollen. Doch diese Absicht mag dem kräftigen, thatendurstenden Gemüthe des Sohnes nicht zugesagt haben, denn dieser wählte frühzeitig den glänzenden Stand der Waffen und versuchte, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, zuerst die Kraft seines Armes in Ungarn gegen die Türken, deren Grenz-Paschen ungeachtet des von Selim II. nach Solimans Tode (vor Szigeth 1566) auf acht Jahre geschlossenen und von Amurath erneuerten Waffenstillstandes in Illyrien eingefallen waren und mehrere Festungen erobert hatten.

Aus Ungarn zog Redern mit Kriegern Kaiser Maximilians II. nach Polen, um dessen Ansprüche auf den Thron jenes Landes, zu dessen Könige ihn ein Theil der Stände nach dem Tode Sigismunds II. gewählt hatte, gegen den Gegenkönig Stephan Bathory, Fürsten von Siebenbürgen, vertheidigen zu helfen. Freunde und Feinde lernten hier seinen Namen mit Achtung nennen. Des Kaisers Tod, der im Herbste des Jahres **1576** auf dem Reichstage zu Regensburg erfolgte, endete diese Fehde, deren Ausgang durch Stephans kriegerischen Muth und Feldherrntalent ohnehin sehr ungewiß gemacht wurde. Im Dienste eben dieses Stephans selbst focht Redern, nachdem er eine kurze Zeit auf dem Kriegsschauplatze in den Niederlanden verweilt hatte, gegen den Czar Iwan Wasiljewitsch, der mit seinen Russen die Polen aus Liefland vertrieben und dieses Land angeblich für den Herzog Magnus von Holstein, im Grunde aber für sich selbst erobern wollte. Auf diesem im Jahre **1581** unternommenen Zuge lernte man zuerst den Gebrauch der glühenden Kugeln kennen, welche der Polenkönig erfunden hatte.

Kurze Zeit hierauf trat Redern in die Kriegsdienste Kaiser Rudolfs II., welchem er nun fortwährend sein Schwert weihte. Die häufigen und wilden Räubereien der Uskoken — welche schon unter Ferdinand I. das türkische Gebiet verlassen und sich unter des Kaisers Schutz in Dalmatien niedergelassen hatten, wo sie eine immer streitlustige, kampfbereite Grenztruppe gegen die Osmanen bildeten, — waren den Türken ein willkommener Vorwand zum offenen Bruch der **1591** abermals auf **8** Jahre erneuerten Waffenruhe, welche ohnehin von beiden Seiten nicht sehr strenge beobachtet wurde, da gegenseitige Ueberfälle und Streifereien an den Grenzen ununterbrochen fortwährten. Eine zahlreiche türkische Armee fiel **1592** aus Bosnien in Croatien verheerend ein, und vertrieb d.. wenigen dort befindlichen kaiserlichen Truppen.

Glücklich widerstand das feste Sissek, welches ein Priester (ein Domherr von Agram) mit kluger Entschlossenheit vertheidigte, der türkischen Belagerung.

Dieses zu bezwingen und die Demüthigung, welche sein Stolz hier erlitt, zu rächen, erschien im folgenden Jahre Hassan, Bassa von Bosnien, mit einer **30,000** Mann starken Armee abermals in Croatien und vor Sissek. Dieses war ohne schnellen Entsatz verloren. Zur Rettung eilten die kaiserlichen Feldobersten, Rupprecht von Eggenberg, Befehlshaber

zu Agram, Andreas von Auersperg zu Carlstadt, der Ban, Peter Erdödy und Melchior von Redern mit kroatischen, kärnthnerischen, ungarischen und den Uskoken-Schaaren und deutschen und böhmischen Kriegsvölkern herbei.

Das kleine Häuflein zählte, als es gemustert wurde, **4500** Mann. Seine Schwäche vermochte die meisten Anführer, vom Angriffe ab- und zum Rückzuge zu rathen. Nur Auersperg und Redern, denen der Gedanke, ruhmlos das Wagniß eines glänzenden Kampfes aufgeben zu müssen, unerträglich war, stimmten für das Gegentheil. Begeistert vom Gefühle des eigenen inneren Werthes, ermuthigte ihr kräftiger Zuspruch die Gefährten, den Feind nicht zu zählen, sondern aufzusuchen. Vom Anzuge der Christen unterrichtet, zog ihnen Hassan am **22.** Juni mit **20,000** Mann über die Kulpa entgegen, stellte einen Theil der Seinen in einen Hinterhalt und erwartete sie in einer weit ausgedehnten Schlachtordnung bei Ottok, **10,000** Türken blieben im Lager von Sissek. Die ungarischen leichten Truppen sollten den ersten Angriff thun. Allein ein panischer Schreck bemächtigte sich ihrer beim Anblick der zahlreichen türkischen Schlachthaufen, und sie wandten sich zur schnellen Flucht.

Nun bewegte sich die ganze Linie der kaiserlichen Völker in fester, muthiger Haltung vorwärts, und griff geschlossen und tapfer der Türken weite Stellung an.

Dieser kühne Angriff und ein rascher Andrang Rederns mit der schlesischen und böhmischen Reiterei, mit welcher er aus verborgenem Hinterhalte vorsprengte, durchbrach die Linie des Feindes, der bald in wilder, regelloser Flucht zurückwich. Sie ward ihm bald zur Vernichtung verderblich, denn **18,000** Leichen deckten theils das Feld, theils schwammen sie in der Kulpa, über welche der Rückzug durch Abbrennung und Vernichtung der Brücken unmöglich gemacht wurde. Die erbitterten Sieger machten keine Gefangenen.

Unter den vornehmsten Todten war der das Commando führende Bassa von Bosnien, der sich mit seinem Pferde in die Kulpa stürzte, um schwimmend hinüberzusetzen, aber im Flusse ertrank, und Mehemed, Begh der Herzegowina, der Sohn des Großveziers, Achmet, und des Großherrn Schwestersohn; **40** Beghs fielen nebst ihm.

Nebst **2000** Pferden, die man fing, war die Beute auf dem Schlachtfelde und im Lager, welches von den Türken auf die Kunde von

der Niederlage der Ihrigen auf das Eiligste in unordentlicher Flucht verlassen wurde, sehr groß. Der Christen Verlust soll sehr unbedeutend gewesen sein. Ein gleichzeitiger Originalbericht spricht von beiläufig 60 Mann (?).

Entrüstet über diesen Unfall und den Tod eines seinem Blute verwandten Prinzen, erklärte nun Sultan Amurath dem Kaiser förmlich Krieg. Sein neuer 70jähriger Vezier Sinan fiel mit starker Macht in Ungarn ein. Sissek, Veszprim und Palota gingen verloren. — Doch waren die Kaiserlichen beinahe stets in einzelnen Kämpfen des kleinen Krieges gegen die im Lande herumschwärmenden starken Streifparteien der Türken Sieger. —

Einen der bedeutendsten Vortheile erfocht Redern, der am 19. Oct. mit 1300 Reitern ein weit überlegenes feindliches Corps, welches die Bestimmung hatte, eine Menge Christensclaven, worunter 3000 Kinder, nach Constantinopel zu geleiten, überfiel, 6000 Türken niederhieb, die Uebrigen versprengte und die Gefangenen befreite. — Daß Redern hierauf an dem großen Siege des Obersten Grafen Hardek, Befehlshabers zu Raab, über den Bassa von Ofen bei Stuhlweißenburg am 5. Nov. seinen rühmlichen Antheil gehabt habe, ist außer Zweifel. Eben so wenig fehlte sein tapferer Arm bei dem glücklichen Unternehmen Teufenbachs, welchen von Raab und Komorn kaiserliche Völker verstärkten, auf Fillek, und in der dort gewonnenen Schlacht.

Das folgende Jahr, wo Erzherzog Matthias, des Kaisers Bruder, den Oberbefehl in Ungarn führte, war für diesen weder rühmlich noch glücklich. Das schwache Heer, aus zu fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, schlecht organisirt und an Gelde Mangel leidend, konnte zu keinen großen Unternehmungen glücklich geführt werden. Selbst Raab mußte Hardek nach langer, durch manchen glücklichen Ausfall merkwürdiger Vertheidigung am 23. Sept. dem Großvezier Sinan übergeben. Glücklicher widerstand Komorn.

In den Jahren 1595 und 96 kämpften der kaiserliche Feldherr Mannsfeld und der Siebenbürger Fürst Sigismund Bathory glücklicher gegen die Erbfeinde der Christenheit. Bei dem böhmischen Heere, das Peter Wok von Rosenberg anführte, stand Redern als General-Lieutenant, und Wenzel Berka als F. M. in den Schlachten bei Hatván und Keresztes, von denen die letztere, die blutigste dieses Krieges, da in ihr 10,000 Christen

fielen, das Schauspiel einer Schlacht ohne Sieg bot — und fügte neue rühmliche Blätter zu seiner Heldenlorbeerkrone.

Im Herbste des Jahres 1596 zog Amuraths Nachfolger Mohamed III. selbst zu Felde; dieser so wie der Feldzug des folgenden Jahres waren blutig, und aus denselben Gründen, die oben angeführt wurden, für Oesterreich unglücklich. Selbstsüchtiges Vereinzeln der Kräfte und Versagung eines kraftvollen Beistandes, — in rechter Zeit doppelt wirksam — zur Abwehr gemeiner Noth verdarben Vieles.

Ein glücklicher Ueberfall des tapfern Adolph Freiherrn von Schwarzenberg, Befehlshabers von Komorn, lieferte das wichtige Raab am 28. März 1598 wieder in des Kaisers Hände. Redern war Commandant in Raab. Ein sprechender Beweis, wie wichtig der Mann und der Platz waren. Doch war er, da die Festung nicht bedroht war und man des erprobten Feldherrn That und Rath anderwärts mehr und besser benöthigte, wenig dort gegenwärtig. Der Erzherzog Matthias belagerte zu gleicher Zeit Ofen, als der Türken Hauptmacht vor Großwardein lag und es einzunehmen drohte. Doch hier leitete der Held Redern mit dem Magyaren Paul Niary die Vertheidigung so kräftig und klug, daß an ihr alle Anstrengungen des Osmanen-Heeres scheiterten. Nichts half es den belagernden Feinden, daß durch ihr Geschütz in Minen zersprengte und zertrümmerte Wälle und Außenwerke in Schutt lagen; der ausharrende Muth der tapfern Besatzung spottete der feindlichen Uebermacht und war die festeste Umwallung. Nur 2000 Mann stark, schlug sie in 5 Wochen 12 rasende Stürme der Feinde zurück, 13,000 Türken mit dem Großvezier fanden hier, ein fruchtloses Opfer der mißlungenen Belagerung, ihr Grab. Unmuthig und bestürzt zog ihr Heer an demselben Tage ab, als der Erzherzog Matthias die Belagerung von Ofen aufgeben mußte. Für so viele ausgezeichnete Thaten wurde Redern von diesem Erzherzog mit der Würde des Directoriums in Oberungarn beehrt, und von Kaiser Rudolph II. in einer glänzenden Versammlung der Großen des Reiches in Prag zum Ritter geschlagen. Auf seiner Herrschaft Friedland wurde noch lange nachher das Großwardeiner Siegesfest jährlich gefeiert. Früher schon war er zum Feldmarschall, Kriegsrath und zum Freiherrn ernannt.

Seine letzte That war die Bezwingung von Papa im J. 1600. In dieser ungarischen Festung lagen beiläufig 1000 Mann Franzosen und Wallonen als Besatzung. Es fehlte, wie es oft in jenen Zeiten der Fall war,

an Gelde. Der rückständige Sold konnte diesen Miethstruppen nicht ausbezahlt werden. Darüber empörten sie sich, warfen alle deutschen Truppen, welche an der schändlichen Meuterei keinen Theil nehmen wollten, in Fesseln und boten die Festung mit allen Einwohnern dem Bassa von Weissenburg für eine bedeutende Geldsumme an. Dieser zögerte, da er in dem Antrage eher eine Kriegslist, als einen so schwarzen Verrath verborgen glaubte. Umsonst entschloß sich Erzherzog Maximilian, den Empörern den Sold zu überschicken und ihnen Verzeihung anzubieten. Güte und Schonung waren unvermögend die Verstockten zur Rückkehr zu der so schwer verletzten Pflicht zu bewegen. Sie empfingen die Abgesandten des Erzherzogs mit Schüssen. Man war genöthigt, die Festung förmlich zu belagern, um die Aufrührer von aller Verbindung mit den Türken abzuschneiden. Der Befreier Raabs, Adolph von Schwarzenberg, leitete die Belagerung. Bei einem der Ausfälle endete ein tödtlicher Schuß Schwarzenbergs Heldenleben.

Redern übernahm an seiner Stelle den Befehl, und bekämpfte so wirksam die Rebellen, daß sie die Hoffnung, sich zu behaupten aufgebend, den Entschluß faßten, sich aus der Festung zu schleichen und zum Feinde durchzuschlagen. Doch dieses gelang nur einer kleinen Anzahl. Redern ließ alle gefangene Gemeine niederhauen und die Offiziere nach gehaltenem Standrecht auf eine peinliche Weise hinrichten. So brachte seine Tapferkeit Papa wieder in des Kaisers Gewalt. Leider kam diesem die Eroberung durch den Verlust zweier seiner ersten und tüchtigsten Kriegsobersten theuer zu stehen, denn auch Redern wurde ihr Opfer. Zwar nicht im blutigen Kriegsspiel, auf dem Bette der Ehre, sondern auf dem Krankenbette, auf welches ihn eine Seuche bei Papa's Belagerung geworfen hatte. Nach Beendigung der Belagerung ging er nach Wien, und wollte, als seine Krankheit gefährlicher wurde, von da, um sich herzustellen, auf seine Herrschaften nach Böhmen reisen; aber ohne Ziel und Zweck erreichen zu können, hauchte er am 26. September zu Deutschbrod in den Armen seiner Gemahlin und seines einzigen Sohnes den Heldengeist aus. Seine sterbliche Hülle wurde von hier nach Friedland abgeführt und dort mit großem Pompe auf das Feierlichste beigesetzt. Im Friedländer Schloß zeigt ein gleichzeitiges wohlerhaltenes, brav ausgeführtes Oelgemälde sein Bild. Mehrere seiner Waffen- und Rüstungsstücke und eroberten Trophäen sind sehenswerthe Gegenstände in der wohlerhaltenen Waffenkammer.

Nebst dem Nachruhm eines treuen und tapfern Feldherrn verdiente

er auch den, zwar weniger glänzenden, aber gewiß nicht weniger schönen eines Wohlthäters und Vaters seiner Unterthanen. „Nec auro nec ferro.“ war der Wahlspruch des treuen Vasallen und Dieners seines Kaisers. Er war ein eifriger Protestant, und setzte evangelische Prediger und Lehrer auf seine Herrschaften ein. Seine Gemahlin Katharina, geborene Gräfin Schlick von Passaun und Weiskirchen, eine hochherzige Frau von männlichem Geiste, ließ dem unvergeßlichen Gatten in der Familiengruft der Schutzstadt Friedland ein Grabmal setzen, welches unter die prächtigsten der damaligen Zeit gehörte. Ein geschickter Bildhauer aus Amsterdam, Gerhard Heinrich, arbeitete mit 19 Gehilfen 5 Jahre daran. Die Kosten betrugen die damals sehr beträchtliche Summe von 5410 Gulden. Obschon sich vandalischer Muthwille der Soldateska des dreißigjährigen Krieges daran versündigt und das schöne Ehrendenkmal mehrfach verstümmelt hat, so verdient es dennoch den Besuch jedes gebildeten Reisenden, welcher dem Namen des hier ruhenden Helden den verdienten Tribut ernster Betrachtung und Verehrung unwillkürlich zollen wird. Die Hauptheile des 30 Schuh hohen, 20 Schuh breiten Grabmals, welches Grabsteine früher entschlummerter Edlen des Geschlechtes der Redern umgeben, sind aus rothem, grünem und weißem Marmor gehauen; auf einer Metalltafel in der Mitte des Fußgestelles ist die von Redern eroberte Festung Papa abgebildet. Gefesselte Türken stehen zur Seite. Sinnbilder des Kriegs und Siegeszeichen schmücken die Hauptreliefs der Seitentheile. Des Feldmarschalls Standbild in Lebensgröße, aus Metall geformt und vergoldet, füllt die Mittelnische aus. In reicher Ritterkleidung, Ehrfurcht gebietender Stellung, hält seine Rechte den Commandostab, die Linke ruht auf einer Säule. An dieser war früher das Familienwappen mit vielen Verzierungen angebracht, welche, so wie die Marmortafel mit einer sinnigen Inschrift im dreißigjährigen Kriege zertrümmert wurden.

Wappenschilde und allegorische Vorstellungen religiös-kriegerischer Tendenz sind an der Höhe der Nische, wo zwei schwebende Genien über dem entblößten Haupte des Ritters Helm und Lorbeerkrone halten. Auf vergoldeten rechts und links lehnenden Platten sind die Sisseker Schlacht und Großwardein vorgestellt. Die Grabschrift lautet:

Anno 1600 den 20. Sept. ist in Gott sanft und selig verschieden der wohlgeborene H. H. Melchior von Redern, Freiherr und Ritter, Herr auf Friedland, Reichenberg und Seidenberg und Römisch. kaiserl. Maj.

Rath und Hof=Kriegsrath=Präsident, Generalfeldmarschall in Hungarn, Obrister zu Raab, auch beider Fürstlichen Durchlaucht Matthiae und Maximilian Rath. Seines Alters 45 Jahr 8 Monat und 14 Tage; der allmächtige Gott verleihe ihm eine sanfte Ruhe, und fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben Amen.

Der Deckel des zinnernen Sarges, in welchem Rederns Leiche in einem zweiten hölzernen verwahrt lag, hatte als gedrängten Inhalt seiner Thaten folgende Aufschrift:

„Hoc in Sarcophago conditus quiescit Vir Generosus et Heros vere illustris D. D. Melchior a Redern Baro et Eques auratus, Friedlandiae, Reichenbergae, Seidenbergae Dominus, sacr. caesar. Maj. consiliarius et Consilii bellici praeses, nec non generalis per Ungariam Campi Mareschallus et Taurini Praefectus ac Serenissimorum Austriae Archiducum Mathiae et Maximiliani Consiliarius: Qui dum Reipublicae christianae contra Turcas consilio et re operam navat, hoste a Sissecum memorabili proelio devicto, Waradino gravissima obsidione presso, Deo auxiliante ipso duce fortiter defenso, Papae perfidorum morbum incidens ac domum properans in itinere Brodiae teutonicae subsistens, diem ibi clausit extremum in vera Dei agnitione et invocatione. Vir heros immortali laude dignissimus obiit summo Conjugis moestiss., unici filioli ac omnium bonorum dolore et publica tristitia, mane circa horam 5 die Sept. XX. Anno M. D. C. cum vixisset annos XLV. menses 8 Dies 14. Hereditas Ejus in terra viventium".

An dem obern Theile des Monuments sieht man das Redern'sche Wappen mit Trophäen umgeben. Ueber demselben einen vom Tode erstehenden Christus. Ringsherum biblische Vorstellungen. Josua, Gedeon, David, Judas der Macabäer rc.

Die Stifterin dieses Grabmales hatte sich und ihrem einzigen Sohne Christoph zugleich diese Stätte ausersehen, um einst an der Seite des theuern Gemahls und Vaters hier zu ruhen; darum stehen an den beiden Seiten der Hauptnische ihre und des jungen Redern Statuen ebenfalls lebensgroß. In den angebrachten Grabschriften dieser Beiden ist für Jahreszahl und Todestag Platz gelassen. Das Schicksal zog einen furchtbaren Strich durch diese fromm=gemüthliche Rechnung. Melchiors einziger Sohn Christoph, kais. Truchseß und Kämmerer des E. H. Maximilian von Oesterreich, focht als Oberster im ständischen Heere in der für Böhmens edelste Geschlechter schrecklich verhängnißvollen Schlacht auf dem weißen Berge 1620. Geäch=

tet mußte er dem Erbe seiner Väter — das bald darauf an Albrecht von Waldstein fiel, den Rücken kehren und mit seiner Mutter nach Polen fliehen, wo er, der letzte seines Stammes, dürftig und vergessen ein Dasein endete, dessen Ansprüche auf Größe und Ruhm dem traurigen Wechsel menschlichen Schicksals als Schuld verfallen waren. Zwar machte der geächtete Christoph Redern unter schwedischem Schutze im dreißigjährigen Kriege einige Versuche, sich Friedlands zu bemächtigen; allein er erreichte keinen andern Zweck, als daß er ein einziges Mal im Jahre **1640** nach neunzehnjähriger Abwesenheit den sehr kurzen Triumph genoß, dort einzuziehen. Schnell mußte er wieder entfliehen, als ein kaiserliches Regiment mit Sturmleitern anrückte.

Folgende Briefe, die auf dieses Bestreben Rederns, sich wieder in den Besitz seines so unfreiwillig aufgegebenen Eigenthums zu setzen, Bezug nehmen, sind nicht unmerkwürdige Actenstücke zur Geschichte der Zeit, in welche die angedeuteten Ereignisse fallen.

Eigenhändiger Befehl des Herzogs Waldstein an seinen Schloßhauptmann zu Friedland (David Hain von Löwenthal.)

„Ich vernimmb das der leichtfertige schelm Kristof von Redern vmb Friedland soll reiten vndt das Landvolk zu rebelliren persvadiren und niembt mich gros wunder das ihr die vorschung nicht alsbalden gethan habt auf das er möchte bei dem Kopf genommen werden. Derowegen ist euch auch mein ernstlicher Befehlich ihr sollet in continenti in dem ganzen Friedlandischen vndt Reichenbergischen Gebit publiciren lassen, daß, wer mitt ihm die wenigste gemeinschaft wird haben, soll leib gutt vndt ehr verfallen sein, der mir ihn aber todter zu handen wird bringen soll fünf tausendt Thaler in Continenti zu recompens bekommen. Ihr Matt (Majestät) schreiben itzunder auch an Kur Sachsen auf das wo er betreten wird soll gefänglich eingezogen werden. Da nun etliche aus den unterthanen ein Leichtfertigkeit zu begehen sich unterstehen wollten so avisirt deßwegen alsbalden meinen Vetter Herrn Maximilian von Waldstein nach Prag er hatte ein Befehlich fünf Fändl Knecht neben drei compagnieen reiter dahin marchiren zu lassen, vndt die widerwertige dem Verdienst nach zu strafen auch befehle ich das zu besserer des Schlos sicherheit man etlich Muschketire doch geringer anzahl alsbalden dahin nach Friedtlandt schicken soll.

A. H. z. F. Albrecht
Herzog zu Friedland.

Wien 9 Juny Anno 1625.

Zuschrift des geächteten Christoph von Redern an den schwedischen Kommandanten des Schlosses Friedland im Jahre 1639.

„Edler Mannhafter Monsieur Leuttenambt, oder wehr anitzo auf meinem Schloß Friedlandt commandiren thuet.

„Demselbigen sey mein unbekannter Gruß vndt Dienste, sampt aller glücklicher Prosperitet der ganzen Armada zu ihrem Göttlichen Vorhaben, daß solches einen glücklichen Eventum erreichen möge, Jederzeit bevohr etc.

„Vndt nachdem ich nicht ohne sondere Herzens Freude vernommen, wie das der allgewaltige Gott, deme Lob, ehr vndt preiß gesaget sey, Nunmehr seine elende betrübete bedrängte durch des Babstes Tyraney verfolgte und verjagete Christen, durch das Mittel der hochlöblichen Chron Schwedischen Armée eine gnädt Erlösung blicken, vndt eine Restituirung des Vnsrigen lange mit dem Rücken angesehenen woll angeerbten Erbe wiederfahren lassen will, derselbige allerhöchste Gott wolle solche obgedachte ansehnliche Armeen durch die Consoy seines himmlischen Heeres leiten, regieren und führen, auf daß sie durch den Arm des allerhöchsten große thaten thun, Ihren vndt vnsern Feinden die zungen und Mundt binden, Ihre Couragie zur zagheitt vndt ihren Verstandt zur Thorheit samt allen ihren Anschlägen zu nichte machen, auf daß sie erkennen müssen, daß solches Gott gethan habe, welcher sie vor aller Welt mit ewigen Schand vndt Spott bekleiden wolle. Ich habe bei mir der notturft erachtet, ahn den Herrn dieses Brieflein abgehen zu lassen, denselben ganz freundlichen hiermitt bittende, weil selbiger anitzo das Commando alda haben thuet, Meine getrewen Unterthanen, principaliter aber die Jenigen, welche niemals ahn ihrem Gott und Schöpfer trewloß worden vndt das Mahlzeichen des Thieres an sich genommen haben, Nachmalen die, welche kegen mir als ihre rechtmäßige von Gott vorgesetzte Obrigkeit Ihre Schuldige Pflicht, Trewe, Gehorsamb vndt Vntterthänige Dienste in kein Vergessen gestellt, sondern dessen ingedenk geweßen In billigen Schutz vndt Protection nehmen, alßo, daß die armen vorhien gequälten vndt geplündertten Leute mit grossen Kriegs-Pressuren nach Möglichkeit mochten vberhoben vndt verschonett werden; da ich den solches umb dem Herrn zu meiner ehisten glücklichen Ankunft (welche schon längst hette sollen von mir ins werk gerichtet werden, wenn mich nicht die allerhöchsten Verlegenheiten vnd Notdürftigkeiten hierinnen verhindert hätten) nicht allein in Freundschaft werde zu verschulden, sondern auch mit Ihm, wegen gehabten Mühe durch einen Ehrlichen Recompens abzufinden wissen.

weiter und Schlisslichen ist ahn den Herrn mein höchst fleißiges Bitten mir die große Courtuosy zu erweißen vndt den leichtfertigen Ehrvergessenen Ahn Gott vndt ahn mir trewlosen Mameluken vndt Schelmm, Heinrich Christel, Schloßhauptmann in die Eissen schlagen, vndt wie es einem solchen Schelmen gebührt, in feste Verwahrung bis zu meiner Ankunft nehmen zu lassen. Gleicherweise den Verräther Rodowitzen von Vllersdorf mit starken Arrest zu belegen, den ich den Herrn versichern thue, daß solche die rechte Spionen vndt Kundschafter sein, auch allzeit mit den Babisten in Liebenthal vndt ander ortten correspondiren, daß sie auch vor diesem so leichtfertig vndt ehrrürig von der Schwedischen Armee geredet haben, (welches ich allbereit erfahren) daß ich es nicht genug beschreiben kann, Diesem meinen Petito wolle der Herr freundlichen Statt vnd Raum geben, vnd solche Schälk vndt Vögell wol verwahren lassen, Ich werde dann mit Ihnne nach Verdienst vmbzugehen wissen. Recomendire alßo den Herrn als meinen vnbekannten Freund In Gottes Schutz vnd mich in seine Affection, verbleibe alße des Herrn

Jederzeit williger Freundt
Christoff Herr von Redern.

Dt. Hermßdorf
Im Pohlen gelegen
den 3ten Augusti 1639.

Dieser Brief und noch drei andere von Christoph von Redern an den schwedischen General Banner, an die Schultzen und Gemeinden der Herrschaft Friedland und an einen gewissen Neander gestellt, wurden in Großglogau aufgefangen und durch den kais. Obersten Albrecht von Schönkirchen, dem Generallieutenant Grafen Gallas zugesendet.

(v. J. Ritter von Rittersberg.)

Niclas Graf Palffy von Erdöd,

Freiherr von Biberburg, K. K. geheimer Rath und Kämmerer, Landeskämmerer von Ungarn, kaiserl. Feldmarschall, königl. Schloßhauptmann von Preßburg, Obergespan, Ritter vom goldnen Sporn ꝛc.

Das Geschlecht der Palffy's, der edelsten eines unter jenen, welche ein günstiges Geschick dem Vaterlande erhalten hat, ist auch eines von denen, welches eine lange, glänzende Reihe kräftiger Helden und großer Staatsmänner darbietet, deren Lebensgeschichte mit der Geschichte ihrer Zeit innig verflochten ist.

Unter die glänzendsten Gestalten dieses edlen Geschlechtes gehört unser Held Niclas Palffy, welcher als Sohn Peter Palffy's von Zelina und der Sophia Freiin von Dewssfy zu Zerdichely im Dezember des Jahres 1552 geboren wurde.

Von seiner Jugend an wurde er an den Höfen Maximilians und Rudolfs erzogen, und machte in deren Gefolge zu der damaligen Zeit in seinem Vaterlande ganz ungewöhnliche Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien und Griechenland. Seine auf diesen Reisen erworbenen Sprachkenntnisse und vielfältigen Erfahrungen, so wie seine besondere Treue gegen das Kaiserhaus und sein echt ritterlicher Sinn, hatten ihm schon frühe die Liebe seines Monarchen und die Achtung seiner Zeitgenossen erworben. Noch in der ersten Blüthe des männlichen Alters, den 23. Dezember 1580, ertheilte ihm Kaiser Rudolf die durch den Tod des Grafen Niclas von Salm und Neuburg erledigte Obergespanswürde des Preßburger Comitats mit der Schloßhauptmannschaft des königlichen Schlosses daselbst. Im folgenden Jahre, 1581 den 24. April, erhob ihn der Kaiser sammt seinen Brüdern Thomas, Johann und Stefan, nachträglich in die schon von seinen Vorfahren genossene freiherrliche Würde und verlieh ihm noch im selben Jahre den 9. December das durch Emerich Csobors Tod erledigte Reichsbaronat eines Erzkämmerers der Krone Ungarn. — 1582 den 25. Mai wurde er wirklicher geheimer Rath, 1584 den 20. September Obergespan des Comorner Comitats; zugleich beförderte ihn der Erzherzog Ernst als kaiserlicher Statthalter, am 22. October an

die Stelle des zu höheren Würden erhobenen alten Freiherrn und Oberst-Munitionsmeisters Andreas Khielman von Khielmansegg zu Hofftein, zum Commandanten der Festung Comorn, später, nämlich 1589 den 1. Juni, auch zum Commandanten der Festung Neuhäusl und General-Capitain des Kreises diesseits der Donau, 1594 den 17. November zum Obersten der bergstädtischen Militairgrenzen, endlich zum Commandanten der Veste Gran und General-Capitain der bergstädtischen Grenzen den 3. December 1595. In demselben Jahre 1595, den 8. December, schloß er, als hierzu besonders vom Kaiser bevollmächtigt, mit seinen Mitdeputirten Johann Kutassi, Bischof von Raab und Reichskanzler, Stefan Szuchay, Bischof von Waizen, Thomas Erdödy, Ban von Croatien, Simon Forgatsch, Erzmundschenk, und Johann Joó von Kaszaháza, königlichem Personal- oder Stellvertreter in Gerichtssachen, zu Prag den unter dem Namen des Siebenbürger Tractats bekannten Vertrag mit Sigmund Báthory; 1598 aber, am 27. März, setzte er seinen vielen Heldenthaten und Verdiensten um König und Vaterland die Krone auf, durch die so berühmt gewordene Eroberung der in der ganzen damaligen Christenheit für äußerst wichtig angesehenen Festung Raab, welche er mit Adolf Schwarzenberg gemeinschaftlich ausführte. Bald darauf, als er im Frühjahre 1600 vom Erzherzoge Matthias, welcher ihm die Oberleitung von Siebenbürgen anzuvertrauen im Begriff stand, nach Wien zur Berathung berufen worden war, kam er von dort kränkelnd auf sein Bibersburger Schloß zurück und starb daselbst schon am 5. Tage darauf, in voller Kraft des männlichen Alters, noch nicht volle 48 Jahre alt, beweint von einer liebenden Gattin und 7 Kindern, vom ganzen Vaterlande, dessen heldenmüthiger Vertheidiger er war, eben so wie von seinem ihm mit persönlicher Achtung zugethanen Kaiser und König innig betrauert. Sein Leichnam wurde in die von ihm neuerrichtete Gruft im Dom zu Preßburg mit großer Feierlichkeit beigesetzt, wo jetzt noch sein geharnischtes Ebenbild mit einer ruhmvollen Inschrift zu sehen ist.

Seine kriegerische Laufbahn umschwebt der unvergängliche Ruhm der vollkommenen Heroen; und was hätte nicht noch das Vaterland, was die ganze vor dem Türkenjoche zitternde Christenheit, von dem thateifrigen, eben so frommen als patriotischen Helden Alles erwarten können, dessen große Thaten zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten, hätte nicht der unerklärbare Rathschluß des Ewigen den starken, kräftigen Mann in der Fülle seiner Kraft den Lebenden entrissen? — Im Ganzen hatte er 26 siegreiche

Gefechte mit dem türkischen Erbfeinde bestanden, unter welchen die Schlachten von Stuhlweissenburg, Filek, Neograd, Gran, Dregel, Keresztes, Palanka, Ofen und Belgrad seinen Namen der Unsterblichkeit überliefern. Sein Zeitgenosse und persönlicher Freund, der Vice-Palatin Niclas Istvánffy — Ungarns Tacitus — welcher an den meisten Ereignissen jener Zeit selbst Antheil nahm, beschreibt als glaubwürdiger Augenzeuge seine Thaten. Nur einige mögen hier stehen. — Bei Stuhlweissenburg eröffnete er mit einem heldenmüthigen Angriff auf die Janitscharen die Schlacht. Diese vertheidigten sich tapfer, und lange wüthete der Kampf unentschieden. Palffy's Pferd wurde mehrmals verwundet und sein Helm von Kolbenschlägen ganz zerquetscht, aber er hörte nicht eher auf, die Seinigen zum Kampfe anzueifern, als bis die Janitscharen bis auf den letzten Mann vernichtet waren. — Bald darauf, bei Fileks Belagerung, erschien er mit **7000** seiner bei Stuhlweissenburg erprobten Tapfern, und entflammte durch sein eignes Beispiel den Muth der Belagerer; er besichtigte sogleich die Belagerungs-Arbeiten, und unerachtet wegen unausgesetzten Feuers der Feinde jeder Schritt auf dem Wall mit Todesgefahr verbunden war, verweilte er doch öfters längere Zeit daselbst, unterwies die Büchsenmeister, richtete die Kanonen eigenhändig und feuerte sie mit dem besten Erfolge gegen den Feind ab. Als hierauf durch sein tapferes Mitwirken die Veste erobert war und der Oberfeldherr Teuffenbach ihn mit seiner Schaar dankend entließ, eroberte er noch auf dem Heimwege die Vesten Séchén, Dregel und Palanka, denn die Besatzung war schon bei seinem ersten Anlauf voll Schreck entflohen. Nachdem er im nächsten Kriegsrath dem Erzherzoge Matthias einen Zug zur Eroberung von Neograd angerathen, und dieser nicht nur seiner Meinung beigepflichtet, sondern ihm auch das Obercommando anvertraut hatte, lös'te er heldenmüthig sein gegebenes Wort, eroberte die Veste mit Sturm, kämpfte gleich wieder bei Grans Belagerung mit und machte einen eben so muthigen als glücklichen Angriff auf des Feindes Lager am Raabflusse, bei welchem äußerst hartnäckigen Kampfe er am linken Fuße verwundet wurde. Auf Parkan wagte er einen so gewaltigen Sturm, daß die Wälle ohne einen Schuß seinerseits erstiegen und, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, beinahe die ganze Besatzung niedergemacht wurde. Nachdem sich Gran ergeben hatte, besetzte er sofort das von den Türken verlassene Waizen, und nahm bald darauf an dem hitzigen Treffen bei Keresztes rühmlichen Antheil, wo der Großsultan selbst commandirte und trotz der Uebermacht

mit Zurücklassung seines Lagers in die Flucht geschlagen wurde. Hierauf bezwang er durch nächtlichen Ueberfall mit Hilfe einer Petarde die Veste Totis, vernichtete bis auf den letzten Mann die ganze Besatzung und ließ bloß den Befehlshaber lebend gefangen nehmen; auch überwältigte er einen türkischen Transport von **150** mit Munition, Lebensmitteln und Gelde beladenen Donauschiffen, machte mit einer kleinen Schaar Haiduken die aus **5000** Türken bestehende Begleitung nieder und überließ den Seinigen die unermeßliche Beute. Als er hierauf mit Adolf Schwarzenberg vom Kaiser Rudolf geheime unumschränkte Vollmacht zur Ausführung eines Zuges nach eigenem Gutdünken erhielt, richteten die beiden an Alter, Talent und Muth sich ganz ähnlichen, durch innige, auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft längst verbundenen Helden ihr Augenmerk auf nichts Geringeres, als auf die Wiedereroberung der als Vormauer Wiens vorzüglich bedeutenden Festung Raab, deren Verlust die ganze Christenheit tief betrauerte. Im gemeinschaftlichen Einverständniß, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, wurden alle Anstalten gemacht; zur Nachtzeit ging der Zug von Comorn aus und näherte sich auf unbekannten Seitenwegen in der andern Nacht der Festung Raab; hier wurden die strengsten Befehle ertheilt, Alles nochmals angeordnet, jedem sein Platz angewiesen, hierauf mittelst einer Petarde das Stuhlweissenburger Thor gesprengt, und hinein stürzten, der Verabredung gemäß, die dazu bestimmten Schaaren. Die aus sicherem Schlafe emportaumelnden Türken wehrten sich mit der Wuth der Verzweiflung, und es entspann sich ein Kampf, dessen Hartnäckigkeit unbeschreiblich ist; schon mußten die kühnen Stürmer bis zum Thore zurückweichen, als Palffy zur blutigen Entscheidung heranstürzte; ihm war die Reiterei als Nachhut vor dem Thore haltend anvertraut, aber die Reiter wollten den ungewohnten Kampf zu Fuße im gefahrvollen nächtlichen Dunkel nicht wagen, und zögerten, den Befehl abzusitzen zu vollziehen. Da sprang der Held Palffy zuerst vom Rosse, und eilte stürmend voran; dieß Beispiel wirkte. Freudig eilten die treuen Ungarn dem geliebten Führer nach in den gräßlichen Kampf, wo Verzweiflung im nächtlichen Dunkel Tod und Schrecken verbreitete, und als die ersten Strahlen der Sonne das blutige Werk der Nacht beleuchteten, da war schon die Riesenarbeit gethan. Lebend waren nur **300** Türken gefangen worden, aber **188** Kanonen, unermeßliche Vorräthe und reiche Beute wurden den Siegern zu Theil. — Kaiserlich wurden alle Theilnehmer der großen That belohnt, Palffy allein,

der wahrhaft große, anspruchslose Held, lehnte jede Belohnung mit dem Bedeuten von sich, daß er sein Leben für's Vaterland gewagt und dafür nie auf Belohnung gerechnet habe! — Oesterreichs Stände, welche ihn schon 1589 den 4. Mai zum Mitstande aufgenommen hatten, ehrten das Andenken an seine Großthat durch Ueberreichung eines werthvollen goldenen Pokals, in dessen Besitze die Familie noch jetzt ist. Zwar mußte des Helden Sohn, Stefan II., als er 1621 von Gabriel Bethlens Schaaren, seiner Treue gegen den angestammten König wegen, gefangen wurde und sich mit schwerem Lösegelde loskaufen mußte, zur Zustandebringung der großen Summe diesen Goldbecher, mit manchem andern Kleinod, an Bethlen überlassen, und dieser machte damit seinem Bundesgenossen, dem türkischen Kaiser, ein Geschenk. Aber zur Zeit des Friedensschlusses verehrte der Türkenkaiser diesen merkwürdigen Pokal dem Kaiser Ferdinand III., und dieser gab ihn dem noch lebenden andern Sohne des Raaber Helden, dem Palatin Paul Palffy, als doppeltes Andenken zurück, worauf Letzterer aus frommer Verehrung gegen seinen schon längst dahingeschwundenen heldenmüthigen Vater, sowohl diesen Pokal als auch das Schwert, welches der Verklärte bei Raabs Eroberung trug, zum immerwährenden Fideicommiß seiner Familie bestimmte.

Auch Böhmens Stände hatten den Helden schon früher, 1592, zum Mitstand aufgenommen; und wie sehr sein Vaterland ihn ehrte, beweis't am besten der 48ste Landtags-Artikel vom Jahre 1599, wo die sämmtlichen Landstände — ein einziges Beispiel dieser Art — den König unaufgefordert und freiwillig im Namen des Landes baten, er möchte die vielen großen Dienste des Helden durch königliche Schenkungen verhältnißmäßig belohnen.

Als Merkmal der landesväterlichen Gnade erlangte er außer dem königlichen Consens über die von ihm eingelös'te Bibersburger Herrschaft 1599 den 14. Juli die Schenkung der Obergespanswürde und der königlichen Schloßhauptmannschaft zu Preßburg, sammt den damit verbundenen Gütern, für sich, seine Söhne und Enkel erblich, welche später sein Sohn Paul als Familien-Seniorat auf immerwährende Zeiten erwarb. Seine Gattin aber erhielt als Witwe über die durch ihn vom Grafen Julius von Salm hypothekarisch erworbene Herrschaft Stampfen das Erbrecht, 1603 den 7. Juli.

Diese seine Gattin, welche er sich 1583 antraute, war Maria Fugger, des Marcus Fugger von Augsburg, Freiherrn zu Kirchberg und Weissenhorn, und seiner Gattin Sibylle Gräfin von Eberstein Tochter. — Von

dem mächtigen, später bis zum Fürstenstande emporstrebenden Geschlechte der Fugger mag hier nur die Bemerkung stehen, daß selbes schon 1535 von Ferdinand I. den ungarischen Adel erlangte und damals die bedeutende Pybersburger Herrschaft pfandweise besaß. Niclas Palffy's Witwe lebte bis 1646, wo sie am 29. Mai starb, und sammt ihren beiden Söhnen, Stefan II. und Johann II., an demselben Tage im Dom zu Preßburg begraben wurde, auf welches höchst seltene Ereigniß die bei Bel abgebildete und jetzt unter die numismatischen Seltenheiten gehörende Gedächtnißmünze geprägt wurde. —

Wie sehr übrigens der Held Niclas Palffy von seinen Zeitgenossen geehrt wurde, beweisen die zahlreichen Zuschriften beinahe der meisten großen Männer seiner Tage, in vielerlei Sprachen, welche noch heute vorhanden sind, und von welchen hier nur der Bullen Papst Clemens VIII., der ihm, als dem tapfern Vertheidiger der Christenheit, das größte Lob beilegte, und eines eigenhändigen Condolenz-Schreibens Kaiser Rudolfs gedacht werden mag, welches dieser auf die unerwartete Nachricht seines Dahinscheidens, an dessen Witwe von Prag aus, durch einen Hofherrn überbringen ließ. — Seine eigenen ebenfalls noch vorhandenen Briefe beurkunden ihn als einen frommen, zartfühlenden Mann, liebevollen Gatten und eifrigen Patrioten.

Seine Ehe war mit mehreren Kindern gesegnet. Ein Sohn Marcus, geboren 1584, starb zu Comorn schon 1586. Berühmt war sein anderer Sohn, Stefan II., Kronhüter, Obergespan und General der ungarischen leichten Reiterei, auch Commandant zu Neuhäusl, und General-Kriegshauptmann jenseits der Donau und der bergstädtischen Grenzen, als tapferer Kriegsheld mit dem Ehrennamen: „der Schrecken der Türken", welcher 1634 den 13. Februar, ebenso wie sein Bruder Johann II. 1636 den 28. Februar in den Grafenstand erhoben wurde. Johann war ebenfalls Kronhüter, Preßburger und Comorner Obergespan und Oberst der Reiterei zu Neuhäusl. Paul IV. gelangte bis zur Würde eines Palatins. Niclas III. war Dompropst zu Preßburg und starb schon 1619. Eine Tochter, Catharina II., war an den Reichspalatin Sigmund Forgáts von Ghymes, eine andere, Sophie, an Maximilian Grafen von Trautmannsdorf, Kaiser Rudolfs Obersthofmeister, Stifter des Münchner Bundes, des Prager und des westfälischen Friedens, und eine dritte, Magdalena II., zuerst an den tapfern Peter Balassa von Gyarmath, dann an Martin Moritz von Sövényháza, endlich an den Freiherrn Georg Prényi den Jüngern verehelicht. — Nur

durch den von Stefan II. mit Eva Susanna Gräfin von Puchheim erzeugten Sohn Niclas IV. wurde die Familie fortgepflanzt.

(Hormayr, Taschenbuch für Geschichte. Jahrg. 1828.)

Peter Ernst Fürst von Mansfeld,

königl. spanischer Feldmarschall, geheimer Kriegsrath, Statthalter und Generalcapitain von Luxemburg, Ritter des goldnen Vließes.

Dieser ausgezeichnete Feldherr, welcher dem Erzhause über siebenzig Jahre treu in Waffen diente, ward am 12. August 1517 geboren. Seine Eltern waren Ernst II. Graf von Mansfeld und Dorothea Gräfin von Solms. Seine Jugend brachte Peter Ernst als Edelknabe am Hofe des römischen Königs und nachmaligen Kaisers Ferdinand I. zu, nahm aber sehr bald Kriegsdienste, um 1535 Karl V. bei dem Zuge gegen Tunis nach Afrika zu begleiten, wo er sich so sehr bemerkbar machte, daß ihn Karl V. nach der Rückkehr an seinem Hofe behielt und ihm das Amt eines kaiserlichen Vorschneiders (écuyer tranchant) verlieh. Doch das Hofleben sagte dem kriegerischen Geiste des Jünglings nicht lange zu. Karl V. gab ihm daher 1543 eine Fahne Reiter, worauf er sich als Rittmeister an der Spitze seiner Reiterschaar bei der Belagerung von Landrecy (1543) so hervorthat, daß er im kommenden Jahre schon zum Obristlieutenant im Regimente des Freiherrn von Brederode ernannt wurde, und schnell die weiteren höheren Rangstufen erstieg, so daß er schon 1545 Statthalter und Oberbefehlshaber des Herzogthums Luxemburg, 1546 aber Ritter des goldenen Vließes wurde.

In demselben Jahre eilte er mit 500 Reitern zum Belagerungsheere der Festung Apremont, zersprengte einen Trupp von 1200 Franzosen, welche sich ihm entgegen warfen und die Festung war kurz darauf in seinen Händen. Er fand bald noch mehr Gelegenheit, sich wider die Franzosen hervorzuthun, und benützte sie mit großem Glücke, das erst 1552 unterbrochen wurde. König Heinrich II. von Frankreich setzte sich 1552 in Loth-

ringen fest, was Peter Ernst veranlaßte, an den Ufern der Maas hinaufzuziehen und sich mehrerer fester Plätze zu bemächtigen. Hier traf ihn der widrige Zufall, daß, als er sich in die Festung Ivoix geworfen und Heinrich II. vor dieselbe zog, die Besatzung sich empörte und Peter Ernst zwang, die Festung zu übergeben, wodurch er in Gefangenschaft gerieth. In dieser blieb er 5 Jahre in Vincennes, bis endlich 1557 die Provinz Luxemburg das theure Lösegeld für ihn zahlte. Er kehrte am 15. April in die Grafschaft Mansfeld zurück, ward aber bald von dort abgerufen, um als kaiserlicher Gesandter den Reichstagsverhandlungen zu Regensburg beizuwohnen. Bald verwandelte sich der Staatsmann wieder in den Krieger, und wir sehen ihn in der berühmten Schlacht von St. Quentin unter Herzog Philibert Emanuel von Savoyen an der Spitze eines Wallonen-Reiterregiments mit Auszeichnung fechten, so daß er aus dieser Schlacht, welche mit der vollkommenen Niederlage der Franzosen endigte, zwei Wunden davontrug. Die vornehmen Gefangenen, welche er in seine Hände bekam, zwang er, zu ihrer Befreiung das große Lösegeld zu ersetzen, welches einst die Provinz Luxemburg für ihn an Frankreich zahlen mußte.

1558 vertrieb er die Franzosen unter dem Herzog von Guise aus dem Luxemburgischen und drang in dem Frieden von Cambresis (1559) darauf, daß sie die andern Eroberungen, welche sie in dieser Provinz gemacht hatten, wieder aufgeben mußten.

Nach dem Frieden beschränkte er sich auf seine Statthalterschaft in Luxemburg. Bei dem Ausbruche der innerlichen Unruhen in den Niederlanden hielt er, trotz aller angewandten Bemühungen, womit man ihn zur Gegenpartei zu ziehen suchte, fest an seinem Monarchen, und war der Erste, der ihm den Eid der Treue erneuete.

Als Alexander Farnese das erste Mal in den Niederlanden erschien, erwarb sich Peter Ernst die besondere Freundschaft dieses Helden, so daß er 1565 die ihm anvertraute Sendung übernahm, die für den Prinzen Farnese bestimmte Braut, Prinzessin Marie von Portugal, aus Lissabon abzuholen. Diese friedliche Sendung wäre ihm bald gefährlich geworden, da bedeutende Seestürme sie auf der Rückfahrt bedrohten.

Nach seiner Rückkehr übernahm er in den schon sehr aufgeregten Niederlanden die wichtigen Befehlshaberstellen zu Brüssel und Antwerpen, welche er bis zur Ankunft des Herzogs von Alba verwaltete. Dieser sandte ihn in den französischen bürgerlichen Kriegen Karl IX. mit 6000 Mann zu Hülfe,

mit denen er in der Schlacht von Moncontour (1569) so kräftig zum Siege mitwirkte, daß ihm Karl IX. in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank ausdrückte und ihn den Beschirmer seiner Krone nannte. Bei Moncontour erhielt Peter Ernst auch eine Schußwunde in den Arm, von welcher er aber bald genas.

König Philipp II. suchte seine Verdienste und seine nie wankende Treue weiter noch zu belohnen, indem er ihn 1572 zum Feldmarschall erhob und ihn zum Mitgliede des großen Staatsrathes der Niederlande ernannte.

1572 verstärkte er mit 2000 Pferden, die er auf eigene Kosten ausrüstete, den Don Sanchez d'Avila in Geldern, und trug dadurch wesentlich zu dessen Siege über Ludwig von Nassau bei.

Die besondere Gnade, in welcher Peter Ernst bei Philipp II. stand, zog ihm den Haß der Mißvergnügten nur um so mehr zu, indem sie ihn früher schon als dessen eifrigen Anhänger mieden; als daher dieselben 1576 die Versammlung des großen Staatsrathes zu Brüssel überfielen, ward Mansfeld vom Volke aus Erbitterung länger als die Uebrigen gefangen gehalten, und erst nach der Ankunft des neuen Statthalters Don Juan d'Austria in Freiheit gesetzt.

Während in diesem Jahre die meisten niederländischen Provinzen dem Genter Bündnisse beitraten, blieb Peter Ernst dem Könige treu und erhielt ihm zugleich Luxemburg. Die Luxemburger erkannten seine Verdienste durch eine, wohl noch jetzt erhaltene, Inschrift am Eingange ihres Rathhauses an.

Von Don Juan d'Austria und nachmals von Alexander Farnese ward Mansfeld vielfach verwendet und bei allen Unternehmungen zu Rathe gezogen. So führte er 1578 die Spanier zum Siege bei Gembloux, vollendete während der Krankheit des Herzogs v. Parma (1579) die Belagerung von Mastricht, welches nach einer heldenmüthigen Vertheidigung mit Sturm erobert wurde.

Am meisten kam ihm bei seinen Unternehmungen die Schnelligkeit zu statten, mit der er wirkte. Als in Geldern der Aufstand so stark wurde, daß der dortige königliche Befehlshaber schon zu unterliegen befürchtete, rettete ihn nur eine Verstärkung, welche Peter Ernst in Eilmärschen dahin führte, und mit welcher er so unvermuthet erschien, daß die erschrockenen Aufwiegler ganz gelähmt waren. Er handelte nun immer im Einverständnisse mit Farnese, nahm 1581 Bouchain und Nivelles, 1582

aber Vielcarde weg, wohnte der Belagerung von Darnik bei, deckte 1583 den Bau der Werke vor Antwerpen und verwaltete nach dem Tode des großen Farnese die Statthalterschaft bis 1594, wo er die Statthalterwürde in die Hände des Erzherzogs Ernst übergab, worauf ihn Kaiser Rudolf II. in den Reichsfürstenstand für sich und seine Nachkommen erhob und ihm Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf den Reichstagen verlieh.

Peter Ernst, nun ehrenvoll ergraut, hielt sich von jetzt an meistens in seinem Gouvernement von Luxemburg auf, bis ihn der Tod am 22. Mai 1604 im 87. Jahre abrief.

In den unruhigsten Zeiten hatte er sein Gouvernement immer bei Treue und Gehorsam erhalten und durch 59 Jahre treu verwaltet, (wohl ein seltener Fall) überhaupt aber von 87 Lebensjahren siebzig dem Dienste des österreichisch-spanischen Hauses gewidmet. Er ist Vater zweier berühmter Männer: des durch das Treffen bei Gran um die österreichische Monarchie so verdienten Carl Fürsten von Mansfeld, und des in den böhmischen Unruhen und dem daraus erfolgten dreißigjährigen Kriege unseren Heeren oft gefährlich gewordenen Parteigängers Peter Ernst Grafen von Mansfeld. Der Letztere war in der Partei, welche er ergriffen hatte, nächst König Gustav Adolf und Bernhard von Weimar, der bedeutendste Feldherr, betrieb aber in seiner Lage, wo er nichts als seinen Degen zu verlieren hatte, den Krieg als Handwerk, und focht ohne Rücksicht auf die gerechte Sache überall mit, wo man ihn und seine, keinem Boden angehörigen, Truppen besolden wollte — hierin dem großen Vater sehr unähnlich.

Für Luxemburg hatte Fürst Peter Ernst von Mansfeld so Manches gethan und es verdankt ihm viel nützliche Anstalten. Von ihm kommt auch der prächtige Palast, den er 1563 vor den Thoren von Luxemburg bauen ließ, und den er mit einem weitläufigen Parke umgab. Am Eingange standen zwei Bildsäulen, der Glaube und die Gerechtigkeit. 1586 hatte Peter Ernst im Kloster der Recollets für sich eine Begräbnißcapelle erbauen lassen, in welcher er auch in einem bleiernen Sarge wohl einbalsamirt beigesetzt wurde. Die Capelle enthält auch die ehernen Bildsäulen Peter Ernsts und seiner beiden Gemahlinnen Margarethen von Brederode und Marien von Montmorency, in Lebensgröße.

Philipp Emanuel Herzog von Lothringen-Mercoeur,

Pair von Frankreich, Gouverneur von Bretagne, kaiserl. Generallieutenant in Ungarn.

Die Großmutter dieses Prinzen hatte, als Schwester des berühmten Connetable von Bourbon, von seinen großen Besitzungen mit Mühe noch das Fürstenthum Mercoeur gerettet, welchem die Familie unseres Helden ihren Titel und Namen beifügte.

Philipp Emanuel wurde am 9. September 1558 geboren, und war ein Sohn Nikolaus, Herzogs von Lothringen-Mercoeur, der sich ebenfalls kriegerischen Ruhm erworben, aber weit noch von seinem Sohne übertroffen wurde. Philipp Emanuel trat in frühester Jugend in französische Kriegsdienste. In die innerlichen Unruhen, welche sein Vaterland zerwühlten, wurde er bald verwickelt, indem ihm Heinrich III. die Statthalterschaft von Bretagne ertheilte, da er sich als eifriger Anhänger der Guisen erwies. In seinem Gouvernement Bretagne setzte er sich durch die Aufnahme spanischer Truppen in besonderes Ansehen, und trat öffentlich als eines der Häupter der katholischen Ligue auf. In seinem 21sten Jahre hatte er sich mit Maria, einer Tochter Sebastian's von Luxemburg, vermählt, welcher den Beinamen „des Unerschrocknen" führte und in naher Verwandtschaft mit Heinrich IV. stand. Als nach der Ermordung Heinrichs III. durch Clement die Ligue sich auflös'te und deren Häupter sich theils unterwarfen, theils in's Ausland flüchteten, war Philipp Emanuel einer der Letzten, der sich unbezwungen Heinrich IV. unterwarf; zu einer baldigen Versöhnung mit diesem kriegerischen und tapfern Könige trug namentlich Philipps obenerwähnte Heirath bei.

Frankreich war jetzt beruhigt, und Philipp Emanuels Name war bereits so ehrenvoll durch Europa bekannt, daß Kaiser Rudolph II. ihn 1600 an seinen Hof laden ließ und ihm den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in Ungarn wider die Türken auftrug. — Zu diesem Entschlusse wurde Rudolf II. auch dadurch bewogen, daß er erst kürzlich mehrere seiner erprobten Feldherren verloren hatte und vielleicht auch zwischen Ungarn und Deutschen wählen wollte. Philipp Emanuel nahm diesen ehrenvollen Ruf an,

und eilte, vom Erzherzog Matthias begleitet, nach Ungarn, um dort eine Reihe glücklicher Unternehmungen zu beginnen, durch welche die Macht der Türken sehr geschwächt wurde. — Die Türken hatten sich damals gerade auf Croatien geworfen und belagerten unter Ibrahim Pascha das feste Kanischa. Nachdem Philipp Emanuel die ihm anvertrauten Truppen gesammelt und zu den seinen noch jene der Generale Zrini, Draskovicz und Herberstein an sich gezogen hatte, eilte er, Kanischa zu entsetzen. Auf die Nachricht von diesem Anzuge gab Ibrahim Pascha die Belagerung auf und rückte den Kaiserlichen in so überlegener Anzahl entgegen, daß er sich eines gewissen Sieges schmeicheln mochte; die Kaiserlichen standen unerschütterlich, und es kam bald zu einem Treffen, welches, mit manchen Abwechslungen und Unterbrechungen fünf volle Tage lang fortgesetzt, zu einem völligen Siege der Kaiserlichen führte. Die Türken mußten mit großem Verlust zurück weichen, aber leider konnte Philipp Emanuel diesen Sieg nicht gehörig benutzen, da seine Truppen Mangel an Lebensmitteln litten und Croatien, das ringsum verwüstet war, ihnen selbst bei weiterem Vordringen nichts geboten hätte. Da Philipp auch noch erfuhr, daß der Feind mit neuen und großen Verstärkungen nahe, nahm er einen meisterhaften Rückzug, und bewies, daß sich ein vollendeter Feldherr nie zu einem Treffen zwingen lasse.

Im folgenden Jahre (1601) unternahm der Feldherr, indem er zum Schein Anstalten traf, als ob es Ofen gelten sollte, die Belagerung von Stuhlweissenburg. Erst hatte man zwei kleinere Posten, die dieser Festung zur Vormauer dienten, den einen mit Gewalt, den andern durch Uebergabe genommen, dann aber die Festung selbst zur Uebergabe aufgefordert. Als der Pascha diese verweigerte, schritt man zum Sturme, durch welchen dieser Platz, nachdem er achtundvierzig Jahre in den Händen der Türken war, am eilften Tage erobert wurde. Der Pascha wurde gefangen und in's Lager geschickt. So war denn die vormalige Krönungs- und Begräbnißstadt der ungarischen Könige endlich wieder in Besitz des rechtmäßigen Herrschers gekommen.

Aufgebracht über den erlittenen Verlust, schickte der Sultan einen neuen Vezier mit einem **100,000** Mann starken Hauptheere unter fürchterlichen Zurüstungen zur Wiedereroberung Stuhlweissenburgs. Nun bezog Philipp Emanuel außer der Stadt, die er zugleich mit großer Vorsicht

besetzt hielt, ein befestigtes Lager, welches so angelegt war, daß es mit der Besatzung des Platzes in Verbindung stand und eine wechselseitige Unterstützung leicht möglich machte. Die Türken suchten das Lager zu erstürmen, wurden aber abgetrieben. Da sie ihr Unternehmen nicht aufgeben wollten, kam es zu einem Treffen; durch drei Tage kämpfte man mit Hitze und Hartnäckigkeit, bis der Feind, an allen Punkten von den Kaiserlichen zurückgeschlagen, endlich mit großem Verluste wich und viel schweres Geschütz zurück ließ. Die Türken, welche sehr bald auf neue Verstärkung rechnen konnten, bezogen ein neues Lager. Philipp Emanuel aber, der auf sein Kriegsglück vertraute, beschloß, ungeachtet der geringen Anzahl seiner Truppen, ein zweites Treffen zu liefern. Der Herzog drang bis an ihr neues Lager vor, und griff sie im freien Felde wohlgemuth an. Es begann nun eine Schlacht, die vom Morgen bis in den Abend währte, und die jeder Theil durch die ausharrendste Anstrengung zu seinem Vortheile wenden wollte. Die Türken erhielten wirklich mehrere Verstärkungen, erneuerten ihre Anfälle mit immer frischen Truppen, und so gelang es ihnen, die Ungarn und Deutschen, welche den Kampf ohne Abwechslung aushalten mußten, zum Weichen zu bringen. Inzwischen hatte der erfahrene Feldherr, nachdem er vorher schon das Gerücht von einer ankommenden Hilfe hatte verbreiten lassen, auf eine nicht weit entfernte Anhöhe von seiner Hauptmacht unter Johann von Brenner 4000 Mann Infanterie abschwenken lassen, die mit Gepäcke, fliegenden Fahnen und ihren in lebhafter Bewegung erhaltenen Schaaren ein herbeieilendes Heer so geschickt vorbildeten, daß die Kaiserlichen, mit neuer Hoffnung und neuem Muthe zum Kampfe belebt, die Schlacht während des bereits erfolgten Weichens mit großer Herzhaftigkeit erneueten. Die Türken, davon in Schrecken gesetzt, glaubten sich übermannt, zündeten ihr Lager an und nahmen einen unordentlichen Rückzug nach Ofen.

So hatte Philipp Emanuel in zwei Feldzügen an der Drau und Donau den Ruhm noch weit vergrößert, den er sich durch seine frühern Thaten an der Seine und Loire errungen hatte. Zugleich hatte er die Freude genossen, den kaiserlichen Prinzen Erzherzog Matthias, der ihm zur Seite stand, mit Soldatenunerschrockenheit fechten, und mit Feldherreinsicht sich benehmen zu sehen. Nach diesen glänzend beendigten Feldzügen wollte Philipp Emanuel in häuslichen Angelegenheiten eine Reise nach Frankreich machen, erkrankte aber unterwegs zu Nürnberg und starb hier am 19. Februar 1602 im vierundvierzigsten Lebensjahre. Er

hinterließ eine einzige Tochter, Franziska, die mit Cäsar Herzog von Vendome, natürlichem Sohne König Heinrichs IV., vermählt war.

Carl Fürst von Mansfeld,

kaiserl. Generallieutenant, königl. spanischer General und Admiral der niederländischen Meere.

Angeeifert durch das Beispiel und die Lehren seines großen Vaters, des in den niederländischen Kriegen so berühmt gewordenen Peter Ernst Grafen, später Fürsten von Mansfeld, erbte er von ihm seinen Heldenmuth. Fürst Carl von Mansfeld wurde 1543 seinem Vater von dessen erster Gemahlin Margarethen von Brederode geboren, und trat, nachdem er eine seinem Stande gemäße tüchtige und nach dem damaligen Zeitgeiste kriegerische Erziehung erhalten hatte, frühzeitig unter den Augen seines Vaters in das Heer des österreichisch-spanischen Hauses. Seine Thätigkeit ward vielfach in den Niederlanden in Anspruch genommen, und unter dem Oberbefehl seines erfahrenen Vaters gab er in mehreren Gefechten Proben von ausharrendem Muth und Tapferkeit. Als der Herzog von Alba später die spanischen Truppen in den Niederlanden commandirte, diente Carl von Mansfeld, der sich bereits einen geachteten Namen erworben und bei Philipp II. in Gunst gesetzt hatte, unter diesem Herzoge, sah sich aber hier nicht so gewürdigt, wie er es verdiente. Seine lebhafte Gemüthsart wollte sich nicht mit dem kalten Stolze derjenigen (Alba's und seiner Generale) vertragen, neben und unter denen er diente. So verließ er denn wider den Willen seines Vaters bald die österreichischen Dienste und ging nach Frankreich, wo er, nicht blos für das Schlachtfeld, sondern auch für das Cabinet gebildet, unter den Königen Karl IX. und Heinrich III. im Ministerium in den verwickeltsten Angelegenheiten gebraucht und seine großen Fähigkeiten vielseitig verwendet wurden. Dies schien jedoch nicht sein Beruf für immer bleiben zu sollen. Sein weiter sehender weiser Vater suchte ihn nach den Niederlanden zurückzuziehen, wozu sich Carl endlich bereden ließ, da mittlerweile Alba abgetreten und Prinz Don Juan d'Austria die Führung des Heeres und

Leitung der Angelegenheiten übernommen hatte. Unter diesem großen Heerfürsten bildete Carl sich im Kriegsfache noch mehr aus, und als nach dessen Tode Prinz Alexander Farnese den Oberbefehl in den Niederlanden übernahm, wurde Carl von Mansfeld 1582 Oberster, zeichnete sich gleich darauf bei Gent und im folgenden Jahre bei Antwerpen, noch mehr aber dadurch aus, daß er das sehr feste Schloß Westerloo bloß mit seinem Regimente allein wegnahm. Im Jahre 1586 befehligte er bereits eine eigene Heeresabtheilung, und zog vor Herzogenbusch in dem Bommelerweerd, wo der Anführer der Holländer, Graf von Hohenlohe, die Dämme durchstechen ließ und dadurch Mansfelds Lager unter Wasser setzte. Die Ueberschwemmung dauerte drei Tage, und es war keine Aenderung zu erwarten, als sich den Holländern zu ergeben oder sich dem Tode zu weihen. Da fiel unversehens eine so plötzliche heftige Kälte ein, daß Hohenlohe die Gefahr befürchten mußte, daß seine Schiffe einfroren; er zog sich daher schnell zurück und Mansfeld konnte nun seine Truppen, welche bereits drei volle Tage ohne alle Lebensmittel waren, über das Eis retten. Bald darauf ernannte ihn Philipp II. seiner vielen Verdienste wegen zum General und Admiral der Niederländischen Meere. In dieser Eigenschaft begleitete Mansfeld den sieggewohnten Alexander Farnese auf allen Feldzügen, die dieser Prinz zum Vortheile der katholischen Partei nach Frankreich unternahm. Mansfeld führte auch abgesonderte Unternehmungen mehrfach glücklich aus. So trotzte er 1593 bei eben demselben Herzogenbusch einer abermaligen Wassergefahr, doch bald darauf beschloß er seine kriegerische Laufbahn in den Niederlanden, um eine neue, glänzendere in Ungarn zu beginnen. Kaiser Rudolf II. sah die Unzulänglichkeit seiner Kriegsmacht in Ungarn, die dort von dem Erzherzog Maximilian und dem Freiherrn von Teuffenbach befehligt wurde; er sah sich in Gefahr, an die Türken, die jetzt sogar die Hauptfestung Raab inne hatten, ganz Ungarn zu verlieren, und beschloß um spanische Hülfstruppen anzusuchen und dann ein bedeutenderes Heer unter seinem Bruder, dem Erzherzog Matthias, nach Ungarn zu senden, wollte aber diesem Prinzen, dem er mit Recht nur geringe kriegerische Talente zutraute, einem erfahrnen Feldherrn an die Seite geben. Er erbat sich hierzu Carl von Mansfeld von dem spanischen Hofe, und dieser ward ihm nebst einigen Regimentern zugesandt. Mansfeld kam im Mai 1595 zu Prag an und wurde hier vom Kaiser zum Ritter geschlagen und in der fürstlichen Würde

bestätigt, zu welcher, wie bereits erwähnt, sein Vater früher schon erhoben war. Mansfeld setzte nun sogleich das Heer in eine bessere Verfassung, drang auf strenge Mannszucht und verschaffte dadurch, was bisher in den ungarischen Kriegen nicht gewöhnlich war, sowohl dem Landmanne Sicherheit, als den Truppen ergiebige Zufuhr an Lebensmitteln. Er nahm sein Lager zwischen Ungarisch-Altenburg und Wieselburg, wo er die aus Mähren und Schlesien kommenden Truppen erwartete. Schwarzenberg, Franz Nadasdy und Roßwurm nebst vielen andern Edlen begleiteten ihn. Palffy führte die Ungarn. Er zog nun, als das Heer auf **13400** Mann angewachsen und vollständig gerüstet war, geradenweges auf Gran los, wo er am **21**. Juni **1595** eintraf. Durch eine ausgesandte kleinere Heeresabtheilung ward mittlerweile das befestigte Barban den Türken entrissen. Mansfeld begann nun mit allem Ernst Gran (das der Erzherzog Matthias schon im April und Mai trotz sechsmaligen Stürmens nicht bezwungen hatte) zu belagern. Täglich flogen **16—1800** Kugeln in die Mauern der hartbedrängten Stadt; doch trotz alledem leisteten die Türken beinahe einen vollen Monat Widerstand, als plötzlich Mustafa Pascha, des Großwessirs Sinan Sohn, zum Entsatze mit **16000** Mann, darunter **10000** Reiter, unter den Beglerbegs von Ofen, Temeswar und Haleb, jedoch nur zu seinem Verderben erschien, denn Mansfeld erfocht über ihn am **25**. Juli einen vollständigen Sieg; **4000** Türken deckten die Wahlstatt; **39** Kanonen, **20** Fahnen und **1500** Zelte fielen in die Hände der Sieger. Doch ungeachtet dieses Sieges und der daraus erwachsenen Vortheile, trotz zweier Stürme, am **3**. und **15**. August, ergab sich die Festung nicht. Erst nachdem mühsam die Wasserstadt erobert und in der Festung so schreckliche Noth eingerissen war, wo namentlich großer Mangel an Trinkwasser herrschte, so daß man für einen Trunk mehrere Dukaten gab, als ferner der Vertheidiger der Festung, Ali Bey, durch einen Schuß gefallen und der Bey von Koppon gefangen wurde und keine Hülfe mehr zu erwarten stand, unterhandelte der Beglerbeg von Anatolien wegen der Uebergabe und erhielt am **23**. August mit **2245** Köpfen, worunter sich **823** Reiter befanden, freien Abzug. Den Kaiserlichen hatte die Belagerung **3500** Mann gekostet. Mansfeld überlebte die Uebergabe, deren Ratification er schon krankliegend mühsam unterfertigte, nur einen einzigen Tag. Im letzten Treffen hatte er sich nämlich sehr erhitzt und um sich abzukühlen, viel Obst zu sich genommen, wodurch er sich ein heftiges Fieber zugezogen hatte, dem er

am 24. August 1595 zu Comorn, wohin man ihn schon einige Tage früher gebracht hatte, erliegen mußte. Das Heer, Fremde und Einheimische betrauerten tief den vielversprechenden Feldherrn. Mansfeld war ein vollendeter Kriegsmann; aber auch in den mit den Geschäften des Friedens zusammenhängenden Theilen der Gelehrsamkeit kein Fremdling, vereinigte er in sich dies doppelte Verdienst, was ihm um so mehr zur Ehre und zum Lobe gereicht, je seltener sich der Geschmack an wissenschaftlicher Cultur mit der Raschheit verträgt, die einen Grundzug in seinem Charakter ausmachte, und ihn im Privatleben zu Handlungen hinriß, die das übrigens so schöne Gemälde der Thatenreihe dieses edlen Mannes entstellen, und welche eine billige Nachwelt zwar bedauert, aber weit entfernt ist zu rechtfertigen, oder auch nur zu entschuldigen. So führte ihn sein maßloser Jähzorn leider auch dahin, daß er darin den deutschen Obersten Heinrich Staub während des Tischgebetes erstach. Leider war damit die Zahl der Opfer seines Jähzornes, zu denen auch seine dritte Gemahlin, eine Gräfin von Meurs, zu rechnen ist, nicht zu Ende.

Georg Graf von Basta,

kaiserl. Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kais. Armee in Siebenbürgen.

Georg Basta, Sohn des Demetrius Nicolaus Basta, eines albanesischen Edelmannes aus Epirus, der unter den Herzogen von Alba und Parma gedient hatte, wurde den 30. Jänner 1550 im Dorfe La Rocca bei Tarent im Neapolitanischen geboren. Der lebhafte Geist seines Geburtslandes hatte sich mit dem kriegerischen Blute seiner Vorfahren in ihm glücklich vereinigt. Wir begegnen ihm bald unter den Waffen, denn zur Zeit als der Herzog von Parma (1579) die Statthalterschaft in den Niederlanden antrat, führte Basta bereits mit Auszeichnung ein Regiment Albanesen, zu welchem Posten er sich von der untersten Stufe eines Trommelschlägers schon emporgeschwungen hatte. Alexander Farnese wußte Basta's Talent und Tapferkeit zu schätzen und ernannte ihn bereits 1582 zum Generalcommissair sämmtlicher Kavallerie. Dadurch wurde

sein Rath und seine Anordnungen bei allen wichtigen Unternehmungen vielfach in Anspruch genommen. Bei der Belagerung von Antwerpen (1584) war seine Aufgabe, den Feind zu beobachten, damit dieser keine Lebensmittel oder Hülfe in die Stadt bringen könne, was Basta auch vollkommen zu verhindern wußte. Besonders thätig erwies er sich auch bei der Eroberung von Bonn. 1589 zog er mit Alexander Farnese nach Frankreich, wohnte der unglücklichen Schlacht von Ivry, 1590 der Entsetzung von Paris und Rouen, und den verschiedenen Einfällen der Spanier in Frankreich bis zu dem Frieden von 1598 bei. Eine seiner gelungensten Unternehmungen war, als er die von dem wachsamen und vorsichtigen Heinrich IV. belagerte Stadt Fere, troß aller Vorsichtsmaßregeln, mit Lebensmitteln zu versehen wußte.

Die meisten und ausgezeichnetsten Dienste leistete aber Basta, als er vom Kaiser berufen wurde, um als Generallieutenant den Oberbefehl über die kais. Operationstruppen gegen Siebenbürgen zu übernehmen.

Siebenbürgen war noch immer der Hauptzankapfel zwischen Oesterreich und der Pforte. Diese beiden großen Mächte suchten sich den Besitz Siebenbürgens dadurch zu sichern, daß jede den Fürsten des Landes zu ihrem Vasallen zu machen trachtete. Hingegen benützten die Fürsten die Eifersucht dieser beiden Großmächte und Nachbarn auf's Beste zu ihrem eigenen Vortheil, und huldigten, je nachdem es ihr Vortheil erheischte, bald dem Kaiser, bald dem Sultan. Sigmund Bathory, Fürst von Siebenbürgen, hatte sein ganzes Land endlich dem Kaiser abgetreten, Rudolph II. schickte eilends Gesandte dahin, die das Land übernahmen und auch die Huldigungen des Landes so wie jene des Fürsten der Walachei Michael empfingen, der sich durch einen Vertrag für immer an Oesterreich und Ungarn anschloß. Sigmund Bathory gereuete aber bald seine schnellausgeführte Abtretung, er nahm wieder Besitz vom Lande, trat es 1599 aber neuerdings, nicht aber an den Kaiser, sondern an seinen Bruder, den Cardinal, Bischof von Ermeland, Andreas Bathory ab. Diesen unbefugten Besitzer suchte nun Kaiser Rudolph II., der durch ältere Verträge rechtmäßig Herr des Landes geworden, zu vertreiben und befahl auch dem Fürsten der Walachei, Michael, diesen mit den Waffen anzugreifen. Michael, der wohl heimlich selbst Absichten auf das schöne Land hatte, drang als Verfechter der gerechten Sache des Kaisers sogleich feindlich in Siebenbürgen ein, und schlug den neuen Fürsten, Car-

dinal Andreas, bei Herrmannstadt, worauf dieser auf der Flucht von den Szeklern getödtet wurde. — Das kaiserliche Heer unter dem Oberbefehl Georg Basta's hatte damals Siebenbürgen noch nicht erreicht, sondern lagerte bei Kaschau. Fürst Michael hatte nicht gehofft, den Cardinal Fürst Andreas so schnell zu besiegen und Basta daher zu Hülfe gerufen; allein da er sich nun allein als Sieger sah und bloß mit seinen eigenen Truppen den Feind geschlagen und vertrieben hatte, so wollte er nun die Früchte des Sieges auch ganz allein genießen und den mittlerweile angekommenen kaiserlichen Feldherrn Basta keinesweges als Bevollmächtigten zur Besetzung des Landes anerkennen, sondern ließ sich vielmehr selbst als Landesfürsten huldigen. Da er sich gleichwohl noch für einen Vasallen des Kaisers bekannte, so nahm Basta noch Anstand, wider ihn feindlich zu verfahren, und Michael blieb auf einige Zeit Herr des Landes. Doch beherrschte er dies mit großer Tyrannei und verschenkte nicht nur die Güter, sondern gewaltsam auch die Frauen und Töchter der Adeligen des Landes, an seine Soldaten. Durch die vielen Grausamkeiten und Bedrückungen aufgereizt, riefen die Einwohner das kaiserliche Heer unter Basta zu Hülfe, der auch gleich dazu bereit war. Michael sah sich beim Herannahen Basta's sehr in die Enge getrieben, er übersandte daher den versammelten siebenbürgischen Ständen eine Entschuldigung seines bisherigen Betragens und erbot sich zu Allem, wenn sie ihm ferner anhängen würden. Doch diese, nicht minder roh als ihr Fürst, vertrieben seine Gesandten und peinigten den Einen durch mancherlei Martern zu Tode. Nun eilte Michael, sich mit seinen 22000 Mann Walachen zu behaupten; doch auf seinem Zuge nach Weissenburg kam ihm Basta an der Spitze des kaiserlichen Heeres und der aufgebotenen Siebenbürger, zusammen an 18000 Mann stark entgegen, schlug ihn am 18. December 1600 unweit Dés so vollkommen, daß Michael, der nun das Land für ihn verloren sah, eiligst floh. Dieses Ereigniß versetzte Siebenbürgen in solche Freude, daß die Stände Michaels Besiegung durch ein jährliches Fest zu feiern befahlen und auf dessen Versäumniß eine Geldstrafe setzten. Gleichwohl waren sie doch so wenig dankbar gegen Oesterreich, dessen Waffen sie von ihrem Tyrannen befreit hatten, daß sie den Fürsten Siegmund Bathory abermals zu ihrem Landesherrn wählten, der sich nun der Pforte unterwarf, um an ihr eine Stütze gegen Oesterreich zu haben. Indessen war Fürst Michael zu dem Kaiser Rudolph II. nach Prag geeilt, und hatte sich vermöge mancher Gönner,

die er noch am Hofe hatte, des Kaisers Verzeihung und seine Gnade wieder erworben, ja der Kaiser suchte ihn selbst mit Basta, der ihn doch erst kürzlich geschlagen hatte, wieder auszusöhnen. Mit Geld und Vollmachten versehen, eilte nun Michael vom Kaiserhofe nach Siebenbürgen zurück, um nun im Einverständnisse mit Basta dort thatkräftig aufzutreten. Mit Basta und dem kaiserlichen Heere rückte er nun in Siebenbürgen ein, wo ihnen bald aber Siegmunds Feldherr, Moses Székely, ein abenteuerlicher Szekler, mit einer zweimal stärkeren Macht entgegenzog, aber den 3. August 1601 von den Kaiserlichen gänzlich geschlagen wurde. Nach der Besiegung des gemeinsamen Gegners betrug sich Michael wieder so eigenmächtig und grausam, wie früher, so daß zwischen ihm und Basta bald die vollste Feindschaft ausbrach. Dieser beschloß Michaels Untergang, und schickte am 6. September 1601 einige entschlossene Wallonen ab; diese drangen unvermuthet in Michaels Zelt und ermordeten ihn. Basta entschuldigte diese nicht zu billigende That bei dem Kaiser dadurch, daß er in aufgefangenen Briefen ein geheimes Verständniß Michaels mit den Türken entdeckt, daß er hierauf ihn gefangen zu nehmen beschlossen, daß aber Michaels heftige Gegenwehr seinen Tod veranlaßt habe.

Da sich nach dieser tragischen Begebenheit alle Walachen aus dem Lande entfernten, so wurde zwar Basta's Heer dadurch vermindert; allein da nun auch der neue Walachische Fürst Radul sich für den Kaiser erklärte und gegen Siegmund zu Felde zog, so hätte dieser nur noch wenig Hoffnung gehabt, sich länger zu halten, wenn ihn nicht der Sultan Muhamed III. jetzt nachdrücklicher unterstützt hätte, während Basta vergebens auf Verstärkung aus Böhmen wartete. Basta sah sich sogar genöthigt, sich an die Grenze zurückzuziehen, und durfte es zugleich nicht wagen, ohne starke Bedeckung auszureiten, weil der Sultan einen Preis von 2000 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt hatte. Trotz dieser Zurückgezogenheit war Basta sehr thätig, fing manche Summen auf, die der Sultan an Siegmund sandte, warb immer mehr Truppen damit, die ihn in den Stand setzten, energischer vorzudringen. Vergebens versuchten Georg Barbel und Moses Székely ihn daran zu hindern. Er entsetzte am 2. December 1601 das von Bathory belagerte Klausenburg, zwang am 22. Februar 1602 Bistritz zur Uebergabe, wo seine Soldaten schrecklich haus'ten, fing hier wieder einen großen Theil der Hilfsgelder auf, welche vom Sultan für Siegmund bestimmt waren, und schlug am 29. Juni den Moses Székely

zwischen den Mauern von Weissenburg und dem Flusse Maros so total, daß der entmuthigte Bathory, alle Hoffnung aufgebend, das Land je wieder ruhig zu besitzen, neuerdings es dem Kaiser abtrat, wofür ihm der Kaiser einige Landgüter verlieh. Die Stände von Siebenbürgen unterwarfen sich nun, bis auf Moses Székely, den vormaligen Feldherrn Siegmunds, der nicht undeutlich merken ließ, daß er selbst Absichten auf die fürstliche Würde habe. Er brachte auch bald wieder einen Heerhaufen zusammen, der aber bald von Basta's überlegenen und geschulten Truppen geschlagen und eingesperrt wurde. Dies befestigte Basta's Stellung um so mehr.

Statt aber nun dem neu eroberten Lande die Oesterreichische Oberherrschaft so leicht als möglich zu machen, hielt es irrig Basta für besser, das Gegentheil zu thun. Er war der irrigen Meinung: das Schwert besiege die Völker vollkommen, und gestattete seinen schon etwas verwilderten Truppen, die da glaubten, daß das ganze Land nun ihnen gehöre, Ausschweifungen und Erpressungen, welchen nur die Geldgier des Feldherrn selbst an Größe gleichkam. —

Die Grausamkeit, womit Basta nun fortan waltete, übersteigt alle Begriffe; sie war so ungeheuer, daß sein Name noch jetzt, nach beinahe dritthalbhundert Jahren, als Fluch im Munde des Volkes fortlebt. Besonders empfanden die Protestanten Basta's Grimm. Basta war Willens, im Frühlinge **1603** nach Oberungarn zu ziehen, um dort die Verstärkungen an Geld und Truppen, die ihm der Kaiser endlich zusandte, an sich zu ziehen. Um das Land während seiner Abwesenheit ruhig zu erhalten, ließ er die Stände zuvor dem Kaiser nochmals feierlich huldigen. Er, der Alles gethan hatte, um die sonst so milde österreichische Herrschaft dort verhaßt zu machen, er, der alle Pflichten der Menschlichkeit vergaß, glaubte durch bloße Eide allein ein gedrücktes und verletztes Volk zu binden und treu zu erhalten. Sein Abzug war ein großer Fehler; denn kaum war er wenige Tage fort, so ließ sich Moses Székely mit türkischen Hilfstruppen im Lande sehen, die Einwohner, besonders die Szekler, des Moses Landsleute, vergaßen ihre Huldigungseide, fielen ihm schaarenweise zu, und so ward er im April **1603** zum Fürsten ausgerufen. Der Sultan übersandte ihm, zum Zeichen, daß er ihn unter seiner Oberherrschaft als diesen erkenne, wie gewöhnlich, die Fahne, den Streitkolben und den Säbel. Nun eilte Basta in Eilmärschen zurück; allein da die kaiserlichen Besatzungen, die er zu Karansebes, Weissenburg, Klausenburg und in andern Orten zurückge-

lassen hatte, eben wegen des Außenbleibens ihres Soldes einen Aufruhr erregten, und nachdem sie sich mit den Bürgern verstanden und ihre Befehlshaber in Fessel geschlagen hatten, den Türken die Thore öffneten, mußte Basta den Fortschritten des herrschsüchtigen Moses unthätig zusehen. Doch dieser wurde schon den 22. Juli 1603 von Oesterreichs wackerem Bundesgenossen, dem walachischen Fürsten Radul, bei Kronstadt geschlagen und durch einen Schuß getödtet, während die Türken von einem andern kaiserlichen Heere unter Dampierre besiegt wurden. Basta nahm nun neuerdings vom Lande Besitz, und als er Befehl bekam, gegen die Türken nach Ungarn zu rücken, ließ er den Grafen Belgiojoso als Befehlshaber in Siebenbürgen zurück.

Trotzdem daß das ganze Land fast von Basta's Truppen überschwemmt war, benutzten die noch immer erbitterten Einwohner Stefans Bocskai bald darauf erfolgten bekannten Aufstand, empörten sich ebenfalls, um sich von Oesterreich loszureißen und diesem Neuling zu huldigen; die kaiserlichen Truppen sahen sich nun aller Orten bedrängt und mußten Siebenbürgen räumen.

In Ungarn, wo Basta jetzt den Oberbefehl führte, vertheidigte er 1604 Gran wider die Türken. Sie lagen einen ganzen Monat davor, und wurden nur durch seine täglichen Ausfälle zum Abzuge veranlaßt. Bocskai besetzte Kaschau, Zeben, Leutschau und Eperies; doch sobald Basta sich der Türken entledigt hatte, entriß er ihm Eperies wieder und schlug 8000 Mann seiner Truppen aus dem Felde. Da Bocskai's Anhang in Ungarn sich gleichwohl noch immer vergrößerte, so warf sich Basta ihm 1605 neuerdings entgegen, zwang sein Heer, dem er bei Edeleny einen Verlust von 1500 Mann beibrachte, zum Rückzuge, eroberte Sendrow und entsetzte Tokay; aber auch nach allen diesen Vortheilen blieb er dem an Kräften täglich zunehmenden Gegner nicht länger gewachsen, da ihn der Kaiser so wenig unterstützte, daß er oft nicht minder Mühe hatte, seine unbezahlten Truppen vom Aufruhre, als den Feind vom Vordringen abzuhalten. Diese Verlegenheit nöthigte ihn, sich bis Preßburg zurückzuziehen, wo seine Truppen in den Dörfern und selbst in den Vorstädten der Stadt so vielen Unfug anrichteten, daß sie von den Ungarn mehr als die Feinde selbst gefürchtet wurden.

Basta widerrieth dem Kaiser den 1606 mit den Türken geschlossenen Frieden von Sitvatorok, wurde aber nicht gehört, und seine Neider

sagten ihm nach: er möchte gerne das Kriegsfeuer unterhalten, um sich länger dabei zu wärmen. Hierdurch gekränkt, zog er sich ganz vom öffentlichen Leben zurück und starb um 1612. Er war einer der siegreichsten Feldherren, die jemals Oesterreichs Völker geführt haben. Er erhob sich durch Planmäßigkeit über seine Zeitgenossen, und er bedurfte dieses Vorzuges, denn er hatte beständig mit weit überlegenen Feinden und oft unter den verzweifeltsten Umständen zu kämpfen. Basta's Hauptfehler waren seine Geldgier, Rauhheit und Grausamkeit, und seine zu wenige Strenge gegen seine zügellosen Krieger. Als wissenschaftlich gebildeter Mann bewies er sich durch die Herausgabe zweier noch jetzt geschätzter taktischer Werke, welche er am Abende seines bewegten Lebens verfaßte: die Il maestro di campo Generale, (Venedig 1606), und Governo della cavalleria leggiera, (Venedig 1612) deutsch aber zu Frankfurt 1617 gedruckt wurden. In seinen Zügen wider die Türken pflegte er den weitläufigen Schlachtordnungen dieser Orientalen gedrängte Gewalthaufen entgegenzustellen, die sich erst während des Kampfes entwickelten und ausbreiteten, und schlug meist mit geringem Verluste der Seinigen, obwohl er fast immer mit überlegenen Feinden zu kämpfen hatte. Nur verstand er besser zu siegen, als den Sieg weise zu benutzen.

(Theilweise nach Reilly's Biographien.)

Thomas Graf Erdödy,

kaiserl. General und Ban von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Kronschatzmeister (Magister Tavernicarum) des Königreiches Ungarn, Ritter des goldenen Vließes, kaiserl. geheimer Rath und Erbobergespan von Warasdin.

Väterliche und eigene Verdienste beriefen diesen ausgezeichneten Krieger und Staatsmann zu den höchsten Würden des Reiches. Schon sein Großvater, Peter Erdödy I., war einer der ersten Magnaten gewesen, die sich mit Wärme für Ferdinand I. erklärten; sein Vater, Peter Erdödy II., der bei Mühlberg für Oesterreich gefochten, hatte auch später in den ungarischen Kriegen dem Erzhause wichtige Dienste geleistet. Diese Anhänglichkeit und

Treue an die österreichische Monarchie und das Kaiserhaus ist seitdem ununterbrochen ein charakteristischer Zug dieses ganzen edlen Geschlechtes geblieben, und trat am schönsten in Thomas Erdödy's bewegtem Leben hervor.

Thomas Graf Erdödy, der im Jahre 1558 geboren wurde, empfing eine kriegerische Erziehung, und erhielt in noch sehr jungen Jahren 1584 schon die bedeutende und wichtige Würde eines Ban von Croatien und Slavonien ꝛc. verliehen, welche ihm bald mannigfach Gelegenheit und Anlaß gab, seine vielseitigen Talente zu entfalten, die altbewährte Treue seines Hauses wieder auf's Schönste zu bewähren und sich durch Thatkraft und Umsicht bemerkbar zu machen.

Noch im nämlichen Jahre seiner Erhebung zur Würde eines Ban, hatte er ein glückliches Gefecht mit den in Krain eingefallenen Türken bestanden; er schnitt ihnen den Weg ab, und nahm ihnen, mit geringem Verlust seiner Seits, nicht nur den größten Theil des Raubes nebst 10 Fahnen ab, sondern befreite auch 16000 von den Türken zusammengeschleppte Landleute, welche die Barbaren an verschiedenen Orten als Gefangene mitgenommen hatten. Im folgenden Jahre überfiel er Kostaniza und steckte das Schloß in Brand. Größere Vortheile noch errang er 1586 gegen Ali Pascha bei Ivenics, wo er mit der nur geringen Schaar von 800 Mann die feindliche Macht von 5000 Türken auseinander jagte, ihnen 24 Fahnen abnahm und mit eigener Hand den feindlichen Anführer vom Pferde stieß.

Gleiches Schicksal wie Kostaniza, bereitete Erdödy 1587 dem festen Kopana, das er überfiel, zerstörte, in Brand steckte und nebst der Familie des Pascha 15000 Gefangene machte. Auch 1593 war seine Thätigkeit im Felde so reich an Erfolgen, wie die früheren Jahre. Als Andreas von Auersperg und Ruprecht von Eggenberg*) bekanntlich 1593 den

*) Ruprecht Freiherr von Eggenberg, kaiserl. Kriegsoberster und General- Feld- und Landzeugmeister, einer aus Schwaben stammenden Familie entsprossen, welche sich im fünfzehnten Jahrhunderte in der Steiermark niederließ, und deren Nachkommen, als einflußreiche Staatsmänner in den Fürstenstand erhoben, bis zum Jahre 1717 blühten. Ruprecht, der älteste von drei Brüdern, erhielt durch K. Rudolph II. im Jahre 1598 das Baronat, und war ursprünglich Feldherr des windischen Landes, wo er den ununterbrochenen türkischen Grenzfehden mit Kraft entgegen trat. Als im Jahre 1593 die Türken mit Uebermacht in die kaiserlichen Länder eindrangen und Sissek zu erobern suchten, schloß sich Eggenberg

Pascha von Bosnien von Sissek vertrieben und gänzlich schlugen, war Thomas Erdödy eine Haupttriebfeder, sowohl bei den Anstalten zu diesem entscheidenden Treffen, als während desselben.

In Verbindung mit Ruprecht von Eggenberg und dem Grafen Georg Zriny bemeisterte Erdödy sich 1595 der Festung Petrinia, auf welche er schon gleich nach dem Siege bei Sissek ein achtsames Auge gehabt; er ließ das dortige Kastell schleifen, und als späterhin die Türken mit Ueberzahl sich doch wieder dieses Platzes bemächtigten, zwang er sie durch einen gut combinirten Angriff neuerdings zum Rückzug und zur gänzlichen Räumung des Platzes. Erdödy hatte sich während seiner Verwaltung der Banswürde den Türken in jeder Hinsicht so furchtbar gemacht, und sie stets so entschieden und unermüdlich bekämpft, wo er sie nur traf, daß sie nur sehr selten Streifereien wagten, und Croatien unter Erdödy's Leitung sich einer lange nicht mehr genossenen Ruhe erfreute.

Erdödy legte nun, als er das Land beruhigt sah, sein dreifaches Banat nieder, und übergab mit Zustimmung des Kaisers diese ehrenvolle Stelle seinem Zögling und Siegesgefährten Johann Draskovicz, einem allseits tüchtigen Manne, dem er mit voller Zuversicht das schwere Amt abtreten konnte, um für sich selbst die Rolle des Kriegers mit der des Staatsmannes zu tauschen.

---

dem tapfern Erdödy und Auersperg an, welche den Feind am 22. Juni auf's Haupt schlugen. Nun begann Eggenberg die Berennung von Petrinia, und wenn gleich ihm diese beim ersten Versuch nicht gelang, so bezwang er diese Veste doch zwei Jahre später im Vereine mit Erdödy, Zriny und Herberstein. 1597 zog ihn Erzherzog Maximilian in sein Heer nach Ungarn, und im September erhielt Eggenberg mit dem Feldzeugmeister Pernstein die Weisung, bei der Belagerung von Raab mitzuwirken.

Die Bemühungen waren vergebens; bei einem der Stürme blieb Pernstein todt, und Eggenberg wurde nun Feld-, Land- und Hauszeugmeister. Sowohl die eingetretene ungünstige Herbstwitterung, der Mangel an Lebensmitteln, als auch das Anrücken einer türkischen Heeresmacht von 40,000 Mann nöthigten Eggenberg, die Belagerung aufzuheben und sich mit Maximilian Anfangs October nach Gran, dann in das verschanzte Lager oberhalb Waizen zu ziehen, wo sie Widerstand leisteten und alle feindlichen Angriffe zurückschlugen, bis im November der Stillstand erfolgte. Eggenberg ging nach Wien und wurde 1598 mit dem Kommando dieser Stadt betraut, doch starb er schon im folgenden Jahre.

(Oesterreichisches Militairlexikon von Hirtenfeld, Bd. II.)

Nachdem Kaiser Rudolph II. seinen Heldenmuth durch Verleihung der Würde eines geheimen Rathes und Erbobergespans von Warasdin belohnt hatte, ging Erdödy im kaiserlichen Auftrage 1604 nach Ofen, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen. Zwar zerschlugen sich dieselben, dagegen brachte Erdödy den viel schwierigeren Vergleich mit den beiden siebenbürgischen Fürsten, Siegmund Bathory und Stephan Bocskay, mit vieler Gewandtheit zu Stande.

Als Kaiser Matthias den Thron bestiegen hatte, war Erdödy unter denen, die zur Würde eines Palatins von Ungarn vorgeschlagen wurden; doch erhielt er, so viel Gutes er auch auf diesem bedeutenden Posten gewirkt haben würde, die Stimmenmehrheit in Folge der Gegenoperationen und Umtriebe der protestantischen Partei nicht, weil diese die etwas unduldsame, aber streng katholische Gesinnung des Erdödy fürchteten. Nun übernahm er 1611 zum zweiten Male das Amt eines Ban von Croatien, welches er jedoch nach 4 Jahren auf's Neue niederlegte, um das Amt eines Kronschatzmeisters (magister Tavernicarum) des Königreiches Ungarn gleich rühmlich zu verwalten. Gleichzeitig verlieh ihm der Kaiser in Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste den Orden des goldenen Vließes. Thomas Erdödy starb 1624, und hinterließ von seiner Gemahlin Anna Maria, Reichsfreiin von Weißenwolf, vier Söhne, unter welchen der Zweitgeborne, Sigismund, mit Auszeichnung gegen die Türken focht.

Johann Graf von Draskovicz,

Freiherr von Trakostyan, kais. wirkl. geheim. Rath und Hofkriegsrath, Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Kronschatzmeister und commandirender General im Königreiche Ungarn.

Das Geschlecht der Grafen Draskovicz von Trakostyan (Drachenstein) gehört zu den ältesten der Monarchie, welches seine Abstammung aus dem längst ausgestorbenen vornehmen dalmatischen Geschlechte der Suadich, die als Grafen und freie Herren Tininio, Spalatro, Cettina, Clissa und Scludina beherrschten, herleitet. Als eigentlicher Stammherr der Draskovicz wird Johannes (Iwanus de Suadich) bezeichnet, welcher mit Andreas II.,

König von Ungarn, nach Palästina zog, und vor Acre (1218) und bei der Erstürmung von Damaskus mit ausgezeichneter Tapferkeit focht. Die treuen und wichtigen Dienste, welche Johannes dem Könige von Ungarn in der Periode von 1225—1235 gegen dessen innere Feinde leistete, wurden von Andreas mit der Grafschaft Cettina und Hudina und dem Gebiete Biscucz jenseits der Drau belohnt. Dessen Enkel werden zuerst mit dem Beinamen Draskovichy (Draskovicz) angeführt. — Mehrere würdige Magnaten dieses Namens haben sich als Bane von Croatien, als Palatine von Ungarn, (Johann Draskovicz † 1648) als Staatsmänner und Kirchenfürsten (Cardinal Georg Draskovicz, Locumtenus regius † 1587) ausgezeichnet. Zu den hervorragendsten dieses edlen Geschlechtes zählt die Geschichte ferner Johann Draskovicz, dessen Geburtsjahr leider unbekannt, Sohn Kaspars II., welchem Kaiser Maximilian II. im Jahre 1569 die Herrschaft Trakostyan in Croatien erblich verliehen hatte. Johann lernte die Kriegskunst unter der Leitung des tapferen Banus von Croatien, Thomas von Erdödy, nahm schon als Jüngling an den Zügen wider die Türken Theil, und zeichnete sich im Jahre 1589 gegen Skanderbeg durch seine Tapferkeit bei Possega besonders aus. Als im Jahre 1591 Hassan Pascha, Statthalter von Bosnien, mit einem zahlreichen Heere von Slavonien in Croatien einfiel, schlug Draskovicz diese Schaaren bei Kopreiniza, und half am 22. Juni mit Auersperg, Erdödy und Eggenberg die von den Türken belagerte Festung Sissek entsetzen. In demselben Jahre (1593) wurde Draskovicz vom Kaiser Rudolph II. zum Kommandanten der Festung Kreuz ernannt, von wo dieser im Jahre 1596 nach des Ban's Thomas Erdödy Entsagung zur Würde eines Banus von Croatien und Slavonien berufen wurde. Auf diesem damals so wichtigen Posten, womit Rudolph II. seine Tapferkeit und Treue belohnte, oder vielmehr ihm für Beide einen weitern Wirkungskreis öffnete, beförderte er die Eroberung von Clissa und schlug am 19. und 20. September 1596 mit Herberstein und Lenkovich die Türken bei Petrinia, entsetzte dasselbe und ließ dieses so wie Sissek verstärken. War er schon als Reiteroberst zu Kreuz den Türken furchtbar und im Kampfe gegen sie besonders vom Glücke begünstigt, so erwarb er sich nun bei seinem jetzigen großen Wirkungskreise den Namen eines Beschirmers von Croatien. Er nahm an allen Unternehmungen gegen die Türken lebhaften Antheil. So gaben ihm die wiederholten Einfälle derselben Gelegenheit, sie bei Czemnik und Possega zu züchtigen.

Im Jahre 1600 vereinigte er seine tapfern Schaaren mit dem von dem Herzoge von Lothringen-Mercoeur angeführten kaiserlichen Heere zur Befreiung Kanischa's, wo man fünf Tage gekämpft hatte, den blutigen Sieg zu erringen, dessen Folgen durch Verrätherei und Mangel an anderen Anstalten verloren gingen. Am nützlichsten wurde Draskovicz dem Erzhause durch die treue Standhaftigkeit, mit welcher er dem Kaiser anhing, als Stephan Bocskay's furchtbarer Aufstand 1604 begann. Bocskay's in ihrem Umschwung so verachtete Unternehmung wuchs bald zu einer Höhe, die sie bis in das ferne Croatien hinüber reichen machte. Verschieden war der Eindruck, den Bocskay's und seines bereits über Oedenburg und Steinamanger siegreich vorgedrungenen Feldherrn Németh's Proklamationen hervorbrachten. Doch der Ban Draskovicz erhielt die Wankenden aufrecht und vermochte die versammelten Reichsstände nicht blos zum Widerstand innerhalb der Grenzen des Landes, sondern selbst zum Angriffskrieg. Bocskay wandte Alles an, den verdienstvollen Draskovicz, der durch einen Uebertritt zu seiner Partei Viele ihm nachzufolgen reizen würde, zum Uebertritte auf seine Seite zu bewegen; aber alle Aussichten, die er ihm eröffnete, alle noch so großen Anerbietungen vermochten Draskovicz nicht von der Anhänglichkeit an seinem Monarchen abzuwenden, welcher damals mehr in solchen Männern, als in Armeen von getheilter Stärke und nicht weniger getheilten Grundsätzen die Sicherheit seines Thrones fand. Draskovicz eilte vielmehr, die Croaten mit den treugebliebenen Ungarn zu vereinigen, überschritt mit ihnen unter persönlicher Anführung die Drau, warf Neméth's und Bocskay's Schaaren bis nach Szigeth zurück, und brachte die wichtigen Stützpunkte Körmend, Steinamanger und Güns (1605) in des Kaisers Gewalt.

Nach abgeschlossenem Frieden und als jene durch diesen Bürgerkrieg beunruhigten Gegenden sich wieder der Ruhe erfreuten, legte Draskovicz am 23. Juni 1606 seine Banatwürde freiwillig nieder, und wünschte sein Leben fern von den Geschäften und Kriegsbeschwerlichkeiten zuzubringen, da auch sein zur Dicke sich hinneigender Körper diesen nicht mehr gewachsen war. Allein der Kaiser wollte einen so vielseitig ausgezeichneten Mann nicht entbehren, und ernannte ihn zum Kronschatzmeister, Hofkriegsrath, geheimen Rath und commandirenden General im Königreich Ungarn, jenseits der Donau, in welchen Eigenschaften er vielfach mit dem Kaiser, namentlich aber mit dem Erzherzog Matthias, der bald darauf die Regierung übernahm,

in persönliche Berührung kam, und sich die besondere Gunst des Letztern erwarb. In der gewohnten eifrigen Ausübung seiner neuen und mannigfaltigen Pflichten, und eben als er neue Beweise der Gunst seines Monarchen empfangen sollte, entrückte der Tod im Jahre 1613 den thätigen Mann allem irdischem Treiben, und bestimmte ihm den Lohn, der durch Verdienst allein bemessen wird.

Obwohl stets dem bewegten Leben des Kriegers hingegeben, fand Johann Draskovicz doch einzelne Augenblicke der Muße, die er der Uebersetzung des zweiten Theiles von „Guevaras Fürsten Uhr" aus dem Spanischen in das Ungarische widmete. Schon 1528 hatte dieses Buches erster Theil an Andreas Prágay einen Uebersetzer gefunden. Allein die Fortsetzung unterblieb bis 1610, wo Draskovicz selbe unter eigenem Namen heraus gab, und die Vortrefflichkeit der in diesem Buche enthaltenen Lehren anrühmend, dasselbe seiner Gemahlin Eva Isttwánffy widmete. Kostbarer jedoch war das Vermächtniß, das der Scheidende dem Vaterlande in seinem Sohne Johann hinterließ, auf den mit des Vaters Namen auch sein Geist und seine Tugenden übergegangen waren, und der seinem Vaterlande in den verschiedensten Stellen und Würden, zuletzt in der eines Palatins von Ungarn, die ausgezeichnetsten Dienste leistete.

Carl Bonaventura Longueval Graf von Bucquoi,

Freiherr von Beaux, kaiserl. Feldmarschall, kaiserl. geheimer Rath und Hofkriegsrath, Ritter des goldenen Vließes, Ritter des Ordens von Calatrava.

Das adelige Geschlecht der Longueval ist seit dem 11ten Jahrhunderte in den Niederlanden berühmt und stammt aus Artois. Watier von Longueval, mit dem Beinamen der Drache, begleitete 1090 den Herzog von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, auf seinem Zuge zur Eroberung von Jerusalem. In der Folge theilten sich die Longueval in die Herren von Beaux und in die von Bucquoi; und obwohl die Güter dieses Namens in der Folge auf einige Zeit aus ihrem Besitze kamen, so gelangten sie doch 1450 wieder dazu, und Maximilian von Longueval wurde der erste Graf von Bucquoi.

Dieser Maximilian, welcher 1581 bei der Belagerung von Tournay blieb, war spanischer General und Commandirender bei diesem kriegerischen Unternehmen. Er hinterließ einen 10jährigen Sohn, Karl Bonaventura, unsern Helden.

Karl Bonaventura von Bucquoi wurde am 9. Januar 1571 zu Arras geboren. Wie erwähnt, früh verwais't, trat er in frühester Jugend in spanische Kriegsdienste, denn er fühlte in sich den Beruf, seinem Vater auf der Bahn der Ehre zu folgen.

Seine in den ersten Stufen des Dienstes bewiesene Tapferkeit und Einsicht riefen ihn bald zu bedeutenden Aufträgen. Im 25sten Jahre schon Befehlshaber seiner Geburtsstadt Arras, behauptete er diese 1596 gegen die Franzosen, wirkte zwei Jahre darauf bei der Einnahme von Calais in Frankreich, so wie 1599 bei jener von Hulst in Flandern mit. Als Oberst wohnte er einem Einfalle in Westphalen bei, und blieb nach der Einnahme von Emmerich als Commandant dieses Platzes zurück. Bei einem Ausfalle aus dieser, öfters vom Grafen Ludwig von Nassau und seinen holländischen Heerhaufen beunruhigten Stadt, gerieth Bucquoi, der eben bemüht war, einen seiner Rittmeister aus dem ihn bedrohenden Gedränge herauszuhauen, leider selbst in holländische Gefangenschaft. Zwei Monate darnach (1600) befreite er sich aus dieser durch Zahlung eines Lösegeldes von 20,000 Kronengulden, und eilte sofort zum spanischen Heere, focht 1600 noch in der Schlacht von Nieuport mit, wo er verwundet wurde; 1601 finden wir ihn bei der Unternehmung auf Rheinberg. 1602 zum General der Artillerie ernannt, entwickelte er bei der berühmten Belagerung von Ostende unter Spinola eine besondere Thätigkeit, wirkte ferner unter Spinola's Oberbefehl beim Entsatze von Herzogenbusch und bei der Eroberung von Oldenzyl und Lingen kräftig mit. Der General-Statthalter Erzherzog Albrecht von Oesterreich ernannte Bucquoi 1606 zum Gouverneur von Hennegau, und König Philipp III. von Spanien ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes und nahm ihn unter seine Kriegsräthe auf.

Als in den letzten Jahren des Kaisers Matthias die böhmischen Unruhen und bald darauf der 30jährige Krieg ausbrachen, trat Bucquoi 1618, doch mit Vorbehalt seiner früheren Anstellung in den Niederlanden, auf den Wunsch dieses Monarchen in dessen Dienste, denn Matthias bedurfte nur zu sehr eines erfahrnen Feldherrn. Bucquoi führte dem Kaiser einige

tausend Mann Hilfstruppen zu, und erhielt nach seiner Ankunft in Oesterreich den Oberbefehl über die ganze zur Stillung der böhmischen Unruhen aufgebotene Kriegsmacht. Zum Commandanten eines besonderen 10,000 Mann starken Corps wurde der Graf Dampierre ernannt.

Bucquoi sah bald ein, daß er seine Stärke mehr in sich selbst und in den Truppen finden müsse, die er selbst mitgebracht, als in den andern, deren Oberbefehl er übernahm, deren Zustand, Disciplin etc. nicht der Art waren, daß sie zu günstigen Erfolgen Hoffnung gaben. Im November 1618 in Böhmen eingedrungen, mußte er, eben so wie früher schon Dampierre, den Versuch, Neuhaus zu erobern, aufgeben, und in einigen kleineren Gefechten der numerischen Uebermacht, welche die böhmischen Aufständischen überall entfalteten, weichen, und sich nach dem, dem Kaiser getreuen Budweis zurückziehen. Da nun der Winter einbrach, schickte Bucquoi, der sich, wegen der allgemein herrschenden bösen Stimmung des Volkes, nicht in Böhmen halten zu können glaubte, seine Armee nach Oesterreich in die Winterquartiere. In Budweis ließ er eine starke Besatzung zurück, und Krumau, das die Böhmen verlassen hatten, wurde auf Bucquoi's Befehl stark befestigt. Dadurch behielt er festen Fuß an der obern Moldau, und zugleich in Budweis einen bedeutenden Waffenplatz.

Unter vergeblichen Vermittlungsversuchen starb Kaiser Matthias am 20. März 1619, und die Flamme des Aufruhrs loderte von allen Seiten gegen seinen Nachfolger auf. Inzwischen hatte sich Bucquoi zu Budweis ruhig gehalten und sich durch 500 Kuirassiere und 1000 Mann zu Fuß ansehnlich verstärkt. Die böhmischen Heerführer aber waren so zuversichtlich geworden, daß sie sich zu theilen wagten. Nachdem der böhmische Oberanführer Graf Thurn auch Mähren auf die Seite seiner Partei gebracht hatte, fiel er in Oesterreich ein und zog bis vor Wien, die übrigen böhmischen Truppen, die um Budweis herum lagerten, befehligte der bekannte Abenteurer und Parteigänger Ernst Graf von Mansfeld. Nun lockte Bucquoi den Grafen Mansfeld, dem er sich überlegen hielt, bei Theyn in die Schlinge; noch ehe derselbe seine Vereinigung mit Hohenlohe bewerkstelligen konnte, griff er ihn am 9. Juni 1619 bei Zablaty an und schlug und zersprengte seine Truppen so vollkommen, daß Mansfeld mit dem geringen Reste seiner Reiterei in aller Eile sich nach Pilsen retirirte; das Fußvolk aber, welches nicht so schnell folgen konnte, wurde größtentheils von Bucquoi's Kriegern gefangen genommen.

Die Böhmen verloren 7 Fahnen, 1100 Mann an Todten, 100 Faß Wein, 10,000 Gulden, 2 Geschütze, viele Musketen und Pistolen u. s. w., endlich ihre Kriegskanzlei, wodurch viele wichtige Briefe an Mansfeld und an protestantische Fürsten in die Gewalt der Sieger kamen.

Die Gefangenen, welchen man das Versprechen gegeben hatte, sich gegen Erlegung eines Monatssoldes wieder frei machen zu können, traten später zum größten Theil in kaiserlichen Dienst. Diese Niederlage verursachte unter den Böhmen die größte Bestürzung, da sie schon eine Bewegung Bucquoi's gegen Prag befürchteten, um so mehr, da Bucquoi zur Rettung des in seiner Burg von den Rebellen bedrängten Kaisers schleunig 500 Kuirassiere vom Regimente Dampierre nach Wien entsendete und hier der Empörung dadurch die Spitze abgebrochen. Die Folge jenes Sieges und dieser That war, daß Thurn die Blokade Wiens aufheben, und zum etwaigen Schutze Prags nach Böhmen zurückgehen mußte.

Bucquoi, der für jetzt keinen Gegner sich gegenüber sah, benutzte die günstige Gelegenheit, um sich verschiedene Orte zu unterwerfen. Schnell nahm er Wodnian, Theyn, Larisch, Fronberg, Wittingau, und würde auch Tabor genommen haben, wenn nicht der Graf Hohenlohe ihm zuvorgekommen wäre. Bucquoi, der sein Heer bis auf 17000 Mann verstärkte, drang immer weiter in Böhmen vor. Leider richteten seine Truppen dort auch viele und grausame Verwüstungen an, denn Bucquoi gehörte, wie viele seiner Zeit, zu jenen Generalen, welche der Raubgier und Wildheit ihrer Soldaten vollkommene Freiheit gewährten. Durch die Bemächtigung von Weitrach eröffnete er sich einen freien Paß nach Oesterreich.

Hierauf marschirte Bucquoi wieder nördlich, nahm das Städtchen Wechin in Böhmen ein und ließ dasselbe nebst 15 anderen abbrennen. Sofort rückte er im August vor Pisek, welches er, da der böhmische Commandant sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen erklärt hatte, anzünden ließ. Die ganze Besatzung wurde niedergehauen, und alle Schätze, welche böhmische Edelleute hierher geflüchtet hatten, fielen in die Hände der Sieger.

Ein neuer Anschlag Bucquoi's auf Tabor wurde abermals vereitelt, und er bezog nun ein Lager bei Mirowitz, dem gegenüber ein Corps Böhmen unter Mansfeld lagerte, wodurch verschiedene Scharmützel veranlaßt wurden.

Inmittelst war Ferdinand II. am 19. August 1619 zum Kaiser des deutschen Reiches von den Kurfürsten erwählt, jedoch von den Böhmen, so wie von den Schlesiern, Mähren und einem Theil von Oberösterreichern

nicht anerkannt worden. Erstere hatten den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zum Könige von Böhmen, die andern den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen-Gabor*), zum Könige von Ungarn erwählt.

Als der Erzherzog Leopold, in Abwesenheit des Kaisers, der sich zu Frankfurt auf der Kaiserwahl befand, Statthalter in Wien, von diesen Vorgängen Kenntniß erhielt, bangte ihm für die Hauptstadt, und er schickte daher dem Grafen Bucquoi den Befehl, sich mit dem Heere nach Niederösterreich zu wenden.

Bucquoi beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen, und verließ, unter Zurücklassung der nöthigen Besatzungen, Böhmen. Um seinen Marsch ungestört antreten zu können, hatte er große Verhaue anlegen lassen.

Ein Anschlag auf Znaym mißlang, und endlich traf er mit 12,000 Mann bei Wien ein, wo er sich mit Dampierre verband. — Mittlerweile war der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen-Gabor, ein ehrgeiziger und kluger Mann, mit seinem Heere in Anmarsch, mit welchem er den Böhmen zu Hilfe kommen wollte. Mit 18,000 Mann und 18 Geschützen war er in Ober-Ungarn eingedrungen, wo seine Armee bis auf 40,000 Mann anwuchs, da sich viele Ungarn an ihn anschlossen. Bethlen bemächtigte sich Anfangs September der Orte Fillek, Waitzen, Neuhäusl u. s. f., sammelte sodann wieder sein Heer bei Tyrnau und entsandte nun den Obersten Rhebay-Ferenz mit 8000 Mann zu Pferde und 4000 Mann zu Fuß gegen Mähren, um mit dem Grafen Thurn in Verbindung zu treten, indessen er selbst mit seinen übrigen abermals vermehrten Truppen gegen Preßburg marschirte. Bethlen-Gabor's Heer soll auf 60,000 Mann angewachsen sein und auch Türken und Tataren in sich gefaßt haben. Die Kunde von seinem Anmarsche und daß er sich mit Thurn gegen Wien vereinigen wollte, hatte in Wien die größte Bestürzung verbreitet. Der herbeigerufene Bucquoi konnte aber die ihm gewordene Aufgabe, Rhebay-Ferenzs Vereinigung mit Thurn zu hindern, nicht lösen, sondern mußte sich begnügen, seine Vereinigung mit dem in Mähren gestandenen Dampierre zu bewerkstelligen, um, vereint mit diesem, eine Stellung auf dem Bisamberge vor Wien zu nehmen und sich der

---

*) Dessen ausführliche Biographie befindet sich im zweiten Theile meines Werkchens: „Aus der alten Zeit." D. H.

Donaubrücken*) zu versichern. Die hier vereinigte kaiserliche Armee zählte etwas über **18,000** Mann.

Indessen hatte Graf Thurn auf den Befehl der böhmischen Stände Böhmen verlassen, den Grafen Mansfeld zur Beobachtung der noch daselbst befindlichen kaiserlichen Besatzungen zurückgelassen und sich dann mit Rhe-day-Ferenz vereinigt, so daß er über **26—28,000** Mann gebot. Mit dieser Armee rückte er über Znaym gegen Wien, vertrieb die Kaiserlichen vom Bisamberge und zog am **24**. October gegen die Brücken der Donau. Bucquoi, der mit seiner weit geringern Anzahl Truppen es nicht wagen konnte, im freien Felde aufzutreten, verschanzte sich in einer festen Stellung zur Vertheidigung der Brücken. Bucquoi schlug alle Stürme auf sein Lager ab, und ließ sich zu keiner Schlacht reizen, deren doch immer möglicher Verlust gegenwärtig allzuviel entschieden hätte. Am **26**. October setzten die verbündeten Aufständischen ihre wiederholten Versuche, den Uebergang über die Donau zu bewerkstelligen, fort, aber dies Mal mit erneuetem Eifer; aber der hochangeschwollene Strom und die kräftige Beschießung von Seiten der Kaiserlichen hinderten es auch dies Mal. Sie erneueten ihre Angriffe auf die Front der kaiserlichen Verschanzungen immer heftiger und heftiger, doch gelang es Bucquoi, wenn auch mit vieler Mühe, die an Zahl weit Ueberlegenen abzuweisen.

In der Nacht aber fand er für gut, sich auf das rechte Donauufer zurückzuziehen und die Brücken abzuwerfen, welche durch die Schüsse der nahe stehenden Aufständischen bereits sehr gelitten hatten. An diesem Tage hatte sich der Oberst Graf Waldstein (nachheriger Generalissimus und Herzog von Friedland), der bei dem Rückzuge über die Donau die Nachhut mit vieler Umsicht führte, besonders ausgezeichnet. Die Kaiserlichen hatten in diesen verschiedenen Gefechten bei **2000** Mann, die Aufständischen aber weit weniger verloren.

Bucquoi verlegte seine Truppen nach Wien und in die Umgegend, und hinderte, durch strenge Bewachung des Stromufers und gut angebrachtes Geschützfeuer, auch noch vom rechten Ufer aus die ferneren Versuche der Feinde, die Donau zu passiren.

---

*) Diese Brücken waren damals nicht auf dem jetzigen Platze, sondern viel höher, in der Gegend der Brigittenau angebracht, was man nicht vergessen darf, wenn man sich die Lage der beiden Heere denkt.

Mittlerweile war Bethlen-Gabor bis Ober-Komorn vorgedrungen, berannte Preßburg und eroberte das in der Nähe von Wien gelegene Schloß Petronell. Ein Versuch des Erzherzogs Leopold, Preßburg von Wien aus zu verstärken, war mißlungen, und der Palatinus Forgacz mußte diese Stadt am 20. October an den Fürsten von Siebenbürgen übergeben, der sofort einen Theil seiner Truppen bei Fischamend über die Donau setzen und auf Wien rücken ließ, wo der Kaiser Ferdinand II., von der Kaiserwahl zu Frankfurt kommend, wieder angelangt war. In Wien herrschte die größte Bestürzung und Verwirrung, denn durch Bethlen-Gabor's Vereinigung mit Thurn bedrohten nun über 80,000 Mann die Residenz, welche eng eingeschlossen wurde und wo man sich auf die Bürger nicht verlassen konnte, welche Erzherzog Leopold schon nach dem ersten Abzuge Thurns aus mancherlei Gründen hatte entwaffnen lassen.

Aber nun geschah plötzlich das Unerwartete. — Thurn und Bethlen trennten sich; jener zog nach Böhmen und nahm dort seine Winterquartiere, dieser ging nach Ungarn zurück, und trat in Unterhandlungen mit dem Kaiser.

Die Veranlassung hierzu waren Mißhelligkeiten zwischen beiden Anführern, Mangel an Lebensmitteln, Schonung gegen die vielen Tausende in Wien gebliebenen Protestanten, welche durch eine methodische Belagerung zu Grunde gerichtet worden wären, anhaltendes Schnee- und Regenwetter, wodurch es die Belagerer vor der Stadt nicht mehr aushalten konnten, ferner die eingetroffene Nachricht von des siebenbürgischen Obersten Georg Ragoczi Niederlage in Ungarn, der durch einen ungarischen Edlen, den königlichen Judex Curiae, Georg Hommonay, welcher mit glücklichem Erfolge die Sache des Kaisers geführt, geschlagen worden war, endlich die Vereitlung von Bethlen-Gabors Plan, sich den Thron der Böhmen zu erringen.

Der Krieg in Böhmen wurde von dem Kaiser, der nun ein Abmahnungsschreiben an die Böhmen ergehen ließ, noch bis zum Ende des Jahres fortgeführt, ohne aber besonders wichtige Resultate zu erzielen.

Von besserem und gewichtigerem Erfolg waren des Kaisers Bemühungen bei der katholischen Ligue, um diese zu einem Feldzuge gegen den böhmischen Gegenkönig Friedrich von der Pfalz zu veranlassen.

Als der Kaiser ferner dem Herzoge Maximilian von Baiern das Anerbieten machte, dem böhmischen Gegenkönige die Kurwürde zu ent-

ziehen und diese ihm zu ertheilen, verstand sich Maximilian dazu, (October 1619) das Commando der Ligue zur Rettung Oesterreichs zu übernehmen.

Die Bedingungen, unter welchen der Herzog das Commando annahm, sind zu einflußreich auf die folgenden Ereignisse, als daß wir sie hier übergehen könnten:

„1) Vor Allem sollen die Kriegsrüstungen vollendet sein. 2) Der Herzog ist völlig unumschränkt, und nicht einmal der Kaiser darf ihn in Ausübung seines Amtes hindern. 3) Da sich jetzt voraussichtlich alle Gegner des Kaisers gegen den Herzog bewaffnen werden, so darf der Kaiser mit denselben keinen Waffenstillstand, Frieden u. s. f. abschließen. 4) Muß sich der Kaiser und sein Haus mit Verpfändung ihrer Güter verbindlich machen, dem Herzog jeden Schaden und alle Unkosten, welche seinen Beitrag zur Ligue übersteigen, zu ersetzen, und bis nach erfolgter Bezahlung die Güter pfandweise zu überlassen. 5) Sollte der Herzog an seinen Ländern etwas verlieren, so verpflichtet sich der Kaiser, es demselben wieder erobern zu helfen, oder er giebt ihm von seinen österreichischen Staaten so viel, als er verloren hat. 6) Alle eroberten Theile des österreichischen Staates verbleiben so lange dem Herzog, bis die außerordentlichen Kriegskosten bezahlt sind. 7) Sollen die kaiserlichen Generale von dem Herzog bekannt gemacht werden *).“

Aus dem ersten Artikel geht hervor, daß die Ligue nicht gleich, sondern erst in diesem Jahre (1620) auftreten konnte. Der Herzog von Baiern berief nun die Mitglieder der Ligue nach Würzburg, und die raschen Unterhandlungen lieferten folgendes Resultat:

**) Man beschloß, 25,000 Mann aufzustellen, und hierzu wurden außerordentliche Geldmittel bewilligt; die rheinischen Mitglieder zahlten des Monats 100,000 fl., im Verhältniß die Uebrigen; am meisten der Herzog von Baiern, in dessen Hände einstimmig die Leitung des Ganzen gelegt ward.

Außer dem obigen Heere sollten die Mitglieder der Ligue noch Landwehren in ihren Gebieten haben, um auch im Falle der Noth gleich Ersatz zu haben. Der Papst zahlte Subsidien, und Spanien endlich wurde durch Khevenhillers diplomatische Gewandtheit zu einer Beisteuer von 1 Million

*) Münchner Vertrag.

**) Nach Laroche, Geschichte des 30jährigen Krieges I. Bd. erzählt. D. H.

Gulden veranlaßt, und machte sich verbindlich, einen Angriff auf die Pfalz von den Niederlanden aus zu unternehmen.

Um das Werk zu krönen, wurde endlich noch der Beitritt des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georgs, zur Ligue erlangt, wozu Neid auf Friedrich von der Pfalz und Aussicht auf böhmische Güter die Veranlassung waren. Eine Conferenz zu Mühlhausen (März 1620) regelte diese Angelegenheit, und es wurde beschlossen, daß, indessen der Herzog von Süden nach Böhmen rücken würde, der Kurfürst von Norden in dieses Königreich einfallen sollte.

Indessen sich so die Liguisten verstärkten und ihr Heer zwischen Günzburg und Lauingen sammelten, hatten die uniirten Protestanten nicht versäumt, ihre Mitglieder zu neuer Thätigkeit anzuspornen. Zu Ulm wurde eine Versammlung gehalten, Werbungen wurden veranstaltet, und bereits standen hier **13,000** Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach, welche der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit **8000** Mann verstärkte. Der König von England hatte sich entschlossen, **4000** Mann zu Gunsten seines Eidams nach Holland zu senden, wogegen eine gleiche Anzahl holländischer Soldaten zu den Uniirten stoßen sollte.

Allgemein erwartete man nun eine entscheidende Schlacht, aber der Herzog von Baiern wollte einen solchen Kampf nicht. Sein Plan war, den Krieg in Böhmen zu beendigen und dann den Feind im Mittelpunkt anzugreifen. Zur allgemeinen Ueberraschung kam es am 3. Juli 1620 zu folgendem Vertrag zwischen der Union und der Ligue: Es ist völliger Frieden zwischen beiden Bündnissen. Kein Theil verweigert dem andern den Durchzug seiner Truppen, wofern dieser auf rechtmäßige Weise geschieht. Es erstreckt sich indessen dieser Vertrag keineswegs auf Böhmen. Endlich sollen die Vergleichsversuche zwischen Katholiken und Protestanten auf bequemere Zeit verschoben werden.*)

Dem Herzog und dem Kaiser war mit diesem Vertrage gedient. Der Letztere wollte die Flamme in Böhmen gelöscht sehen, der Andere mochte nicht Baiern zum Schauplatze des Kriegs machen; auch sicherte er sich so den Rücken bei seinem Marsche nach Oesterreich.

Der böhmische König war nun von der Union verlassen, die, gemäß ihrem frühern Vertrage, sich zur Beschützung seiner Erbländer gegen Spinola anschickte.

---

*) Sattlers Geschichte von Würtemberg, Bd. IV. Beilagen.

Die baierische Armee zählte um diese Zeit **26,000** Mann Infanterie, **5500** Mann Cavallerie, worunter **3400** Kuirassiere.

Die Abtheilungen waren:

Oberst Haßlang	3000	Mann.
„ Graf von Sulz	3000	„
„ „ „ Warcossay	3000	„
„ v. Anhalt	3000	„
„ Bouville	3000	„
„ Mortaigne	2000	„
„ v. Heudelberg	2000	„
„ Paur	2000	„
„ v. Hemikhausen	3000	„
„ Graubündner	600	„
Capitain Premièrs	300	„
„ Pöhmer	300	„
„ Neumann	300	„
	26,000	Mann Infanterie.

Oberst v. Benninghausen	500	Mann.
„ Graf v. Wareysitz	500	„
Oberstlieutenant v. Erwid	500	„
Oberst v. Herberstorf	400	„
„ v. der Versen	300	„
„ Niedelo	400	„
„ Pappenheim	200	„
„ Worwine	200	„
„ Gumorspach	200	„
„ Graf von der Lippe	600	„
„ „ „ Wattenberg	500	„
„ v. Harseles	500	„
„ Cratz	400	„
Capitain Wibard	100	„
Croaten	200	„
	5500	Mann Cavallerie.*)

Artillerie ist unbekannt.

*) Khevenh. Ann. IX. Th. Fol. 889. Auch Wolf, 4ten Th. S. 408.

Bei dem Heere befehligte der Herzog und sein Feldherr Tilly. Der Herzog Maximilian war damals nicht allein der ansehnlichste unter den katholischen Reichsfürsten, sondern auch der staatsklugste und fähigste aller deutschen Großen in der ganzen Epoche des 30jährigen Krieges. Ein scharfer Verstand zeichnete ihn aus, und er verstand es, die Jesuiten für seine Landesinteressen zu benutzen, indessen sie glaubten, daß er von ihnen benutzt würde.

Johann Tzerklas von Tilly (nach einer Herrschaft im wallonischen Brabant so genannt), zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, vertauschte später das Schwert mit der Feder. Er trat anfänglich in spanische Dienste, später in kaiserliche, wo er mit Auszeichnung gegen die Türken focht. Der Waffenstillstand unterbrach seine kriegerische Laufbahn, doch hatte sein Ruf des Herzogs von Baiern Aufmerksamkeit erregt, welcher eine regulaire Landmiliz bildete und Tilly zum Generalobersten, später zum Generallieutenant ernannte. — Bis jetzt ist Tilly durchschnittlich parteiisch beurtheilt worden; namentlich wird er für einen Fanatiker gehalten, obgleich sein Haß gegen die Protestanten sehr erklärlich war. Uebrigens kämpfte Tilly auch rein für den Glauben, andere Nebenzwecke waren ihm fremd.

Am 7. Juli brach der Herzog mit dem größten Theile der baierischen Armee, welche sich in der Gegend von Dillingen concentrirt hatte, auf, und marschirte über Neuburg, Ingolstadt nach Regensburg. Von hier rückte sie über Straubingen, Vilshofen, Passau nach Schärding an den Inn, wo sie am 17. Juli eintraf. Der beträchtlichste Theil hatte den Herzog begleitet, der übrige Theil war ihm in verschiedenen Richtungen nachgefolgt.

Nachdem die einzelnen Abtheilungen nach und nach am Inn eingetroffen waren, verließ der Herzog am 19. Juli Schärding und zog über Ried auf Haag, welches der erste österreichische Ort im Lande ob der Enns war, welchen die Liguisten berührten.

Nicht ohne ernste Empfindungen betrat der Herzog von Baiern die Grenze Oesterreichs. Er fühlte lebhaft, wieviel er dem Kaiserhaus leiste, und mit Freimüthigkeit ergoß er seine Herzensmeinung an den Kaiser, welcher jetzt die besten Verheißungen machte.

Von Haag marschirte der Herzog über Wels nach Linz, wo eine Deputation der oberösterreichischen Stände ihn durch Unterhandlungen aufzuhalten suchte. Der Herzog ermahnte sie aber einfach zum Gehorsam gegen

den Kaiser und forderte sie auf, ihm alle Pässe zu öffnen und alle befestigten Plätze abzutreten.

Die Stände baten sich 8 Tage Bedenkzeit aus, der Herzog aber, welcher sah, daß sein schnelles und unerwartetes Auftreten schon Bestürzung und Muthlosigkeit verbreitet hatte, gab ihnen nur 5, und entsandte alsbald einen Theil des liguistischen Heeres, unter Alexander von Haslang, nach Oberösterreich. Diesem folgte Tilly bald nach, und wenige Tage darauf der Herzog selbst.

Der Weg, welchen die Liguisten nahmen, ging über Neustadt und Hinter-Heid, den ersten böhmischen Ort, und von hier über Kaplitz, Strobnitz in's Oesterreichische, über Weitra, Grubenstein (Graylstein) nach Neu-Pölla, wo sich der Graf von Bucquoi mit dem kaiserlichen Heere den Liguisten am 8. September anschloß. Bucquoi war gleich am Anfange dieses Jahres damit beschäftigt gewesen, neue Truppen zu sammeln, um wieder in Böhmen einfallen zu können. Hier bemühte sich der neue König, ein schlagfertiges Heer aufzustellen, über welches er den Fürsten Christian von Anhalt und den Grafen Georg von Hohenlohe setzte. Jener war der erste und oberste, dieser dagegen der zweite Befehlshaber. Weil Beide Ausländer waren, so erregte dieses der Böhmen Mißvergnügen. Thurn sowohl als auch Mansfeld gaben ihren Unwillen laut kund, daß man ihnen die Anführung des Heeres nicht anvertraute, welche sie doch früher hatten. Es verletzte diese beiden ehrgeizigen Männer sehr, daß sie jetzt unter den Befehlen Anderer stehen mußten.

Sie murrten öffentlich; aber man dachte nicht an die üblen Folgen, oder wollte nicht daran denken, welche aus einem Mißverständniß der Generale entstehen mußten. Dazu kam noch, daß die Disciplin unter den böhmischen Truppen so schlecht war, daß sich sogar die Bauern tausendweise zusammen rotteten, um sich vor deren Gräuelthaten zu schützen.

Diese Umstände veranlaßten den Fürsten von Anhalt, den Kriegsschauplatz nach Oesterreich zu verlegen, und Hohenlohe und Mansfeld erhielten den Befehl, dahin abzurücken. Sie nahmen Rotz (Retz) an der mährischen Grenze ein, nachdem sie den Grafen Bucquoi bei Pilsen geschlagen hatten.

Allein Bucquoi überfiel später das Corps des Grafen Mansfeld, der für seine Person jedoch nicht zugegen war, bei Langenlois, tödtete demselben über 900 Mann und nahm ihm fünf Fahnen weg. Später bestand er noch ein glänzendes Cavalleriegefecht bei Sitsendorf gegen die Böhmen,

wobei ihm freilich der Umstand zu Statten kam, daß das Fußvolk der Böhmen wegen lange ausgebliebenen Soldes die Mitwirkung versagte. In diesem Gefecht blieben der böhmische General Leonhard von Fels und Haugewitz, so wie 60 böhmische Reiter. — Um diese Zeit wurden auch die Hohenlohischen Besatzungen in Eggenburg und Laa überfallen und niedergemacht.

Dampierre verstärkte jetzt das kaiserliche Heer unter Bucquoi, welcher sich nun stark genug fühlte, in Böhmen einzufallen und geradezu nach Prag zu marschiren. Zu dem Ende befahl er, daß sich jeder Soldat auf 6 Tage verproviantiren und hinlänglich mit Pulver und Blei versehen solle.

Der Fürst von Anhalt sammelte jedoch in aller Eile 12,000 Mann bei Eggenburg, besetzte das hier für ihn vortheilhafte Terrain mit Umsicht und empfing die anrückenden Kaiserlichen so kräftig, daß sie auch gar keine Vortheile erringen konnten. Am andern Tage erneuete sich das Gefecht. Anhalt hatte seine Hauptmacht auf Anhöhen, gedeckt hinter Verhauen, aufgestellt und seine sämmtlichen Geschütze hier placirt. Mit einem kleinen Theile griff er die Kaiserlichen an, zog sich dann langsam fechtend zurück und lockte dann so seinen Gegner in ein fürchterliches Feuer, welches verheerend wüthete.

Bucquoi erlitt hier eine förmliche Niederlage und konnte an Verwirklichung seines Planes nicht mehr denken. Er ging daher mit seiner Armee nach Krems. Dampierre aber ging in Folge neuer Mißhelligkeiten mit Bucquoi nach Wien, Letzterer vereinigte sich aber später mit den Baiern, wie schon früher erwähnt.

Der Fürst von Anhalt benutzte jetzt die freie Zeit, seine Armee zu verstärken, die aus Böhmen, Mähren, Schlesiern, Ungarn und anderen Völkern bestehend, sich bei Menzdorf sammelte. Anhalt rückte bis gegen Krems, in der Absicht, das kaiserliche Lager zu stürmen. Er fand jedoch dasselbe in ganz guter Verfassung und zog sofort nach Langenlois, wo er, einige Streifereien, um Convois aufzuheben, abgerechnet, nichts Wichtiges unternahm. Der Grund hiervon war, daß sich das böhmische Heer in einem höchst bedauerlichen Zustande befand. Der Soldat hatte keinen ganzen Rock am Leibe, und sah mehr einem Räuber als einem Soldaten ähnlich. Man hatte ihm seit acht Monaten keinen Sold gereicht, weil das Geld, welches die Stände zur Unterhaltung der Armee richtig abgaben, bei den Befehlshabern stecken blieb. Die Offiziere waren mißvergnügt, und der größte

Theil suchte unter allerlei Vorwand nach Prag zu kommen. Es war keine Mannszucht, kein Muth, kein Eifer bei der Armee Friedrichs.

Wir haben bereits die Vereinigung des kaiserlichen Heeres mit der Armee des Herzogs von Baiern, welche unweit Neu-Pölla Statt fand, mitgetheilt. Aus dem, was wir so eben erzählten, ist zu ersehen, warum der Herzog nicht gleich tiefer in Böhmen eindrang. Er richtete seinen Zug nach Niederösterreich hinab, um sich desto leichter mit Bucquoi verbinden und durch diesen Marsch die Böhmen aus Oesterreich weglocken zu können.

Die zu Neu-Pölla vereinigte Armee zählte **50,000** Mann; das Fußvolk bestand meistens aus alten erfahrenen Soldaten. Die Armee lagerte sich an der böhmischen Grenze unweit Waidhofen und drohte mit einem Einfalle. Aber Anhalt blieb ruhig in seinem Lager. Es war dieses um dieselbe Zeit, als der Kurfürst von Sachsen in die Lausitz einfiel, worüber wir unten sprechen werden.

Die Meinung der Feldherren über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln waren getheilt. Die Böhmen machten Miene, nach Mähren zu ziehen. Sie hatten, wie man später erfuhr, die Absicht, den Verbündeten kein Treffen zu liefern, sondern sie vielmehr durch Hin- und Hermärsche in den verödeten und ausgesaugten Ländern zu ermüden und aufzureiben. Bucquoi wollte den Böhmen nach Mähren folgen, weil dieses Land noch mehr Unterhaltungsmittel bot, auch um im Stande zu sein, den Kaiser von hier aus nöthigenfalls unterstützen zu können, welcher damals wieder von Bethlen-Gabor bedroht wurde. Der kluge Herzog von Baiern urtheilte jedoch nicht so; er hatte aus der Geschichte die Lehre gezogen, daß man einem muthlosen Feinde keine Zeit der Erholung gönnen dürfe. Je mehr Bucquoi zögerte, desto standhafter drang der Herzog auf ein schnelles, entscheidendes Benehmen. „Trefflich," sprach er zu den kaiserlichen Generalen, „ist der Plan der Böhmen, uns durch Hin- und Herziehen aufzureiben, angelegt; denn wo wir hinblicken, ist Alles verödet, die Zufuhr äußerst mühevoll, der Herbst im höchsten Grade unfreundlich und die Krankheit unter unsern Truppen eingerissen, so daß nur eine entscheidende That uns vom Untergange retten kann. Gehen wir daher auf Prag los! Prag, welches so viele dem Kaiser noch getreue katholische Einwohner zählt, ist das Herz Böhmens; erobern wir dieses, so haben wir Böhmen erobert. Hier werden uns gewiß die Feinde Stand halten, und ehrenvoller ist es, auf dem Schlachtfelde zu sterben, als durch Krankheit und Hungersnoth aufgerieben zu werden."

Endlich willigte Bucquoi, welcher den Kampf auf das nächste Frühjahr verschoben wissen wollte, ein, den Marsch nach Böhmen anzutreten. Der Herzog aber schrieb am 18. September dem Kaiser die Ursachen, welche ihn zu seinen Maßregeln bestimmten, wie folgt: Dieses Vorhabens sind hauptsächlich folgende Ursachen gewesen. Nämlich, daß nunmehr genugsam erschienen und sich zum andern Mal in der That befunden, daß der Feind keinen Stand halten, sondern aller Orten, wo man ihm zu- und nachsetzt, aus dem Reich zu weichen, und also beide Armaden durch langes und stetiges Marschiren abzumatten und die Zeit vergeblich durch das Hin- und Wiederziehen zu verlieren sucht. Für's Andere, dieweil man sich solcher Gestalt so weit von der Donau hinweg begeben, daß der Proviant weiter nicht zu erzeugen und hiernach zu bringen, daher die Armaden nothwendig Noth leiden und von sich selbst zurückgehen müßten, und das zwar um so viel mehr, weil von diesem schon durch das Kriegsvolk Alles verwüstet und in Brand gesteckt worden, daß nirgends nicht allein kein Proviant an Brot und Fleisch zu finden, sondern auch an Fourage und Quartieren, bevorab, da es bereits gegen den Herbst geht und die kalten Nächte einfallen, großer Mangel sich befindet. Drittens, wenn man dem nicht haltenden, sondern von einem verderbten Orte zu dem anderen fliehenden Feind weiter nachhängen und ihn letztlich gar abandoniren müßte, solches nicht allein beiden Armaden wenig Reputation verursachen, sondern die Retirade vielleicht nicht ohne Gefahr beschehen, die Soldateska aber, sowohl des steten Hin- und Herspringens als auch des Abgangs an Proviant halber unwillig und verdrossen gemacht würde. Zum Vierten, wenn man dem Feind in seiner Flucht nicht nachsetzen, sondern gegen Böhmen ziehen und solch Königreich mit völliger Gewalt und Ernste angreifen sollte, daß der Feind solches nicht unentsetzt lassen, sondern uns nothwendig nachziehen, und wir ihn also aus seinen Dissegni und Vortheilen ziehen, folgends auch, wenn es die Gelegenheit geben und rathsam scheinen würde, ihm den Kopf bieten und mit unserm Avantaggio auf ihn rücken und schlagen könnten. Fünftens, dieweil des Kurfürsten zu Sachsen L. die Parola gegeben worden, die Böhmen anzugreifen, und sie, soviel man der Zeit Nachricht hat, mit ihrem Anzug darauf warten, so möchten sie durch längeres Cunctiren und Umschweifen etwa andere ungleiche Gedanken, wie hiervon auch beschehen, fassen, in E. K. Maj. und mich Mißtrauen stellen und in Dero vorhabende impressa hierdurch um so viel leichter gar suspendirt verbleiben. Zum Sechsten, daß

unter den Armaden, sonderlich der meinigen, als welche nunmehr etliche Monate gleichsam in stetem, langwierigem Marschiren, und daher sehr ermattet, die Krankheiten zu grassiren stark angefangen, dadurch an der Mannschaft täglich manquiren, und je länger man solche anderwärts umführt, noch mehr bei ermangelndem Proviant abnehmen werde; derewegen man hernach, da man zu der Hauptimpressa greifen, in Böhmen rücken oder mit dem Feind schlagen sollte, um so weniger etwas furchtbarliches ausrichten kann. *)

Am 11. September war die vereinigte Armee aufgebrochen, und hatte den Marsch nach Budweis angetreten, wo sie am 15. eintraf. Hier waren unterdessen zwei spanische Regimenter, welche aus dem Mailändischen durch die Schweiz an die Donau gezogen waren — unter dem Obersten Don Wilhelm Verdugo angelangt, und verbanden sich mit dem kaiserlich-liguistischen Heere, welches bereits auf 40,000 Mann geschmolzen war.

Nun theilte sich dasselbe in zwei Corps. Das erste unter dem Befehl des Herzogs von Baiern, wobei sich Generallieutenant Tilly befand, bestand aus deutschen Truppen und marschirte auf Wodnian. Das zweite, unter Bucquoi, aus Wallonen (Verduges Regimenter), Spaniern, Italienern und Kosaken bestehend, zog auf Prachatiz. Wodnian ging durch Capitulation über, Prachatiz wurde im Sturm genommen.

Beide Corps dirigirten sich auf Pisek, wo sie sich am 18. September vereinigten und diese Stadt umschlossen. Eine Besatzung von 540 Mann unter dem böhmischen Obersten Hack vertheidigte dieselbe mit Kraft; er erwartete einen Entsatz vom Fürsten von Anhalt, und wies jede Capitulation zurück. Nachdem die Belagerung einige Tage gewährt hatte, ließ der Herzog den Commandanten wiederholt zur Uebergabe auffordern und ihm die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung darstellen. Hack verlangte noch drei Stunden Zeit, um die Punkte der Capitulation feststellen zu können. Allein die Wallonen stürmten ohne Befehl die ihnen zur Plünderung versprochene Stadt. Sie erstiegen die zum Theil eingeschossenen Mauern ohne

*) Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit, von P. Ph. Wolf, aus den archivarischen Acten gezogen, VI. Band. — Dieses vortreffliche Werk geht leider nur bis zum Jahre 1620, und es wäre sehr wünschenswerth, wenn das Münchner Archiv einem tüchtigen Arbeiter geöffnet würde, um das Werk von Wolf, von dem Breyer 2 Theile bearbeitet, fortsetzen zu können.

Widerstand, ließen die Kosaken in die Stadt, hieben die ganze Besatzung nieder, fielen die Einwohner mit barbarischer Wuth an und mordeten Alles, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Die Stadt wurde in Asche gelegt, Hack wurde gehenkt und der Primator der Stadt enthauptet. — Der Herzog von Baiern und Bucquoi hielten mit dem Degen in der Hand die wüthenden Soldaten von Morden ab, denn sonst wäre wohl Niemand mit dem Leben davon gekommen.

Obgleich die damalige Kriegssitte bei Bestürmung geschlossener Plätze nie anders verfuhr, so hatte man doch seit langer Zeit bei keiner eroberten Stadt eine solche Grausamkeit gezeigt, wie hier. Das harte Schicksal derselben war auch die Veranlassung, daß Strakonitz, Schüttenhofen, Klattau, so wie andere Orte der Umgegend freiwillig ihre Thore öffneten.

Seit dem Einmarsch der Verbündeten in Böhmen hatte sich Thurn nach Maßgabe, als jene vorrückten, längs der Moldau zurückgezogen. Während der Vorgänge bei Pisek stand er unthätig bei Brzeznitz auf dem linken Ufer der Lomnitz.

Inmittelst waren die Verbündeten aufgebrochen und marschirten gegen Pilsen, wo Mansfeld commandirte. Auf dem Marsche hatten sie durch üble Wege, schlechtes Obdach und böse Witterung viel auszustehen, und es war der Anführer ganzes Ansehen nöthig, um den Muth der Soldaten aufrecht zu erhalten. Hier traf der spanische Oberst Don Balthasar Marabas mit Verstärkung aus Italien ein. Er hatte den goldenen Steg (ein wahres böhmisches Thermopylä, welchem nur ein Leonidas fehlte) passirt, Taus erobert und sodann seine Verbindung mit Bucquoi bewerkstelligt.

Während die Verbündeten Pilsen belagerten, standen die Böhmen bei Rokitzan. Die geringe Entfernung zwischen beiden Heeren veranlaßte beständige Scharmützel, die jedoch zu keinem Resultat führten, obschon sie viele Leute kosteten, zumal bei der Erbitterung der Wallonen und der von Bethlen-Gabor den Böhmen zu Hilfe gesandten Ungarn, welche sich gegenseitig kein Quartier gaben.

Indessen war der König Friedrich von Böhmen auch zur Armee abgegangen; er mochte denken, daß hier seine Gegenwart nöthig sei. Er berief nun einen Kriegsrath, um über die zu nehmenden Maßregeln zu berathschlagen. Thurn, Hohenlohe und Anhalt der jüngere waren der Meinung, die Kaiserlichen mit der gesammten Macht anzugreifen und ihnen keine

Zeit zur Erholung zu lassen. Allein der ältere Fürst von Anhalt war anderer Ansicht und stellte dem König die große Gefahr vor, welcher er sich aussetzen würde, sich einem kriegserfahrnen Gegner hier gegenüber zu stellen. Der böhmische König mußte die Wahrheit dieses Einwurfs tief fühlen, denn er dachte nun an keine Schlacht mehr, sondern suchte mit dem Herzog von Baiern Unterhandlungen einzuleiten. Maximilian aber erklärte, nicht früher auf etwas eingehen zu können, als bis Friedrich auf die Krone Böhmens Verzicht geleistet hätte. Der im böhmischen Lager befindliche englische Gesandte, welcher dem Könige einige tausend englische Soldaten, schlechtes zusammengerafftes Zeug, wie es der Verfasser des itineris quadrimestris nennt, zugeführt hatte, rieth nun auch, zu den Waffen zu greifen und eine Schlacht zu wagen. Aber es geschah nichts.

Indessen hatte die Belagerung von Pilsen 11 Tage fruchtlos gewährt, und der Herzog brach am 22. October sein Lager ab und marschirte ungehindert nach Rakowitz, mit dem festen Vorsatz, nun auf Prag loszugehen. Bucquoi folgte dem liguistischen Heere leider etwas zu langsam.

Auch die Böhmen verließen jetzt ihr Lager bei Rokitzan, blieben ihrem Gegner zur Seite und lagerten sich Ende October nicht weit von Rokitzan. Beinahe täglich fielen jetzt mehr oder minder bedeutende, meistens aber blutige Gefechte vor, in deren einem die kaiserlichen Generale Fugger und Aquaviva auf dem Platze blieben und Bucquoi stark verwundet wurde. Die Octobertage wurden immer kälter und nebliger, die Zufuhr für das verbündete Heer immer beschwerlicher, auch wüthete Krankheit fortwährend unter den Truppen und raffte viele hinweg.

Der Herzog Maximilian erwartete eine beträchtliche Anzahl Wagen für sein Heer, doch hatte er gerechte Besorgniß, daß sie von Mansfeld aufgehoben worden seien. Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als sich zu schlagen, oder — zu verhungern. Er rückte daher, damaliger Sitte gemäß, aus dem Lager, um Anhalt eine Schlacht anzubieten. Dieser aber nahm sie nicht an, sondern ging bis nach Unhoscht zurück.

Um diese Zeit erhielt das verbündete Heer eine Verstärkung von 8000 Bamberg'schen und Würzburg'schen Soldaten, und der Herzog sehnte sich jetzt, den Ereignissen eine andere Gestalt zu geben. Zu dem Ende brach die Armee am 5. November auf und marschirte nach Neustraschitz, um die Gegner glauben zu machen, man hege keine Absicht auf Prag.

Thurn jedoch traute nicht. Noch in der Nacht hob er sein Lager auf und marschirte eiligst nach Prag, wo er am 7./8. schon eintraf, wogegen die Verbündeten erst am Morgen des 8. November daselbst anlangten.

Das böhmische Heer hatte sich auf dem weißen Berge zu verschanzen angefangen, doch waren die Generale über die zu ergreifenden Maßregeln abermals nicht eins. Die Böhmen verlangten einen Angriff auf die Verbündeten, ehe sie sich gesammelt, formirt und ausgeruht hatten. Schon hatte Anhalt Lust, diesen Rath auszuführen, als ihn der bedachtsame Hohenlohe aufmerksam machte, eine Krone nicht zu leichtfertig auf das Spiel zu setzen, da überdies eine verschanzte Stellung auf dem weißen Berge nicht so leicht angegriffen werden würde.

Hohenlohe behielt Recht, und ein weiterer Antrag, die geschwächte Armee in die Stadt zu werfen, wurde gar nicht beachtet. Man hielt die gewählte Stellung, obgleich sich die Verschanzungen noch in einem traurigen Zustande befanden, für so gut, daß eine Menge Kriegsdiener und Soldaten in die Stadt zu den Ihrigen gingen, weil sie einen Angriff für unmöglich hielten. Er wäre auch wohl unterblieben, denn der Graf Bucquoi, welcher stets zauderte und damals überdies noch fieberkrank war, hielt es nicht für räthlich, die feindliche Stellung anzugreifen, welche er umgehen zu müssen glaubte. Der Herzog, Tilly und Verdugo dagegen bestanden auf unverzüglichem Angriff. Da trat der Pater Dominikus, ein Carmeliter aus Spanien, welcher den Herzog begleitete, unter die streitenden Feldherren, erinnerte sie an den Kampf zu Gottes Ehre — und was den erfahrenen Kriegern nicht gelungen war, das erzweckte jetzt ein begeisterter Priester. Die Schlacht sollte geschlagen werden. (8. Nov. 1620.) *)

Das böhmische Heer, ohnehin unvollständig bewaffnet und dabei ungeübt, wegen nicht erhaltenen Soldes in übler Stimmung, hatte durch den fortwährenden Rückzug sehr gelitten und seine moralische Kraft war gebrochen. Der Standort, welchen Fürst Anhalt auf dem weißen Berge genommen hatte, war sehr gut. Den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, welches im Falle der Noth ein Reduit sein konnte. Zur Rechten der Armee

*) Ueber die Ereignisse bis daher vergleiche man: „Baierischer Feldzug, welchergestalt der Herzog von Baiern im 1620. Jahr alle Flecken, Schlösser, Städte u. s. w. im Ländlein ob der Enns und in Böhmen eingenommen." Msc. T. 60. der Karlsruher Hofbibliothek.

war der königliche Park, zur Linken ein steiler Abgrund. Nur von vorne, wo der Berg, wie überall, rauh und hügelig war, konnten die Böhmen angegriffen werden. Diese Seite sollte durch Schlangen vertheidigt werden, doch wurde sie bis zum Anfang der Schlacht nicht vollendet.

Stärke der Heere.

Die Böhmen zählten noch an Infanterie:

Hollach	2000	Mann.
Ternisch	2200	"
Cagliers	2400	"
Mährisch	2000	"
Anhalt	1000	"
Weimar	600	"
Königs-Compagnie	200	"
Ober-Enns'sche	600	"
	11,000	Mann.

An Cavallerie:

Anhalt	500	Mann.
Hollach	500	"
Anhalt der Jüngere	500	"
Königs- und Herzogs- von Weimar-Compagnie	250	"
Drei Compagnien Böhmen	250	"
Bubna	300	"
Graf von Solms	250	"
Schlesier	300	"
Oesterreicher	350	"
Oberst Stubenvoll	700	"
" Boresda	300	"
" Kien	300	"
Mansfelder	400	"
Ungarn	5000	"
	10,000	Mann.

An Geschützen zählten sie nur 6 Stück.

Die Verbündeten zählten:

a) Kaiserliche Armee.

α) Infanterie:

Spinelli Neapolitani	2500	Mann.	31	Fähnlein.
Verdugo und Bucquoi	3000	"	42	"
Fugger	1200	"	7	"
Creange und Corrati	1200	"	4	"
Breuner	800	"	5	"
Herzog von Sachsen	1200	"	10	"
Nassau	1000	"	10	"
Fürstenberg	1000	"	5	"
Tieffenbach	900	"	8	"
Fuchs	600	"	8	"
Collalto	1000	"	5	"
Teufel	1000	"	5	"
	15,400	Mann.	130	Fähnlein.

β) Cavallerie:

Marabas	400	Pferde	10	Compagnien.
Dampierre	250	"	5	"
Florenties	200	"	5	"
Mekau	300	"	5	"
Löbel	400	"	5	"
Waldstein	800	"	18	"
Gaucher	500	"	8	"
La Croy	300	"	5	"
Montecuculi	300	"	5	"
Isterle	300	"	5	"
Polaken	800	"	10	"
	4550	Pferde in	76	Compagnien.

b) Liguistische Armee.

Die einzelnen Theile haben wir schon weiter oben genannt, es genüge daher die Angabe, daß sie 17,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie zählte.

Die gesammte verbündete Armee bestand demnach aus **32,000** Mann Infanterie und **7550** Mann Cavallerie, wozu noch **16—17** Geschütze zu rechnen sind.

Schlachtordnung. Böhmen: Sie standen in drei Treffen und hatten noch eine kleine Vorhut. Im ersten standen vom rechten Flügel gegen den linken: 4 Compagnien Mansfelder, 4 Fahnen Mähren, 4 Compagnien schlesische Cavallerie, 4 Fahnen Mähren, 8 Compagnien österreichische Reiter, 4 Fahnen Infanterie, 5 Compagnien Cavallerie, 4 Fahnen, 4 Compagnien königliche und böhmische Reiter, 9 Compagnien von Bubna und Solms, 6 Fahnen des Grafen Thurn. Zweites Treffen (auf 300 Schritte hinter dem ersten). Auf dem rechten Flügel: 5 Compagnien Mähren, 2 Fahnen Ober-Ennser, 4 Compagnien des jungen Anhalt, 3 Fahnen Ober-Ennser, 3 Compagnien Reiter von Anhalt, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Compagnien Mährer-Reiter, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Compagnien von Kirn, 3 Fahnen von Cagliers, 4 Fahnen Graf Thurn, 300 Ungarn, welche zur Deckung der rechten Flanke des ersten Treffens vorrückten. Die Reserve bestand aus Reiterei — Ungarn. — Als Vorhut standen mehrere Trupps extraordinaire Reiter. Das Geschütz endlich stand an beiden Enden der Flügel. 12,000 Ungarn sollten das böhmische Heer verstärken, sie standen aber noch an der mährischen Grenze, als die Schlacht geliefert wurde.

Bei dem Heere befehligten unter dem Fürsten Ch. von Anhalt: die Grafen von Hohenlohe, Thurn, von Solms, von Hollach und der jüngere Fürst von Anhalt.

Kaiserliche und Baiern. Das kaiserliche Heer unter Bucquoi bildete den rechten Flügel der vereinigten Armee, die Baiern unter Tilly und ihrem Herzog den linken Flügel. Die Aufstellung war folgende:

Vorhut. Auf dem rechten Flügel hielten die Waldstein'schen Reiter, dann folgten, je 2 zu 2, 8 Geschütze, an die sich 5 Compagnien Cratz'sche Reiter reiheten.

Im ersten Treffen auf dem rechten Flügel waren 2 Geschütze placirt, links neben ihnen drei Reiter-Compagnien hinter einander. Auf diese folgte das Infanterie-Regiment Teufel mit 3 Compagnien Reiter in 2 Linien zu seiner Linken. Dann das Regiment Verdugo, und links von demselben, das Centrum bildend, 7 Compagnien bairische Reiter mit 4 in erster Linie. An diese reihete sich das Infanterie-Regiment Breuner, hierauf 3 Compagnien Reiter, mit 2 in erster Linie, sodann das Infanterie-Regiment Bauer

mit 3 Compagnien Reiter (hintereinander) zu seiner Linken. Auf dem äußersten linken Flügel waren 2 Geschütze aufgefahren.

Im zweiten Treffen hielten auf dem rechten Flügel 3 Compagnien Reiter hintereinander; dann folgte das Regiment Fugger mit 5 Compagnien Reiter in drei Linien neben sich, hierauf das Regiment Bucquoi mit 5 Compagnien in drei Linien neben sich, endlich ein bairisches Regiment zu Fuß mit 3 Reitercompagnien auf der äußersten Linken.

Das dritte Treffen bildeten 2 bairische, ein Ganzes formirende Regimenter, welche auf jeder Flanke und im Rücken 3 Schwadronen hatten.

Als Reserve standen endlich auf dem rechten Flügel ungarische Reiter in einem großen Haufen; links neben diesen Croaten und Ungarn, dann italienische Reiter, und endlich auf dem linken Flügel Kosaken, im Ganzen etwa 5—6000 Mann.

Sämmtliche Infanterie-Regimenter bildeten Vierecke, an deren Ecken die Musketiere standen; die Pikeniere befanden sich in der Mitte.

Verlauf der Schlacht: Der ganze Morgen des 8. November war damit hingegangen, die Truppen zu ordnen und den Angriff zu berathen. Nach 12 Uhr rückten die Verbündeten auf die Meldung des von der Recognoscirung zurückkommenden Oberstlieutenants La Matta zum Angriff vor.

Ein Geschützfeuer eröffnete den Kampf, und dann rückten die Verbündeten mit dem Feldruf „Sancta Maria" gegen den weißen Berg.

Die Böhmen empfingen ihre Gegner mit einer Geschützsalve, und dann verstrich eine volle halbe Stunde, in welcher nur gefeuert wurde. Hierauf rückten 9 Compagnien böhmische Reiter gegen die Kaiserlichen des ersten Treffens, warfen sie und veranlaßten hierdurch, daß auch die kaiserliche Infanterie zurückzugehen begann. Es war dieses der Moment, in welchem die ungarische Reiterei vorrücken und wirken sollte, aber sie hielt 500 Schritte hinter dem zweiten Treffen, weil sie nicht dem Feuer ausgesetzt sein wollte, und erschien nicht.

Als Tilly die neben ihm stehende kaiserliche Infanterie retiriren sah, entsandte er die 7 Compagnien liguistischer Reiter, welche in der Mitte des ersten Treffens standen, in die Front und rechte Flanke der Böhmen, die ohne Unterstützung weichen mußten. Bei dieser Gelegenheit wurde der älteste Sohn des Fürsten Anhalt gefangen.

Die Unordnung der zurückkehrenden böhmischen Reiter theilte sich dem

ganzen Heere mit, ein Theil der Infanterie des zweiten Treffens drückte sogar die Gewehre in die Luft ab und floh.

Inmittelst hatte auch das Regiment Verdugo die Offensive ergriffen, die Schanze vor dem Centrum erstürmt und die hier befindlichen Geschütze auf die fliehenden Böhmen dirigirt.

Nun beschlossen der Herzog von Baiern und Bucquoi, welche sich im hintern Treffen aufhielten, indessen Tilly in der ersten Linie befehligte, — ein allgemeines Vorrücken des verbündeten Heeres. Die Böhmen konnten auf keinem Punkte ferner Widerstand leisten, ihre Reserve — die Ungarn — welche man dem mächtig vordringenden Gegner entgegen werfen wollte, verweigerte den Gehorsam nicht allein, sondern kehrte um, und bald befand sich das ganze böhmische Heer auf der Flucht, nachdem die Schlacht keine Stunde gedauert hatte. Nur die Mähren standen noch bei dem sogenannten Stern, entschlossen, lieber zu sterben als zu fliehen. Thurn der jüngere und Schlick waren ihre Anführer. Von der ganzen kaiserlichen Macht gedrängt, wehrten sie sich wie Verzweifelnde, erlagen endlich der Uebermacht und wurden größtentheils auf der Stelle niedergehauen. — Die Ungarn warfen sich in das Thal bei Motol, eilten der Moldau zu und stürzten sich in den Fluß, um das jenseitige Ufer zu erreichen, worin aber der größte Theil seinen Tod fand.

Die Böhmen verloren **4000** Todte, **500** Gefangene, **100** Fahnen und sämmtliches Geschütz, welches das böhmische Journal zu **10** Stücken angiebt, obgleich nur **6** Stücke in der Schlachtlinie und in den Schanzen nach des Fürsten Anhalt eigenem Bericht standen. Die Verbündeten hatten **4000** Todte.

Als der Fürst Ch. von Anhalt die Unmöglichkeit einsah, noch irgend etwas von seinen Truppen zu sammeln, begab er sich in Begleitung von **16** Reitern nach Prag. Dort hatte sich der König Friedrich gerade aufgemacht, um mit **500** Reitern sein Heer auf dem weißen Berge zu unterstützen.

Vom Walle aus sah er jedoch die Flucht seiner Truppen, und traf sofort Anstalten, daß die Fliehenden in die Stadt aufgenommen wurden. Um Zeit zu gewinnen, riethen Thurn und Hohenlohe, eilends einen Abgesandten an den Herzog von Baiern zu senden, um einen Waffenstillstand von **24** Stunden zu beantragen. Dieses geschah; doch der Herzog bewilligte ihn nur auf **8** Stunden mit dem Anfügen, daß sich der König nach Ablauf

dieser Frist zu erklären habe, ob er allen Ansprüchen auf die böhmische Krone entsage.

Der König Friedrich aber faßte jetzt den Entschluß, Prag zu verlassen, ließ die Reichskleinodien einpacken und begab sich auf das Schloß in der Altstadt. Die Feldherren vergaßen in der Bestürzung, an eine Vertheidigung der Stadt zu denken, man unterließ, die Truppen, welche aus der Stadt gekommen waren, zu sammeln.

Am andern Tage verließ der König die Stadt und flüchtete mit seiner Familie nach Breslau, was der ältere Anhalt angerathen hatte, da er den Böhmen mißtraute. Die Bürger dagegen, der junge Thurn und Schlemmersdorf, wollten die Stadt vertheidigen und riethen dem König ab.

Betrachten wir daher die obwaltenden Verhältnisse etwas näher. Die böhmische Armee, obwohl geschlagen, hatte Prag mit seiner nächsten Umgebung als Reduit. Es blieben vor dem Kloster Strahof in den angefangenen Schanzen das Regiment des jungen Grafen Thurn und noch 17 Fahnen liegen, 2 Fahnen hatten endlich das Prager Schloß besetzt. Die Truppen, welche sich nach der Schlacht nach Prag begaben, konnten schnell wieder geordnet und vereint mit den Bürgern gegen den Feind geführt werden. Endlich standen 8000 Ungarn an der Elbe bei Brandeis.

Es läßt sich wohl annehmen, daß sich der König jedenfalls so lange in Prag hätte halten können, bis die Ungarn, sowie Mansfeld, der mit 12,400 Mann Pilsen und andere Städte besetzt hielt, zum Entsatz herbeigeeilt wären. Aber die Muthlosigkeit des Königs, des Fürsten Anhalt, des alten Thurn gab einem Vertheidigungsgedanken keinen Raum.

Sogleich nach des Gegenkönigs Friedrich Flucht schickte die kleinseitner Bürgerschaft, welche großentheils dem Kaiser immer angehangen hatte, Abgeordnete an Maximilian und Bucquoi, mit der Bitte, in die Stadt zu kommen und solche in ihren Schutz zu nehmen; denn schon hatten die Wallonen die Mauern, auf welchen sie Niemand sahen, zu ersteigen angefangen, und man fürchtete eine allgemeine Plünderung.

Es wurde nun das Strahofer Thor geöffnet, durch welches der Herzog Maximilian, von Bucquoi, Tilly und anderen Feldherren begleitet, und mit einem kleinen Gefolge von Truppen einzog, und um die Mittagszeit auf dem Hradschin anlangte. Wilhelm von Lobkowitz und fünf andere böhmische Herren kamen ihm entgegen, wünschten ihm Glück zu dem erfochtenen Siege, und baten unter häufigen Thränen um Vergebung ihrer

Empörung, um die Erhaltung ihrer Freiheiten und Religionsübung, und um Verschonung mit einer Plünderung. Der Herzog antwortete ihnen: Er habe sie einige Male durch Schreiben väterlich und nachbarlich ermahnt, ohne daß es geholfen; doch wolle er das Seinige thun. Hierauf langten von der Alt- und Neustadt Abgeordnete an und baten im Namen ihrer Mitbürger um dreitägige Frist, binnen welcher sie die Bedingungen, unter denen sie sich unterwerfen wollten, aufsetzen könnten. Ihnen wurde zur Antwort: daß man keine Frist gewähre, sondern ihnen befehle, sich auf der Stelle zu unterwerfen.

Sie gehorchten, schwuren dem Kaiser Gehorsam und Treue, und lieferten dem Herzoge ihre Waffen aus. Am anderen Tage hielten die Lutheraner, den Katholiken hierin noch zuvorkommend, in der deutschen Kirche eine große Danksagung, und sangen das Tedeum, dem Kaiser viel Glück und Sieg wünschend; durch solche Eilfertigkeit im Wechsel der Gesinnung hofften sie ihre Schuld zu mildern. Am dritten Tage erschienen alle böhmischen Herren und Ritter, welche sich in Prag befanden, vor dem Herzoge, bekannten öffentlich ihr Verbrechen, entsagten allen Bündnissen mit Schlesien, Mähren, Ober- und Niederlausitz, Oesterreich ob der Enns und Ungarn, und lieferten die darauf bezüglichen sechs Urkunden dem Herzoge aus, schwörend, daß sie keinen Anderen als den Kaiser Ferdinand für ihren König erkennen wollten. Auch baten sie den Herzog, sich bei dem Kaiser für sie zu verwenden und ihnen Gnade auszuwirken, was Maximilian ihnen jedoch nur so viel, als in seiner Macht stehe, zusagte. Nachdem Letzterer die Stadt beruhigt und die Nachricht erhalten hatte, daß der Fürst Karl von Liechtenstein — welchem der Kaiser das dem Markgrafen Georg von Jägerndorf wegen seiner Untreue entzogene Fürstenthum verlieh — zum Statthalter Böhmens ernannt worden sei, übergab er die Besatzung von Prag, welche aus **6000** Mann zu Fuß, und **1500** zu Pferde bestand, dem General Tilly, und kehrte dann nach Baiern zurück, eine Menge mit verschiedenen Kostbarkeiten beladener Wagen mit sich fortführend.

Wie gern auch Maximilian der Stadt Prag jede Plünderung erspart hätte, so war doch die durch lange und empfindliche Empörungen zu verdoppelter Gier und Rachsucht aufgestachelte Soldateska unmöglich von argen Räubereien zurück zu halten. Besonders arg wurden die Häuser der abtrünnigen und entflohenen Herren mitgenommen. Dem Wilhelm von Lobkowitz z. B. wurden **17** Truhen mit Gold und Silber, die man in der

Judenstadt auskundschaftete, seine Pferde 2c. weggenommen. Vom Lande wurde alles Vieh in solcher Menge in die Stadt getrieben, daß man ein Pferd um einen bis drei Gulden, ein Schaf um zwölf Kreuzer, eine Kuh um einen Gulden kaufen konnte.

Die spanischen und niederländischen Soldaten durchsuchten alle Bibliotheken der Bürger, und verbrannten die böhmischen Bücher, welche sie, weil sie deren Sprache nicht verstanden, ohne Ausnahme für ketzerisch hielten, zu vielen Tausenden, und es wurde bei dieser Gelegenheit die ganze eben aus der Presse kommende Chronik des Dalimil, zwei bis drei Exemplare ausgenommen, den Flammen geopfert.

Bucquoi, welcher in dem Gefechte bei Rakonitz, das der Schlacht von Prag vorausging, verwundet worden war, hatte sich in Prag seine Wunde heilen lassen, und brach dann noch im Dezember mit dem größten Theile der kaiserlichen Armee auf, um das feste Karlstein einzunehmen. Karlstein, obwohl sehr gut befestigt und mit großen Kriegsvorräthen versehen, ergab sich ohne Widerstand, gegen freien Abzug der meist aus Engländern und Schotten bestehenden, zweitausend Mann starken Besatzung. Es waren dies die wenigen Hilfstruppen, welche der König von England seinem Schwiegersohne, dem Böhmenkönig Friedrich, zugesandt hatte.

Nun ergaben sich alle böhmischen Städte, bis auf die von Mansfeld besetzten, Pilsen, Tabor, Elnbogen, von welchen aus derselbe die Besitzungen der dem Kaiser anhänglichen böhmischen Herren brandschatzte. Doch auch Mansfeld hielt sich nicht mehr lange und wurde bedroht von allen Seiten, und durch günstig geführte Unterhandlungen zum Abzug aus Böhmen veranlaßt.

Bucquoi rückte nun gegen Ende des Jahres **1620** mit seinem Armeecorps nach Mähren, über Deutschbrod zog er nach Iglau, woselbst ihm bereits die Landschaftsabgeordneten entgegen kamen, um ihren Gehorsam gegen den Kaiser auszudrücken. Bucquoi wies sie an, bei dem Kaiser um Gnade nachzusuchen und ihre guten Gesinnungen durch die Verproviantirung der Armee zu bethätigen.

Von Iglau zog Bucquoi nach Meseritzsch, und dann über Brünn nach Olmütz, wo er in den ersten Tagen des Januar eintraf. Die wenigen mährischen Truppen, welche noch einzelne Orte besetzt hielten, ergaben sich nun auch, und somit konnte Bucquoi daran denken, die Ungarn anzugreifen, welche bei Wesely und Skalitz standen. Sie warteten jedoch das kaiserliche Corps nicht ab, sondern zogen sich aus Mähren völlig zurück.

Bucquoi, welcher nun nach Wien abging, um von seinen Fortschritten dem Kaiser persönlich Bericht zu erstatten, übergab das Commando dem General Verdugo*), welcher die Truppen in den größeren Städten

*) Wilhelm Graf Verdugo, Herr zu Böhmisch-Maschau und Nagrowitz, kaiserl. und königl. spanischer General, war ein Sohn des berühmten spanischen Admirals und Feldmarschalls Franz Verdugo, und ein Enkel des nicht weniger verdienstvollen Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, dessen Biographie wir schon lieferten. Wilhelm Verdugo mußte Alles, was ihn umgab, auffordern, auf der Bahn der Ehre in die Fußstapfen seiner ruhmvollen Ahnen zu treten. Auch zeichnete er sich früh schon, unter den Augen des Vaters, in den niederländischen Kriegen aus. Nachdem er dort mehrere Festungen vertheidigt und die meisten auch wider den Feind behauptet hatte, diente er in Italien unter Don Pedro von Toledo, wo er zur Eroberung von Vercelli (1617) Vieles beitrug. Als die Unruhen in Böhmen ausgebrochen waren, führte Verdugo 1620 wallonisch-spanische Hilfsvölker nach Böhmen, mit denen er zum glücklichen Erfolge in der Schlacht am weißen Berge bestens mitwirkte, nachdem er im Kriegsrathe bewiesen hatte, daß man die der Unternehmung günstigen Umstände nicht unbenützt lassen müsse. Um zu zeigen, wie lebhaft er von der Kampfbegierde des vereinigten Heeres überzeugt wäre, erbot er sich, den ersten Angriff selbst zu leiten. Bucquoi war nicht seiner Meinung: dennoch ehrt die Schlacht und ihr Ausgang Beide in gleichem Grade; jenen, weil er sie wollte und der Erfolg seinen Rath wirklich als den besten bestätigte; diesen, weil er trotz seiner entgegengesetzten Meinung den Sieg doch mit nicht minderer Anstrengung verfolgte. Im Treffen selbst eroberte Verdugo mit eigener Hand eine Fahne, nahm drei feindliche Kanonen, die er sogleich umkehren und wider ihre bisherigen Besitzer spielen ließ, und nahm endlich den Prinzen Christian von Anhalt den Jüngeren gefangen. Der Prinz bot ihm ein starkes Lösegeld für seine Freilassung, aber er stellte sein Schicksal dem Kaiser anheim. Als der Prinz späterhin seine Freiheit erhielt, machte er seinem Besieger aus eigenem Antriebe ein Geschenk von 1000 Dukaten. Auch das englische Ordenszeichen des fliehenden Gegenkönigs (the Garter, der Hosenbandorden) war in Verdugo's Hände gerathen.

Nach dem Siege bei Prag eilte Verdugo mit Bucquoi, um Mähren vollends zum Gehorsam zu bringen, worauf er 1620 wider Bethlen-Gabor nach Ungarn zog, bald aber wieder umkehrte, um Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig auf ihren Streifzügen zu verfolgen. Den Letzteren schlug er bei Höchst (1622) und Beide trieb er aus dem Elsaß und Lothringen. Als Statthalter über die sequestrirte Unterpfalz starb Verdugo am 15. Jänner 1629 zu Kreuzenach an den Folgen einer Verwundung, die er zwei Jahre vorher in der Belagerung von Rheinfels erhalten hatte. Er besaß außer den Kriegswissenschaften auch andere gediegene Kenntnisse, und die Zeitgenossen rühmten ihn nicht minder wegen seiner Einsichten, seines Verstandes, als auch wegen seines sittlichen Charakters.

(Thaten und Charakterzüge rc. I. Band.)

an der ungarischen Grenze in Quartiere legte. Bucquoi legte zu Wien nicht weniger als 85 eroberte Fahnen seinem Monarchen zu Füßen, der den siegbewährten Feldherrn mit beträchtlichen Gütern in Böhmen beschenkte und mit neuen Würden belohnte.

Während des Winters machten die Ungarn noch verschiedene Angriffe auf die von den Kaiserlichen bezogenen Quartiere, und Bucquoi, welcher im Februar wieder bei der Armee angelangt war, concentrirte dieselben und nahm das feste Theben ein. Sein nächster Anschlag ging sofort auf Preßburg, doch es erschien hier Bethlen-Gabor mit 15000 Mann zum Entsatz, und Bucquoi mußte sein Vorhaben vorerst aufgeben. Bethlen-Gabor hoffte damals immer noch, der König Friedrich von Böhmen werde bald wieder mit 30,000 Mann auftreten, so daß er im Vereine mit demselben und mit 20,000 Tataren, welche ihm versprochen waren, Böhmen von Neuem und mit besserem Erfolg würde überziehen können.

Dieser aber, so wie jene erschienen nicht, und Bucquoi, durch 2000 Mann verstärkt, wodurch seine Armee auf 20,000 Mann gebracht wurde, schickte sich nun zur Belagerung Preßburg's an. Am 2. Mai hatte er bereits diese Stadt in seiner Gewalt, und am 7. ergab sich auch die Besatzung, welche sich in das Schloß zurückgezogen hatte.

Der Fall Preßburgs erzeugte bei den Ungarn eine tiefe Bestürzung, und rasch hintereinander ergaben sich ohne lange Gegenwehr: Tyrnau, Altenburg, die Insel Schütt, St. Georgen, Pösing und Modern.

Endlich schritt Bucquoi zur Belagerung von Neuhäusl. Er glaubte diesen wichtigen Ort wegen der Einverständnisse, die er daselbst unterhielt, leicht einnehmen zu können; doch sah er bald, daß er eine förmliche Belagerung unternehmen müsse, da die Ungarn die Besatzung bedeutend verstärkt hatten. Indessen litt die kaiserliche Armee großen Mangel an Lebensmitteln; sie trug aber eines Theiles durch ihre Verheerungen und Verwüstungen selbst Schuld daran, auch hatten die Ungarn alle Zugänge zu ihrem Lager stark besetzt, so daß sie ohne Zufuhr blieben. Es mußten daher große Fouragirungen vorgenommen werden, welche verschiedene Gefechte veranlaßten.

In einem derselben, welches am 10. Juli 1621 Statt fand, wurde die kaiserliche Reiterei von den Ungarn geworfen; Bucquoi, hiervon in Kenntniß gesetzt, beeilte sich, die Seinen mit einigen Compagnieen Reiter zu unterstützen.

Die Ungarn waren ihm aber trotzdem an Zahl weit überlegen, und so reichten seine Kräfte nicht aus, und nach einigen heftigen Scharmützeln zogen sich seine Truppen zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde Bucquoi das Pferd unter dem Leibe erschossen, bevor er sich emporrichten konnte, wurde er von den nachsetzenden Ungarn eingeholt und zusammengehauen. Er hatte schon 14 Wunden erhalten, als sie ihn endlich mit einem Speerstoß vollends tödteten. Sein furchtbar entstellter Leichnam blieb am Schlachtfelde liegen, nachdem die Kaiserlichen gesammelt und verstärkt wieder vorgerückt waren, von diesen, welche ihn anfänglich nicht vermißt hatten, daselbst gefunden.

Der Tod des Oberfeldherrn, so wie der Mangel an Unterhalt veranlaßte sofort die kaiserlichen Obersten, die Belagerung von Neuhäusl aufzuheben und sich über Komorn nach Preßburg und endlich aus Ungarn völlig zurückzuziehen.

Bemerkenswerth ist, daß den letzten Feldzügen gegen die Ungarn, an Bucquoi's Seite, auch der nachmalige berühmte Philosoph René Descartes beiwohnte und wacker focht.

Bucquoi's Leichnam wurde auf Befehl des Kaisers nach Wien gebracht, und am 20. Juli mit großer kriegerischer Pracht in der Minoritenpfarrkirche beigesetzt.

Allein nicht lange währte dort seine Ruhe. Denn kaum zwei Jahre nach der Beisetzung seiner Hülle in der Wiener Minoritenkirche wurde sie auf Bucquoi's ihm vom Kaiser Ferdinand geschenkte Herrschaft Rosenberg in Böhmen gebracht. Wie selbes aus nachstehendem Schreiben des damaligen Hohenfurther-Stiftsabtes, dessen Original sich im Archive des Schlosses Gratzen befindet, zu ersehen ist:

„Dem edlen gestrengen Herrn Philippo von Strätten, wohlbestallten Regenten Ihrer Excellenz Frauen Gräfin von Buquoy über die Herrschaft Rosenberg, Gratzen, und Liebegitz: meinem freundlichen lieben Herrn Nachbarn.

Edler Herr! Des numehr in Gott ruhende H. H. Conde Buquoy in Rosenberg sein Ruhstatt zu nehmen, angebrachten Körpers Notification thue ich mich höchlichen bedanken. Will nicht allein morgen, geliebts Gott! neben dem Glockenläuten den Gottesdienst zu verrichten anstellen: sondern auf bemeldeten Dienstag, wo nicht unvermeidliche Verhindernuß einfallen, auch neben etlichen der meinen gedachten H. Conde Buquoy Körper zu der Ruhestatt begleiten, und was sich bey solchen Begegnussen gebührt, helfen ver-

richten. Die vier begehrte Wappen, so viel möglich, und so gut es ein Laybruder vermag, sollen verfertigt werden. Das (vielleicht Bild) so der Herr überschickt, hat er, so viel möglich gewest, abkontrafirt zu erhalten. Thu hiermit den Herrn in den Schutz des Allerhöchsten befehlen.

Hohenfurt, den 27. August 1623.

Des H. Nachbarn Dienbeflissener williger
„Gangolf Scheidinger"
h. t. Abbas.

Im Gratzner Schloß-Archive befinden sich auch von unserm Feldherrn folgende Denkmale aufbewahrt:

1) Jenes Hemd, in welchem Bucquoi getödtet wurde. Es ist vielfach durchlöchert und mit Blut befleckt.
2) Bucquoi's silberner, vergoldeter und mit Steinen besetzter Commandostab.
3) Drei rothe Decorationen des Ordens von Calatrava.
4) Ein paar Handschuhe von Elendleder.
5) Der Orden des goldenen Vließes in Futteral.
6) Vier vergoldete Kammerherrnschlüssel.
7) Ein Gemälde, das ihn mit den Wunden darstellt, die er im letzten Treffen erhielt.
8) Mehrere Actenstücke und Briefe in deutscher, lateinischer, französischer, italienischer, spanischer und holländischer Sprache, welche vortreffliche Materialien zu einer pragmatischen Lebensbeschreibung enthalten, die noch benutzt zu werden verdienen.
9) Eine mit Gold gestickte Estandarte, vorne mit dem Bilde des Heilandes am Kreuze und den Worten: Exurge Domine! et judica causam tuam; rückwärts mit dem Bilde Mariens und der Inschrift: Monstra te esse matrem.

Bucquoi hinterließ einen einzigen Sohn, der als kaiserlicher geheimer Rath starb; dessen jüngster Sohn, Longueval Langelin Graf von Bucquoi, trat jung in Militairdienste, und war 1691 Oberst und Inhaber eines Dragoner-Regimentes, welches, 1682 errichtet, den älteren Bruder des Prinzen Eugen, Ludwig Julius, im Treffen bei Petronell 1683 geblieben, dann den berühmten Häusler (auch Heisler), und 1684 den General Magni, geblieben im Jahre 1690 in einem Scharmützel bei Kronstadt, zu obersten Chefs hatte.

Am Tage vor der Schlacht bei Salankement verspätete sich das Regiment auf dem Marsche, und wurde Angesichts der kaiserlichen Truppen vom Feinde zusammengehauen, so zwar, daß nur der Adjutant mit 4 Dragonern entkam. Am Schlachttage selbst suchte der Oberst Langelin Bucquoi, gekränkt über den Unfall seines Regiments, den Tod, und blieb auch in der Schlacht; sein Regiment wurde nicht wieder errichtet.

Heinrich Duval Graf Dampierre,

kaiserl. Feldmarschall und geheimer Kriegsrath.

Dampierre ward um 1560 im Bisthume Metz im Lothringenschen geboren. Ueber seine Jugendjahre, sowie über seine Abstammung sind leider nirgends nähere Daten aufzufinden. Unter Kaiser Rudolph II. focht er gegen die Türken, und machte unter Basta's Commando die Feldzüge in Siebenbürgen mit. Gemeinschaftlich mit Ludwig Rákoczy war er eine Zeitlang Commandant der wichtigen Festung Lippa. 1603 schlug und zersprengte er am eisernen Thore die Trümmer des türkisch-tatarischen Heeres des getödteten Moses Szekelyi, worauf Basta Siebenbürgen abermals besetzen konnte. Als bald darauf Gabriel Bethlen (Bethlen-Gabor) nach der Herrschaft in Siebenbürgen strebte, schlug ihn Dampierre 1604 so derb, daß Bethlen kümmerlich nur sich durch Schwimmen über die Temes retten konnte. Gegen den mit Uebermacht heranrückenden Stefan Bocskay konnte sich Dampierre mit seiner geringen Truppenzahl nicht halten, und mußte sich zurückziehen; 1605 befand sich Dampierre in Gran, während der Belagerung dieser Festung durch den Großwessir Mehemed, und erhielt an der Stelle des Grafen Gottfried von Oettingen, der vor dem Feinde geblieben war, das Commando dieser Festung. Dampierre vertheidigte Gran hartnäckig, bis die eigene treulose, verrätherische Besatzung sich auflehnte, und ihn an Händen und Füßen geknebelt, sammt der Festung den Türken überlieferte. Die Art seiner Befreiung aus türkischer Gefangenschaft ist unbekannt, doch findet man ihn bald darauf unter Kaiser Matthias Regierung, in den venetianischen Kriegen, den Erzherzogen

der steirischen Linie dienend, und da er vorzügliche Dienste leistete, ward er von Matthias selbst in Kürze zum Kämmerer, Kriegsrath und Obersten ernannt. Als in den letzten Regierungsjahren dieses Kaisers die bekannten böhmischen Unruhen ausbrachen, wurde er mit einem in der Eile zusammengerafften schwachen Truppenkorps nach Böhmen gesandt, in welches Land er am 14. August 1618 verheerend eindrang, Bistricz wegnahm. Von hier rückte Dampierre auf Neuhaus, welches von drei Fahnen der Böhmen unter dem Obersten Brand vertheidigt wurde. Als Dampierre's Aufforderung zur Uebergabe unbeachtet blieb und er ungeachtet zweier Stürme den Ort nicht einnehmen konnte, ließ er die Vorstädte abbrennen und die Kirche des St. Wenzel plündern. Die Bürgerschaft schickte hierauf Abgeordnete an den Grafen Dampierre, sich um so mehr über diese Grausamkeit beklagend, als sie dem Kaiser treu zu bleiben entschlossen sei und nur durch die Besatzung verhindert werde, die Thore zu öffnen. Der böhmische Oberanführer Graf Thurn jedoch, benachrichtigt von der Noth der Seinen, hob die Belagerung von Budweis auf und rückte mit bedeutender Truppenzahl gegen Dampierre, der sich hierdurch genöthigt sah, bis Bistricz zurückzugehen, wo er sich verschanzte. Hier blieb er, bis der kaiserliche General und Oberbefehlshaber Graf Bucquoi mit beiläufig 6000 Mann Reservetruppen eintraf. Nun rückte Dampierre zum zweiten Male vor Neuhaus. Unter dem Schutze eines Gewitters kam er bis an die Thore dieses Städtchens, welche er mit Petarden sprengte, von der Besatzung aber abgewiesen wurde. Er gab somit sein Vorhaben, sich Neuhaus zu bemächtigen, gänzlich auf und marschirte nach Pilgram, wohin von dem Grafen Thurn eine Besatzung entsendet worden war. Dampierre überfiel diese auf dem Marsche, nahm sie theils gefangen, machte theils sie nieder und bemächtigte sich hierauf der Stadt Pilgram.

Dampierre war nun weiter unter Sengen und Brennen bis Czaslau gerückt, wurde aber hier von Thurn, am 14. September, mit einer bedeutenden böhmischen Streitmacht angegriffen und geschlagen. Nachdem er sich aber von dieser Schlappe erholt hatte, rückte Dampierre vor Lomnitz und bemächtigte sich dieses Städtchens, bei welcher Gelegenheit ihm ein großer Proviantvorrath zu Theil wurde.

Mit Bucquoi lebte Dampierre meist in gespannten Verhältnissen, und verließ endlich die Armee ganz, da er sich Bucquoi's Befehlen, dem er untergeordnet sein sollte, nicht fügen wollte. Er ging nach Wien und

errichtete dort ein Corps auf eigene Hand, mit dem wir ihn bald wieder am Kriegsschauplatze begegnen. Am 10. Juni 1619 besiegte er, zugleich mit Albrecht von Waldstein, den Grafen Ernst von Mansfeld bei Tein und half dadurch das von Thurn belagerte Wien befreien, nachdem das von Dampierre errichtete Kuirassier-Regiment (jetzt Prinz Karl von Preußen) *) wenige Tage früher unter dem Obersten St. Hilaire zu Wasser von Krems nach Wien geeilt war, und durch unerwartete Besetzung des Burgplatzes, wie allbekannt, den Kaiser Ferdinand II. von den ihn heftig bedrängenden aufrührerischen protestantischen Ständen befreite. Einer von ihnen, Andreas Thonradtel, Herr von Ebergassing (und Besitzer des in der Nähe Wiens gelegenen freundlichen Ortes Sparbach) vergaß sich so weit, daß er den Kaiser bei den Knöpfen seines Kleides erfaßte und mit unziemlichen Reden ihn zur Unterschrift drängte.

Zum Andenken an dieses wichtige Ereigniß ertheilte der Kaiser Ferdinand II. 1619 diesem Regimente für seine besondere Treue und Tapferkeit nachstehende Privilegien, welche von weiland Seiner Majestät dem Kaiser Franz I. bei Gelegenheit der im Jahre 1819 stattgehabten Säkularfeier allergnädigst bestätigt wurden.

1) Das Regiment darf in Diensteställen unter Trompetenschall und mit fliegenden Estandarten durch die K. K. Hofburg und die Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien marschieren;

2) auf dem kaiserlichen Burgplatze sich aufstellen und durch drei Tage allda für freie Werbung den Werbtisch aufschlagen;

3) von dem Regimente wird dann vor der dem Regiments-Comman-

---

*) Dieses ausgezeichnete (böhmische) Kuirassierregiment, das 8. in der K. K. Armee, 1618 von Dampierre errichtet, hatte folgende Inhaber:

1618 Dampierre; 1631 St. Hilaire; 1648 Johann von Werth; 1652 Herberstein; 1674 Bournonville; 1680 Prinz Carl von Lothringen; 1682 Oberst Baron Coneburg und Duvigni; 1683 Oberst Franz Baron Chauvirav; 1685 F. M. L. Baron St. Croix; 1697 Oberst Joseph Prinz von Lothringen; 1705 Oberst Ferdinand Graf Breuner; 1710 F. M. L. Thomas Emanuel Prinz von Savoyen; 1730 F. M. Eugen Prinz von Savoyen; 1735 F. M. Franz Graf von Hohenems; 1757 Oberst Erzherzog Ferdinand; 1761 Oberst Erzherzog Maximilian; 1780 G. d. C. Friedrich Fürst von Hohenzollern-Hechingen; 1813 F. M. Großfürst Constantin, Cesarewitsch von Rußland; 1831 G. d. C. und Hofkriegsrathspräsident Ignaz Graf Hardegg; 1848 F. M. L. Carl Graf Auersperg; 1848 Prinz Carl von Preußen.

danten in der K. K. Hofburg pro forma einzuräumenden Wohnung, wohin die Regiments-Estandarten zu bringen sind, die Wache bezogen und

4) dem jeweiligen Regiments-Commandanten ist bei solcher Gelegenheit gestattet, unangemeldet, in voller Rüstung vor Sr. Majestät dem Kaiser zu erscheinen.

5) Das Regiment hat die Versicherung, niemals reducirt oder aufgelös't zu werden, und endlich

6) die Auszeichnung, daß kein Mann des Regiments wegen Verbrechen, worauf Todesstrafe gesetzt ist, in demselben hingerichtet, sondern in solchen Fällen der Schuldige zur Vollziehung solcher Strafe jederzeit zu einem anderen Regimente abgegeben werde.

Die berühmtesten Inhaber dieses ausgezeichneten Regiments waren der treffliche Reitergeneral Johann von Werth, Carl von Lothringen und Prinz Eugen von Savoyen. — —

Dampierre rückte hierauf mit nur 8000 Mann nach Mähren, um diese Provinz von dem Anschlusse an den böhmischen Aufstand abzuschneiden, eroberte das feste Schloß Jassowitz, griff aber Nikolsburg vergeblich an, und blieb auch in einem Gefechte bei Wistrich gegen die Mähren im Nachtheile. Im Jahre 1620 erhielt er den Orden der Santa Milizia; im nämlichen Jahre drang er wiederum nach Böhmen vor, wo es ihm gelang, mit nicht mehr als 1600 Mann eine drei Mal stärkere Abtheilung des böhmischen Heeres aufzureiben, und wurde bald darauf mit 10,000 Mann frischer Truppen nach Ungarn gegen den herannahenden Bethlen-Gabor gesendet. Denn noch war der, im Dec. 1619 unter französischer Vermittlung, zwischen Kaiser Ferdinand und dem Siebenbürger Fürsten und Gegenkönig in Ungarn, Bethlen-Gabor, bald nach der Umzingelung Wiens durch die Böhmen und Ungarn abgeschlossene Waffenstillstand nicht zu Ende, als wenige Tage früher, am 26. Sept. 1620, schon Bethlen-Gabor über Tyrnau in Preßburg einrückte und sogleich eine Schiffbrücke über die Donau schlagen ließ. — Um seinem, den ungarischen Ständen nach vollbrachter Königswahl von Ungarn auf dem Neusohler Reichstage gethanen Versprechen zu folgen, begab er sich auch persönlich zu Felde, setzte am 29. Sept. mit mehreren Tausend seiner Truppen über die fertige Brücke auf das jenseitige Ufer, und fiel stracks darauf nach Oesterreich. Von Deutsch-Altenburg, wo er still hielt, ließ er die eingeschlossenen Bürger von Hamburg zur Uebergabe auffordern. Sie

verlangten einen Tag zum Bedenken, verwendeten aber denselben zur Befestigung ihrer Stadt. Aufgefordert zum zweiten Mal, baten sie flehentlich um Verlängerung des Waffenstillstandes, währenddem sie die Eingänge der Stadt mit ungeheuren Steinen inwendig verrammelten. Als Alles zur Vertheidigung vorbereitet war, gaben die Hamburger von den Zinnen der Stadtmauer die Antwort: „Sie hätten einen rechtmäßigen Herrn, dem sie getreu zu verbleiben entschlossen, und bereit seien, sich eher in den Ruinen der Mauer begraben zu lassen, als die Gefahr mit Meineid abzuwenden." — Darauf befahl Bethlen die Stadtthore mit Kanonen zu beschießen; weil aber damit wenig ausgerichtet wurde, beorderte er die entschlossensten Soldaten zum Angriff der Mauern, welche zwar von den Bürgern tapfer vertheidigt, nichts destoweniger aber von einigen Ungarn erstiegen wurden, die auf der Zinne derselben zwei weithin schimmernde Fahnen, eine des Fürsten Bethlen, die andere des Grafen Emerich Thurzo, Unterbefehlshabers, aufpflanzten und von oben die übrigen Kriegskameraden zum Sturme entflammten. Der Angriff auf die Mauern geschah mit kühnem Muth, aber mit geringer Zurüstung; denn wegen Mangel an langen Sturmleitern erstiegen gar Wenige die hohen Stadtmauern; aber auch diese wurden durch die erbitterten Bürger hinabgestoßen und die Uebrigen mit ununterbrochenem Kugelregen von der Stadt weggejagt. Und so gab Bethlen, der, unbekümmert um die verrammelten Thore, Feuer in die Stadt hätte schleudern sollen, nach drei vergeblichen Stürmen die Belagerung von Hamburg am 1. Oct. 1620 Abends auf. Bei dem Dorfe Hundsheim wurden ungefähr 300 Mann der Bethlenischen Truppen durch die Kaiserlichen niedergemacht. Aber diesen Schaden rächten jene bald wieder zu Schächat und Kaiser-Ebersdorf, in welche namhafte Orte sie mit 3000 Mann einfielen, und was sie von kaiserlichen Soldaten und Einwohnern antrafen, des Lebens beraubten. Dieser Ueberfall verursachte ein großes Jammern und Flüchten nach Wien, und viele Leute verkrochen sich in die Wälder. — Da schickten die Evangelischen von Wien an Bethlen ein Schreiben, worin sie baten, er möchte die Stadt und Gegend mit seinen Heereszügen verschonen, weil die Einwohner an dem, was etwa vorgehe, nicht schuldig seien. Darauf zog Bethlen gegen Wienerisch-Neustadt, dann nach Oedenburg, Lakenbach und Güns. In der letztern Stadt kamen zwei Abgeordnete von der französischen Gesandtschaft in Wien zu ihm, um mit ihm über einen Frieden zu tractiren.

Mittlerweile zog, wie schon erwähnt, der kaiserliche Obergeneral Graf Dampierre ein Armeecorps von **10,000** Mann zusammen, und faßte den Anschlag, die Schiffbrücke bei Preßburg zu zerreißen, sohin auf diese Weise den unter persönlicher Anführung des erwählten Gegenkönigs Bethlen, (Electus regni Hungariae) darüber ziehenden Völkern den Rückweg zu verlegen, sie in die Enge zu treiben und jede Communication mit Preßburg abzuschneiden. — Zu dem Ende wurden von Wien etliche Schiffe, mit Steinen beladen, worunter einige Feuerwerker mit 16 Tonnen Schießpulver zur Zersprengung der Preßburger Schiffbrücke mit brennenden Lunten dergestalt zugerichtet waren, daß das Schießpulver gerade bei Erreichung der Brücke angezündet werden und mächtige Steine auf und an dieselbe schleudern sollte, auf dem Strom nach Preßburg abgeschickt. Aber dieser Anschlag war zeitlich verrathen; daher die Bethlenischen Soldaten und Schiffleute bei Theben auf selbe im Hinterhalt lauerten und sie bei ihrer Ankunft zwischen dem Markte und der Thebner Au, zum Theil in den Grund bohrten, zum Theil anzündeten, zum Theil wegnahmen, die Artillerie-Mannschaft aber und die Ruderknechte niederhieben.

Weil dieser Anschlag mißlang, faßte Dampierre den Entschluß, mit seinem Kriegsvolk die Stadt und das Schloß Preßburg zu überrumpeln, da er benachrichtigt war, daß die Stadt und das Schloß, worin die heil. Reichskrone mit den übrigen Kleinodien noch in Verwahrung stand, mit geringer Besatzung versehen sei. Zu dem Ende machte er mit einigen Vornehmen und Bürgern in Preßburg ein heimliches Verständniß. Zu der beabsichtigten Ueberrumpelung ließ er nun Petarden und anderes Feuerwerk zurichten, und eilte mit **40** Schiffen und **6000** Mann Infanterie, worunter sich viele vornehme Ritter und Kriegsleute mitbegeben hatten, den 8. Oct. **1620** gegen Nacht vom untern Werd in Wien zu Wasser fort. Auf der Hainburger Heerstraße schickte er **2000** Mann Cavallerie unter dem Befehl des Grafen Collalto eben dahin. Es ereignete sich aber bald Anfangs ein unglücklicher Fall, weil noch an dem nämlichen Abend drei Schiffe an der äußeren langen Wiener Brücke zu Grunde gingen, mit Artillerie und Munitionsvorrath, wie auch eins mit **100** Mann, und fast alle Personen und Pferde ertranken, viele andere Schiffe aber aus Mangel der Schiffleute strandeten.

Dampierre selbst fuhr zwar mit seinen Kriegsleuten von Wien zu Wasser ungestört fort, mußte aber hernach bei Hainburg der übrigen Schiffe

gewärtigen. Unterdessen war die bestimmte Zeit des Angriffs verflossen, da nämlich um ein Uhr nach Mitternacht die Stadt auf der Landseite mit Lärmen hätte angefallen werden sollen. Als Dampierre's Kriegsvolk wieder vom Lande gestoßen war, sind unterhalb Hainburg, am Fuße des Braunsberges, welcher die Ruine der Burg Rattenstein trägt, abermals zwei Schiffe mit 200 Musketieren an Klippen gescheitert, und der größte Theil im Wasser umgekommen. Dessen ungeachtet setzte Dampierre seine Fahrt, bei Theben vorbei, fort, stieg den 9. Oct. Morgens früh bei Sonnenaufgang oberhalb Preßburg mit den Seinigen aus, eroberte bald die an der Donau liegenden Vorstädte Zuckmantel, Weidritz, Donau-Neusiedel, (Donau-Neustift,) die daselbst aufgeworfene Schanze und das darin befindliche Geschütz, zersprengte die Schiffbrücke, nahm den Bethlenischen zwei Kanonen weg, die auf dem Königsberge, der damals nicht am Ufer der Donau, wie der jetzige, sondern vor dem Fischerthor auf der nämlichen Stelle stand, wo sich gegenwärtig das königliche Kornmagazin befindet, aufgepflanzt waren, drehte sie gegen die Stadtmauer und das Fischerthor um, und ließ die Stadt zur Ergebung auffordern. Als die Besatzung erklärte, sich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren, begrüßten sich beide Theile um 7 Uhr früh mit grobem Geschütz. Unter den Belagerten befanden sich auch etliche Fähnlein conföderirter Oesterreicher, Böhmen und Mährer, welche, von den entwichenen österreichischen Edelherren Erasmus von Landau, Andreas Thonradtel von Ebergassing und Zacharias Stärzer mit Wort und Beispiel zur tapfern Vertheidigung der Stadt ermuthigt, die anlaufenden Kaiserlichen mehrmals zurücktrieben.

Als der Angriff mißlang, gab Dampierre die Bestürmung der Stadt um 10 Uhr auf, und eilte mit einem Theil der Musketiere den Schloßberg hinauf, mit dem Vorsatz, die Petarde an das östliche Thor, so der Domkirche zugewendet ist, anzuhängen. Auf dem steilen und schmalen Wege, der zum obberührten Schloßthor führt, und jetzt die Schloßberggasse formirt, wurden seine in Schlachtordnung aufmarschirenden Truppen von der Schloßbesatzung mit dichtem Kugelregen empfangen und zum Weichen gebracht. Aber es wurde der zweite Angriff wiederholt, und vor dem Thore ein mörderisches Gefecht mit gegenseitiger Erbitterung geliefert, weil einerseits die Dampierre'schen Musketiere mit aller möglichen Anstrengung ihrer Kräfte die Pallisaden herausrissen und mit martialischem Geschrei sich zum Vordringen unter einander entflammten; andererseits aber die bedrängte Be-

satzung den Vordringenden einen Hagel von Kugeln aus Musketen entgegenschickte und unter denselben eine solche Niederlage anrichtete, daß der ganze Weg mit Blutströmen bespritzt und mit Leichnamen bestreut war. — Schon hatte die erste Reihe der alle Wunden und tödtliche Schläge verachtenden Angreifer sich dem Thore genähert. Der unerschrockene Dampierre, voll Hoffnung eines glücklichen Erfolges, gab schon das Zeichen zum Anhängen der Petarde mit bloßem Degen und trieb die Seinen zur Auffsprengung des Schloßthores an, als er in demselben Augenblicke von den im Schlosse kämpfenden mährischen oder schlesischen Soldaten erkannt, mit einem Hagel von Kugeln begrüßt und aus einer Muskete auf die linke Seite des Kopfes so gut getroffen wurde, daß die Kugel zum rechten Ohr wieder herausfuhr und er augenblicklich todt zu Boden fiel. Dies geschah um 2 Uhr Nachmittags. Als die Kaiserlichen den Fall ihres Oberanführers bemerkten, liefen sie in der wildesten Verwirrung mit solcher Eile, daß sie nicht nur den Leichnam ihres Generals, sondern auch die Petarden und Brandzeuge zurückließen. Dann machte die Besatzung aus dem Schlosse einen wüthenden Ausfall, verfolgte die Fliehenden mit Säbel und Flinten; des gefallenen Grafen Dampierre Kopf, Brust und Angesicht wurde von den wider ihn erhitzten Hayducken mit Buzogany's und Piken zerschlagen, dann der Kopf mit dem Säbel abgehauen und der Leib hinauf auf das Schloß geschleppt.

Nach diesem Mißlingen entfiel den Kaiserlichen aller Muth, etwas Weiteres vorzunehmen, um so mehr, als Collalto, im Moment des Unglücks mit seiner Reiterei über Engerau ankommend, von den Ungarn, die einen lebhaften Ausfall machten, mit empfindlichem Verlust in die Flucht geschlagen und selbst verwundet wurde. Als die Kaiserlichen nebstbei hörten, daß Bethlen-Gabor's General, Georg Rakoczy, mit dritthalb Tausend Mann zum Entsatz im Anzug sei, machten sie sich von Preßburg weg, setzten über die Donau; es stürzten aber viele von ihnen in's Wasser, andere kamen wohlbehalten nach Hainburg. Etliche Compagnieen fielen unterwegs zwischen Hainburg und Bruck an der Leitha in einen Hinterhalt Stefans Petenháзy und Stefans Töröck, und als sie selbem offene Stirne boten, wurden sie größtentheils (worunter auch welche vom österreichischen Adel und etliche Oberste waren,) nach muthigem Widerstande erlegt. —

Kaiser Ferdinand II. schickte ohne Verzug zu den zerstreuten entmuthigten Truppen gegen Hainburg den Grafen Johann Breuner als Oberbefehlshaber, der sie wieder unter die Fahne versammelte.

Als der Siebenbürger Fürst Bethlen=Gabor benachrichtigt wurde, was sich in Preßburg zugetragen, kam er aus dem Eisenburger Comitat eilends nach Preßburg und ließ daselbst mehrere Magnaten einziehen. Er ehrte des gefallenen Helden Andenken. Auf seinen ausdrücklichen Befehl ward des Grafen Dampierre Kopf an den Körper wieder angeheftet, und im Beisein des mit ihm von Güns hergekommenen französischen Abgesandten, Herzogs von Angoulême, von dessen Nation Dampierre war, stattlich und ansehnlich im Franziskanerkloster zu Preßburg zur Erde bestattet, und allda in die Gruft des tapfern Kriegers Ladislaus Pethey einstweilen beigesetzt. Dem Leichenbegängniß, das mit aller militairischen Pracht vollzogen wurde, wohnte auch Fürst Bethlen, seine sämmtlichen Generale und der französische Gesandte bei. Den Leichnam des Grafen Dampierre verehrte Bethlen dann zu Anfang des folgenden Jahres, **1621**, dem französischen Gesandten am Wiener Hofe, welcher ihn in Wien am **4.** Jänn. bei den Augustinern prächtig begraben ließ. —

Hieronymus Caraffa Marchese von Montenegro,

des heil. römischen Reiches Fürst, kaiserl. und königl. spanischer Generallieutenant, kaiserl. Geheime=Rath.

Aus einem berühmten neapolitanischen Geschlechte entsprossen, wurde Caraffa **1564** in Abruzzo geboren und mit **14** Jahren nach Rom gebracht, wo er unter den Augen seines Großoheims, des Cardinals Anton Caraffa, in dem damals so gelehrten Rom zu den Wissenschaften erzogen und vielfältig ausgebildet wurde. Der Wunsch seiner Familie veranlaßte ihn, etwas frühzeitig sich mit Hippolyta von Lannoy, einer Enkelin des berühmten Feldherrn und Vicekönigs von Neapel, Carl von Lannoy, Fürsten von Sulmona, zu vermählen. Anfangs für den Staatsdienst bestimmt und herangebildet, änderte sich, wie es in so jungen Jahren im Leben oft der Fall ist, urplötzlich Caraffa's Neigung, und er wandte diese ganz dem edlen Kriegerstande zu. In seinem **23.** Jahre trat er gegen den Willen seiner sämmtlichen Anverwandten in spanische Kriegsdienste, zog **1587** unter dem großen Alexander Farnese in die Niederlande, wo er

bei vielen Gelegenheiten sich auszeichnete. Später diente er unter den gegen Heinrich IV. von Frankreich gesandten spanischen Truppen. Er befand sich bei dem wüthenden Sturme vor Lagny (1590), durch welchen dieser Platz im Angesichte der königlichen Armee genommen ward, und bei dem nach Rouen gebrachten Succurse, wodurch sich die Stadt erhielt und nicht eher überging, als bis Paris dem König die Thore geöffnet hatte. Für kurze Zeit zurückgerufen, kämpfte er in dem Treffen, worin die Holländer den Grafen von Nassau verloren und erhielt zwei Schußwunden darin. Bald befehligte er in Friesland, führte sodann seine Truppen durch Brabant nach Flandern, und holte sich in einem Gefechte bei Nymwegen abermals eine Schußwunde. Hierauf an die französische Gränze gerufen, fand er Gelegenheit, sich in vielen, wenn auch kleineren Treffen hervorzuthun. Caraffa wohnte auch dem Ueberfalle von Amiens (1597) bei, womit einer der berühmtesten Krieger des spanischen Heeres seine Laufbahn krönte. Die Vertheidigung der eroberten Stadt, in welcher Porto-Carero fiel, war eine der schönsten, die jemals veranstaltet worden sind. Hernand Teilo von Porto-Carero, einer der ausgezeichnetsten spanischen Offiziere, hatte sich vorgenommen, Amiens, das zumeist nur von Bürgern bewacht war, zu überfallen. Er rückte den 10. März 1597 des Nachts nahe an die Stadt, hob alle Reisende auf, um nicht verrathen zu werden, und legte sich in einen Hinterhalt. Hierauf steckte er dreißig Soldaten in Bauernkleider und ließ sie Lebensmittel zur Stadt bringen, womit auch drei Wägen beladen wurden. Als diese 30 maskirten Soldaten in die Stadt gelassen wurden und der dritte Wagen unter dem Fallgitter am Thore war, verschütteten sie absichtlich einen Sack mit Nüssen, und hielten dadurch den Wagen und das Fallgitter auf. Währenddem bemächtigten sich die dreißig Mann einiger Gewehre der Bürger, tödteten die Thorwache und ließen die Ihrigen ein, die hier ungeheure Vorräthe fanden. König Heinrich IV. war äußerst bestürzt über den Verlust dieses wichtigen Platzes und unternahm sogleich dessen Belagerung, die er auch selbst leitete. Der große französische Feldherr und Minister Sully versah des Königs Lager mit allen Nothwendigkeiten, um die französischen Truppen desto thätiger und muntrer zu erhalten; auch wurden hier die ersten Feldspitäler errichtet, um die Verwundeten und Kranken wiederherzustellen. Porto-Carero machte mehrere glückliche Ausfälle, welche die Franzosen sehr schwächten. Als sie endlich einen Hauptsturm wagten, wurden sie zurückgeworfen, aber Porto-

Carero verlor sein Leben dabei. Die Spanier, ihres wackeren Oberhauptes so schnell beraubt, wählten den bereits sehr geachteten Caraffa an dessen Stelle. Caraffa setzte mit nicht minderem Eifer die Vertheidigung von Amiens fort. Er schlug an Einem Tage drei Stürme ab, und weil er durchaus nichts von einer Uebergabe hören wollte, obgleich in der Stadt eine große Theuerung herrschte, so waren viele seiner eigenen Leute schon mißvergnügt, ja einer vergaß sich so weit, nach Caraffa zu schießen, doch glücklicher Weise traf ihn die Kugel nicht. Bisher hatte Caraffa auf seinen Entsatz von dem Erzherzog Statthalter der Niederlande gewartet. Da dieser aber durchaus nicht zu bewirken war, so forderte Heinrich IV., der die Lage kannte, nunmehr den Feldherrn auf, die Festung zu übergeben; aber Caraffa schwur, eher seinem Vorgänger im Tode zu folgen, als die Festung ohne des Erzherzogs Einwilligung zu öffnen. Erst als ihm Heinrich IV. gestattete, eine Anfrage an den Erzherzog zu senden und dieser, von der Sachlage überzeugt, in die Uebergabe willigte, übergab Caraffa den 25. September 1597 den wichtigen Platz, der so lange und mit so viel Muth als Umsicht vertheidigt worden war. Er zog mit allen Ehren aus und wurde von dem ebenso tapferen Heinrich IV. mit allen den Ehrenbezeigungen und der Achtung überhäuft, die einem solch wackeren Krieger gebührten. Caraffa widmete dann noch einige Zeit seine Dienste dazu, unter dem Statthalter Erzherzog Albrecht den Aufruhr in den Niederlanden möglichst zu bekämpfen. Nachdem er auch der berühmten Belagerung von Ostende beigewohnt hatte, ging er an den Hof nach Spanien. Von hier ward er nach Italien gesandt; auf der Reise dahin ward er von Banditen überfallen, aus deren Händen er sich nur mit Mühe und stark verwundet losmachen konnte. Nach zwei Monaten endlich von seinen Wunden genesen, ward er nach Mailand gesandt, und nach dem Frieden mit Savoyen kehrte er wieder nach Madrid zurück, wo ihn der König zur Belohnung für seine rühmlichen Leistungen zum Feldmarschall erhob.

Nach so manchen Proben, die Caraffa sowohl von seinem Heldenmuthe als von seinen militairischen Kenntnissen abgelegt hatte, wollte ihm der König von Spanien den Befehl über seine gesammte in Sicilien stationirte Cavallerie übertragen. Auf dem Wege dahin überraschte ihn in Genua der Befehl, umzukehren und nach Deutschland zu gehen, wohin sich der Kaiser Ferdinand II. diesen tüchtigen Feldherrn vom spanischen Hofe erbeten hatte. Hierauf focht Caraffa unter Bucquoi wider die

böhmischen Aufständischen, und führte auf Befehl des Kaisers ein kleines Heer gegen Bethlen-Gabor nach Ungarn, mit welchem er sich in der Gegend von Skalitz gegen Bethlens Uebermacht behauptete, während ihn schon Jedermann für verloren glaubte. Obwohl er kaum 10,000, Bethlen-Gabor aber 40,000 Mann stark war, so verhinderte er doch dessen Vereinigung mit den Böhmen und machte dadurch des Grafen von Thurn Prophezeihung zu Schanden, welcher übermüthig behauptet hatte, daß beide Majestäten (der Fürst Bethlen, als König von Ungarn, und Pfalzgraf Friedrich, als König von Böhmen) ehestens mit einander in Prag speisen würden. Ferdinand II. erkannte auch diesen wichtigen, ihm von Caraffa geleisteten Dienst, und ernannte ihn dafür nach dem mit Bethlen abgeschlossenen Frieden zum Reichsfürsten und zu seinem Geheimen-Rathe, und als Caraffa von dem Kaiser, der eben auf der Jagd war, Abschied nahm und ihm die Hand küßte, zog dieser einen kostbaren Diamantring vom Finger, und gab ihn ihm mit dem Ersuchen, seiner öfter zu gedenken. Caraffa ging Anfangs nach Mailand, und dann wieder nach Spanien, wo er am Hofe mit großer Auszeichnung empfangen und von König Philipp IV. zum Vicekönig und Generalcapitain von Arragonien ernannt wurde. Doch bekleidete er diese Würde nicht lange, denn man fand seine Gegenwart in den Niederlanden, wohin ihn der Cardinal-Infant sehnlichst entbot, viel nöthiger. Der König sandte ihn daher 1630 durch die Lombardei dahin. Auf diese Weise war er schon zur See bis Genua gelangt, und wollte von hier zu Lande weiter, als er plötzlich erkrankte und zu Genua starb, ohne seine Bestimmung zu erreichen, in welcher er dem Erzhause hätte so nützlich werden können. Nicht nur durch Feldherrntalent, auch durch Biedersinn, Uneigennützigkeit, Großmuth und hohe Bildung war Caraffa ausgezeichnet. Er sprach fünf Sprachen, war ein besonderer Freund der Lektüre. Eine echte und wahre Religiosität durchdrang sein ganzes Wesen und prägte sich in allen seinen Handlungen aus. In allen Theilen seines Körpers erfreute er sich einer solchen Leichtigkeit und Beweglichkeit, daß er sich noch im 66. Jahre ohne Steigbügel auf das größte Pferd schwingen konnte. Er hinterließ keine Erben, aber viele und wahrhafte Freunde, und deren sogar, (was viel sagen will) am Hofe, die er sich durch seinen edlen und biedern Charakter erworben, und welche seinen Tod tief beklagten.

Rambold Graf von Collalto,

kaiserlicher Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsident.

Collalto, aus einem uralten angesehenen lombardischen Geschlechte stammend, Sohn des Grafen Anton Collalto (welcher dem Erzherzoge und nachmaligen Kaiser Maximilian II. nach einander als Kämmerer, geheimer Hofkriegsrath, und endlich als Feldmarschall diente, und 1589 von der Republik Venedig zu ihrem Generalissimus ernannt wurde), kam 1579 in Mantua zur Welt. Sein Leben ist ein Schauplatz des seltsamsten Wechsels von Glück und Unglück. Nachdem er in Venedig seine Erziehung erhalten und dort, man weiß nicht warum, vertrieben worden war, begab er sich nach Oesterreich, um unter Eggenberg und Basta die Kriegskunst zu erlernen, machte sich Beiden sehr geneigt, und schwang sich zu immer höheren Posten. Er wurde 1618 Oberst und Inhaber zweier Regimenter, geheimer Kriegsrath und Kämmerer, gerieth aber, wegen seiner Theilnahme an der Gefangennehmung des Cardinal Clesel, bei dem Kaiser Matthias in Ungnade, nahm daher seine Entlassung, lebte in Friaul, und kehrte erst unter Ferdinand II. nach Wien zurück. Er diente nun eine Zeitlang unter Bucquoi wider die Aufständischen in Böhmen, und wurde 1620 als kais. Bevollmächtigter auf den ungarischen Reichstag nach Neusohl gesendet, wo er den Anmaßungen Bethlens kräftig entgegentrat. Im folgenden Jahre mußte er sich vor den überlegenen Insurgenten zurückziehen, nahm aber doch seinen Gegnern mehrere Schlösser ab. 1623 sollte er sein Regiment dem siegreichen Tilly nach Hessen zuführen, fand jedoch alle Pässe von den braunschweigischen Landleuten durch Verhaue gesperrt, wendete sich daher nach Franken, bemächtigte sich aller Schiffe auf dem Main hinunter zum Hauptheere. Hier gab ihm Tilly noch 2 Regimenter zu dem seinigen und sendete ihn sogleich wieder gegen Bethlen nach Ungarn, wo Collalto diesen Fürsten sehr geschickt zu bedrohen wußte, ohne sich gleichwohl in entscheidende Gefechte einzulassen. Schon 1624 mußte er neuerdings ganz Deutschland durchziehen, um den Marquis von Spinola zu verstärken, welcher in den Niederlanden Breda belagerte. 1625 zum Feldmarschall ernannt, befehligte Collalto die Truppen im obersächsischen Kreise, gerieth aber 1626 mit

dem Generalissimus, Albrecht von Waldstein, in Zwist, verließ ohne dessen Erlaubniß das Heer, wurde dafür zu Prag auf kaiserlichen Befehl verhaftet, und erhielt nach seiner Freilassung die Weisung, das Hoflager zu meiden. Zwar setzten ihn seine Freunde wieder in die Gnade des Kaisers; dennoch legte Collalto die Feldmarschallwürde nieder, ging nach Wien, und wurde hier 1627 zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt und in die Zahl der Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Hier gab er einen Beweis seiner Mäßigung und Freimüthigkeit, indem er 1629 dem Kaiser die Ausgabe des folgeschweren allgemeinen Edicts über die Restitution der Kirchengüter dringend, leider vergeblich, widerrieth. In demselben Jahre zog er, begleitet von Aldringen, Gallas und dem Herzoge Georg von Braunschweig, mit 20,000 Mann in die Lombardei, um in dem mantuanischen Erbfolgekriege gegen Karl Gonzaga für den Kaiser zu fechten. Collalto nahm Ostiano, erkrankte jedoch und errichtete daher (8. April 1630) zu Alessandria sein Testament, in welchem er die in Mähren erkauften Herrschaften Pirnitz und Deutsch-Rudoletz als ein Majorat für das gesammte Collalto'sche, und nach dessen Ausgang, für das Hohenzollern'sche Geschlecht bestimmte. Nachdem Aldringen durch längere Zeit an Collalto's Stelle das Commando geführt hatte, erschien Letzterer wieder im Felde, und eroberte den 18. Juli 1639 Mantua, obschon die Venetianer dasselbe zu entsetzen versuchten, mit Sturm, wobei die siegenden Truppen übel haus'ten, Vieles zerstörten, die zu jener Zeit berühmte herzogliche Galerie und Kunstkammer plünderten. Der Herzog von Nevers ergab sich nebst seinem Sohne kriegsgefangen an den Feldmarschall. Collalto wurde für diesen Sieg von dem Kaiser mit 100,000 fl. beschenkt, gleichwohl aber wegen einer geschlossenen Waffenruhe in Anklagestand versetzt, reis'te daher nach Deutschland, um in Regensburg, wo Kaiser Ferdinand II. eben auf einem Kurfürstentage anwesend war, sich zu rechtfertigen; starb aber am 19. November 1639 zu Chur in Graubündten. Sein Leichnam wurde auf Befehl des Kaisers nach Wien gebracht, und feierlich in der Minoritenkirche beigesetzt. Er hatte von Blanca Polyxena Gräfin von Thurn zwei Söhne, Claudius und Anton, die sein Geschlecht fortpflanzten.

(Oesterreichisches Militairlexikon I. Band.)

Ambrosius Marchese von Spinola,

Herzog von San Severino, Grand von Spanien, kaiserl. und königl. spanischer Generallieutenant, Ritter des goldenen Vließes.

Die Spinola's zählte man seit Jahrhunderten zu den angesehensten und berühmtesten Familien in der Republik Genua, und aus diesem edlen Geschlechte stammte Ambrosius von Spinola, geboren um **1569** zu Genua, ein Feldherr von eben so großem Muthe, als schwer zu ermüdender Beharrlichkeit, dessen ausgezeichnete Thaten jedoch mehr Spanien, als Deutschland und Oesterreich angehören.

Spinola's Bruder, Friedrich, war auf der spanischen Flotte als Befehlshaber an der niederländischen Küste angestellt, und bewog unsern in den Waffen früh eingeübten Ambrosius, in den letzten Jahren des **16.** Jahrhunderts **9000** Mann alter italienischer und spanischer Truppen nach den Niederlanden zu führen Nach Art der alten Condottieri, die für eigene Rechnung Compagnieen zusammenbrachten und sie im Dienste eines der kleinen italienischen Staaten auftreten ließen, war Ambrosius Spinola bereit dazu, unter der Bedingung, daß er die Besoldung seiner Schaar zu besorgen habe und dann auf die spanischen Kassen anweisen könne. Dieser kleine Umstand sicherte ihm in einer Zeit, wo Kriegszucht immer zunächst durch richtige Bezahlung der Truppen bedingt war, und die auf's Beste berechneten Unternehmungen scheiterten, wenn es an Geld gebrach, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Wenn im ganzen spanischen Heere Meuterei und Aufruhr wütheten, so waren seine **9000** Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung. Auch trug dies vornehmlich dazu bei, daß der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, den Philipp II. zum Statthalter der mehr als halb verlorenen Niederlande ernannte, und ihm den Besitz derselben mit seiner Tochter Isabella zusicherte, (**1598** kurz vor seinem Tode), Spinola auftrug, die Festung Ostende einzunehmen, welche er selbst seit Jahren schon vergeblich belagerte.

Die Einnahme eines festen Platzes, der, von der See offen, immer mit neuem Vorrath und mit frischen Truppen versehen wird, ist in der Kriegsgeschichte eine Begebenheit, die allein hinlänglich wäre, ihren Mann zu verewigen. Dies ist der Fall mit Ostende und mit dessen berühmtem

Eroberer Spinola. Ueber drei Jahre hatte sich diese Festung gehalten (1601—1604), und die Besatzung, der am Ende nur der Boden fehlte, auf dem sie fußen konnte, übergab die gewesene Stadt, jetzt ein Schutthaufen, an Spinola.

Spinola hatte bekanntlich sein Wort verpfändet, Ostende zu erobern, und er wäre lieber gestorben, als daß er sein Wort nicht gelöset hätte. Aber die Belagerung, welche schon in's vierte Jahr gedauert, hatte auch unsägliche Anstrengungen und Opfer gefordert, beide Theile, Belagerte wie Belagerer, hatten im Ganzen dabei **100,000** Menschen verloren, die Letzteren insbesondere **72,000** Mann!

Die Bedingungen, unter welchen der tapfere Commandant von Ostende, Herr von Marquette, Ostende an Spinola übergab, waren der Tapferkeit der Besatzung ebenso würdig, als Spinola durch Anerkennung derselben sich selbst ehrte. Die Capitulation wurde am **2.** September **1604** abgeschlossen, die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren; die beiderseitigen Gefangenen wurden ausgewechselt, für die Kranken Fuhrwerke zum Transport herbeigeschafft. Die übrigen Bewohner Ostende's erhielten gleichfalls die Erlaubniß zum freien Abzuge und übersiedelten nach Sluis.

Persönlich ehrte Spinola noch den Herrn von Marquette und die vornehmsten Offiziere, indem er sie zur Tafel zog und glänzend bewirthete. Nachdem nun die Besatzung und fast alle Bürger Ostende verlassen hatten, hielten Erzherzog Albrecht und Isabella, welche von Gent herbeigekommen waren, ihren Einzug über die rauchenden Trümmer. Ein schauderhafter Anblick — dies öde Labyrinth von zerschossenen Wällen, von zerstückelten Mauern, von Gräben voll Leichen!

Spinola empfing das Fürstenpaar; Isabella weinte, als sie den großen Schutthaufen sah, welcher einst — Ostende hieß. Um diesen Schutthaufen zu gewinnen, waren Millionen Goldes hingegeben, waren **100,000** Menschen hingeopfert worden!

Das fromme Fürstenpaar unternahm eine Wallfahrt, um Gott für den Sieg zu danken, ließ dann die Festungswerke wiederherstellen und lud männiglich zur Niederlassung in Ostende ein, wozu sie große Freiheiten und Vergünstigungen jenen versprachen und gewährten, welche sich dort anbauen wollten.

Ostende's tapfere Besatzung, **3000** Mann stark, war mitten durch

die Feinde nach Sluis gezogen, wo sie Prinz Moritz von Oranien, den Heldenmuth ehrend, mit entblößtem Haupte empfing und ihnen den Dank der Generalstaaten ausdrückte, für die Dienste, welche sie mit so viel Ausdauer denselben geleistet.

So hatte denn nun Spinola sein Wort gelös't und seinen Namen unvergeßlich gemacht. Durch ganz Europa tönte sein Ruhm, denn aller Orten hatte man unverwandten Blickes auf die merkwürdige Belagerung Ostende's geschaut.

Spinola hegte nach der Einnahme Ostende's die kühnsten Pläne zur unausbleiblichen Unterwerfung der sämmtlichen niederländischen Provinzen. Doch bevor er an die Ausführung dieser Pläne denken konnte, legte er dieselben dem Könige von Spanien Philipp III. vor, zu welchem Ende er sich noch im Jahre 1604 nach Madrid begab. Philipp III. empfing den ritterlichen Helden des spanischen Interesses und des Katholicismus mit der höchsten Auszeichnung, erhob ihn zum Herzog von San Severino, so wie zum Range eines Granden von Spanien, und ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes und billigte vollkommen den vorgelegten Entwurf des neuen Feldzuges. Als Oberfeldherr der spanisch erzherzoglichen Heere in den Niederlanden, mit Vollmachten, Geld und Wechseln reichlich versehen, kehrte Spinola, nach einem kurzen Aufenthalt am spanischen Hofe, wieder auf den Schauplatz seiner Thätigkeit zurück. Auf der Rückreise hatte Spinola in Paris eine Unterredung mit Heinrich IV., der ihn über den Plan zum nächsten Feldzuge ausfragte. Spinola sagte ihm ohne Rückhalt Alles, was er nur zu wissen wünschen konnte, allein Heinrich glaubte es so wenig, daß er, gerade das Gegentheil vermuthend, dieses dem Prinzen Moritz von Oranien meldete. Bald sahen aber Heinrich und Moritz, wie sie sich auf diese Weise Beide getäuscht hatten.

„Andere betrügen ihre Feinde," rief Heinrich, „indem sie Lügen sagen! Spinola hintergeht sie durch Wahrheit!"

Spinola's*) Plan bestand darin: zwei große Armeen aufzustellen, von denen die Eine das Gebiet der Erzherzoge mit allem Nachdruck gegen die Angriffe Moritzens zu beschützen im Stande sei, während die Andere über die Ströme in den Kern der niederländischen Republik eindringen und die nordöstlichen Landschaften und Städte wieder erobern sollte,

*) Erzählt nach Ed. Dullers Geschichte des Abfalls der Niederlande. Band III.

welche seit den Zeiten Parma's mit jener vereinigt waren. Zu diesem Ende verstärkte Spinola die ihm untergebene Heeresmacht durch frische Werbungen in Italien, Luxemburg, England, Schottland und Irland. Aber auch die Republik hatte ihre Truppen bedeutend verstärkt, und auf den Rath Heinrichs IV. von Frankreich beschlossen die Generalstaaten, nicht abzuwarten, bis die feindliche Armee vollzählig sei, sondern einen raschen Angriff gegen das feindliche Gebiet zu unternehmen. Antwerpen wurde dazu ausersehen, und Moritz erhielt Befehl, die Expedition zu übernehmen. Doch Spinola bekam noch frühzeitig genug davon die Nachricht, um ungesäumt alle Anstalten zur Vereitelung dieses Unternehmens treffen zu können. Er verstärkte die Besatzung Antwerpens und schlug die Vorhut des republikanischen Heeres unter dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau. Moritz mußte sich zurückziehen und beantragte nun bei den Generalstaaten: am Rhein die Defensive zu behaupten. Die Generalstaaten waren einer entgegengesetzten Meinung; sie geboten Moritz die Beschützung der in Flandern eroberten Landstriche, und wenn möglich, auch einen Angriff auf das Gebiet von Gent.

Bald bewährte es sich, daß Moritzens militairischer Scharfblick ganz richtig gesehen. Durch meisterhafte Heeresbewegungen verhinderte Spinola das republikanische Heer in Flandern an jeder entscheidenden Unternehmung, und als er seine Armee endlich vollzählig hatte, ließ er den Grafen Bucquoi mit einer Truppenabtheilung nach dem Rhein zu marschiren, während er mit anderen Breda, Bergen-op-Zoom und Grave bedrohte, um vom Rhein die Aufmerksamkeit des Feindes abzuziehen und dessen Kräfte zu zersplittern. Rasch sandte nun Moritz ein Corps unter seinem Bruder Heinrich Friedrich und dem Grafen Ernst Kasimir nach Rheinberg. Aber eben so rasch folgte Spinola selbst mit seiner Hauptmacht dem Grafen Bucquoi an den Rhein (nachdem er den Grafen Friedrich van den Berge mit einem starken Corps in Flandern zurückgelassen hatte), und bald vereinigte er sich (bei Ruhrort) mit Bucquoi. Er beschloß, Rheinberg für jetzt nicht anzugreifen, ließ Bucquoi mit **6000** Mann bei Kaiserswerth und zog mit **11,000** Mann in Eilmärschen durch das Herzogthum Kleve und durch Westphalen nach Ober-Yssel. Dort eroberte er (am **7**. August **1605**) Oldenzaal, und nach einer neuntägigen Belagerung (am **18**. d. M.) Lingen.

Spinola's Kühnheit und Glück zwangen nun den Prinzen Moritz, seine Stellung in Flandern zu verlassen. Er übergab dem Herrn van den

Noot die Behauptung der dortigen Eroberungen, und zog in Eilmärschen nach Deventer, wo er seine Truppen verstärkte. Es war ein Glück für die Republik, daß Spinola die Vortheile im Gefolge seines Sieges nicht rasch benutzte, sondern sich in Lingen mit Ausbesserung der Festungswerke aufhielt. Dadurch gewann Moritz Zeit, die nächsten festen Plätze rasch zu verstärken. Hätte Spinola den panischen Schrecken, welchen die Eroberung Lingens im ganzen Lande hervorbrachte, schnell genug benutzt, so würde er, wie man glaubt, mit leichter Mühe Koeverden, die Bourtange, selbst Gröningen haben überwältigen können. Er zog hierauf in der Mitte September von Lingen an den Rhein zurück, nahm seine Stellung bei Ruhrort und sandte den Grafen Bucquoi zur Eroberung des Schlosses Wachtendonk ab, welches sich ihm am 28. October ergab. Bald darauf nahm Bucquoi auch das Schloß Krakau ein.

Moritz hatte indessen, so wie sein Gegner wieder an den Rhein gezogen war, gleichfalls seine bisherige Stellung bei Koeverden verlassen und war Jenem gefolgt. Er hielt mit seinem Heere bei Wesel, und da er glaubte, daß das feindliche durch die Entfernung der Mannschaft unter Bucquoi geschwächt sei, so beschloß er, dasselbe anzugreifen. Die feindliche Reiterei lag nebst einigen Abtheilungen des Fußvolks bei Mühlheim an der Ruhr, in ziemlich weiter Entfernung von der Hauptmacht. Deshalb wollte denn Moritz jenen Theil zuerst angreifen, überwältigen, und dann auf die Hauptmacht losrücken. Zum Glück für Spinola zögerte die Reiterei der Republik mit dem Angriff, weil sie noch das Fußvolk abwarten wollte; indessen erfuhr Spinola den Plan, zog rasch seine Truppen zusammen und stellte sie in Schlachtordnung. Als Heinrich Friedrich mit seiner Reiterei nach Mühlheim dahinsprengte, und statt der Freunde, welche er erwartete, die Feinde in Schlachtordnung fand, ergriff ein panischer Schrecken die Niederländer, und sie flohen, bis auf eine kleine Zahl tüchtiger Kriegsleute, welche bei Heinrich Friedrich ausharrten. Dieser zog mit ihnen dem Obersten Bax zu Hilfe, der inzwischen mit den Feinden zusammengetroffen war, und sich nach tapferm Kampf eben bereits zurückziehen wollte. Nun begann der Kampf auf's Neue, und schon schien sich das Glück für die Niederländer zu entscheiden, als auch die spanischen Truppen unerwarteten Succurs erhielten. Da brach zum zweiten Mal Schrecken den Muth der Niederländer. Sie flohen; doch abermals hielt Heinrich Friedrich ritterlich fortkämpfend festen Stand gegen die Ueberzahl. Schon faßte ihn ein spanischer

Hauptmann an der Feldbinde, um ihn gefangen zu nehmen. Da zielte der Oberst Bax auf den Feind, schoß ihn nieder, und befreite so den jungen Helden. Während alles Dies vorging, befand sich Moritz (nach dem Angriffsplan) auf dem entgegengesetzten Ufer der Ruhr. Als er jetzt sah, daß der Plan in Folge der ersten Verzögerung mißlungen war, suchte er wenigstens die jenseits der Ruhr befindlichen Truppen zu retten, und ließ deßhalb einige Regimenter Fußvolk über den Fluß setzen, welche sogleich mit eingelegten Lanzen gegen die feindlichen Reiter heranrückten und sie zurückdrängten. In diesem Augenblicke bediente sich Spinola einer Kriegslist, um den Muth seiner Gegner zum dritten Mal zu betäuben. Plötzlich hörten nämlich die Niederländer von verschiedenen Seiten den Trommelwirbel, und wähnten nun, daß Spinola's ganze Heeresmacht heranzöge; da wichen sie auf's Neue und Moritz sah sich nun genöthigt, seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Dies hitzige Gefecht bei Mühlheim an der Ruhr fand am 9. October statt. Noch in demselben Monat unternahm Moritz einen Anschlag, um sich der Stadt Geldern zu bemächtigen, doch gleichfalls ohne Erfolg. Anderseits mißlang dagegen auch ein Ueberfall der Spanier unter du Terrail auf Bergen-op Zoom (in der Nacht vom 21. auf den 22. November). Der Feldzug im Jahre 1605 war nun geschlossen. Spinola hatte in demselben manchen Vortheil gewonnen, die Republik Verluste erlitten. Beide Gegner, Spinola und Moritz, ließen ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Zur See gewann die Republik im Juni desselben Jahres einen Sieg, welchen sie jedoch durch Barbarei schändete. Seit dem Frieden Spaniens mit England hatte eine spanische Flotte vor der Seemacht Englands nichts mehr zu befürchten, und so hatte man denn in Spanien Spinola's Rath befolgt, die Hilfstruppen für Flandern fortan auch zur See durch den Kanal zu schicken, welcher Weg bei Weitem kürzer und weniger kostspielig war, als der bisherige durch Italien. So wurden denn 1200 spanische Veteranen unter dem Obersten Don Pedro de Sarmiento eingeschifft, um nach Flandern gebracht zu werden. Die Generalstaaten erfuhren dies und beschlossen, ihrem Erbfeinde den Seeweg durch ein abschreckendes Beispiel für immer zu verleiden. Sie schickten deßhalb den Lieutnant-Admiral von Seeland, Hautain, mit einer Flotte in den Kanal, wo er die feindlichen Schiffe auffangen und die gefangene Bemannung, auf ausdrücklichen Befehl, ohne Gnade ertränken lassen sollte. Hautain ließ einen Theil seiner Flotte längs

der flamändischen Küste, den Rest längs der englischen kreuzen, und traf den Feind auf der Höhe von Dover. Als er denselben erkannte, griff er rasch an, und es gelang ihm, nach einem tapferen Kampfe der Spanier, die Hälfte der Schiffe zu erobern oder in den Grund zu bohren. Einige Schiffe flüchteten sich gegen die englische Küste zu und wurden von den Seeländern bis in die Schußweite des Schlosses zu Dover verfolgt, dessen Besatzung auf die Seeländer feuerte, ein deutlicher Beweis, wie der Friede Englands mit Spanien bereits wirkte! Diejenigen von den spanischen Veteranen, welche glücklich die englischen Küsten erreichten, blieben dort bis zum December und erlagen zum Theil dem rauhen Klima, zum Theil wurden sie heimlich nach Flandern übergeschifft. An **200** von ihnen aber, welche in die Gefangenschaft der Seeländer gefallen waren, wurde der barbarische Befehl der Generalstaaten nur allzupünktlich befolgt. Die Seeländer banden sie, je zu zwei Rücken an Rücken zusammen, und warfen kaltblütig die Wehrlosen in die See!

Als Spinola von seinem Feldzuge nach Brüssel zurückgekehrt war, verabredete er dort mit dem Erzherzog den Kriegsplan für das nächste Jahr, welcher wieder auf der Absicht gründete: in den Kern der Republik einzudringen; zwei Heere sollten — das Eine über die Yssel, das Andere über die Waal — setzen. So wollte er zuerst nach Friesland und zu gleicher Zeit über Utrecht nach Holland vorrücken. Die Republik beschränkte sich diesmal blos auf die Defensive, zum Theil aus Sparsamkeit, zum Theil aus Vorsicht.

Spinola begab sich nun, nachdem er mit dem Erzherzog zu Brüssel den Plan des Feldzuges für **1606** besprochen hatte, im Jänner d. J. wieder persönlich an den spanischen Hof, um den Plan auch dort zur Genehmigung vorzulegen und zugleich die zur Ausführung nöthige finanzielle Unterstützung auszuwirken. Gnädig und ehrenvoll empfing der König den kühnen und glücklichen Feldherrn. Aber eben seine Kühnheit und Glück hatten auch den Neid wider ihn erweckt. Philipp III. stand stets noch unter dem ausschließlichen Einflusse des Herzogs von Lerma, welcher Letztere in dem feinen, liebenswürdigen, durch seine Tüchtigkeit, seine Aufopferung und seinen frischen Ruhm imponirenden Italiener wohl schon einen künftigen Nebenbuhler erblicken mochte; denn wie weit war es wohl noch von der Theilnahme an der königlichen Gunst bis zur völligen (vielleicht ausschließlichen) Erwerbung derselben? Uebrigens war die Freundlichkeit, mit welcher sich Spinola von

Philipp III. empfangen sah, auch Alles, was er damals von diesem Monarchen zu erwarten hatte. Das Wichtigste, was Spinola (außer der Genehmigung seines Planes) vom spanischen Hofe zu erlangen wünschte, — Geld nämlich, konnte er durchaus nicht erhalten. Die Kassen waren leer (Lerma hatte dazu durch seinen üblen Staatshaushalt das Meiste beigetragen), und was noch schlimmer war, die Krone hatte ihren ganzen Credit verloren (zum Theil eine Nachwirkung der früheren verderblichen Finanzspeculationen). Kurz, Philipp III. konnte mit dem besten Willen nichts zur Unterstützung Spinola's thun, und Dieser sah sich denn genöthigt, seine eigenen Mittel aufzuwenden, seinen eigenen Credit zu opfern. Er that es auch. Aber, genöthigt durch die langwierigen Unterhandlungen in Spanien, wobei man ihn mit Versprechungen hingehalten hatte, so wie durch ein Zusammentreffen mehrerer anderer ungünstiger Umstände, welche den Rüstungen nach seiner Wiederkehr in Belgien (im Juni 1606) entgegenstanden, konnte Spinola erst ziemlich spät seine Armee vollständig in's Feld stellen. Sie belief sich auf 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Reiterei; Bucquoi's Corps war 10,000 Mann zu Fuß und 1800 zu Roß stark.

Bevor der eigentliche Feldzug begann, waren einige kleine Unternehmungen vorgefallen. Dú Terrail hatte am Fastnachtsdienstag (1606) Breevort durch Ueberfall genommen, während sich die Bewohner sorglos dem lustigen Treiben des Carnevals hingaben; doch schon am 22. März gewann es der junge Heinrich Friedrich wieder. Im Juni hatte eben jener verwegene Parteigänger auch einen Anschlag zur Eroberung von Sluis unternommen, und fast wäre es ihm geglückt, die Stadt durch nächtliche Ueberraschung, während Alles im Schlafe lag, zu gewinnen, hätte nicht die Geistesgegenwart und Tapferkeit der erwachten Besatzung, unter dem erprobten Kommandanten van den Noot, die Feinde wieder zurückgetrieben. — Die Truppen der Republik unternahmen einige unbedeutende Streifzüge.

Während Spinola rüstete, hatte auch Moritz nicht gefeiert. Dieser umsichtige und thätige Feldherr der Republik hatte insbesondere die Sicherung der Ströme besorgt. Am 4. Juli zog er seine sämmtlichen Truppenabtheilungen bei Arnheim zusammen, rückte dann nach Doesburg und Deventer und verstärkte die Besatzungen in diesen beiden Städten, so wie in Zütphen. Hierauf ließ er ein Corps unter dem Obersten dú Bois ausrücken, welches die festen Plätze zwischen Gorkum und der Schenkenschanze wider Bucquoi zu versichern bestimmt war. — Spinola dagegen hatte seine gesammte Hee-

resmacht am Rhein zusammengezogen, von wo er am 10. Juli nach der Lippe marschirte. So sollte nämlich sein Plan ausgeführt werden, daß er selbst nach Friesland oder über die Yssel durch die Veluwe nach Utrecht verrücke, Bucquoi durch die Betuwe; an den Grenzen von Holland sollten dann Beide einander finden, und vereinigt in das Centrum der Republik einbrechen. Spinola's Offensiv-Plan war trefflich ausersonnen; nur hatte der kluge Feldherr einen Feind nicht voraussehen können, den anhaltenden Regen, durch welchen alle Ströme so hoch anschwollen, daß der Durchgang durch die Yssel, um in die Veluwe zu dringen, unmöglich gemacht wurde, durch welchen ferner die Wege überhaupt zum Marsch untauglich wurden, und das ganze Terrain für die Gesundheit der Truppen verderblich ward. In Folge dieser unüberwindlichen Hindernisse mußte der ganze Kriegsplan Spinola's eine theilweise Wendung zu Gunsten der Republik erleiden.

Ohne sich durch irgend eine Schwierigkeit abschrecken zu lassen, drang Spinola bis Lochem in der Grafschaft Zütphen vor, und eroberte jene kleine Stadt, deren Besitz ihm nur durch ihre Lage von Wichtigkeit war, nach einem raschen Angriff am 23. Juli. Bucquoi hatte indessen von Mook aus, wo er seine Stellung genommen, sowohl Nymwegen als Grave bedroht, und eine Abtheilung von 4500 Mann unter Pompeo Giustiniani an die Waal geschickt, um einen Einfall in die Betuwe zu unternehmen, welchen jedoch der niederländische Oberst du Bois glücklich abzuhalten wußte.

Dem beharrlich ausdauernden Spinola mißlang hierauf gleichfalls ein vortrefflich vorbereiteter Versuch, über die Yssel zu setzen und Zwolle wegzunehmen. Nun zog er sich von der Yssel zurück und beschloß, die Stadt Grol zu belagern, während Bucquoi einen Angriff auf Nymwegen thun sollte. Am 3. August begann Spinola die Belagerung Grols, und schon am 14. desselben Monats hatte sich ihm diese Stadt übergeben. Hiermit aber waren auch seine Unternehmungen in jenen Gegenden geschlossen. Durch die fortdauernde Ungunst der Witterung gezwungen, gab er den Gedanken auf, über die Waal und Yssel in die Republik vorzudringen, und beschloß, sich nunmehr nach Rheinberg zu wenden, wohin er auch den Grafen Bucquoi berief. Zuerst kam dieser, bald nach ihm Spinola selbst vor Rheinberg an, welches jedoch, noch bevor die Feinde es von allen Seiten hatten umschließen können, durch Heinrich Friedrich eine Verstärkung erhalten hatte.

Moritz stand indessen mit seiner Armee bei Doesburg, wo sein Bruder Heinrich Friedrich wieder zu ihm stieß. Die Besatzung Rheinbergs stand unter dem Commando des Obersten Uitenhove, und unternahm mehrere glückliche Ausfälle sowohl gegen das Corps Bucquoi's, welches auf der rechten Seite des Rheins, als auf das Spinola's, welches auf der linken lag; die Belagerer erlitten hierbei nicht unbedeutende Verluste. Moritz, welchem die Generalstaaten auf seine Anfrage unbedingt die Leitung der Operationen überlassen hatten, veranlaßte durch seine Rüstungen die Meinung, als wolle er zum Entsatze Rheinbergs herbeieilen. Eigentlich hatte er jedoch beschlossen, daß der Feind sich immer noch vor Rheinberg aufhalten solle, denn er befürchtete, daß, wenn er (Moritz) die Yssel verließe, Spinola sich dann abermals dorthin wenden und den Uebergang über die Ströme (den Hauptzweck) versuchen würde, eine Berechnung, welche den Ruhm seiner militairischen Einsicht eben so gut rechtfertigte, wie ein glänzender Sieg. Inzwischen setzte jedoch Spinola die Belagerung Rheinbergs mit erhöhter Anstrengung fort, und drang mit seinen Arbeiten bis an den Graben vor, während zu gleicher Zeit in der Stadt schon das Pulver zu mangeln anfing. Da nun der Commandant in dieser äußersten Lage auf keinen Entsatz rechnen konnte, so beschloß er, zu capituliren, und übergab dem Eroberer Ostende's Rheinberg am 2. October **1606** auf ehrenvolle Bedingungen. Die Generalstaaten waren über den Verlust einer so wichtigen Festung im höchsten Grade bestürzt.

Doch die Eroberung Rheinbergs bezeichnete den Wendepunkt von Spinola's Waffenruhm in jenem Kriege gegen die Republik. Die Kraft zu allen Unternehmungen war ihm gelähmt. Der Grund davon war, wie so oft in dem langjährigen Kriege Spaniens gegen die Niederlande, eine Meuterei der Soldaten, die nächste Veranlassung zu dieser letzteren — wieder ein drückender Geldmangel. Spinola hatte die Summen, welche er aus Spanien mitgebracht, zur Bestreitung des Feldzuges ausgegeben, und wartete vergeblich auf weitere, so wie Philipp III. seinerseits noch immer auf die Silberflotte aus Amerika. Einige Kaufleute, bei denen Spinola betheiligt war, hatten fallirt. Kurz, er konnte seine Truppen nicht mehr bezahlen, und als er nun nach Rheinsbergs Eroberung auch keine neue Expedition im Laufe des Jahres mehr unternehmen mochte, brach die Empörung der Soldaten los, von denen viele zu Moritz übertraten, andere aber wieder sich zu einer Militairrepublik unter einem Eletto vereinigten. Spinola

wandte im Anfang Strenge an, welche jedoch nichts fruchtete. Als die Zahl der Meuterer wuchs, suchte er sie durch Milde und Versprechungen zum Gehorsam zurückzubringen, wodurch er jedoch eben so wenig ausrichtete. Eine große Menge derselben zog nach Breda, und bat Justin von Nassau um Beistand, der ihnen auch Lebensmittel zukommen ließ und sie im Fall eines Angriffes zu schützen versprach. Spinola sah nun ein, daß ihm unter solchen Umständen nichts zu handeln übrig blieb. So verlegte er denn seine treuesten Regimenter in die nächsten Städte und den Rest in das Erzstift Köln.

Diese unerwartete Schwächung des gefürchteten siegreichen Gegners erhob den Muth der Generalstaaten auf's Neue, und zwar um so mehr, da ihre Heeresmacht sich zu gleicher Zeit bedeutend verstärkte. Sie beschlossen daher, rasch wieder die Offensive zu ergreifen und ertheilten dem Prinzen Moritz für die Leitung des Krieges die ausgedehnteste Machtvollkommenheit. Moritz ließ hierauf durch den Grafen Ernst Kasimir von Nassau Lochem wieder belagern, welches sich zu Ende October ergab. Er selbst rückte vor Grol und umschloß es. Doch theils die für eine Belagerung ungünstige Witterung, theils Seuchen im niederländischen Heere, so wie endlich die Nachricht, daß Spinola seine Truppen zusammenziehe, um Grol zu entsetzen, verhinderten den Erfolg, ungeachtet alles Eifers von Seiten Moritzens. Spinola hatte es übrigens dahin gebracht, daß ihm ungefähr 8200 Mann gen Grol folgten, und mit dieser geringen Macht beschloß er, die bei Weitem stärkere seines Gegners anzugreifen. Und in der That, — wer hätte dies für möglich gehalten? — zog Spinola mit seinen Treuen auf morastigen Wegen plötzlich in voller Schlachtordnung gegen Moritz heran. Vergeblich erwartete man von Diesem, daß er sich zur Schlacht entschließen würde. Moritz bedachte (wie er sagte) den mißlichen Zustand seines durch Krankheiten geschwächten Heeres und hob die Belagerung von Grol auf. Beide Gegner ließen nun ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Inzwischen hatte die niederländische Republik in demselben Jahre auch wieder zur See Feindseligkeiten gegen Spanien unternommen und den Herrn von Hautain mit einer Flotte von 24 Segeln ausgesendet, um die westindische aufzufangen und die portugiesische, welche, nach Ostindien bestimmt, segelfertig lag, am Auslaufen zu verhindern. Das Letztere gelang, das Erstere jedoch nicht, wenigstens nicht vollständig, und Hautain sah sich

im Sommer durch Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr genöthigt, da die Proviantschiffe aus Holland für ihn durch Gegenwinde aufgehalten worden waren. Im September desselben Jahres ging er jedoch abermals unter Segel, um die west- und ostindische Flotte zu nehmen. Auch dies Mal hatte er wieder 24 Schiffe, doch 6 davon wurden zerstreut, und die übrigen ergriffen in der Nähe des Kaps St. Vincent vor acht spanischen Gallionen die Flucht. Der Unteradmiral von Seeland, Reinier Klaaszoon, wurde auf seinem Schiffe von den spanischen Gallionen scharf gefaßt, und leistete den Feinden zwei Tage lang, tapfer kämpfend, den furchtbarsten Widerstand, bis endlich die meisten von seinen Leuten hingestreckt lagen und das Schiff auf allen Seiten zerschossen war. Da ruft Reinier Klaaszoon den Rest der Seinigen (60 Menschen im Ganzen) zusammen, und alle fassen einmüthig den Entschluß, dem Feinde nicht einmal das Wrack zu lassen, sondern frei und treu für's Vaterland zu sterben. Fromm knieen sie hin und rufen gen Himmel: „Herr, vergieb uns, was wir jetzt thun!" dann werfen sie Feuer in den Pulvervorrath und das Schiff fliegt mit der Mannschaft in die Luft.

Noch im Laufe des Winters, sowie im Frühling des neuen Jahres 1607 wurden die Feindseligkeiten von beiden Seiten erneuert; doch keine von allen Unternehmungen war von belangreichem Erfolg. So hatte die Reiterei Grobbendonks eine Schanze auf dem Bommeler Waard geschleift; so war Heinrich Friedrich ausgezogen, um das Kriegsvolk Spinola's im Limburgischen zu überfallen und eroberte bei dieser Gelegenheit durch Ueberfall Erkelens, wo er den Grafen Heinrich van den Berge gefangen nahm. Dessen Bruder Graf Friedrich unternahm einen vergeblichen Anschlag auf Aardenburg. Schon mochte man nach solchen kleinen kriegerischen Unternehmungen eines neuen Feldzuges warten, als sich plötzlich endlich wirklich eine Aussicht des Friedens aufthat.

Die Aufforderung zum Frieden ging von Erzherzog Albrecht und Isabellen aus. Es ehret die Herzen dieses fürstlichen Paares, daß sich Beide durch keine Rücksicht auf ihre hohe Stellung zu der Vormeinung verführen ließen, als gezieme es ihnen nicht, dem trotzigen Freistaate zuerst die Hand darzubieten, — daß ihnen der langjährige Wunsch Belgiens, daß ihnen dessen Wohlfahrt als höchste, als wichtigste Rücksicht galt. Auch Spanien war zum Frieden geneigt, denn eine entscheidende Seeschlacht, in Gibraltars Nähe geführt, wo die ganze spanische Flotte

durch den holländischen Admiral Jakob Heemskerk vernichtet wurde, (1607), bewirkte eine Sinnesänderung am spanischen Hofe. Beide, Albrecht und Isabella, handelten nun im Einverständniß mit Spanien, dessen Ansprüche auf Belgien durch die Kinderlosigkeit beider Gatten begründet waren; auch der Kriegsheld Spinola hatte zum Frieden gerathen. Die Gesandten zu den zu eröffnenden Friedensunterhandlungen wurden nach dem Haag abgesandt, unter ihnen spielte die einflußreichste Rolle unser Held Spinola. Zu Anfang des Jahres 1608 kam Spinola mit seinen Mit-Gesandten nach Holland. In jeder Stadt, durch welche sie ihre Reise führte, wurden sie von dem Magistrate ehrenvoll empfangen. Als sie sich dem Haag näherten, eilte Prinz Moritz zu Wagen seinem großen Gegner Spinola bis eine halbe Stunde vor der Stadt entgegen und empfing ihn herzlich wie einen alten Freund. Beide hatten sich im Laufe der Jahre gegenseitig achten gelernt, ihre Kriegsoperationen glichen einem meisterhaft geführten Schachspiel, bewundernswerth geleitet von zwei Meistern ihrer Kunst.

Zahlloses Volk war herbeigeströmt und sah, wie die beiden Helden sich Beweise ihrer wechselseitigen Hochachtung gaben. Spinola erhielt im Haag eine ausgesucht schöne Wohnung und entfaltete darin einen Haushalt, dessen großartige Pracht das Erstaunen der Holländer erregte, welche an ein patriarchalisch einfaches Leben gewöhnt waren. Sein Benehmen war gegen Jedermann ausnehmend liebenswürdig und er flößte allseitig Zutrauen ein, was seine Wirkung auf den Gang der Verhandlungen nicht verfehlte, die am 6. Februar feierlich eröffnet und am 9. April geschlossen wurden, als deren Hauptresultat sich ein zwölfjähriger Waffenstillstand ergab.

Während dieses Waffenstillstandes erweiterte sich der Wirkungskreis Spinola's auch nach Deutschland. Er vollzog im Namen des Erzherzogs Albrecht die gegen die Städte Aachen und Mühlheim (1614) vom Kaiser ergangene Reichsacht; auch breitete er sich mit seinen Truppen in den Herzogthümern Jülich und Cleve in Folge des Erbstreites aus, nahm einen Ort nach dem andern, wie Düren, Orsoi, Berghen und Duisburg weg, und nöthigte Wesel zur Uebergabe, ehe die für diese Länder Partei nehmenden Generalstaaten es hindern konnten; die Truppen derselben besetzten zwar auch mehrere Plätze, ohne daß jedoch beide Armeen aus ihren friedlichen Verhältnissen gekommen wären.

Nach dem Ausbruch der böhmischen Unruhen erhielt er den Auftrag, die Reichsacht in der Pfalz, als dem Lande des Böhmenkönigs und Pfalzgrafen Friedrich, zu vollziehen. Spinola hatte sich mit **20,000** Mann Infanterie und **4000** Mann Cavallerie in Marsch gesetzt. Als er bei Coblenz ankam, erließ er im Auftrage und Namen des kaiserlichen Statthalters, des Erzherzogs Albrecht, eine Proklamation an sämmtliche Reichs-, insbesondere aber an die uniirten Stände, worin er erklärte, daß der König von Spanien und Erzherzog Albrecht ihm befohlen hätten, dem Kaiser zu Hilfe zu ziehen und er daher erwarte, daß, da der Zug zu Niemandens Schaden geschehe, man sich diesem Heere nicht entgegensetzen würde.

Indessen hatten sich die uniirten Fürsten auf einem Berge bei Oppenheim gelagert, und ihre Armee zählte **18,600** Mann Infanterie und **5680** Mann Cavallerie.*) Bei derselben befanden sich der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg als Obergeneral, ferner: Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, Herzog Julius von Würtemberg, Markgraf Carl von Baden, Graf Friedrich von Solms, Graf Philipp Reinhard von Solms und Graf Johann von Nassau.

Mitte August passirte Spinola im Angesichte des ganzen uniirten Heeres mit Schnelligkeit den Rhein zwischen Coblenz und Neuwied, unweit Engers, und beabsichtigte auf Frankfurt a. M. zu marschiren. Die uniirten Fürsten hatten kaum von Spinola's Absicht Kenntniß erhalten, so entsandten sie den Grafen Friedrich von Solms mit **2000** Mann Cavallerie und **2** Infanterie-Regimentern eilends nach Frankfurt, welchem Corps einige Tage später die ganze uniirte Armee folgte. Dieselbe bezog hier ein Lager zu beiden Seiten des Mains.

Spinola nahm nun in der Gegend von Frankfurt Position, marschirte jedoch plötzlich rechts ab und passirte den Main bei Mainz. Die Uniirten gingen sofort (am **26.** August) rasch nach Oppenheim zurück, welches sie mit Recht bedroht glaubten, und bezogen hier wieder ihr früheres Lager. Spinola machte eine Stunde von Oppenheim Halt und nahm hier Position; aber schon am **30.** in der Nacht schickte er **6000** Mann Infanterie, **4** bis **600** Mann Cavallerie mit **9** Geschützen nach Kreuz-

*) Nach La Roche 30jährigem Kriege, Band I.

nach, welche Stadt sich am 31. August ergab. Die Bürgerschaft mußte einem Markgrafen von Baden, Eduardischer Linie, als Vertreter des Kaisers huldigen, und Spinola legte in die Stadt drei Fahnen Fußvolk. Wenige Tage darauf fiel auch Alzey in Spinola's Gewalt, der sich nun anschickte, mit seiner ganzen Macht nach Worms zu marschiren. Auf die Nachricht hiervon entsandten die Uniirten alsbald den Markgrafen von Anspach mit 40 Compagnieen Cavallerie und drei Geschützen aus dem Oppenheimer Lager nach Worms, und der Rest der Armee, mit Ausnahme einiger hundert Mann, folgte bald nach. Spinola hatte seine Gegner trefflich getäuscht; kaum wußte er sie bei Worms, als er eiligst mit 12,000 Mann vor Oppenheim rückte und den Rest seines Heeres den Uniirten gegenüber ließ. Oppenheim, nur schwach besetzt, ergab sich an Spinola, huldigte dem Kaiser und erhielt dagegen seine Religions- und politischen Freiheiten zugesichert.

Bei Oppenheim ließ Spinola eine Schiffbrücke schlagen, setzte 4000 Mann auf das rechte Ufer über, welche bis an die Bergstraße streiften. Mittlerweile nahm er Simmern, Sobernheim, Bensheim, Bacharach, Kaub, Kirchberg, Trarbach, Beilstein, Castellaun, Menzingen, Kime, Odernheim, Strombach, Odenbach, Stockenhausen ein und ließ Guntersblum in Asche legen, weil es den Durchzug verweigert hatte. Die Uniirten hatten wenig, ja fast nichts gegen Spinola unternommen. Hielten sie sich zu schwach, oder hieß es: viel Köpfe viel Sinne, oder wirkte der Ruf von Spinola's Feldherrntalent lähmend auf sie, kurz, Spinola war in geringer Zeit Herr der ganzen Pfalz und hatte selbst sich über den Main bis an die Donau einen Weg gebahnt. Seine Anstalten hingen mit den glücklichen Fortschritten der Kaiserlichen in Böhmen enger zusammen, als beim ersten Blicke scheinen mag. Da aber mittlerweile der Waffenstillstand zwischen Spanien und Holland verflossen war, und Spinola nach den Niederlanden gerufen wurde, so ließ er eine Abtheilung seiner Truppen unter Cordova in der Pfalz und ging wieder an die Schelde zurück.

Der Haß gegen den Protestantismus, die Verbindung mit dem österreichischen Hause, die Hoffnung, jetzt die Holländer unterdrücken zu können, bestimmten Spanien, sogleich wieder den Krieg zu beginnen, und so sehen wir Spinola sich von 1621 an mit seinem alten Gegner Moritz von Oranien auf's Neue messen.

Doch bei der Belagerung von Bergen op Zoom (1622) war

Spinola nicht glücklich, denn alle seine Stürme wurden abgeschlagen und er mußte vor dem Entsatze noch sich mit großem Verluste zurückziehen. Seine Neider, deren nicht wenige waren, glaubten diesen Unfall zur Verdunkelung seines alten kriegerischen Ruhmes eifrig benutzen zu können, erlaubten sich öffentlich alle Schmähungen gegen ihn und arteten bald in solche Zügellosigkeit aus, daß der König unter Strafandrohungen bekannt machen ließ, daß er die Ehre seines Feldherrn als die seinige betrachte und jedes zweideutige Wort ahnen werde. Der König setzte ein so großes Vertrauen in Spinola, daß, als er ihm die Einnahme der besonders wichtigen und starken Festung Breda auftrug, er ihm seinen Befehl in folgender zuversichtlicher Kürze schrieb. „Marchese, erobert Breda. Ich der König." Wirklich griff Spinola 1624 Breda an und war dies Mal wieder von seinem alten Kriegsglücke begleitet. Alle Künste und Mittel des Angriffs wurden hier von Spinola in Bewegung gesetzt, so daß Kenner der Kriegskunde aus fernen Landen herbei reis'ten, um Zeuge zu sein, wie sich Spinola weder durch die Härte des rauhen Winters, noch durch die Ausfälle und Anstrengungen der Besatzung, noch durch die gewagtesten Versuche zum Entsatze, die Moritz, und nach dessen dabei erfolgtem Tode Heinrich von Nassau-Oranien unternahmen, aus seinen Linien bringen ließ, aus welchen er nach 17 Monaten die Festung zur Uebergabe zwang. Spinola war durch die sumpfige Luft bereits schon bedenklich krank geworden, nachdem ihm kurz zuvor eine Kanonenkugel in seiner Abwesenheit sein Schlafgemach zerschmettert, und ihm eine andere beim Recognosciren den Zügel des Pferdes weggestreift hatte. Die Belagerung hatte 17 volle Monate gedauert und es waren unglaublich viele Schüsse auf die Festung geschehen, die immer mit Nachdruck erwiedert worden. Spinola's Umgebung hatte auf unbedingte Uebergabe gedrungen, er aber gewährte der tapfern Besatzung die ehrenhafteste und vortheilhafteste; frei zog sie nach der nächsten Festung ab, von Spinola's Heer ehrenvoll begrüßt, für Kranke und Verwundete trug Spinola edelmüthig Sorge.

Die Einnahme Breda's war Spinola's letzte große Waffenthat und brachte seinen kriegerischen Ruhm auf's Höchste, erweckte ihm aber auch um so mehr Neider. Breda's Fall hatte Spinola am Hofe des Königs von Spanien ein so übertriebenes Zutrauen verschafft, daß man dort zuletzt glaubte, er könne den Feind ohne Truppen und blos durch seinen Namen schlagen. Er wurde 1628 nach Spanien zurückberufen

wohin er seinen Weg durch Frankreich und die französische Armee nahm, welche damals die Hugenotten in Rochelle belagerte, eine Festung, welche gegen die Wunden, die ihr von ihren Feinden zu Lande geschlagen wurden, immer Heilmittel in den Zufuhren fand, die ihr zur See offen standen. Aus Achtung fragte der Cardinal Richelieu den General Spinola um seine Meinung über die Belagerungsanstalten, und der erfahrene Feldherr gab die naive Antwort: „Das beste Mittel sei, die Hand gegen die Soldaten aufzuthun, der Stadt aber den Hafen zu verschließen!“ So hatte er ja einst Ostende erobert.

Kaum in Spanien angekommen, wurde Spinola 1628 wegen des Erbfolgestreites mit Mantua nach Italien gesandt, wo er, gegen einen überlegenen Feind zu wenig mit Streitkräften unterstützt, vor der Citadelle von Casale, die er schon auf's Aeußerste bedrängt hatte, abziehen mußte. Die vielen Neider und Feinde, die er unter den Räthen des Königs zu Madrid hatte, waren Hauptursache, daß man ihn mit so geringen Streitkräften nach Italien sandte und so manche seiner Operationen durch die verschiedensten klug bewerkstelligten Neckereien und Hindernisse störte oder verzögerte.

Der Gram darüber wirkte so sehr auf seine Gesundheit, daß er bald darauf erkrankte und unter beständigen Klagen über die Feinde seiner Ehre und seines Ruhmes, 1630 auf dem Schlosse zu Mailand starb, zu früh für Spaniens Waffen, die nach Spinola's Tode mit jedem Tage unglücklicher kämpften, nicht zu früh für seinen Ruhm, der eben jetzt auf der größten Höhe stand, und bei dem Auftreten Gustav Adolphs vielleicht wie der des Tilly etwas geschwunden wäre.

Spinola war der letzte große spanische Feldherr des Mittelalters, und Heinrich IV. von Frankreich, sowie Moritz von Oranien ließen ihm Gerechtigkeit hinsichtlich seiner Talente widerfahren.

Richtige Bezahlung seiner Truppen und Freigebigkeit gegen seine Feinde, wenn sie sich derselben zugänglich zeigten, waren für ihn oft Mittel zum Siege gewesen, die er auch seinen Zeitgenossen, welche in erster Hinsicht so oft fehlten, anempfahl.

Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim,

des heiligen römischen Reiches Erbmarschall, kais. Reichs-Hofrath und Kämmerer, kaiserl. und churfürstl. bairischer Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes.

Aus einem uralten deutschen adeligen Geschlechte stammend, dessen schon in Chroniken und Urkunden zur Zeit der Salischen Kaiser erwähnt wird, und das die Sage zur Zeit der Carolinger schon blühen läßt, wurde der berühmte Feldherr der katholischen Ligue Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim-Treuchtlingen am 29. Mai 1594 zu Schloß Pappenheim geboren. Seine Mutter, Maria Salome, war die Tochter Heinrichs Freiherrn von Preysing, Pflegers zu Reichenhall. Sein Vater Veit, Reichs-Erbmarschall von Pappenheim, zugleich ein berühmter Astrolog, deutete seinen künftigen Kriegsruhm aus den zwei, kreuzweise über seiner Stirne sichtbaren rothen Streifen, Schwertern ähnlich (zwei gekreuzte Schwerter bildeten das Pappenheimische Wappen), einem Muttermaale, das er mit auf die Welt brachte, das in einiger Zeit wieder verging, aber noch im Mannesalter immer wieder erschien, so oft der Zorn seine überaus lebendigen Züge entflammte. Auch haben die Mutter und Amme staunend bemerkt, daß er ein einziges Mal in seinem Leben, in seinem ersten Bade nach der Geburt geweint und dann niemals wieder.

Mit sechs Jahren verlor Pappenheim seinen Vater (am 8. Juni 1600). Seine Mutter Maria Salome vermählte sich schon das Jahr darauf wieder mit dem Alba des herrlichen Landes ob der Enns, mit Adam Grafen von Herberstorff, kaiserlichem Rath, Obristen und bairischem Statthalter zu Linz. Sie überlebte ihren heldenmüthigen Sohn 18 Jahre. —

In seinem 14. Jahre wurde Gottfried Pappenheim auf die damals berühmte Hochschule zu Altdorf gesendet. Seine Studien vollendete er in der Universität Tübingen und durchreis'te darauf die Niederlande, Frankreich, England, Spanien und Italien, sah den Tod Heinrichs IV. und den schwachen Nachfolger der großen Elisabeth. Im Anfang seiner zwanziger Jahre wurde er vom Kaiser Matthias zum Reichs-Hofrathe ernannt, vertauschte aber bald die Feder mit dem Degen. Die innere Gluth trieb Pappenheim dahin, wo Krieg die Loosung war.

Er diente zuerst unter dem Grafen Adam von Herberstorff (seinem Stiefvater) der katholischen Ligue in der Fehde wegen Jülich, als Befehlshaber über 200 Reiter.

An der Spitze der Ligue stand Maximilian, Herzog von Baiern, gewiß mit Heinrich IV. und Gustav Adolph der größte Fürst seiner Zeit, wiewohl seine Regierung für Baiern keine glückliche war, weil er, statt über allen Parteien zu stehen, selber Parteimann war.

Mit ungemeiner Klugheit schloß Maximilian bekanntlich mit der Union am 8. Juli 1620 den Vergleich zu Ulm, und stand am 17. Juli bereits im Lande ob der Enns, durchdrang den Verhau der insurgirten Bauern zu Haag, erzwang am 20. August die Huldigung, ließ Pappenheims Stiefvater, den Grafen Adam Herberstorff, als seinen Statthalter in Linz, vereinte sich mit Bucquoi, eilte trotz dessen Widerstrebens gerade vor Prag. Pappenheim machte den ganzen Zug als Oberster über 1000 Reiter mit und focht in der Schlacht bei Prag am 8. November 1620 ruhmvoll mit.

Als in dieser Schlacht die österreichischen Reiter, von denen des Grafen Schlick geworfen, im Begriffe waren, auf das eigene Fußvolk zu stürzen, hielt Pappenheim, dem tollen Schwarm sich, ein rasender Ajax, entgegenwerfend, weiteres Unheil ab, drang mit der bairischen Reiterei unter den Obersten Kratz und Gaucher in die Böhmen, unterlief, und nahm die zwei großen Stücke, die bisher den größten Schaden gethan, trieb die Ungarn gegen die Moldau hinab, den Rheingrafen und den Grafen Schlick in den Thiergarten, hier aber erhielt er in dem wilden Gedränge über zwanzig Hieb- und Stichwunden durch die feindlichen Reiter, sein Pferd ward erschossen, unter dasselbe gestürzt ging die Gewalt der eigenen und feindlichen Rosse über ihn hinweg, daß man über hundert Narben an seinem Körper gezählt. Durch die kalte Novembernacht lag er als todt geachtet unter den Todten bis an den späten Morgen. — Er selbst erzählte darüber: „Er habe nicht gewußt, liege er in der Hölle oder im Himmel, da er zum ersten zu wenig Pein, zum letzten zu wenig Freude empfunden, — habe also gemeint, er sei im Fegfeuer. Als es zum Plündern gekommen, habe ihn ein Wallone unter dem Pferd hervorgezogen, sprechend: „Kerl, wer bist Du? Du hast gute Hosen, Du mußt sterben!" Dem aber gab Pappenheim sich zu erkennen und wurde sohin zu dem geschickten Wundarzte André nach Prag gebracht.

„Wie der nunmehrige Churfürst Maximilian von Baiern Herrn André fragen lassen, ob der Pappenheim zu heilen sei? hat dieser dem abgesandten Leibmedikus geantwortet: „Mit Gottes Hilfe traue er sich darüber, obwohl sechs von den Wunden tödtlich seien. Wenn Pappenheim nur nicht so ungeduldig wäre.“ Darüber der Pappenheim aus dem Bette hervorgeschrien: „Wie sollt denn Einer bei dem vielen Heften und Nähen geduldig sein?“

Auf dem Regensburger Reichstage **1623** schlug der Kaiser Pappenheim persönlich zum Ritter und ernannte ihn zu seinem Obristen. Von **1623—1625** führte Pappenheim ein Geschwader spanischer Reiterei im Mailändischen.

Als Selbstlenker einer größern Unternehmung erscheint Pappenheim zuerst **1626** in Oberösterreich, wo Herberstorff die Gegenreformation mit unmenschlicher Härte und Willkür vollzog und die Bauern daher einen bedeutenden Aufstand erregt hatten, dessen Geschichte zeiget, wie sich auch Streiter, ungeübt und ohne die Regeln der Kriegskunst inne zu haben, eine Zeit lang behaupten können. Da Kaiser Ferdinand II. neben dem katholischen Gottesdienste durchaus keinen andern in seinen Staaten dulden wollte, so wurden auch im Lande ob der Enns oder Oberösterreich die evangelischen Priester verwiesen, und die Laien mußten sich entweder zur katholischen Religion bekennen oder sich entschließen, auszuwandern. Bei ihrer Auswanderung nahm man nun von ihnen ein starkes Abfahrtsgeld, daher sie sich ebenso ungern dazu, als zum Uebertritt in die katholische Kirche entschlossen. Weil aber bei Weitem der größte Theil der Einwohner Oberösterreichs evangelisch war, so erstreckte sich die Bedrückung fast über das ganze Land und erregte allerseits Unzufriedenheit, die noch durch den Umstand vermehrt wurde, daß das Land damals (von **1619—1628**) für **13** Millionen Gulden an Baiern verpfändet war, dessen Churfürst Maximilian dem Kaiser diese Summe an Kriegskosten für den nach Böhmen gemachten Feldzug aufgerechnet hatte. Der Bauer war dadurch mit um so größern Lasten beschwert, da auch Maximilian ihm manche Steuern auferlegte, die er gerne gemildert hätte, wenn ihn die Bedrängnisse der Zeit nicht gezwungen hätten, sie dem Lande aufzubürden.

Schon **1625** erhob sich ein Aufstand unter den Bauern, ward aber von dem schon mehrfach erwähnten bairischen Statthalter zu Linz, Adam Grafen von Herberstorff, gedämpft und durch die Hinrichtung von sieben=

zehn ihrer Wortführer bestraft. Herberstorff war unbedachter Weise mehr grausam als streng, was schon seine Art zu strafen zeigte. So kam er z. B. mit Truppen nach Vöklamark, in die Gegend des Aufstandes, ließ einige Gemeinden unter freiem Himmel versammeln, und hob dann 38 ihrer Richter und Rathsmänner heraus. Diese verurtheilte er ohne alles Verhör zum Galgen, und erklärte endlich auf vieles Bitten, daß er aus Gnade der Hälfte das Leben schenken wolle; doch müßte durch das Loos bestimmt werden, wer dazu gehören sollte. Sofort ward ein schwarzer Mantel auf die Erde gebreitet, je zwei und zwei würfelten darauf und die verloren, wurden sogleich von dem Scharfrichter gebunden. Ihrer waren neunzehn, zwei entließ er noch, die andern wurden theils an eine Linde des Feldes, theils an die Dächer dreier Kirchthürme gehangen. Dies und noch Manches gaben Anlaß zu neuen Unruhen, deren Umsichgreifen bald gefährlicher ward.

Den 17. Mai 1626 waren mehrere Bauern in einer Schenke versammelt, ergossen sich in Klagen über die Erpressungen der bairischen Truppen, und als sie sich eben unter einander verbunden hatten, die nächste Anforderung mit Gewalt zurückzuweisen, kamen bairische Soldaten, die Pferde verlangten, und da sie sich nicht abweisen ließen, sogleich tollkühn angefallen und mehrere tödtlich verwundet wurden. Des folgenden Tages traten der Bauern noch mehrere zusammen, und durch ihren kleinen Erfolg von gestern zuversichtlicher gemacht, verhinderten sie übermüthiger Weise einen öffentlichen Kirchgang, den die Katholiken zu Lambach abhalten wollten, und verbreiteten sich dann in die benachbarten Gemeinden, um möglichst Viele in ihre Partei zu ziehen. Bei Aschau am Fadinger Hofe wählten sie sich den Hutmacher Stephan Fadinger, einen Mann kühnen und listigen Sinnes, zum obersten Hauptmann, worauf sie sich bald bis auf 16,000 Mann stark zusammenrotteten, die nun rangirt und unter den Befehlen von Unterhauptleuten in kleinere Haufen sich abtheilten und: „Es muß sein!“ auf ihre Fahnen schrieben. Bei Waitzenkirchen und Peuerbach erlitt Herberstorff, der ihnen mit 7 bis 800 Mann nur entgegengezogen, eine fürchterliche Niederlage. Er ward so völlig aus dem Felde geschlagen, daß er kaum mit 400 Mann der Seinigen nach Linz sich retten konnte; der größte Theil seiner Feldstücke war durch Verrätherei noch vor dem Kampfe schon in die Hände der Bauern gerathen. Peuerbach und Waitzenkirchen wurden von den siegenden Bauern abgebrannt

und Lambach, Steyer, Wels, Gmunden, Kremsmünster, Vöklabruck wurden von ihnen wie im Fluge erobert; das reiche Stift Kremsmünster plünderten sie und mißhandelten die Stiftsgeistlichen auf die roheste Art.

Geheime Emissaire vom König Christian von Dänemark, von Venedig, von Bethlen-Gabor, vom Grafen Mansfeld, in's Lager der rebellischen Bauern gesandt, thaten hinlänglich das Ihrige, diese in ihren tollkühnen Unternehmungen nur noch mehr zu bestärken und sie mit Versprechungen von Unterstützung zu neuem Muthe zu entflammen. Die Bauern ordneten sich unter Fadingers kluger und kräftiger Leitung immer mehr und mehr. Sie bestimmten die Zeit und den Ort des Sturmschlages, die Lärmplätze, die Zufluchtsorte für die Wehrlosen, und die Boten und Wege, durch die Alles in beständiger Verbindung zu erhalten sei; ja nöthigten auch jeden einzelnen Hausbesitzer, einen Mann zu stellen oder selbst mit ihnen in das Lager zu ziehen. Zwar thaten die Stände, welche sich jeder Theilnahme an dem Aufstande enthielten und eine musterhafte Haltung behaupteten, alles Mögliche, um die Aufrührer zur Ruhe zu bewegen, aber vergebens. Selbst das Anerbieten Herberstorffs, ihnen Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn sie sich nur beruhigten und aus einander gingen, wurde mit Hohn zurückgewiesen. Bald darauf brach Fadinger mit 18,000 Mann von Steyer gegen Enns auf und forderte die Uebergabe dieser Stadt. Drei Schiffe, welche mit frischen bairischen Truppen die Donau hinabfuhren, wurden von den Bauern theils erobert, theils versenkt, und die ganze Mannschaft getödtet. Endlich stimmte der milde Ton der zu Linz versammelten kaiserlichen Commissaire*) die Bauern ruhiger. Diese bezeigten einen besseren Willen, Unterhandlungen durch ihnen gestattete Ausschüsse einzuleiten und zu betreiben, und Fadinger entließ bei herannahender Erntezeit sogar den größten Theil seiner Truppen nach Hause, wogegen ihm die kaiserlichen Commissaire und die Stände die gewünschten Versicherungen ertheilten. Aber während sich nun auf der einen Seite Alles friedlich zu gestalten schien, zeigten sich auf dem linken Donauufer bedenkliche Bewegungen, indem die Bauern bei Ottersheim ein großes Lager bezogen, und von dort aus die Stellungen des Statthalters

*) Ignatius Abt zu Lilienfeld, Karl Fuchs von Fuchsberg, Wolf Niklas von Grünthal und Dr Martin Hafner.

gegenüber von Linz, beunruhigten. Fadinger gab sich die Miene, diese Feindseligkeiten mitten in der Waffenruhe zu mißbilligen, ließ aber gleichwohl die immer engere Einschließung der Stadt Linz durch die Bauern geschehen.

Um das durch Fadingers Banden stark geängstigte Enns aus seiner Gefahr zu reißen, wurden zur Fortsetzung des Friedensgeschäftes die kaiserlichen Commissaire in die Stadt beordert. Aber Fadinger weigerte sich, die Unterhandlungen nach Enns verlegen zu lassen und hob sogar jene Commissaire unterwegs auf und setzte drei von ihnen zu Steyer gefangen, während er den vierten, Dr. Martin Hafner, nach Wien ziehen ließ, um die kaiserliche Resolution einzuholen. Weil aber Fadingers nach Wien gesandter Ausschuß von dem Kaiser nicht vorgelassen wurde, sondern bei dem Hofkanzler Werdenberg Audienz nehmen mußte, gerieth Fadinger in heftigen Zorn und warf den gefangenen kaiserlichen Commissairen in beleidigenden Ausdrücken vor: an ihnen liege die Schuld, daß den Bauern nicht schon die freie Religionsübung ertheilt, und der Statthalter mit seinen bairischen Soldaten aus dem Lande fortgeschafft worden sei. Würden diese Punkte nicht sofort bewilliget, so sei er fest entschlossen, das Schloß zu Linz zu beschießen, zu sengen und zu brennen, das bairische Kriegsvolk aus dem Lande zu schlagen, Prediger seines Glaubens einzuführen, und sich nach einem andern Landesherrn umzusehen. Seine Absicht ging nur zunächst dahin, Linz, Enns und Freistadt in seine Hand zu bekommen, um dann, als Herr über das ganze Land, willkürliche Bedingungen vorschreiben zu können.

Auf seine bisherigen Erfolge pochend, schritt Fadinger jetzt zur Ausführung seiner weiteren hochfahrenden Entwürfe. Er schloß Linz noch enger ein, begann eine förmliche Belagerung und schnitt der Stadt die Zufuhr ab, hoffend, sie durch Hunger am sichersten zu bezwingen. Den Ständen, welche ihn von seinem Vorhaben abzumahnen trachteten, schickte er eine Aufforderung, ihm den bairischen Statthalter Adam von Herberstorff auszuliefern, die Besatzung mit Sack, Pack und Seitengewehren abziehen zu lassen, und die Stadt ihm und den Bauern zu übergeben. Die Stände wiesen diesen Antrag mit Würde von sich und fuhren in ihren Ermahnungen fort. Fadinger gab ihnen kein Gehör, ließ alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, um jede Zufuhr von Lebensmitteln zu



Graf von Pappenheim

verhindern und sendete seinen Hauptmann Wolf Sturm gegen Enns, welchen Platz derselbe belagerte und mit Kanonen beschoß.

Zugleich wurde Freistadt unter schweren Drohungen zur Uebergabe aufgefordert und nach heftiger Gegenwehr durch Verrath genommen. Am 27. Juni verlangte Fadinger von den Ständen und Bürgern zu Linz noch einmal die schleunige Auslieferung des Statthalters und drohte im Unterlassungsfalle mit einem Hauptsturme.

Unterdessen bereitete sich Herberstorff zur verzweiflungsvollen Vertheidigung der Stadt. Tiefen Haß nährte er gegen Fadinger, dem er seine Niederlage bei Peurbach und dessen feindselige Anschläge auf seine Person nimmer verzeihen konnte. Sein ganzes Trachten ging dahin, den kühnen Rebellen zu tödten, indem er zugleich darauf rechnete, daß mit dem Falle des Anführers der ganze Aufstand sich zerstreuen würde. Fadinger bot durch seine Vermessenheit dem Feinde selbst die Gelegenheit, ihn zu verderben; er ritt den 28. Juni Abends um fünf Uhr, von seinen sogenannten Leibschützen umgeben, vor dem Landhause vorbei, und schien die dortige Bastei in Augenschein nehmen zu wollen. Plötzlich schossen die in jenem Gebäude aufgestellten Soldaten nach ihm, zerschmetterten ihm den Schenkel und tödteten sein Pferd. Seine Begleiter retteten den Verwundeten in die Vorstadt. Die Soldaten eilten heraus und fanden nebst den Pistolen im Sattel auch Fadingers Schwert auf der Erde liegen, welches er wahrscheinlich entblößt in der Hand hielt, als er vorbeiritt. Mit dieser Beute kehrten sie frohlockend zum Statthalter zurück, der ihnen hundert Thaler schenkte, sehr erfreut, sich an seinem Feinde gerächt zu sehen.

Nun war gleichsam das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff für beide Parteien gegeben. Die über den Unfall ihres Hauptmanns ergrimmten Bauern stürzten sich, blind gegen den sie begrüßenden Kugelregen, auf die Soldaten und erst die einbrechende Nacht setzte ihrem nutzlosen Rasen ein Ziel, nachdem sie zweihundert Mann und einige Anführer verloren hatten. Um die Bauern noch mehr von der Stadt zu entfernen, ließ der Statthalter in der Nacht die Vorstädte durch Pechkränze abbrennen, die jene bisher inne hatten. Leider hat der berühmte ständische Mathematiker Keppler bei dieser Feuersbrunst großen Schaden gelitten.

Obgleich schwer verwundet und von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, setzte Fadinger die Belagerung beharrlich fort, gab aber doch zu, daß inzwischen neue Verhandlungen eingeleitet wurden, bei welchen Fadinger

noch an seinem Todestage in seinem Haupt-Quartiere Ebelsberg thätig war. Hier starb er nach achttägiger Pein an seiner Wunde, den 5. Juli 1626 und wurde zu Efferding beerdigt.

Aber der unversöhnliche Herberstorff ließ zehn Monate später Fadingers Leichnam ausgraben und durch Henkershand in einem „wilden, unwohnsamlichen Ort oder Moos" verscharren, und auf dieser Stelle „zu ewigem unehrlich und schändlichen Nachgedenken" sogar einen Galgen errichten.

Mit Fadingers Tode war der Aufstand nicht beendigt, wenn auch seine Kraft zum Theil gebrochen. Die Bauern wählten (nach Khevenhillers Ausdrucke) einen Landmann aus dem Ritterstande, Achaz Wiellinger Herrn auf Khatering und Hinderntobl, zu ihrem obersten Anführer, der aber jedoch schon darum, weil er nicht ihres Gleichen war, weniger auf sie einzuwirken wußte. Er setzte die Belagerung von Linz mit allem Eifer fort, konnte nicht hindern, daß frische bairische Truppen und Lebensmittel in die Stadt gelangten, und vergeudete das Blut seiner Leute in vergeblichen Stürmen. Der Statthalter verschanzte sich nun immer fester und ließ im Schlosse zu Linz eine hohe Schanze, die „Trutz-Bauern" genannt, erbauen. Als bei einem der letzten Stürme ein Theil der Stadtmauer war niedergeschossen worden, zog die Besatzung hinter derselben schnell einen tiefen Graben, um die gefährliche Stelle wieder zu verwahren; die Bauern aber suchten eben da durchzudringen, und ließen immer tausend Mann zugleich stürmen, denen, wenn sie abgetrieben wurden, schnell andere tausend folgten. Jeder Stürmende mußte nebst seinen Waffen ein Bündel aus Reisern, mit Steinen und Sand gefüllt, bei sich tragen, und während des Anlaufens in den Graben werfen, um diesen nach und nach auszufüllen. Sehr wahrscheinlich wären sie auch bei diesen Anstalten und ihrer Beharrlichkeit in die Stadt gedrungen, hätte die Besatzung nicht ihre Anstrengungen verdoppelt und der Statthalter Pechkugeln werfen lassen, die, da die Stürmenden meistens nur in Leinwand gekleidet waren, eine schreckliche Wirkung thaten. Sie zogen sich nun auf eine Viertelmeile zurück und beschlossen die Stadt auszuhungern, weswegen sie die Donau nicht nur mit einer dreifachen Kette sperrten, sondern auch ihre Ufer mit Schanzen besetzten, und die Umgebungen der Stadt mit nicht zu täuschenden Schildwachen verwahrten.

Endlich rückte eine Abtheilung kaiserlicher Truppen unter Oberst Löbel nach Enns vor und schlug die Bauern. Gleiches geschah ihnen bei

Kirschbaum, durch den aus Böhmen heranrückenden Obersten Johann Philipp von Breuner, der hierauf Freistadt besetzte. Herberstorff bekam um so mehr frischen Muth und Hoffnung, griff die Bauern an und verjagte sie aus der Umfahr bei Linz; Oberst Löbel nahm nun Steyer, Wels und Lambach; Linz wurde völlig entsetzt. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, und bereits schien die gänzliche Beruhigung des Landes nahe zu sein, als plötzlich der Herzog Adolf von Holstein mit einem baierschen Regimente von Passau nach Oberösterreich kam, um zu den kaiserlichen Truppen zu stoßen. Kaum waren seine Soldaten bei Wesenufer an's Land gestiegen, so erlaubten sie sich allerlei Unfug gegen die Bauern. Diese, hierüber erbittert und des Herzogs Ankunft als einen Bruch des Waffenstillstandes betrachtend, versammelten sich in der Nacht, überfielen die schlafenden Baiern, ermordeten ihrer tausend, und schlugen die Reiterei, welche Widerstand versuchte, in die Flucht; der Herzog rettete sich im Hemde; die ganze Bagage, Munition, Waffen und Kanonen wurden eine Beute der Bauern. Diese Schlappe zu rächen, griff der baiersche Generalwachtmeister, Freiherr von Lindlo, die Bauern an, erfocht bei Geiersberg und Zuckerberg (jetzt Schulterzucker) Vortheile über sie, ließ sich aber in Verfolgung seines Sieges in den Pramwald locken, wo die Bauern von allen Seiten ihn wüthend anfielen, ihm viele Offiziere und 3000 Soldaten tödteten, und abermals alle Bagage, Munition, zwei Mörser und vier Kanonen erbeuteten.

In Folge dieser neuen Siege der Bauern brach auch im Hausruckviertel und zum Theile im oberen Mühlviertel die Empörung wieder aus; sie galt jedoch überall nur dem verhaßten baierschen Statthalter, den die Bauern einstimmig als die Ursache des Aufstandes bezeichneten, und zu dessen Entfernung der Kaiser selbst leider vergebliche Schritte bei dem Kurfürsten von Baiern gethan. Mehrere Plätze wurden berannt, und das unglückliche Land von den Bauern und baierschen Truppen gleich sehr verwüstet.

Um den Kampf durch einen Hauptschlag zu beendigen, sendete der Kurfürst von Baiern endlich den tapferen und kriegserfahrenen General Graf Pappenheim mit 8000 Baiern nach Oberösterreich. So war es denn Pappenheim vorbehalten, den Aufstand zu bezwingen. Die Bauern, welche Pappenheims Sendung erfuhren, glaubten, er würde den Weg zu Wasser vorziehen, und besetzten jeden Paß an der Donau, ja sperrten

den Strom an acht verschiedenen Orten mit Ketten und Seilen. Pappenheim wußte seine Gegner trefflich zu täuschen. Als er in Schärding anlangte, ließ er acht Fahnen Fußvolk und **100** Reiter auf Schiffe bringen; mit den übrigen Mannschaften übernachtete er in Passau, und befahl, den nächsten Morgen auch diese einzuschiffen. Beim Einbruche der Nacht verließ er Passau, zog die schon Eingeschifften wieder an sich, und eilte eben so schnell als geräuschlos über Geiersbach in das Innere des Landes. Auf diesem Eilzuge fing er mehrere Boten auf, störte dadurch die Mittheilungen zwischen den Verbündeten, und da sein Aufbruch zu Passau nicht am Morgen, wie allgemein geglaubt wurde, sondern in der vorhergehenden Mitternacht erfolgt war, so geschah es, daß er überall schon des Morgens anlangte, wo ihn seine Gegner erst des Abends vermutheten. Auch kam er zu Lande, und nicht, wie man vermuthet hatte, zu Wasser. So erschien er den 4. November zu Linz, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete, nud wo er sich mit den kaiserlichen Truppen vereinigte. Noch einmal bäumte sich die Empörung der Bauern zu verzweiflungsvollem Widerstande; sie machten furchtbare Anstrengungen, und ließen in Gmunden, Böcklabruck und der ganzen dortigen Gegend ein scharfes Aufgebot ergehen, daß Alles, was die Waffen tragen könne, bei Gefahr von Mord und Brand, mit ihnen ziehen solle. Doch erlitten sie schon bei Efferding durch Pappenheim eine bedeutende Niederlage. Pappenheim war nämlich am 8. Novbr. eine Stunde bis vor Efferding gerückt. Die Bauern ließen eine starke Besatzung in dieser Stadt zurück und zogen ihm keck entgegen. Sie rückten immer weiter vor und forderten durch muthwillige Neckereien zu einem Treffen auf, zogen sich aber bald darauf in einen Wald zurück, der die Stadt im Süden umgrenzte. Gegen Abend ließ Pappenheim den Wald mit seinem Geschütz bespielen, worauf ein großer Theil der Bauern herausbrach und in seinen rechten Flügel eindrang, während ein anderer, nicht geringerer Theil die Kaiserlichen auf dem linken Flügel angriff und zu umgehen suchte.

Pappenheims Reiterei auf dem rechten Flügel konnte den Andrang so wenig aushalten, daß das Geschütz schon fast entblößt war und verloren zu werden in Gefahr stand. Da warfen sich zwei Fahnen Fußvolk muthig den Bauern entgegen, und Pappenheim selbst sammelte die Uebrigen zu Roß und zu Fuß und drang, unterstützt von dem Nachtrab unter dem Herzoge von Holstein, wieder vor. Währenddem hatte der linke Flügel ver-

züglich durch die größere Standhaftigkeit seiner Reiterei bereits gesiegt; nachdem die Schlacht zwei Stunden gedauert, gelang es nun auch dem rechten, die Gegner zu werfen, und sie wurden jetzt allgemein verfolgt. Sie suchten sich im Walde zu verbergen; Vielen gelang es auch mit Hilfe der Nacht, Andere wurden wie Vögel von den Bäumen geschossen. In Allem waren bei **3000** Bauern geblieben. Pappenheim selbst hatte einen derben Kolbenschlag auf die Rüstung bekommen; aber dies hinderte ihn nicht, die ganze Nacht über auf dem Felde zu bleiben. Um Mitternacht brachten die Bürger von Efferding die Schlüssel der Stadt, aus der die Besatzung geflohen war und fünf ihrer Feldstücke zurückgelassen hatte. Der Herzog von Holstein erhielt den Auftrag, nun Efferding zu besetzen, und Pappenheim eilte, Gmunden zu befreien, das hart bedrängt wurde. Hier hatte sich das Heer der Bauern durch zuziehende Corps bis auf einige **20,000** Mann vermehrt. Am **11.** Nvbr. griffen sie, von einer seltenen Kühnheit beseelt, nachdem sie sich zuvor durch Psalmen-Singen und Anhören von Predigten ermuthigt hatten, Pappenheim an und rückten mit einer unglaublichen Entschlossenheit vor. Nach einem wüthenden, über sechs Stunden andauernden Kampfe, in welchem die Kaiserlichen schon einige Male sehr zurückgeworfen, immer wieder aber vorgerückt waren, gaben die kaiserlichen Reservetruppen, welche aus spanischem Kriegsvolk bestanden, als Pappenheims letztes Hilfsmittel, den Ausschlag. Der Kampf wurde mit erneuter Heftigkeit begonnen, bis endlich nach einer kleinen Stunde die Bauern zu weichen begannen, und sammt ihrem eigenen auch das bereits eroberte Geschütz verloren. Sie wurden von Pappenheims Truppen verfolgt, aber nicht ohne große Vorsicht, denn mehr als ein Mal sammelten sie sich wieder und mußten von Neuem geworfen werden. So viel Mühe hatte es gekostet, einen Haufen Mißvergnügter zu bezwingen, die die Waffen nie zu führen gelernt hatten, und von welchen kaum der Zwanzigste seinen Namen schreiben konnte. Die Bauern hatten auch hier gegen **4000** Mann verloren; doch das schreckte sie nicht, sich noch zwei Mal, obwohl in kleineren Haufen, in's Feld zu wagen. Einen derselben zerstreute Pappenheim den **19.** Nvbr. bei Vöcklabruck. Die zersprengten Bauern retteten sich von dort in das Schloß Wolfseck, in welchem sie sich verschanzten, aber am **30.** Nvbr. von Pappenheim angegriffen, auf das Haupt geschlagen und mehrere Tausend getödtet wurden; Pappenheim eroberte hier sieben Stücke grobes Geschütz. —

Durch diese blutigen Niederlagen war endlich das Hauptheer der Bauern gänzlich zersprengt; die meisten derselben flohen in ihre Wohnungen zurück. Nur in Peurbach und den umliegenden Schanzen hatte sich noch einer ihrer Haufen festgesetzt und wollte es auf's Aeußerste ankommen lassen. Als aber der Oberst Löbel gegen sie anrückte, sie einschloß und ihnen Pardon anbot, streckten sie das Gewehr und lieferten die Rädelsführer aus, welche gefesselt nach Linz geführt wurden. Die Bauern wurden ungekränkt nach Hause entlassen. Pappenheim vertheilte seine Truppen durch das ganze Land, um alles fernere Zusammenrottiren zu verhindern. Der Oberhauptmann Achaz und sein Oberstwachtmeister Schlotter versäumten die Gelegenheit zur Flucht, wurden aufgegriffen und gefangen nach Linz geführt. Achtzehn der Rädelsführer, unter ihnen Wiellinger, Schlotter, Wolf Wurm und ein lutherischer Prediger wurden am 26. März und 23. April durch das Schwert zu Linz hingerichtet. Den übrigen Bauern im Lande ob der Enns ertheilte der Kaiser, weil sie um Verzeihung gebeten, Pardon, doch mit der Bedingung, daß sie sich zur katholischen Religion bequemen sollten.

So endete der berüchtigte oberösterreichische Bauernkrieg, der eine der denkwürdigsten Zwischenhandlungen während des dreißigjährigen Krieges bildete, — Wunden, Elend und Verarmung hinter sich lassend, und dessen Nachwehen alle Stände bitter empfanden. Das Land blieb auch nach dieser Zeit noch im baierschen Pfandbesitz. —

Noch heißt das Wäldchen bei Pinsdorf in der Nähe der heiligen Eiche das Pappenheimhölzel, und in den Trauerliedern der Bauern spricht sich der Schrecken vor Pappenheim nicht minder aus, als das Zutrauen auf sein ritterliches Wort der Verzeihung, worum er auch bei seiner Rückkehr nach München unterm 21. Februar 1627 an den Kurfürsten Maximilian dringend geschrieben, und diese für das bedrängte Land ihm sehr angerathen hat.

Pappenheim war auch selber Geschichtsschreiber dieses kurzen, aber wie alle Volks- und Religionskriege, höchst merkwürdigen Krieges. Sein Adjutant Luys, ein Spanier, mußte alle Ereignisse aufzeichnen. — Pappenheim selber schrieb hierüber: „Lieber Hauptmann Joa (Suo maggior domo). In dem grossen, schwarzen Druchen, welche einen gewölbten Ronden Deckel hatt, ist das Büchlein, so der Signor Luys von den Bauernkrieg gemacht hat; wollet solches bey ein eigen, bei Tag

und Nacht, anhero zum Postmeister schiken, der wird mirs alsbalden hinach nacher Prag schiken. Die Böhmische Bauern rebelliret, hoff Ich, werdt employrt werden. Gott mit Uns! Leipzig, den 20. May 1628."

Wie drohend jener Bauernkrieg gewesen, zeigt sich vorzüglich daraus, wie leicht derselbe zwei Mal wieder empor gelodert; 1632 durch die Ermunterung Gustav Adolphs, an den die Bauern den Thomas Ecklrheer in's Nürnberger Lager abgesendet, und welcher den Bauern des Hausruckviertels 6000 Schweden über Passau und Schärding zu Hilfe zu senden versprochen hatte, zugleich auch den Siebenbürger Fürsten Rakoczy zu einem Einfall in Ungarn ermuntert hatte, und 1636 im Machlandviertel durch Martin Laimbauer.

In der Pfarrkirche zu Gmunden, in dem idyllisch-romantischen Salzkammergute im Traunkreise des Landes ob der Enns hing neben dem Hochaltar ein schmuckloser Reiterdegen. Seinen gefürchteten Herrn und dessen löwenkühnes Walten spricht ein bisher noch ungewürdigtes, daneben eingemauertes, 25 Zoll langes und 19 Zoll hohes Marmordenkmal im schwülstigen Geschmacke jener Zeit aus:

„Ad dei omnipotentis gloriam. Invictissimo martyri, divo Georgio, singulari suo patrono, gladium hunc iterum atque iterum victorem, quo exercitum sibi Bavaricum commissum, prope civitates *Schardingum* et *Efferdingam*, in festo dedicationis salvatoris nostri et *Gmundam*, in ipso festo sti. Leupoldis, Marchionis, defendendo hancce provinciam Austriae superior. contra insanos et induratos rusticos, fortiter pugnando vincendoque providiss. cum Triompho direxit, atque vicit illustrissimus atque excellentissimus dominus *Godefrid. Henricus* sac. rom. imperii Marescalcus Hereditarius *Baro in Pappenheim* etc. devotissime dedicavit die XV. Novembris a. 1626.

„Quod ad perpetuam memoriam serenissimi ac potentissimi Principiis D. *Maximiliani* etc. utriusque Bojariae ducis s. rom. imperii Elector. etc. sub precell. illustr. atqu. excellentiss. domini d. Adami comit. de *Herberstorff* etc. bellico regim. perquam nobil. et stren. dm. Bartholom. de Tannenzol, et Zilli constit. capitan. incidi curabat, cum et ipse saltus iste notus suis VI. Nov. Jul. an. D. 1627."

Nachdem Pappenheim nun seine Mission im Lande ob der Enns vollendet hatte, kehrte er nach Baiern zurück, um wider die auswärtigen Feinde des Kaisers und der Ligue verwendet zu werden. Er wurde kurz

darauf zu den spanischen Truppen in Italien gesandt, die damals gegen die Franzosen und Venezianer zu Felde lagen, und brachte einzelne Abtheilungen des feindlichen Heeres durch seine klug geleiteten Angriffe zum Weichen. Sein ausharrender Muth beförderte bald den Frieden in Italien, und er ging wieder nach Deutschland. Hier ernannte ihn Ferdinand II. zum Feldmarschall, und er unterstützte nun mit seinen Reiterschaaren bald Tilly, bald Waldstein, bald führte er abgesonderte Unternehmungen aus. Unter Waldstein wohnte er **1629** schon der ersten Belagerung Magdeburgs bei, und während der zweiten (**1630**), die Pappenheim noch vor Tilly's Ankunft begann, überraschte er in Ratzeburg den Herzog von Sachsen-Lauenburg, den er mit seiner ganzen Mannschaft gefangen nahm. Hierdurch sicherte er sich die Elbe und verlegte den Schweden den Weg nach Magdeburg, vor welcher Stadt sich nun später Tilly mit ihm vereinigte. Pappenheim glaubte, diesen wichtigen Platz durch geheime Verständnisse zu bekommen; doch dieses mißlang, und da jetzt nichts mehr als die Gewalt übrig blieb, so machte er alle Anstalten zu einer ernstlichen Belagerung. Bei dem Hauptsturme, durch welchen Magdeburg fiel, war Pappenheim einer der Ersten, welcher mit seinen Truppen den Wall erstieg und in die Stadt eindrang. Kaum das Zeichen zum allgemeinen Angriff abwartend, setzte der hitzige Pappenheim am **10**. Mai **1631**, 7 Uhr Morgens, an der Spitze einiger hundert von ihren Pferden abgestiegener Dragoner und Kuirassiere, sowie einer kleinen Anzahl Fußknechte, zum Sturme an; der äußerste Posten von **15** Mann, der am Fuße des oberen Walles über dem Stadtgraben stand, wurde lautlos niedergestreckt. Pappenheim war am ersten auf dem oberen Walle angelangt und pflanzte sogleich seine Fahne darauf; die Brustwehr ward überstiegen, aber hier fanden sie Widerstand an den herbeieilenden Wachen. Fast zu gleicher Zeit mit Pappenheim stürmte der Herzog von Holstein die hohe Pforte und wurde Meister, weil die Bewachung dort schlecht bestellt war. Ueber den Wall herunter rannten die Stürmenden nach dem inneren Theile des Thores, als der Commandant von Magdeburg, der schwedische Oberst Falkenberg, auf dem Kampfplatze erschien. Aufgeschreckt durch den Lärm, war er vom Rathhause fortgeeilt und hatte unterwegs alle verfügbare Mannschaft aufgerafft. Indessen ertönten die Sturmglocken, das Prasseln der Gewehre, das Dröhnen des groben Geschützes trieb die schlafenden Bürger aus ihren Häusern; Alles eilte dem Orte zu, von wo der

Lärm sich hören ließ. Nun wurde von 8—10 Uhr wüthend gefochten. Wie Ebbe und Fluth wogte der Kampf unentschieden durch die Gassen, an der inneren Mauer, am Fuße des Walls, und selbst diesen hinauf. Kaiserliche Offiziere gestanden nachher, wenn der Feind nur 500 Reiter gehabt hätte, würden sie aus der Stadt zurückgeschlagen worden sein. Das ganze Gewicht des Kampfes lag auf Pappenheim und auf dem Herzoge Adolf. Kein Tilly, kein Mansfeld erschien. Man ließ die Beiden schändlich stecken, und fast mochte die Absicht durchscheinen, Pappenheim aufopfern zu wollen. Dieser sah tausend seiner besten Soldaten um sich fallen. Mit unsäglicher Mühe brachte er endlich die Rosse der Kuirassiere über den pikentiefen Graben und den Wall in die Stadt hinunter. Die Reiter saßen auf und machten durch die Wucht ihres Anfalls Raum. So sehr Pappenheim den Gefahren Trotz bot, hatte er das Glück, unverletzt zu bleiben. Nicht so gut ging es den Magdeburger Anführern. Schon zu Anfange des Sturmes wurde Oberst Falkenberg erschossen. Die Verwirrung, welche sein Tod hervorbrachte, stellten Arsterroth, die Obersten Wudrich, Trost, der Hauptmann Schmid und etliche andere tapfere Offiziere der Magdeburger Garnison wieder her. Aber auch diese erlagen nach und nach, oder mußten schwer verwundet weggetragen werden.

Endlich, nach langem Zögern, brach Tilly um zehn Uhr, weil die Ungeduld seiner Leute keine längere Zögerung mehr gestattete, durch eine kleine Oeffnung und mit wenigem Volk in die Stadt. Zugleich wurde eines der Thore geöffnet, durch welches mit den Kroaten auch das Geschütz hereinwogte. Die Kanonen begannen nun die Straßen zu fegen. Jetzt war kein Widerstand mehr möglich. Verzweifelt flüchteten die am Leben gebliebenen Bürger und Stadtsoldaten in ihre Wohnungen. Mit den Waffen in der Hand waren die Einwohner überwältigt worden, folglich galt nach Kriegssitte keine Schonung. Fast kein Mann erhielt Pardon; noch schlimmer ging es dem schwächeren Geschlecht, das viehischen Lüsten fröhnen mußte. Den unbeschreiblichen Jammer noch zu vermehren, war auch an verschiedenen Orten Feuer ausgebrochen, was man, sicher mit Unrecht, auf Tilly allein wälzt, denn die Veranlassung hierzu gab das heftige Schießen in der Stadt, und es ist wohl ganz unnöthig darüber gestritten worden, ob die Kaiserlichen und Liguisten, oder die Bürger die Stadt anzündeten. Daß Beide es gethan haben, ist höchst wahrscheinlich. An einigen Orten löschten die Soldaten sogar selbst, wie denn auch durch ihre

Mühe das Liebfrauenkloster erhalten wurde. Allein bald machte ein heftiger Wind, welcher das Feuer allenthalben herumtrug, das weitere Löschen unmöglich. Die Hitze wurde nach einigen Stunden so groß, daß die Soldaten die Stadt verlassen mußten und nur die Wälle besetzten. Bis den andern Morgen, also in nicht einmal 24 Stunden, lag die ganze große Stadt in Asche, so daß außer dem besagten Kloster, der Domkirche und etwa 150 abgelegenen Fischerhäuschen nichts mehr übrig war.

Tags darauf strömten die Kaiserlichen und Liguisten abermals in die Stadt, um die verschütteten Keller zu plündern, wo ihnen auch große Beute in die Hände fiel. In die Domkirche hatten sich gegen 1000 Menschen, größtentheils Weiber und Kinder, geflüchtet, und waren drei Tage ohne alle Nahrung geblieben. Am Abend des dritten Tages sandte Tilly einige Tambours durch die verwüsteten Straßen und ließ allen noch Lebenden Pardon anbieten. Die Leichen der Getödteten wurden in die Elbe geworfen, und von sämmtlichen Bürgern entkamen nur 400 dem Tode. Sie wurden in's feindliche Lager abgeführt und sollten, obwohl gänzlich verarmt, durch ein hohes Lösegeld ihre Freiheit erkaufen. Als jedoch einige Tage später im Tilly'schen Lager bei Furmersleben Feuer ausbrach, entkamen sie größtentheils in der allgemeinen Verwirrung. — Auch der Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, wurde verwundet und gefangen, und trat später zur katholischen Religion über.

Am 24. Mai hielt Tilly seinen Einzug in die Stadt und befahl zugleich, daß dem Plündern Einhalt gethan werden sollte. Am 25. ordnete Tilly in der dazu hergerichteten Domkirche ein feierliches Dankfest an, welchem alle höheren Offiziere beiwohnten. Nach Absingung des Te Deum wurde das eroberte Geschütz, 67 Stücke an der Zahl, drei Mal abgeschossen.

Eine besondere Folge der Eroberung Magdeburgs war die große Spannung, welche zwischen Tilly und Pappenheim nun eintrat, weil Pappenheim glaubte, der Oberfeldherr hätte ihn besser unterstützen können. Dieses geht aus Pappenheims Bericht hervor, den er unterm 15. August 1631 aus Tangermünde an den Kaiser erließ. Er schreibt: „Schändlich habe man ihn in größter Gefahr stecken lassen; Tilly sei daran Schuld, daß Seiner kaiserlichen Majestät und des ganzen Römischen Reiches Untergang oder Aufnahme in die zwei Stunden auf einer zweifelhaften

Spitze gestanden, und daß er seiner Seits bei 1000 ausbündiger Soldaten eingebüßt habe."

Als Zeugen führt er die angesehensten Offiziere seines Heeres auf. Nur seinen Gefährten gebühre die Ehre des Tages. Zum Schluß sagt Pappenheim: „daß er sogleich eine Untersuchung von Tilly verlangt, aber nichts erreicht habe; deshalb komme es dem Kaiser zu, den Prozeß anzuordnen, und als gerechter Kriegsherr das Böse zu bestrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen."

Obgleich der Bericht drei Monate nach dem Falle der Stadt verfaßt ist, athmet er noch die volle Leidenschaft beleidigten Rechtsgefühls.

War es nun blos jene Eifersucht, die zwischen zwei ehrgeizigen Generalen so häufig vorkommt, was Tilly zu dieser That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Zu leugnen ist es nicht, daß Tilly, seit Pappenheim nach dem Regensburger Reichstage den baierschen mit dem kaiserlichen Dienst vertauscht hatte, ihm in mancher Hinsicht lästig war. Als kaiserlicher Feldmarschall war Pappenheim nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, die Liga und den ligistischen Oberfeldherrn unaufhörlich zum Kampfe gegen Schweden anzutreiben, wozu sich die Liga dem Kaiser verpflichtet hatte.

Pappenheim that dies, und als ein lästiger Mahner stand er Tilly zur Seite, ihm sein Zögern oft kräftig vorwerfend. Daher wohl der Wunsch des Letzteren, sich den lästigen Mahner vom Halse zu schaffen oder ihm eine Grube zu graben.

Sei dem nun, wie ihm wolle, vergessen hat ihm Pappenheim das Magdeburger Unrecht nie; er fand Gelegenheit, vier Monate später auf den Gefilden Leipzigs mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Nach der Einnahme Magdeburgs war Pappenheim fortwährend bestrebt, die Elbe zu sichern. Unaufhaltsam thätig, suchte er den Feind aller Orten auf, bedrohte die Schweden, drängte dort ihre Bundesgenossen bis Hessen zurück, oder schlug sie, und nahm auf diesen Zügen nicht nur Wolfenbüttel, Eimbeck und Merseburg, sondern entsetzte auch Stade, worauf er gegen Leipzig zog, das Tilly eben erobert hatte, und hier vereinigte Pappenheim sich wieder mit Tilly's Heer.

Hier brachte es der feurige und ungestüme Pappenheim, unterstützt von mehreren vornehmen kaiserlichen und ligistischen Offizieren, dahin, Tilly zu bewegen, dem vereinten schwedischen und sächsischen Heere eine

Schlacht zu liefern. Es war die unglückliche Schlacht bei Breitenfeld. Der greise Oberfeldherr Tilly, der in seiner gedeckten Stellung bei Leipzig einen geeigneten Zeitpunkt zur Lieferung einer Schlacht ganz gut hätte abwarten können, ließ sich, trotz seiner gegründeten Einwürfe, überstimmen, und gab nach. Bald nach dem Kriegsrathe erließ daher Tilly Befehl, das Schlachtfeld, welches er sich nun aussah, zu besetzen. Er hatte dasselbe zwischen den Dörfern Seehausen und Breitenfeld gewählt. Eine kleine Erhöhung, welche sich rechts von Breitenfeld fortzieht und nur wenig über das daran stoßende Terrain emporragt, war es, wohin er sich in Marsch setzte. Seine Armee, bestehend aus 11,000 Reitern und 18 Regimentern zu Fuß, zusammen 21,000 Mann Infanterie, bildete im Ganzen circa 32,000 Mann, welche im Centrum standen. Sieben Regimenter unter Pappenheim machten den linken, sechs unter Fürstenberg den rechten Flügel, vor welchem noch fünf Regimenter Kroaten unter Isolani aufgestellt waren. Das Centrum commandirte Tilly selbst, unter ihm Schaumburg und Offieutz. Die ganze Armee war in einer Linie aufgestellt, welche sich von Breitenfeld bis Seehausen, das hinter dem rechten Flügel lag, erstreckte. Vor der Mitte der Fronte befanden sich zwanzig Feldstücke, und auf einer Anhöhe, welche auf dem rechten Flügel die Reiterei von dem Fußvolke trennte, sechzehn Vierundzwanzigpfünder.

Eine starke halbe Stunde von der kaiserlichen Stellung, ziemlich parallel mit derselben, floß in sumpfigen Ufern der Loberbach, welchen die schwedische Armee überschreiten mußte, um an die Kaiserlichen kommen zu können. Ungehindert bewerkstelligten, aber nur unterhalb Zschelkau, die Schweden den Uebergang, und stellten sich nun, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung auf. Pappenheim versuchte, die Feinde beim Defiliren anzugreifen, aber wegen seiner Kurzsichtigkeit gerieth er mit seinen 2000 Kuirassieren zu nahe an das feindliche Hauptheer, und forderte, um sich schleunigst zurückziehen zu können, eine Unterstützung von noch 2000 Mann. Um nun diese 4000 Mann nicht preiszugeben, entschloß sich Tilly sogleich zur Schlacht, schlug aber, von böser Ahnung erfüllt, die Hände überm Kopfe zusammen und rief: „Dieser Mensch wird mich um Ehre und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute bringen.“ Die Losung zur Schlacht gaben in der neunten Morgenstunde des 7. (17) Septembers 1631 drei Kanonenschüsse, von den Kaiserlichen auf die Schweden abgefeuert, und von diesen erwidert. Vom König Gustav

Adolph in der Schlacht zurückgedrängt, erneuerte Pappenheim mit dem linken Flügel sieben Male den Kampf, holte sich mehrere Wunden, und kehrte, da die Seinigen schon Alles verloren gaben, noch einmal mit sechs Schwadronen auf das Schlachtfeld zurück, dessen Anblick ihn aber überzeugte, daß nichts mehr zu retten sei. **7000** Todte ließen die Kaiserlichen auf der Wahlstatt und **3500** Gefangene in den Händen der Feinde. Die Frucht jahrelanger Bemühungen und Siege des Kaisers ging in dieser Schlacht verloren. Tilly und Pappenheim wurden von da an unversöhnliche Feinde. — Pappenheim nahm seinen Abschied von Tilly und brach mit seiner Mannschaft nach Westphalen auf, um dort den Krieg auf eigene Faust zu führen; er allein hielt jetzt die Ehre der kaiserlichen Waffen noch aufrecht. Auf seine eigenen Mittel beschränkt, von dem Kaiser und von Baiern abgeschnitten, von übermächtigen Feinden umringt, bot er dem General Baudissin, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzoge Georg von Lüneburg Trotz, und hielt nicht nur Stand, sondern gewann Boden. Mehrere feste Städte, besonders Wolfenbüttel, befanden sich in seiner Gewalt, und in Westphalen spielte er den Meister. Als Waldstein erfuhr, daß Gustav Adolf seine Truppen aus dem übrigen Deutschland nach Nürnberg ziehe, gab er dem Feldmarschall Pappenheim Befehl, ebenfalls zu ihm zu stoßen. Aber Pappenheim hatte die Süßigkeit, auf eigene Faust zu handeln, ein wenig zu viel gekostet; vielleicht scheuete er sich auch vor einem Zusammentreffen mit dem Kurfürsten von Baiern, der seit dem Zwist mit Tilly nicht gut auf seinen frühern General zu sprechen war; kurz, Pappenheim lehnte den Befehl unter verschiedenen Ausflüchten ab, wofür ihn (nach Khevenhillers Annales, Band XII. S. 212) Waldstein seines Ungehorsams wegen im ersten Zorn vor ein Kriegsgericht stellen wollte.

Um dieselbe Zeit belagerte Prinz Friedrich Heinrich, der Oranier, die Festung Mastricht in den katholischen Niederlanden. Obgleich ein spanisches Heer unter Don Gonsalvo di Cordova und dem Marques von Santa-Cruz den Holländern die Spitze bot, beschwor doch die spanische Statthalterin in Brüssel den deutschen Feldmarschall, dessen Ruhm damals seine Höhe erreicht hatte, um schnelle Hilfe. Nicht sowohl die angebotene hohe Summe, als das Abenteuerliche eines Ritterzuges aus dem Herzen Deutschlands nach den Ufern der Maas, bestimmte ihn einzuschlagen. Er setzte seine Ehre zum Pfand, Mastricht zu befreien,

brach Mitte Juli mit einem Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern aus der Umgegend von Hannover auf, indem er den Grafen von Gronsfeld als seinen Stellvertreter zur Deckung Niedersachsens mit hinreichender Mannschaft zurückließ, durchzog in unglaublich schnellen Märschen das zum Theil vom Feinde besetzte und fast zur Einöde verheerte Westphalen, ging bei Köln über den Rhein, und erschien Anfangs August im Angesicht des oranischen Feldherrn. Pappenheim rechnete darauf, daß die spanischen Feldherren zu ihm stoßen würden, um den Feind gemeinschaftlich zu überwältigen. Er täuschte sich; er kannte das Uebermaß spanischen Hochmuths nicht genug. Rund um die Stadt herum hatten die Holländer ein verschanztes Lager errichtet, gleichsam eine Veste um eine Veste. 24,000 Mann standen unter dem Befehl des oranischen Prinzen. Nicht viel mehr als auf Kanonenschußweite lagerten 16,000 Spanier unter Cordova und Santa=Cruz.

Wenn diese sich mit Pappenheim vereinigten, so wären die niederländischen Linien unfehlbar durchbrochen worden, waren ja die Deutschen nahe daran, sie allein zu erstürmen. Allein den Stolz dieser castilischen Granden empörte der Gedanke, von einem Deutschen Hilfe zu empfangen; sie verweigerten jede Mitwirkung. Pappenheim sah, daß er zum Opfer fremder Bosheit auserkoren sei, aber sein Wort war gegeben. Man sollte nicht sagen, daß er hundert Meilen wie ein Unsinniger daher geeilt sei, um mit Hohngelächter heimgeschickt zu werden. Den 7. (17.) August früh Morgens mit Sonnenaufgang führte er seine Soldaten zum Sturme. Voran zogen hundert verlorne Kinder, den Säbel im Munde und Faschinen in den Händen. Zwei Brigaden folgten ihnen; jeder Soldat trug ebenfalls Faschinen auf dem Kopfe. Hinter denselben kam das übrige Fußvolk, die Reiterei schloß den Zug. Sie hatte Befehl, keinen Mann von den vorausgegangenen Fußgängern zurückweichen zu lassen. Das verschanzte Lager des Oraniers sollte genommen, Mastricht entsetzt werden, oder Pappenheims Volk hier ein Grab finden. Mit unvergleichlicher Entschlossenheit stürzten die Vordersten, obgleich von mörderischem Feuer aus grobem und kleinem Geschütz empfangen, auf die feindlichen Gräben los, füllten sie aus, erstiegen auf Leitern die Schanzen, verdrängten die Holländer aus einem Quartier des Lagers nach dem andern, und begannen sich dort einzuwühlen. Nun führte der Prinz selbst seine besten Truppen und eine Masse Geschütz herbei. Nach der wüthendsten Gegenwehr wurden die Eingedrungenen wieder

hinausgeworfen. Die Holländer fanden die zurückeroberten Schanzen mit Leichnamen, bluttriefenden Leitern und Schaufeln angefüllt.

Pappenheim führte sein Kriegsvolk wieder in's Lager zurück und ließ die Soldaten dort ein Mahl einnehmen, um sie zu neuer Blutarbeit zu stärken. Nachmittags stürmte er von 1 Uhr bis 7 Uhr Abend unausgesetzt fort, ohne einen andern Erfolg, als den Ruhm glänzender Tapferkeit. „Alle Menschen mögliche Gewalt habe er angewandt," sagt die Quelle, welcher ich nacherzähle*), „doch Allens vergebens." **2000** seiner tapfersten Kriegsgesellen deckten Abends den Kampfplatz, ihm selbst schlug eine Falkonetkugel den Sattelknopf weg und streifte ihn am Bauche; der Oberstleutnant Lindlo, sein Liebling, wurde an seiner Seite erschossen. Dasselbe Schicksal hatten viele andere Offiziere. Während des ganzen Kampfes gafften die Spanier aus ihrem, kaum tausend Schritte entfernten Lager ruhig zu, ohne einen Schuß zu thun, ohne die Trommel zu rühren, nicht anders, als wären die Kaiserlichen blos gekommen, um ein Puppenspiel vor ihnen aufzuführen. — Die Folge war, daß vier Tage später die Besatzung von Mastricht sich ergeben mußte.

Pappenheim, der für die Infantin Isabella viel zu viel gethan, eilte tief verletzt nach Deutschland zurück und kam eben recht, um Wolfenbüttel zu retten, das durch den Herzog Georg von Lüneburg bedrängt wurde. Auch hatten während seiner Abwesenheit die schwedischen Generale tüchtig um sich gegriffen und Gelegenheit gefunden, dem König Gustav Adolph neue Hilfstruppen zuzuführen.

Mittlerweile hatte sich Leipzig am 22. October an Waldstein ergeben, und am folgenden Tage capitulirte auch das Schloß Pleissenburg. Schon zuvor hatte Waldstein nochmals gemessenen Befehl an Pappenheim erlassen, daß er mit all seinem Kriegsvolke zu ihm stoßen solle. „Im Falle er krank sei," hieß es in der Ordre, „habe Graf Merode, als der Nächste im Range und Alter, den Oberbefehl zu übernehmen und sogleich aufzubrechen." Eine zweite, an den Grafen Merode ausgefertigte Ordre besagte dasselbe. Ueberdies war ein Tagesbefehl an sämmtliche Offiziere des Pappenheimischen Heeres beigelegt, der jedem Ungehorsamen mit schmählicher Absetzung drohte. Pappenheim meldete sogleich,

*) Theatrum Europ. II. 670.

daß er auf dem Marsche sei. Allein einjährige Angewöhnung, auf eigene Faust zu handeln, hatte ihn so begierig nach Selbstständigkeit gemacht, daß er, wiewohl vergeblich, vom Kaiser in einem Schreiben die Erlaubniß erbat, in Niedersachsen bleiben zu dürfen. Nachdem er den Herzog von Lüneburg geschlagen und Hildesheim auf seinem Zuge erobert hatte, traf er am Ende October bei Merseburg ein, wo er sich mit Waldstein vereinigte.

Pappenheim erhielt nun von Waldstein zwei Regimenter Kroaten und zwei Regimenter zu Fuß, aber unter der Bedingung, daß er nach Halle ziehe und die Moritzburg, worin **200** Schweden lagen, berenne.

Gustav Adolph, der die Abwesenheit Pappenheims von der Armee, und daß Waldstein seine Armee cantonniren lasse, erfahren, wählte nun den Weg nach Leipzig, in der Absicht, Waldstein plötzlich, ja wider alles Vermuthen, anzugreifen. Waldstein, des Gegners Plan erkennend, ließ Pappenheim sogleich durch Eilboten von Halle zurückberufen*), und zog sich am 5. November in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und dem Städtchen Lützen zurück, wo er seine Armee mit dem rechten Flügel hinter Lützen, und mit dem linken gegen den Floßgraben, doch etwas zurückgebogen, aufstellte, und zugleich den General Isolani mit seinen Kroaten gegen die Ruppach vorschob.

Hier, auf einem der ebensten Punkte des nördlichen Deutschlands, sollten die beiden berühmtesten Feldherren ihrer Zeit um die Herrschaft Deutschlands und um den Sieg ringen, welcher ihnen bei Nürnberg zweifelhaft geblieben war.

Graf Isolani versuchte es, mit seinen Kroaten dem schwedischen Vortrab den Uebergang über die Ruppach zu verwehren, ward aber geschlagen und mußte sich zurückziehen. Die Schweden drangen nun weiter gegen Lützen vor; es war aber schon Nacht, als sie von den Hügeln in die Ebene hinabstiegen. Die beiden Heere standen einander ziemlich nahe. Pappen-

---

*) Waldstein schrieb an Pappenheim: „Laßt Alles stehen und liegen und ziehet herbei mit allem Volk und Stücken', daß Ihr morgen frühe bei mir eintreffet, denn der Feind marschiret her." Pappenheim trug die Ordre noch in der Lützener Schlacht bei sich; nun liegt sie, mit Pappenheims Blute getränkt, im österreichischen Reichsarchive zu Wien aufbewahrt.

heim, welcher sehnlichst von Halle erwartet wurde, sollte den linken Flügel der Kaiserlichen verstärken und zugleich den Befehl desselben übernehmen.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienstags, am 6. November, die Ebene von Lützen. Obgleich so nahe, konnten die beiden Heere sich nicht sehen, bis das Gewölk sich gegen 11 Uhr Mittags zertheilte. Die Losung zur Schlacht ward gegeben (ihr Verlauf wird später in der Biographie Waldsteins ausführlicher erzählt), und nach einem mehrstündigen wüthenden Kampfe, in welchem bekanntlich König Gustav Adolph den Heldentod gestorben, mußten die Kaiserlichen sich zurückziehen, ja die Schlacht war für Waldstein schon fast verloren, als der tapfere Pappenheim von Halle her mit seinen Reiterregimentern angesprengt kam, und die schon fliehenden Kaiserlichen zum Stehen brachte. Der Befehl Waldsteins hatte ihn zu Halle erreicht, als eben sein Fußvolk mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab er dem nächsten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu sammeln und gleich nachzuführen, nahm in Eile die Reiterei mit sich und ritt in großer Hast nach Lützen.

„Wo commandirt der König?“ war seine erste Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Er brach in den rechten Flügel der Schweden ein, voll Begierde, persönlich mit seinem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebenden war. Pappenheim warf die Schweden mit solchem Ungestüm zurück, daß sie die Geschütze verlassen mußten und nur einige in der Eile vernageln konnten. Der glorreichste Moment im Leben Pappenheims sollte auch sein letzter sein. Zwei Kugeln aus dem Gewehre des Obersten Stählhandsker durchbohrten seine von hundert Narben früherer Wunden durchfurchte Brust; tödtlich verwundet brachte ihn sein Trompeter aus dem Getümmel. Er verlor dabei so viel Blut, daß er des andern Tages, den 7. November 1632, starb, nachdem er die Seinigen Gott und dem Kaiser empfohlen und oft gefragt hatte, ob denn des Kaisers Armee auch gesiegt habe. Kurz nach seinem Tode kam ein Eilbote, der den Orden des goldenen Bließes für ihn überbrachte.

Nach neunstündigem Kampfe war die Lützener Schlacht geendigt, von welcher Khevenhiller mit Recht sagt, sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währte und auf etliche Meilen rundum gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerstandes, indem eine Partei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem auf's Heftigste zugesetzt, oder mit andern Worten,

indem kein Theil ganz zu siegen verstand, keiner ganz besiegt zu werden vermochte.

Beide Theile hatten ziemlich gleichen Verlust erlitten, an Tapferkeit einander gegenseitig überboten. Unter den Todten waren auf kaiserlicher Seite von bemerkenswerthen Generalen außer Pappenheim noch Colloredo, Holk, Trzka, Harrach, Breuner, Marchese di Grana; viele Generale waren auch verwundet worden. Nächst Pappenheim hatte Octavio Piccolomini die größte persönliche Tapferkeit bewiesen; fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, aus sechs Wunden blutete er.

Pappenheim war zwei Mal vermählt. Von seiner ersten Gemahlin, Anna Freiin von Collowrat (denn die Ehe mit seiner zweiten, Elisabeth Gräfin von Oettingen, blieb kinderlos,) hatte er einen Sohn, Wolfgang Adam, der schon in seinem zwölften Jahre Oberst wurde, aber am 30. Juni 1647 bei Prag von einer Stückkugel getroffen fiel, und bei seinem Vater ruht. Da dieser keine Erben seines Namens hinterließ, so erlosch mit ihm die Treutlinger Linie des Pappenheimschen Hauses.

Trotz seiner anfänglichen Weigerungen, dem Befehle Waldsteins zu gehorchen, stand er mit diesem doch bis zu seinem Ende auf einem freundlichen Fuße. Beweis dafür sein letzter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er Waldstein zum Vormunde seines einzigen Sohnes und seiner Witwe einsetzte, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte. Waldstein rechtfertigte dieses Vertrauen auf eine ehrenvolle Weise. Er verschaffte der Witwe einen kaiserlichen Jahresgehalt von 4000 Gulden.

Nach Pappenheims Tode fand man seinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt; sein Gesicht war durch frühere Wunden ganz zerfetzt, sprechende Zeugen seiner außerordentlichen Kühnheit. Diese Eigenschaft, verbunden mit unbegrenzter Freigebigkeit, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Besieger so vieler Städte, in dessen Händen ungeheuere Brandschatzungen zusammenströmten, verwandte Alles auf sein Volk und erübrigte nichts für sich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in eine gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er sein Geld wegwerfe, pflegte er zu sagen: „Das Verdienst steckt nicht in der vollen Börse." Ruhm war das Ziel, das er erstrebte,

aber diese edle Leidenschaft trug eine ghibellinische Färbung, die ihren Werth erhöht. Pappenheim suchte den erstrebten Ruhm nicht blos in dem Namen eines tapferen Haudegens, sondern in dem Rufe eines Helden, der für Herstellung des deutschen Reichs sein Blut verschwendet. Sicherlich war seine Begeisterung eben so gut kirchlicher, als politischer Natur, darum konnte er mit dem Kurfürsten von Baiern, unter dessen Fahnen er Anfangs focht, nicht lange in gutem Vernehmen bleiben.

Pappenheim genoß das Glück, schon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden.

Gustav Adolph schätzte ihn unter seinen Gegnern am Höchsten, und nannte ihn vorzugsweise den Soldaten. Tapfer bis zur Verwegenheit, unbekümmert um seine Person, war auch Pappenheim im vollsten Sinne des Wortes: „Soldat".

Auch das katholische Volk, das der glänzenden Erscheinung des schwedischen Fürsten ein Gleichgewicht derselben Art entgegensetzen wollte, sah in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. — Ueberhaupt ist es merkwürdig, in welch enge Beziehung das Schicksal beide Männer gesetzt hat. In einem Jahre geboren, Vorfechter zweier Kirchen, von ihren Glaubensgenossen bewundert, starben Beide bei gleicher Veranlassung an Einem Tage (innerhalb 14 Stunden). Mit Pappenheim, dem Urbilde des deutschen Edelmanns, war die Blume des katholischen Heldenthums abgeknickt, wie mit Gustav Adolphs Ableben die des lutherischen.

Pappenheims Leiche liegt in der Prämonstratenser-Chorherrenkirche auf dem Berge Sion zu Prag. Nur ein bild- und inschriftloser Gruftstein deckt gegenwärtig seine Ueberreste, und zwar in der Kapelle der heiligen Engel rechts beim Eingange. Die Inschrift, welche hier vormals in Goldbuchstaben auf einer blauen hölzernen Tafel angebracht war, hat im Jahre 1808 der fleißige Sammler, Chorherr Dlabacz, wieder an's Licht gezogen. Sie lautet:

„Hic jacet Godefridus Henricus S. R. I. haereditarius Marescalcus Comes in *Pappenheim*, qui dum vixit, invictus stetit. Anno vitae ultimo Winmariensem, Hessum, Lüneburgensem castris et milite exuit, Nassavium ad Trajectum terruit. Sueciae regem Gustavum fatigavit, eumque moriens stravit, fortior cadendo quam stando. Caetera ne quaeras hospes inter

cineres et mortuos, viventem famam interroga, qua gloriae suae superstes inter vivos aeviternat. Obiit in pugna prope Lutzen in Misnia A. D. 1632. die 6. Nov. aetatis 38, mensis 5, diebus 29. Cujus animam aeternum gaudere faciat.“ —

Johann Tserclas Graf von Tilly,

kaiserlicher und der liguistischen Heere Generallieutenant.

Drei Jahre nach der Abdankung, wenige Monate nach dem Tode Karls V., wenige Monate bevor Philipp II. nach dem Frieden zu Cateau-Cambresis die Niederlande für immer verließ, wurde der Ueberwinder der Böhmen, der Dänen, der protestantischen Union, Christians von Braunschweig und des Mansfelds, selbst noch als Greis der würdige Gegner des großen Gustav Adolph, auf einem väterlichen Gütchen bei Lüttich (im Februar **1559**) geboren. — Johann Tserclas von Tilly war der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie. Der Vater stritt unter Alba in den Niederlanden, unter Schwendi und Teuffenbach, mit Hardegg und Erdödy in Ungarn, nicht ohne Ruhm. Er wurde Kriegsrath Rudolphs II. und führte mehr als ein Mal den Oberbefehl in wichtigen Plätzen. Eben als der jüngste Sohn war Johann Tserclas dem geistlichen Stande bestimmt. Eine Lütticher oder spanische Pfründe sollte ihn versorgen. Die Jesuiten erzogen ihn. Sein ganzes Leben trug die Spuren. Aber ihren Rock ließ er sich doch nicht aufreden. Seinen düster glühenden Geist drängte es hinaus in das Weite. — Krieg sah er allenthalben in der Welt, und selbst im Innern der Familie keinen Frieden. — So trieb es ihn denn auch unwiderstehlich in den Krieg. — Vierzehn Jahre zählte Tilly, als er unter Alba in die spanischen Reihen trat. Alba hieß ihn von der Pike auf dienen, und sich so halten, daß man ihn bemerke. Am schwersten erlernt sich blinder Gehorsam, aber falsch ist, daß der Geist darüber zu Grunde gehe. Der Mann von Kopf tritt aus dieser nothwendigen Prüfung geläutert hervor, und wer auf dieser Probe verunglückt, der hatte gar keinen Kopf zu verlieren. — Eben war nach der

Ueberrumpelung des Hafens von Briel durch die Wassergeusen, die Insurrection wider Alba's sechsjähriges planvolles und gleichförmiges Wüthen allgemein geworden, und Wilhelm von Oranien als Statthalter herbeigerufen. — So schlecht, unzusammenhängend und mittellos war noch das Treiben der Geusen, daß wenig Milde und scheinbare Nachgiebigkeit den ganzen Sturm hätte beschwören können. Aber in dieser Richtung konnte Alba sich nicht bewegen. Er vermochte nur Etwas in unerbittlicher Strenge. Zuletzt merkte er deutlich, daß der Boden unter seinen Füßen wich, und wie wilde Fluth über seinem Haupte zusammen schlug. Um den in so vielen Schlachten erworbenen Ruhm bangend, begehrte er seine Zurückberufung. — Der junge Tilly diente nun unter Requesens, und that sich hervor in dem glücklichen Nymweger Treffen auf der Mooker Haide. Er diente später unter dem heldenmüthigen Sohne und Urenkel Karls V., unter Don Juan d'Austria und Alexander Farnese.

In dem durch Ungarns innere Gährung und Bocskay's Meuterei bedenklichen siebenbürgisch-ungarischen Kriege fehlte es Oesterreich an einem tüchtigen Feldherrn. — Philipp Emanuel, Herzog von Lothringen-Mercoeur, Schwestersohn des, wie Coriolan überraschen und wie dieser edelmüthigen und unglücklichen Connetable von Bourbon, der Letzte von der Guisenpartei, der sich Heinrich IV. unterwarf, suchte nach seiner Versöhnung seinem Muthe auswärtige Beschäftigung, und galt es nicht mehr, wie bei den Rittern der Tafelrunde, des Heilandes Grab zu retten, oder dort das eigene zu finden, so galt es doch schweren Kampf wider die Ungläubigen, so gut als ihn einst Gottfried, Tankred, Boemund und Rinaldo gekämpft. Kaiser Rudolph berief den Herzog an die Spitze der Armee in Ungarn, die an Castaldo, Schwendi, Nogarola, Auersperg, Mansfeld, Schwarzenberg und Teuffenbach nach einander ihre besten Führer verloren hatte.

Tilly ging in diesen Krieg als Oberstlieutenant und des Herzogs von Mercoeur Generaladjutant, focht den Sieg bei Kanischa mit, von welchem das Schicksal des ganzen Innerösterreichs abhing, war mit vor der alten Krönungs- und Begräbnißstadt der ungarischen Könige, Stuhlweissenburg, und auch als der Großvezier vergeblich zur Wiedereroberung herbeirückte, Geschütz und Mannschaft verlor, und nach angezündetem Lager davon floh. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn Kaiser Rudolph zum Obersten. Er warb ein neues Wallonenregiment binnen unglaublich kurzer

Zeit, und führte es zur Belagerung von Ofen (1602). Beim Sturm auf diese Stadt erhielt er eine Wunde; zugleich aber den heilsamsten Balsam in dem Zeugnisse des Oberfeldherrn, daß sein, wiewohl neugeworbenes Regiment an diesem blutigen Tage seine Schuldigkeit am treuesten gethan habe. Der Erzherzog Matthias dankte unserm Tilly einen guten Theil seiner militairischen Bildung, und gewann ihn besonders lieb.

Der Wiener Frieden besiegelte den innern, und den Frieden mit den Türken ein zwanzigjähriger Waffenstillstand, welcher ihnen doch noch Erlau, Gran und Raab als die nördlichsten Grenzfestungen ließ.

Als somit hier für Tilly die Bühne zu weiteren Thaten vor der Hand geschlossen schien, trat er in Dienste des Herzogs von Baiern, Maximilian I., eines hochgesinnten, kriegerischen, der katholischen Religion über Alles und seinem Kaiserhause treu ergebenen Fürsten. Aber nicht blos die mittlerweile eingetretene Waffenruhe entfernte Tilly aus dem Dienste Oesterreichs, dem er doch mit großer Liebe zugethan gewesen, sondern das Schicksal eines Freundes, dem er, so ungleich auch ihre Art und Weise, und so widerwärtig dem spartanischen Tilly sein wildes Thun und Treiben gewesen, gleichwohl sehr zugethan war, denn der edle Franke, Hermann Roßwurm, war ein Gott in der Schlacht. Prinz Mercoeur hatte ihn und Tilly in den blutigen Händeln der Ligue kennen gelernt, wo Roßwurm meist mit und unter Bassompierre stritt. — Als Roßwurm, der Sieger von Ofen, (siehe dessen Biographie auf S. 473) durch seiner welschen Feinde Stärke das umlorbeerte Haupt durch Henkers Hand verlor — da wendete Tilly tief verletzt Oesterreich den Rücken und ging zu dem geistes- und willensstarken Maximilian von Baiern, dem echten Hort des droit divin! —

Maximilians Vater, Wilhelm der Fromme, legte 1598 die Regierung nieder, um sich ganz den Werken der Andacht und Abtödtung zu weihen. Erst nach 29 Jahren starb er in dieser Einsamkeit. Der 25jährige Maximilian war der Enkel einer österreichischen Prinzessin, und die Mutter Kaiser Ferdinands II., Maria, war eine Schwester Wilhelms des Frommen. Ferdinand vermählte sich in der Folge mit Maximilians Schwester, Marianne, und Maximilians zweite Gemahlin war Anne, Ferdinands Tochter. Auf der hohen Schule zu Ingolstadt war Maximilian überdies Mitschüler und Busenfreund eben dieses Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Ferdinand gewesen. Jene enge Freundschaft und

Vereinigung währte bis an den Tod Beider, und war wechselseitig Oesterreichs und Baierns Stütze in den größten Bedrängnissen. Als die ersten Pfeiler und Verfechter der von allen Seiten angestrittenen Sache des katholischen Reichstheiles, konnte es nicht fehlen an Fehden auf Fehden, und da war es, wo Tilly seinen starken Arm aufhob für Oesterreich und Baiern, und für den Glauben seiner Väter.

Maximilian gebührt der Ruhm, nicht nur Glück gehabt, sondern auch dieses Glück umsichtlich vorbereitet zu haben. Erst überzeugt, daß der, welcher nicht stets zum Kriege gerüstet ist, den Frieden wohl erbetteln und erkaufen, aber nicht erhalten könne, und daß die Zeit in und nach bürgerlichen oder Meinungskriegen, ungetheilte Anstrengung der letzten Kraft zum gemeinsamen Ziele gebiete, wurde er der Gründer der unter Albrechts des Großmüthigen inneren Verbesserungen und unter Wilhelms Andachtsübungen fast gänzlich verfallenen baierschen Kriegsmacht. Alle Feldherren des katholischen Theiles, (mit einziger Ausnahme Waldsteins), Alle, die einigermaßen dem Banner, Bernhard von Weimar, Horn, Torstenson und Wrangel gegenüber stehen durften, gehörten Maximilian an und stammten aus seinen Reihen; der wilde Roland des großen Kriegsspieles, der Pappenheim, und der Reiter ohne Gleichen Johann von Werth, der Odysseus Mercy, und Geelen und Gronsfeld, — aber der, vor dem die böhmischen und badischen Fahnen, die des Mansfeld und des Braunschweig sich senkten, und die dänischen in der Hauptschlacht bei Lutter — das war der alte Tilly! —

Tilly war ganz Krieger, nichts dagegen, nichts daneben. — Weder die Schwärmerei der Argula von Grumbach, noch die Vorliebe Mehrerer aus dem hohen Adel, noch die rohe Gewalt, welche hier und dort das Landvolk zu diesem Endzweck gebrauchte, hatten vermocht, dem Lutherthum in Baiern dauernden Eingang zu verschaffen. Albrecht V. hatte vorzüglich dagegen die Einigung zu Landsberg mit Eichstädt, Passau, Salzburg, Freisingen, Augsburg und Regensburg errichtet. Die Jesuiten und ihre Vordersten, Jajus, Canisius, Salmeran und Cavilonnis waren zum gleichen Zwecke auf allen Wegen nicht minder thätig gewesen. Vollkommene Ruhe in Baiern, während fast das ganze übrige Deutschland in Unruhen wogte, war die Folge dieser Glaubenseinheit.

Die berüchtigte Fensterherabstürzung zu Prag war das Signal, wie der Prozessionsstreit zu Donauwörth gewissermaßen das Vorspiel des unseligen

30jährigen Krieges. Diese freie Reichsstadt hatte schon früh zur neuen Lehre geschworen, Anfangs über Unduldsamkeit der Katholischen höchlich geklagt, als aber die Mehrzahl evangelisch war, selbst gethan oder gehindert, was zuvor den Katholiken zu thun oder zu untersagen nicht eingefallen war. Der Rath ließ sich beigehen, dem dortigen Benediktinerkloster zum heiligen Kreuz die Ausübung aller katholischen Gebräuche zu verbieten, und eine Prozession, deren Auszug der Abt sogar vorläufig angezeigt hatte, wurde mit wüthendem Geschrei, mit Knitteln und Spießen gemißhandelt und auseinander gesprengt, mehrere Katholiken getödtet, viele verwundet. Ja, als ein kaiserliches Mandat die Wiedereinsetzung der Katholiken in ihre alten Rechte befahl, und Maximilian bevollmächtigt wurde, diese Anordnung in Vollzug zu bringen, vergriffen sich die Protestanten auch an den baierschen Abgeordneten und zwangen sie, nach Rain zu flüchten.

Die Stadt wurde darauf wegen ihres Ungehorsames und ihrer landesfriedensbrüchlichen Thätigkeiten in die Acht erklärt. Maximilian übernahm mit seinen und den Völkern mehrerer naher Reichsstädte die Execution. Noch im December **1607** berennte sie Tilly, unter ihm der Oberst Haslang, sie öffnete ihre Thore ohne Widerstand, der nur ihre Schuld vergrößert haben und doch vergeblich gewesen sein würde. —

Nach dem Tode Kaiser Matthias schwebte die deutsche Linie des Hauses Habsburg am Rande des grauenvollsten Abgrundes. In ganz Oesterreich glimmte das Feuer unter der Asche, im Lande ob der Enns brach es allzubald in die verwüstende Flamme des großen Bauernkrieges aus. In Ungarn fiel Alles dem Jugurtha seiner Zeit, Bethlen Gabor, zu; Böhmen war im offenen Aufruhr, Ferdinand in Wien belagert, und in der eigenen Burg von rebellischen Unterthanen geängstigt. Aus dieser Schmach zog der Starke, durch wundersamen Zufall gerettet, nach Frankfurt, die Kaiserkrone zn empfangen.

Die böhmischen Rebellen wählten an Ferdinands Statt das Haupt der Union, Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, zum König, einen Fürsten nicht ohne Einsicht, noch ohne persönliche Tapferkeit, aber ehrgeizig und schwach, ein Ball in den Händen seiner stolzen Gemahlin Elisabeth, Tochter des brittischen Königs Jakob I., seines fanatischen Hofpredigers Scultetus und einiger explosionslustiger Räthe, die in ihres Herrn Machtvergrößerung auch sich selber ein weiteres Feld geöffnet sahen. Im Vorgefühle seines Schicksals unterschrieb er mit weinenden Augen das Wahldecret

auf das vermessene Wort seiner Gemahlin, „daß sie lieber an seiner königlichen Tafel trockenes Brot essen, als an seinem churfürstlichen Tische schwelgen wolle.“ — Ihr folgte er gegen alles ernste Abrathen seines Schwiegervaters, des Dresdner Hofes und seines Stammvetters, Maximilian.

Der erfahrene Trautmannsdorf knüpfte durch einen eigenen Vertrag das Band zwischen Ferdinand und Maximilian, wäre es möglich gewesen, noch fester zusammen. Die erste Folge desselben war der Conventtag zu Ulm. Frankreich, sonst so geschäftig, die Trennung zwischen Haupt und Gliedern zu nähren, mittelte dieses Mal, vor den Hugenotten bange, zwischen den verbündeten Katholiken und Protestanten, oder zwischen der Ligue und Union. Jene versprach, nichts zu unternehmen gegen die eigenen Lande des Churfürsten von der Pfalz, diese hingegen, ihm keinen Beistand zur Behauptung Böhmens zu leisten. So war dieses durch jenen unerwarteten Frieden seinem Schicksale überlassen, und Ferdinand konnte nun die eigene, die Macht Baierns und der Ligue gegen die Conföderirten und ihren König Friedrich wenden.

War diese, theils durch Angouleme's Künste, theils durch Tilly's nahes Heer und die, im Rücken der Union, aus den spanischen Niederlanden heraufrückende Armee Spinola's, bewirkte Wendung Friedrichen schon an und für sich ungünstig, so unterließ er selbst nichts, seine Sache noch mehr zu verschlimmern. Seine geheimen Allianzen mit Frankreich, Schweden und Dänemark, ja auch die mit Bethlen Gabor blieben ohne den gehörigen Nachdruck. Seinen reformirten Predigern erlaubte er, die Altäre und Bilder in den Kirchen niederzureißen und die Evangelischen allenthalben zu mißhandeln, die nun laut darüber klagten: „daß der römische Antichrist so nur dem helvetischen Platz mache, und sie dem Calvinismus in den Rachen fliegen würden.“ Die zunehmende Gefahr von Außen nöthigte ihn zu drückenden Auflagen im Innern. Hatte das Einverständniß mit Bethlen Gabor früh aufgehört, ihm eigentlich wichtig zu sein, so dauerte doch das Aergerniß der Schwachen über diesen mittelbaren Bund mit den Türken immer fort. Die böhmischen Krieger und Großen wurden vielfältig zurückgesetzt, Mansfeld, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen, trennte sich von der Hauptmacht bei Prag und ging nach Pilsen. Kindisch vergnügt mit den äußern Zeichen und dem Schimmer seiner neuen Würde, schien Friedrich ganz zu vergessen, was eigentlich königlich sei?

Tilly wußte dieses Alles, und auch sein Heer. Da sie nun ihren

Feind kannten, waren sie gewiß, ihn zu schlagen. Reißend, unwiderstehlich zog Tilly von Ulm und Lauingen durch Baiern. Die Böhmen hatten auf eine kräftige Diversion der mißvergnügten österreichischen Stände gerechnet, aber Tilly brachte den zusammengerotteten Haufen der Bauern im Donner des groben Geschützes zugleich die erste Nachricht seiner Ankunft. Zwar mißlang der Versuch einer Abtheilung seines Vortrabes auf das verschanzte Lager der Aufrührer auf der Hagleiten bei Efferding, aber bald stäubte der schwere Druck der gesammten baierschen Kriegsmacht die Letzten der Bauern wie Spreu auseinander, und die Stände bedachten sich nun nicht mehr länger, Ferdinanden die bisher hartnäckig verweigerte Erbhuldigung zu leisten.

Zu Neupölln bei Zwettel, im Lande unter der Enns, vereinigte sich Tilly mit des Kaisers Heer unter Bucquoi. Die Unbilden der Jahreszeit und Witterung waren fürchterlich — mit ihnen, und mit Seuchen, Mangel, und dem beständig herumschweifenden, Tag und Nacht zu unaufhörlichen Plänkeleien auffordernden Feinde hatte Tilly's Heer zu kämpfen, es schmolz. Vergebens rieth Bucquoi Winterquartiere, wenigstens für einige Zeit, vergeblich suchte Anhalt im verschanzten Lager von Rackonitz und mehrere Führer der Böhmen, durch andere excentrische Bewegungen Friedrich durch trügerische Unterhandlungen den Helden aufzuhalten. Tilly, wohlwissend, nur ein Verlust sei unersetzlich, der der Zeit, dachte einzig daran, gleich zu schlagen und zwar vor Prag, der Hauptstadt, dem Sitz und Nerv des Krieges, daß ein Wurf gleich das ganze Spiel entscheide. Maximilian, dem die Seuche sogar fast alle seine Hofbedienten wegraffte, von der Beharrlichkeit seines Feldherrn erfüllt, ergoß über sein ganzes Heer die eigene Heiterkeit und das entscheidende Vorgefühl des Sieges.

Fast zu gleicher Zeit war Maximilian in Böhmen, der Churfürst von Sachsen in die Lausitz gefallen. Unter den Böhmen war Bestürzung, Uneinigkeit, Verwirrung. Sehr natürlich also, daß sie sich auf dem weißen Berge bei Prag bis an die Zähne verschanzten.

Bucquoi, des grausamsten Schicksalswechsels und der größten Bedrängnisse seit einigen Jahren gewohnt, dadurch aber weniger geeignet zu einem kühnen Wagniß, gab einen noch gefährlicheren Rath: der Feinde Heer zu umgehen, zu beobachten, und indeß Prag selber zu bestürmen. Unwillig verwarf Tilly die halbe Maßregel; die Stadt müsse, eine noth-

wendige Beute des Siegers, von selber fallen, ohne Anstrengung, ohne Blut.

Die Verschanzungen waren noch bei weitem nicht vollendet, als die Kaiserlich-Baier'sche Armee (8. November 1620) den Angriff that. Die Kaiserlichen standen rechts, den linken Flügel bildeten die Baiern. Der Aufmarsch geschah durch Defileen und insbesondere über eine schmale, dem beherrschenden feindlichen Feuer ausgesetzte Brücke. Bucquoi schüttelte den Kopf. Mehrere kaiserliche Obersten, insbesondere der nachhin so berühmte Waldstein, ließen sich die gefährliche Vorrückung mehrmals befehlen, und griffen Tilly wenige Wochen darauf in einer eigenen Flugschrift an, welcher der arme Mann freilich nichts entgegen zu setzen hatte, als seinen herrlichen Sieg! Er sagte sich selber, was Eugen zu seinem Vetter, dem Herzog von Savoyen, als er im verschanzten Lager vor Turin, Marsins und Orleans Uneinigkeit in den verwirrten Bewegungen entdeckte: „Allons, Vetter! die Leutchen sind ja schon so gut als geschlagen."

Prinz Christian von Anhalt brachte im ersten Anbeginne des Treffens durch ein ungestümes Anprallen auf den rechten Flügel, die dortige kaiserliche Reiterei und die Infanterieregimenter Breuner und Tiefenbach zum Weichen. Verdugo mit seinen Wallonen hielt jedoch diesen Angriff unerschüttert aus, und der Oberst Gratz mit 500 Reitern war genug, das Treffen sogleich wieder herzustellen. Der Prinz selbst wurde verwundet vom Pferde gerissen. Die Ungarn Bethlen Gabors, diesen Unfall wahrnehmend, ergriffen die ersten die Flucht, stürzten sich mit gräßlichem Geschrei, im wilden, bunten Gemenge einander zuvoreilend, den Abhang hinab der Moldau zu, und ertranken großentheils. Der Schrecken flog sogleich durch der Böhmen ganzes Heer. Ihr Fußvolk hielt nirgends Stand, eine Stunde reichte hin, die Niederlage zu vollenden. 4000 aus ihnen und kaum so viel hundert Kaiserliche und Baiern deckten die Wahlstatt. 100 Fahnen, aber nur 10 Kanonen, und doch Friedrichs ganze Artillerie schmückten Tilly's Triumph.

Friedrich, fest überzeugt, daß an diesem Tage noch nichts vorfallen werde, zechte ruhig, und hielt das Getöse der Schlacht blos für eine auf die Verschanzungen seiner Böhmen unterhaltene Kanonade. Endlich schreckte ihn der erste Unglücksbote, Andreas von Habernfeld, vom sicheren Mahle auf. Er ritt zum Strachowerthor, er sah es bereits geschlossen, Rauchwolken, dumpfes Gebrüll, Dröhnen des zitternden Bodens. Er eilte auf den Wall,

der weiße Berg war bedeckt von seinem in ungestümer Unordnung hierhin, dorthin fliehenden, besinnungslos unter sich selbst feuernden Heere. — Das Thor wieder zu öffnen den Fliehenden, war sein erster Befehl, und sein erstes Thun, selber zu fliehen auf das königliche Schloß. Er ließ seinen Vetter Maximilian um einen Waffenstillstand von 24 Stunden bitten, 8 wurden ihm verwilligt, wenn er sogleich weichen und allen Ansprüchen auf Böhmen für immer entsagen wolle. Da lagen ihm Viele dringend an: „hier auszuharren, Prag könne sich halten, auf eine hartnäckige Belagerung sei Tilly nicht gefaßt, am wenigsten in dieser Jahreszeit. Leicht könnten sich die Flüchtigen in dem festen Pilsen mit Mansfeld vereinigen; Bethlen Gabors Stillstand laufe bald zu Ende, für Religion und Freiheit, und selbst aus Furcht vor der Strafe des Hochverraths würden sich die Böhmen zn dem Aeußersten verstehen, aber Alles sei verloren, wenn er sich selbst verlasse."

Und doch that er gerade das! Die Reichskrone, seine geheimsten Papiere, seine Schätze ließ er betäubt zurück, in der Todesangst, von den Böhmen angehalten und etwa gar dem Kaiser ausgeliefert zu werden. Vergebens wollten ihn die Seinen in Glatz und Breslau noch ein Mal aufhalten: er floh nach Berlin, dann nach Holland. Böhmen, Mähren, Schlesien, und man darf sagen auch Ungarn waren wieder beruhigt, oder doch bezwungen, an eben dem Sonntage, wo das Evangelium befahl: „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei." — Tilly's Ruhm, an diesem Tage durch zwei gleich große Feldherrngaben: Geschwindigkeit und Nachdruck gegründet, stand auf lange hinaus fest.

Nun trotzte gleichwohl Mansfeld noch von Pilsen aus — dem Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf war eben so wenig zu trauen. Bethlen Gabor brach, wiewohl zu spät, den Stillstand. Bucquoi mußte alsogleich gegen ihn nach Ungarn. Tilly, dessen hart abgemattetes Heer der Erholung durchaus bedurfte, zeigte nun, wie er List und Kühnheit im gleichen Grade besitze. Mansfeld war eben abwesend, nach seiner Art anders woher die Kräfte zu suchen, seinen wichtigen Waffenplatz zu behaupten. Indessen gewann Tilly seine Befehlshaber in Pilsen durch eine Summe Geldes, seinem Heere einen äußerst wichtigen Waffenplatz und neue Kräfte für den kommenden thatenreichen Feldzug.

Von dem an hielt Tilly Böhmen ruhig besetzt, die Huldigung wurde unbedingt geleistet, und Ferdinand übte demnach noch größere Gewalt, als

vorher. Drei Monate vergingen, ohne daß über das Vergangene eine Untersuchung geschehen wäre, viele der flüchtigen Empörer kehrten hierauf unbedingt an ihren Heerd zurück; aber die gerechte Strafe blieb darum nicht aus.

Der Fanatismus der damaligen Protestanten, welcher jede abgedrungene Härte Tilly's so sorgsam aufbewahrte, hat uns gleichwohl ohne Bedenken den edelmüthigen Zug vorenthalten, daß er die Häupter der Empörung, die entweder aus Vermessenheit, oder im Vertrauen auf des Kaisers Langmuth nach Prag und überhaupt in ihre Heimath zurückgekehrt waren, in aller Stille zu wiederholten Malen warnen ließ, vor dem nahe bevorstehenden Eintreffen der kaiserlichen Strafbefehle zu fliehen.

Mansfeld schlug, aus Pilsen vertrieben, mit englischem und dänischem Gelde in der Oberpfalz neue Werbeplätze auf. Durch jene dem zahlreichen herrnlosen Gesindel willkommenen, aber Freund und Feind gleich furchtbaren Künste stand er bald wieder an der Spitze von mehr als 20,000 Mann. Tilly, kein Freund davon, seinen Feinden Zeit zu lassen, ging spornstreichs auf ihn los; aber da gab ihm Mansfeld die Unterhandlung wegen Pilsen auf gute Art heim, und hinterging ihn durch die Anspinnung einer Uebereinkunft, welche er niemals einzugehen, noch weniger zu halten gedachte. Eifrig unterhandelnd brach er bei Nacht und Nebel in solcher Schnelligkeit nach dem Rheine auf, daß Tilly nichts Anderes übrig blieb, als der Spur seines Zuges, den aufsteigenden Rauch- und Feuersäulen, dem Röcheln der Gemordeten und dem Jammer der Geplünderten zu folgen nach der Unterpfalz, wo ihm Spinola und Corduba aus den Niederlanden entgegen kamen. Aber weit entfernt, das Stammeigen seines Busenfreundes, des Winterkönigs, zu decken, ergoß sich Mansfeld vielmehr über das Elsaß, wo noch Vieles zu holen war.

Nicht besser, als vordem für Böhmen, hatte Friedrich für seine Pfalz gesorgt. Ein Platz nach dem andern fiel, die Wahl war nur: ob in die Hände Tilly's oder der Spanier? Friedrich kam aus Holland verkleidet zurück, dem Unternehmungsgeiste Mansfelds Alles vertrauend. Aufgefordert durch diese Mahnung eines überaus Unglücklichen, raffte er sich denn auch aus seinem Räuberleben wieder zur kriegerischen Thätigkeit empor, übersetzte den Rhein bei Germersheim, und machte Miene, die Baiern bei Wisloch anzugreifen. Tilly, weit entfernt, sich angreifen zu lassen, jagte ihn aus dem Dorfe Mingelsheim, wo sein Vortrab sich zu halten gedachte. Mansfeld

steckte den Ort in Brand, die liguistischen Völker wichen hierauf, und selbst die herbeigeeilte Cavallerie konnte dieses nicht ändern. Die Nacht trennte endlich die erbitterten Streiter wider ihren Willen.

Die von Ferdinanden über den Pfalzgrafen Friedrich verhängte Reichsacht schien ihm aus den Gliedern der unrühmlich getrennten Union neue Helfer zu erwecken. Der Herzog von Würtemberg rüstete, und wie manchmal einen friedlichen Zuseher das unkluge, aber unwiderstehliche Verlangen befällt, sich dem Unterliegenden zu Liebe in einen ungleichen Streit zu mischen, bot der Markgraf Georg Friedrich von Baden alle seine Kräfte auf, ein wohlversehenes, dem Mansfeld'schen an Zahl fast gleiches Heer auf die Beine zu stellen. Daß er die Regierung zugleich seinem Sohne abtrat, zeigte unläugbar von einem bedenklichen Vorhaben, bei dessen unglücklichem Ausgange wenigstens das Land seinem Hause erhalten würde.

Tilly drang, wie natürlich, auf eine bestimmte Erklärung über die Ursache und den Zweck dieser Rüstung. Der Markgraf gab sein Fürstenwort darauf, sie beziele nur die Schützung der eigenen Lande vor Mansfelds Räuberhorden. Dennoch vereinigte er sich unversehens mit diesem. Tilly, auch Würtembergs ungewiß, mußte eilig die Heerhaufen Corduba's an sich ziehen. Zur Basis seiner Unternehmungen wider Beide suchte er einen nahen Waffenplatz; aber Heilbronn, das er dazu erkor, verschloß ihm die Thore. Nicht nur mit einem überlegenen Feinde, sondern auch mit der widrigsten Volksstimmung hatte er zu kämpfen.

Was er Andern so ungern gewährte: Zeit, suchte er nun selbst zu gewinnen. Wie er, vertraut mit dem Geiste der böhmischen Heeresfürsten, die Prager Schlacht wider die Regeln der Vorsicht begonnen, so baute er nur auf die Kenntniß seiner beiden gleich ehrgeizigen, gleich beutelustigen, gleich unduldsamen Gegner, des Badenschen Markgrafen und Mansfelds, die Voraussetzung, sie würden ihre Heere eben so bald wieder von einander trennen, so wenig ihr unbeugsamer Sinn Eins bleiben konnte, und er hatte sich nicht getäuscht. Durch beständige schlau und schnell ausgeführte Märsche auf ihren Flanken, durch ungewohntes Zaudern, wich er jedem entscheidenden Schlage aus, eben so glücklich in der so viel schwereren Defensive, als in dem fast immer unfehlbaren Angriff. Nun hatte es Tilly nur mehr mit getheilter Macht zu thun, aber nun verlor er auch keinen Augenblick, den Markgrafen im Thale von Wimpfen am Neckar anzugreifen. Dieser stand in einer Wagenburg, Tilly auf einer Anhöhe. Keiner wollte

seinen Vortheil verlassen, es entstand eine heftige Kanonade, aber da Georg Friedrich noch immer nicht in's Freie zu bringen war, schien dieser Tag unentscheidend vorüber gehen zu wollen. Schon hatte das Schießen seit zwei Stunden aufgehört, als Tilly auf einmal auf die Wagenburg selbst losdrang und sie ungestüm angriff. Der Markgraf leistete verzweifelten Widerstand, unter ihm der junge Held Bernhard von Weimar und Magnus von Würtemberg, der, nachdem er das dritte Pferd verlor, selbst auf dem Bette der Ehre starb. Der Sieg wankte, einige bairische Regimenter waren in Unordnung, die Spanier stellten das Gefecht wieder her und trieben des Markgrafen Reiterei in die Flucht. Ein neapolitanisches Regiment stürzte sich wüthend auf die neuen, halben Karthaunen, welche zahlreich und gut bedient, eine fürchterliche Verwüstung in den Reihen der Liguisten angerichtet hatten. Es kehrte das eroberte Geschütz augenblicklich gegen den Feind, mehrere badische Pulverkarren stäubten entzündet mit schrecklichem Geprassel in die Luft. Dies entschied. Unter den Letzten floh der Markgraf. **400** Bürger von Pforzheim, (sie nannten sich das weiße Regiment) unter dem Bürgermeister Deimling, und den Hauptleuten Mayer, Geiger, Schober, Wildersinn und Gerwich schützten den Leib ihres geliebten Herrn, und deckten den Rückzug, gleich Söhnen des alten Sparta, gegen die ganze liguistische spanische Macht, den von Tilly angebotenen Pardon kaltblütig ausschlagend und so lange unerschrocken widerstehend, bis der letzte Mann gefallen war.

Ein Glücksritter ohne Land, Geld und Macht, selbst ohne Geburt, denn er war der Bastard eines der würdigsten österreichischen Diener, war der erste Vertheidiger des unglücklichen Friedrich gewesen, den sein nächster Verwandter, Maximilian, aus seinem grauen Erbe vertrieb, und den sein Schwiegervater im Stiche ließ. Der zweite war ein Fürst, der seine eigenen Unterthanen verließ, um für einen Fremden das ungewisse Kriegsglück zu versuchen. — Beiden — Mansfeld war der eine, der Markgraf von Baden der andere — hatte Tilly obgesiegt. Nun trat der Dritte auf, aber nicht glücklicher. Wie eine schlechte Sache oder Weise allezeit Nachahmer findet, so stellte auch Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, ein beträchtliches Heer in Niedersachsen auf, ohne Geld, ohne andern Ruf als den, den ihm sein jugendlicher Uebermuth, sein glühender Haß gegen die reiche katholische Geistlichkeit und seine bekannte Raubsucht erworben haben. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind," war die

Aufschrift seiner aus gestohlenem Kirchensilber geprägten Münzen. — „Alles für Gott und für Sie!“ die Devise seiner Fahnen. In Holland hatte ihn nämlich die Pfalzgräfin Elisabeth ganz für ihre Sache begeistert. Ihr Handschuh auf seinem Hute verkündete aller Welt auf die bedeutendste Weise seine glühende Leidenschaft für die Frau seines Freundes. Dieser dritte Gegner konnte zwar Tilly nicht fürchterlicher sein, als die beiden andern, aber er war es den unglücklichen Ländern, welche sein Heer gleich einer Heuschreckenwolke durchstreifte.

Nachdem er die niedersächsischen und westphälischen Stifter geplündert, dachte Christian den oberrheinischen und fränkischen ein gleiches Schicksal zu, aber Tilly ereilte ihn bei dem mainzischen Städtchen Höchst, eben im Begriff, den Main zu passiren, griff ihn in diesem gefährlichen Moment rasch an, und er erreichte das jenseitige Ufer nur mit dem Verluste seines halben Heeres und seiner ganzen Artillerie (2. Juli 1622). Mit Mansfeld vereinigt, warf er sich nun nochmals über den Elsaß, um, was bei dem ersten Einfalle nur beraubt und ausgesogen worden, dieses Mal desto sicherer ganz zu verderben. Tilly schloß den siegreichen Feldzug durch die Eroberung von Heidelberg und Mannheim.

Pfalzgraf Friedrich, in der Hoffnung, beim Kaiser doch noch Vergebung zu finden, bequemte sich zu der Vorbedingung, alsogleich die Waffen von sich zu legen und sein Heil von Ferdinands Gnade zu erwarten. Er dankte den Herzog Christian und Mansfeld förmlich ab, und machte sie dadurch, nicht um seine Sache, denn diese hatte sie nicht in Rüstung gebracht, so konnte sie denn auch seine Abdankung nicht entwaffnen, sondern nur um einen Namen verlegen, unter dem sie ihre Raubzüge fortsetzen sollten. Erst stürzten sie sich auf Lothringen, durch die Gräuel ihrer Völker selbst das Innere Frankreichs erschreckend; dann erboten sie sich, kaiserliche Dienste zu nehmen; aber Tilly, schon zu oft von ihnen belogen, wies sie trocken ab. Nun gingen sie nach Holland; aber auch die Generalstaaten suchten der gefährlichen Gäste im ersten Augenblicke wieder los zu werden, nachdem einmal Spinola durch ihren tapfern Arm gezwungen war, die Belagerung von Bergen-op-Zoom aufzuheben. Darauf zog Christian nach Niedersachsen. Ulrich, sein Bruder, verschaffte ihm die Stelle eines Kriegsobersten, er sah sich an der Spitze eines neuen Heeres. Auf der ungehofften Glücksstufe schwindelnd, verstieg er sich zu dem kecken Entwurf, mit Mansfeld und Bethlen Gabor den Winterkönig wieder auf den Thron zu setzen. Venedig,



[illegible] Tserclaes Graf von Tilly.

Holland, vor Allen Großbritannien, gaben Geld, die beiden Könige des Sundes und baltischen Meeres, Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein, selbst Mitstand des Kreises, und Gustav Adolph von Schweden, Sieger über Polen und Moskau, aufsichtig wachend über Niedersachsens und der Nordküsten Unabhängigkeit, boten ihren Beistand an, und buhlten, jeder gleich eifrig, um eine Kreisoberstenstelle. Die Wahl zwischen beiden Bewerbern wurde, wie natürlich, da entschieden, woher das Geld zur ganzen Unternehmung floß, und es gelang Christian, seinen Mitbuhler in London zu überbieten.

Die ernstlichen Abmahnungen des Kaisers, der Kreis solle entwaffnen, waren fruchtlos. In Kürze hatte der dänische König **60,000** Mann auf den Beinen, Mansfeld und der Administrator Christian (welchen Tilly ehvor zu einem dreitägigen Gefechte bei Stadtloo im Münsterschen mit einem Verlust von **4000** Mann, **70** Fahnen und seiner ganzen Artillerie auf das Haupt geschlagen) rückten dennoch wieder, wiewohl scheu und langsam, durch Westphalen heran, mit neugeworbenen, und mit brittischen und französischen Hilfsvölkern. Tilly, der lange vergeblich gewarnt, zeigte nun wenig Lust, die Vereinigung dieser Beiden mit den Dänen abzuwarten; er rückte schnell an die Weser. Waldstein, der gleichfalls durch den Ruf seines Namens, durch königliche Freigebigkeit und kluge Benutzung des Zeitgeistes und Kriegssystems dem Kaiser aus Nichts eine Armee hervorgerufen, war damit längs der Elbe hinauf gezogen, dem Dänenkönige, während ihn Tilly von vorne in Schach hielt, in den Rücken zu kommen.

Der König, der die von Tilly in der Nähe Bremens angebotene Schlacht sorgfältig vermied, nahm in dieser Verlegenheit Mansfelden, den er bis dahin immer verläugnet, mit offenen Armen an. Der warf sich sogleich Waldstein entgegen, den er nicht allein aufhielt, sondern selbst, nachdem er an der Dessauer Brücke der Uebermacht desselben unterlag, durch seinen höchst excentrischen Rückzug durch Brandenburg nach Schlesien und Ungarn zu Bethlen-Gabor, ganz von den Dänen und vom Kriegsschauplatze abwendete, und zur Deckung der Erblande nach sich heranzog.

Mittlerweile war Tilly das Glück nicht das günstigste gewesen. Er hatte die Belagerung von Nienburg aufheben, sich bis Stolzenau zurückziehen, und die kaiserlich gesinnten Herzöge von Lüneburg dem Grimme des Königs preisgeben müssen. Er besetzte nun das Fürstenthum Calen-

berg und, nachdem er den Herzog Friedrich von Sachsen geschlagen, auch die feste Hauptstadt desselben.

Nach Waldstein's Abzug glaubte sich der König stark genug, unserem Helden Besorgnisse für seine Flanken und Rücken zu erregen. Er detachirte ein Corps in's Münster'sche und Osnabrück'sche. Herzog Christian zeigte sich, wiewohl nur mit 6000 Mann, in Tilly's Rücken auf seiner kürzesten und darum wichtigsten Verbindungslinie mit Hessen. Sich mit dem Administrator und mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel zu vereinigen, dann aber mit dieser Mehrzahl Tilly anzugreifen, war offenbar des Königs Plan. Aber Tilly war wieder schneller als er. Mit Blitzeseile bemächtigte er sich aller festen Plätze an der Werra und Fulda, und des am Zusammenflusse dieser beiden Ströme, am Eingange der hessischen Gebirge liegenden, von den Einwohnern hartnäckig vertheidigten Minden. — Durch einige vom Herzoge Georg von Lüneburg befehligte Völker des abgegangenen Waldstein verstärkt, belagerte er Nordheim und bedrohte Göttingen, um dadurch (da die Vereinigung mit dem Landgrafen von Hessen nicht mehr zu fürchten war) den König wieder heranzuziehen. Wirklich rückte Christian mit seiner ganzen Armee heran, um vorerst diese ihm wichtigen Plätze entweder ganz zu befreien, oder doch den nöthigen Mund- und Kriegsvorrath und frische Völker hineinzuwerfen, dann aber durch das Eichsfeld und Thüringen in's Herz der liguistischen Länder zu dringen. Da warf sich ihm aber auch Tilly mit Macht in den Weg. Das dänische Corps, welches Calenberg wieder zu gewinnen strebte, wurde völlig geschlagen und versprengt. Vergeblich suchte der König durch einen schleunigen Rückzug durch das Braunschweigische dem so oft angebotenen Kampfe nochmals auszuweichen. Tilly folgte ihm auf der Ferse, in beständigen, immer lebhafteren Gefechten mit dem Nachtrab. Bei Lutter am Barrenberge, auf dem Marsche (27. Juli 1627), wurden die Dänen und ihre Verbündeten mit der gewohnten Raschheit angegriffen. Sie widerstanden tapfer. Drei Mal brachen die Kaiserlichen und Liguisten in ihre Reihen, und eben so oft wurden sie wieder bis an ihre Kanonen zurückgeworfen, selbst (ein bis dahin unerhörter Fall) vier alte Regimenter Tilly's wankten, und wichen einen Augenblick. Fluchend, und den Degen ihnen in die Seite setzend, trieb ihr alter Feldherr sie wieder voran, und dem Dänenkönige, welcher in diesem hartnäckigen Treffen eben so wenig etwas unversucht ließ, den Muth der Seinigen durch Beispiel, Bitten und Drohungen zu beleben, blieb nichts

übrig, als die Flucht seines Heeres in Verzweiflung anzuschauen. Mehrere tausend Todte deckten das Schlachtfeld, 60 Fahnen, die ganze Artillerie, Bagage und Munition wurde den Siegern zur Beute, 30 Compagnieen, der Kern des Fußvolks, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr.

Rasch, wie er ihn errungen, benutzte Tilly auch seinen Sieg, versicherte sich der Weser, besetzte Braunschweig, und verfolgte den König nach Bremen. Dieser, ganz unbekannt mit der dem Feldherrn so nöthigen Gabe, geringere Zwecke dem dringenden, höchsten unterzuordnen, oder zu opfern, warf in alle etwas haltbaren Orte Besatzungen und nahm einen schleunigen, aber geradlinigen Rückzug. Dadurch wurde eine Abtheilung seiner Truppen nach der andern neuerdings geschlagen oder gefangen, und die in der Eile befestigten Plätze fielen, sammt ihren neuen Garnisonen, in die Hand Tilly's, welcher über die Elbe in's Brandenburgische rückte, während der wieder zurückgekehrte Waldstein sich anschickte, des Königs Stammland, Holstein, auch von der andern Seite anzugreifen.

Dieser, unstreitig weniger Soldat als Tilly und seit der Prager Schlacht sein persönlicher Feind, sah mit innerlichem Grimme den Ruhm seines ehemaligen Oberfeldherrn mit jedem Tage zunehmen, den seinigen aber (das glaubte er von Jedem, der über oder neben ihm stand) in eben dem Maße sich verringern. Hatte er den dänischen König nicht schlagen können, so wollte er doch den Ruhm haben, den Krieg wider ihn geendigt zu haben. Er wußte den redlichen, nur das Beste des Dienstes im Auge habenden, um der Eintracht willen gern nachgebenden Tilly, theils durch Ueberredungskünste, theils durch Befehle aus Wien (die er durch bestellte und wohlbezahlte Nachrichten von den bedenklichen Rüstungen der Generalstaaten erlistet hatte) zu bestimmen, daß er ihm den geschlagenen König und die Eroberung Holsteins überließ und gegen den Rhein aufbrach, die Holländer zu beobachten, welche weder in jenem Augenblicke noch in der Folge einen Schritt thaten, der die Absendung eines so starken Heeres zur bloßen müßigen Beobachtung hätte rechtfertigen können.

Als auch seine Feldherren eben so unglücklich waren wie er selbst, und insbesondere der bei Wimpfen geschlagene Markgraf von Baden, und Graf Thurn von Waldstein und Schlick entscheidende Niederlagen erlitten und

bis auf Stade, Krempe und Glückstadt ganz Holstein dem Könige seinem Erbherrn verloren war, suchte er ernstlich ein Ende des Krieges.

Tilly und Waldstein riethen dem Kaiser beide, wiewohl aus sehr verschiedenen Absichten, des Königs friedlichen Vorschlägen die Hand zu bieten, und am 29. Mai 1629 wurde dieser zwar nicht glückliche, aber doch unternehmende Feind durch den Tractat von Lübeck feierlich versöhnt.

Zum zweiten Mal hatte Tilly die Macht der Feinde seines Glaubens und seines Kaisers vernichtet, zum zweiten Mal Deutschland den Frieden gegeben, als das Ferdinanden von der Ligue abgedrungene Restitutionsedict und der Eindruck, den es nothwendig hervorbringen mußte, alle Erwartungen der Freunde des Friedens mit einem Male zerstörte, und schon am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolph, König von Schweden, auf der pommernschen Küste, auf der Insel Rügen mit vielen versuchten Kriegshelden und hoffnungsvollen Jünglingen, dem Rheingrafen Otto Ludwig, dem staatsklugen Oxenstjerna, Banner, Torstenson, Wrangel, Horn, Tott, Baudissin, Kiephausen, Mutschefahl, Thurn, Lilien ꝛc.

Seit Waldsteins Abdankung, die sammt der Entlassung des besten Theils seines Heeres die lauten Klagen der Churfürsten und besonders Maximilians von Baiern dem Kaiser auf dem Tage zu Regensburg abgedrungen hatten, waren die kaiserlichen Heerhaufen in Pommern unter Torquato Conti, einem harten und geizigen Manne, aber trefflichen Kopfe, in jeder Beziehung sehr herunter gekommen, bei ihrer zerstreuten Aufstellung Kriegsübungen und Kriegszucht ganz außer Gang gekommen. Das Volk, durch unaufhörliche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten auf's Aeußerste gebracht, harrte nur des ersten günstigen Augenblicks, sich an seinen Unterdrückern grausam zu rächen. Das aufgeregte und ausgesaugte Land ließ sie durch bittern Mangel die natürliche Strafe ihres vorherigen Uebermuths empfinden.

Conti setzte sich nach einem fruchtlosen Versuche, Wolgast zu retten, mit drei abgetheilten Corps bei Garz, oberhalb Stettin an der Oder, die er dadurch sperrte, bei Stolpe und bei Landsberg an der Wartha, an den beiden Enden von Hinterpommern, durch starke und wohl mit einander verbundene Verschanzungen gedeckt.

Seit Waldsteins Entlassung ward Tilly auch der Oberbefehl des kaiserlichen Heeres, wie seit eilf Jahren der bairischen und liguistischen Kriegsmacht anvertraut. Aber jene ununterbrochene Reihe der durch sei-

nen Heldenarm erhaltenen glücklichen Erfolge hatte auch damals, wie immer, einen unglücklichen Erfolg hervorgebracht. Sie hatte in den Köpfen der Dummen, Mittelmäßigen und Feigen jene aufgeblasene Sicherheit nach sich gezogen, jenen Unwillen, durch höhere Sorgen im Genuß der Früchte fremder Anstrengungen gestört zu werden, der jederzeit der untrügliche Vorbote naher, wohlverdienter Züchtigung ist.

Die Armee war großentheils aus einander, die Vorräthe erschöpft, das Einverständniß, selbst des katholischen Reichstheiles, wesentlich gestört. —

Dennoch gelang es Tilly, noch in diesem Winter eine Armee in Bewegung zu setzen, um Torquato Conti's beharrliche Vertheidigung durch ein gutes Ende zu krönen. Zu Frankfurt an der Oder vereinigte er sich mit dem Reste der schaumburgischen Truppen und eilte, Demmin und Colberg zu entsetzen, als er noch im Brandenburgischen die Nachricht erhielt, Colberg sei durch Hunger, Demmin aber durch schlechte Gegenwehr des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Herzogs von Savelli gefallen, welchem Gustav Adolph, indem er mitleidig die Hand auf des Herzogs weder von Kenntnissen noch von Muth überladenen Kopf legte, dabei das zweideutige Compliment machte: „Er würde ihn allezeit mit dem größten Vergnügen an der Spitze der Kaiserlichen sich gegenüber sehen!" —

Jene gewaltige Aenderung, des Königs treffliche Stellung bei Schwedt und daß die vorpommerischen Pässe alle in Feindes Händen und wohl besetzt waren, nöthigte Tilly, seinen Angriffsplan aufzugeben und unverfolgt eine rückgängige Bewegung nach der Elbe zu machen, um Magdeburg zu belagern. Diese an Volk und Geld reiche, dem Kaiser äußerst abgeneigte Stadt hatte nicht nur den wegen seiner Verbindung mit Dänemark geächteten Administrator, Herzog Christian von Brandenburg, in ihre Mauern aufgenommen, sondern auch den König von Schweden zuvorkommend zu sich geladen. Da die Stimmung der Evangelischen rings um sein Heer und auf seine Kommunikationen immer drohender wurde und die Fortschritte des schwedischen Königs täglich vermessenere Hoffnungen entzündeten, mußte es natürlich in Tilly's Plane sein, an dieser Stadt ein warnendes Beispiel zu geben, und sie mit Gewalt dazu zu machen, wozu sie sich dem Könige selbst angeboten hatte, zum Waffenplatz. Vielleicht konnte dadurch zugleich Gustav aus seinem festen Lager herausgelockt und zum Treffen gezwungen werden.

Gustav Adolph versetzte ihm jedoch mittlerweile einen empfindlichen Streich. Wirklich verließ er sein Lager vor Schwedt, erschien aber vor Frankfurt an der Oder, das zwar nur schlecht befestigt, aber von 8000 Mann vertheidigt war. Am dritten Tage wurde ein dreimaliger Sturm angelegt und die Stadt erstiegen. Die Kaiserlichen hatten zwei Mal Chamade geschlagen, aber die Schweden, ihres Sieges gewiß, verwarfen jede Capitulation, um Alles von der Besatzung, was sich nicht unter Begünstigung der Nacht auf Abwegen nach Schlesien rettete, niederzuhauen oder in die Oder zu sprengen. Die Stadt wurde der Plünderung Preis gegeben. „Neu brandenburgisch Quartier!" war der Schweden Losungswort unter diesem Würgen. Es hatte nämlich in Neubrandenburg eine schwedische Besatzung von 400 Mann, welche Tilly's wiederholte Aufforderung abgeschlagen, im Sturm über die Klinge springen müssen. So wollte also Gustav Adolph „den alten Korporal" (Tilly) durch eine zwanzigfach größere Unmenschlichkeit, nicht allein an Tilly's Völkern, sondern auch an der der protestantischen Sache treu ergebenen Stadt lehren, den Krieg menschlich und nicht als Kroat zu führen. —

Tilly war auf die erste Nachricht von dieser Bewegung des Königs in Eilmärschen zur Rettung Frankfurts aufgebrochen, dessen Schicksal, wenn es den Andrang der ganzen schwedischen Macht zu bestehen haben würde, er ohnschwer voraussah. Aber schon auf dem Marsche erhielt er die Nachricht von jenem Blutbade, und daß sich Gustav bereits wieder zu Landsberg befinde, und so kehrte er denn auch wieder an die Belagerung Magdeburgs zurück. Je größer der Uebermuth der Belagerten gewesen war, desto größer war auch ihr Schrecken, als sie wahrnahmen, es sei auf eine ernstliche Belagerung abgesehen, und noch immer suchten sie sich so gut als möglich mit dem angenehmen Irrwahn zu trösten, des Kaisers Feldherr sei nur darum vor ihren Mauern erschienen, um den Schwedenkönig irre zu leiten, und ihm seine eigentlichen Absichten desto sicherer zu zu verbergen. An Willen zum hartnäckigen Widerstande fehlte es nicht, aber an Kraft. Aus Mangel an Truppen mußten die Vorstädte Neustadt und Sudenburg niedergebrannt werden, die weitläufigen Außenwerke, an der Zahl gegen zwanzig, ließ Tilly eines nach dem andern durch den stürmischen Pappenheim hinwegnehmen. Bei dieser fruchtlosen Vertheidigung fiel der größere Theil kriegserfahrner Truppen. Den unersetzlichen Mangel doch einigermaßen zu ersetzen, waffnete man die Bürger, die aber,

Reiche und Arme unter sich selbst uneinig, bald statt Eifers, Gleichgiltigkeit, Kleinmuth und Ueberdruß an den Tag legten. Vielleicht hätte schon diese Trennung der Gemüther zu einer Kapitulation geführt, wären nicht Religionsfanatism, Freiheitsliebe und Haß gegen Alles, was kaiserlich hieß, in's Mittel getreten, hätten nicht der Administrator und der vom Schwedenkönig geschickte kriegserfahrne Oberstlieutenant Dietrich von Falkenberg durch Beispiel und Zuruf die Gemüther neuerdings in Flammen gesetzt. Am allgemeinsten, am mächtigsten aber wirkte die Hoffnung des nahen Entsatzes; denn Gustav Adolph war schon von Potsdam aufgebrochen und sein Vortrab streifte über Zerbst hinaus.

Das dachte aber in der willkommenen Selbsttäuschung Niemand, daß der eben so schlaue als entschlossene Tilly seiner Seits den entschiedensten Antrieb finden mußte, sich Magdeburgs zu bemeistern, es koste auch, was es wolle. Bald nach der zweiten, lebhaft abgeschlagenen Aufforderung, schickte Tilly eine dritte in ungleich gemäßigterem Tone. Zugleich verbreitete sich stündlich ein tieferes Schweigen über seine Batterieen, man sah von den Thürmen der Stadt das Geschütz abführen, und Aller Augen waren nach der Gegend hingekehrt, von welcher her man jeden Augenblick hoffte, die Schwerter des schwedischen Vortrabs blinken zu sehen. Bei der Todtenstille, die im kaiserlichen Lager herrschte, überließen sich die ermatteten Bürger und Soldaten der lang entbehrten — letzten — Ruhe.

Tilly hatte in seiner äußersten Lage den mannlichen Entschluß gefaßt, zwar wegen der Nähe der Schweden sein Lager aufzuheben, aber zuvor noch einen Hauptsturm anzulegen. Keine Bresche war noch geschossen, zwar die Stadt hart mitgenommen, aber die Festungswerke nur wenig beschädigt. Tilly selber schwankte, aber Pappenheims Heftigkeit reißt den um Mitternacht noch einmal versammelten Kriegsrath mit fort, das lockende Beispiel der gleichen Einnahme Mastrichts entscheidet. Um 5 Uhr Morgens, am **10.** Mai **1631**, sollte das grauenvolle Spiel beginnen, und wirklich es begann.

Zwei Kanonenschüsse gaben das Signal, aber erst um 7 Uhr, weil Tilly, gegen alle seine Gewohnheit unschlüssig, entweder in einem dumpfen Grauen vor dem Schrecken des eben dämmernden Tages, oder in der ernsten Erwägung, daß diese Armee des Kaisers letzte sei, jedem Extreme abgeneigt, seine Generale, deren Entschluß jedoch unverändert blieb, noch einmal in seinem Gezelt versammelte.

Pappenheim, der mit seinen Brigadiers, Baron Schönberg, Oberst Wangler, Oberstlieutenant Baron Grotta und dem Herzoge von Holstein, alle Außenwerke sammt der Zollschanze und den Inseln allein weggenommen und auch von der andern Seite der Elbe, von Schönebeck her, angegriffen hatte, erwartete dicht an der Stadt, in des Feindes Wall eingeschritten, knirschend vor Ungeduld, dieses Signal. Kaum hatte es noch ausgedonnert, als er an der Neustädter Seite, wo ein abhängiger Wall und ein trockener, nur pikentiefer Graben die Attaque erleichterten, mit wildem Ungestüme einbrach, den bedeckten Weg und letzten Wall überstieg, und Falkenberg zurückschlug, der durch das unerwartete Feuern aufgeschreckt, vom Rathhause herbeieilte, wo er eben beschäftigt gewesen war, Tilly's letzten, absichtlich lange aufgehaltenen Trompeter zurück zu befördern. Pappenheim hatte bei dieser Ueberrumpelung selbst nicht 5 Mann verloren. *)

Indem griffen auch die übrigen Sturmcolonnen an. Ein kleines, in den Wall geschossenes, wenig beachtetes Loch öffnete einer derselben den Weg in's Innere der Stadt. Falkenberg fiel; mit seinem Tode erhielt die verderblichste Verwirrung die Oberhand; es gebrach sogar an Pulver, das Feuer des Feindes zu beantworten. Die Besatzung zweier unangegriffener Thore verließ dieselben, um der höchsten Noth zu steuern. Darauf hatten zwei gleichfalls schon bereit gehaltene feindliche Colonnen gewartet, um ihre Eroberung ohne Widerstand zu vollenden. Mit dem Tode des tapferen Hauptmanns Friedrich Schmidt fiel Magdeburgs letzte Hoffnung. Stromweise drangen die Kaiserlichen in die Stadt und besetzten Gassen und Plätze. Die mit brennenden Lunten aufgepflanzten Kanonen scheuchten den Bürger dahin zurück, wo ihn freilich Tilly allezeit lieber gesehen hätte, in's Innere seines Hauses, an seinen Heerd. Alle Haupt- und Nebenthore wurden aufgerissen, und mit wildem Kriegslärm stürzte sich die ganze Reiterei und die Kroaten ergrimmt und beutelustig hinein.

Des Feldherrn Zorn war auf seine Soldaten übergegangen. Die Kroaten Isolani's, Pappenheims Wallonen, die liguistischen Völker hatten, der mühsamen Belagerung überdrüssig, nach dem Sturme gelechzt. Aber ihre Wuth kannte vollends keine Grenzen, als aus allen Fenstern Stein-

*) Aber während der drei Tage, als das Würgen dauerte, über 1000 Mann seiner besten Soldaten.

trümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und siedendes Wasser fielen, als Gasse für Gasse durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen genommen werden mußte. Nun fand aber auch vor der Wüthenden taubem Grimme kein Alter, kein Geschlecht, weder Schönheit noch Würde die mindeste Schonung. Es war kein Widerstand mehr, nur ein Würgen.

So bezwangen dann die während dieser Verwirrung ausgebrochenen, durch einen gleichzeitig entstandenen Sturmwind heulend empor zischenden Flammen die Raub = und Mordlust. Die kochende Gluth nöthigte die Stürmer, sich in ihr eigenes Lager zurück zu flüchten.

Am 13. Abends erschien, nachdem man die Hauptstraßen und Plätze von Schutt und Leichen gereinigt, Tilly selbst in der Stadt. „Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung wäre keine solche Victoria mehr geschehen" — schrieb er seinem Herrn. Am 14. hielt er zum feierlichen Dankfeste seinen Einzug in die Stadt, begnadigte und speis'te über 1000 Menschen, welche drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesangst im Dom zugebracht hatten. Die ganze Zahl derer, welche das Würgeschwert oder die Flammen fraßen, die sich in die Elbe stürzten, oder unter dem Schutt ihren Tod gefunden, gab man, wenn auch etwas übertrieben, auf 30,000 an. „Tilly seien auf Magdeburgs rauchenden Ruinen Thränen in den Augen gestanden," sagt uns der ehrliche Geschichtsschreiber Graf Khevenhiller. — Tilly's edle Offenheit gegen die Anhänger des Winterkönigs in Prag, wie gegen Waldstein, seinen Feind, läßt uns nicht daran zweifeln. — Die heutzutage so beliebte Heuchelei, „die Weihe der Unkraft", war jenen starken Seelen durchaus fremd.

Diese strenge Züchtigung hob den Muth der katholischen Partei, machte gleich Medusens furchtbarem Schlangenhaupte jenen der Protestanten erstarren, die eben zu Leipzig in eine neue Conföderation wider ihren Kaiser getreten waren. Unerklärbar, oder kaum zu rechtfertigen fand man das Zaudern Gustav Adolphs, der sich schon am 19. April mit seiner ganzen Reiterei und 10 Regimentern Fußvolk in Bewegung gesetzt, die Stadt zu erretten, aber um auf fremdem Boden keinen bedenklichen Schritt zu thun, gleich darauf wieder stehen geblieben war, um den Churfürsten von Brandenburg zu zwingen, ihm Cüstrin und Spandau einzuräumen. Nur theilweise verminderte diesen höchst nachtheiligen Eindruck die Schutzschrift, welche der König zur Rechtfertigung seines Betragens eiligst an's Licht treten ließ.

Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen reichsoberhauptlichen Machtspruch für nichtig erklärt, unbedingter Entwaffnung oder Magdeburgs Schicksal die Wahl gelassen, und der Vollzug dieses Beschlusses den Zerstörern desselben aufgetragen. Der Bischof von Bremen überlieferte in Folge dessen seine neu geworbenen Truppen an Tilly, und unterfertigte die Cassation der Leipziger Schlüsse. Ein unter dem Grafen von Fürstenberg soeben aus Italien vom Mantuanischen Kriege zurückgekommenes Armeecorps verschaffte jenem kaiserlichen Mandat im Herzogthum Würtemberg und im gesammten schwäbischen und fränkischen Kreise das gehörige Ansehen; aber eben diese Strenge weckte in den protestantischen Ständen den letzten Funken thätigen Feuers für die Sache ihres Glaubens und ihrer Freiheit. An den bisher noch immer unschlüssigen Churfürsten von Brandenburg und Sachsen erhielt Gustav Adolph sehr wichtige Bundesgenossen.

Tilly ließ in Magdeburg eine starke Besatzung, Pappenheim blieb zur Wahrung des Passes über die Elbe zurück. Er selbst wendete sich nach Thüringen, den Landgrafen von Hessen zu zwingen, dem Leipziger Bunde zu entsagen, und schwer würde dieser die Weigerung, seine Truppen zu entlassen und kaiserliche Völker in seine Festungen einzunehmen, gebüßt haben, wäre Tilly nicht durch des Königs Demonstrationen eilig an die Elbe zurückberufen worden.

Gustav Adolph hatte bei Werben, wo die Elbe und Havel durch ihren Zusammenfluß ein Dreieck bilden, ein festes, Magdeburg selbst bedrohendes Lager bezogen, in selbem seine Truppen im Großen geübt und die von ihm neu erfundenen Arten des Marsches, Feuerns und Vorpostendienstes angewöhnen lassen. Tilly näherte sich in Eilmärschen über Mansfeld und Aschersleben, die Reiterei nach seiner Gewohnheit etwas weit vorgezogen. Eilig nützte dieses Gustav, fiel über die der Hauptmacht in allzugroßer Sicherheit vorausgeeilten Regimenter, Montecuculi, Holke und Bernstein, und hieng ihnen eine empfindliche Schlappe an. Aufgebracht näherte sich Tilly des schwächern Königs Lager bis auf einen Kanonenschuß, alle so oft mit Glück angewendeten Kniffe wieder versuchend, ihn zum Schlagen zu zwingen; Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen zwangen endlich den grauen Helden, die ganze Altmark zu verlassen und gegen Magdeburg zurück zu gehen.

Sachsens Gesinnungen wurden immer bedenklicher, fast waren sie

nicht mehr zweideutig. Tilly nach seiner und nach der einzig wahren Weise wollte lieber einen erklärten Feind als zweideutigen Freund in seinem Rücken. Er fertigte daher von Wolmirstädt den Reinhard von Metternich, den Administrator von Halberstadt und den Generalfeldzeugmeister von Schönburg als Subdelegirte an den Churfürsten mit dem Ansinnen ab: Sachsen der kaiserlichen Armee zu öffnen, die Landestruppen zu entwaffnen, oder mit dem kaiserlichen Heere zu vereinigen, und mit demselben gemeinschaftlich die Schweden aus Deutschland zu verjagen.

Diesen Antrag also zu unterstützen, wie es des Churfürsten bekannte Unschlüssigkeit und Unthätigkeit gebot, führte er seine Armee auf Sachsens Boden.

Aber diese Strenge brachte bei der viel versprechenden Nähe des Schwedenkönigs einen fast entgegengesetzten Eindruck bei dem durch Magdeburgs Zerstörung, durch die harte Behandlung seiner Glaubensgenossen und durch die täglich einlaufenden Nachrichten von den Verheerungen der Kaiserlichen in Sachsen und in der Lausitz außer sich gebrachten Churfürsten hervor. „Er wundere sich,“ antwortete er, „die Kaiserlichen zu einer Zeit, wo sie genug zu thun hätten, den schwedischen König zu verfolgen, gegen seine Lande in Anmarsch zu sehen, doch hoffe er wohl nicht, statt der versprochenen und wohlverdienten Belohnung mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.“ Den prächtig bewirtheten Abgeordneten gab er noch die frostigen Spottreden: „Ich merke wohl, daß man das sächsische, bisher aufgesparte Confect nunmehr auf die Tafel bringen wolle; aber es sind Nüsse darunter, sehen Sie zu, meine Herren, daß Sie sich daran nicht die Zähne ausbeißen!“ —

Schwer strafte Tilly's harter Arm den Entschluß des Churfürsten an dem unglücklichen Lande. Merseburg, Halle, Freiburg, Naumburg, Jena und Zeitz wurden geplündert oder mußten sich mit großen Summen von dieser Mißhandlung loskaufen. Am 2. September brach er mit seinem Hauptquartier von Halle gegen Leipzig auf, und schlug ein Lager vor dieser Stadt, indem er zu gleicher Zeit dem Churfürsten den vorigen Antrag in einem drohenderen Tone wiederholen ließ. In der Bestürzung erklärte Leipzig sich zur Uebergabe bereit, und verlangte zu seiner Rechtfertigung bei dem Churfürsten nur eine schriftliche Aufforderung; kaum aber war der erste Schrecken vorüber, als Soldaten und Bürger sich rüstig zur Wehr stellten und zum Beweise einer entschlossenen Vertheidigung die schönen

Vorstädte selbst in Brand steckten. Tilly bereitete sich nach einer heftigen Kanonade am 5. September zum Sturme. Ohne Hoffnung eines baldigen Entsatzes bequemte sich der Commandant Hans von der Pforten zur Uebergabe. Im Hause eines Todtengräbers in der hallischen Vorstadt, dem einzigen, welches der Brand verschont hatte, wurde die Capitulation unterzeichnet und der Angriff des herannahenden Königs von Schweden beschlossen. Leipzig zahlte eine Brandschatzung von 200,000 Thalern, die Garnison erhielt freien Abzug. Mittlerweile war Gustav bei Wittenberg über die Elbe gegangen und hatte sich zu Düben an der Mulde mit den sächsischen Truppen vereinigt. Je kälter und zurückstoßender er sich gegen Johann Georgs Gesandte bewiesen hatte, welche ihn zu Hilfe riefen, desto weniger konnte er seine Freude verbergen, als der angstvolle Churfürst sich erbot: „Nicht nur Wittenberg, sondern auch Torgau und ganz Sachsen ihm zu öffnen, seine ganze Familie und sich selber als Geißeln zu überliefern, die Verräther, die es mit dem Kaiser hielten, auszuantworten, und überhaupt den letzten Heller, den letzten Blutstropfen an die gemeine Sache zu setzen."

Zu Torgau versammelte der König im Beisein der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg großen Kriegsrath. Johann Georg, voll Ungeduld, den Jammer seines Landes schnell geendet zu sehen, stimmte mit leidenschaftlicher Hitze für eine Schlacht, und setzte bei, er wolle sonst mit seinen Sachsen allein gegen Tilly fechten. Mit bescheidenem Mißtrauen erwiederte Gustav, daß man dabei nicht weniger als eine Krone und zwei Churhüte auf's Spiel setze, trat aber endlich selbst der Meinung des Churfürsten bei, welche die Stimmenmehrheit im Kriegsrathe für sich hatte. Nach bedächtiger Berathung gings nun zur raschen Ausführung. Noch an dem nämlichen Tage kam das schwedisch-sächsische Heer bis Breitenfeld, eine Meile von Leipzig. Wenige Stunden zuvor hatte Tilly ihre Vereinigung durch Pappenheim erfahren.

Die Stadt Leipzig im Rücken, auf und zwischen zwei Hügeln, zwischen Lindenfeld und Wahren, die Breitenfelder Ebene bestreichend, sein Geschütz hinter sich, wartete Tilly des Königs, fest entschlossen, jedem Treffen auszuweichen, bis nicht die Armeecorps des Grafen Otto Heinrich Fugger und Altringers, welche schon bis Erfurt gekommen waren, sich mit ihm gänzlich vereinigt haben würden. Sein königlicher Gegner hatte mit einbrechender Nacht die von dem Churfürsten von Sachsen und seinem

Feldmarschall Arnheim entworfene Disposition erhalten und derselben blos einige Bemerkungen mit Bleistift beigesetzt. Die Nacht selbst vor dem wichtigen Tage, um dessen willen er Leben, Krone und Ruhe über das Meer auf fremden Boden herübergetragen, sie dort dem launenhaften Glücke vertrauend, — vor dem Tage, der nothwendig die eine ganze Hälfte Deutschlands retten oder verderben mußte, brachte er in seinem Wagen zu, mit Horn, Banner und Teufel alle Möglichkeiten erwägend. In einem kurzen Schlummer träumte ihn, nach einem heftigen Ringen habe er Tilly zu Boden geworfen, dieser aber ihn in die linke Brust gebissen. Man wußte dieses Traumgesicht nachher sehr spitzfindig auf die Niederlage der Sachsen zu deuten, die den linken Flügel bildeten.

Mit der ersten Morgendämmerung bewegten sich die Schweden und Sachsen, um bei Podelwitz die Lober zu passiren. Tilly schickte ihnen Pappenheim mit **2000** Kuirassieren entgegen, zu recognosciren, den Uebergang zu erschweren, aber mit dem strengen Verbot, sich auf irgend eine Weise ernstlich zu engagiren.

Pappenheim, nach erfülltem sechszehnten Jahre schon Reichshofrath, folgte lieber dem Rufe des heißkochenden Blutes, das ihm bei der Geburt zwei rothe kreuzweise Striemen gleich Schwertern auf die Stirne gezeichnet, aus denen der Aberglaube schon damals seinen Kriegsruhm weissagte.

Er war der Mann, der zum Unglück dieses Tages wesentlich und um so mehr beigetragen hat, jemehr sein Ungestüm Tilly's tiefer Bedächtigkeit entgegenstand, welcher, seit er Gustav Adolph sich gegenüber sah, ohne Selbstvertrauen und oft noch im Moment des Vollzuges unschlüssig, nicht mehr der vorige Tilly zu sein schien.

Eben aus Schuld seines kurzen Gesichts und seiner Hitze prallte Pappenheim mit jenen **2000** Kuirassieren so heftig auf die schwedische Reiterei, daß bald athemlos sein Adjutant zu Tilly zurücksprengte und meldete: „Pappenheim verlange noch **2000** Pferde, sonst könne er sich mit den ersten nicht mehr zurückziehen.“ Tilly schlug die Hände über dem Kopfe zusammen mit dem Ausrufe: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leut' bringen!“ —

Aber jene **2000** waren der Kern seiner schweren Reiterei. So ergriff er in der Bestürzung gleichwohl die halbe Maßregel, noch **2000** Mann zu

schicken. Aber nun packte diese **4000** Mann die ganze feindliche Macht. Schon geriethen sie in Unordnung und stürzten sich in die Lober, durch den Brand von Podelwitz vergeblich versuchend, die Feinde noch etwas aufzuhalten. Nun erst sie vor gänzlichem Untergange zu retten, entschloß sich Tilly, all sein Heil auf diesen Tag zu setzen, der unter einem so bösen Vorzeichen für ihn begonnen hatte.

Tilly, etwa **32,000** Mann stark (die Schweden und Sachsen waren ihm an Zahl nicht viel überlegen), zur Schlacht gezwungen, und darum außer Stande, ihr einen strategischen Impuls zu geben, sah sich auf bloße tactische Anordnungen beschränkt, die sich bei den Kaiserlichen größtentheils noch von den alten Ordonnanzen Georgs von Freundsberg und unter der Cavallerie von jenen Basta's her datirten. Die Infanterie war in große Terzia's gelagert gewesen, die ein volles Viereck bildeten, die Cavallerie in eben so unbehilfliche, einander selbst hinderliche Schwadronen. Da des Feindes Stellung eine so weite Linie bestrich, scheint Tilly im Augenblicke der Schlacht an eine Ueberflügelung gedacht zu haben, da er eilig die ganze Armee in eine einzige geradlinige Front ohne Reserven aufstellte.

Nachdem die Feinde Pappenheim auf das Hauptthor zurückgeworfen und die Lober übersetzt, entfalteten die Schweden und Sachsen ihre Schlachtordnung. Tilly's Linie stellte der König Colonnen, seiner dünnen langen Reihe Klumpen entgegen; rechts standen die Schweden, die Sachsen zur Linken. Das Fußvolk war in kleine Bataillons, mit Zwischenräumen für die Reserve und Cavallerie gesondert, welche letztere planmäßig mit Fußvolk, und dieses wieder in den rückwärtigen Gliedern mit Schützen untermischt war. Die Schweden, die die Nacht hindurch auf neu gepflügten Feldern geschlafen, kontrastirten mit ihren von der anklebenden Erde braunen düstern Uniformen seltsam mit den buntgekleideten und befiederten Sachsen.

Tilly's Völker trugen weiße Bänder auf Helmen und Hüten, und eben solche Binden auf dem rechten Arm. Ihr unüberwundener Feldherr ritt auf seinem kleinen Schimmel, im spanischen Wamms von hellgrünem Atlas, mit Ermeln und hoch aufgestutztem Hut, von dem eine rothe Straußenfeder bis auf den Rücken niederwallte, mit schweigendem Unmuth die Reihen hinunter. — Gustav im ledernen Kollet und blauen Tuchrock, (eine in Polen erhaltene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Kuiraß zu tragen), sprach ein Wort der stolzesten Zuversicht des Sieges zu seinen

Feldobersten, die, wie der Donner des groben Geschützes anging, mit verhängten Zügeln zu ihren Haufen hinsprengten. „Jesus, Maria!" war die Losung der Kaiserlichen, — der Schweden: „Gott mit uns!"

Von zweistündigem Kanonenfeuer trieb der Wind Staub und Pulverdampf den Schweden zu, darum schwenkte der König gegen Norden — es entstand eine Lücke, — rasch durchbrechend warf sich der Herzog von Holstein hinein, wurde aber, weil er zu schwach war, zwischen zwei Feuer genommen und fast vernichtet. Tilly's Hauptcorps an eben der Stelle hätte den Sieg entschieden. Nun nach diesem zweiten Unfall, um 12 Uhr Mittags, auf das Zeichen dreier Kanonenschüsse verließ Tilly seine Hügel, gegen das schwedische Centrum vordringend; aber von der Heftigkeit des Geschützes ablenkend, drang er mit aller Gewalt auf die Sachsen, brachte sie in Verwirrung und schlug sie endlich völlig in die Flucht. Der Churfürst floh mit und kam erst in Eilenburg wieder etwas zu Athem. Schon sollten Kouriere als Siegesboten nach Wien und München abgefertigt werden. Die Sachsen wären auf dieser Flucht durch Isolani's Kroaten völlig aufgerieben worden, hätte nicht der König die Obersten Hall und Hegborn mit zwei Divisionen Cavallerie und einer Infanterie-Brigade zu Hilfe geschickt. Letztere begrüßte, hinter die Reiterei gestellt, als diese rechts und links sich öffnete, die nachsprengenden Croaten mit einem heftigen Kartätschen- und Musquetenfeuer.

Nicht so freundlich wie bisher Tilly, hatte Pappenheim das Glück gelächelt. Sieben Mal ergoß er sich mit der ganzen Reiterei auf den vom König und unter ihm von Banner commandirten rechten Flügel der Schweden und wurde sieben Mal zurückgeschlagen. Noch war das Treffen nichts weniger als entschieden.

Da befahl Tilly dem Grafen von Fürstenberg, mit seiner italienischen Cavallerie, und dem Obersten Kronenberg, mit einem deutschen Regimente das Centrum unter Horn anzugreifen; er selbst zeigte sich nach der Flucht der Sachsen auf Horns Flanke. Schnell schickte Gustav drei Regimenter, und er und Horn entwickelten in diesem Infanteriegefechte alles Uebergewicht des Genies über den Schlendrian und der damals noch neuen Erfindungen der masquirten Batterieen und des Pelotonfeuers.

Allmählig ermattete der Kampf auf den Flügeln, der König mit seinem Hauptcorps, Tilly mit den Wallonen waren noch unbesiegt. Da schwenkte Gustav Adolph, der nach Pappenheims Niederlage keinen Feind mehr gegen-

über hatte, gegen die Hügel, auf denen das Geschütz der Kaiserlichen, und von denen sie schon zu weit entfernt waren, eroberte es und beschoß sie selbst damit in Flanken und Rücken. Jetzt trennte sich das nie überwundene Heer. Nur vier Regimenter, die noch keinem Feinde gewichen, wollten dieses auch jetzt noch nicht. Mit geschlossenen Gliedern, unter einem schrecklichen Blutbad, Pardon weder gebend noch nehmend, schlugen sie sich mitten durch die Sieger. Fürchterlich vor sich hinstarrend, die Augen voll Thränen, sah Tilly das Niedermetzeln seiner alten Siegesgefährten, die ihn in ihre Mitte genommen hatten. Er schien fest entschlossen, Ruhm und Leben auf Einer Stätte zu lassen. Von drei Kugeln verwundet, weigerte er sich noch hartnäckig, einem riesenartigen schwedischen Rittmeister, der lange Fritz genannt, seinen Degen zu geben. Der versetzte ihm mit dem Kolben seines Karabiners einen schweren Stoß in den Hals und hätte ihn getödtet, wäre er nicht in eben dem Augenblicke durch einen Pistolenschuß des Herzogs Rudolph von Sachsen-Lauenburg gefallen.

Seine Wallonen rissen ihren „alten Vater" mit Gewalt vom Schlachtfelde weg. — Als sie ein kleines Gehölz erreicht, machten sie neuerdings Fronte gegen die Schweden, bis die Nacht dem Streite gebieterisch ein Ende machte. Kaum **800** Mann brachte Tilly nach Halle, Pappenheim etwas über **2000**. Tilly's Verlust bestand aus **7000** Todten, **5000** Gefangenen oder Verwundeten, der ganzen Artillerie, dem Lager und gegen **100** Fahnen.

Nicht volle **1000** Mann hatten die Schweden, die Sachsen über **2000** eingebüßt.

Dieser Tag brachte in das europäische Bundessystem, in die Denkart und Handlungsweise der Freunde und Feinde Gustavs, in seinen Plan und Schritt eine völlige Aenderung. Der Kaiser und die Genossen der Ligue mußten gerechte Sorge für ihre Erbländer tragen, welche, unvertheidigt und offen, den Sieger mächtig zu sich einluden. Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen fremden Eroberer in seinem Schooße geduldet, sah sich von dem Wirbel seines Zuges unwiderstehlich fortgerissen. — Er schöpfte nun aus Deutschland die dem Kaiser verweigerten Kräfte, Deutschland sich unterwürfig zu machen. Seinen Freunden erschien er seit diesem Tage größer, als in ihren Berechnungen und selbst in ihren Wünschen gelegen hatte. Wie die Siegesbotschaft lange bezweifelt worden, so ist es für irgend eine unerwartete Nachricht im protestantischen Deutschland noch bis

auf diese Stunde ein Sprichwort geblieben: „S'ist richtig mit Leipzig!" — Gustavs Feinde erholten sich erst nach vollen drei Jahren wieder durch die Nördlinger Schlacht.

In Halberstadt sammelte Tilly die Trümmer der Armee, um Leipzig zu entsetzen, aber nur Wenige hatten Lust, seinem untergehenden Gestirne zu folgen. Durch die Vereinigung mit der Fuggerschen und Altringischen Division und durch das Corps, welches ihm der Herzog Carl von Lothringen, der sich bei Ferdinand den Churhut verdienen wollte, in der Gegend von Aschaffenburg zuführte, war Tilly's Heer an der Zahl, aber freilich nicht an Muth und Kriegsgeübtheit, wieder so stark wie vor der Schlacht. Zu spät gekommen, um Würzburg zu retten, wollte der Herzog die Schweden wenigstens von dem weiteren Vordringen abhalten, aber seine größtentheils neu geworbenen Truppen standen nirgends Gustavs siegreichen Heeren, wohl aber thaten sie es an Raubsucht und Grausamkeit den Wallonen und Kroaten gleich, als sie nach Anspach kamen, das Land für die Anhänglichkeit des verstorbenen Markgrafen Joachim Ernst, an dem unglücklichen Friedrich von der Pfalz zu züchtigen. Ein gleiches Loos bedrohte die Reichsstadt Nürnberg, die Tilly nach seinem Rückzuge von Leipzig die Aufnahme verweigert hatte; aber sie leistete unter des Grafen Solms Commando mit ihren Bürgern tapfern Widerstand, und Tilly zog mit seinem Heere in zwei Colonnen wieder ab, wovon die eine ihren Weg durch die Oberpfalz nach Böhmen, die andere durch Anspach nach Schwaben nahm. —

Als Tilly in der Gegend von Nördlingen stand, erhielt er von dem Churfürsten von Baiern Befehl, wieder nach Franken aufzubrechen und Bamberg von den Schweden zu befreien. Der Bischof hatte sich bei Gustavs Vordringen mit demselben unter gewissen Bedingungen verglichen, aber solchen zuwider nach des Königs Abzug in verschiedenen Ortschaften seines Bisthums Tilly'sche Besatzungen eingenommen. Für diese Treulosigkeit sollte ihn nun der Feldmarschall Horn strafen. Bamberg ergab sich auf Bedingungen, setzte sich aber nach der Hand gegen die Schweden zur Wehre und wurde geplündert. Tilly, der über Amberg und Forchheim heranzog, eroberte die weitläufige, schlecht verwahrte Stadt im ersten Anlauf und warf die Schweden bis Schweinfurt zurück, als Gustav, von diesen Vorfällen unterrichtet, seine Absichten auf Heidelberg und Philipps-

burg für dermalen aufzugeben beschloß, um dem Grafen Tilly mit ganzer Macht entgegen zu gehen.

Tilly hielt es nicht für rathsam, den König zu erwarten; er zog in Eilmärschen aus Franken über die Donau, und spielte dadurch den Krieg an Baierns Grenzen. Donauwörth, die erste Festung, öffnete, ohngeachtet des Anfangs bezeigten Trotzes ihres Commandanten, Maximilians, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, die Thore, und die Schweden gewannen festen Fuß auf dem jenseitigen Donauufer. Nur der Lechstrom war noch zu übersetzen, dann konnte Gustav ungehindert in das Herz von Baiern, in das Land seines nach dem Kaiser mächtigsten und unversöhnlichsten Feindes Maximilian dringen. Was war aber wohl dieser Waldstrom für ein unübersteigliches Hinderniß für die Schweden, die den Krieg über die Ostsee nach Deutschland, und über die Oder, Elbe, den Main und zwanzig andere Flüsse bis an den Rhein getragen hatten? — Indessen hatten häufige Regengüsse und der in den Alpen Tyrols und des Allgaus geschmolzene Schnee diesen Fluß zum reißenden Strome vergrößert. Ein gewisses Grab zeigten seine Wogen dem blinden Waghals, noch ein gewisseres Tilly's fürchterliche Artillerie in seinem jenseits, bei dem Städtchen Rain bezogenen wohlverschanzten, von drei Wässern umgebenen Lager. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er in der Eile hatte zusammenraffen können, an Tilly an, die ganze Länge des Stromes hinab waren Posten vertheilt, alle Brücken abgeworfen, und Augsburgs schwedisch gesinnte Bürger entwaffnet. — Wo alle Wege zum Fortschreiten durch künstliche und natürliche Hindernisse versperrt schienen, entdeckte Gustavs Scharfsinn noch eine Bahn.

Tilly beging hier einen Fehler als Ingenieur, den zweiten als Taktiker. Jenen, daß er seine Kräfte an einem Orte versammelt hatte, wo der Lech einen nach seinem linken Ufer zu ausspringenden Bogen machte, dessen Sehne durch die kaiserlichen und bairischen Batterieen gebildet ward. Nun legte Gustav an dem Schenkel dieses Bogens, auf dominirendem Boden, drei starke, aus 72 Feldstücken ein fürchterliches Kreuzfeuer unterhaltende Batterieen an. Dieses Feuer und ein dicker Rauch, von den Schweden durch angezündetes Reißholz erregt, barg den Baiern, daß die Schweden durch den angeschwollenen Fluß setzten, schon diesseits eilig eine Schanze aufwarfen und eine Bockbrücke herstellten, da die hohen Ufer und die Gewalt des Stromes keine aus Pontons verstatteten. — Der zweite Fehler war,

daß er sich nicht im ersten Momente der Unordnung auf die erstarrten Schweden warf und sie wieder in den Fluß hineinsprengte, sondern diesen Angriff erst, als sie herüber schon einige Colonnen formirt hatten, zu spät, wiewohl mit der größten Tapferkeit that. Als dieses Gefecht eben am hartnäckigsten und mörderischsten war, zerschmetterte eine Falkonetkugel Tilly, der an diesem schrecklichen Tage den Tod suchte, der ihn bei Leipzig geflohen, den Schenkel, und mit seinem Falle hatte auch der Widerstand ein Ende. Von einem Anfall von Kleinmuth ergriffen, brach Maximilian noch in derselben Nacht das Lager ab und verließ eine Stellung, bei deren Besichtigung Gustav ausrief: „Wäre ich der Baier gewesen, nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart und Kinn weggenommen, — nimmermehr würde ich einen Posten, wie diesen da, verlassen haben."

Wenige Tage nachher (**20.** April **1632**) starb Tilly unter unsäglichen Schmerzen an der empfangenen Wunde zu Ingolstadt.

Vorzüglich durch ihn that dieser wichtige Waffenplatz einen bisher nicht erfahrenen Widerstand. Mehrere Stürme der Schweden wurden zurückgeschlagen, der jüngere Markgraf von Baden-Durlach erschossen, Gustav selbst das Pferd unter dem Leibe todt zu Boden, und er, jedoch ohne Schaden, in den Staub gestreckt. Jeden, der sich ihm näherte, rief der mit unzähligen Schmerzen bedeckte Greis zum muthigen Widerstande auf, und gab unermüdet Rathschläge, das treulose Glück wieder zu bessern.

Den Blick auf das Crucifix gekehrt, waren seine letzten Worte: „Auf dich, Herr, hab' ich vertrauet, darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden," und „Regensburg, Regensburg!" dessen Erhaltung ihm ganz vorzüglich am Herzen lag, und von ihm dem Churfürsten wenige Tage vorher schriftlich auf das Allerdringendste an's Herz gelegt ward.

Von Person war Tilly klein, hager und voll Muskelkraft, langer Nase, breiter, über den Augenbraunen hervorstehender, fast immer gerunzelter Stirne, die Augen blau, tiefliegend, voll innern Feuers, starkem Knebelbart, spitzigem Kinn, die Haare kurz, röthlich, aber frühzeitig weiß. Der Ausdruck dieses Gesichtes war Ernst, Schwärmerei, Verschlossenheit, Strenge, völlig ähnlich seinen Lehrmeistern, jenen spanischen Helden, welche unter Carl V. und Philipp II. die Niederlande, Deutschland und Italien erschüttert haben.

Seine Tracht war die eines spanischen Hauptmanns: in den letzten Jahren meist ein hellgrünes Atlaswamms, mit weit aufgeschlitzten Aermeln, lederne Beinkleider, hohe Stiefel, weiße Schärpe, starker Stoßdegen, daneben ein Dolch, zwei Pistolen im Gurt, ein kleines hoch aufgestutztes Hütlein, daran eine rothe bis auf den Rücken niederwallende Straußenfeder. Sie erinnerte auf den ersten Blick an Alba und Mondragone. Der über des Helden altmodisches Aeußere witzelnde Franzose Grammont fragte ihn einst, wie man wohl diese Tracht nenne: C'est à ma mode! erwiderte der greise Heeresfürst. —

Tilly's Sprache und Bewegung trug das Gepräge seines gravitätischen Ernstes. Er ritt meist sehr rasch auf seinem kleinen Schimmel, aber sehr gebückt. Ernst, Verschlossenheit, Strenge nicht ohne religiöse Schwärmerei war der Eindruck, den er machte.

In Tilly sind zwei Dinge zu unterscheiden: der Feldherr und der Mensch.

Der Feldherr war, wie ihn seine Zeit forderte: es ist nichts an ihm zu tadeln, als daß er über die Jahre, welche Sieg bringen, hinaus stritt. —

Auf's Genaueste kannte und schätzte er jedes Mal seine Gegner, rechnete und handelte darnach. So sehen wir ihn schnell gegen den Winterkönig und seine unter sich selbst uneinigen Generale; langsam gegen Mansfelds und des Markgrafen von Baden und späterhin gegen des Dänenkönigs und seiner Anhänger vereinigte, ihm überlegene Macht; mit Zuversicht gegen Christian von Braunschweig, zuletzt aber mit Zweifelmuth gegen Gustav Adolph. Dieses aber, weil er klar sah, was für ein Mann auf ihn losdrückte, und weil jene Jugend sein Alter erschüttert hatte.

Wie wenig er seinen Feind mißkannt oder verachtet habe, zeigt seine eines solchen Mannes würdige Aeußerung auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (**1630**), als der absprechende Herzog von Friedland sich noch immer anbot, „Gustav mit Ruthen über die Ostsee heimzujagen," und Ferdinands Höflinge und Pater Lamormain mitleidig von dem „Schneekönig" sprachen, „den wohl der nordische Frost noch zusammenhalte, der aber bald schmelzen würde, wie er sich dem Süden nähere."

Diesen unzeitigen Späßen ganz fremd, sprach Tilly: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe seiner Jahre, kräftig, abgehärtet. Er hat, was das

Furchtbarste ist, im Kriege gelernt zu siegen, und aus Siegen den Krieg zu führen. Die Stände seines Reichs fügen sich jedes Mal zuvorkommend seinem gewaltigen Willen, seine Hilfsmittel sind nicht gering, seine Anstalten sehr zweckmäßig. Durch seine persönliche Ueberlegenheit und sein Glück hat er seine aus Schweden, Liefländern, Deutschen, Schotten und Engländern zusammengesetzte Armee zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam, so leicht wie ein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben schon ein großer Gewinnst."

Nach 36 glücklichen Schlachten und Gefechten wurde er bei Leipzig geschlagen, wo nicht Er angreifen wollte, sondern Pappenheim, dem er das nimmermehr vergessen konnte.*) Von dem Tage an flohen ihn die alte heitere Festigkeit und das Glück. Ferdinands und Maximilians ausdrückliches Verbot, nichts Entscheidendes mehr zu unternehmen, raubte ihm selbst den letzten süßen Trost der Rache. Immerhin mag er in der Schlachtordnung gefehlt haben, da er den Feind sich ungehindert rangiren ließ, sein Geschütz hinter sich auf die Hügel stellte, und sich alsdann von diesen Hügeln zu weit entfernte, da er einem dichten Klumpen dünne Reihen entgegenstellte, ein weites Netz ausspannte, ohne zu bedenken, daß es zerrissen werden mußte. Das war aber das Eigentliche noch nicht, und man kann Tilly auch nicht zur Last legen, daß er ein blinder Anhänger des Schlendrians, von der Neuheit der Maßregeln des Königs ganz aus der Fassung gebracht worden sei. Die Leipziger Schlacht war verloren, noch ehe sie anfing. Alle Entwickelung blos taktischer Talente hätte hier nichts mehr gefruchtet, da Gustav durch seine Lage völlig Meister seiner strategischen Anordnung im Großen, Tilly aber im Moment der Schlacht schon darauf beschränkt war, sich nach den Bewegungen seines Feindes zu richten; — da ferner der Letztere blos General, hingegen Gustav

— — — König war in seinem Heer.
Ein König aber, einer der es ist,
Ward nie besiegt noch als durch seines Gleichen!**)

---

*) Er sprach manchmal zu seinen Vertrauten von dieser Schlacht, immer tief erschüttert und voll der gereiztesten Empfindlichkeit gegen den Ajax Pappenheim, aber nie eine Sylbe von dem Kolbenschlage, den ihm der lange Fritz versetzt hatte. —

**) Schillers Wallenstein II. Akt VII. Auftritt.

Wie soll auch ein bloßer Feldherr widerstehen, einen Krieg gewinnen wider einen König, jung und ehrgeizig, der zugleich das Schwert führt und die Palme, nach Erforderniß diese oder jenes schnell vorhaltend, wider den unumschränkten Meister der Kriegsmacht, der Finanzen, der auswärtigen Verhältnisse, welche große Drei die strengste Einheit ausmachen müssen. Der Feldherr, auch der glücklichste, ist nur ein Stück der Kraft des Staates; der Minister, auch der weiseste, ist ein anderes; im König waren sie beide vereinigt, Kopf und Hand.

Nicht vergessen darf man auch, daß Tilly jene Jahre, wo man die anvertraute Unternehmung wie irgend ein schmeichelndes Vorurtheil begeistert ergreift, wie den Gegenstand der heißesten Begierde, mit Kraft jetzt, und jetzt mit List, und dazwischen mit Geschwindigkeit verfolgt, und wie er sich nur etwas anneigt, sich seiner mit Ungestüm bemächtigt, daß er diese Jahre als Subaltern hinbrachte, im 61. Jahre seinen ersten Sieg erfocht, und als er bei Leipzig unterlag, schon das 72. zählte.

Eben dieser lange und beschwerliche Dienst hatte ihn aber auf der andern Seite das Heer, seine Zusammensetzung, seinen Geist, die anzuwendenden physischen und moralischen Hebel genau durchschauen gelehrt. Auf's Höchste hielt er über militairische Ehre. Welchen Geist, und bei vieler Freiheit, welche Zucht er in seine Soldaten zu bringen gewußt, zeigten genügsam der Marsch von Ulm zur Prager Schlacht, das Treffen von Wimpfen und seiner Wallonen That bei Leipzig.

Der alte berühmte Marschall von Grammont, der Oheim jenes früher erwähnten frivolen Gecken, sagte von Tilly: „Je n'ai jamais vu un capitaine plus sensé, ni plus sage, ni plus absolu dans son armée."

Was Tilly forderte, leistete er auch selbst: blinden Gehorsam. Er hätte den bei Lutter bereits gebrochenen dänischen Krieg auch durch einen rühmlichen Frieden endigen können; da hieß ihn des Kaisers Befehl die Holländer beobachten: er zog ab ohne Empfindlichkeit, ohne eine Gegenvorstellung, und überließ Waldstein den bereits gereinigten Schauplatz, den gewonnenen Nutzen und die leichte Ehre.

Nie wankte seine Treue, — den Vortheil seines Herrn seinen eigenen Absichten opfern konnte er nicht; denn er hatte keine.

Nicht seine Habe, nicht sein Ruhm, (die Angst eitler Geister, die den Begleiter mit dem Wegweiser verwechseln, und vergessen, daß kein Ruhm dauert ohne große Thaten, und keine großen Thaten bleiben ohne

ihren Ruhm) „Regensburg, Regensburg!" war seine letzte Sorge. — Den Soldaten sah er Manches durch die Finger, aber gegen Feige, Räuber und Meuterer war er unerbittlich. Selbst ein abgeschlagener Sturm, ein unordentliches Weichen in der Schlacht aus panischem Schrecken, führte nicht selten zum Decimiren. — Als die Truppen von Linz nach Böhmen gehen sollten, verurtheilte Tilly sechs Wallonen ob verübten Straßenraubes zum Strang. Schon standen sie auf dem Richtplatz. Ihre jugendliche Schönheit und die erprobte Kühnheit erregten das Mitleid aller Zuschauer. Anfangs leises, dann lautes, zuletzt wildes Murren. Profoß und Scharfrichter wurden verjagt, die Verbrecher befreit, in die Mitte genommen und durch Verwechslung der Kleider unkenntlich gemacht: das Alles vor Tilly's Fenstern!! — Tilly eilte mit bloßem Degen hinunter, Oberst Haslang hinter ihm. Aber ein Wald entgegengestellter Piken hinderte sie durchzudringen. — Tilly, voll Wuth, eilt zu einem andern deutschen Regiment, umringt mit diesem seine sonst so geliebten Wallonen, läßt Geschütz wider sie aufführen, dringt selbst in die Reihen, reißt eigenhändig den zehnten Mann von ihnen heraus. In einer Viertelstunde waren die zehn gehängt, unbeschadet daß vier Edelleute darunter waren. — Solche rasche Justiz erzwang bessere Mannszucht.

Tilly war — dem widerspricht Niemand — muthig und ausharrend, mäßig und von strenger Sitte, bescheiden, uneigennützig.

Vor Leipzig rühmte er sich mit Wahrheit, wenn schon im Scherze: „Niemals Wein getrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren zu haben;" in jenem ein Pescennius Niger, im zweiten ein Julian und Balduin, in diesem dem polnischen Boleslav ähnlich, der in 47 Treffen Sieger, in seinem letzten mit den Russen unterlag.

Er hatte durch mehrerer Brüder Tod ein ansehnliches Vermögen geerbt, der Kaiser hatte ihm Rang und Güter geschenkt, er hatte so viel reiche Städte erobert, immer gelebt wie Agesilaus und Curius, und doch hinterließ er nicht viel. Den größten Theil der Baarschaft, 60,000 Thaler, erbten die vier Wallonenregimenter, die bei Leipzig so treu bei ihm ausgeharrt hatten. Der Kaiser hatte ihn in den Fürstenstand erhoben, und wollte ihm das Fürstenthum Calenberg verleihen. Nicht allein verbat es Tilly, sondern bezahlte noch dem kaiser-

lichen Secretair Geron **500** Thaler, damit er nur das Diplom nicht ausfertige.*)

---

*) Wie ganz anders waren Waldstein und Andere! — Die Herrschaft Volkersdorf, nun Tillysburg im Lande ob der Enns, war ein Geschenk Ferdinands. Im Archiv des Stiftes St. Florian wird eine messingene Platte mit der Inschrift aufbewahrt: In honorem sanctissimae trinitatis ac Deiparae virginis Mariae Reverendissimus Dominus Leopoldus Praepositus ad s. Florianum, primum lapidem Tillyburgo subjecit, die tertio Martii anno salutis MDCXXXIII. Regnante imperatore Divo Ferdinando secundo. — Auf der Kehrseite befindet sich das Tilly'sche Wappen mit der Inschrift: Wernerus Comes de Tilly, (der Erbe des Generals) Francisca Barbara Princess a Lichtenstein.

Annis plus centum Volkersdorff nomine dicta
Arx: utinam seculis tot Tillyana forem!

Dieses gleichzeitige Monument widerlegt Hoheneck's Behauptung, daß General Tilly Volkersdorf abgebrochen, und Tillysburg erbaut habe. Bis 1731 blieben die Herrschaften Tillysburg, Stein und Weissenberg ein Eigenthum der Tilly'schen Familie, aber in diesem Jahre verkaufte Maria Anna Catharina, — „ainig regierende Frau des gräflichen Hauses von Tilly und Breitenegg," — verwitwete Gräfin von Montfort, dem Freiherrn Johann Anton von Weichs alle diese Güter, von welchen das Stift St. Florian im Jahre 1764 die beiden ersteren käuflich an sich brachte. Weissenberg kam an Kremsmünster. Im Schlosse findet man auf 16 Tableaus Tilly's Schlachten und Eroberungen mit Erklärungen abgebildet. Die Malerei scheint gleichzeitig, hat aber durch Staub und Sonne und besonders durch öftere feindliche Einquartierungen sehr gelitten. Auf mehreren davon erscheint Tilly im Vordergrunde zu Pferde; sein Portrait ist auch sonst noch öfters unter den Bildnissen seiner Verwandten vorhanden.

Diese Tableaus aus dem Leben unseres Helden, eine wahre Poikile, sind folgende:

I. und II. Die Prager Schlacht (8. November 1620.) Tilly läßt den Anfangs etwas in Unordnung gerathenen Truppen, deren Oberster Breuner gefangen wurde, den Obersten Graß zu Hilfe eilen. Das Gefecht wird wieder hergestellt, Flucht der Böhmen. Thurns Regiment hält am längsten Stand.

III. Treffen bei Höchst zwischen Tilly und dem Herzoge Christian von Braunschweig (1622.)

IV. Eroberung von Havelberg. Tilly hat die Stadt, König Christian von Dänemark den verschanzten Dom. Wüthender Streit um die Trümmer der Stadt. Tilly schlägt den Entsatz unter dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg.

V. Erstürmung Mindens an der Werra (11. Juni 1626). Die Vorstadt Bluem in hellen Flammen, der Pulverthurm fliegt in die Luft, von der 2500 Mann starken Garnison können kaum 20 Mann gerettet werden.

Unter den kaiserlichen Feldherren des dreißigjährigen Krieges wurde von den Neueren keiner so häufig der Grausamkeit beschuldigt, wie er. — Seine Erziehung war schroff, seine Schule eisern gewesen. Die Jesuiten unterrichteten ihn, da bekam er Einseitigkeit der Gesinnungen, die zur Größe eben so unentbehrlich als ihr die Einseitigkeit der Urtheile schädlich ist. Er kannte nur Ein Recht, Ein Heil; dagegen, daneben nichts. So trat er in den niederländischen Krieg unter Alba und Farnese, die mit ungleichen Waffen fochten, denn sie hatten mit ihren Spaniern in einem fernen, abgeneigten Lande die allmächtige Begeisterung gegen sich. Wer aber Geringeren oft unterliegt, der wird entweder muthlos oder grausam, und setzt, wo er nur kann, dem Enthusiasmus den Schrecken entgegen, damit die Furcht so viel abtödte, als der Eifer aufweckte, und der Kampf wieder gleich werde.

Tilly, eine Sache von Jugend auf verfechtend, ihr nach der Art treuer heißer Seelen um so fester anhängend, je öfter sie unterlegen war, sah in seinen deutschen Gegnern nur, was er in seinen niederländischen gesehen hatte: Abtrünnige. Gegen solche dünkte ihm mehr erlaubt, ja mehr nothwendig, als gegen auswärtige Feinde.

Freilich! wäre Magdeburg **1631** eben so leicht als **1806** zu nehmen gewesen, Tilly würde sicher schonender gehandelt haben. Aber warum

---

VI. und VII. Zweitägige Schlacht bei Stadtloo, zwischen Tilly und Herzog Christian von Braunschweig. (5. und 6. August 1623.)

VIII. Einnahme Hannovers (18. August 1626), nachdem drei Stürme vergeblich geschehen.

IX. Belagerung und Einnahme Heidelbergs.

X. Belagerung und Einnahme der Stadt und Festung Mannheim (19. October 1622.) Der Commandant, ein englischer Oberster, capitulirt.

XI. Belagerung und Einnahme der Stadt Göttingen (11. August 1626).

XII. Treffen bei Wimpfen zwischen dem Markgrafen von Baden-Durlach und Tilly (7. Mai 1622.).

XIII. Einnahme von Stade (7. Mai 1628.).

XIV. Erstürmung Magdeburgs (20. Mai 1631.).

XV. Eroberung Leipzigs (6. September 1631), aber die Schlacht fehlt.

XVI. Berennung Bambergs und Vertreibung der Schweden unter Feldmarschall Horn (9. Februar 1632.). Tilly's schlauer Marsch durch einen Wald, Ueberrumpelung und Niederlage der schwedischen Avantgarde unter dem Obersten Bilau. Der Tilly'sche Oberst Fahrenbach ersteigt die feindlichen Retranchements.

immer Magdeburg und nur Magdeburg, als wäre dies der einzige Platz, der der Erstürmung, der eines warnenden Beispiels fürchterliche Folgen erfuhr? Warum nie von Barcellona, Xativa, von Oczakow und Praga, von der Vendée, von Arezzo, Calabrien, Lübeck, Saragossa? — Warum rechnet man nur einer Partei an, was doch beide gethan haben, und was, auf's Billigste genommen, sich höchstens aufhebt? — Warum vergißt man in den Büchern, was das Volk noch nicht vergessen hat: das Schwedenlied und das Schwedenfest?

Jene, welche Tilly's edle Regung gegen die Empörer zu Prag so sorgfältig bergen, verschweigen oder verspotten auch, was der treue Khevenhiller, wie schon erwähnt, sagt: Tilly hätten über den Anblick des Schuttes von Magdeburg Thränen in den Augen gestanden — Thränen, die gewiß uneigennütziger waren, als die viel besungenen Friedrichs des Großen über dem Aschenhaufen von Küstrin.

(Nach J. v. Hormayrs Oesterr. Plutarch, B. 13, und dessen Hist. Taschenbuche, Jahrgang 1839.)

Albrecht Wenzel Eusebius Graf von Waldstein,

Herzog von Friedland, Mecklenburg, Sagan und Glogau, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, Herr der Lande Rostock und Stargard, kaiserlicher und königlich spanischer Generalissimus, General des Baltischen Meeres, Ritter des goldenen Vließes und K.K. Kämmerer.

Das Geschlecht der Waldsteine reicht in das dreizehnte Jahrhundert Böhmens zurück. Der Familienname wurde eben so germanisirt, wie jener der Sternberge u. A. Aus dem Waldstein ward im böhmischen Munde Walstein, aus diesem auswärts allmählig Wallenstein, unter welchem Namen der berühmte Friedländer meist jetzt noch aufgeführt ist. Der Herausgeber aber zieht es vor, den Herzog von Friedland mit seinem eigentlichen und historisch richtigen Namen Waldstein hier anzuführen. Das uralte böhmische Geschlecht der Waldsteine, Erben des Namens und Reichthums der alten Herren von Wartenberg, gab schon **1278** seinem Könige Ottokar **24** mannhafte Ritter, welche in der Schlacht bei Laa

wider Rudolph von Habsburg mitfochten. Sein Stammschloß liegt zwischen hohen Felsen, im tiefen Gehölze, zwischen Turnau und Groß-Skall, im Bunzlauer Kreise. Zur Zeit der hussitischen Unruhen spielte ein Hinko von Waldstein eine sehr bedeutende Rolle, und focht in der berühmten Schlacht bei Aussig mit.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein war der dritte Sohn Wilhelms von Waldstein, Herrn zu Hermanitz, und Margaretha's, einer gebornen Smiriczky von Smircz. Albrecht erblickte das Licht der Welt den 15. December 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanitz als Siebenmonatkind. In seiner zartesten Jugend gab sich schon sein herrischer und hochfahrender Sinn zu erkennen. Als ihn die Mutter einst in seinem siebenten Jahre körperlich bestrafte, bedauerte er laut, daß er kein Fürst sei, um solcher Strafe überhoben zu sein. Später, als er sich von dem einzigen Bedienten, den er hatte, auf vornehme Weise bedienen ließ, verwies ihm dieses sein Verwandter, Herr Adam von Waldstein, mit den Worten: „Ei, Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret," worauf der stolze Knabe antwortete: „Nun, ich hoffe es auch wohl noch zu werden." Seine Eltern verlor Albrecht schon frühe, denn die Mutter starb schon 1593, und der Vater folgte ihr den 24. Februar 1595 nach.

Nach des Vaters Tode nahm sein mütterlicher Oheim und, wie es scheint, auch Taufpathe, Herr Albrecht Slawata von Chlum und Koschumberg (Vatersbruder des vom Prager Fenstersturze 1618 bekannten Grafen Wilhelm Slawata,) ihn zu sich auf die Burg Koschumberg im Chrudimer Kreise. Auf dem Schlosse Koschumberg besuchte Albrecht die Schule der Brüdergemeine, da sein Vater und sein Oheim sich zum evangelischen Glauben bekannten. In seinem sechzehnten Jahre finden wir unsern Albrecht in dem Convictorium der Jesuiten zu Olmütz. Sein zweiter mütterlicher Oheim, Freiherr Johann Kawka von Riczan, Herr auf Brunow in Mähren, ein Freund und Gönner der Jesuiten, hatte ihn dorthin mitgenommen, um ihn in diesem adeligen Convicte unter der Leitung der Jesuiten Latein studiren zu lassen. Wie schnelle Fortschritte er auch im Verständnisse dieser Sprache machte, so nahm doch seine Lust an Studien immer mehr ab, und er schien ein müssiges, vielleicht mehr seinen Träumen zugewendetes Leben führen zu wollen. Indessen hatte der Jesuitenpater, Veit Pachta, Albrechts Geistesfähigkeiten erkannt

schloß sich mit väterlicher Innigkeit an den Jüngling, und erwarb sich für immer dessen Liebe und Vertrauen. Auf Pachta's Veranlassung geschah es auch, daß Waldstein zu Olmütz zur katholischen Kirche übertrat. Alle die Anecdoten, welche man sich von Waldsteins Studienzeit zu Goldberg und Altdorf erzählt, widerlegen sich nun von selbst; nie hat der Friedländer, weder auf der Fürstenschule, noch auf der Universität zu Altdorf studirt; auch jene Knabenstreiche, die er dort ausgeführt haben soll, die Geschichte mit dem Cantor Fechner, das Hundeloch im Altdorfer Carcer und dergleichen, sind Sagen, welche wahrscheinlich auf Namensverwechselung beruhen, da es in jener Zeit viele der jungen Waldsteine gab. Eben so unwahr ist die Erzählung von seinem angeblichen Pagendienste am Hofe zu Insbruck und Ambras, wo er einst am hohen Fenster eingeschlafen und herabgestürzt sein soll, ohne Schaden zu erleiden.

Nachdem Waldstein seine Studien im Convict zu Olmütz vollendet hatte, veranstaltete sein Gönner, Pater Pachta, daß er in Gesellschaft des jungen und reichen Edelmanns, Adam Leo Licek von Riesenburg, Herrn auf Pernstein in Mähren, eine Reise durch Europa unternahm*). Hier sah er zuerst beinahe ganz Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien; die Kriegsverfassung dieser Länder war es, was seine Aufmerksamkeit am meisten anzog. Zuletzt und am längsten verweilte er in Padua, wo seine Liebe zur Wissenschaft, insbesondere zur Mathematik und, im Geiste der Zeit, zur Astrologie erwachte. Die hohe Schule dieser alten Stadt stand damals in besonderem Rufe. Der vertriebene Neapolitaner Andreas Argoli lehrte unter großem Zulaufe der vornehmsten und hoffnungsvollsten Jünglinge die geistliche und weltliche Politik, Sternkunde und Sterndeuterei. Sein emsigster Schüler wurde Waldstein.

Nach Böhmen zurückgekehrt, verweilte Waldstein nur kurze Zeit im Hause seines Vetters, des Herrn Adam von Waldstein, damals kaiserlichen Oberstallmeisters, zuletzt Oberstburggrafen in Böhmen. Es drängte ihn nach Kriegsruhm und Abenteuern, und er nahm Kriegsdienste in dem Heere Kaiser Rudolphs in Ungarn und Siebenbürgen. Seine erste Waffenthat verrichtete er unter dem obersten Commando des

*) Als Hofmeister begleitete die beiden jungen Edelleute ein Freund des berühmten Keppler, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Astrolog.

tapferen und kriegswissenschaftlich gebildeten Generals aus der farnesischen Schule, Georg Basta, und wurde nach mehrjährigem Dienste, in welchem er sich während der Belagerung von Gran besonders auszeichnete (22jährig), zum Hauptmann über eine Compagnie Fußvolk ernannt.

Nach geschlossenem Frieden 1606 kehrte Waldstein zu seinen Verwandten nach Böhmen zurück. Von seinem Vater hatte er nur ein geringes Erbe erhalten. Um seine Umstände zu verbessern, bewarb er sich, auf den Rath des Erzbischofs von Prag, um die Hand einer schon ältlichen, aber reichen Witwe, Lucretia Nikessin von Landeck, Herrin von Wisetin, Luckow, Rymnitz und Milotitz. Der Erzbischof übernahm selbst das Geschäft des Brautwerbers, und die Vermählung ging bald vor sich. Doch schon 1614, nach kurzer Ehe, ward Waldstein Witwer, und es fielen ihm aus dem Nachlasse seiner Gemahlin ansehnliche und ausgedehnte Güter in Mähren, nebst bedeutenden Summen in baarem Gelde zu, welche in Kurzem noch durch 14 Güter vermehrt wurden, welche ihm aus der Erbschaft seines Oheims zufielen. Das Andenken seiner ersten Gemahlin ehrte er später noch dadurch, daß er im Jahre 1623 ihren Leichnam aus dem Dorfe Stipa in Mähren nach Gitschin bringen und in der fürstlichen Gruft beisetzen ließ.

An dem Bruderzwiste zwischen Kaiser Rudolph und dem Erzherzoge Matthias nahm Waldstein keinen Antheil, dennoch gewann er die Neigung des Letzteren. Noch mehr beeiferte sich Waldstein, die Gunst des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark (nachmaligen Kaisers Ferdinand II.) zu gewinnen, sobald diesem Prinzen der Weg zum Kaiserthum gebahnt war. Erzherzog Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahre 1617 Krieg mit der Republik Venedig; Waldstein warb auf eigene Kosten 200 Dragoner (2 Compagnieen) und führte sie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber seiner Truppen bestellt hatte. Hier fand er Gelegenheit, sich auszuzeichnen; die Festung Gradiska war seit einigen Monaten von den Venetianern eingeschlossen und litt solchen Mangel an Lebensbedürfnissen, daß ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht schnelle Hilfe erschien. Waldstein übernahm den Auftrag, einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, was er auch glücklich bewerkstelligte. Schon damals machte ihn seine Freigebigkeit zum Lieblinge der Soldaten; die kleine Schaar der 200 Dragoner

wuchs während des Krieges zu einem ganzen Regiment, das sich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor allen übrigen auszeichnete.

Nach Beendigung des Krieges entwarf er, auf Ferdinands Befehl, das Reglement für die schwarzen Reiter (Waldsteinisches Reiterrecht). Nach Wien zurückgekehrt, vermählte er sich zum zweiten Male mit Isabella Katharina Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiserlichen Geheimen Rathes und Kämmerers Karl von Harrach, deren ältere Schwester Katharina sich in Folge mit Albrechts Vetter, Maximilian von Waldstein, die jüngste, Maximiliane, mit seinem Freunde, dem Grafen Adam Terzky, verband. Sein Schwiegervater, der sein ganzes Leben in den Diensten und um die Person der Kaiser Rudolph und Matthias, der Erzherzoge Ernst, Maximilian und Ferdinands selbst, zugebracht, war durch seine Einfachheit und harmlose Freundlichkeit, durch seine vorsichtige Entfernung von allen Parteien, eine Perle des Hofes Ferdinand feierte diese Heirath dadurch, daß auf seine Empfehlung Waldstein vom Kaiser Matthias in den Grafenstand erhoben wurde.

Wenige Monate darauf prasselte das Feuer der Empörung und des Bürgerkrieges, das in Böhmen und Mähren lange unter der Asche geglimmt hatte, in hellen Flammen auf, — Ungarn war bewegt, die Türken rüsteten, eifriger noch der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, die Protestanten in Oesterreich versagten die Huldigung. Die gemeinen Gelder und manches alten Geschlechtes lang gesparte Schätze wurden willig aufgeboten, Völker anzuwerben für die Freiheit der Länder und des Glaubens.

Also hatten auch die Stände des Markgrafthums Mähren zu ungewissen, aber eben darum verdächtigen Zwecken, ein überzähliges Regiment Fußvolk anwerben lassen, und den Grafen von Waldstein erkoren sie zum Obersten darüber. Der Kaiser äußerte das Verlangen, dieses Regiment möchte die Truppen unter Bucquoi verstärken, die zur Unterwerfung Böhmens bestimmt waren. Die mährische Landschaft weigerte sich dessen hartnäckig, unter dem Regimente selbst wurden alle Künste der Verführung angewendet, und wirklich schlug es ein Theil desselben förmlich ab, sich anderwärts, als zur Vertheidigung Mährens gebrauchen zu lassen. Hierauf sammelte Waldstein die ihm getreu Gebliebenen unter seiner Leibfahne, bemächtigte sich der militairischen Dispositions-Casse der Stände, welche 96,000 Reichsthaler enthielt, und kam über

Znaim und Stockerau glücklich nach Wien. Zwar zogen die Rebellen seine Güter ein, er aber lachte dieser ohnmächtigen Maßregel, und wirklich entschädigte ihn Ferdinand alsogleich nach der Prager Schlacht reichlich aus den confiscirten Besitzungen böhmischer und mährischer Empörer.

Zu dieser Mannschaft warb Waldstein, abermals auf eigene Kosten, ein Regiment Wallonen, mit dem er im October **1619** zum kaiserlichen Heere des Grafen Bucquoi stieß. Dieser, Spinola's würdiger Zögling, hatte, von seinem wohlbefestigten Waffenplatze Budweis aus, die Rebellen und die Hauptstadt Prag selbst mehrmals in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, als er auf einmal vom Erzherzoge Leopold auf das Dringendste berufen wurde, Wien selbst zu Hilfe zu kommen. Es hatte nämlich Bethlen-Gabor, welcher Ferdinanden Freundschaft geheuchelt und Hilfe wider die Böhmen und die Pforte zugesichert, die Maske abgenommen, war in Oberungarn eingefallen, hatte schon Preßburg in Besitz, und ließ seinen Vortrab (am 2. November **1619**) bei Fischament die Donau übersetzen, als kaum den Tag vorher Ferdinand von seiner Krönung aus Frankfurt und von dem Abschlusse der einzigen Allianz mit dem baierschen Maximilian in München, wieder in seiner Burg zu Wien eingetroffen war. Zugleich folgte der Graf Matthias Thurn Bucquoi'n mit dem Rebellenheere auf dem Fuße nach und bot Bethlen seine Linke. Allein der Kaiserlichen tapfere Gegenwehr, Mangel an Lebensmitteln, welche man vorsichtig aus dem ganzen umliegenden flachen Lande in die feste Residenz zusammengehäuft hatte, endlich der Eilbote von der Niederlage Rakoczy's durch den Judex Curiä Hommanay, zwangen die in der Stärke von **80,000** Mann vereinigten Feinde, sich wieder zurückzuziehen. Bucquoi verfolgte die nach Mähren rückkehrenden Böhmen, Waldstein mit größerem Glücke die Haufen Gabors.

Im folgenden Jahre geschah bei dem vereinigten kaiserlich-baierschen Heere keine bedeutende Waffenthat, welche Waldstein nicht mitgefochten, und in der er sich nicht unter den Ersten ausgezeichnet hätte. Der Herzog Maximilian, (in der Folgezeit sein unversöhnlichster Feind) und Tilly, bis zur Leipziger Schlacht sein überwiegender Nebenbuhler, rühmten auf's Höchste die Tapferkeit des Obersten Waldstein in der Schlacht am weißen Berge vor Prag (am 8. November **1620**), die der Herrschaft des Pfalzgrafen in Böhmen mit einem Male ein so schnelles Ende machte, daß er das Mahl, an dem er mit seinen Freunden schwelgte, während vor den

Thoren gefochten wurde, daß er den Schatz, die Reichskrone und seine geheime Kanzlei im Stiche lassen mußte, deren unglückseliger Inhalt so viele traurige und blutige Folgen nach sich gezogen hat.

Waldstein stand in dieser Schlacht, in der der Sieg kaum eine Stunde lang unentschieden war, auf dem rechten Flügel, zwischen den Schwadronen Dampierre's und Löbels, und stellte mit Verdugo's Wallonen das Gefecht sogleich wieder her, als die Regimenter Breuner, Tieffenbach und Götze durch das ungestüme Anprallen der Anhaltischen Reiterei einen Augenblick in Unordnung gekommen waren. Schon damals entspann sich zwischen ihm und Tilly die späterhin so folgenreiche Abneigung. Tilly hatte nämlich, gegen den Rath des verwundeten Bucquoi und der kaiserlichen Obersten, das Heer auf Kanonenschußweite unter den Augen des Feindes in Schlachtordnung gestellt, und die Truppen zu diesem Ende durch ein von den feindlichen Höhen dominirtes Dorf und über eine schmale Brücke passiren lassen, so daß der Feind, wenn er die gehörige Entschlossenheit besessen und seine Reiterei nahe genug gehabt hätte, die kaiserlich ligistischen Völker ohnschwer in Unordnung hätte bringen können. Tilly kannte seinen Feind; dennoch wurde er um dieses vermeintlichen Fehlers willen von Waldstein und andern kaiserlichen Obersten in einer anonymen Schrift heftig angegriffen. Er antwortete in einer förmlichen Gegenschrift, männlich und kurz, und ließ selbe in deutscher und lateinischer Sprache dem gesammten Heere austheilen.

Nun blieb Waldstein mit seinem Regimente in Mähren und Ungarn zur Beobachtung Bethlen-Gabors, der ganz Ungarn von der polnischen und siebenbürgischen Grenze bis zur March und Raab blitzesschnell durchzog und immer da erschien, wo man ihn am wenigsten erwartete. Zum Generalmajor befördert, schlug er 6000 Ungarn und Mähren zurück, und übernahm das Commando, als der tapfere Bucquoi (am 10. Juli 1621) fast auf dieselbe Weise vor Neuhäusel das Leben verlor wie Dampierre (am 9. October 1620) bei dem verunglückten Ueberfalle von Preßburg.

Waldstein lebte nun einige Zeit in Ruhe, während Tilly von Siegen zu Siegen eilte, den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach (am 8. Mai 1622) bei Wimpfen, den Herzog Christian von Braunschweig (am 10. Juni 1622) bei Höchst am Main, und (am 6. August 1623)



Graf von Waldstein,

Herzog von Friedland

bei Stadtloo geschlagen, und alle Länder des geächteten Pfalzgrafen und böhmischen Winterkönigs Friedrich erobert hatte.

Dem Kaiser traten neue Feinde auf: — Chursachsen, der gesammte niedersächsische Kreis, des Lutherthums Wiege, und Christian IV., der Dänen ritterlicher König, — die Ligue verdoppelte ihre Vorstellungen am kaiserlichen Hofe um schleunigen Beistand. Bisher hatte Ferdinand II. mit seinen eigenen Unterthanen und in seinen Erbstaaten genug zu schaffen gehabt, und es war ihm daher unmöglich gewesen, die Sache der Katholischen auch auswärts mit einem Kriegsheere zu unterstützen, dessen Ergänzung und Unterhalt den erschöpften Staatsressourcen nur um so viel schwerer gefallen sein würde, je weiter der Siegeslauf dasselbe von Oestreichs Grenzen entfernt hätte. Nun aber waren die Erblande beruhigt, doch konnten sie es nur in so lange bleiben, als die Macht auswärtiger Feinde fortan von ihnen abgehalten wurde, — wirklich drohten die Vereinigten Niederlande, der Schwiegervater des Winterkönigs, König Jakob von Großbritannien, und sogar der allerchristlichste König, die Sache der unterliegenden Protestanten zu der ihrigen zu machen. Von der andern Seite hatte die vorherrschende Macht Baierns bei der Ligue bei dem Kaiser manchmal nicht ohne guten Grund stille Besorgnisse erweckt. Was die Ligue und ihre Truppen auch immer in Deutschland verübten, kam auf Ferdinands Rechnung; doch gleichwohl bequemte sie sich nur selten dazu, seine Absichten in gehörigem Maße zu unterstützen und das Wachsthum seiner Hausmacht in dem Grade zu befördern, als es sein Ministerium zu seiner Sicherheit und zum Unterpfande für künftige Unglücksfälle für nöthig hielt. Ferdinand erntete also allen Haß, den die fremde Macht der Ligue auf sich zog, aber nicht die Früchte der von ihr erkämpften Vortheile.

Entschieden gebot es demnach das reichsoberhauptliche Ansehen sowohl, als das österreichische Hausinteresse, eine eigene, unabhängige Macht auf dem Kriegsschauplatze zu haben, — aber eben so entschieden waren auch die Schwierigkeiten, ein solches Heer mit der erforderlichen Schnelligkeit aufzubringen. Der Unterthan war erschöpft, die herrlichen Länder großen Theils verwüstet, die landesfürstlichen Kassen leer, die Steuern und Gefälle verpfändet, die Gesinnungen höchst zweideutig. Schon verzweifelte man in Wien an der Ausführung, und — ein einziger Mann brachte sie binnen sechzehn Wochen zu Stande, ohne daß Ein Gutsbesitzer seinen Pflug ver-

ließ, ohne daß des Unterhaltes ungeheuere Lasten auf die Erbstaaten gedrückt hatten.

Waldstein trat nämlich vor den Thron und erbot sich, unter diesen unerwarteten Bedingungen in wenig Monaten ein Heer von 50,000 bis 60,000 Mann zum Dienste Oesterreichs bereit zu halten. Ferdinand, erstaunt, aber nicht ungläubig, beruft seinen Rath. Einige, auf der breiten Heerstraße der Gewohnheit, pflichtmäßiger Angst und zeitgewinnender Zweifel ergraut, lachten des Wahnsinnigen, — Andere, den Außerordentlichen mehr fürchtend als des Kaisers Feinde, thaten Alles, ihm den steilen Weg zur Größe, Gunst und Macht zu verhauen, — Andere bekannten, es lohne doch auf jeden Fall des Versuches, und was der Braunschweiger und Mansfelder gekonnt, werde auch für einen wackern kaiserlichen Kriegsmann nicht unmöglich sein. Zum Mindesten wolle man ihm vergönnen, mit 12,000 Mann einen Versuch zu machen. Waldstein, erbos't über diesen Anschlag, der aus einer Perrücke, aber aus keinem Kopfe kam, erwiderte: „Das könne und werde er nicht; 12,000 Mann könnten sich nirgends Respect und festes Standquartier verschaffen, aber daß es 50,000 thun würden, wolle er verbürgen. Der Krieg müsse den Krieg ernähren."

Hanns Ulrich Fürst von Eggenberg, des Kaisers Liebling und vom friaulschen Kriege her Waldsteins Busenfreund, entschied. Waldstein erhielt offenen Brief und Vollmacht; einige Kreise Böhmens wurden ihm zu Muster- und Sammelplätzen angewiesen und die Erlaubniß ertheilt, alle Obersten und Offiziere selbst einzusetzen. In kurzer Zeit hatte er über 25,000 Mann zusammen; unverzüglich zog er mit ihnen durch die Oberpfalz nach Franken und Schwaben, stellte dort neue Werbungen an, und sehr bald war das Wort gelös't, welches er dem Kaiser gegeben hatte. Nichts, als Ferdinands Name, war diesem Unternehmen vorausgegangen, Waldsteins und seiner Freunde Geld, sein Ruhm, die Hoffnung auf ungewöhnliches Emporkommen und reichliche Beute zwangen Alles, was ehr- und habsüchtig, was für flottes Leben, ewige Veränderung und schnelle Befriedigung der Lüste durch Gewalt stimmte, in die Bahn dieses neuaufgehenden Gestirnes. Wies der Mann Verdienste oder Wunden auf, so fragte Waldstein weder, was er glaube, noch wer seine Großeltern waren? Seine Reiter haben ein Mährlein darauf gedichtet, daß in Waldsteins Heere „Jeder seines Glückes eigener Schmied sei." — Regierende Fürsten errichteten Regimenter zu seinem Dienste, und mehr als ein

Mal sah man unter Waldstein Brüder gegen Brüder, und (obschon in einem Religionskriege, in dem er die Sache der Katholischen verfocht) Protestanten gegen Protestanten fechten.

Wie er mit der Armee, die er dem Kaiser gegeben, nach Niedersachsen aufbrach, erhob ihn dieser zum Herzog von Friedland (1624), nachdem er ihm ein Jahr früher schon den Fürstentitel verliehen hatte. Zugleich erhielt er in den Schreiben, die der Hof an ihn erließ, die Titulatur „Oheim", für welche Auszeichnung Ferdinand II. ihm einen besondern Gnadenbrief ausstellte. Im Volke hieß er von da an stets „der Friedländer."

Seine Befehle lauteten dahin, seine Truppen mit dem ligistischen Heere unter Tilly zu vereinigen, und alsdann dem König von Dänemark eine entscheidende Schlacht zu liefern. Waldsteins Eifersucht auf Tilly's Ruhm erlaubte ihm aber die Befolgung dieses Auftrages nicht. „Er habe nicht jene Mittel der Subsistenz, welche Tilly zu Gebote ständen, er müsse sein Heer selbst ernähren, und also Länder suchen, die von der Wuth des Krieges weniger gelitten hätten," war seine ganze Antwort. Er besetzte das Halberstädtische und Magdeburgische, und warf an der Elbe bei Dessau einen wohlverschanzten Brückenkopf auf. Altringer, einst Lakai, dann Privatsecretair, nun Generalmajor und Oberkriegscommissair des Herzogs von Friedland, führte den Oberbefehl darin. Der dänische König stand daher zwischen Tilly und Waldstein in einer höchst bedenklichen Lage. Der berüchtigte Graf Peter Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig sollten ihm nun, es koste was es wolle, eine Diversion machen, und vor Allem Waldstein anderwärts beschäftigen. Der Abenteurer Mansfeld wagte dies wirklich, suchte sich einen Uebergang über die Elbe zu erzwingen, und belagerte Altringern in der Dessauer Brückenschanze.

Waldstein kam nun wirklich mit seiner ganzen Macht herbei, und schlug (am 18. April 1626) Mansfelden mit Verlust von 3000 Todten, 2000 Gefangenen, worunter seine vornehmsten Offiziere, mehrerer Kanonen und gegen 40 Fahnen, in eine unordentliche Flucht. Nun zog sich Mansfeld schrägwärts in's Brandenburgische zurück und ließ die Seinen zu Athem kommen. Bald zog er dänische Truppen aus Holstein und schottisches Volk über Hamburg an sich, in Allem gegen 9000 Mann. Stärker als zuvor, brach er plötzlich, und in aller Stille, über Schlesien nach Ungarn auf, um, mit dem ganz neuerdings friedbrüchigen Bethlen-Gabor vereinigt

den von den Kaiserlichen und Ligisten an der Ems, Weser und Elbe geführten Krieg in das Herz der Erbstaaten zu tragen. Waldstein, der Mansfelds Zug erst wahrnahm, als dieser schon mehrere Märsche voraus hatte, eilte ihm nach; aber selbst die beharrliche Weigerung Breslau's hielt den Mansfelder nicht lange genug auf; er entkam nach Oberungarn. Der Herzog von Friedland, das Geschick verfluchend, das ihm nicht vergönnte, Tilly den Siegeslorbeer über den König von Dänemark zu entreißen, oder doch, nach Löwenart, mit ihm zu theilen, war eine Zeit lang unschlüssig, wohin er seine ganze Macht wenden sollte. Durch vieles Bitten erhielt endlich sein Freund, der Staatsminister und Oberhofmeister Graf Maximilian von Trautmannsdorf, daß Waldstein seine Macht theilte, mit **30,000** Mann über Mähren gegen Wien und Preßburg eilte, sieben Regimenter aber dem geschmolzenen Heere Tilly's zurückließ. Wirklich erhielt dieser (am **27.** August **1626**) bei Lutter am Barrenberge einen Sieg über Christian, der der Bedeutenheit dieses Feindes für immer ein Ende machte.

Bethlen-Gabor, als er gewahrte, daß Mansfeld ihm zugleich ein feindliches Heer und einen Feldherrn, dergleichen er noch nicht vor sich gehabt, auf den Hals gezogen, die vorgespiegelten Bündnisse mit Frankreich, England und Holland nur schöne Täuschungen, in den nächst angrenzenden Erbstaaten der Wunsch nach Ruhe der entschiedenste sei, zog sich auf seine Weise durch einen schnellen Waffenstillstand aus der Schlinge. Mansfelden gab er den zärtlichen Rath, bei jenen Alliirten und zuvörderst bei Venedig und Savoyen Geld zu erhalten, ohne welches Nichts ausgerichtet werden könnte. Der Graf, über dieses Betragen erzürnt, aber die Unmöglichkeit erkennend, hier noch Wichtiges für den gemeinsamen Zweck zu wirken, verkaufte gleichwohl Geschütz und Heergeräthe, und eilte mit wenigen Getreuen durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Ohnweit der Hauptstadt Dalmatiens, Zara, starb er aufrechtstehend und freudigen Muthes in den Armen seiner Freunde. Wenige Wochen vor und nach ihm starben seine beiden Waffengenossen, Herzog Christian von Braunschweig und Herzog Johann Ernst von Weimar. Zugleich hatte Waldstein Novigrad entsetzt, welches der von Bethlen herbeigerufene Bassa von Ofen ängstigte; er ging sodann auf das feste Waizen los und nahm es.

Waldstein kehrte nun nach Niedersachsen zurück und ergoß sich wie ein reißender Strom über Brandenburg, über des geschlagenen Dänenkönigs

deutsche Lande, Holstein und Schleswig, und über das mit ihm verbündete Mecklenburg, — erschien als furchtbarer Dictator vor Berlin und zwang den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maximilian von Baiern als Kurfürsten anzuerkennen. Fest entschlossen, sich selbst das schönste Blatt aus der Besiegung Dänemarks zuzueignen, bewog er Tilly, theils durch Ueberredungskünste, theils durch kaiserliche Befehle, die er am Hofe zu bewirken wußte, zur Beobachtung der Holländer aufzubrechen, die doch, weder früher noch später, jemals einen ernstlichen Schritt thaten, Dänemark, oder späterhin Schweden und Frankreich zu unterstützen. Der Herzog von Friedland eroberte demnach alle deutschen Lande Dänemarks, verjagte seine Bundesgenossen, die beiden geächteten Herzöge von Mecklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht; nur das einzige Glückstadt hielt sich noch. Das eroberte Mecklenburg erhielt Waldstein zum Unterpfande für die geleisteten großen Geldvorschüsse. Seine früher schon bekannt gemachte Erhebung zum Herzoge von Friedland wurde dadurch vervollständigt, daß er (am 8. Januar 1628) in den Reichsfürstenstand erhoben und das schlesische Herzogthum Sagan ihm zu Lehen verliehen wurde. Zugleich ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generalissimus zu Lande und zur See.

Begierig, diesen Titel auch durch die That sein zu machen, ließ Waldstein sogleich auf eigene Kosten acht Linienschiffe bauen; aber bevor noch dieser Bau geendigt war, rückte er schon vor Stralsund, die sechste hanseatische Bundesstadt, forderte sie auf, kaiserliche Besatzung einzunehmen, und als die Bürgerschaft es standhaft verweigerte, begann die förmliche Belagerung. Je wichtiger diese Eroberung für die kaiserlichen Waffen, — (da wohl nichts besser, als ein trefflich befestigter Seeplatz am Baltischen Meere gegen jede schwedische Landung bürgte, vielmehr die so leichte Ueberfahrt nach den schwedischen und dänischen Küsten für Offensivmaßregeln einen gewaltigen Vorsprung gab), desto entschiedener forderte es das sonst divergirende Interesse Christians und Gustav Adolphs, Stralsund mit aller Anstrengung zu schützen. Vergeblich verschwendet der Herzog glänzende Verheißungen und schlau gewählte Bedingnisse einer Uebereinkunft, die Bürgerschaft ist taub dagegen; — vergebens betritt er den lichtscheuen Pfad der Bestechung, sein Anschlag kommt an den Tag und ist den Stralsundern ein neuer Beweis seiner Ohnmacht; — vergebens schont er nicht Ströme Blutes seiner leicht ersetzten Krieger, die in täglich wiederholten und alle Male

abgeschlagenen Stürmen dahin flossen; die Stadt zeigt sich würdig eines solchen Feindes und ist von dem Geiste durchdrungen, der an den Thermopylen, bei Marathon und Salamis das Unmögliche gethan. Die übrigen Hansestädte wagten es nun sogar, dem Gefürchteten die versprochenen Schiffe zu verweigern; die herbeigeführten polnischen Schiffe werden von den Dänen in den Grund gebohrt, und ungehindert läuft erst eine dänische, dann auch eine schwedische Escadre in den Hafen ein. Der Herzog, zum ersten Male, trotz seiner wüthenden Kraftäußerungen, in die ehernen Banden des Schicksals geschlagen, benutzte ein wiederholtes kaiserliches Rescript: „Die Stadt bei ihren Freiheiten und gutem Herkommen ungekränkt zu belassen, und dem die Belagerung commandirenden Feldmarschall Johann Georg von Arnheim den Abzug zu befehlen."

Vor Glückstadt hatte Waldstein dasselbe Schicksal; eben so mußten seine Truppen von Magdeburg abziehen. Rasend hierüber, führte er sein Heer zum zweiten Male vor Stralsund und schwur prahlerisch: „Die Stadt müßte sein werden, und wäre sie mit Ketten an den Himmel befestigt." Der Erfolg war darum auch dies Mal nicht glücklicher. Dem Tractat von Kopenhagen gemäß wurden eiligst frische schwedische Truppen nach Stralsund geworfen, die Dänen landeten in Pommern, ihre Garnison in Glückstadt hielt ein ansehnliches friedländisches Corps durch unaufhörliche Ausfälle in Athem. Der Herzog zog zum zweiten Male von Stralsund ab; er eroberte Rostock und schlug die gelandeten Dänen bei Wolgast dermaßen, daß ihnen kaum ein Rückzug nach ihren Schiffen übrig blieb.

Das folgende Jahr 1629 bezeichnete zuerst der am 12. Mai zu Lübeck zwischen dem Kaiser und der Ligue, dann dem Könige von Dänemark abgeschlossene Friede. Waldstein selbst, welcher Dänemark als Herzog von Mecklenburg, und somit als Nachbar, mit ganz anderen Augen zu betrachten anfing, als er vorher als kaiserlicher Feldherr gethan, beförderte das Friedenswerk am eifrigsten, sobald es entschieden war, daß der dänische König die Herzöge von Mecklenburg, die er allein in diesen Krieg verwickelt hatte, im Stiche ließ. Um aber dieses Friedens ungeachtet fortwährend der Unentbehrliche, Allmächtige zu bleiben, legte Waldstein den nächsten Keim zum neuen Kriege mit Schweden, indem er die schwedischen Gesandten vom Lübecker Congresse schimpflich wegwies und der eifrigste Beförderer des Auxiliarkrieges in Polen wurde, wohin er den Kai-

ser bewog, seinen Vertrauten Arnheim mit 12,000 Mann wider Gustav Adolph zur Hilfe Königs Sigismund zu senden.

Diese arglistige Vorbereitung einer künftigen, zur Erhaltung des bisher Errungenen und zu neuer Größe mit Riesenschritten hinaufführenden Laufbahn gründete sich großentheils auf des Herzogs von Friedland eigenes Bewußtsein jener schrecklichen Gewaltthaten, Erpressungen und Unterdrückungen, welche durch seine Schaaren verübt wurden. In katholischen Landen wurde sie durch die Nothwendigkeit beschönigt, das Heer auch gut zu unterhalten, das für den Glauben und die katholischen Stände focht. — In protestantischen Landen war dieses schreiende Benehmen nach Waldsteins Aeußerung vollends nichts anders, als Kriegsmanier. Während eines siebenjährigen Commando's hatte der Herzog selbst 600 Millionen Thaler an Brandschatzungen aus dem nördlichen Deutschland gesammelt. Die Requisitionen und die Nachahmungen seines Beispiels von den hierin allemal gelehrigen Subalternen, sind hierunter noch keineswegs begriffen. Daher fiel auch aller Unterschied zwischen Freund und Feind hinweg; der Eifer der Katholiken verwandelte sich nothwendig in Haß, und das Klaggeschrei über den Herzog war am kaiserlichen Throne allgemein. Waldstein, dessen Armee von Monat zu Monat um so größeren Zulauf aus Freundes und Feindes Lande hatte, je reichlicher die Verpflegung, je größer (den einzigen Punkt der Subordination ausgenommen), die Freiheit des Soldaten im Quartier, im Lager und auf dem Marsche war, spottete dieser Beschwerden, weil er seinen Kaiser selbst nicht mehr fürchtete. Die größte Last fiel allemal auf das Land Dessen, der die letzte oder dringendste Klage geführt. Je entschiedener der Unwille des ganzen Reichs gegen die Thathandlungen war, welche Waldstein im Namen kaiserlicher Majestät verübte, desto nothwendiger, hatte er berechnet, müßte dem Kaiser der Einzige bleiben, der im Stande wäre, den allgemeinen Haß und übeln Willen unschädlich zu machen; allein diese Rechnung zeigte sich — gegen alle Erwartung — durch den Erfolg getäuscht.

Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) arbeitete der Kurfürst von Baiern, so viele deutsche Fürsten beider Religionen, Frankreich, und durch heimliche Emissarien auch der Schwedenkönig Gustav Adolph, jeder in sehr verschiedenen Rücksichten, daran, den Kaiser seines furchtbaren Feldherrn, und des größten und besten Theiles seiner Armee zu berauben: Gustav Adolph, weil er nächstens Rettung und Rache seinen Glaubensge-

nessen über die See hinüber nach Deutschland zu tragen gedachte, wo er auch wirklich wenige Monate nach diesem Kurfürstentage (am **24**. Juni **1630**) auf der Insel Rügen landete; Frankreich, um, mit Schweden vereinigt, in jenen Planen desto geringere Hindernisse zu finden, welche Richelieu wider beide Linien des Hauses Oesterreich längst entworfen hatte; die deutschen Fürsten, aus wirklichem Unvermögen, Waldsteins Erpressungen länger zu ertragen; Baiern, weil der stolze Kurfürst Maximilian es nimmermehr verschmerzen konnte, durch Waldstein im Rathe und Felde entbehrlich geworden zu sein. Wirklich hatte er sich, um seiner schwer gereizten persönlichen Empfindlichkeit Genüge zu leisten, auf französische Seite geschlagen und den Wunsch dieser Krone eifrigst unterstützt, dem Herzoge Carl von Nevers, des spanischen und österreichischen Widerstandes ungeachtet, das Herzogthum Mantua zu verschaffen.

Um diesen schwierigen Zweck zu erreichen, schwieg man zuerst von Waldstein ganz still, und bestand nur darauf, ein Theil des kaiserlichen Heeres sollte nun, nach wiederhergestelltem Frieden, zur Erleichterung der Provinzen abgedankt werden. Ferdinand II., dessen allzuredliches Herz von der Schilderung des allgemeinen Elends tief bewegt war, entließ wirklich **18,000** Mann seiner trefflichen Reiterei. Nun erst begann das Geschrei über Waldsteins tyrannische Willkür mit einer Heftigkeit und Einstimmigkeit, die man seit der Reformation an den Reichsständen selten gewohnt war. Ferdinand wurde dadurch nur noch mehr von der Wichtigkeit des Dieners überzeugt, dessen man ihn berauben wollte. Waldstein kam selbst nach Regensburg, entlarvte die wahren Absichten des Kurfürsten von Baiern; aber die ungeheuere Pracht, mit der er erschien, eine Pracht, welche jene seines eigenen Kaisers, der Kur- und angesehensten Fürsten Deutschlands und der Botschafter der ersten Kronen Europa's verdunkelte, gab jenen Klagen doppeltes, anschauliches Gewicht.

Richelieu umspann nun Ferdinanden mit den hinterlistigsten Intriguen; des Kaisers Lieblingswunsch sollte ihn dem sehnlichst gewünschten Zwecke näher bringen. Dieser war die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König. Pater Joseph, ein Kapuziner, eben so arglistig als redlich und flach im Gesicht, war von Richelieu dem französischen Minister Brulard zur Seite gegeben, um sich desto unverdächtiger dem frommen Kaiser nähern zu können. Wirklich verließ der Pater Ferdinanden während seines Aufenthaltes so selten als möglich, und besiegte endlich die

eigene bessere Ueberzeugung desselben durch die unaufhörliche Vorstellung: so wie Ferdinand durch freundschaftliche Nachgiebigkeit in der mantuanischen Sache die Krone Frankreichs versöhnt, und von ihr das so wichtige Versprechen erhalten habe, seinen Feinden weder mittel- noch unmittelbar Beistand zu leisten, so werde er auch die durch Waldstein von ihm so sehr entfernten Gemüther der Kurfürsten, durch die Entfernung eben dieses Waldstein ganz sicher wieder gewinnen, und ihre Stimmen zur römischen Königswahl des Prinzen Ferdinand ohnfehlbar erhalten. Waldstein sei dem Kaiser zu sehr mit Dank verpflichtet, um durch diese nothwendig dringende, ohnehin nur augenblickliche Entfernung des Dienstes überdrüssig zu werden, der für ihn eine unversiegbare Quelle von Ruhm und Nutzen gewesen sei. Habe sich nur einmal dieser Sturm gelegt, so werde sich Waldstein zeitig genug wiederfinden, um seine Oberbefehlshaberstelle zum zweiten Male anzutreten.

Wirklich gab der Kaiser nach, und Waldsteins Absetzung wurde beschlossen, während ein siegreicher König im Begriffe stand, wider Oesterreich loszubrechen. Eben jener Pater Joseph arbeitete, nachdem der Wunsch seines Meisters erfüllt war, am eifrigsten daran, die römische Königswahl zu hintertreiben, die dann auch wirklich nicht zu Stande kam. Jenem Vertrage zuwider, hatte Richelieu zugleich Gustav Adolphen unaufhörlich zum Kriege angefeuert und ihm die Allianz Frankreichs aufgedrungen. Alsbald berief er den Pater Joseph zurück, und ließ ihn zur Strafe, weil er angeblich seine Vollmachten überschritten, nach seinem Kloster zurückkehren.

Der Streit wegen Mantua war nachgegeben, die kostbaren Opfer zur Besänftigung Baierns durch die pfälzischen Lande umsonst, — vielmehr der Zorn fremder Mächte dadurch aufgereizt, die römische Königswahl vereitelt, der beste Theil des Heeres und der Mann, der allein mehr galt als ein ganzes Heer, entlassen, und zum desto gefährlicheren heimlichen Feinde gemacht. Mit so wenig Nutzen, mit noch weniger Ruhm verließ Ferdinand Regensburg. Unmuthig sagte er zum Fürsten von Eggenberg: „Ein schlechter Kapuziner hat Uns durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben."

Das schwierige Geschäft, den Herzog von Friedland zur freiwilligen Niederlegung seines Generalats zu bewegen (so wollte Ferdinand die Sache behandelt wissen) und ihn der ununterbrochenen kaiserlichen Gnade zu

versichern, erhielten seine besten Freunde, der Hofkanzler Freiherr von Werdenberg und der Hofkriegsrath von Questenberg.

Waldstein, welcher zeitig genug Kunde davon erhielt, daß die katholischen Reichsstände sowohl als die protestantischen angelegentlichst in den Kaiser drangen, ihn vom Oberbefehl abzurufen, empfing sie zu Memmingen, wo er eben sein Hauptquartier hatte, mit stolzer Kälte, und begann damit, daß er von ihrem Auftrage längst unterrichtet sei und sich des Kaisers Anordnungen willig füge. „Er sehe wohl," fuhr er fort, „der Kaiser sei verrathen, und des Baiern-Herzogs hochfahrender Geist beherrsche ihn unumschränkt. Er bedauere das, aber er verzeihe es, obschon es ihn schmerze, nach so geringem Widerstande sogleich aufgeopfert worden zu sein." Zugleich übergab er ihnen eine weitläufige Vertheidigungsschrift seines ganzen bisherigen Benehmens.

So leicht hatten sich die Abgeordneten ihr Geschäft nicht geträumt, — allein ihr Verdienst war eben nicht das größte dabei. So sehr sich Waldstein, seit er Herzog von Mecklenburg geworden war, verändert, und in Entwürfe einer selbstständigen Macht verloren hatte, so ungewiß machte die bevorstehende schwedische Landung den Besitz jenes Grundsteines seiner künftigen Größe, — all' sein ererbter und erworbener Reichthum war in den österreichischen Erbstaaten, und somit in des Kaisers Hand, sein Anschlag noch nicht reif, die Mittel noch nicht bereit. Battista Seni (auch Zeno), sein Astrolog, mit dem er in düstrer Nacht die Gestirne bei ihren geheimsten Einwirkungen in die Gegenwart und Zukunft ausgespürt haben wollte, hatte ihm triumphirend geweissagt, seine Laufbahn sei noch bei Weitem nicht geendet, und die Zukunft öffne ihm ein noch glänzenderes Feld; aber auch ohne alle überirdischen Verheißungen konnte selbst ein gewöhnlicher Geist voraussehen, daß ein Feind, dergleichen der Schwedenkönig war, dem Herzoge nur gar zu bald unwillkürliche Genugthuung verschaffen werde. Diese Gründe mögen es gewesen sein, die Waldstein zu dem so unerwarteten Gehorsam bestimmten.

Sein Privatleben begann zu Prag mit einer Pracht, welche die empfindlichste Verspottung seiner vermeinten Erniedrigung war. Hundert Häuser mußten weggerissen werden, um vor den sechs Thoren seines Palastes geräumige Plätze zu bilden. Seine Vorzimmer füllten eigene Garden und eine eben so zahlreiche als prächtige und übermüthige Dienerschaft, sechzig Pagen und zwanzig Kammerherren vom Adel harrten unterwürfig

des gebieterischen Winkes seiner finstern Augenbrauen. Manche hatten den kaiserlichen Kammerherrnschlüssel zurückgegeben, um in dieselben Dienste bei Waldstein zu treten. Zwölf Patrouillen hielten bei Tag und Nacht jeden Lärm entfernt, die Gassen wurden mit Ketten gesperrt, um das Gerassel der Wagen abzuhalten. Seine weitläufigen Besitzungen besuchte er von Zeit zu Zeit mit einem Gefolge von 200 Wagen.

Der Herzog, welcher in dem Feldlager meist einfach und prunklos gelebt, wollte jetzt, wo seine Feinde und Neider ihn zu erniedrigen dachten, durch die königliche Pracht eines glänzenden Hoflagers zeigen, wie wenig ihn das Vorgefallene kränke. Der Hofstaat des Herzogs bestand im Jahre 1631 aus einem Oberhofmeister (Graf Paul zu Lichtenstein), aus einem Obrist-Kämmerer (Graf Harrach), einem Obrist-Stallmeister (Graf Hardegg), dem Vice-Stallmeister (von Breuern) und dem geheimen Rathe Oels nebst vierundzwanzig Kammerherren, die alle wahrhaft glänzend bezahlt und ausgestattet waren. Sechzig Edelknaben, für deren Ausbildung zum Staats- und Kriegsdienste gesorgt wurde, hatten abwechselnd den Dienst bei der Tafel. Der herzoglichen Silberkammer stand ein Obrist-Silberkämmerer (Ladislaus Litzek) vor, unter dessen Befehl eine große Anzahl Truchsessen, Silberdiener, Silberwäscher und Tafeldecker gestellt waren. Schon 1633 zählte der gesammte Hofstaat, welcher sich bei dem Herzoge befand, 899 Personen und 1072 Pferde.

Die Herzogin führte jetzt ebenfalls einen glänzenden Hofstaat, welcher aus einem Oberhofmeister, mehreren Kammerherren und Edelknaben, einer Oberhofmeisterin mit fünf Edelfräulein rc. bestand. Ihre Garderobe und Wohnzimmer ließ der Herzog auf's Prachtvollste ausstatten. — Der Herzog selbst hingegen hielt sich, nach dem Berichte des gleichzeitigen Dr. Schupp, nicht prächtig in der Kleidung. Die mehrsten seiner Kleider waren aschenfarbene, leberfarbene, nägelbraune, das Zeug dazu Rasch, Boy, spanisches Tuch, Barribon; er trug Wämser von Leinwand, ein Lederkoller mit Aermeln von Canevas, rothe Beinkleider, einen Mantel von Scharlach und weiße gewichs'te corduanische Stiefeln, welche er sich wegen des Podagra's mit Pelz füttern ließ.

Indessen war Gustav Adolph wirklich gelandet und hatte Stettin erobert, Pommern und Brandenburg überschwemmt und Tilly, — den Ueberwinder der Böhmen, der oberennsischen Rebellen, Mansfelds, des Markgrafen von Baden, des Herzogs von Braunschweig und des Königs von

Dänemark — (1631 am 14. September) auf dem **breiten Felde** bei Leipzig geschlagen. So groß zuvor die Sicherheit, desto besinnungsloser nun der Schrecken, zumal sich Gustav nach erfochtenem Siege sogleich gegen Franken und Baiern ergossen, und seinem neuen Bundesverwandten, dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, die leichte Eroberung des von Truppen entblößten Schlesien und Böhmen aufgetragen hatte. Wirklich erfolgte die Räumung der von dem kaiserlichen General Tieffenbach besetzten Lausitz; der größere Theil Schlesiens wurde besetzt und Prag selbst bedroht.

Unmittelbar nach der Leipziger Schlacht hatte **Waldstein** durch den alten Unruhstifter, Grafen Matthias von Thurn, die Freundschaft **Gustav Adolphs**, und mit ihr die Befriedigung seines glühenden Durstes nach Rache gesucht. Sein Vertrauter, Seschin (oder Raschin von Riesenburg), bat den König auf das Inständigste, nur ein Corps von 15,000 Mann nach Böhmen zu senden. **Waldstein** werde gleich im ersten Augenblicke eben so viele dazu stoßen lassen; damit sollten Böhmen und dessen Nebenreiche erobert, der Kaiser in Wien belagert, und ihm durch Bethlen-Gabors neu angefrischten Unternehmungsgeist eben so gewiß auch Ungarn entrissen werden. Dagegen solle Gustav Adolph ihm den Titel eines Herzogs von Mecklenburg auf Lebenszeit geben, und seine Besitzungen in Böhmen und Mähren zu einem souverainen Fürstenthum erheben lassen. Zu jener Mannschaft sollten nur noch einige sächsische Regimenter stoßen, damit es sich der Kurfürst ja bei keiner Wendung des Glücks beikommen lasse, mit dem Kaiser einen besonderen Frieden zu schließen. Auch sollte **Waldstein** alles Das verbleiben, was er außer Böhmen noch Weiteres erobern würde.

Gustav Adolph (theils an der Aufrichtigkeit dieser Anerbietungen, theils an der Möglichkeit zweifelnd, daß **Waldstein** seine ausschweifenden Verheißungen werde halten können), beschränkte sich auf allgemeine Zusicherungen schwedischen Beistandes wider alle seine Feinde, und bediente sich in seiner äußerst verbindlichen Antwort des Ausdruckes, daß er, — in so fern es von ihm abhinge, gern eine Königskrone auf dieses Haupt setzen würde, welches ihrer so sehr würdig sei.

Der für Gustav glückliche Ausschlag jener Schlacht entglühte **Waldsteins** kühne Hoffnungen um so heftiger, — aber selbst seine zweite Nachfrage bei Gustav hatte nur die Folge, daß er mit seinen Anträgen ganz an den Kurfürsten von Sachsen verwiesen wurde. Von diesem Augenblicke an haßte **Waldstein** Gustaven so sehr, daß er ihm Rache schwur. Man

hat Waldstein vorgeworfen, daß er die Sachsen in das von allen Vertheidigungsmitteln entblößte Prag geladen habe; allein es ist nie genau erwiesen worden.

Befehlshaber Prags war der Malthesee-Commenthur Marradas. In dieser äußersten Verlegenheit wendete er sich, dem Befehle des Hofes gemäß, an den Herzog von Friedland. Hätte dieser zu der wenigen Mannschaft nur Ein Wort der Ermunterung gesprochen, Prag wäre nicht verloren gegangen; allein der Herzog verließ es mit seinem ganzen Hofstaate und rieth Marradas ernstlich, dasselbe zu thun. Wenige Meilen von Prag, auf dem Schlosse Kaunitz, besprach er sich mit Arnheim, seiner Kreatur, nun Anführer des sächsischen Heeres. Dieser, ein eben so großer Schwedenfeind, rieth Waldstein, vielmehr wieder den Oberbefehl der kaiserlichen Armee zu suchen, der ihm jede Art der Rache zu Gebote stellen würde. — Waldstein, augenblicklich entschlossen, harrte zu Znaim, wohin er sich begeben, ungeduldig, aber mit desto süßerer Befriedigung, der inständigen Bitte seines Herrn, die ihm Fürst Eggenberg vortrug, und die er sich endlich auch, nach langem verstellten Weigern und bittern Vorwürfen gefallen ließ, die ihn dem Scheine nach berechtigten, die ausschweifendsten Bedingungen zu verlangen.

Schlau willigte er Anfangs nur darein, ein Heer auf die Beine zu bringen, mit dem Commando selbst möchte man ihn ein für alle Mal verschonen. Als er nun im März 1632 schon gegen 50,000 Mann gesammelt und dem ungläubigen Gustav den Ausruf: „Das kann nur Oesterreich und Waldstein!" abgezwungen, als Jedermann überzeugt war, diese seine Schöpfung sei, ohne ihren Schöpfer, nur ein ungeheuerer Rumpf ohne Haupt, ein Leichnam ohne Leben, — da erst gab er seine Bedingung kund: „Mit ungemessener Vollmacht, ein König in seinem Heere, solle er seinem königlichen Gegner gegenüber stehen, der Kaiser selbst nichts bei dieser Armee zu schaffen haben, nie bei derselben erscheinen, weder selbst, noch für seinen Sohn, den König von Ungarn, das oberste Commando derselben in Anspruch nehmen, bei einem bemüssigten Rückzuge sollten ihm alle Erbstaaten offen stehen. Bei der künftigen Friedenshandlung solle ihm eine Entschädigung für Mecklenburg ausgemittelt, und ihm überdies zu seiner Belohnung ein kaiserliches Erbland gegeben werden. Ueber alles im Reiche Eroberte oder Confiscirte stehe ihm die freie Disposition allein zu."

Nachdem der Hof diese unglaublichen Bedingungen genehmigt hatte, machte es Waldstein zu seinem ersten Geschäfte, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben, welches auch bis Ende Mai 1632 geschah. Aber die Unterhandlungen mit Arnheim (die durch das Vorgeben beschönigt wurden, Lösung des verderblichen Bundes zwischen Schweden und Sachsen sei ihr einziger Gegenstand), unzeitige Schonung gegen die Besatzung von Prag und gegen Arnheim selbst, den er bei Leitmeritz mit leichter Mühe gänzlich hätte abschneiden und einschließen können, und der diesem Schicksal nur durch lebhaftere Fortsetzung der Unterhandlungen entging waren immer noch höchst verdächtig.

Mittlerweile hatte der König den Lechübergang erzwungen; Tilly war dabei tödtlich, Altringer schwer verwundet, das gesammte baiersche Heer zerstreut, und in München (wo Gustav den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich einen süßen Moment dunkler Vergeltung an seinem Vetter Maximilian, dem Besitzer der ihm entrissenen Lande, erleben machte) ansehnliche Schätze und Kriegsvorräthe erbeutet worden. Vor Ingolstadt wendete das Glück dem Könige zum ersten Male den Rücken. Der baiersche Kurfürst flehte dringend um Beistand; aber ungeachtet von den geschlagenen Sachsen, denen es ohnehin mit dem Kriege nie recht Ernst war, durchaus nichts zu besorgen stand, ließ sich Waldstein auch von seinem Kaiser lange vergeblich bitten, seinem alten Feinde zu Hilfe zu eilen. Endlich bewegte er sich; aber nicht an der Donau, sondern in der Oberpfalz, vereinigte er sich mit den baierschen Truppen, und statt nach Baiern, führte er das Heer gegen Nürnberg, Gustav treueste Anhängerin. Der König kam dem Herzoge von Friedland in Eilmärschen vor, sicherte die Stadt, und beide Theile verschanzten sich einander gegenüber.

Waldstein, obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es dennoch, zu schlagen. „Das Glück habe sich einmal von den kaiserlichen Fahnen gewendet, und es sei schon zu Viel verloren, um das Letzte auf das ungewisse Spiel eines einzigen Treffens zu wagen.“ — Der König, minder bedenklich, verließ, sobald seine 20,000 Mann durch mehrere sächsische Regimenter und die Corps Bannérs, Wilhelms und Bernhards von Weimar, des Landgrafen von Hessen und Pfalzgrafen von Birkenfeld auf 70,000 Mann angewachsen waren, am fünfundzwanzigsten Tage sein Lager, beschoß die Waldsteinischen Linien aus drei am Rednitzufer aufgeworfenen Batterieen, entfaltete seine ganze Macht in voller Schlachtordnung, und

hoffte, hier mit seinem Gegner einen Gang zu thun, der mit jenem von Leipzig um den Rang buhlen sollte. Unbeweglich blieb Waldstein hinter seinen unüberwindlichen Verschanzungen.

Getäuscht in seiner Erwartung, der Herzog von Friedland werde die ihm gestellte Herausforderung nicht ausschlagen, ordnete Gustav, von der wachsenden Hungersnoth gedrungen, drei Tage darauf (am 24. Aug. 1632) einen allgemeinen Sturm auf Waldsteins weitläufiges Lager, das durch eine zahlreiche Artillerie geschützt war, die von den unwegsamen Anhöhen zwischen der Rednitz und Biber (Altenberg und die alte Feste genannt) Tod und Verderben auf die unerschrocken heranstürmenden Schaaren spie. Nach einem zehnstündigen, jedes Mal mit frischen Truppen erneuerten Gefechte zogen sich endlich die Schweden mit einem Verluste von 2000 Todten und gegen 3000 Verwundeten wieder zurück, und bald darauf nach Nordschwaben, Waldstein vier Tage später nach Meißen. — Umsonst versuchte Maximilian ihn zu bereden, die Schweden mit aller Macht zu verfolgen; er wich vielmehr dem König im Bambergischen noch einmal, weit rechts hin durch das Koburgische gegen Altenburg aus, und gab zu wiederholten Malen vor: „Zuvörderst müsse der wichtigste und dringendste Zweck, ein Separatfrieden mit Sachsen, erreicht werden."

Wirklich fürchtete auch Gustav dasselbe von dem Kurfürsten, dessen kleinliches und unbeständiges Gemüth ohnehin vor jeder großen Anstrengung schauderte, und den nur die äußerste Verlegenheit dazu gebracht hatte, eine Partei und zwar jene Gustav Adolphs zu ergreifen, der den Krieg wider den Kaiser vielmehr wie ein Exerzir-Manöver hatte führen, und bei der Besetzung Böhmens die Schlösser und das Eigenthum des Kaisers auf das Sorgfältigste hatte bewachen lassen. Schon machte Waldstein Miene, vor Dresden zu rücken, als die Ankunft des Königs bei Erfurt ihn vielmehr nöthigte, auf nachdrückliche Vertheidigung gegen dessen nunmehrige Ueberlegenheit zu denken. Schnell zog er seinen besten General, den Grafen zu Pappenheim, an sich. Sein nie ruhendes feuriges Ungestüm hatte denselben mittlerweile in Westphalen, im Lüneburgischen, in Paderborn und Hildesheim, ja sogar bis zu dem belagerten Mastricht getrieben, an dessen Entsatz ihn nur die eigene Eifersucht der Spanier hinderte; an allen übrigen Orten hatte er die Schweden, die Hessen und den Herzog Georg von Lüneburg geschlagen.

In Erfurt schied Gustav Adolph von seiner Gemahlin so bange

und gepreßt, als wüßte er, daß sie ihn in zwölf Tagen zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte. Eben so sprach er, als die jubelnde Menge sich vor ihm auf die Kniee warf und wetteiferte, nur die Spitze seines Mantels und die Scheide seines Degens zu berühren, zu seinen Begleitern: „Das Volk macht mich zum Gott. Ich fürchte, der Himmel werde, dies unbesonnene Gaukelspiel zu rächen, meine sterbliche Schwachheit nur allzufrüh offenbaren."

Dagegen hatte Waldstein mit seinem Seni in den Gestirnen gelesen, den November regiere ein dem Schwedenkönige feindseliger Planet; überdieß stand Gustav ihm so nahe, daß er, ohne zu schlagen, nicht mehr entweichen konnte. Nun war es an der Zeit, sein früheres Machtwort, bei der großen Musterung zu Neumark gesprochen, durch die That zu bewähren: „Er wolle es weisen, wer von ihnen Beiden, Gustav oder Er, Herr der Welt sein solle." — Aber nicht mehr Zeit war es zu jener Entschuldigung von Nürnberg: „Schlachten sind schon genug geliefert, ich brauche keine mehr, meinen Ruhm zu gründen, so lasset uns denn einmal einer andern Weise folgen." — Somit pflanzte sich Waldstein vor die engen Pässe, durch welche sich zwischen Koburg und Weißenfels die Saale windet, um den König in dem Augenblicke seines Marsches durch dies gefährliche Defilée mit aller Macht anzugreifen; — aber Gustav wandte sich statt dessen nach Naumburg, und stellte sich, sein Heer, ohne weiter etwas zu unternehmen, in die Winterquartiere führen zu wollen. Der Herzog von Friedland, dadurch um so leichter irre geleitet, je dringender dieses Bedürfniß für den erschöpften Soldaten in der That war, entließ Pappenheim, um dem von den Holländern bedrängten wichtigen Waffenplatze Köln zu Hilfe zu eilen. Schon war dieser in Halle, als auf einmal Graf Rudolph Colloredo den Herzog von Friedland durch ängstlich wiederholte Lärmschüsse vom Schlosse zu Weißenfels von dem Anmarsch der Schweden unterrichtete.

Waldsteins Entschluß war augenblicklich gefaßt; seine Eilboten flogen, Pappenheim zurückzurufen; die Infanterie wurde hinter schnell aufgeworfene breite Graben in fünf große Brigaden aufgestellt. In den Zwischenräumen ragten mehrere geschlossene Batterieen hervor. Die Reiterei, deren Schwäche zu verbergen, alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen mußten, deckte die Flügel. Die Fronte war gegen die Landstraße gekehrt, der rechte Flügel nordwärts von Lützen aufgestellt, der linke lehnte sich an den Floßgraben, der die Elster mit der Saale verbindet. Die Kroa-

ten unter Isolani formirten die Vorpostenkette an der Rippach. — Als die schwedische Armee in der Nacht der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber anlangte, wurde Lützen auf Waldsteins Befehl in Brand gesteckt.

Ein dichter Nebel verzögert den eigentlichen Angriff bis gegen 10 Uhr. Der König vor der Fronte, alle seine Tausende in Reih' und Glied auf den Knieen, sprechen den Morgensegen — Gott mit uns! ist die Losung. — Das Fußvolk schultert, die Reiterei schwingt sich auf ihre Rosse, und unter dem Schmettern und Wirbeln der Feldmusik sprengt diese die Polen und Kroaten an, jenes rückt im Sturmmarsch gegen die Gräben vor, übersteigt sie, dem Tode zum Trotz, der ihnen aus dem rauchenden Rachen der Musketen und Feuerschlünde entgegengrins't; zwei feindliche Brigaden weichen, die dritte wankt, als der Herzog selbst, gewaltig und schnell, aus dem Pulverdampfe — wie zur Lösung der eben jetzt größten Verwicklung ein Gott aus den Wolken — mit Donnerworten und dem zürnenden Blitz seiner Augen den Siegeslauf hemmt, die Wankenden hält und die Fliehenden zwingt, den Fleck ihrer Schande durch Sieg oder Tod wieder zu tilgen. Kein Schuß mehr — Bart an Bart, mit Schwert oder Pike treibt Waldsteins Fußvolk das schwedische über die Gräben zurück. — Des Herzogs Geschütz, von der Windmühlenhöhe hinter Lützen herabbrüllend, bringt Gustavs linken Flügel gleichfalls in Unordnung.

Der auf dem rechten siegende König hört kaum Beides, als er mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg und Wenigen, hinter ihm die Stenbockischen Kuirassiere, pfeilschnell dem Orte der Gefahr zueilt, — aber durch sein kurzes Gesicht und seine edle Hitze zu nahe an die feindliche Linie geräth. Ein kaiserlicher Gefreiter, der dem Vorübersprengenden überall ehrfurchtsvoll Platz machen sieht, ruft seinem Nebenmanne zu: „Auf den dort ziele, das ist etwas Vornehmes" — und Gustavs linker Arm ist zerschmettert; — ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! der König ist erschossen!" — Gustav, der Ohnmacht nahe, ruft mit letzter Kraft: „Es ist Nichts, nur mir nach, Kinder!" bittet aber den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem sie, den Truppen diesen Anblick zu ersparen, auf einem weiten Umwege den rechten Flügel umgehen, schwenkt eine Schwadron Piccolomini-Kuirassiere heran, und der König erhält von dem Anführer, Oberstleutnant Falkenberg, den zweiten, tödtlichen Schuß durch den Kopf. „Ich habe genug, Bruder — rettet Euch!" war

sein letzter Ausruf. Den Ort seines Falles bezeichnet noch jetzt das unter dem Namen des Schwedensteines bekannte Felsenstück. Rettung für ihn war unmöglich, daher verließen ihn seine Begleiter. Seine goldene Kette und sein ledernes Collet wurden als das köstlichste Siegeskleinod nach Wien gebracht.

Nach einem mörderischen Gefecht kam die theure Leiche wieder in die Gewalt der Schweden, und auf beiden Flügeln neigte sich das Treffen ganz wieder zu ihrem Vortheile, als Pappenheim mit acht Regimentern Kuirassiere und Dragoner herbei kam. Die Contreordre hatte ihn eben bei der Plünderung von Halle getroffen; da sein Fußvolk nicht so schnell zu sammeln war, eilte er an der Spitze seiner Reiterei spornstreichs nach Lützen. „Wo ist der König?" war seine erste und letzte Frage. Als Einige, mit Gustavs Schicksal unbekannt, erwiderten: „Auf dem rechten Flügel," so stürzte er sich wüthend auf denselben. Die Schweden verlieren wieder alle schon gewonnenen Vortheile; das berühmte gelbe und blaue Regiment werden in eben der Ordnung auf eben der Stelle niedergehauen, die sie so unerschrocken vertheidigt hatten. So einst bei Pistoja die Rotten Catilina's*), und für eine bessere Sache die heilige Schaar der Thebaner bei Chäronea. Da stürzt Pappenheim, zwei Musketenkugeln in der Brust; nur gewaltsam konnte man ihn aus dem Gewühl entfernen. Indem drang der Ruf zu ihm, der, den er gesucht, liege todt auf dem Schlachtfelde. „Wohl," sprach er mit dem letzten Feuer, „so sagt dem Herzoge von Friedland, daß ich wenig Augenblicke mehr zu leben habe, aber freudig sterbe, weil dieser unversöhnliche Feind der katholischen Kirche doch noch vor mir den Tod gefunden hat."

Pappenheims Unfall brachte neue Bestürzung unter die siegenden kaiserlichen Schaaren; nur die Infanterie-Regimenter Holk, Teuffenbach, Colloredo, Götze und die Piccolominischen Kuirassiere hielten Stand, und nur die eintretende völlige Dunkelheit der Nacht trennte die Streitenden. Das Geschütz beider Theile blieb die Nacht über auf dem Wahlplatze stehen; kaum eine Stunde nach geendigtem Treffen erschien Pappenheims Fußvolk auf dem Wahlplatze, allein zu spät. Es nahm sofort seinen Weg nach Leipzig, wohin sich auch wirklich Waldstein

---

*) Sallust: — Quem quisque vivus pugnando locum occupaverat, eum emissa anima corpore tegebat, ferociam animi, quam vivus habuerat, in vultu retinens.

gezogen hatte, indeß Herzog Bernhard die Schweden gleich zwischen Lützen und Weißenfels ausruhen ließ, und am andern Morgen sich der verlassenen Artillerie beider Heere bemächtigte. Waldstein nahm nun seinen Zug wieder nach Böhmen, und hielt zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Diejenigen, so in dieser Schlacht ihre Schuldigkeit nicht gethan.

Das Gericht wurde im Liechtensteinschen Palaste abgehalten. Von den der Flucht Ueberwiesenen, die ein eigenes Commando gehabt, wurden elf zur Hinrichtung mit dem Schwerte, andere zum Strange, noch andere zur Ehrenloserklärung, von den Gemeinen aber vier zur Enthauptung, einer zum Galgen verurtheilt.

Am 14. Februar 1633 wurde das Urtheil vor dem Rathhause der Altstadt-Prag vollzogen. Enthauptet wurden:

1) J. N. von Hagen, des deutschen Ordens Ritter und Commandeur auf Sauwenbein, k. Obristleutnant eines Regiments zu Pferde.

2) Freiherr von Hoffkirchen, k. Obristleutnant in dem Regimente des Obersten Sparr.

3) Graf von Gandenbron, Capitain-Leutnant.

4) J. H. Fabian, Leutnant.

5) Andreas Tortel, Leutnant.

6) A. von Waldenburg, Leutnant.

7) Jakob Jutsche, Cornet in dem Regimente des Obersten Langhausen.

8) J. von Kaschering, Cornet.

9) u. 10) Die beiden Hauptleute über die Geschütze, J. Burg und Math. Kleeblatt.

11) Warnstein, Rittmeister.

Sieben andere Offiziere wurden für ehrlos erklärt; sodann unter einem anderen Galgen vier gemeine Reiter enthauptet und ein Offizier und ein Reiter aufgehängt. Vierzig Offiziere hatten sich nicht vor das Kriegsgericht gestellt; ihre Namen wurden an den Galgen geschlagen. — Seit dieser Zeit wurde Waldstein, obwohl er auch an zehn Regimenter, welche sich wacker gehalten hatten, die Summe von 85,210 Gulden zur Belohnung austheilen ließ, im Heere nicht allein gefürchtet, sondern auch gehaßt. —

Die Erwartungen seines Hofes, der Spanier, des ganzen katholischen Reichstheiles waren nun auf das gerichtet, was er nach dem Tode eines so furchtbaren Gegners beginnen würde; — allein es war nicht zum ersten

Male, daß der Herzog von Friedland diese Erwartungen täuschte. Obschon das schwedische Heer nun, um den Abfall manches Bundesgenossen zu vermeiden, sich theilte, und unter Herzog Bernhard in Sachsen, unter Horn in Franken und Nordschwaben stand, unter Thurn in Schlesien, hiermit ohnschwer einzeln geschlagen werden konnte, ließ Waldstein gleichwohl all' die neuen Intriguen ruhig vollenden, die unter dem Schutze der beiden Corps auf dem Convente zu Heilbronn durch den Kanzler Oxenstierna waren angesponnen worden. „Dem Kaiser sei nicht zu trauen; einen dauerhaften Frieden zu geben, stehe nur allein in Waldsteins Willen und Macht. Er sei bereit, denselben mit Schweden, Sachsen und Brandenburg sogleich abzuschließen. Sachsen und Brandenburg sollten ansehnliche Entschädigungen durch geistliche Stifter erhalten, das pfälzische Haus wieder eingesetzt, die Krone Schwedens (das war Oxenstierna das Unerträglichste) kein Land, sondern nur die Erstattung der Kriegskosten erhalten, und bis dahin im Besitze der eroberten Festungen bleiben. Gewissensfreiheit und die alten Privilegien den Böhmen, Vertreibung der Jesuiten, dem herrenlosen Kriegsvolk eine der ganzen Christenheit frommende Beschäftigung gegen die Türken zu!" Seinem eigenen Haupte dachte er die böhmische Krone zu.

Ueber alle diese Anschläge gab er (wie leicht begreiflich) sehr wenig Schriftliches, sondern seine Vertrauten: Arnheim, Illo, Wilhelm Kinsky und Terzky handelten in seinem Namen nach einer allgemeinen, an sich unverdächtigen Vollmacht; — aber eben darum fand er nirgends viel Vertrauen, und sein Stolz entfernte Oxenstierna vollends von ihm, der durch die Niederträchtigkeit deutscher Fürsten zum unerträglichsten Uebermuthe verwöhnt worden war. Die Unterhandlungen mit Schweden und Sachsen waren auf dem Punkte des Bruches. Waldstein, hierüber ergrimmt, stellte sich, als wollte er auf das bei Halle stehende Corps d'Armée losgehen. Auf einmal wendete er sich, und jeden Tag neun bis zehn Meilen zurücklegend, überfiel er die Schweden in Schlesien an der Steinauer Brücke (am 18. October 1633). Ihr Befehlshaber Dubald und Graf Matthias Thurn (der berühmte Anstifter des ersten Aufstandes zu Prag, wo Slawata und Martinitz aus dem Fenster geworfen wurden) wurden mit mehr als 6000 Mann gefangen, 60 Fahnen, bei 20 Kanonen genommen, und Schlesien mit all seinen Festungen wieder den kaiserlichen Adlern unterworfen. Dieser einzige Sieg Waldsteins während seines zweiten

Generalates sollte offenbar nur die Ungeduld des hintergangenen kaiserlichen Hofes mindern, andrerseits die Schweden warnen, seinen Unwillen ja nicht wieder zu reizen. Als man in Wien der Ankunft der beiden gefangenen Generale stündlich entgegen sah, und an Thurn ein Beispiel der Gerechtigkeit zu geben dachte, entließ ihn Waldstein, frei und reich beschenkt, mit geheimen Aufträgen zum schwedischen Kanzler. Wenige Tage später ließ er auch Dubald von Schlackenschwert entwischen. Den bittern Vorwürfen des Hofes hatte er nur den gesuchten Spott entgegen zu setzen: „Der Kaiser soll mir vielmehr danken. Was wollte er mit Thurn? Der Kerl ist ein heller Narr, und wird uns an der Spitze schwedischer Truppen weit bessere Dienste durch seine Ungeschicklichkeit leisten, als im Kerker."

Die Schweden wurden nachgiebiger, und Waldstein, (der zugleich in seinen Sternen lauter günstige Vorbedeutungen sah,) betrug sich von nun an, als verachte er des Kaisers Unzufriedenheit gänzlich, oder als wolle er den förmlichen Bruch zwischen Herrn und Diener gewaltsam beflügeln.

Dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, dem Hofkriegsrathe Hermann von Questenberg und dem Reichshofrathe Justus Gebhard, die Ferdinand zu ihm in's Lager abgeordnet, verweigerte er jede Mittheilung über seine Unterhandlungen mit Schweden und Sachsen. Nachdrücklich warnte er den Kaiser, in diesem Augenblicke ja keinen Waffenstillstand einzugehen, und schloß selbst eigenmächtig zwei hinter einander. Nach langem Andringen hatten die Spanier endlich beschlossen, ein ansehnliches Corps unter dem Herzoge von Feria aus Mailand durch Veltlin und Tyrol nach Schwaben zu schicken. Der Herzog von Friedland, diese fremde, ihm nicht unterthänige Macht fürchtend, sendete eilends den Obersten Deodati nach Mailand, um ihren Anmarsch zu hintertreiben, „der den Frieden, den er bereits in Händen habe, wieder stören könnte."

Mittlerweile brachen die Schweden in Baiern ein, und Oesterreich selbst bedrohend, belagerte der Herzog von Weimar Regensburg. Vergeblich flehte Ferdinand durch sieben auf einander gefolgte Couriere, Waldstein möchte dem Kurfürsten Maximilian zu Hilfe eilen. Nur 5000 Mann waren es, die sich dieser dringend erbat. Waldstein versicherte dem Kaiser, Gallas und Suys hätten schon Befehl, den Baiern zu Hilfe zu eilen; statt dessen schickte er ihnen geheime Weisungen zu, nicht das Geringste zu unternehmen. Zuletzt schien es, als wollte sich Waldstein doch entschließen, mit etwa 10,000 Mann, meist Reiterei, von Pilsen aufzubrechen,

und meldete dem Kurfürsten (27. November) seine schleunige Ankunft, bald darauf zog er mit einigen Tausend Reitern südwestlich über die Grenze bis zum Städtchen Fürth in der Oberpfalz, in der Nähe des Feindes, der das Städtchen Cham besetzt hielt. Hier verweilte er drei Tage und ließ seine leichte Reiterei bis unter die Mauern von Cham streifen. Von Fürth aus meldete er dann dem Kurfürsten, daß dieser Orten gegen den Feind nichts zu richten sei, vielmehr die Reiterei aus Mangel an Fourage und Proviant zu Grunde gehen müsse, und daß weil Arnheim (Arnim) und Bannér gegen Schlesien, Kniphausen gegen Culmbach und Eger vorrückten, er nothwendig wieder nach Böhmen gehen müsse. Dabei vertröstete er den Kurfürsten auf die Hilfe des Generals Altringer, sobald dieser der Festung Breisach Beistand und Proviant gebracht haben werde. Umsonst wurde Waldstein vom General Wahl gebeten, wenigstens noch einige Tage bei Fürth stehen zu bleiben; kaum erfuhr er Bernhard von Weimar's Annäherung, so kehrte er nach Pilsen zurück, wo er von seinen versammelten Generalen und Offizieren ein Gutachten ausfertigen ließ: daß in dieser Jahreszeit nichts gegen Regensburg zu unternehmen und man genöthigt sei, Winterquartiere in Böhmen zu nehmen. Der Kaiser suchte ihn nun durch Questenberg zu bewegen, seine Winterquartiere mindest in einem anderen Lande, wo möglich an der Donau aufzuschlagen, dabei bemerkend: „es möchten seine“ — des Kaisers — „hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel erweckt werden, daß er gleichsam einen Mitkönig (Corregem) an der Hand und in seinen eigenen Landen keine freie Disposition mehr habe.“ Waldstein lehnte diesen Antrag ab und brachte dem Kaiser seine Gründe vor. Dieser gab nach. Der Plan eines Winterfeldzuges wurde beseitigt, die Winterquartiere in Böhmen genehmigt, und der Kaiser ließ die Armee reichlich mit Mundvorräthen aus Ungarn und Oesterreich versehen, so wie er auch dem Herzog von Friedland hunderttausend Gulden anwies.

So war die Einigkeit zwischen dem Kaiser und Waldstein äußerlich und zum Schein wiederhergestellt.

Die Eintracht, die zwischen dem Kaiser und Waldstein hergestellt schien, nachdem Jener der Armee die von Waldstein begehrten Winterquartiere in Böhmen bewilligt hatte, war trügerisch. Früher oder später mußte ein gewaltsamer Ausbruch das gespannte Verhältniß lösen oder zerhauen. Die Stellung Waldstein's zum kaiserlichen Hofe war von sonder-

barer Art. Waldstein betrachtete sich noch immer als selbstständigen, unabhängigen Reichsfürsten. Er war aber zugleich des Kaisers Unterthan; als solcher hatte er sich in den Zeiten der Noth (zu Znaim) mit Vollmachten ausrüsten lassen, wie sie vor und nach ihm kein kaiserlicher Unterthan gehabt. Auf dieser schwindlichen Höhe hätte er sich nur dann halten können, wenn seine Schritte der strengsten Rechtlichkeit entsprochen und die glänzenden Erwartungen gerechtfertigt hätten, zu denen er, eben durch die außerordentliche Vollmacht, die er begehrt und erlangt, den Kaiser, ja die ganze Welt berechtigt hatte. Keine dieser beiden Bedingungen seiner Existenz erfüllte Waldstein. Die kriegerischen Ereignisse, seit er das Commando der kaiserlichen Armee wieder übernommen, waren nicht ausgezeichnet glänzend, und seine diplomatischen Verhandlungen mit Schweden, Frankreich und Sachsen entsprachen strenger Rechtlichkeit auch auf keine Weise. Es bleibt unentschieden, was sein erster Gedanke war, als er sich mit Schweden und Frankreich einließ; es bleibt eben so ewig unentschieden, was seine geheimsten Pläne gewesen, als er sich in das labyrinthische Gewebe unredlicher Politik stürzte; aber diese heimlichen, finstern Verhandlungen umstrickten ihn zuletzt dergestalt, daß er ein Hochverräther werden mußte, und als solcher mit Recht fiel. Ueber seine Verhandlungen mit Frankreich haben die Mémoires du Marquis de Feuquières. (Amsterdam. 1741. 4 Vols.) so manches Licht verschafft. Ueber seine Verhandlungen mit Sachsen theilte Herr Helbig in zwei kürzlich zu Dresden erschienenen Schriften*) merkwürdige Actenstücke aus dem Dresdner Archive mit, welche darthun, daß Waldstein bereits seit December 1633 seinen Verrath vorbereitet habe. Waldsteins Einverständniß mit den Schweden war bisher traditionell; es beruhte auf Gerüchten, willkürlichen Deutungen und auf dem bekannten Berichte des Jaroslaw Sesyna Raschin von Rosenburg. Nach diesem war Waldstein schon zu Gustav Adolphs Zeit mit den Schweden in Verbindungen getreten, und hatte diese Verbindungen wieder angeknüpft, als er 1633 mit dem kaiserlichen Hofe in Mißhelligkeiten gekommen war. Herr Dr. Dudik theilt nun in seinem

---

*) 1) Helbig, K. G. Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—1634. Dresden, 1852.
2) Helbig, K. G. Waldstein und Arnim (Arnheim) 1632—1634. Dresden, 1851. Beide nach handschriftlichen Quellen des königlich Sächsischen Hauptstaats-Archivs dargestellt.

eben erschienenen trefflichen Werke: Forschungen in Schweden*), aus dem schwedischen Reichsarchive, Briefe mit von Axel Oxenstierna an Bernhard von Weimar, Horn, von Wilhelm Kinsky an den Reichskanzler, Christian den Markgrafen von Brandenburg, von Illo an Albrecht von Sachsen-Lauenburg — Briefe, welche eben die Zeit vom September 1633 bis Februar 1634 in sich schließen, und von denen bisher nur drei bekannt waren. Nach diesen Aktenstücken erhält nun die bekannte Aussage Sesyna's von Waldsteins Schuld die tüchtigste Grundlage. Aus dem Briefe Oxenstierna's an Bernhard von Weimar vom 2. September 1633 geht hervor, daß Arnim von Pilsen zu Oxenstierna kam und demselben Anträge machte, welche den Abfall Waldsteins in Aussicht stellten. Arnim eröffnete dem Schwedischen Kanzler, daß der Kaiser nur mit Sachsen und Brandenburg, nicht mit Frankreich und Schweden Frieden schließen wolle. Waldstein habe seine frühere Absetzung nicht vergessen, er wäre nicht im besten Vertrauen zu Wien, es verdrieße ihn, daß der Herzog von Feria ihm das Gegengewicht halten solle, „er sei entschlossen, sich mit den Schweden zu vereinigen, wenn er wüßte, daß sie ihn unterstützten." Waldstein habe alle verdächtigen Offiziere abgeschafft und wolle noch ferner die Armee von den Männern reinigen, denen er nicht trauen könne; um die Sache durchzusetzen, sei ein monatlicher Waffenstillstand nothwendig. Waldstein wolle 6 Regimenter dem Arnim anvertrauen, er selbst wolle sich nach Böhmen zurückziehen und dann in Oesterreich und Steiermark einrücken; Bernhard von Weimar und Holk sollten den Herzog von Baiern angreifen, ihn ruiniren, Horn sollte sich dem Feria entgegenstellen, der König von Frankreich müsse dahin gebracht werden, gegen Spanien wieder den Krieg in Italien zu beginnen. — Diese kühnen Conjecturen hatte man im Lager zu Pilsen entworfen zu einer Zeit, wo man in Wien noch nicht daran dachte, den Feldherrn zu beschränken, wo die Differenzen durch Trautmannsdorf ausgeglichen waren. Es ist nicht anzunehmen, daß Arnim ohne Wissen

*) Dr. B. Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Im Auftrage des hohen mährischen Landesausschusses 1851 unternommen und veröffentlicht. Brünn, 1852.

Leider erlaubt es der dieser Biographie und dem Werke selbst bestimmte Umfang nicht, alle diese Aktenstücke und Verhandlungen ausführlicher mitzutheilen.

Der Herausgeber.

und Auftrag Waldsteins solche Eröffnungen machen konnte. Orenstierna ging ganz auf den Plan Arnim's ein; er glaubte an Waldstein's Verrath. Der alte Diplomat war hier lange nicht so vorsichtig, als Bernhard von Weimar, der die Verhältnisse viel praktischer auffaßte. Auch Bernhard war überzeugt, daß es zwischen dem Feldherrn und dem Kaiser zum Bruch kommen müsse: „Waldstein's Sache sei zu einem Scherze zu grob." Er meinte aber durch ein negatives Verhalten den größten Nutzen ziehen zu können; „sie müßten so handeln, als wenn ihnen die Sache nichts anginge." Es war ihm Alles zu unbestimmt, zu unsicher. Auch als Arnim, der Waldstein vorwärts drängte und wegen seiner Unschlüssigkeit dispussirt war, die Verhandlung fallen ließ und Albrecht von Sachsen-Lauenburg die Mission nach Pilsen übernahm, zögerte Bernhard noch immer. Waldstein verlangte ihm zu viel; die Schweden sollten in's Passauer Waldviertel, in's Land ob der Enns, nach Eger, Pilsen rücken. Diese Theilung behagte ihm nicht; er wollte mehrere Festungen und vor Allem stach ihm die stattliche kaiserliche Artillerie zu Pilsen in die Augen. Erst als die Absetzung Waldstein's öffentlich kundgemacht war, als Waldstein von Pilsen aufbrach, als Arnim in Böhmen einrückte, als die Chancen so ganz und gar günstig standen, erst dann entschloß sich Bernhard, „die Herren in Eger aus ihrer Noth zu retten" und sie mit der vollen Armee aufzunehmen. Von diesen Punkten aus kann man das ganze Gewebe enthüllen, Terzky und Illo ihre Stellen anweisen, alle Fäden übersehen, wie sie von Pilsen und Dresden aus gesponnen wurden, vom September 1633 an bis zum 20. Februar 1634, an welchem Tage der Bruch entschieden war und wo Illo in vermessentlichem Vertrauen ausruft: „daß mit Gottes Hilfe die meineidigen Schelme, wie er Piccolomini und Gallas nennt, verloren seien." Man hatte in Wien die vollkommene Kenntniß von diesen Vorgängen erhalten, wenn auch spät; desto mehr mußte man sich zu energischem Handeln aufraffen.

Am 12. Jänner 1634 hielt Waldstein zu Pilsen den berühmten Kriegsrath, wo er den versammelten Generalen und Obersten alle seine Beschwerden über des Kaisers vermeintlichen Undank mit den schreiendsten Farben schilderte, und erklärte, wegen Vernachlässigung des Heeres und wegen der Umtriebe seiner Feinde, das Commando niederlegen zu wollen. Viele Obersten, die ihre Privatinteressen durch diesen Schritt des Herzogs gefährdet glaubten, erschraken darüber und ließen den Herzog durch

seine Vertrauten, den Feldmarschall Illo und den General Grafen Terzky, bitten, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Herzog gab sofort nach, und noch denselben Abend bei einem Bankett, das Illo und Terzky gaben, legten sie den Obersten, die den Generalissimus von ihrer guten Meinung überzeugen müßten, folgenden Revers zur Unterschrift vor: „daß der Herzog wegen vielfältig empfangenen Kränkungen, zugezogenen hochschwenglichen Injurien und wider ihn angestellten gefährlichen Machinationen sowohl, als verweigerter unentbehrlicher Unterhaltung der Armee gänzlich entschlossen gewesen, sich zurückzuziehen und sie zu verlassen, doch aber auf der Regimentscommandanten durch den Illo und anderer vier Obersten geschehenes Bitten und Ersuchen habe er diese Gründe so weit zurückgesetzt, daß er sich entschlossen, noch eine Zeit lang bei der Armee zu verbleiben, und ohne ihres, der Commandanten, ausdrückliches Vorwissen und Willen von ihnen und derselben sich nicht wegzubegeben; daß sie sich aber sämmtlich und ein Jeder insonderheit am kräftigsten statt eines körperlichen Eides verpflichten und verbinden müßten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten, keinerlei Weise sich von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, sondern Alles, was zu seiner und der Armee Erhaltung gereicht, äußerster Möglichkeit nach zu befördern und beinebens und für denselben alles das Ihrige bis den letzten Blutstropfen ungesparter aufzusetzen; wie sie dann, wenn einer oder der andere ihres Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, sämmtlich und Jeder insonderheit den oder dieselben wie treulose, amtsvergessene Leute zu verfolgen, und an deren Hab' und Gütern, Leib und Leben sich zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen."

Dieser Revers wurde nun, wie erwähnt, bei dem von Illo veranstalteten Bankett zur Unterzeichnung vorgelegt. Dabei ging es nun sehr stürmisch zu; es war eine volle Mette, wie es in gleichzeitigen Berichten heißt. Die meisten Obersten, unter denen Viele trunken waren, unterzeichneten; auch Piccolomini, der nicht verdächtig werden wollte. Einige jedoch trugen Bedenken, daß sie dem Kaiser zu nahe träten, und da auch am folgenden Morgen manche Obersten sich beunruhigt zeigten, so berief der Herzog den folgenden Tag noch ein Mal alle Offiziere und beschwichtigte sie in so weit, daß auch die Bedenklichen unterzeichneten. Daß es der Herzog mit der Erklärung seines Rücktritts nicht ernstlich meinte, darüber kann, abgesehen von dem so schnell erfolgten Zugeständniß an die Offiziere, kein Zweifel sein, wenn man bedenkt, daß er wenige Tage vorher den Ober-

sten Schlieff mit Anerbietungen nach Dresden abgefertigt hatte, welche ganz andere Absichten verriethen. Was konnte aber dieser Revers bei der mildesten Auslegung anderes andeuten, als eine Versicherung, beim Feldherrn zu bleiben, wenn er abgesetzt würde, d. h. sich in diesem Falle mit ihm dem Kaiser zu widersetzen?

Unterdeß war der Kaiser fortwährend gedrängt worden, gegen den Herzog aufzutreten. Die Nachrichten, welche der Kaiser durch Piccolomini vom Pilsener Vertrag erhielt, veranlaßten ihn endlich zu einem entscheidenden Schritte gegen Waldstein. Nach vielfältiger Berathung, in welcher Fürst Eggenberg, Graf Trautmannsdorf, der Bischof von Wien, der kaiserliche Beichtvater Lamormain, der spanische Botschafter Onnate, der Hofkriegsrathpräsident Graf Schlick, der Marchese di Grana und des Kaisers erstgeborner Sohn hinzugezogen worden, unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. am 24. Januar 1634 ein Patent, durch welches er dem bisherigen Generalissimus Waldstein die Oberbefehlshaberwürde entzog und selbe dem Generallieutenant Grafen Gallas übergab, welchem nun allein zu gehorchen die gesammten Offiziere angewiesen wurden.

Allen Jenen, die am Pilsener Bündniß Theil genommen, wurde Verzeihung zugesagt, mit Ausnahme Waldstein's, Illo's und Terzky's. Von einer Achtserklärung aber, welche das Leben des Herzogs jedem Mörder preisgegeben hätte, war in diesem Patente mit keiner Sylbe die Rede; es war ein einfaches Absetzungsdekret des kaiserlichen Feldherrn. —

Man fürchtete aber Waldstein's Einfluß auf die Armee, und wagte nicht, das Patent kund zu geben, bevor man sich nicht der Treue des Heeres versichert. Gallas hielt also das Patent noch eine Zeit geheim, und der Kaiser blieb mit Waldstein noch beinahe 3 Wochen lang in scheinbar unbefangener Correspondenz. Als Waldstein aber die Offiziere zu einer neuen Zusammenkunft nach Pilsen berief, schien es Gallas an der Zeit, offen aufzutreten. Er hatte sich mit den Generalen Piccolomini, Altringer und Marabas verständigt, und erließ nun an die Armee den Befehl, weder von Waldstein, noch Illo, oder Terzky künftig Befehle anzunehmen, sondern nur ihm, oder Piccolomini, oder Altringer Folge zu leisten; spätere Befehle wiesen auch die Truppen an Marabas. Hierauf begann große Thätigkeit am kaiserlichen Hofe. Es

erging Befehl an die Obersten Breuner, Beck, Wangler, die Regimentscommandanten Mohrwald, Tieffenbach, die Obristlieutenants Rauchhaupt, Streithorst, Buime, Puchheim, nach Prag zu marschiren. An einzelne Generale ergingen auch kaiserliche Schreiben*), Maradas und Suys wurden ihrer Treue wegen belobt und Letzterer von dem an die Armee erlassenen Befehl verständigt. Schauenburg im Elsaß wurde angewiesen, die Armee treu zu erhalten. Dem böhmischen Statthalter zeigte der Kaiser die Ursachen an, warum mit Waldstein die Veränderung vorgenommen werden mußte, und was in Folge dessen weiter vorgenommen werden solle. Gleichen Inhalts gingen Schreiben an die Erzherzogin Claudia, an Kurmainz, Köln, Lothringen. Colloredo erhielt den Auftrag, sich der Fürstenthümer Sagan und Groß-glogau zu bemächtigen. Aber der Kaiser besorgte auch einen feindlichen Angriff in Oesterreich, denn er trug dem Landeshauptmann in Linz, Grafen Kufstein, auf, (19. Februar) das Linzer Schloß durch kaiserliche Truppen zu verwahren. Dies Alles geschah in zwei Tagen. — Zwei Tage später erging ein kaiserliches Schreiben an Savelli und Brigido, welches sie von der entdeckten Waldstein'schen Conspiration und dessen Absetzung verständigte. Die kaiserlichen Schreiben waren von entscheidender Wirkung; die Regimenter eilten nach Prag, die Obersten unterwarfen sich den Befehlen jener Generale, die der Kaiser bezeichnet, und einzelne Obersten trachteten sich durch eigene Schreiben wegen ihrer Theilnahme an den Pilsener Auftritten zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Die Generale, welche es mit dem Kaiser hielten, waren nicht weniger thätig, als der Kaiser. Gallas, Piccolomini, der Hofkriegsrathspräsident Schlick, Suys ꝛc. standen in lebhaftem Briefwechsel unter einander und erstatteten häufig Bericht an den Kaiser. Ihr Hauptzweck war, sich der Treue der Truppen zu versichern, denn sie hielten die Anhänglichkeit derselben an Waldstein für viel größer, als sie wirklich war. Als immer mehr und mehr Regimenter sich in und um Prag sammelten, war ihr Augenmerk Waldstein selbst. Der Kurfürst von Baiern wurde aufgefordert, seine Truppen bei Vilshofen zu vereinigen, um die Donau zu sichern, und die Generale selbst rüsteten sich, gegen Waldstein aufzubrechen.

*) Dies und Folgendes siehe: Kubitschek's Auszüge im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.

Auf der andern Seite verkannte auch Waldstein nicht die herannahende Gefahr. An denselben Tagen, den 18. und 19. Februar, waren auch er und die Seinigen sehr thätig. Am 19. Februar versammelte er daher von Neuem die Offiziere um sich in Pilsen, und führte ihnen zu Gemüthe, daß er nur auf ihre Bitte das Commando behalten, doch müsse er hören, daß man glaube, er wolle gegen den Kaiser und die katholische Religion auftreten. Dies sei nicht wahr, er wolle nur einen Frieden vermitteln, den die ihm feindselige Partei am Hofe nicht wünsche. Sie sollten von den Verhandlungen unterrichtet werden, dagegen rechne er auf ihre Treue und wünsche ihre alsbaldige Erklärung. Darauf wurde auf Illo's und Terzky's Drängen den 20. Februar eine Erklärung der Offiziere unterzeichnet, welche zwar auf die beruhigenden Aeußerungen des Herzogs Rücksicht nahm, aber doch dem früher ausgestellten Reverse ähnlich war.

Wie wenig Ernst es Waldstein mit dieser beruhigenden Erklärung war, geht hervor, daß noch in diesen Tagen in seinem Namen Briefe von Kinsky an Feuquières abgingen, um Beschleunigung ersuchend, ferner, daß er allen seinen Obersten Befehl ertheilte, mit ihren Truppen nach Prag zu ziehen. Er selbst wollte am 22. nach Prag aufbrechen, denn Prag war das Hauptaugenmerk beider Parteien. Das Ausbleiben des Altringer und Gallas erschien Waldstein verdächtig, noch mehr, daß Piccolomini schon den 15. Februar unter dem Vorwande, den Gallas abzuholen, von Pilsen fort ging und nicht wiederkehrte. — Am 21. Februar erfuhr Waldstein durch den Feldzeugmeister Sparr, daß Prag für ihn verloren sei und daß die Obersten und die Truppen, in Folge kaiserlicher Aufforderung, von Gallas und Piccolomini den Befehl erhalten, dem Generalissimus und seinen Anhängern nicht mehr zu gehorchen. Waldstein verdoppelte nun seine Thätigkeit. Noch einmal berief er die anwesenden Obersten, ließ sie eine Vertheidigung aufsetzen gegen die Beschuldigungen der Untreue und gab selber eine Erklärung ab, wobei er die Hoffnung aussprach, daß sie das, was sie ihm versprochen, halten würden. Auch sendete er die Obersten Mohr von Wald, und auf einem anderen Wege den Obersten Graf Breuner an den Kaiser mit der Erklärung ab, daß er das Commando niederlegen und sich mit zehn oder zwanzig Personen nach Danzig oder Hamburg zurückziehen wolle; er wünsche nur seine Herzogthümer zu behalten. Doch dies geschah nur, um Zeit zu gewinnen, denn gleichzeitig gingen neue Briefe durch Kinsky an Feuquières ab. Wald-

stein erließ auch einen neuen Befehl an die Truppen, daß sie nur ihm und Illo oder Terzky gehorchen sollten. Er hoffte dadurch den Abfall derselben etwas zu hindern. Die Nachrichten aber, die ihm von allen Seiten zuströmten, daß der größte Theil der Armee sich von ihm abgewendet, bestimmte ihn, von Pilsen nach Eger aufzubrechen, um sich den Schweden mehr zu nähern. Am 22. Februar brach er von Pilsen nach Eger auf. Es begleiteten ihn fünf Compagnieen vom altsächsischen und fünf Compagnieen von Terzky's Reiterregimentern, nebst zweihundert Mann Fußvolk vom Regimente des Obersten Julius Heinrich.

Der Feldzeugmeister Sparr, der in Pilsen als Befehlshaber zurück blieb, gab ihm hundert Pferde vom Artillerietrain, um die Bagage nach Eger zu befördern, und wollte ihm auch den Artilleriepark nachsenden, was jedoch nicht geschehen konnte, weil die Stückknechte, als sie den Inhalt des kaiserlichen Patents erfahren hatten, mit den andern Pferden davon geritten waren. Noch hoffte Waldstein, wenigstens die außerhalb Böhmens stehenden kaiserlichen Truppen, denen, wie er vermuthete, das kaiserliche Patent vielleicht noch nicht zugekommen, an sich ziehen zu können. Deshalb schrieb Illo an den Obersten Uhlfeld in das Reich: „Daß Waldstein von Pilsen nach Eger abgegangen, wo er den Ueberrest der Armee versammeln wollte; falls Uhlfeld sich nicht getraue, durch Böhmen sicher nach Eger zu kommen, habe man sich allbereit so weit mit Herzog Bernhard von Weimar verglichen, daß, wenn Uhlfeld die Donau hinauf passiren wollte, ihm solcher Paß gestattet werden würde."

Als Waldstein von Pilsen aufbrach, folterte ihn die Gicht dermaßen, daß er in Mies (23. Februar) Station machen mußte, und die 10 Meilen bis nach Eger nur mit Unterbrechung machen konnte. In seiner Begleitung waren Illo, Terzky, Kinsky und deren Frauen. In Eger hoffte er mit Hilfe des dortigen Commandanten, Oberstlieutenant Gordon, auf den er viel Vertrauen setzte, sich bis zur Vereinigung mit den Schweden und Sachsen halten zu können. Gordon, ein protestantischer Schottländer, war erst vor Kurzem von Waldstein selbst zum Commandanten von Eger befördert worden. Noch vor Mies traf der Oberst Walter Buttler, ein katholischer Irländer, mit 8 Compagnieen Dragonern (etwa 8—900 Mann) auf Waldstein's Zug. Kurz vorher hatte dieser in Kladrau vom Herzoge den Befehl erhalten, seine Leute schnell zusammenzuziehen und nach Prag zu marschiren. Walter Buttler, ein

katholischer Irländer, der als Gemeiner in kaiserliche Dienste getreten, unter Waldstein zum Obersten eines meist aus Irländern bestehenden Dragonerregimentes gestiegen war, ein düsterer, verschlossener Mann voll fanatischen Diensteifers, hatte schon bei früheren Gelegenheiten Verdacht gegen die Treue des Generalissimus geschöpft, und dieser Argwohn war ihm zur Gewißheit geworden, als Waldstein ihn, der die Pässe gegen die Oberpfalz zu schützen hatte, ganz unerwartet und bei Lebensstrafe hatte auffordern lassen, mit seinem Regimente nach Prag zu ziehen. — Dennoch glaubte er gehorchen zu müssen, weil er noch nichts von der Absetzung des Herzogs wußte; er war aber entschlossen, wenn es in Prag zum Kampfe käme, für den Kaiser zu sterben. Wie erwähnt, begegnete Buttler auf dem Wege dahin dem Zuge des Herzogs, welcher ihm nun befahl, sich mit seinen Dragonern dem Zuge anzuschließen und mit nach Eger zu ziehen. Waldstein ließ ihn an seinen Wagen rufen und führte gegen seine Gewohnheit ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihm, indem er ihm einen Theil seiner Pläne mittheilte, ihn auf die freundlichste Weise zu gewinnen versuchte und ihm versprach, ihm zwei Regimenter schenken zu wollen. — Buttler merkte nun um so mehr, wie es mit dem Herzoge stand. Da reifte in ihm der Entschluß, Waldstein's Anschläge zu vereiteln, und es gelang ihm auch, eine Nachricht darüber dem Piccolomini (durch seinen Feldprediger Patricius Taaffe) zukommen zu lassen. — Auf dem weiteren Wege kam der Nachtrab von Waldstein's Zuge zu einigen unbedeutenden Gefechten mit kleinen Abtheilungen der langsam nachrückenden Kaiserlichen, wobei ein Theil der Waldstein'schen geworfen wurde und sich nach Illo's Schlosse Listina rettete.

So kam der Herzog den 24. Februar 1634 Abends gegen 5 Uhr unwohl und verstimmt mit den übrigen Truppen (die größtentheils vor der Festung bleiben mußten) nach Eger. Buttlern wurde in Eger selbst sein Quartier angewiesen, seine Reiter blieben aber mit den andern Soldaten auf freiem Felde. In Buttler, den der Herzog nach Eger mitzugehen genöthigt hatte, war ihm sein böser Genius zur Seite. Buttler schrieb gleich nach seiner Ankunft an Gallas und erklärte ihm: wenn Arnim oder die Schweden bis auf zwei Meilen von Eger sich nähern sollten, so würde er den Verbrecher (Waldstein) gefangen nehmen oder tödten. —

Nachdem sich der Herzog im Hause des Bürgermeisters Pachhäbel

am Markte zu Eger einquartiert hatte, sandte er Boten an den Herzog Franz Albert von Sachsen, an Arnim und an den Markgrafen Christian von Brandenburg in Plässenburg bei Culmbach. Bei dem Markgrafen brachte, wie er nach Dresden berichtete, des Herzogs Kanzler, Eberhard von Ely, die Bitte an, sofort seinen Obersten Müffel nach Eger zu senden, „Waldstein wolle trotz der Mißgünstigen am Hofe mit Arnim und Bernhard Frieden machen und auch mit dem Reichskanzler und dem französischen Gesandten Feuquières abschließen."

Die weiteren Berichte über die folgenden Ereignisse weichen in Einzelheiten von einander ab. So viel aber ist gewiß, daß die Freunde des Herzogs ganz offen von ihren verrätherischen Plänen sprachen und dem Gordon, seinem Oberstwachtmeister Leslie, auch einem protestantischen Schotten und dem Buttler die Zumuthung machten, sich vom Kaiser loszusagen. Sie erhielten keine befriedigende Antwort und ließen die Sache einstweilen fallen; sie mochten wohl denken, dieselben bald mürbe machen zu können. In der ersten Nacht, die Buttler zu Eger zubrachte (24. Febr.) lud er den Oberstlieutenant Gordon und den Oberstwachtmeister Leslie, beide Offiziere des Infanterieregimentes Terzky, welches damals die Besatzung von Eger bildete, zu sich in's Quartier. Nachdem sie nun nach Militairgebrauch etwas mehr getrunken, und Buttler, sei es des Weines wegen, sei es aus Vorsatz, mit mehr Freiheit sprach, trachtete er sie zu erforschen, und redete so zu ihnen *): „Meine Brüder! Ich komme unvermuthet her, ich ließ mir von dieser unerwarteten Expedition nichts träumen. Ich möchte gerne wissen, was ihr davon denkt. Denn mir erscheint es wunderbar, daß unser Generalissimus, der sonst nur mit fünfzig oder mehr tausenden sich dem Feinde zu nähern gewohnt war, jetzt sich ihm mit fünf- bis sechstausend nähert." Als sie antworteten, diese Neuigkeit sehe sehr stark einer Verrätherei gleich, sagte Buttler: „Diese Meinung hege ich schon lange, wir müssen also uns berathen, wie wir unsere Ehre und die Treue, mit der wir Seiner kaiserlichen Majestät verpflichtet sind, makellos bewahren. Wir sind Ausländer, und haben kein anderes Erbgut, als Treue und Ehre, die allen Gütern vorzuziehen sind."

*) Nach dem lateinischen Bericht des Feldpaters Patricius Taaffe, welchen derselbe 1653 meistens nach Buttlers eigenen Aussagen niederschrieb, und der sich im k. k. Hofkriegs-Archive befindet.

„Nachdem er nun Mehreres vorgebracht, um ihre Gemüther zu dem Beschluß zu stimmen, den er schon gefaßt, den er aber ihnen noch nicht eröffnete, (denn da sie damals von anderer Religion und auch des Grafen Terzky Offiziere waren, traute er ihnen nicht), rieth der Oberstlieutenant Gordon zur Flucht, die leicht sei, da er die Schlüssel der Stadt habe. Buttler erwiderte, es sei schmählich, zu fliehen und die kaiserlichen Soldaten und Fahnen, die ihnen der Kaiser vertraut, zurück zu lassen, damit sie gegen den Kaiser geführt würden. Uebrigens werde ihre Flucht dem Kaiser wenig nützen, denn er wisse sehr gut, daß in seinem Regiment Wenige seien, deren drei nicht so viel Dienste leisten würden, als sie drei ohne Soldaten; es sei also auf ein anderes, ihnen mehr glorreiches und des Kaisers Dienste ersprießlicheres Mittel zu denken. Endlich brach der Oberstwachtmeister Leslie mit viel Muth und Geistesfreiheit in folgende, von Buttler eben so sehnsüchtig erwartete als hervorgerufene Worte aus: „Tödten wir die Verräther!" Hierauf sagte der erheiterte Buttler: „Steht mir bei, Brüder, verpflichtet Euch nur, das Geheimniß zu bewahren und unbemerkt einige meiner treuen Offiziere und Soldaten in die Stadt zu lassen, die gefährliche Ausführung nehme ich auf mich, denn die Unterstützung des Allerhöchsten hat Denen niemals gefehlt, die Schweres für Gott, Gerechtigkeit und Treue unternahmen. In verzweifelter Lage hilft Gott auf unerwartete Weise." Oberstlieutenant Gordon wollte diesem Beschlusse eine Weile nicht beitreten, sei es aus Leichtsinn, sei es wegen Größe der Gefahr, endlich, durch Buttler ermuthigt, stimmte er bei."

Am Morgen des 25. Februar ließen Gordon und Leslie mehrere Offiziere des Buttler'schen Regimentes, namentlich Deveroux, Geraldin, de Burzo, Macdonald und noch einige Offiziere, etwa 100 Gemeine, sämmtlich von Buttler's Regiment, und fast eben so viel deutsche Soldaten, unbemerkt in die Stadt. Gordon lud Kinsky, Illo, Terzky und den Rittmeister Neumann zum Mittagsmahl. Da sollten sie ermordet werden. Die Geladenen aber begehrten statt dessen einen Abendschmaus; dies gestand Gordon zu, und die That wurde also bis auf die Nacht verschoben.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, die Schweden seien im Anzug; am nächsten Tage würden sie eintreffen. — Illo erzählte dieses selbst frohlockend. Dies war ein neuer Grund für Buttler, Waldstein und seine Vertrauten zu tödten. Die Nacht brach herein.

Als die Geladenen zum Gastmahle erschienen, schloß sich de Burzo mit **100** Mann der Patrouille an; er sagte, es geschehe auf Befehl des Generalissimus, wegen der Nähe des Feindes; es geschah aber, um jede allenfallsige Bewegung gleich zu unterdrücken. Zwanzig Mann besetzten das Thor in Gordons Wohnung; sie hatten den Befehl, Niemand ohne Buttlers Befehl herein oder hinaus zu lassen. Als die Dienerschaft zum Nachtmahl ging, wurde auch ihre Thüre besetzt; ein neugieriger Diener, der aus dem Gemach wollte, wurde niedergestoßen. Die Herren saßen noch beim Trunk, da traten Buttler'sche Dragoner von zwei Seiten in den Saal. Geraldin, der sie befehligte, rief: „Wer ist gut kaiserlich?" Gordon und Leslie sprangen auf, zogen ihre Degen, nahmen Jeder einen Leuchter vom Tisch und riefen: „Es lebe das Haus Oestreich!" Kinsky und Illo wurden niedergestoßen, als sie nach ihren Degen eilten, Terzky erhaschte glücklich sein Schwert, stellte sich in eine Ecke und vertheidigte sich mannhaft. Sein Wams von Elentshaut schützte ihn gegen mehrere Hiebe, so daß ihn die Dragoner für einen Gefeieten hielten; endlich fiel er durchbohrt zu Boden. Neumann war aus dem Saale entwischt; weil er aber das Losungswort nicht wußte, stieß ihn die Wache auf der Treppe nieder. Geraldin ging alsobald mit **12** Dragonern in das Schloß. Er wurde eingelassen, weil er vorgab, dem Herzoge eine Meldung zu bringen. Während er dem Gemache des Herzogs zueilte, drang weibliches Wehegeschrei aus dem andern Flügel des Schlosses in Waldsteins Schlafzimmer. Es war der Jammerruf der Gräfinnen Kinsky und Terzky, die soeben den Mord ihrer Männer erfahren hatten. Waldstein war aufgestanden, an's Fenster getreten, und hatte die Wache angerufen, was der Lärm sei. Da sprengte Geraldins Fußtritt die Thüre des Schlafgemachs; er rief: „Bist Du der Schelm, der den Kaiser um Land und Krone bringen will?" Schweigend breitete Waldstein die Arme aus; Geraldins Partisane durchstieß die tapfere Brust. Lautlos sank Waldstein zu Boden.

So fiel er — nicht ohne schwere Schuld, aber vor der Verantwortung, die auch der Verbrecher zu fordern befugt ist — meuchlerisch gemordet auf eigenmächtige Veranstaltung eines Obersten, der in der Leidenschaft unbefriedigten Ehrgeizes, durch rohe Gewaltthat die gnädige Aufmerksamkeit seines Kriegsherrn zu verdienen hoffte.

Was Buttler am nächsten Morgen that, ergiebt sich wieder am besten aus dem Berichte Taaffe's. Es heißt darin: „Am nächsten Morgen ließ

er die Rathsherren berufen, theilte ihnen die That und die Ursachen derselben mit, und ließ sie dem Kaiser den Eid der Treue schwören.

„Ferner begab er sich, von Wenigen begleitet, zu den Regimentern, die außer der Stadt campirten und an deren Treue er stark zweifelte. Er forderte von ihnen einen ähnlichen Eid, den sie auch leisteten, ohne daß nur ein Einziger widerstrebt hätte.

„Nachdem er ferner aus der Durchsicht einiger bei Friedland vorgefundener Briefe die Gewißheit erhalten, daß der Herzog von Sachsen, Franz Albert (wie es sein Schreiben an Friedland verhieß) bald in eigener Person erscheinen werde und ihm Truppen folgen würden, um die verschlossenen Pässe zu öffnen, damit sich die verbündeten Regimenter mit Friedland vereinigen und so die Hauptabsicht ausführen könnten, sandte er verschiedene Reiter- und Dragonergeschwader auf die Wege aus, die nach der Pfalz führen, mit dem Befehl, den besagten Herzog, wo sie ihn immer treffen würden, in des Kaisers Namen nach Eger zu führen, was auch so geschehen ist."

Dem Grafen Gallas berichtete Buttler ganz kurz Waldstein's Ermordung, und erließ, mit Gordon vereint, eine Proclamation an die Armee. In dieser heißt es, daß Waldstein mit den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, sondern auch des Kaisers Erbkönigreiche und Lande in die äußerste Gefahr und Ruin habe stürzen und tractiren wollen. Weshalb sie, als des Kaisers Getreue, die nachdrücklichsten Mittel an die Hand genommen, des Kaisers Soldatesca, Erbkönigreiche und Länder zu conserviren, und geben somit zu wissen, daß durch sonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beistand der militairischen Execution, gestrigen Tages alle und jedwede, dahier gewesene Ihrer kaiserlichen Majestät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tod gebracht worden. Schließlich werden Alle aufgefordert, auf die befestigten Orte ein besonderes wachsames Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiserlichen Majestät expressemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Wesens Conservation sich dermaßen angelegen sein zu lassen, wie es des Kaisers Dienst und ihre Pflichtschuldigkeit erfordert.

Die Truppen blieben ruhig. An einem einzigen Orte, in Schlesien, empörten sich einige Regimenter, wurden aber schnell zur Ordnung gebracht.

Man hat bis jetzt geglaubt, der Kaiser habe die Ermordung veranlaßt,

indem er den Befehl gegeben, Waldstein lebendig oder todt einzubringen, und ihn dadurch in die Acht oder vogelfrei erklärt habe. Diese Ansicht und Behauptung gründet sich vorzugsweise auf den „ausführlichen und gründlichen Bericht der vorgewesenen Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulichen Prodition. Auf sonderbaren der römischen kaiserlichen Majestät Allergnädigsten Befehl," in welchem ein solcher Befehl angedeutet scheint. Diese Vertheidigungsschrift hat folgerecht und verzeihlich selbst die gleichzeitigen kaiserlich gesinnten Schriftsteller Khevenhiller und Gualdo Priorato irre geführt. Da aber weder im ersten noch im zweiten Patent gegen Waldstein die fragliche Formel enthalten war, hat man den Widerspruch zwischen dem Schweigen der beiden Patente und dem obenerwähnten ausführlichen und gründlichen Bericht dadurch auszugleichen gesucht, daß man annahm, es sei vom Kaiser ein geheimer Specialbefehl mit der Formel „lebendig oder todt" an die Feldherren erlassen worden. Dieser Meinung haben bis jetzt fast alle Schriftsteller gehuldigt.

Diese Meinung ist aber grundfalsch. Der Kaiser hat nie einen Befehl erlassen des Inhalts, daß Waldstein, lebend oder todt, eingeliefert werden solle. Der Kaiser hat an der Ermordung Waldstein's, weder direct noch indirect, auch nur den allerentferntesten Antheil. In keinem Archive irgend eines Staates, Landes oder eines Privaten ist je ein solcher Befehl gefunden, ja nicht einmal eine Hinweisung auf einen solchen Befehl ist je entdeckt worden.

Ein solcher Befehl, wenn er je gegeben worden wäre, hätte wenigstens den vertrautesten Feldherren und Räthen des Kaisers bekannt sein müssen, namentlich Gallas, Aldringen, Piccolomini, Maradas, Marchese di Caretto und dem Hofkriegsrath Pucher; aber von allen Diesen läßt sich aus ihren auf uns gekommenen Berichten beweisen, daß ihnen kein solcher geheimer Befehl bekannt war.

Die Bemühungen und Anstalten aller Feldherren gingen nur dahin, Waldstein aus Böhmen zu treiben (was geradezu einem geheimen kaiserlichen Befehl, ihn lebendig oder todt einzubringen, widerspricht und dessen Nichtexistenz beweiset), und erst nachdem sie glaubten, daß er sich in Eger festgesetzt habe, ihn daselbst einzuschließen und seine Vereinigung mit den Feinden zu verhindern.

Gewiß hatte der Kaiser einen so blutigen Ausgang auch nie gewünscht; aber der Drang der Verhältnisse und um seine treuesten Diener nun nicht

von sich zu stoßen, ließ ihm nichts übrig, nachmals durch eine Sententia post mortem (Urtheil nach dem Tode) die That auf sich zu nehmen, und die mit der Blutthat ihm bewiesene Hingebung zu belohnen. Er empfing Buttler in feierlicher Audienz, verlieh ihm eine goldene Gnadenkette und den Kammerherrnschlüssel, erhob ihn zum General und Grafen und schenkte ihm verschiedene der confiscirten Herrschaften Waldsteins. Gordon, Leslie, Geraldin, Deveroux, Gallas, Piccolomini, Albringen wurden nicht minder reichlich mit Titeln und Würden beehrt und meist mit Herrschaften aus Waldstein's Nachlaß belohnt.

Waldstein hinterließ keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur eine Tochter, Marie Elisabeth, welche nachmals mit dem Grafen Rudolph Kaunitz sich vermählte.

Der leidtragenden Witwe Waldstein's wurde von dem großen Besitzthum ihres Gemahls nur die kleine Herrschaft Neuschloß gelassen.

Waldstein's Leichnam ward in einem sehr elenden Sarge anfangs in Mies bei den Franziskanern beigesetzt, später (1636) aber mit kaiserlicher Erlaubniß auf vieles Bitten seiner Witwe übergeben, welche ihn nach der Walditzer Karthause bei Gitschin bringen und daselbst beisetzen ließ. Der schwedische General Bannér beging, als er i. J. 1639 nach Gitschin kam, den rohen Frevel, den Kopf und die rechte Hand des gefürchteten Feldherrn aus dem Sarge herauszunehmen und nach Schweden zu schicken. Die traurigen Ueberreste blieben über hundert Jahre lang unbeachtet in jener Kapelle der Karthäuser, bis Graf Vincenz von Waldstein sich von dem Kaiser Joseph II. die Erlaubniß erbat, die Gebeine seines ruhmwürdigen Vorfahren aus dem aufgehobenen Kloster Walditz nach Münchengraz führen zu dürfen, wo sie nach einem feierlichen Todtenamte in der St. Annen-Kapelle am 3. März 1785 beigesetzt wurden.

(Nach Actenstücken, und den Werken eines Hormayr, Mailáth, Meynert, Förster, Helbig, Tudik und Reerel bearbeitet vom Herausgeber.)

Heinrich Graf von Holk,

kaiserl. Feldmarschall.

Heinrich von Holk, nicht Holke, wie man oft schrieb, war um 1590 als dänischer Lehensmann aus einem nun erloschenen schleswigschen Adelsgeschlechte auf der Insel Alsen geboren, diente Anfangs seinem Könige Christian IV. von Dänemark im Kriege, und trotzdem, daß er sich in den Kriegen gegen Oesterreich in mehreren Gefechten durch Muth und Tapferkeit bemerkbar machte, währte es doch lange, bis er Oberst wurde. In dieser Eigenschaft führte er 1627 sechs Compagnieen schleswigscher Landmiliz gegen die Kaiserlichen; seine Truppen wurden aber von dem kaiserlichen General Grafen Heinrich von Schlick geschlagen und zerstreut. In demselben Jahre traf er bei Bernstein in der Neumark wieder auf die Kaiserlichen und wurde gefangen, kam aber bald wieder in Freiheit und erhielt von seinem Könige den Auftrag, sich mit einer Abtheilung Schottischer Truppen, welche als Hilfsvölker nach Dänemark gesandt waren, nach Stralsund zu werfen. Hier befehligte er die Besatzung, als Waldstein 1628 diesen Platz belagerte. Durch seine muthvolle Vertheidigung Stralsunds zog er nicht blos die Aufmerksamkeit des kaiserl. Generalissimus auf sich, sondern erwarb sich auch dessen Achtung. Als daher 1629 Dänemark zu Lübeck mit dem Kaiser Frieden schloß, zog ihn Waldstein aus dem dänischen in den kaiserlichen Dienst und beauftragte ihn, ein Regiment von 3000 Mann anzuwerben, wozu er ihm die Gegend um Lübeck und Pinneburg anwies. Bei einem Aufenthalte in Böhmen in jener Zeit gerieth Holk mit einen Waffengefährten, dem Obersten Bechmann, beim Würfelspiel in Streit und Zweikampf, bei welchem Bechmann getödtet wurde und Holk das linke Auge verlor. Schwer verwundet wurde Letzterer auf das benachbarte Schloß Prachetitz gebracht und von der Besitzerin desselben, der verwitweten Gräfin Ursula von Hessenstein, menschenfreundlich gepflegt. 1631 führte Holk sein Regiment unter Tilly in die alte Mark und später in die Gegend von Magdeburg, wo ihn der Schwedenkönig Gustav Adolph durch den Rheingrafen Otto Ludwig überfallen ließ. Holk wehrte sich herzhaft und nur durch die

Uebermacht des Feindes wurde sein Regiment aufgerieben. Als Waldstein nach der Schlacht von Breitenfeld zum zweiten Male den Oberbefehl übernahm, wurde Holk zum General erhoben und mit 6000 Mann nach Böhmen gesendet, um die dort von den Sachsen besetzten Städte Ellnbogen, welches er am 25. Juni 1632 durch Capitulation nahm, Eger und Kaden zu befreien. Von da brach er, nachdem er sein Armeecorps auf 12,000 Mann verstärkt hatte, wie ein Blitz in das sächsische Erzgebirge ein, um nach Waldsteins Auftrag den Abfall des Churfürsten von Sachsen von der kaiserlichen Partei zu bestrafen. Holk erhielt Befehl, auf's Strengste zu verfahren, und bei seiner rauhen Gemüthsart bedurfte es des Befehles nicht erst. Unnennbarer Jammer kam mit seinem Einrücken in das Voigtland und das Erzgebirge. Im Juli schon war Holk an der böhmisch-sächsischen Grenze, um die Pässe zu recognosciren, hin- und hergezogen. Von Seiten des Churfürsten von Sachsen war zur Vertheidigung dieses Landestheiles auch sehr wenig geschehen, ja der sächsische Oberst Pflugk, welcher in Lengenfeld lag und der Einzige war, der an Vertheidigung dieses Landestheiles dachte und selbe organisiren wollte, wurde eiligst nach Dresden abgerufen. So brach nun Holk über die sich der thörigtsten Ruhe und Sicherheit hingebenden Bewohner der sächsischen Grenzorte plötzlich herein. Am 14. August öffnete sich Holk, wie eine alte sächsische Chronik erzählt, „den Rittersgrüner Paß, der sehr eng, bergigt, theils morastig und wild ist. Vier Stunden lang mußten Holk's Truppen über rauhen Wald passiren und durch die Rittersgrün, die wegen der Felsen und unebenen Straßen von Krümmen und Steinen so schwer zu fahren, daß sie an Stücken und Munitionswagen viel zerbrachen und in Crandorf einen ganzen Tag haben schmieden und bauen müssen. Woher nicht Unmögliches gewesen, mit 3000 Mann die ganze Armee aufzuhalten."

Als Holk an den sächsischen Grenzstein kam, soll er geäußert haben: „So bin ich nun in's Churfürsten Land, er mag zusehen, wie er mich wieder hinaus bringt." Sein Vortrab war unter dem Obersten Isaak von Brandenstein bald vor Annaberg angelangt und zog dann über Marienberg nach Oederan, wo die Truppen schrecklich haus'ten. Als Holk nun selbst in Annaberg anlangte, bewog ihn ein edler Zug von Dankbarkeit, dieser Stadt zu schonen. In Annaberg befand sich nämlich Sidonia, die hinterlassene Tochter jener Gräfin von Hessenstein, bei welcher Holk nach

seinem erwähnten unglücklichen Zweikampfe so liebevolle Pflege gefunden hatte und legte jetzt Fürbitte für die geängstigte Stadt ein, welche dadurch den Kriegsgräueln entging. Ein ähnlicher Zug ritterlichen Hochsinnes ließ ihn auch das erzgebirgische Dorf Mittweida, den Sammelplatz einer sächsischen Freischaar, aus dem Grunde verschonen, weil sich daselbst die Tochter seines einstigen Freundes, des von ihm im Duell getödteten Obersten Bechmann, aufhielt. Nicht so großmüthig verfuhr er gegen die Stadt Zwickau, wohin er nach der Einnahme von Chemnitz und Freiberg zog. Zwar gestand er jener Stadt, die sich Anfangs vertheidigen wollte, leidliche Bedingungen zu. Als aber später Waldstein persönlich nach Zwickau kam, trug Holk selbst dazu bei, daß sein früherer Accord gebrochen wurde, indem er, obgleich Protestant von Geburt, erklärte: Ketzern brauche man nicht Wort zu halten, und einen Zwickauer Rathsherrn, welcher ihn an sein Versprechen erinnerte, unter Hinweisung auf Waldsteins Ankunft mit dem frostigen Scherze abfertigte: „Wenn der Herr Christus kommt, müssen die Apostel schweigen und ihn machen lassen." Von Zwickau zog er nach Plauen im sächsischen Voigtlande, wo er sich mit der Hauptarmee unter Waldstein vereinigte und mit dieser sich gegen Leipzig wendete. Am 21. October rückte er vor diese Stadt, drang ungeachtet des lebhaften Feuerns der Besatzung mit dem Geschütze in die Vorstädte, pflanzte es auf die Gebäude derselben und beschoß damit die Stadt selbst auf das Wirksamste. Als diese sich ergab, das dortige Schloß, die Pleißenburg, aber sich zu vertheidigen fortfuhr, umgab er es mit Batterieen, welche Muster für jeden Belagerer einer Festung waren und die Pleißenburg bald zur Uebergabe zwangen. Bei Lützen war es vorzüglich Holk, der den noch unentschlossenen Waldstein zur Schlacht bestimmte, die, mag man über ihren Ausgang sagen was man will, doch die Sache des Kaisers in eine günstigere Lage versetzte, als sie vor derselben gewesen war. Bei Lützen führte Holk den rechten Flügel der Kaiserlichen, machte den Feinden jede Hand breit Erde streitig, nahm ihnen durch einen kühnen Reiterangriff mehrere von ihnen bereits eroberte Geschütze wieder ab, drängte sie bis an den Graben vor die Front zurück und mußte erst später dem ungestümen allgemeinen Angriffe Bernhards von Weimar weichen. Obgleich bei Lützen verwundet, folgte Holk dem Hauptheere nach Böhmen und Schlesien und wurde hierauf im Frühjahre 1633 von Waldstein mit einem Korps durch Böhmen nach Meißen und wieder in das

sächsische Erzgebirge gesendet, verwüstete hier Alles mit Feuer und Schwert, eroberte und plünderte Zwickau, Schneeberg, Marienberg, Hof, Plauen, Oelsnitz, Reichenbach, haus'te furchtbar in den altenburgischen Landen, rückte dann am 7. August in drei Colonnen auf Leipzig, welches nach der Lützener Schlacht den Kaiserlichen wieder verloren gegangen war, und aus welchem sich nun ein beträchtlicher Theil der Einwohner flüchtete.

Am 8. traf Holks Vortrab vor Leipzig ein, welcher aber keinen Einlaß erhielt, da sich die Stadt, welche in Ermangelung von Soldaten 400 Handwerker bewaffnet hatte, auf einen ernsten Widerstand gefaßt gemacht hatte. Als Holk endlich selbst hier eintraf, ließ er auf die Weigerung, sich zu ergeben, einige Batterieen aufwerfen, die Stadt heftig, ja mit glühenden Kugeln beschießen und dann nochmals zur Uebergabe auffordern. Der Rath bat nur um ein paar Tage Stillstand, der aber nicht gegönnt, sondern mit Beschießung der Art fortgefahren wurde, daß — wie die Chronik sagt — der Feuerkugelregen fast keine Minute aussetzte. Als nun nach etlichen Tagen tapferer Gegenwehr in der nicht einmal mit Soldaten versehenen Stadt überall Brand aufging, wollten die Kaiserlichen mit dem Thorsprengen einen Versuch machen, wurden aber, der Unordnung in der Stadt ungeachtet, zurückgeschlagen. Endlich aber ward das Geschrei der Weiber und Kinder zu groß, welche den Rath um Alles baten, die Stadt zu übergeben. Man schickte einen Trompeter hinaus, um nur einige Stunden Waffenstillstand zu erringen. Holk aber ließ antworten: Zeit könne er nicht mehr gestatten, er habe sie vorher zweimal gewarnt. Nun ging eine Deputation vom Rathe und von der Universität zu Holk, welcher endlich auf vieles Bitten eine Capitulation bewilligte, nach welcher die Stadt binnen 24 Stunden 80,000 Thaler Brandschatzung erlegen mußte, und da dieses in der kurzen Frist nicht so leicht möglich geworden war, mußte die Stadt noch viel durch Raub und Plünderung erdulden.

Am 12. August Nachmittags 4 Uhr rückte Holk nebst den höheren Offizieren und einem Regiment von 8 Compagnieen zu Fuß und einigen Schwadronen in Leipzig ein. Inmittelst hatte Holk auch das Schloß Pleißenburg wieder zur Uebergabe auffordern lassen, welches sich aber dies Mal so standhaft hielt, daß er am 15. unverrichteter Dinge abziehen mußte. Der Rückzug von Holks Korps ging zum Theil über Zwönitz, Grünhain, Schwarzenberg und Rittersgrün nach Böhmen. Auf dem Marsche dahin lös'te sich diese Abtheilung seines Corps, aufgerieben durch

Krankheiten, zum größten Theile auf. Eine andere Abtheilung unter Holks eigener Führung marschirte über Zwickau.

Beinahe hätte Holks enge Verbindung mit Waldstein ihn in dessen tragisches Geschick verflochten; denn während der geheimen Unterhandlungen, welche Waldstein damals mit Schweden und Sachsen pflog, machte der sächsische General Arnim bereits den Vorschlag: der schwedische Kriegskanzler möge einige schwedische Regimenter zu Holk stoßen lassen, wogegen sich eben so viele waldsteinische mit den sächsischen Truppen in Schlesien vereinigen sollten. Dahin kam es jedoch nicht, und Holk war vom Schicksal bestimmt, auf profanere Weise zu enden. Sein Heer wurde nämlich beim Rückzuge nach Zwickau, von der in dieser Stadt wüthenden Pest ergriffen und furchtbar decimirt. Holk eilte deshab schnell in das Voigtland, verbrannte Aue, weil ein dortiger Einwohner einen Marodeur seines Heeres erschlagen hatte und rückte nach Adorf. Immer noch wüthete die Pest in seinem Heere; sie ergriff zuletzt ihn selbst und er starb, der tapfere, aber grausame Holk, im Dorfe Droschenreuth bei Adorf am 28. August 1633 eines jämmerlichen Todes.*) Auf seinem Sterbelager sehnte er sich nach geistlichem Troste und verlangte in Ermangelung eines katholischen Geistlichen einen Prediger, der aber auch nicht aufzutreiben war, weil fast die gesammte Geistlichkeit aus Furcht vor den Soldaten in die Auerbach'schen Wälder geflohen war. Erst nachdem er mehrere Reitercommando's ausgesendet, und einen Preis von 600 Thalern auf die Herbeischaffung eines Predigers gesetzt hatte, wurde ein solcher im Walde gefunden, traf aber den Feldherrn schon nicht mehr am Leben. Holks Leiche wurde im folgenden Jahre in sein dänisches Vaterland abgeführt.

Während seines Einfalles in Sachsen sollen 12,000 Wagen voll Beute und 15,000 Stück Vieh durch den Rittersgrüner Paß nach Böhmen geschafft worden sein, und das Vieh war in Sachsen so selten, daß die Böhmen spottweise sagten, wenn im Meißner Lande noch eine Kuh wäre, so wollten sie ihre Hörner vergolden lassen.

---

*) Auf Holks Tod erschien von einem gleichzeitigen Dichter folgendes lateinische Epigramm:

Quis neget hic meritis pretium par reddere Divos!
Qui tua pestis erat, Misnia, peste perit.

Holks Dienste waren so hochgeschätzt, daß ihn der König von Dänemark zurückrief und im Weigerungsfalle mit Einziehung seiner Güter drohte. Da aber Waldstein ihn nicht entbehren wollte, so ließ er ihn unter vier sehr beträchtlichen Herrschaften eine zur Schadloshaltung wählen. Kaiser Ferdinand II. erhob ihn in den Grafenstand, ernannte ihn zum Feldmarschall, und verlieh ihm ebenfalls Güter in Böhmen. Holk war ein unübertroffener Meister im kleinen Krieg; die Kühnheit und Umsicht, mit welcher er, mit verhältnißmaßig geringen Streitkräften und oft in harter Nähe großer feindlicher Streitkräfte, feindliche Landschaften in Furcht erhielt, in ausgesaugten Gegenden Unterhalt für sein Heer fand, machte ihn damals zu einem wichtigen Werkzeuge in der Hand des Friedländers. Nur Schade, daß Holk sich dabei meist auf erbarmungslose Strenge und Grausamkeit stützte, und oft selbst gegen Unbewehrte wüthete. Seine Anhänglichkeit an Waldstein war sehr groß, und es mochte wohl für ihn ein günstiges Geschick darin liegen, daß der Tod ihn früher abberufen, bevor er durch Waldsteins Gunst und Freundschaft sich zur Theilnahme an Plänen, Entwürfen und Thaten hätte dahinreißen lassen, die zweifelsohne auch ihm verderblich geworden und den Ruf seiner Treue verdunkelt hätten.

Johann Graf von Aldringen,

Freiherr zu Koschin und Groß-Lipna, kaiserl. Feldmarschall.

Johann Graf von Aldringen (insgemein der Altringer genannt), einer der berühmtesten österreichischen Heerführer im 30jährigen Kriege, ward den 22. Juli 1591 zu Diedenhofen (Thionville in den Niederlanden) geboren und war der Sohn sehr armer Leute von niedriger Herkunft. Aber in der ersten Erziehung dennoch von seinen wackern Aeltern mit einigen Kenntnissen ausgerüstet, bildete er seinen natürlich scharfen Verstand durch eine Reise, die er im Gefolge zweier Edelleute machte, welche nach Paris gingen, um dort die hohe Schule zu besuchen, so weit aus, daß sie ihn zu manchen Schreibgeschäften verwendeten, und ihn auf ihren weiteren Studienreisen auch nach Italien mitnahmen. Durch beharr-

lichen Fleiß hatte Aldringen sich so viele Kenntnisse erworben, daß er dort die Bekanntschaft des Grafen Johann Madruzzi, Obersten eines Mailändischen Regimentes, machte, welcher ihn als Privatsecretair in seine Dienste nahm, und ihn in dieser Eigenschaft später an seinen Bruder, den Cardinal und Bischof von Trient, Grafen Carl Madruzzi, abtrat. Durch Neider und Mißgünstige, welche ihn bei dem Cardinal verläumdeten, verlor er bald diese angenehme Stelle und so wanderte er tief gekränkt, ohne bestimmten Plan nach Innsbruck. Auf dem Wege dahin wandelte ihn der seltsame Entschluß an, den Stand desjenigen zu ergreifen, der ihm dort zuerst begegnen würde. Dies war ein kaiserlicher Werbeoffizier, und Aldringen trat sofort als gemeiner Soldat in Kriegsdienste. Als Mann von Kopf und Herz, begünstigt durch sein vielseitiges Talent, fand er sich mit Leichtigkeit in die schweren Pflichten seines neuen Berufes, welchen er bald recht lieb gewann und den Degen in Kürze eben so leicht und geschickt als die Feder führte. Durch sein Wohlverhalten, durch seine Brauchbarkeit und seinen verläßlichen Character bald sich bemerkbar machend, ward er in Kürze zum Offizier befördert und durchlief eben so rasch die nächsten Rangstufen, so daß er 1622 bei der Belagerung Heidelbergs durch Tilly, bereits als Oberst ein Infanterieregiment commandirte. Später wurde er zum General-Commissair in dem von Waldstein neugebildeten Heere ernannt. In dieser Eigenschaft begleitete er das Heer nach Sachsen und erhielt dort den Auftrag, nebstbei auch den Befehl über einige nach Dessau beorderte Regimenter zu übernehmen.

Als nämlich Waldstein 1625 seinem Gebieter Ferdinand II. ein mächtiges Heer wie durch Zauberwerk geschaffen hatte, konnte der bis zu dieser Zeit durch liguistische Truppen gegen die niedersächsischen Kreisstände nur lau geführte Krieg mit neuer Kraft begonnen werden. Waldstein ließ das wichtige Dessau*) noch im Spätherbste durch den tapfern General-Commissair und Obersten Aldringen mit zwei Regimentern Fußvolk besetzen, über die Elbe eine Schiffbrücke schlagen, und diese durch einen Brückenkopf decken; während er selbst beim Beginn der günstigeren Jahreszeit mit der Hauptarmee von Halberstadt gegen Wolfenbüttel aufzubrechen beabsichtigte, um durch diese Bewegung das feindliche Heer von Thüringen fern zu halten.

*) Siehe Hirtenfelds österreichisches Militairlexikon, Band II. pag. 54.

König Christian IV. von Dänemark, welcher sich an die Spitze der Kreisstände gestellt hatte und durch die Einnahme von Dessau den Feldzug des Jahres 1626 auf eine glänzende Weise eröffnen wollte, beorderte den Grafen Ernst von Mansfeld zu dieser Unternehmung, dessen unerwarteter und heftiger Angriff am 1. April an der Tapferkeit der Besatzung Dessau's zwar scheiterte, der aber am 21. April mit 20,000 Mann und vielem Geschütze zurückkehrte und nun zu einer regelmäßigen Belagerung des Brückenkopfes schritt, die er mit großer Thätigkeit betrieb.

Waldstein war um diese Zeit noch nicht gegen Wolfenbüttel aufgebrochen. Die plötzliche Rückkehr Mansfelds nöthigte ihn, diesen Plan vorläufig aufzugeben und auf die Sicherung von Mähren und Schlesien bedacht zu sein, da beide Provinzen nur durch einige schwache Garnisonen besetzt waren. Er stellte daher die getroffenen Marschanordnungen ein, entsendete den Obersten Grafen von Schlick mit einigen Reiterregimentern zur Unterstützung des hart bedrängten Obersten Aldringen gegen Dessau und befahl Letzterem, sich bis zur Ankunft des Fußvolkes um jeden Preis zu halten.

Indessen waren Mansfelds Erdarbeiten so weit vorgerückt, daß dieser am Morgen des 25. stürmte. Unter der Begünstigung eines heftigen Geschützfeuers drangen die Stürmenden zwar wiederholt bis an den Grabenrand, doch wurden sie von den Kaiserlichen jedes Mal zurückgetrieben, und selbst als sich Mansfeld an die Spitze seiner Truppen stellte, gelang es diesen nicht, die Brustwehr zu ersteigen. Indessen ermattete der Widerstand der Vertheidiger mehr und mehr, einzelne weniger Muthige verließen ihre Posten — da nahte im entscheidenden Augenblicke Waldstein mit seinem Fußvolke, welches, durch ein dichtes Gehölz am linken Elbufer gedeckt, heranzog, nach und nach die von dem vorsichtigen Aldringen mit Zelten überspannte Schiffbrücke überschritt, und die mit der Elbe gleichlaufenden Verlängerungen des Brückenkopfes besetzte, während eine am linken Ufer des Flusses aufgeführte Batterie die rechte Flanke der Stürmenden bestrich und Graf Schlick mit einigen Reiterregimentern in das nahe, rechts vom Brückenkopf liegende Gehölz rückte.

Mittlerweile war der letzte Sturm durch die von neuem Muthe beseelte Besatzung wacker abgeschlagen worden. Mansfeld hatte sich bei dieser Gelegenheit die Ueberzeugung verschafft, daß der Gegner bedeutende Verstärkungen erhalten habe. Er hielt daher die Erneuerung seines An-

griffs für unausführbar und rüstete sich durch Abführung seines Geschützes zum eiligen Abzuge, den er unter dem Schutze seiner Reiterei ungefährdet auszuführen hoffte.

Ehe er aber seine Vorbereitungen beendigen konnte, ging Waldstein zum Angriff über.

Aldringen und Schlick drangen mit Ungestüm, jener aus dem Brückenkopf, dieser aus dem erwähnten Wäldchen, auf die feindliche Reiterei ein, warfen diese über den Haufen und zersprengten das noch nicht vollkommen geordnete Fußvolk, welches sich nach einem unbedeutenden Widerstande in voller Flucht auflös'te.

Mansfeld verlor **3000** Mann und **9** Geschütze, und sammelte die Flüchtigen im Brandenburgischen, von wo er Ende Juni, durch englische Hilfstruppen verstärkt, gegen Schlesien und Mähren aufbrechen wollte, um sich mit Bethlen-Gabor zu vereinigen. Durch den Rücktritt Bethlens vom Kriegsschauplatze kam aber diese Vereinigung nicht zu Stande.

Zur Belohnung seiner trefflichen Kriegsdienste, insbesondere für die muthvolle und umsichtige Vertheidigung Dessau's, erhob Kaiser Ferdinand II. den wackern Aldringen in den Freiherrnstand mit dem Prädikate von Koschin und Groß-Lipna, und verlieh ihm ein eigenes Infanterieregiment.

Als kaiserlicher Bevollmächtigter nahm Aldringen **1628** Mecklenburg für den Herzog von Friedland in Besitz und wohnte den Belagerungen von Krempe und Glückstadt bei. Das Jahr darauf war er wieder als kaiserlicher Bevollmächtigter im Niedersächsischen Kreise thätig, um die Zurückstellung der geistlichen Güter zu bewirken, und eilte dann nach Lübeck, wohin er, um den Friedensverhandlungen mit Dänemark beizuwohnen, berufen ward.

Nach dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark (**6**. Juli **1629**) wurde Aldringen von Waldstein mit wichtigen Aufträgen an den Kaiser nach Wien gesandt und, da man hier eben einen kriegerischen Zug nach Italien, wegen des erledigten Mantua vorbereitete, vom Kaiser zum Generalmajor ernannt und unter Collalto's Obercommando nebst Gallas und Fürstenberg mit mehreren Regimentern nach der Lombardei gesendet, wo er **1630** Belfonte und Gagula wegnahm und gemeinschaftlich mit Gallas am **18**. Juli **1630** Mantua, die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, eroberte.

Da es nach der Zeiten Sitte nirgends ohne Plünderung abging, so ward hier arg gehaus't. Der herzogliche Schatz soll, wie man sagt, in Aldringens Hände gerathen sein, und mit diesem soll er den Grund zu seinem nachmaligen ansehnlichen und beträchtlichen Vermögen gelegt haben. Der Schweden Landung und Fortschritte veranlaßten Aldringen, nach Deutschland zurückzukehren. Er und Fürstenberg führten nun den größten Theil der Truppen dahin zurück. Aldringen rückte in Würtemberg ein und zwang dessen Herzog, die Partei der Feinde des Kaisers zu verlassen. Hierauf eilte er, da es dringend geboten war, das kaiserliche Hauptheer unter Tilly zu verstärken, das **1631** wider die Schweden in Sachsen stand. Leider erreichte es Aldringen nicht mehr, sondern kam nur bis Erfurt, als er hier die Nachricht von Tilly's Niederlage bei Breitenfeld erhielt. Im Hessischen vereinigte er sich endlich mit Tilly. Beide nun vereint, wandten sich dann nach Franken, wo sie Bamberg von den Schweden befreiten, und setzten sich am Lech fest, um dem Könige Gustav Adolph den Uebergang über diesen Fluß streitig zu machen.

Hier wurde Aldringen bei dem Gefechte, in welchem sich der Feind dennoch den Uebergang erzwang, gleichzeitig mit Tilly verwundet; eine dicht an seinem Kopfe vorbeisausende Kanonenkugel streifte ihn und warf ihn etwas unsanft zu Boden. Nach Tilly's Tode übernahm Aldringen, obwohl selbst kaum hergestellt, vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt, den Oberbefehl über das liguistische Heer, welches er einige Wochen später dem nun wieder an die Spitze gestellten Waldstein bei Eger zuführte. Gemeinschaftlich mit diesem zog er dann nach Nürnberg, schloß es ein und legte bei dem heftigen Angriffe Gustav Adolphs auf das verschanzte Lager, Beweise großer Umsicht und seltenen Muthes an den Tag.

1633 befehligte Aldringen ein abgesondertes Corps in Baiern und legte hier Proben von einem ganz eigenthümlichen Talente ab. Bekanntlich handelte damals Waldstein mehr im eigenen als im Interesse des Kaisers, weshalb Aldringen oft Befehle von Beiden erhielt, die einander gänzlich entgegen waren. Dennoch suchte er Beiden zu gehorchen und wenigstens jeden Schein eines Ungehorsams zu vermeiden. Der Kaiser befahl ihm, im Vereine mit dem aus Italien kommenden Herzoge von Feria, die in Schwaben und Elsaß stehenden schwedischen Heeresabtheilungen zu vertreiben; Waldstein hingegen verbot ihm dies bei strenger Ahndung.

Aldringen ergriff das Auskunftsmittel, eine große strategische Thätigkeit gegen die Schweden zu entwickeln und hinderte dieselben, sich dort fester zu setzen, vermied aber jede größere Schlacht, wofür er immer einen in den Verhältnissen liegenden Grund angab, und befriedigte solcher Gestalt freilich lange Zeit seine beiden Gebieter, ohne aber die Sache des Kaisers dabei besonders zu fördern. Memmingen, Kaufbeuern, Landsberg, Dutlingen, Willingen nahm Aldringen ohne viele Umstände weg und zog dann an den Bodensee, um sich endlich doch mit dem Herzoge von Feria zu vereinigen, der ihm **14,000** Mann spanisches Kriegsvolk zuführte. Dem vereinigten, nun beiläufig **30,000** Mann starken Heere ergab sich nun auch die Reichsstadt Biberach, der Schlüssel von Schwaben. Beide Heere zusammen, umgeben von tüchtigen Generalen, hätten manch erfolgreichen und folgenwichtigen Kampf führen können, hätte anders der Deutsche zum hochfahrenden Spanier, hätte der weichliche Italiener zum rauhen Herbstkriege im rauhen Deutschland gepaßt, und wären Aldringen nicht, wie erwähnt, durch die widersprechendsten Ordres die Hände gebunden worden. Bei dem vereinigten Heere befand sich auch der Feldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach, aus uraltem alemannischem Freiherrngeschlecht, ein Siegesgefährte Tilly's, der mehrjährige Vertheidiger Stade's, der Waffengenosse Pappenheims im Zuge auf Mastricht, der das Feld bei Lützen behauptet, und dann mit seinen hin- und hergewürfelten Regimentern nach der kurzen böhmischen Winterruhe im Frühlinge zu Aldringen in Oberschwaben gestoßen war, um in jenem Winkel Deutschlands als Schutzhort der österreichischen Vorlande sich einen unvergessenen Namen zu erwerben. Solchem mächtigen Heere, solchen tüchtigen Generalen gegenüber mußten die Schweden unter Bernhard von Weimar und Horn von Breisach, Zabern und Hagenau bald abziehen; da aber Aldringen jede Gelegenheit zu einer Schlacht, selbst die günstigste dazu, bei Sulz (am **18**. October), vermied, so überwarf er sich bald mit Feria, beide trennten sich und Aldringen blieb allein noch einige Zeit im Breisgau. Feria zog mit seinem Heere auf langen Irrwegen nach Baiern. Auf dem Wege dahin schmolz dasselbe durch kleine Gefechte, Ausreißer und Krankheiten sehr zusammen und Feria selbst starb bald darauf zu München.

Auch Aldringen, dessen Heer ebenfalls von Krankheiten stark heimgesucht worden, zog **1633** aus dem Elsaß, durch Schwaben nach Baiern. Auf dem Zuge dahin berührte Aldringen Regensburg und fand hier

Veranlassung, eine strenge, ja fast grausame Justiz zu üben.* Die wichtige Festung Ingolstadt stand damals unter den Befehlen des bairischen Generals Kratz von Scharpfenstein; Kratz hatte viele Verdienste, daher ihn Tilly, der sie anerkannte, noch ehe er verschied, zu seinem Nachfolger ersah. Gleichwohl war ihm Aldringen vorgezogen und mit dem Oberbefehl betraut worden. Die Rache, welche seitdem in Kratz's Brust kochte, verleitete ihn, die wichtige Festung den Schweden in die Hände spielen und so sein Müthchen durch diesen bösen Streich kühlen zu wollen.

Allein der Anschlag mißlang an der Wachsamkeit der treuen Besatzung, Kratz flüchtete sich nur mit Mühe zu den Schweden, hingegen sein Mitschuldiger der Oberste Georg von Fahrensberg ward ergriffen und nach Regensburg zu Aldringen gebracht.

Fahrensberg war der Sohn eines tapferen adeligen Livländers, der sich in den Kriegen Polens wider Schweden und Rußland einen bedeutenden Namen erworben hatte.

Auf Geheiß Aldringens ward Fahrensberg, trotzdem daß manche Gründe ihn der Gnade empfahlen, zur Enthauptung verurtheilt und sollte diese am 29. Mai zu Regensburg, in Gegenwart Aldringens stattfinden. Fahrensberg wollte am Richtplatze noch eine Rede halten und seine Unschuld betheuern, es wurde ihm aber Schweigen bedeutet und niederzuknieen befohlen. Er that es, bückte sich aber, während der Scharfrichter den Streich führte, so daß das Schwert über seinem Haupte wegfuhr, worauf er von der Bühne sprang und nicht mehr zu bewegen war, sie nochmals zu besteigen. Aldringen befahl, das Urtheil mit Gewalt an ihm zu vollziehen, und nun traten vier Scharfrichter auf, die ihn, da er sich nicht ruhig hielt, in Stücke hieben.

Erst einen Tag später soll Fahrensbergs Begnadigung, welche seine Frau am Hofe zu Wien flehentlichst erbat, nur leider zu spät, eingetroffen sein. —

Von Härte, Geiz und Habsucht kann man unsern Feldherrn nicht freisprechen, Kriegssteuern trieb er mit unerbittlicher Strenge, selbst von dem Aermsten ein und war bemüht, wo es sein konnte, im Kriege sein Bestes zu bedenken.

Gleichwohl mußte er seiner Habsucht zu gebieten gewußt haben, da er den glänzendsten Versprechungen Waldsteins, der ihn wiederholt zu sich nach Pilsen lud, kein Gehör gab. Durch schlaue Ausreden,

Krankheit vorschützend und unter heuchlerischen Betheuerungen seiner Bereitwilligkeit, wußte sich Aldringen von all den gefährlichen Plänen Waldsteins fern und frei zu halten. Er hielt seine Truppen in Baiern zusammen und wurde daher nach Waldsteins Tode von dem Kaiser in den Grafenstand erhoben und für seine Treue mit mehreren Gütern des ermordeten Kinsky, worunter die Herrschaft Teplitz, belohnt.

In dem Feldzuge 1634 entfaltete Aldringen, jetzt durch keine geheimen Gegenbefehle mehr beirrt, sein ganzes großes strategisches Talent und hinderte die Schweden an der beabsichtigten Vereinigung zum Entsatze Regensburgs. Er eroberte das in Baiern schon von den Schweden besetzt gewesene Sulzbach, Straubingen, Kehlheim und Cham, überrumpelte Naaburg und setzte sich an der Isar fest, um den Schweden den Uebergang bei Landshut zu verwehren. Landshut, dessen Befehlshaber trotz der geringen Besatzung, im Vertrauen und auf die Nähe Aldringens bauend, den Schweden die Uebergabe muthig und trotzig verweigerte, ward am 22. Juli 1634 von den Schweden heftig bestürmt. Aber während Aldringen einige Verstärkung in die Stadt warf, selbst hinein eilte und der unter ihm commandirende Johann von Werth jenseits der Isarbrücke blieb, drangen die Schweden Abends im Sturme durch eine Bresche in die Stadt und verbreiteten in dieser dieselben Schrecken und Greuel, welche Magdeburg vor drei Jahren unter Tilly's Schaaren erlitten hatte. Aldringen, zum Rückzuge gezwungen, versuchte, sich an der Spitze einiger Schwadronen durchzuschlagen. Das angstvolle Getümmel der fliehenden Besatzung und der Einwohner verstopfte die Isarbrücke; Aldringen suchte daher durch den Fluß zu setzen, wurde aber, ehe er das andere Ufer erreichte, von zwei Kugeln getroffen und starb in der nämlichen Nacht. Noch ist es zweifelhaft, ob er von Feindes- oder Freundeshand gefallen, denn die Verwirrung war zu groß und die Aussagen seiner Umgebung widersprechen sich zu sehr. Einige behaupten, er wäre durch ein zufällig abgefeuertes Gewehr, Andere, er wäre durch den Schuß rachsüchtiger Croaten, deren Wildheit er oft zu zügeln versucht, gefallen. Er wurde im Kloster Bruel bei Regensburg begraben. Aldringen war ein kluger und tapferer Feldherr, aber leider habsüchtig und hart gegen die wehrlosen Bewohner des Kriegsschauplatzes und nicht selten auch hart gegen seine eigenen Krieger. Durch Gewandtheit, Muth und Kenntnisse arbeitete er sich aus niederem Stande durch alle Grade des kaiserlichen Kriegsdienstes

hindurch bis zur höchsten Feldherrnwürde, und sah sich mit dem Grafentitel, einer vornehmen Heirath geehrt und im Besitze ansehnlicher Reichthümer; aber er starb kinderlos, gehaßt von den Soldaten und vom Volke wegen seines Geizes und seiner Härte. Seltsam war es von ihm, daß er, wie Tilly, ein Verächter des Weins gewesen. Da er zwei Brüder hinterließ, die beide Geistliche waren, und von seiner Gemahlin, einer Gräfin Arco, wie erwähnt, keine Kinder hatte, so fielen sein Vermögen und seine Güter an das gräfliche Haus Clary, dem er verwandt geworden, und welches sich jetzt noch von Clary-Aldringen nennt. Nur seine Büchersammlung, in der sich schätzbare Handschriften befanden, die er aus Mantua mitgebracht hatte, bekam sein älterer Bruder, der Bischof von Seckau war.

Johann Christoph Freiherr von Löbel,

Herr auf Greinburg und Treostorf, kaiserl. Generalmajor, Hofkriegsraths-Vicepräsident und Stadtcommandant zu Wien, kaiserl. Kämmerer.

Die Leble, Loble, österreichisch Löbel, aus dem Elsaß entsprossen, kamen aus Schwaben nach Oesterreich. — Hanns Löble, Ritter, um 1490 geboren, war 1524 des Erzherzogs Ferdinand Pfennigmeister (Einnehmer der landesfürstlichen Gefälle), hernach Rath, Landvoigt in Schwaben, dann Burgvoigt in Enns. Ein Hanns Leble diente schon bei der Belagerung Wiens 1529 in Hanns von Katzianers Regimente. Ein Hanns Jakob von Löbel, Landeshauptmann im Lande ob der Enns, der später mit den empörten Bauern viel zu schaffen hatte, ward schon am 2. Januar 1589 vom Kaiser Rudolph sammt seinem Bruder Johann Bernhard in den Freiherrenstand erhoben; er starb auf seinem Schlosse zu Greinburg 1602. Dessen schon erwähnter Bruder, Freiherr Johann Bernhard (der Vater unsers Helden), war von 1592 — 95 niederösterreichischer Regierungsrath, hernach kaiserlicher Oberster des Erzherzogs Matthias, Oberstkämmerer, und 1600 kaiserlicher Schloßhauptmann zu Forchtenstein und Eisenstadt in Ungarn, welche beiden Schlösser er auch später pfandweise inne hatte, noch später aber das Gut

Erlaa unter dem Wienerberge dazu kaufte, und 1609 starb. Aus seiner Ehe mit Felicitas Freiin von Teufl hinterließ er nur einen Sohn, den am 12. December 1587 zu Wien gebornen, nachmals als kaiserlicher General berühmten Johann Christoph Freiherrn von Löbel, Herrn auf Greinburg, Tresstorf 2c.

Johann Christoph, der Sitte der damaligen Zeit gemäß früh in allen Waffenübungen unterrichtet und geübt, trat zeitig in kaiserliche Kriegsdienste und kommt schon 1620 als Oberster vor, in welcher Eigenschaft er einiges Fußvolk unter Bucquoi's Oberbefehl gegen den Fürsten Bethlen-Gabor nach Ungarn führte und sich bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkbar machte. Im Jahre 1624 begleitete er den Erzherzog Carl als Kämmerer nach Spanien und wußte sich durch sein edles Betragen die Achtung des dortigen Hofes zu erwerben, worauf er nach Oesterreich zurückkehrte und hier gleich in Kriegsdiensten verwendet wurde. Hierzu gab der gefährliche Aufstand Veranlassung, welchen bekanntlich die Bauern im Jahre 1626 im Lande ob der Enns erregten, und dadurch das ganze Land in Gährung versetzten. Muth und Sektengeist der bewaffneten und an Zahl überlegenen Bauern trotzten anfangs der Kriegserfahrung der kaiserlichen Generale. Der Freiherr Johann Christoph von Löbel, welcher den Auftrag erhielt, gegen diese Verführten zu ziehen, besetzte mit mehreren tausend Mann die Grenze des Landes ob der Enns, unternahm einen herzhaften Angriff auf das Lager der Bauern bei Enns, eroberte dieses so wie Enns selbst, und nahm eine bedeutende Anzahl Bauern gefangen, deren auch ein nicht minderer Theil im heißen Kampfe niedergehauen wurde. Löbel hatte sich der Ennser Brücke bemächtigt und sicherte sich dadurch den Uebergang über den Fluß gleiches Namens. Gern wäre er nun mit seinen Truppen der von den Bauern hartbedrängten Stadt Linz zu Hilfe geeilt, allein gegen die Ueberzahl der Bauern war seine Macht zu gering. Dagegen ruhte er nicht, in kleineren Kämpfen ihnen an verschiedenen Orten empfindliche Schläge und Verluste beizubringen; er eroberte Wels, bald auch Ebersberg und nahm den Bauern zwei Stücke Geschütz, das ihnen kurz zuvor der Herzog von Holstein hatte lassen müssen. Nach Pappenheims Ankunft vereinigte er sich mit diesem, und befehligte in der Schlacht bei Efferding am 8. November 1626 den linken Flügel, auf welchem die Kaiserlichen fochten, und er durch muthiges Ausharren während der Wiederherstellung des bereits geworfenen rechten den Sieg entschied. Minder

glücklich war Löbel am 11. November im Treffen bei Gmunden; hier warf sich die Hauptmacht der Gegner wieder auf den rechten Flügel, den diesmal er commandirte, und ihre Uebermacht zerstreute seine Truppen so gänzlich, daß nur das Standhalten des linken Flügels das Gleichgewicht wiederherstellte und es zuletzt bis zum Uebergewichte trieb. Doch um dieses den Kaiserlichen zu erhalten und zu sichern, war Löbel gleich nach seiner Niederlage wieder wirksam, vereinigte seine Flüchtlinge an den Mauern von Gmunden, half dem siegreichen linken Flügel die endlich zurückgedrängten Gegner verfolgen, und nahm auch an deren ferneren Niederlagen bei Vöcklabruck und Wolfseck großen Antheil.

Als diese Unruhen gedämpft waren, wurde Löbel vom Kaiser Ferdinand II. zum Generalmajor erhoben und bekam ein eigenes Regiment, welches zwar 1632 von den Truppen des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar bei Hameln geschlagen und zerstreut, doch bald darauf wiederhergestellt wurde. Der Kaiser erhob ihn zum Hofkriegsrath; den 15. December 1629 wurde Löbel Stadtguardia-Oberster zu Wien, endlich Hofkriegsraths-Vicepräsident und Stadtcommandant von Wien, dessen Festungswerke er sehr verbesserte, und im Südwesten der Stadt die nach ihm benannte, allen Wienern wohlbekannte Löblbastei, in deren Nähe sein Landhaus gestanden, erbaute.

Löbel starb zu Wien am 12. Juni 1638, und ruht bei den Dominikanern daselbst in eigener Gruft neben dem von ihm erbauten Altare der heiligen Katharina von Siena. Löbels erste Gemahlin, Anna Katharina Freiin von Ratkay, aus Croatien, gebar ihm keine Kinder. Die zweite Gemahlin war Anna Maria, Tochter Adams Freiherrn von Herberstein, kaiserlichen Kämmerers und Oberjägermeisters, dann 1618 Großbotschafters an der osmannischen Pforte, und der Frau Magdalena Freiin von Khunn von Belasi aus Tyrol. Sie gebar ihrem Gatten den Sohn Johann Bernhard von Löbel, der als der Letzte dieses Geschlechts im 22. Jahre, den 4. August 1649, verschied, und sechs Töchter, von denen eine, Maria Euphrosine, an den kaiserlichen Feldmarschall Baron Zahradek, eine andere, Maria Sophia, an den tapfern Grafen Niklas von Zrini II., den Erbauer von Neuserinwar, welcher im November 1664 auf der Jagd einen gräßlichen Tod fand, vermählt war.

Philipp Friedrich Freiherr von Breuner,

kaiserlicher Feldzeugmeister.

Philipp Friedrich, aus einem alten adeligen Geschlechte stammend, das anfangs in den Niederlanden zu Utrecht, dann zu Köln ansässig war, und im 14. Jahrhundert nach Steiermark und Oesterreich kam, ward 1601 geboren. Seine Eltern waren Caspar von Breuner, aus der Philippinischen Linie dieses Hauses, und Anna Maria Freiin von Trautmannsdorf. Nach beendigten Studien und nach der Zurückkunft von einigen Reisen, die er zu seiner Ausbildung unternahm, zog ihn sein Vetter, der K. K. Generalmajor, Hans von Breuner*), in kaiserliche Kriegsdienste; an diesem würdigen Krieger, der in der Schlacht bei Lützen ehrenvoll seine Tage beschloß, hatte unser Breuner allerdings ein vortreffliches Vorbild zur Nachahmung. Breuner machte sich auch bald auf den verschiedenen Zügen, die vor und nach der Schlacht bei Prag nach Böhmen und Ungarn geschahen, bemerkbar und dem Heere nützlich, daher wir ihn schon 1625 als Obersten ein Regiment befehligen sehen. In demselben Jahre führte er sein Regiment nach Oesterreich ob der Enns, wo er mit Löbel und Auersperg vereint Linz befreien half, welches die obderennsischen aufständischen Bauern nach Stephan Fadingers Tode unter Achaz Willinger hart belagerten. Nach Beendigung dieses Feldzuges focht Breuner gegen die Dänen, und später unter dem Grafen Pappenheim auch gegen die Schweden. Mit Pappenheim zog er auch vor Halle und dann in die Schlacht bei Lützen, wo sich Breuner eben so, wie sein schon erwähnter Vetter, der Generalmajor, nunmehrige Feldzeugmeister Hanns von Breuner, rühmlichst auszeichnete. Beide wurden verwundet. Der Feldzeugmeister, welcher hartnäckig das Geschütz vertheidigte, durch eine Musketenkugel im Gesicht, war aber so schwer verletzt, daß er kurz nach der Schlacht starb. Philipp Friedrich begleitete die ferneren Züge

*) Der im dreißigjährigen Kriege oft genannte Freiherr Hanns Wilhelm Breuner, K. K. Feldzeugmeister, war Hofkriegsrath Kaiser Ferdinands II., und eine Zeit lang Commandant von Raab.

Waldsteins und war 1634 Zeuge von dem Falle dieses Feldherrn, dessen Folgen ihn jedoch nicht berührten.

Von dem römischen Könige Ferdinand III. erhielt er bald darauf den Auftrag, mit seinem Regimente zu ihm zu stoßen und mit ihm nach Deutschland zu ziehen, wo er 1634 der Belagerung von Regensburg beiwohnte, das eben so muthig angegriffen als standhaft vertheidigt wurde.

Hier fiel den 3. Juni der kaiserliche Generalmajor Graf Johann Balthasar von Dietrichstein, durch einen Schuß in den Kopf, und hier ward auch Breuner, der muthig bis an die Schanzen vorgedrungen war, durch zwei Schüsse verwundet und gerieth in Gefangenschaft, wurde aber so schnell wieder in Freiheit gesetzt, daß er schon am 6. September desselben Jahres in der Schlacht bei Nördlingen wieder fechten und sich von Neuem einen Namen machen konnte. Im folgenden Jahre ward Breuner zur Belagerung von Heidelberg berufen, welches eine seiner wichtigsten Unternehmungen war. Heidelberg, das von den Schweden tapfer vertheidigt wurde, war um so schwerer und mit weit größerer Umsicht zu belagern, da in der Festung sich die Pest zeigte, deren Fernhaltung von dem kaiserlichen Lager dringend geboten war, was sich aber mit den Absichten auf den Platz schwer vereinigen ließ. Breuner traf Anstalten, durch welche er dem Orte mit eben so großer Wachsamkeit als Geschicklichkeit so lange alle Zufuhr abschnitt, bis Stadt und Schloß sich ergeben mußten. Bereits zum Feldzeugmeister vorgerückt, wohnte er jetzt noch den beschwerlichen Zügen des Grafen von Gallas bei, drang mit ihm bis an die Ostsee, verfiel aber 1638 während der Belagerung von Warnemünde in ein hitziges Fieber, an welchem er in Kürze starb. († 25. März 1638.

Nikolaus Graf Esterházy von Gálántha,

Graf von Beregh, Palatin des Königreichs Ungarn, K. K. Geheimer Rath, Kämmerer und Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Erbobergespan des Oedenburger Comitates.

Ungarn zählt Nikolaus Esterházy zu seinen größten und verdientesten Palatinen, der durch bleibende Folgen seiner tüchtigen Verwaltung und Verwendung sowohl als Staatsmann, wie als Heerführer seiner Nation unendlich nützlich, und darum unvergeßlich geworden. Esterházy war ein Staatsmann und Feldherr, der in der harten Schule des Unglücks sich zum großen Manne gebildet. Erst der Liebling der Eltern, was er wegen seiner Geistesanlagen und tadellosen Sitten mit so vielem Rechte war, wurde er später wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche der Gegenstand ihres Hasses. Mitten in seinem Vaterlande ein Vertriebener und selbst des Nothwendigsten beraubt, machte er frühzeitig die harte, bittere, nicht selten auch gefährliche Schule der Armuth, der Verfolgung praktisch durch, deren Erfahrungen und Lehren er nie vergaß.

Nikolaus Esterházy war der siebente Sohn Franz Graf Esterházy's von Gálántha und Sophiens Illesházy von Trenthin, einer Schwester des ungarischen Palatins Stephan Illesházy. Nikolaus wurde am 8. April 1582 zu Gálántha im Preßburger Comitate Ungarns geboren, in der, seinem Hause eigenen reformirten Lehre erzogen, und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der hohen Schule zu Tyrnau, wo er zur katholischen Kirche übertrat, dadurch aber so sehr den Zorn seines eifrig reformirten Vaters sich zuzog, daß er aus dessen Hause fliehen und mitten im Vaterlande lange in bitterster Noth umherirren mußte. Später fand er eine Zeit lang Aufnahme in dem Hause seines mütterlichen Oheims Stephan Illesházy, bei welchem, als dem Palatin des Reiches, er sich frühzeitig in den Geschäften übte; nach dessen Tode suchte und fand er Schutz bei dem großmüthigen, ihm entfernt verwandten Franz Magoczy, Commandanten von Kaschau, dessen Kriegserfahrung ihm die erste Einleitung in die Kriegskunde gewährte. In diesen trüben Jahren der Verbannung lernte er hier besonders die Kunst des kleinen Krieges, indem ihn Magoczy zu den polnischen und ungarischen Heerzügen, besonders aber zu

den öfteren Streifereien aus Kaschau, zu welchen er in jenen kriegerischen Zeiten nicht selten die Veranlassung in seiner Befehlshaberstelle fand, stets mitnahm, und ihm so Gelegenheit gewährte, sich manche fruchtbringende Erfahrungen zu sammeln.

Kaschau hatte in jenen bewegten Zeiten Manches zu leiden, und sein Befehlshaber Magoczy hatte vollauf zu thun, bald einem Ueberfalle zuvorzukommen, bald einem andern Platze in der Nähe zu Hilfe zu eilen, bald die Gegend von streifenden Türken, Siebenbürgern und abtrünnigen Ungarn zu befreien. Nikolaus Esterházy bewährte sich in allen diesen Zügen. Aufgaben, wie er sie hier zu lösen hatte, machen zwar nicht so viel Geräusch in der Geschichte, als Züge mit zahlreichen Heeren, die große und wichtige Plätze erobern und die Tage mit Feldschlachten bezeichnen; aber da es nicht geringeren Aufwand an Muth und Vorsicht, an Terrainkenntniß erfordert, mit nur schwachen Haufen hier einen bedrohten Trieb Rindvieh zu retten, dort eine Reihe Wagen mit Lebensmitteln durch lauernde Feinde zu bringen, und es da nicht minder Ehre und Leben gilt, so erwirbt sich der Mann, der hier aushält und klug seine Aufgabe lös't, um so mehr Anspruch auf den Dank der Seinigen, je weniger er darauf rechnen darf, ihn wirklich einzuernten.

Feinheit im Umgange, sein zuvorkommendes Benehmen gegen Alle, verbunden mit einer großen Mäßigkeit, damals Kriegern nicht sehr gewöhnliche Vorzüge, die ihn im Glücke eben so wenig als in seiner beschränkten Lage verließen, erwarben Nikolaus Esterházy bald das Zutrauen und die Liebe seiner Umgebung; sein gefälliges Aeußere, sein Muth erhöhten dies. Magoczy und seine Gemahlin fanden immer mehr Wohlgefallen an ihm, und als Magoczy nach wenigen Jahren starb, vermählte sich Nikolaus mit dessen Witwe, Ursula Dersffy von Szerdahely, durch die er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens kam, und dadurch seine Lage besser und ehrenvoller gestaltete. Als Kaiser Matthias, der unsern Nikolaus schon 1611 sammt seinem älteren Bruder unter die Magnaten Ungarns einführte, im Jahre 1614 eine Versammlung der Stände aller Erblande nach Linz berief, kam auch Nikolaus Esterházy als Abgeordneter seiner Nation dahin, und wußte sich das Wohlwollen des Monarchen in so hohem Grade zu erwerben, daß er ihn schon 1617 zum Grafen von Beregh und zum Obergespan des Bergher, und 1618 zum Obergespan des Sohler Comitates und zum Magister curiae

regiae (Reichsmarschall) erhob. Die guten Dienste, welche Esterházy dem Kaiser bei der Versammlung zu Linz leistete, wo die Abgeordneten nicht selten sich blos durch dessen tactvolles Zureden in ihren verschiedenen Meinungen und Streitigkeiten einigten, waren die Hauptveranlassung der Ehren, mit welchen ihn nun der Kaiser belohnte. — In noch höherem Grade erwarb sich Esterházy das Vertrauen und die Gunst von Matthias Nachfolger, Kaiser Ferdinand II., der ihn zu mancher wichtigen Arbeit und Sendung verwendete. — Zum Befehlshaber an den Grenzen Ungarns ernannt, bekam Esterházy bald Gelegenheit, bei den häufigen Einfällen des unruhigen Fürsten Bethlen-Gabor seine Anlagen zu kriegerischen Unternehmungen darzuthun; leider stand ihm aber nicht viel Kriegsvolk zu Gebote. So war, als **1620** Bethlen-Gabor mit großer Mannschaft anrückte, Esterházy's Heer viel zu gering, daß er selbst mit dem größten Muthe nichts ausgerichtet hätte. Er warf sich daher in das vier Stunden von Oedenburg gelegene Schloß Lackenbach (auch Lackenhaus genannt, nun Eigenthum der fürstlichen Familie Esterházy, vormals Erbbegräbnißstätte der Nadasdy, wo auch der zu Wien hingerichtete judex curiae Graf Nadasdy ruht), wo er sich hielt, bis das kaiserliche Heer unter dem Grafen Dampierre das Schloß entsetzte. Kaiser Ferdinand II. verwendete Esterházy zu den Friedensunterhandlungen mit Bethlen-Gabor (**1620—1621**), welchen er, obgleich derselbe ihn anfangs wegen seiner warmen Anhänglichkeit an den Kaiser mit seinem Hasse verfolgte, **1621** doch zum Abschlusse eines Friedens bewog. Zur Belohnung seiner Diensttreue und seines Eifers wurde er vom Kaiser zum Kämmerer und zum judex curiae regiae (Reichs- und Hofrichter), welches in Ungarn die zweite Reichswürde ist, erhoben. Er hatte ihm damals schon die Palatinswürde zugedacht, aber der bescheidene Staatsmann lehnte sie ab, um sie später mit größeren Verdiensten und größerer Ehre zu übernehmen. Bald darauf ward Esterházy zum Befehlshaber des festen Schlosses von Ersek-Ujvár und zum General der Bergstädte (capitaneatus confinium antemontanarum) ernannt. Nach dem leider bald wieder ausgebrochenen Kriege hatte Esterházy von Ujvár aus mit den türkischen und siebenbürgischen Streifparteien, die bis an Mährens Grenze Alles mit Feuer und Schwert verheerten, manch schweren Kampf zu bestehen, um so mehr, da er ihrer Ueberlegenheit auch hier nur wenige Mannschaft entgegenstellen konnte. Weder der kaiserliche General Hieronymus Caraffa von Monte-

negro, der bei Göding stand, noch Esterházy vermochten den mit seltener Macht heranrückenden Bethlen-Gabor, der eben Fillek mit dem größten Theile von Niederungarn, einige Bergstädte und Tyrnau eingenommen hatte, aufzuhalten. Da bediente sich Esterházy einer Kriegslist; er ließ aller Orten das Gerücht aussprengen, daß ein polnisches Kriegsheer zur Hilfe des Kaisers herannahe. Durch diese falsche Nachricht erschreckt, ward Bethlen-Gabor um so verlegener, als nun gerade auch die türkischen und tatarischen Hilfstruppen, welche einen beträchtlichen Theil seines gefürchteten Heeres ausmachten, plötzlich eigenmächtig abzogen. Esterházy, der schon kurz vorher zwei Mal aus einem Hinterhalte den Gegnern bedeutenden Abbruch gemacht hatte, benützte diese schöne Gelegenheit und die Unentschlossenheit Bethlen-Gabors mit der ihm eigenthümlichen Umsicht, griff die abziehenden Türken und Tataren den 8. November 1623 bei ihrem Uebergange über den Neutrafluß an, schlug und zerstreute sie gänzlich, sprengte gegen 1000 Mann in das Wasser und befreite an 1400 mährische Einwohner, welche von den Barbaren zu Gefangenen gemacht worden waren, und mit sechs eroberten Fahnen nach Wien geschickt wurden. Als auch Bethlen-Gabor abzog, verfolgte ihn Esterházy nicht minder lebhaft und wußte des Gegners größere zerstreute Parteien so vortheilhaft zu bekämpfen, die kleineren so gut aufzufangen, daß, als er den 20. Januar 1624 in Wien feierlich einritt, er viele, zum Theil vornehme Gefangene, dann fünf Kameele und 35 Fahnen mitbrachte. Kaiser Ferdinand dankte seinem Feldherrn in sehr lebhaften Ausdrücken für seine Anstrengung und für seine trefflichen dem Vaterlande geleisteten Dienste, und führte ihn 1625 auf dem Reichstage zu Oedenburg mit Beistimmung der meisten Stände als Palatin des Reiches und zugleich als Erbobergespan von Oedenburg ein.

So hatte Nikolaus Esterházy durch Thatkraft, Weisheit und eine glühende Vaterlandsliebe, gepaart mit der reinsten, treuesten Anhänglichkeit, die höchste Würde seines Geburtslandes erlangt. Drei Jahre darauf, 1628, übersandte ihm König Philipp IV. von Spanien den Orden des goldenen Bließes.

Zur Stillung der inneren Unruhen seines oft von Parteisucht schwer heimgesuchten Vaterlandes führte Esterházy zwei Mal, 1630 und 1644, den Oberbefehl über die gesammten kaiserlichen Truppen in Ungarn mit einer Treue, Hingebung und Wachsamkeit, die nur von ihm zu erwarten

stand. Durch seine weisen Anstalten wußte er Georg Ragoczy I., den Nachfolger Bethlens in der Fürstenwürde, den aber der Kaiser nicht anerkannte, und welcher die Gährungen im Innern Ungarns klug für sich benutzen wollte, in Achtung zu halten. Im Jahre **1645**, als sich der Palatin Esterházy eben anschickte, nach Tyrnau zu reisen, um die vom Kaiser gebilligten und bereits mit Georg Rágoczy eingeleiteten Unterhandlungen vollends zu Stande zu bringen, ging, erschöpft von der Arbeit und den Sorgen seines thätigen, ganz dem Vaterlande gewidmeten Lebens, der Friedensstifter selbst am **11.** September **1645** in die Wohnungen des ewigen Friedens hinüber.

So ansehnlich erweitert er den Besitzstand seines Hauses hinterließ, so ward doch seinen Nachkommen ein noch weit schöneres Vermächtniß an seinen Beispielen von altungarischer Redlichkeit und Treue, und überhaupt jeder Tugend, die den Staatsmann und den Krieger ziert, und welche die Nation in seinem eigenen Sohne, dem zweiten Palatin aus diesem Hause, dem nicht weniger berühmten Paul Esterházy*), dem ersten Fürsten dieses Namens, auf eine glänzende Weise erneuert sah.

Nach dem Tode seiner schon erwähnten ersten Gemahlin, von der er nur einen Sohn hatte, vermählte sich der Palatin Nikolaus mit Christiana, einer Tochter des berühmten Paul Niáry, die ihm noch vier Söhne (worunter der nachmalige Palatin Paul) und fünf Töchter gebar. Nikolaus Esterházy liegt nebst seinen zwei Frauen unter dem Altare der Jesuitenkirche zu Tyrnau, die er erbauen ließ, begraben.

---

*) Dessen Biographie folgt im zweiten Bande dieses Werkes.

Der Herausgeber.

Ottavio Fürst von Piccolomini,

Herzog von Amalfi, kaiserl. General-Lieutenant, Ritter des goldenen Vließes, K. K. Geheimer Rath, Kämmerer und Hartschieren-Leibgarde-Hauptmann.

Das Piccolominische Geschlecht ist eines der ältesten, ansehnlichsten und vornehmsten von den vielen Adelsgeschlechtern Italiens.

Die Piccolomini stammen aus Rom, von wo sie schon im 13. Jahrhunderte nach Siena und dann nach Toskana zogen. Große Männer, gleich ausgezeichnet in Gelehrsamkeit, in der Kirche, im Felde und im Staate, haben dieses Geschlecht unsterblich gemacht. Mit Stolz zählt es zwei Päpste in seinen Reihen, worunter den gelehrten und berühmten Aeneás Sylvius Piccolomini, vertrauten Freund und Geheimschreiber des Kaiser Friedrich III., Bischof von Triest, Cardinal, der später (1458) unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, und welcher die ganze Zeit seines bewegten Lebens, in den wichtigsten Aemtern und Würden und selbst als oberster Hirt der Christenheit, stets der wahre, warme und anhängliche Freund des Erzhauses Oesterreich geblieben. Von ihm existiren eine Geschichte Böhmens, dann die Lebensbeschreibung seines kaiserlichen Herrn und Freundes, Friedrichs III., und einige schätzenswerthe Dichtungen in lateinischer Sprache.*)

Ottavio Piccolomini wurde am 11. November 1599 zu Florenz geboren. Seine Aeltern waren Sylvius Piccolomini und Violanta Gerini (Querini?). Schon der Vater unseres Helden, Sylvius Piccolomini, war in Kriegsdiensten vielfach ausgezeichnet und in mehreren hohen und Hofämtern thätig. Zur Zeit Alexander Farnese's diente er im niederländischen Kriege; später führte er zwei Mal unter Kaiser Rudolph II. jene Hilfstruppen nach Ungarn, welche der Großherzog von Florenz dem Kaiser zugesagt. Sylvius war Feldzeugmeister und Oberst-

---

*) Die interessante Schilderung des Aeneäs Sylvius über das Volksleben und die Sitten in Wien zu seiner Zeit habe ich in meinem neuesten eben erschienenen Werkchen: „Historische Fresken“ mitgetheilt.

Der Herausgeber.

kämmerer des Großherzogs und hatte von seiner Gemahlin drei Söhne. Der älteste, Aeneas, der früher schon Proben seiner Tapferkeit ablegte und verschiedenen Heerzügen nach Deutschland und Böhmen beiwohnte, fiel zu Anfang des 30jährigen Krieges. Der zweite Sohn, Ascanius, wurde Erzbischof von Siena und war dem Hause Oesterreich stets besonders anhänglich. Der dritte Sohn, unser Held, Ottavio Piccolomini, trat frühzeitig, schon in dem Alter von kaum 16 Jahren in die Kriegsdienste des seiner ganzen Familie gewogenen Erzhauses Oesterreich. Als gemeiner Picquenier wohnte er den spanisch-österreichischen Feldzügen in der Lombardei bei. Hierauf kam er mit einem Regimente, welches der Großherzog von Toskana 1618 dem Kaiser Ferdinand II. zu Hilfe sandte, nach Deutschland, und führte als Rittmeister eine Schaar von 100 Reitern. Unter Bucquoi wohnte er (1621) der Belagerung von Neuhäusel bei, und wußte mit seiner geringen Schaar Reiter den Bethlen-Gaborschen ihm vielfach überlegenen Truppen manche Schlappe geschickt beizubringen. Nach Bucquoi's Fall vor Neuhäusel wurde Ottavio, obwohl er nur Rittmeister war, in Anbetracht seiner Fähigkeiten das Commando eines Regiments übergeben. Als Obristlieutenant wohnte er später auch der Belagerung von Breda bei. Später führte er 1000 Reiter nach Italien, und nach seiner Zurückkunft nach Deutschland unter Waldstein ein Regiment Kuirassiere. Die große Offenheit, die sein Aeußeres anzukündigen schien, seine gewinnenden Manieren und der Umstand, daß er unter gleicher Stellung der Gestirne mit Waldstein geboren war, verschafften ihm die vorzügliche Gunst dieses Feldherrn. Waldstein machte ihn zum Obristen und übergab ihm das Commando seiner Leibgarde. In der Gunst des Friedländers immer mehr und mehr steigend, wurde er von ihm zu verschiedenen politischen und militairischen Sendungen verwendet und wohnte auch der bekannten Belagerung von Stralsund bei. Als die Kaiserlichen im Mantuanischen Kriege im Mai 1629 den Graubündtner Paß eingenommen hatten, führte Piccolomini zwei Regimenter nach Italien und besorgte die Uebergabe wichtiger Depeschen Waldsteins an Collalto und Aldringen. Eine Zeit lang führte Piccolomini auch den Vortrab des Aldringen'schen Corps und zeichnete sich in dem ersten Treffen, welches die Kaiserlichen mit den Mantuanern hatten, so wie auch später bei Casale rühmlichst aus. Den Friedenstractaten zu Cherasco wohnte Piccolomini als einer der kaiserlichen Commissaire bei, und als die kaiserlichen Regimenter wieder nach

Deutschland zogen, um den dem Kaiser und Reich abtrünnigen Herzog von Würtemberg zum Gehorsam zu bringen, führte er seine Regimenter dahin. Am großen Tage bei Lützen (1632) führte Piccolomini seine Kuirassiere sieben Mal in das Feuer, und obwohl ihm vier Pferde unter dem Leibe erschossen und er von sechs Musketenschüssen stark verwundet wurde, gelang es ihm dennoch, die durch Pappenheims Tod außer Fassung gerathenen Truppen unter dem eben einfallenden Nebel geordnet und ohne Verlust zurückzuziehen. Es war sein Regiment, bei welchem Gustav Adolph den Tod gefunden.

Waldstein, der in Folge dieser Schlacht mit so vielen seiner Unterbefehlshaber unzufrieden war und manche Subalternoffiziere hart bestrafte, belohnte Piccolomini mit einem Geschenk von 30,000 Thalern, ernannte ihn zum Generalmajor und bewies, seine Tapferkeit und Umsicht laut anerkennend, ihm nur noch größeres Vertrauen als zuvor.

Nicht wenig mochte daher Waldstein bei seinen letzten, weit aussehenden Plänen auf ihn gerechnet haben, von dem er, wiewohl durch seine Vertrauten gewarnt, nichts Arges ahnen und aus seinem Horoskop nicht sehen konnte, daß eben ein so edler ihm ergebener Mann der Erste sein würde, persönliche Verbindlichkeiten und freundschaftliche Verhältnisse der höhern Pflicht gegen den Monarchen unterzuordnen.

Piccolomini führte damals (1634) den Befehl in Oberösterreich. Zu Pilsen noch, wo er meisterhafte Verstellungskunst übte, kaum noch aus dem Verschwörungssaal getreten, gab er dem kaiserlichen Hofe durch die Toskanischen Prinzen die erste unmittelbare Nachricht, eilte dann selbst nach Wien und ließ, da er in der Nacht eintraf, den Kaiser im Schlafe wecken, weil man in der Stadt Verständnisse vermuthen mußte und die Gegenanstalten Eile forderten. Er und Gallas waren die thätigsten und die dem Kaiser am treuesten ergebenen Generale, die in dieser gefahrvollen Periode dem Hofe zur Seite standen. Nachdem er selbst mit Gallas zu Linz sich besprochen und Maßregeln genommen, brach er der Erste mit gewaffneter Hand auf, ein Schritt, wobei er, wegen der schwankenden Treue so Vieler, auf die man sich hier verlassen mußte, seine ganze Klugheit und Feinheit nöthig hatte, um sich durch so manche Gefahren und Schwierigkeiten durchzuwinden; denn daß er das schon verlassene Pilsen ohne Widerstand nur zu besetzen haben und daß der große Schlag zu Eger bereits gethan sein würde, ließ sich nicht erwarten.

Er unterstützte nun kräftig die Anstalten, die Gallas gegen die bedenklichen Folgen traf, die man von innen und außen befürchten mußte, und war nicht selten der Hauptleiter der meisten stattgefundenen Unternehmungen und Organisationen. Kurz noch vor Waldsteins Fall vom Reiter-General zum Feldmarschall erhoben, wurde Piccolomini mit neuen Gnaden des dankbaren kaiserlichen Herrn überhäuft. So erhielt er z. B. aus Waldsteins Nachlaß auch die schöne Herrschaft Nachod in Böhmen.

Bei der Belagerung Regensburgs (1634) zeichnete sich Piccolomini unter den Augen des römischen Königs Ferdinand III. ganz besonders aus. Von hier eilte er mit dem römischen Könige zur Belagerung Nördlingens, und als in Folge der zum Entsatze derselben herbeieilenden Schweden die Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634 geschlagen wurde, hielt Piccolomini eine Zeitlang mit wenigen Regimentern die ganze schwedische Macht auf und trug nicht wenig zum Siege der kaiserlichen Waffen bei. — Nach dieser für Oesterreichs Macht und Kriegsglück so folgenwichtigen Schlacht durchstreifte Piccolomini mit Isolani*)

*) Johann Ludwig Hektor Graf von Isolani, kaiserlicher Feldzeugmeister und kommandirender General in Croatien und Slavonien, 1580 zu Görz geboren, war der Sohn des angeblich aus Nikosia auf der Insel Cypern herstammenden Johann Markus Freiherrn von Isolani, welcher als kaiserlicher Oberstlieutenant bei der Eroberung von Stuhlweißenburg 1598 von den Türken gefangen wurde und 1599 elend zu Konstantinopel starb. Die Isolani nannten als ihren Ahnherrn einen aus dem bekannten Königsgeschlechte der Lusignan, welche einst Cypern, Jerusalem und Armenien beherrschten. Sie siedelten später nach Bologna und von da nach Görz über und nahmen hier den Namen Isolani (die Insulaner) an. Johann Ludwig Isolani, dem Beispiele seines wackern Vaters folgend, trat frühzeitig in kaiserliche Kriegsdienste und war schon 1602 Befehlshaber in dem bereits seinem Vater schon verhängnißvoll gewordenen Stuhlweißenburg. Auch ihm ward das Loos, bei der am 29. August 1602 erfolgten Uebergabe Stuhlweißenburgs an die Türken in Gefangenschaft zu gerathen, denn schändlicher Weise hielten die Türken die Kapitulation nicht, nach welcher die Besatzung frei abziehen sollte, und führten diese als Kriegsgefangene nach Belgrad. Isolani wußte sich aber bald der Gefangenschaft durch die Flucht zu entziehen, und 1620 begegnen wir ihm schon als Obersten eines Croatenregimentes. Dieses wilde, verwegene Corps bestand aus der von den Landständen des Königreichs Croatien dem Kaiser Ferdinand II. zu Hülfe geschickten croatischen Massainsurrection, und Isolani brachte dasselbe dahin, daß es an Abhärtung und an Ausdauer bei forcirten Märschen zuletzt mit den,

einen Theil von Schwaben und Franken, um die schwedischen Kriegsvölker zum Rückzuge zu zwingen. Müheles nahm er das verlassene Mergentheim, den Sitz des Deutschmeisters, welches der Schwede Horn im Frühlinge dieses Jahres als sein Eigenthum verwaltet hatte, ferner Rothenburg an der Tauber, ging dann Anfangs September, ungehindert durch Herzog Wilhelm von Weimar, über den Main, eroberte Schweinfurt, belagerte Königshofen und schickte einen Theil von Isolani's gefürchteten Croaten bis in den Thüringerwald gegen Koburg hinauf. Weiter oberhalb beunruhigte Isolani selbst Nürnberg, dessen schwedischer Befehlshaber Haßtwert in Folge einer Schußwunde starb. Bis Weihnachten waren fast alle Städte und Festen Frankens erobert; in den Markgrafschaften Anspach

---

früher hierin unerreichten Schweden wetteiferte. Er zeichnete sich im dreißigjährigen Kriege gegen Mansfeld aus, focht unter Savelli in Pommern und bei Breitenfeld. Seine Hauptfertigkeit bestand im kleinen Kriege, in welchem er ein Meister war. Doch wurde er 1631 bei Silbach geschlagen. In der Schlacht bei Lützen befehligte er die Vorposten an der Ruppach, mußte jedoch bei dem Angriffe der Schweden sich auf das Hauptkorps zurückziehen. Waldstein suchte den immer Geldbedürftigen durch Gunstbezeugungen und Vortheile an sich zu fesseln. Aber in seinen Gesinnungen wankelmüthig und leichtfertig, fiel Isolani von dem seinem Untergange zueilenden Friedländer ab, und erhielt zum Lohne für diesen Abfall 1634 vom Kaiser Ferdinand II. die von den Grafen von Oppersdorf confiscirten Herrschaften Duba (Aicha) in Böhmen und Friedstein zum Geschenke, wurde zum Feldzeugmeister befördert und am 12. März 1635 in den Grafenstand erhoben; 1636 erkaufte er die Herrschaft Tribuswinkel bei Baden. — Isolani eroberte bald nach seiner Erhebung Hochstädt, und wohnte unter dem römischen Könige und Erzherzoge Ferdinand (III.) der Schlacht bei Nördlingen bei, focht dann unter Gallas in Burgund, 1637 in Hessen, 1638 in Pommern und 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guebriant. Mit einer Sendung nach Wien beauftragt, starb er daselbst 1640. Ohne als Mensch und Feldherr höhere Eigenschaften zu besitzen, war er ein tüchtiger Soldat und, wie schon bemerkt, ein geschickter Praktiker im kleinen Kriege. Mit einigen guten Eigenschaften vereinigte er auch so ziemlich alle aus einem unstäten Leben entspringende Fehler. Isolani's Portrait, angeblich das einzig echte, hat sich 1846 auf dem Schlosse Duba (Böhmisch-Aicha) vorgefunden, und ist nun im Besitze des Fürsten Rohan. Isolani war vermählt mit Margaretha Freiin von Teufel, die ihm die einzige Tochter Isabella gebar, welche den Schleier nahm und als Klosterfrau zu St. Jakob in Wien starb. Sie brachte dem Kloster die Herrschaft Duba zu.

(Nach: Oesterr. Militairlexikon von Hirtenfeld Band III, und Jos. Bergmann in den Wiener Jahrbüchern für Literatur Band 122.)

und Baireuth, wie in den andern bezwungenen Städten und Herrschaften geboten Landeshauptleute und Pfennigmeister in des römischen Königs Namen; die alten Besitzer wanderten allmählig wieder ein und die Reichsstädte flüchteten sich unter den Schutz des Friedens von Pirna und Prag. Während die übrigen kaiserlichen Generale und Befehlshaber sich nun in Hessen und am Rhein ausbreiteten, ging Piccolomini in Folge eines ihm gewordenen kaiserlichen Auftrages mit einer Heeresabtheilung nach den Niederlanden. Durch dieses Hülfsheer, welches **12000** Mann zu Fuß und **7000** Reiter stark war, veränderte sich die Lage der Dinge in den Niederlanden ganz zum Vortheil der von dem Kardinalinfanten Don Fernando befehligten Spanier. Zwar waren Piccolomini's Versuche auf die Schenkenschanze und auf Hesdin vergeblich, aber desto glücklicher war das Treffen, welches er den Franzosen, welche Diedenhofen (Thionville) belagerten, dort lieferte, und den französischen Marschall Feuquières gefangen nahm. Piccolomini's Vorhut, geführt von dem ausgezeichneten General-Feldwachtmeister (General-Major) Johann von Beck, erschien so unerwartet schnell am Morgen des 7. Juni **1639** vor Diedenhofen, daß es ihm nach einem kurzen Gefechte glücklich gelang, die überraschten Franzosen aus ihren vordersten Quartieren zu verjagen und die Festung zu entsetzen. Am Abende desselben Tages suchte dann Piccolomini das gesammelte Hauptheer der Feinde, dessen Führer alle Besonnenheit verloren, hinter der Stadt auf und schlug es gänzlich in die Flucht, zumal da die französischen Reiter sich auf das Schimpflichste benahmen und gegen Metz davon jagten. Sechstausend Todte und Verwundete bedeckten die Wahlstatt; viele vornehme Offiziere, nebst einigen tausend Gefangenen, alles Gepäck, die Fahnen und das Geschütz geriethen in die Hand des Siegers, der den verwundeten Marschall Marquis de Feuquières selbst, in bedauerungswürdigem Zustande, nach Diedenhofen führte, und vor allen anderen den General von Beck lebend, die Ehrenthat „der österreichischen Waffen und deutschen Nation gegen den übermüthigen Feind" dem dankbaren Kaiser meldete. Feuquières starb im folgenden Jahre zu Diedenhofen, mehr aus Gram über sein Unglück, das er dem Neide der Marschälle zuschrieb, als wegen seiner Wunde, eben als die Auswechselung mit Enkevort*), dem Lieblinge Piccolomini's,

---

*) Ueber Adrian von Enkevort werde ich später ausführlicher in der Biographie Johann von Werth's berichten. Der Herausgeber.

entschieden war. — Piccolomini, außer Stande, auch Hesdin zu retten, machte, Mousson belagernd, dem Marschall Chatillon ernstlich zu thun, und zog sich dann auf das Luxemburgische zurück, um bald darauf nach Deutschland zurückzukehren. Der dankbare König von Spanien verlieh Piccolomini das im Neapolitanischen gelegene Herzogthum Amalfi, welches schon einer seiner Vorfahren besessen, aber im Laufe der Zeit wieder verloren hatte.

Nun wieder in Deutschland thätig (1640), hielt sich Piccolomini im festen Lager vor Saalfeld so lange, bis die Schweden, von Mangel gedrückt, eher als er aufbrechen mußten, wo er ihnen dann beobachtend durch Hessen und Franken nachzog und Höxter durch Sturm einnahm. Piccolomini wollte hier eine Schiffbrücke schlagen lassen, um über die Weser zu setzen und in's Lüneburgische zu dringen, allein der mit ziemlicher Heeresmacht schnell herbeigeeilte schwedische Marschall Banér hinderte ihn an der Ueberschreitung. Trotz aller Mühe gelang es Piccolomini nicht, sich den Winter über auf feindlichem Boden lagern zu können. Die kaiserliche Armee theilte sich auf seine Veranlassung; er zog mit einer Heeresabtheilung den eigenen Gränzen näher, während eine andere versuchte, die Unternehmungen der Franzosen in der Wetterau aufzuhalten.

Zur Eröffnung des Feldzuges (1641) drängte sich Piccolomini über Regensburg den Schweden, welche unter General Banér keck und übermüthig dort den Reichstag bedrohten, so rasch entgegen, daß er Banér durch den Böhmerwald bis nach Zwickau verfolgte. Er würde sie noch weiter verfolgt haben, wenn nicht der tapfere schwedische Oberst Erich Slange, welcher schon bei Saalfeld einen Arm verloren, mit dem Regimente Birkenfeld und einer Compagnie Dragoner sich nach Neuenburg am Walde geworfen, und dies so wie einen Engpaß vertheidigend, die Kaiserlichen etwas aufgehalten hätte. Nach vier Stürmen, die Slange unter den schwachen Mauern muthig aushielt, mußte er sich an Piccolomini ergeben. Mit ihm geriethen noch 4 Oberste, 3 Oberstlieutenants, die gesammte Mannschaft sammt Geschütz und Feldgeräthe in die Hände der Kaiserlichen. — Piccolomini, welcher sich nun mit dem bairischen Feldmarschall Geler vereinigt hatte, verfolgte Banér mit 20000 Mann unablässig, und zwischen Presnitz und Annaberg war Banér bald dem Untergange nahe, weil Piccolomini mit einem Theile seiner Truppen die Höhen bei Presnitz besetzen und die Schweden in zwei Feuer bringen wollte.

Durch einen überaus angestrengten Marsch erreichte **Banér** noch eine halbe Stunde vor den Kaiserlichen den Paß, entging jedoch nicht einem heftigen Nachhutgefecht. Mit Verlust eines Theiles des Trosses traf **Banér** am 20. März, so krank, daß er auf einer Bahre getragen werden mußte, in **Zwickau** ein. Die Kaiserlichen, welche während 11 Tagen nicht abgesattelt hatten, hielten jetzt auch an, um auszuruhen, ihre Feldherren machten sich aber gegenseitig Vorwürfe, daß **Banér** trotz ihrer so lebhaften Verfolgung entkommen sei. Dieser Zwist schadete mehrfach dem guten Fortgange des Feldzuges. Die Ruhe war nicht von langer Dauer. Am 12. April sammelten sich die Kaiserlichen und Baiern in der Gegend von Oelsnitz; die Schweden passirten eiligst die Saale, und ihre Vortruppen hielten nur noch das linke Ufer besetzt. **Banér** ward in einer Sänfte nach **Merseburg** getragen, wo er die erschütternde Nachricht von des Herzogs Georg von Lüneburg Tode vernahm, und alsbald **Choisy** beauftragte, mit der Witwe desselben, welche vorerst die Regierung übernahm, in Unterhandlungen zu treten. Indessen war ein Theil der Kaiserlichen und Baiern bei den Pässen der untern Saale eingetroffen, passirte am 29. April diesen Fluß bei Weißenfels und legte am linken Ufer Verschanzungen an. Der französische Marschall **Guebriant** berichtete hierwegen an **Banér**, „er würde dem Feinde nicht gewachsen sein," worauf sich derselbe trotz seiner Schwäche und Krankheit noch in's Feld tragen ließ, um durch seinen Rath diesen Paß behaupten zu helfen. Der vereinigten Thätigkeit Beider gelang es auch, die bereits übergegangenen Kaiserlichen zurückzuweisen, ungeachtet **Piccolomini** hier nach und nach 10,000 Mann versammelt und von den Weinbergen des rechten Ufers aus die Gegner jenseits beschossen hatte. Doch hatte auch er den Gegnern bedeutenden Schaden zugefügt, indem auf sein Gebot ein waghalsiger Soldat durch's Wasser schwamm, nackt mit einem Feuerbrande auf das Dorf Burgwerben zulief, wo das Gepäck von fünf schwedischen Regimentern stand, das nächste Strohdach in Brand steckte, so daß innerhalb einer halben Stunde der schöne Ort in Asche lag.

Vorläufig hier den Uebergang aufgebend, aber Weißenfels noch behauptend, vertheilte **Piccolomini** das inzwischen ganz herangekommene Heer bis nach Bernburg hinab, und beunruhigte den Gegner durch neckende Angriffe auf verschiedene Uebergangspunkte. Nachdem **Piccolomini** den feindlichen Feldherrn **Banér**, der nach der letzten Anstrengung rettungslos in seine Krankheit zurückgefallen war, durch eine Reiterabtheilung, geführt

vom Grafen Bruay, auf seinem Schmerzenslager zu Merseburg stören und ihn plötzlich überfallen ließ, so daß er nur mit genauer Noth in das feste Schloß sich retten konnte, während die kaiserlichen Reiter mit nicht geringer Beute wieder heimzogen, überschritt er am 7. mit seinem ganzen Heere bei Bernburg die Saale. Bald darauf, in den Frühstunden des 10. Mai, starb Banér im 45. Lebensjahre nach einem harten Todeskampfe und unter qualvollen Bildern zu Quedlinburg. Wein und Liebe waren, wie sich der schwedische Geschichtschreiber E. G. Geijer ausdrückt, Banérs Schwächen, aber dabei blieb er doch immer ein Feldherr von außerordentlicher Energie und Kühnheit und ragte über seine Zeitgenossen gewaltig hervor. Er war der einzige fähige schwedische Feldherr, der nach dem Nördlinger Tage den Krieg in Deutschland fortzusetzen verstand. Noch an dem Todestage Banérs übereilten kaiserliche leichte Reiter im nahen Quedlinburg ein starkes Regiment Banérs und schleppten einen Troß von 1000 Pferden und reiche Baarschaft, die Erpressungen Meißens, hinweg. Marschall Guebriant, der am 11. mit dem Heere nach Quedlinburg gekommen, fand in der offenen Stadt unbeschreibliche Verwirrung und den erkalteten Leichnam Banérs allein; dessen Witwe mit ihrer Dienerin hatte man aus dem Hause gejagt, Kisten und Kasten erbrochen; Kriegszahlmeister und Geheimschreiber waren flüchtig geworden.

Indessen hatte das kaiserliche Heer den Tod Banérs und die Folgen desselben nicht weiter benützt. Piccolomini hatte sich vorerst damit beschäftigt, Sachsen von den noch übrigen schwedischen Besatzungen zu befreien, und erst am 20. Mai rückte er von Egeln auf Wansleben gegen Wolfenbüttel, das von seinen eigenen Herzögen und von den verbündeten Schweden, Franzosen und Weimarern hart bedroht war.

Um Wolfenbüttel, das Hauptstück der seit Tilly's Tagen bestrittenen braunschweigischen Erbschaft, schürzte sich der politische und militairische Knoten, die Guelfen rangen seit Jahren durch Unterhandlungen und Gewalt nach dem Besitze der Feste, welche im dänischen Kriege Pappenheim durch Aufstauchung des Ockerwassers zur Uebergabe gezwungen (1627) und welche der wackere Commandant Obrist Baron von Rauschenberg, das Land umher sich zinsbar machend, bis dahin vertheidigt hatte. Der Kaiser und der Kurfürst von Baiern, der ungetreuen Politik der Guelfen nicht trauend, wollten die Burg nicht fahren lassen, um vermittelst deren Behauptung jene im Zaum zu halten, und verschoben die Entscheidung

über den Besitz auf eine friedliche Zusammenkunft. So war diese Feste das Haupthinderniß, daß nicht schon früher der friedliebende Zweig der Guelfen des Kaisers Willen sich beugte. Auch jetzt entwickelte sich um dieselbe ein blutiger Kampf, ohne das wunderbare Verhältniß zu beenden, da die Herzöge ihre Truppen von dem schwedischen und weimarischen Heere noch fern hielten, dagegen die Belagerung Wolfenbüttels fortsetzten, und Piccolomini das braunschweigische Land geflissentlich schonte, um sie nicht in die Arme der Feinde zu jagen, und zugleich zur Aufhebung der Belagerung zu vermögen. So standen die Dinge, als Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher in Regensburg und in München das beste Einverständniß zwischen dem kaiserlichen Hause und dem baierischen befördert, am 14. Juni um Egeln in Piccolomini's Hauptlager mit einer Verstärkung von Reitern aus Böhmen anlangte, und dort den alten Grafen Wahl und Franz Mercy als baierische und liguistische Feldherrn vorfand, und sogleich Herzog August dem Jüngeren die geforderten Geleitsbriefe für eine Zusammenkunft zuschickte. Da er aber von der Vereinigung der braunschweigischen Truppen mit den Reichsfeinden Kunde hatte, rüstete er sich nichts desto weniger zum Entsatze Wolfenbüttels, dem bangen Guelfen versichernd, „gäbe er die Belagerung von Wolfenbüttel auf und zöge sein Heer zurück, so solle ihm nichts Leides widerfahren, sondern sein Land von den bösen Gästen befreit werden." Das ungesäumte Vorrücken des kaiserlichen Heeres über Schöningen auf Wolfenbüttel, um die lüneburgischen und braunschweigischen Truppen rasch zu überwältigen und den Damm zu zerstören, war der Waffenruf. Am 16. Juni marschirten die beiderseitigen Armeen eine Meile Weges auf einander gleichsam um die Wette, und langten beide fast zu gleicher Zeit vor Wolfenbüttel an. Die Kaiserlichen und Liguisten stellten sich am rechten, die verbündeten Braunschweiger, Weimarer und Schweden am linken Ufer der Ocker auf. Die Letzteren hatten ihr Hauptquartier in Schöningen und nahmen die festen Linien ein, welche während des Winters zur Bezwingung der Festung aufgeführt worden waren, und besetzten die festen Werke an beiden Enden des Dammes. Am 17. Juni marschirte die kaiserlich-liguistische Armee, begrüßt von dem wackern Commandanten, Oberst Rauschenberg, durch Wolfenbüttel und nahm unter den Kanonen der Festung eine Stellung, dem verbündeten feindlichen Heere gegenüber. So unerwartete Herausforderung brachte die Verbündeten in namenlose Bestürzung, und schon wollten die Obersten des

schwedischen Heeres und der Landgraf von Hessen abziehen, als sie Marschall Guebriant durch eindringliche Vorstellungen zum Bleiben und Abwarten ermuthigte. Guebriants Worte wirkten, die beiläufig 22,000 Mann starke Armee der Verbündeten blieb, und fuhr fort, sich zu verschanzen, einem baldigen Angriffe entgegensehend. Dagegen warnte der Feldzeugmeister Mercy den Feldmarschall Piccolomini, die Schlacht erst auf den 20. festzusetzen, auf die Stirn der festen Stellung der Gegner loszugehen, und schlug vor, in schräger Linie, wozu man sich Raum zu eröffnen hätte, derselben sich zu nähern, und vom Walde, nicht von dem Städtchen anzugreifen. Aber der Erzherzog brannte vor Ungeduld, die Friedensstörer des Reiches, die er bis auf die Hessen einmal alle beisammen vor sich hatte, mit Einem Schlage zu erdrücken. Piccolomini, bisher in allen offenen Feldschlachten siegreich, gab seine Beistimmung, vertraut mit den Zerwürfnissen der Gegner, und so ward denn schon der nächste Tag (der 19. Juni), das Fest Peters und Pauls, zu einem Treffen anberaumt*). Die Verbündeten waren, wie schon erwähnt, 22,000, die Kaiserlichen und Liguisten 20,000 Mann stark.

Die Weimarer, Braunschweiger und Lüneburger unter dem Landgrafen von Hessen und dem General Klitzing standen auf dem linken Flügel, geschützt durch Verschanzungen und ihre Geschütze. Als Anlehnung diente der Fluß und der Damm. In einem Hauptwerke jenseits des Flusses lagen die schwachen Franzosen. Das Banérsche Heer, in seiner Mitte die schwarz behängte Bahre mit Banérs Leiche**), stand unter Pfull, Wrangel und Königsmark auf dem rechten Flügel.

Auf dem kaiserlichen rechten Flügel commandirten Sperreuther, Bruay und Suys, auf dem linken Franz Mercy, der zum Feldwachtmeister ernannte Commandant von Wolfenbüttel, Rauschenberg und Gonzaga.

Am 19. Juni ließ der Erzherzog seine Truppen auf das linke Ufer der Ocker übergehen, wo sich die Verbündeten verschanzt hatten, und bedrohte deren rechten Flügel. Die Verbündeten, eigentlich ohne Oberhaupt, und nur mit vorzüglichen Generalen, wie Guebriant, Pfull, Klitzing, versehen, von denen jedoch keiner unter dem andern dienen wollte, änderten auf das

---

*) Nach Laroche Geschichte des dreißigjährigen Krieges Band 3.

**) Banérs Leiche befand sich noch mitten unter den Truppen vor Wolfenbüttel.

Manöver der Kaiserlichen ihre Front, zogen ihren rechten Flügel zurück bis an einen Wald — vorwärts des Klosters Stetteburg — und fingen an, sich von Neuem zu verschanzen. Ihnen hierzu Zeit zu lassen, würde das ganze Unternehmen vereitelt haben, weshalb der Erzherzog seinen linken Flügel immer vorrücken und den oben bemerkten Wald mit aller Kraft angreifen ließ. Diese Attaque zu unterstützen, griff der kaiserliche rechte Flügel die Stellung der Verbündeten, d. h. deren Verschanzung hinter der Ocker an, weniger in der Hoffnung, diesen festen Punkt zu überwältigen, als vielmehr, um diesen Theil der verbündeten Truppen abzuhalten, die Ihrigen am Walde zu unterstützen.

Der Kampf an dem mehr erwähnten Walde war inmittelst mit Hartnäckigkeit geführt worden; bald eroberten die Kaiserlichen einige hier aufgestellte Geschütze und vertrieben ihre Gegner aus den erst angefangenen Verschanzungen, als endlich der rechte Flügel der Verbündeten Verstärkungen erhielt, welche den Kaiserlichen ihre bereits errungenen Vortheile wieder entrissen. Es entstand nun ein stehendes Gefecht, in welchem „die Musketiere einander die Musketen in die Augen setzten, die Offiziere und Pikeniere aber Faust gegen Faust fochten*)."

Der Kampf um den Besitz des Waldes hatte bereits drei volle Stunden gewährt, als es endlich drei Brigaden zu Fuß, welche in die Flanke und in den Rücken der Kaiserlichen mit einigen Reiter-Compagnieen entsandt wurden, gelang, dieselben in Unordnung zu bringen, welche zwar für den Augenblick durch rasch herbeieilende Reiterei wieder beseitigt wurde. Als aber Königsmark mit der ganzen Reiterei der Verbündeten, welche aus dem Lager herbeigeholt worden war, den kaiserlichen rechten Flügel von Neuem angriff, mußte derselbe weichen und der Kampfplatz blieb den Verbündeten. Noch war der Wald von den Kaiserlichen besetzt, doch drang hier Wrangel mit dem Reserve-Fußvolk, in eine Brigade formirt, ein und warf die Gegner mit der Pike heraus.

Von nun an war das Gefecht entschieden. Mit neuer Kampflust drangen die Verbündeten auf allen Punkten vor; der kaiserliche linke Flügel, welcher eigentlich allein das Gefecht bestanden hatte, floh in Unordnung auf Wolfenbüttel, und erlitt, namentlich bei dem Defilée unweit des Dorfes

*) Theatr. europ. IV. 591 u. f., wo verschiedene Berichte über die Schlacht zu finden sind.

Fimmelsen, einen bedeutenden Verlust durch das Feuer der Verbündeten. Dagegen führte der kaiserliche rechte Flügel, welcher allerdings sehr wenig gelitten hatte, seinen Rückzug unter Piccolomini's Leitung mit der besten Ordnung und in der größten Ruhe aus.

Der Verlust der Kaiserlichen wird zu 2000 Todten, 2000 Verwundeten, 531 Gefangenen, 30 bis 40 Fahnen angegeben. Die Schweden hatten 4000 Todte und Verwundete. Die Ersteren zogen sich unter die Kanonen von Wolfenbüttel, die Verbündeten bezogen ein Lager am Hessumyr-Damm*). Wenn gleichwohl beide Theile nach der Schlacht wieder die alten Positionen bezogen und behaupteten, so brachte das Resultat derselben doch den Schweden den Vortheil, daß die Weimarer und Lüneburger, welche in Unterhandlungen mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm getreten waren, diese sofort abbrachen und sich auf's Neue wieder an Schweden anschlossen.

Die Lage der Schweden wurde endlich noch dadurch wesentlich verbessert, daß am 22. Juni 6000 Mann gut ausgerüstete Hessen unter dem Grafen von Eberstein im Lager eintrafen und das numerische Uebergewicht bedeutend erhöhten, obgleich auch der Erzherzog 3000 Mann unter dem General Bruay erhalten hatte. Dieses veranlaßte den Erzherzog, sein Lager an demselben Tage abzubrechen und sich auf Schöningen und den Kiebitzer Damm zurückzuziehen. Die Verbündeten verfolgten ihn nur kurz und überzeugten sich dabei, daß die von den Kaiserlichen bezogene Position schwer anzugreifen wäre. Nachdem um diese Zeit das schwedisch-weimarisch-französische Bündniß**) erneuert worden war, befaßten sich die Anführer der Verbündeten zunächst wieder mit der Belagerung von Wolfenbüttel. Die Eifersucht ließ einen andern entscheidenden Schritt nicht aufkommen. Zwar wollten die Hessen schlagen, aber bei der Uneinigkeit der Anführer konnte es nicht dazu kommen und wäre auch eine bedenkliche Sache gewesen. Als am 2. Juli die kaiserlich-liguistische Armee nach Aschersleben zurückzog, folgten die Verbündeten, kehrten aber schon am 9. wieder nach Wolfenbüttel zurück, wo die Belagerung nur langsame Fortschritte machte. Durch Anstauung der Ocker wurde zwar der Festung

---

*) Vergl. Pufendorf XIII. B. §. 24.

**) Das französisch-schwedische Bündniß war schon am 15. März 1641 abgelaufen gewesen.

etwas zugesetzt, doch konnte das Wasser allein die Belagerten nicht zur Uebergabe zwingen, und die Festung zu beschießen, fehlten Geschütze.

Um diese Zeit, 13. Juli, lief die Nachricht ein, daß Hatzfeld und Vehlen die Belagerung von Dorsten begonnen hätten, jener Festung, welche die Hessen als das Bollwerk ihres Staates betrachteten. Graf Eberstein erklärte, nicht allein mit seinen Truppen abzuziehen, sondern hessische Abgeordnete verlangten auch vertragsmäßig die Unterstützung des Bundes. Guebriant, welcher richtig erwog, daß der Abzug eines Verbündeten die Auflösung des ganzen Heeres zur Folge haben könne, zumal die Weimarer selbst große Lust bezeigten, mit den Hessen zu ziehen, und nur durch Sold-Abschlagszahlungen wieder gewonnen werden konnten, setzte in einem abgehaltenen Kriegsrathe die Gründe auseinander, welche gegen die Trennung des Heeres sprachen, und machte begreiflich, daß man wegen der kleinen Interessen nicht das allgemeine Wohl vernachlässigen dürfe. Während man aber sich bemühte, die Kräfte beisammen zu halten, benützte man diese nicht.

Von der Uneinigkeit im Lager der Verbündeten unterrichtet, war Piccolomini am 23. Juli von Aschersleben aufgebrochen, erhielt Osterwick nach dreitägiger Beschießung mit Accord, eroberte sodann das hochgelegene und mit guten Werken versehene Schloß zu Horneburg, kurz darauf Schladen, und erhielt endlich Goslar und Liebenburg mit Accord. Währenddem die Kaiserlichen das Land rings um Wolfenbüttel einnahmen, deliberirten die Verbündeten, was das „Intent“ sein möge. Die Hessen und Lüneburger glaubten, die Kaiserlichen hätten Absicht auf Göttingen, Hildesheim oder Eimbeck, oder suchten mit Hatzfeld eine Verbindung zu eröffnen; die schwedischen und französischen Generale aber waren der Meinung, der Gegner gehe darauf aus, den besten Theil des Landes einzunehmen und zu verwüsten, um die Lüneburger zu einem Vergleiche mit dem Kaiser zu zwingen, so daß sie zwischen dem Feinde und den festen Städten eingesperrt seien.

Indeß blieb die Absicht der kaiserlich-liguistischen Armee nicht lange ein Geheimniß. Piccolomini bahnte sich den Weg an die Leine und Weser zu Hatzfeld, schnitt den Verbündeten die Verbindung mit Halberstadt ab, ungeachtet der Bemühungen des Grafen Königsmark, welcher mit 2000 Reitern hier streifte. Guebriant wollte der Unthätigkeit der Verbündeten durch eine Schlacht ein Ende machen, aber der schwedische

Kriegsrath Lars Grubbe, welcher zur Armee gesandt worden war, um die Unzufriedenen zu beschwichtigen und das Zusammenhalten der Verbündeten zu befestigen, verweigerte seine Zustimmung zu jedem Unternehmen, ehe der neue Generalissimus, zu welchem Rang Torstenson ernannt worden war, eingetroffen sein würde.

Aber indessen die Verbündeten mit immer größerer Noth kämpften, faßten die Kaiserlichen desto festeren Fuß; Guebriant sah die Auflösung der Armee nahe, auf welche auch dänische Unterhändler Anschläge machten, und bat um seine Entlassung, als die Lüneburger Anstalt machten, zur Deckung von Hildesheim, Göttingen und Eimbeck aufzubrechen, und die Hessen wenig Lust mehr bezeigten, im Lager zu verbleiben.

Am 8. zogen der Landgraf von Hessen-Darmstadt und General Klitzing auch wirklich gegen Hildesheim ab. Indessen rüstete sich Piccolomini ernstlich zum Angriffe auf Hildesheim, Grubenhagen und Kalenberg in seinem Lager bei Halle, während die Verbündeten bei Wolfenbüttel endlich die Belagerung aufhoben, da sie immer mehr sich überzeugten, Wolfenbüttel nicht zur Uebergabe zu vermögen. Am 2. September Abends verließ die schwedisch weimarisch-französische Armee nebst den Hessen das Lager und marschirte nach Gifforn; früher hatten sie noch das Lager und den Damm so wie die Verschanzungen zerstört. Piccolomini ließ die Abziehenden durch 2000 Reiter unter dem Feldzeugmeister Mercy verfolgen. Die braunschweig-lüneburgschen Herzoge, selbst von den eigenen Unterthanen bedrängt und hart um den Frieden angelassen, ergaben sich jetzt dem Kaiser, und die Friedensunterhandlungen wurden zu Goslar eröffnet. Der Erzherzog, froh, den Schweden wieder einen Verbündeten entrissen zu haben, sandte Piccolomini nun zur Belagerung Eimbecks und Nordheims, und beauftragte ihn, den Landgrafen von Hessen anzugreifen, um dann gegen Göttingen zu ziehen. Eimbeck und Nordheim ergaben sich bald, so auch Dorsten, und Piccolomini war bis vor Kassel gedrungen, die ganze Gegend umher säubernd und bedrohend, ohne doch aber Kassel selbst in die Hände zu bekommen. Von da zog er gegen Göttingen, das er länger, aber vergebens belagerte. Der einbrechende Winter nöthigte ihn, am 7. November die Belagerung aufzuheben und seine Truppen in's Eichsfeldsche und in's Anhaltsche in Winterquartiere zu legen; einige Regimenter legte er nach Halberstadt, um dort einen etwaigen Einfall der Schwedischen zu hindern, die hier befindlichen Vorräthe wegzunehmen.

Im Feldzuge von **1642** verpflanzte sich der Kriegsschauplatz nach Niedersachsen und dann nach Brandenburg; inzwischen hatte Torstenson das Obercommando der schwedischen Armee übernommen und machte der kaiserlich-liguistischen Armee viel zu schaffen. Torstenson, der, Piccolomini klug täuschend, fast ungehindert durch Sachsen, Schlesien, nach Mähren, vor Olmütz und Brünn gezogen war und fast Wien bedrohte, veranlaßte Piccolomini, begleitet vom Erzherzoge Leopold Wilhelm, mit einem Heere von **20,000** Mann zum Entsatze Brünns herbeizueilen. Torstenson, um nun nicht den Feind im Rücken zu haben, hob die Belagerung Brünns auf, zog über die Oder zurück und besetzte die eroberten festen Städte, auf Verstärkung harrend.

Nach der für die kaiserlichen Waffen unglücklichen zweiten Breitenfelder Schlacht gelang es Piccolomini nur noch, Torstenson von der Belagerung Freibergs zu verjagen und dieses zu entsetzen; von hier trat dann Piccolomini auf den besondern Wunsch König Philipps IV. in spanische Dienste, mit der Verpflichtung, auf Erfordern des Kaisers sich seiner Zeit wieder zu stellen.

Piccolomini kam im October **1643** in Saragossa an, wurde vom Hofe mit besonderer Auszeichnung empfangen und erhielt aus den Händen des Königs den Orden des goldenen Vließes. Nach einigen Wochen ertheilte ihm Philipp IV. den Auftrag, sich nach den Niederlanden zu begeben. Hier flößte seine Gegenwart dem spanischen Heere neuen Muth ein, und er führte es zuerst zum Entsatze von Dünkirchen, wo er zwar Alles aufbot, was Erfahrung, Kenntniß und Kriegslist vermögen, aber den Platz doch nicht retten konnte. Seine Anstalten wurden selbst von seinen Gegnern so lebhaft gerühmt und brachten seinen Namen am kaiserlichen Hofe in so lebhafte Erinnerung, daß er schon **1648** wieder nach Deutschland zurückberufen ward, um dort nach Holzapfels Tode den Oberbefehl über die kaiserliche Armee zu übernehmen, welcher in den letzten Feldzügen das Kriegsglück leider den Rücken gewendet hatte. Bei Schärding musterte Piccolomini die **22,000** Mann starke österreichische Armee und brachte neuen regen Geist in sie. Der Feind mußte aus Baiern und der Oberpfalz weichen und wagte nichts zu unternehmen; es kam auch zu keinem bedeutenden Gefechte mehr, indem bereits am **24.** October der Friede unterzeichnet wurde, welcher den langjährigen unseligen Krieg beschloß.

Ottavio Piccolomini, als Staatsmann wie als Feldherr gleich gewandt, schlau und erfahren, so daß man ihn wohl mit Recht „den Staatsmann zu Pferde" nennen durfte, erschien nach völlig geendeten Feindseligkeiten in der Eigenschaft eines ersten kaiserlichen Bevollmächtigten auf dem Convente zu Nürnberg (1649), wo es den westphälischen Frieden zur Vollziehung zu bringen und Deutschland von dem lästigen fremden Kriegsvolke zu befreien, noch so manchen Anstand gab. Dem gewandten Piccolomini gelang es vollkommen; sein Erfolg in den so schwierigen Geschäften und die Empfehlungen der reichsständischen Abgeordneten veranlaßten den Kaiser Ferdinand III., ihn in den Reichsfürstenstand zu erheben, und was ihm noch zur besonderen Ehre gereichte, war, daß auch das kurfürstliche Collegium 1654 sich um seine Einführung auf dem Reichstage verwendete.

Piccolomini starb am 10. August 1656 zu Wien und hinterließ von seiner Gemahlin, Benigna Francisca, Herzogin von Sachsen-Lauenburg, keine Kinder; er setzte die Enkel seines Bruders zu Erben seines bedeutenden Vermögens ein.

Bei Piccolomini's Lebzeiten (1654) noch erschien von einem Gleichzeitigen eine Schrift: „Genealogie Ihrer fürstlichen Gnaden Octavio Fürsten Piccolomini, Duca di Amalfi," die wahrscheinlich unter Piccolomini's Auspicien verfaßt wurde, da das Manuscript sich später in dessen Archive vorgefunden. Im dritten Bande der österreichischen militairischen Zeitschrift für 1821 findet man diese Schrift wieder abgedruckt.

Johann Caspar von Stadion,

Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, kaiserl. Geheimer-Rath und Feldmarschall, Hofkriegsraths-Präsident.

Im wilden Hochgebirge, in den finstern Thalschluchten, am ewigen Eis und auf den saftgrünen, sonnigen Almenden Rhätiens, ohnfern der Quellen des Rheins und des Inns, der Adda und Mayra, wohnte in trotzigen Thürmen, finstern Zwingburgen und wenig bequemen Herrenhäu-

fern ein uralter Adel, der sich zum Theil etruskischer, zum Theil römischer Abkunft rühmte. — Tuskisch sind die Herzwurzeln der Bevölkerung vieler dieser Bergthäler. Unstreitig sind, als die ewige Roma den lange mißbrauchten Scepter der Welt aus des Knaben Augustulus zitternder Hand ohne Schlacht, ohne Gegenwehr, fallen ließ, und der Barbar Odoaker es nicht einmal der Mühe werth fand, ihn aufzuheben, viele edle Geschlechter aus jenem anmuthigen Wundergarten in diese wilden Berge geflohen, — viele aus Furcht vor den Longobarden, die jüngsten in den blutigen Parteiungen der italienischen Städte. — Manche deutsche Ritter, vorzüglich Schwaben, sind im Hin- und Herzuge ihrer Romfahrten hier sitzen geblieben. Es haben die Hohenstaufen treue Anhänger des normannischen Königshauses in Sizilien hierher in's Elend geschickt, und mitten dazwischen sind auch wieder deutsche Gemeinden angesiedelt. — Zu jenen uralten Häusern wurden die Prevost, die Salis, die Planta, Mont, Travers, Aspermont, Belvart, Juralta und auch die Stadions gezählt. Einige aber, z. B. die Ramschwag, die Freiberge, die Stadions zogen zeitig in's allemanische Land zwischen dem Bodensee und der Donau, die Brandis, die Wangen tiefer an die Etsch hinab in den Vintschgau. Das Gemisch der Sprachen hat auch dem Stadion'schen Namen seltsam mitgespielt; man lies't Stadegun, Stadgon, Stattgun, Stanjn, endlich Stadion. Auf den Turnieren zur Zeit der Welfen und Hohenstaufen wird schon der Stadion erwähnt. — Walter und Ludewig von Stadegun erscheinen in Urkunden zur Zeit des blutigen Endes Konradins, des letzten Staufen, bevor das große Zwischenreich durch den Grafen von Habsburg geendigt war.

Die Stadions zählten bald zu den getreuesten Anhängern des neuen Kaiserhauses Habsburg, und dieses war den Stadions nicht minder hold als den Landenbergen, Walsee, Wolfenschießen und Geßler von Brunek. Sie und Andere desselben Adels sollten das mächtige, wolkennahe Gebirge, das den Schutz und die Voigtei der neuen Fürsten von Oesterreich zwar nicht verschmähte, unter ihre Herrschaft beugen. Ludwig von Stadion und Walter werden in den Kämpfen dieser bewegten Zeit mit Auszeichnung genannt. In der Sempacher Schlacht am 9. Juli 1386 starben zwei Stadion für Oesterreich den Heldentod mit ihrem Herzoge Leopold und vielen der Edelsten.

Großer Gunst erfreuten sich später die Stadions am Hofe der

Tyroler Herzöge, namentlich bei dem vielgeprüften Friedrich mit der leeren Tasche. Ein Stadion fiel in der Schlacht am Stoß wider die Appenzeller neben den Bürgern von Feldkirch und Winterthur. Walter und Johann von Stadion waren mit dem Herzoge Friedrich auf dem ihm so verhängnißvollen Concilium zu Constanz. — Eitel Stadion, der vom Hofe Herzogs Sigismund an jenen des großen Maximilian I. kam, wußte die Gunst des Letzteren zu erlangen und zu bewahren. In der Schlacht bei Stein am Callian (10. August 1487) stritten unter Friedrich Kapplers Führung auch die Stadions; der Venediger Löwe mußte vor dem Tyroler Adler fliehen, und Venedigs Feldherr selbst, der berühmte Robert Sanseverino, fand in der angeschwollenen Etsch den Tod. Einer der berühmtesten dieses Geschlechts war Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg, der sich namentlich in den Zeiten der Reformation und des schmalkadischen Bundes durch Energie und strenges Halten an Kaiser und Kirche, so wie nicht minder durch Gelehrsamkeit und weises, gerechtes Walten bemerkbar machte. — Nicht minder berühmt als Christoph und sich würdig an ihn reihend in Treue und Liebe und rührender Anhänglichkeit an Oesterreichs altes Kaiserhaus*) ist auch der Held, den diese Zeilen ehren, Johann Caspar von Stadion, der in den furchtbaren Tagen des dreißigjährigen Krieges nicht geringer gewesen, als Christoph in jenen der Reformation.

---

*) Die Anhänglichkeit, ja treue und aufopfernde Hingebung des Geschlechts der Stadion an unser verehrtes und erhabenes Kaiserhaus hat sich glänzend und rührend bis in die jüngsten Tage bewährt. Wir erinnern an den noch lebenden ausgezeichneten Staatsmann, Grafen Franz Stadion, ehemaligen K. K. Minister des Innern, der in dem an schweren und folgenwichtigen Ereignissen so reichen und unheilvollen Jahre 1848 seinem Monarchen in den gefahrdrohendsten und verwickeltsten Lagen fest, muthig, thatkräftig und mit weiser Umsicht waltend zur Seite stand. Leider hat ein unendlich beklagenswerthes Geschick den ausgezeichneten Staatsmann seinem der Ehre, der Größe, dem Glanze des Kaiserhauses, dem Wohle seines Vaterlands unermüdlich gewidmeten Wirken entzogen. — Wir erinnern ferner an die beiden großen Staatsmänner, gewöhnlich die „edlen Gebrüder Stadion" genannt, Philipp und Friedrich Grafen Stadion, die in den kriegerischen ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der österreichischen Monarchie und dem Kaiserhause große und unvergeßliche Dienste in den wichtigsten Missionen und in den höchsten Staatsämtern geleistet.

Der Herausgeber.

Johann Caspar von Stadion, ein Sohn Johann Ulrichs und Apolloniens von Nankenreuter, ward um 1570 geboren. Frühzeitig für den deutschen Orden, und somit für die Waffen und die Kirche zugleich erzogen, kam er, in den Jünglingsjahren schon in den Orden tretend, an den Hof des Ordensoberhauptes, des Hochmeisters Erzherzog Maximilian von Oesterreich, welchen Prinzen er auch 1595 in dem Feldzuge nach Ungarn begleitete. Stadion bewies in diesen Kriegszügen nach Ungarn nicht nur großen Muth, sondern auch jene kluge Vorsicht, ohne welche sich der Muth nicht selten zu seinem Verderben anstrengt.

In Folge seines wackeren Benehmens und mancher Beweise, die er von seiner Anhänglichkeit dem Erzherzog-Deutschmeister gegeben, verlieh ihm dieser die Land-Comthurei von Elsaß und Burgund, und ernannte ihn zum Haus-Comthur zu Alzhausen. In den ersten Unternehmungen des dreißigjährigen Krieges, in den böhmischen Unruhen erwies sich Johann Caspar dem Erzhause nicht minder treu, und befehligte unter Kaiser Ferdinand II. ein eigenes Regiment, mit welchem er sich bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlichst hervorthat.

Die Liebe für die Waffen und sein ruhiges, überlegendes Wesen, genährt vom Geiste der Wissenschaften, brachten ihn nicht nur bald in den Hofkriegsrath des Kaisers, indem er sich durch kluges Benehmen so geltend zu machen wußte, und ebenso durch Realisirung mancher nützlichen Einrichtungen sich so nützlich erwies, daß ihn der Monarch bald zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannte. Diese Erhöhungen und kaiserlichen Gunstbezeugungen, welche einen glänzenden Beweis für Stadions kriegerische und staatsmännische Fähigkeiten gaben, scheinen auch in seiner Ordensstellung nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Nachdem der Erzherzog Maximilian durch volle 23 Jahre, und nach ihm seines Bruders Sohn, der Erzherzog Carl durch sieben Jahre dem deutschen Orden als Hochmeister vorgestanden, ward Johann Eustach von Westernach zu dieser hohen Stelle erwählt, von der ihn aber schon nach einigen Monaten der Tod abrief. Nun wurde 1627 Johann Caspar von Stadion in Anbetracht seiner vielfachen Verdienste zum Hochmeister erwählt, und fuhr als solcher nicht minder fort, das Ansehen des deutschen Ordens so sehr zu behaupten, als es bei den, nach dem Verluste von Preußen nur geringen Kräften desselben möglich war.

Stadion hörte auch jetzt nicht auf, ein warmer Anhänger Oester-

reichs zu sein, und suchte die kaiserlichen Heere nach Kräften zu verstärken; er führte sein Regiment in eigener Person in der Schlacht bei Lützen. Den Ränken nnd Entwürfen, welche Waldsteins Sturz und Ermordung herbeigeführt, ferne und fremd, war gleichwohl der Umschwung des Krieges, war jener merkwürdige Tag, der für die Schweden und die protestantische Partei gewesen, was für die Kaiserlichen Leipzig, der Tag von Nördlingen, an dem er selbst wacker an der Spitze seines Regiments mitfocht, zumeist des Hochmeisters Stadion und Gallas' Werk.

Waldsteins Fall hatte den Kaltsinn der Bundesfreunde Kaiser Ferdinands, der Höfe von Madrid und München, plötzlich in glühenden Eifer verwandelt. Unmittelbare Verbindung beider Linien Habsburgs, der spanischen und der deutschen, war in jenem Augenblicke von unzuberechnender Wichtigkeit. Nicht umsonst begegneten sich deshalb die Intriguen und Gewaltstreiche Frankreichs, Spaniens, der Höfe von Wien und Innsbruck, der eidgenössischen Katholiken und Protestanten auf dem kleinen Fleck: des Veltlin, das Oesterreich im Wiener Congresse bei der Wiederherstellung des alten Rechtes und der alten Ordnung mühelos an sich gebracht. — Tyrol, der Schlüssel Italiens, Süddeutschlands und der Schweiz, erhielt die höchste Wichtigkeit. Es herrschte dort, von kräftigen Räthen umgeben, eine schöne, kluge und feurige Frau, die Mediceerin Claudia, Erzherzog Leopolds Witwe, im Namen ihres sechsjährigen Prinzen Ferdinand Carl. Stadion war ihr in jenen Tagen von dem Obervormunde und Haupte des Geschlechts, Kaiser Ferdinand II., mit seinem Vetter, dem Grafen Hanns Jakob Fugger, als Beistand zugeordnet. — Mit Muth erhob sich das ganze Land und zog eine undurchdringliche Grenzhut von den welschen Seeen bis an den Bodensee. Die Hochstifter Trient und Brixen machten bedenkliche Miene, als Stadion nach Mailand eilte, des Cardinal-Infanten auserlesenes Armeecorps herbeizog und dann auf Deutschlands Schlachtfelder führte. Kleinlichen Interessen im großen Moment hingegeben, zögerten sie mit der Steuer, lähmten die Landwehr. Der Erzherzogin Claudia gelehrter und kraftvoller, aber auch gewaltthätiger Günstling, der Reichshofrath und tyrolische Kanzler, Wilhelm Biener*), rieth,

*) Ueber den Kanzler Wilhelm Biener werde ich in meinem nächstens erscheinenden neuen Werkchen: Historische Fresken und Bilder, ausführlicher berichten. Der Herausgeber.

Trient und Brixen mit den durchziehenden Spaniern zu besetzen und mit Tyrol ganz zu vereinigen, die beiden Fürstbischöfe als Feinde des gemeinen Wesens gefangen nach Innsbruck zu führen, die Steuerbewilligung aber von nun an, mit Ausschluß des Adels und Clerus, ganz in die Hände der Gemeinen, der Bürger und Bauern zu legen. — Stadion verwarf den Antrag als reichsverfassungswidrig; aber was davon verlautete, war genug, die Hochstifter zu schleunigem Anschließen zu vermögen. (Ueber Bieners Haupte hing von dem Augenblicke das Racheschwert erbitterter Feinde an Einem Haare. Dies Haar riß siebzehn Jahre später, und Biener endete durch heimlichen Prozeß und heimliche Hinrichtung.) Tyrol wurde erhalten und die Spanier zogen durch Tyrol an die Donau. Der junge römische König Ferdinand war statt Waldstein im Oberbefehl; neben ihm commandirten der Hoch- und Deutschmeister Stadion, dann Gallas und Piccolomini. Aldringen war bei Landshut gefallen. Der Kurfürst Maximilian hatte nun die baierisch-liguistischen Völker seinem Schwager, dem Herzoge Carl von Lothringen, anvertraut; unter ihm führte Johann von Werth die gesammte Reiterei. —

Die Niederlage der Schweden bei Nördlingen war vollkommen; vergebens war ihre standhafte Gegenwehr, in der das gelbe Regiment allein siebzehn Angriffe nach einander that. Die Pacification des Reiches und der Prager Frieden waren die nächste Folge des herrlichen Sieges. Des Hoch- und Deutschmeisters Stadion Leben war von nun an im Felde; am Nördlinger Siege hatte er wohl den größten Antheil. Später begegnen wir ihm **1638** bei Lemgo und **1640** mit Piccolomini wider die Schweden an der Saale. Seine kalte Besonnenheit, seine Ruhe kam nicht selten ihm und dem Heere zu Statten. Als in dem bedrängten Lager bei Saalfeld (**1640**), wo die Armee schon an Allem Mangel litt, der rasche Piccolomini sich durchschlagen wollte, verhinderte es nur der bedächtige Stadion allein mit den Worten: „Er könne nicht zugeben, daß man die Ehre des Erzhauses Oesterreich durch ein gewagtes Gefecht von einigen Stunden auf das Spiel setze.“ Der Erfolg bewies, daß er sehr Recht hatte, es nicht zuzugeben, denn die Schweden, die nicht minderer Mangel drückte, wurden bald veranlaßt, abzuziehen, und der kaiserlichen Armee Verlegenheit war nun ohne Wagstück zu Ende.

Obwohl bereits zur Feldmarschallswürde erhoben, wurde Stadion von nun häufiger zu diplomatischen Sendungen, als zu Kriegsunter-

nehmungen verwendet. Besonders gebrauchte man seinen Rath, seine Erfahrungen in den Unterhandlungen, welche dem westphälischen Frieden vorausgingen, von denen man aber viel zu früh einen dauernden Frieden erwartete. Die Verhältnisse des deutschen Ordens sowie seine angesehene hohe Stellung als Hochmeister desselben gaben Stadions Auftreten um so mehr Gewicht und Einfluß. Als ein warmer Anhänger Oesterreichs erbat er sich vom Capitel den Erzherzog Leopold Wilhelm, Ferdinands II. Sohn, zum Coadjutor und Nachfolger.

Immer für das Haus Oesterreich im Felde und im Rathe thätig, starb Johann Caspar von Stadion im kaiserlichen Heerlager auf dem Dorfe Ammern bei Mühlhausen in Thüringen. Sein Körper wurde zu Mergentheim in dem Capuzinerkloster begraben, das er erbaut hatte. Des Hochmeisters Stadion beste Grabschrift war, was Kaiser Ferdinand II. bei Gelegenheit der Erwählung Stadions zum deutschen Hochmeister an denselben eigenhändig schrieb: „daß mich diese Wahl nicht weniger frewet, als wenn sie auf einen meines geblüeths gefallen wäre, dann ich mich in allen fridens und khriegsvorfallenheiten eben dieser Treue und Affektion als von einem meines geblüeths versichert weiß."

Matthias Graf Gallas von Campo,

Herzog von Lucera, Herr zu Freienthurm und Materello und auf Friedland, Reichenberg und Smirzicz, K. K. Generalleutnant, K. K. Geheimer-Rath, Kämmerer und Hofkriegsraths-Präsident.

Matthias Graf Gallas, Sohn des Grafen Pankraz Gallas, welcher der alten Trientinischen berühmten Familie Castelli vom Schloß Campo entsprossen, und sich schon in den niederländischen Kriegen auszeichnete, wurde 1588 zu Trient in Tyrol geboren. Seine Mutter war Annunciata von Mercanti. — Anfangs am Hofe der Tyrolischen Herzöge als Page dienend, widmete er sich bald den Kriegsdiensten, so daß er in dem Kriege Spaniens mit Savoyen und Frankreich 1616 schon ein Fähnlein Reiter commandirte und der Belagerung von Vercelli beiwohnte; kurz darauf wurde er Befehlshaber der am Gardasee gelegenen Bergfestung Riva;

doch Händel, in die er verwickelt wurde, und die großen Aussichten, die der eben ausbrechende dreißigjährige Krieg in Deutschland öffnete, bestimmten ihn, diesen Posten niederzulegen und als Obristleutnant bei dem Heere der katholischen Ligue unter dem General Grafen von Anhalt Dienste zu nehmen. Hier bewies er so viele Fähigkeiten, daß er bald als Oberst mit der Führung eines eigenen Regiments betraut wurde. Mit diesem begleitete er den siegreichen Tilly auf mehrern Zügen wider Dänemark, und that sich in dem Treffen bei Steinfurt an der Aa gegen den Herzog Christian von Braunschweig am 6. August 1623 besonders hervor. Waldstein, auf den Kurfürsten Max von Baiern nie freundlich gestimmt, suchte bekanntlich zu dieser Zeit dem baiersch=liguistischen Heere durch die glänzendsten Aussichten und Versprechungen seine besten Generale und Offiziere zu entziehen, um sie für Oesterreich anzuwerben. Aehnliche Anträge ließ er an Gallas ergehen, die bei dem ehrgeizigen, thatendurstigen Manne Anklang fanden. Im Februar 1629 gab Gallas, ohne sich vorher an den Oberfeldherrn Tilly zu wenden, sein Entlassungsgesuch ein. Nun wurde Tilly von München aus am 5. März aufgefordert, sich darüber zu äußern, was den Obersten Gallas zu einem solchen Schritte veranlaßt haben möge. Schon am 7. März ward dieser Befehl wiederholt mit dem Beifügen, „daß der von Gallas nach München abgeordnete Fähndrich ein gar trotziges Schreiben einbrachte, worin mit dürren Worten stehe, daß, wenn Ihro kurfürstliche Durchlaucht den gesuchten Abschied im Geringsten aufhielte, er, Gallas, sich die Erlaubniß dazu selbst nehmen werde.“ Weiter schrieb der Kurfürst mit Recht an Tilly: „daß solches unverschämte Begehren Ihro Durchlaucht zu besonderem ungnädigsten Mißfallen gereiche, und daß dasselbe, wenn es ungeahndet bliebe, dem ganzen Heere ein sehr böses Beispiel geben und hochschädliche Folgen haben würde, es sey daher Ihro Durchlaucht ernstlicher Wille und Befehl, daß Tilly besagten Obersten Gallas, Angesichts Dies, zu sich fordere und ihn in Verhaft nehme und darin belasse. Werde Gallas dennoch auf seinem Vorsatze, ohne Abschied den bairischen Dienst aufzugeben, bestehen, so solle ihn Tilly vor ein Kriegsgericht stellen.“ Nachdem hierauf Tilly berichtet, daß von Gallas seine Entlassung schriftlich nachgesucht worden sei, und dabei die Bemerkung eingeflochten hatte, wie dieser Oberst schon längst seine Absichten auf den Kaiser habe, erließ der Kurfürst an seinen Feldherrn unterm 15. April 1629 eine neue Weisung, welche zeigt, daß er den größten Werth

darauf legte, Gallas von Waldstein loszureißen. Er meldet, „päbstliche Heiligkeit habe in München um einen tüchtigen Heerführer gebeten; wolle Gallas diese Stelle, in welcher er nur dem obersten General zu gehorchen brauche, annehmen, so stehe sie ihm zu Diensten.“ Aber der Köder wirkte nicht. Unter dem 8. Mai berichtet Tilly: „Er habe Gallas den ernstlichen Befehl des Kurfürsten vorgehalten, jedoch mit Verhaftung nicht einschreiten können, dieweil derselbe vom Friedländer Herzoge bereits in kaiserliche Dienste als Generalmajor und Oberster zu Fuß genommen und in's Reich beordert worden sei.“ — Tilly theilt ferner mit, daß auch Graf Gronsfeld wanke und den Abschied nehmen wolle, und bald darauf trat auch der General Graf Anhalt nebst vielen Offizieren in österreichische Dienste. — Die Art, wie Waldstein diese Generale und Offiziere zu werben suchte, und wie jene es annahmen, war für beide Theile gerade nicht besonders lobenswerth, aber in den damaligen bewegten Zeiten, wo ein tüchtiger Anführer viel galt und auch viel Aussichten hatte, leicht zu entschuldigen.

Gallas wurde im Mantuanischen Erbfolgekriege auf Befehl Waldsteins dem Heere des Feldmarschalls Collalto, nebst Aldringen und Andern beigegeben, und wohnte der Belagerung von Mantua bei, in welcher sich der sechzehnhundertjährige Waffenruhm der Deutschen noch ungeschmälert bewährte. Nach des Feldmarschalls Collalto Abgang führte Gallas gemeinschaftlich mit Aldringen, und nach dessen Abgang allein den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Hierauf beendigte Gallas 1631 als kaiserlicher Bevollmächtigter den mantuanischen Krieg durch den Frieden von Chierasko, wobei er in einem Gewirre hundertfältiger Rücksichten große Klugheit bewies (die ihm überhaupt eigen war); er führte dann die Truppen nach Deutschland zurück und wurde vom Kaiser zum Reichsgrafen erhoben, und bald darauf, auf Waldsteins Vorschlag, zum Feldzeugmeister ernannt. — Nach der unglücklichen Schlacht bei Breitenfeld, in welcher er unter Tilly mitfocht, entkam er mit einigen Regimentern glücklich nach Böhmen, setzte sich in Pilsen, das er vor den Sachsen schützte, fest, verstärkte durch Werbung und Zusammenziehung mehrerer Korps seine Truppenmacht, trieb die Sachsen aus dem Pilsener Kreise, aus Kaden, Saatz, Kommotau und Schlackenwalde. Im Mai 1632 war Gallas thätig bei Waldsteins Angriffe auf das von den Sachsen besetzte Prag, wohnte dann Waldsteins Unternehmungen bis vor Nürn-

berg bei, zog dann von hier mit **10,000** Mann durch die Oberpfalz und das Voigtland voraus nach Sachsen; in Gemeinschaft mit Holk, der dort schon arg hauſ'te, eroberte er Altenburg, Chemnitz und Freiberg, und kehrte über Frauenstein nach Böhmen zurück, wohin er den Rückzug der Armee nach der Schlacht bei Lützen, an welcher er nicht Theil genommen, deckte. In Sachsen schon duldete Gallas ruhig alle Ausschweifungen seiner ohnedies zügellosen Krieger, die unter ihm, statt an strenge Kriegszucht gehalten zu werden, nur immer mehr und mehr verwilderten, so daß man Gallas zu seiner Zeit nicht mit Unrecht „den Heerverderber" nannte. — Im Frühjahre **1633** befehligte Gallas die Vortruppen Waldsteins, als dieser in Schlesien vorrückte, eroberte Grotkau, und entwickelte, bis der Herzog eintraf, eine große Thätigkeit. Falkenberg, Strehlen, Reichenbach wurden von ihm genommen, und die polnischen Hilfstruppen an sich ziehend, unternahm er einen Angriff auf Brieg. Nach dem Treffen bei Steinau sandte ihn Waldstein an die Grenze Baierns, wo Gallas die Festungswerke Passau's, die in schlechtem Stande waren, ausbessern ließ und Passau, trotzdem daß dessen Einwohner nicht am besten gesinnt waren, glücklich und muthig gegen den Herzog Bernhard von Weimar vertheidigte.

Eine Zeitlang zog ihn Waldstein in's Vertrauen und soll ihm als Lohn für die Mitwirkung bei seinen Plänen die Herzogthümer Sagan und Glogau versprochen haben. Allein der Friedländer hatte sich an den unrechten Mann gewendet und der Hof zu Wien kannte seine Leute. Dasselbe Patent vom **24.** Jänner **1634**, in welchem Kaiser Ferdinand II. alle Offiziere ihrer Pflichten gegen Waldstein entband, wies dieselben an den Generallieutenant Gallas, unter dem damals die ganze Truppenkette an der österreichisch-böhmischen Grenze stand. Gallas, der seine Maßregeln mit Aldringen und Piccolomini sehr vorsichtig nahm, hielt ebenso klugerweise das Patent noch drei Wochen lang geheim, täuschte den Friedländer so geschickt, daß derselbe ihn unbesorgt von Pilsen nach Frauenberg ziehen ließ, worauf Gallas am **14.** Februar plötzlich in einer Proclamation die Armee anwies, künftig weder Waldstein, noch Illo, noch Terzky, sondern nur ihm, Aldringen und Piccolomini zu gehorchen.

Es gelang Gallas trefflich, die Regimenter ihrer Pflicht und dem Kaiser getreu zu erhalten. Zum Lohne für sein treues und umsichtiges Benehmen erhielt Gallas vom Kaiser bald nach der Katastrophe von Eger die sehr entvölkerten und verwüsteten confiscirten Güter Waldsteins, Fried-

land und Reichenberg, und 1636 noch die ehemals Terzky'schen Güter Smirzicz und Horzenowes in Böhmen. Ob Gallas den Tod des Friedländers verhüten konnte oder durfte, ist schwer zu erweisen; doch wurde von ihm das blutige Ereigniß von Eger dem Kaiser nur mündlich referirt.

Unter Gallas' Oberbefehl wurde nun Bernhard von Weimar von Kronach vertrieben, und die kaiserliche Armee drängte die Schweden aus der Oberpfalz, die Baiern eroberten Straubing zurück, und durch die beiderseitige Stellung in ihren Winterlagern wurde die Belagerung von Regensburg vorbereitet.

Den Feinden, die ihm sein Antheil an des Friedländers Falle zugezogen, den Neidern, die sein Glück ihm erweckt, trat Gallas, nachdem er das wichtige Regensburg erobert, mit dem Siege von Nördlingen entgegen, zu welchem er durch seine Lagerkunst wesentlich beitrug. Bekanntlich wurde diese entscheidende Schlacht unter den Augen des römischen Königs Ferdinand (III.), an welchen Gallas schon bei der Belagerung Regensburgs den Oberbefehl zeitweise abgegeben, und unter denen des Cardinalinfanten geschlagen. Das kaiserliche Heer betrug über 30,000 Mann, zusammengesetzt aus verschiedenen Nationen, welche, geführt von Gallas, Piccolomini, dem Hochmeister Stadion, Götz, Herzog Karl von Lothringen, Johann von Werth, der aus Franken zurückgerufen war, Bassompierre, Leganey, Don Gaspar de Toralte, wetteiferten, vor den Augen der jungen Herrscher durch ritterliche Streitkunst und Geschicklichkeit sich hervorzuthun und zu zeigen, daß Habsburgs Krieger auch ohne den Friedländer zu siegen verständen. Die kaiserliche Armee hatte auf die Nachricht vom Anmarsche der Schweden ihre befestigte Stellung, welche sie zur Belagerung Nördlingens seit dem 18. August 1634 bezogen, theilweise verlassen und dem Arnsberge gegenüber, südwestlich der Stadt, von woher die Feinde im Anmarsche waren, eine Aufstellung angenommen. Diese bildete eine Hügelreihe, die sich etwa eine Stunde von der Stadt erhebt, dann stellenweise scharf nach dem Goldbache (jetzt Regenbach) zu abfällt, und vom Ländle, auf welchem der rechte Flügel der Kaiserlichen stand, bis zum Allbuch, welchen der linke inne hatte, vielleicht eine Stunde Ausdehnung haben konnte. Die Fronte deckte in der ganzen Länge der Goldbach, der, wenn auch geradehin kein bedeutendes Hinderniß, nichtsdestoweniger doch eine erhebliche Frontdeckung bildete, indem er durch Regenwasser damals angeschwollen und stellenweise ausgetreten war. Die Stellung selbst wurde durch

drei ziemlich markirte Kuppen in fast gleicher Entfernung von einander bezeichnet, deren rechte, wie schon erwähnt, der Ländle, die mittlere der Hasselberg und die linke der Allbuch genannt wird. Die Schlachtlinie der Kaiserlichen war hierdurch gerade nicht getrennt oder unterbrochen, die Gemeinschaft der Truppen jedoch mannigfach gehemmt. Die kaiserlichen Truppen bildeten den rechten Flügel, der sich, die Ulmer Straße etwas überspringend, bis zum Hasselberge zog, mithin etwa die Hälfte der ganzen Schlachtlinie einnahm. Den äußersten rechten Flügel bildete die Kavallerie in mehrern großen Geschwadern; dann folgte die Infanterie in zehn großen Terzias — eine eilfte stand abgesondert nach dem Allbuch zu —, vierzig große Geschütze vertheidigten hier den Punkt, wo der linke Flügel, die Hilfstruppen unter dem Cardinal-Infanten, sich an die Kaiserlichen schloß, zu welchen der Zugang überdies weniger durch das Terrain erschwert war. Der obschon ganz isolirte linke Flügel der Kaiserlichen auf dem Allbuch war durch mehrere Schanzen gesichert. Die Schweden verließen den 5. September gegen Abend ihr Lager auf der Breitenwang und drangen, durch die Berge gedeckt, so ungesehen heran, daß Bernhard von Weimar die am Thale am Arnsberge aufgestellten kaiserlichen Kuirassiere zurückwarf; aber gegen den Rath Horns, welcher hier im Angesicht der Feste das Lager schlagen und Verstärkung an sich ziehen wollte, nicht zufrieden mit dem errungenen Vortheile, drang Bernhard, von Siegeszuversicht getrieben, Nachts bis über das im Thale liegende Dorf Ederheim vor, stieß aber hier an der nördlichen Seite des Hasselberges auf eine Verschanzung der Spanier, von woher die Schweden arg beschossen wurden. Mehrere Angriffe darauf, von der Brigade Witzthum unternommen, scheiterten gänzlich. Bernhard mußte also dabei stehen bleiben, sich auf der Höhe bei Ederheim zu behaupten; doch ließ er noch um Mitternacht den Wald des Hasselberges durch Ueberfall nehmen, Alles, was sich darin vorfand, niedermachen, und zugleich einige Schanzen aufwerfen, die sofort mit Geschütz besetzt wurden. Als nach diesem Verluste die kaiserlichen Feldherren die Absicht der kampfmuthigen Gegner erkannten, ward vor der Kutsche des römischen Königs Kriegsrath gehalten, dem Generallieutenant Gallas der Oberbefehl über das gesammte Heer wieder übertragen, das Fußvolk nebst dem Geschütz aus den Laufgräben gerufen, und noch vor Tagesanbruch die andere, noch unverlorne Hälfte des Hasselberges mit Deutschen, Burgundern und einem alten spanischen Regimente unter Don Martino de Idiaquez, hinter drei kleeblattförmigen Ver-

schanzungen aufgestellt, besetzt, während auf der Höhe hinter jenem Schlüssel des Kampfplatzes die übrigen Truppen sich reihten. Unter mühseligen Bewegungen auf vielfach durch Gründe und Hohlwege durchschnittenem Raume verging beiden Theilen der Rest der Nacht. Horn, überstimmt in seinen Vorschlägen und in schlimmer Vorahnung, doch entschlossen, das Seine redlich zu thun, übernahm den rechten schwedischen Flügel zunächst gegen die spanischen Verschanzungen. Bernhard von Weimar, freudig über den ersten Gewinn und vertrauensvoll das würtembergische Landvolk den Spaniern gleichachtend, befehligte den linken; beide zusammen etwa 24,000 Mann stark.

Die jungen Habsburger (der römische König und der Cardinalinfant), an so furchtbaren Ernst nicht gewöhnt, verbrachten unter den Anordnungen ihrer Feldherren den Rest der Nacht mit kurzem Schlafe in ihrem Reisewagen.

So brach der 6. September 1634 an, welcher eine so ungeheure Wendung der Dinge und auf viertehalb Jahre das Uebergewicht der kaiserlichen Partei im westlichen Deutschland herbeiführen sollte. Kaum als der Tag graute, griffen beide Heere zu den Waffen. Die Reiter des schwedischen rechten Flügels eröffneten unter General Witzlebens Befehl, angeblich ohne Auftrag ihres Oberfeldherrn, das Treffen mit so ungünstigem Erfolge, daß sie unter heftigem Feuern des Geschützes und kleinen Gewehrs auf das Fußvolk herabgetrieben wurden. Unterdessen hatte sich auch die schwedische Infanterie formirt und war zum Angriffe gegen die Kaiserlichen übergegangen. Letztere standen in drei Verschanzungen, welche die Gestalt eines Kleeblattes hatten und den ganzen Flügel mit ihren Geschützen und Musketen beherrschten. Die erste und bedeutendste dieser Verschanzungen lag vorn am Abhange des Hügels und durfte als Schlüssel der Position der Kaiserlichen gelten; sie war durch zwei Regimenter, das Wurmsersche und Salmsche, besetzt. Auf diese Position richteten die Schweden ihren ersten Angriff. Horn ließ die Schanze von beiden Seiten durch zwei Brigaden stürmen, mit dem Befehle, nach Gewinnung des Postens sich nicht mit Verfolgung der Gegner zu befassen, sondern sich auf Behauptung des ersteren zu beschränken. Wirklich gelang dieser Sturm; die Schanze fiel sammt den Feldstücken in die Gewalt der Schweden; Wurmser und Salm wurden im Gefechte getödtet. Bei dem Eindringen in die Schanze jedoch prallten die beiden schwedischen Brigaden auf einander und geriethen

dadurch in Unordnung. Diese wurde noch durch eine in der Schanze stattfindende Pulverexplosion vermehrt, welche entweder durch zufällige Entzündung der von den Kaiserlichen in der Schanze zurückgelassenen Munition, oder durch eine Mine verursacht worden war. — Diesen Augenblick des Schreckens und der Verwirrung benutzten die kaiserlichen Kuirassiere und warfen sich auf die Schweden, welche nun, ohne durch die Befehle und das Beispiel ihrer Offiziere zum Widerstande bewogen werden zu können, sich in Unordnung den Berg hinabstürzten. Die schwedische Reiterei, welche diesem Angriffe hätte begegnen sollen, war durch ihr früheres Mißgeschick zu weit von der Infanterie entfernt worden, als daß sie im Stande gewesen wäre, ihr zu Hilfe zu eilen. Die Spanier besetzten nun auf's Neue die Schanze und trafen die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr. — Auf dem kaiserlichen rechten Flügel, wo Carl von Lothringen und Johann von Werth befehligten, schwankte der Sieg länger. Wie es scheint, begann hier die Schlacht mit einiger Unordnung, indem nämlich die Kavallerie des Generals Taupadel, welche den ersten Angriff unternahm, dabei auseinander kam. Die in den Reihen der Kaiserlichen fechtenden Ungarn und Croaten benützten diesen Fehler und warfen sich mit solchem Ungestüm auf sie, daß sie bis zu dem Walde in der Höhe von Ederheim, welche die Infanterie und Artillerie Herzog Bernhards besetzt hatte, zurückgeworfen wurde; doch behauptete sich hier das Fußvolk und brachte die Sache wieder in's Gleichgewicht. — Viele der Zeitgenossen schreiben diesen Vorgang der List des Grafen Gallas zu. Durch eine verstellte Flucht seiner Kavallerie soll er nämlich die schwedische Reiterei in den Bereich einiger maskirter Batterieen gelockt haben, wodurch sie nicht nur in Unordnung gerathen sein, sondern auch einen bedeutenden Verlust erlitten haben soll. — Der kühne Bernhard, auf die wackere Haltung seines Fußvolkes sich stützend, drang nochmals vor und durchbrach beinahe die kaiserliche Linie; er behauptete sich so, daß es ihm möglich wurde, dem Feldmarschall Horn zwei Regimenter unter dem jungen Thurn zu Hilfe zu senden, die aber auf ihrem Wege auf eine überlegene Masse der Kaiserlichen geriethen, und indem sie den Feldmarschall Horn somit nöthigten, sie zu entsetzen, unwiederherstellbare Fehler auf dem rechten Flügel veranlaßten. So war es noch nicht Mittag, das Fußvolk aber durch 17 Angriffe auf die immer noch frisch anrückenden Kaiserlichen ermüdet und geschwächt, als Horn, die vergebliche Mühe an seiner Seite erkennend, und in Furcht, von Bernhard abgeschnitten zu werden,

die Schlacht abzubrechen rieth. Bernhard wich den Umständen, wollte aber mit seinen Reitern den Wald so lange behaupten, bis Horn den Arnsberg hinter ihm, auf der Rückzugslinie bei Hirnheim, besetzt habe, und glaubte nach Ankunft des Rheingrafen den Verlust wieder ausgleichen zu können. Aber Carl von Lothringen und Johann von Werth, diese Veränderung zeitig inne werdend, brachen, als Horn schon mit Geschicklichkeit und Ordnung von seinem Feinde sich losgemacht, mit ihrer gesammten Kavallerie und zwischen vertheiltem Fußvolk und Geschütz auf Bernhards Stellung ein, und stürmten nach drei vergeblichen Angriffen, während Bernhard selbst die Standarte seines Leibregimentes erfaßte, beim vierten mit solchem Ungestüm in die bereits gelockerten Reihen, daß diese in das Thal hinab und auf den in geordnetem Rückzuge begriffenen Flügel des Feldmarschalls Horn geworfen wurden, und widerstandslos Alle, erst die Reiter und dann das Fußvolk, mit sich fort in wilde Flucht rissen. In dem entsetzlichen Gedränge ward Bernhard, wie es heißt durch Carl von Lothringen, welcher jahrelang getragene Unbilden zu rächen hatte, die Standarte aus der Hand gewunden, er selbst leicht am Halse verwundet, verlor sein Pferd und wäre der Gefangenschaft wahrscheinlich ebenfalls nicht entgangen, wenn ihm nicht ein Hauptmann des Taupadelschen Regimentes mit einem kleinen raschen Klepper ausgeholfen hätte. Die Kaiserlichen verfolgten ihre fliehenden Feinde mit so reißender Schnelligkeit, daß der Herzog Bernhard auf seiner Flucht durch Cannstadt — eilf Meilen vom Schlachtfelde — kaum ein Ei ruhig verzehren konnte, um seinen Hunger zu stillen. So entging der kampfheiße Anstifter des Verderbens für seine Person, mußte jedoch sein reiches Gepäck bei Neresheim und Bopfingen, mit vielen Kostbarkeiten und baarem Gelde, den windschnellen Croaten Isolani's als Beute lassen; mit Mühe war es Bernhards Dienern nur noch schnell gelungen, seine geheime Kanzlei zu verbrennen.

Mehrere Tage nach der Schlacht wußte Bernhard von Weimar noch nichts vom Geschick seines Mitfeldherrn, des Feldmarschalls Horn, und wähnte ihn nach Ulm entronnen; aber der Beklagenswerthe war, als verschmähe er sein Heil auf schnellem Pferde, gleich als er seine Vorhut nach dem ersten Anprallen des fliehenden Flügels Bernhards ordnen wollte, in die Hände von Reitern des alten Regiments von Johann von Werth gerathen, welche durch diese köstliche Beute ihrem Oberst, vor dem sie allein fünfundsiebenzig eroberte Fähnlein niederlegten, ein Anrecht

auf Horns Person zur eigenen Rettung in späterem Mißgeschick zubrachten. Der schwedische Feldmarschall Horn, vom römischen König Ferdinand III. ehrenvoll und großmüthig empfangen, vom stolzen Cardinalinfanten sogar der Umarmung gewürdigt, wurde dessenungeachtet, nachdem der Lothringer den Gefangenen dem Kurfürsten von Baiern übergeben, bis in's achte Jahr in ziemlich engem Gewahrsam behalten. Am mitleidenswerthesten dagegen war das Loos des Grafen Kratz, der krank von Schweinfurt herbei entboten, zögernd in die Schlacht gewilligt, aber gleichwohl das Seine mannhaft gethan hatte; verwundet, auf der Flucht von einem Croaten erhascht, mußte er nun die mißlungene Treulosigkeit von Ingolstadt (siehe Aldringens Biographie) verdientermaßen zu Wien mit dem Kopfe büßen.

Eine so ungeheure Niederlage hatte das kaiserliche Heer unter den Augen der jungen, noch unerfahrnen Prinzen in sieben Stunden den erfahrensten Gegnern beigebracht, daß man katholischer Seits mit Wahrheit, wie Claudius Nero am Metaurus, sagen durfte: Cannas pensavimus! (Silius Ital. XV. 814.)

Die Ueberbleibsel jenes unüberwundenen Fußvolkes Gustav Adolphs, und was die Obersten dieser Schule in glücklichen Kriegsjahren aus Deutschen herangebildet, waren mit Einem Schlage so gut wie vernichtet. An zehntausend Todte, unter ihnen ein Drittel Würtemberger, füllten das Thal, den Bergwald, die Hohlwege und Straßen nach Ulm und Schwaben hin; sechstausend Gefangene, unter denen viele hohe Obersten, dreihundert Standarten und Fähnlein, stattliches Geschütz mit viertausend Wagen hatten die kaiserlichen Sieger erbeutet, die nur zwölfhundert Todte zu begraben hatten. Der bairische Feldmarschall-Lieutenant Pillehn, dessen Stelle nun der verdienstvolle, tapfere Johann von Werth erhielt, und der italienische Fürst und Oberst Aldobrandini, die am 5. vor dem Arnsberge gefallen, zählten unter die namhaftesten Todten, die kaiserlicher Seits zu beklagen waren. Von deutschen Generalen wurde vor Allen Gallas wegen seiner Umsicht und klugen Führung, auch Piccolomini, Stadion und Götz gerühmt; von den Spaniern Toralto und Idiaquez, welche die Haupthöhe gegen Horns Fußvolk behauptet, und neben Johann von Werth an ritterlicher Tapferkeit dem Lothringer gepriesen, welcher noch vom Schlachtfelde den Baron de Clinchaut mit einer guten Zahl eroberter Fahnen nach Brüssel an seinen wankelmüthigen, kleingläubigen Schwager Gaston und an die Königin-Mutter als Boten des wiederkehrenden Glückes abfertigte. — Im stolzen Bewußtsein,

mit einer solchen That ihre Kriegsbahn eröffnet zu haben, ritten die beiden habsburger Prinzen über die blutige Wahlstatt, von den spanischen Regimentern mit geschwungenem Hute unter dem Rufe: „Viva la casa de Austria!" empfangen. Der Cardinalinfant räumte den Verwundeten sein Schlößlein ein und begnügte sich mit einem ärmlichen Bauernhause. Gleich am folgenden Tage empfahl sich Nördlingens geängstigte Bürgerschaft der Gnade des jungen Königs, ward huldreichst erhört, des passauischen Vertrages versichert, und der Besatzung freier Abzug, jedoch ohne Waffen, verstattet. Don Hannibal Gonzaga eilte nach Wien, um dem Kaiser die Siegeskunde zu hinterbringen, dem, so gleichmüthig er Tages über auf der Jagd gewesen, die Freudenthränen über des Sohnes raschen Erfolg aus den Augen stürzten. In allen Kirchen Wiens und Münchens ertönte das Dankfest unter dem Donner der Kanonen. Die jungen fürstlichen Helden von Nördlingen, wie über den eigenen Erfolg erstaunt, oder der Früchte ihres Sieges, ohne sie eilig zusammenzuraffen, gewiß, begnügten sich, die beutegierigen wilden Ungarn, Croaten und leichten deutschen Reiter in das nahe Schwaben und Franken auszusenden, und weilten, am 9. September in Nördlingen prunkvoll eingezogen und die Huldigung der Neuigen aufnehmend, noch einige Tage in der Stadt. Gern hätte der römische König Ferdinand III. seinen Vetter, den Cardinalinfanten, noch länger bei sich behalten, aber dieser verließ, voll Besorgniß für seine Niederlande, im Geleit von 2000 Pferden bald das Heer und vernichtete so manch schönen Plan Ferdinands. — Das kaiserliche Heer bemächtigte sich nun widerstandslos Würtembergs, während die bairischen Truppen sich in Franken ausbreiteten und Piccolomini mit Götz auf Herzog Bernhards junges Fürstenthum einbrach. Bis Weihnachten waren fast alle Städte und Festen Frankens erobert.

Im Feldzuge 1635 entwickelte das kaiserliche Heer unter Gallas' Oberbefehl gleich am Anfange dieses Jahres unerwartete Kraftanstrengungen; am 18. Januar wurde Würzburg durch General Götz eingenommen; bald darauf fiel auch Philippsburg, das, von den Franzosen schlecht bewacht, durch Gallas überfallen und eingenommen wurde. In Philippsburg lagen 500 Mann als Besatzung unter dem französischen Commandanten Arnauld, theils Franzosen, theils Würtemberger, zwischen welchen nicht das beste Vernehmen herrschte. Obgleich Arnauld gegen den zum Gouverneur der Festung bestellten Herzog Eberhard von Würtemberg

prahlerisch äußerte, daß er mit dieser Besatzung die Festung „contre toute la force“ vertheidigen wollte, so erbot sich dieser dennoch, die Umgegend durch ein Regiment zu Pferd und ein Regiment zu Fuß zu besetzen. Aber Arnauld fand in seiner leichtsinnigen Weise diese Vorsicht unnöthig und schlug das Anerbieten aus. Der große Wassergraben der Festung war bei dem strengen Winter stark zugefroren; die Besatzung unterließ es, denselben aufzueisen, und wo es geschah, wurde es nur unvollständig bewirkt, so daß hier stets eine natürliche Brücke zu finden war. Die Pallisaden, theils verfault, theils umgehauen und von den Franzosen zur Feuerung benutzt, waren ungeachtet des nahen Waldes nicht wieder ersetzt worden. So gut auch die Festung mit Munition versehen war, so befand sich, der großen Zahl von Geschützen ungeachtet, kein Pfund Pulver auf dem Walle. Von diesem Zustande der Dinge hatte der frühere kurtriersche Commandant von Philippsburg, der zu dem kaiserlichen Heere übergetretene nunmehrige kaiserliche Oberst Kaspar Bamberger, durch Bürger und ausgesandte Kundschafter Kenntniß erhalten, und gründete darauf den Plan, die Festung durch einen Handstreich zu nehmen. Sein Vorschlag fand bei Gallas freudig Gehör. Die zur Expedition bestimmten Truppen, aus einigen hundert Mann Dragonern und Fußvolk bestehend, wurden am 23. Jänner 1635 Abends in Menzingen — unweit Bruchsal — gesammelt und sodann in aller Stille in der Nacht nach Philippsburg geführt. Am 24. Morgens 4 Uhr unternahmen die Kaiserlichen den Angriff; sie überschritten den zugefrornen Graben und gelangten, die offenen Stellen vermittelst Leitern und Planken überbrückend, glücklich auf den Hauptwall. Jetzt tönten Allarmschüsse; die Trommeln riefen die Besatzung unter die Waffen. Während sich die Franzosen bei den Wohnungen ihrer Offiziere nur langsam versammelten, eilten die Würtemberger auf den Wall, trieben die Kaiserlichen zurück und behaupteten ihren Posten auf der ihnen zugewiesenen Bastion. Allein auf der andern Seite, am rothen Thurme, wo die Franzosen die Vertheidigung hatten, faßten die Kaiserlichen festen Fuß, ehe noch der Commandant Arnauld aus dem Schlafe aufgeschreckt herbeieilte. Die Franzosen zogen sich hierauf mit Arnauld in den höher gelegenen Palast des Bischofs, der aber nicht befestigt war, zurück, mußten sich aber bei Tagesanbruch auf freien Abzug ergeben. Gallas gestand diese Bedingung aber beim Abzuge nicht zu, behauptend, ein Wohnpalast sei keine Feste, und führte die Gefangenen, nicht ohne Mißhandlungen, denen sie unterwegs

ausgesetzt wurden, nach Eßlingen, von wo Arnauld bald ausgewechselt nach Frankreich zurückkehrte, wo er in die Bastille gesperrt wurde. Seine Verwandtschaft mit dem bei Richelieu in größter Gunst stehenden Kapuziner Pater Joseph so wie seine Verschwägerung mit Feuquières bewirkten indessen schnell seine Freilassung, und der leichtsinnige Franzose wurde, indem er schmählicher Weise alle Schuld auf die wackern Würtemberger wälzte, vom König bald wieder in seine frühern Würden eingesetzt. — So war diese gewaltige Vormauer Deutschlands gegen Frankreich mit vortrefflichem zahlreichem Geschütz (128 an der Zahl), nebst großen Vorräthen an Lebensmitteln, 4000 Fässern Pulver, 1290 Scheffeln Salz und einer Million und 600,000 Dublonen sammt 2 Kisten ungeprägten Goldes wiederum in die kaiserlichen Hände gerathen. 44 Kanonen von bedeutender Größe wurden nach Heilbronn geführt, und Gallas ernannte den wackern Obersten Bamberger, der den größten Antheil an dem schnellen und glücklichen Gelingen hatte, wieder zum Festungscommandanten von Philippsburg, dessen Werke nun in bessern Zustand gesetzt wurden. — Kurz auf die Einnahme Philippsburgs folgte jene von Speier durch Johann von Werth. Um dieselbe Zeit gelang es auch Gallas, das lang belagerte Augsburg in kaiserliche Gewalt zu bringen. In Augsburg, welches schon seit der Nördlinger Schlacht unausgesetzt und hart belagert wurde, befehligte der schwedische Oberst Georg aus dem Winkel. Winkel war ein tapferer Soldat, und es war ihm Alles daran gelegen, die berühmte Stadt zu behaupten. Aber die Hungersnoth nahm immer mehr überhand, die Vorräthe waren aufgezehrt, und die Versuche, Zufuhren mit Proviant in die Stadt zu bringen, schlugen fehl. Hierdurch gerieth die Stadt in unsäglichen großen Jammer. Hunde, Katzen, Mäuse und dergleichen waren nicht mehr zu bekommen, Pferdefleisch war das seltenste und theuerste Gericht; viele Leute namentlich der ärmeren Klasse verschmachteten vor Hunger, fielen und sanken auf freier Gasse dahin. Unter solchen Verhältnissen dachten Besatzung und Bürgerschaft an Capitulation, die jedoch erst am 13. März zu Stande kam, weil Augsburg seine Privilegien und seine Religionsfreiheit gesichert wissen wollte. Die Besatzung, 1200 Mann stark, zog am 28. ab nach Thüringen, und bald mußte die seither herrschende kirchliche Partei die Ueberwältigung erfahren, welche die damaligen Verhältnisse im Gefolge hatten. Zwanzig Compagnieen kaiserlicher Truppen kamen in die Stadt unter dem Befehl des Grafen Otto Heinrich

von **Fugger***), der nach und nach hier ein Corps von **4000** Mann sammelte. Die protestantische Bürgerschaft mußte eine Strafe von **300,000** Gulden an den Kaiser und eine von **80,000** Gulden an den Kurfürsten von Baiern bezahlen. Währenddem wurden auch Ulm und Memmingen von den Kaiserlichen belagert, aber diese Städte hielten sich noch, weil sie besser versehen waren. Dagegen fiel die ernestinische Trutzburg **Koburg** am 28. März an den kaiserlichen General **Lamboy**, und **Gallas** dachte nun daran, die vielen zerstreuten Corps zu sammeln, um sie an den Rhein zu führen. Durch geschickte Manövers den **Herzog Bernhard** von **Weimar** täuschend, bewerkstelligte Gallas am 2. Juli den Uebergang des Hauptkorps bei **Speier**, was die Eroberung fast aller bedeutenden Plätze am linken Rheinufer und **Bernhards** Rückzug nach Lothringen

*) Otto Heinrich Graf **Fugger** von Kirchberg, nachmals kaiserlicher Feldzeugmeister, ein Sohn des Christoph **Freiherrn** Fugger von Kirchberg, aus dem bekannten Augsburger Geschlechte entsprossen, war 1592 geboren. Er nahm anfangs spanische Dienste und stand unter Don Pedro von Toledo im Jahre 1617 in der Belagerung von Vercelli, worauf er ein Regiment erhielt und Oberster wurde. Als hierauf in Böhmen die Unruhen ausbrachen, warb er in seiner Heimath Truppen, führte diese 1619 nach Passau, später nach Böhmen und in die Pfalz, und bewies viele Bravour. 1624 führte er einige Hilfstruppen den Spaniern in den Niederlanden zu und zeichnete sich unter Spinola bei der Belagerung von Breda aus. Nach Deutschland zurückgekehrt, errichtete er für die Ligue einige neue Regimenter, und erhielt mit der Beförderung zum General die Weisung, den Landgrafen Wilhelm von Hessen von der Union zu trennen. Es gelang ihm auch, die hessischen Truppen von Fulda zu vertreiben und Friedland zu nehmen; doch als er das Stift Hersfeld bezwingen wollte, trat die unglückliche Schlacht bei Breitenfeld ein, und Fugger mußte sich mit Tilly bei Fritzlar vereinigen. Mit diesem fiel er 1632, nun zum Feldzeugmeister befördert, in Franken ein, eroberte Rothenburg und Windsheim, und erhielt das Commando einer Armee in Schwaben. Hier nahm er Landsberg, und erhielt nach Aldringens Tode 1634 den Oberbefehl über sämmtliche bairische und liguistische Truppen. An der Spitze derselben eroberte er Regensburg und focht bei Nördlingen. 1635 war er mit bei der Belagerung **Augsburgs**, dessen Commandant er wurde, wo er den Rath absetzte und durch Katholiken ersetzte. Seine mannigfachen Verdienste wurden auch reichlich belohnt. Nachdem er schon 1628 von Philipp IV. den Orden des **goldenen Vließes** erhalten, zu der Würde eines kaiserlichen Kriegs- und kurbairischen geheimen Rathes und Oberkämmerers erhoben worden war, erhob ihn Kaiser Ferdinand III. in den **Grafenstand**. Fugger starb hochgeehrt 1644.

(Oesterr. Militairlexicon von Hirtenfeld, 2. Band.)



Matthias Graf von Gallas

zur Folge hatte. Gallas, welcher seither einer Schlacht vorsichtig ausgewichen war, verfolgte ihn unablässig, ihm vielen Schaden zufügend, namentlich an der Saar, wo er ihn mit 9 Regimentern beim Uebergange über die Rothbrücke ereilte, so daß der größte Theil von Bernhards Truppen eiligst durch den Fluß waten mußte. Nur mit Mühe konnte General Hebron, der Bernhards Nachhut kommandirte, Gallas' Angriffe abwehren. Während Bernhards Truppen sich in die Gegend von Metz und Pont a Mousson retteten, eilte Gallas, Saarbrücken, Walderfingen und St. Anold zu bestürmen.

In denselben Tagen, als die Trümmer des deutsch-französischen Heeres unter Bernhard und dem Cardinal La Valette in Metz anlangten, war der französische König, in Sorge um die bedrohte Grenze, selbst in Bar erschienen, und rückte von hier tiefer nach Lothringen, um St. Mihiel wieder in seine Gewalt zu bekommen. Damals stand Herzog Carl von Lothringen mit seinem Heere um Rembervillières, wo er sich verschanzt hatte. Der König so wie Bernhard boten Alles auf, Gallas' Vereinigung mit dem Herzog Carl zu verhindern, was ihnen aber nicht gelang. Am 16. October vereinigten sich die Heere Gallas' und Carls und bezogen bei Dieuze ein verschanztes Lager. Hier wurden sie am 11. November von einem Theile der französischen Armee und den Truppen Bernhards im Lager überfallen, aber nach einem heftigen Kampfe und nachdem einige Croatenregimenter fast aufgerieben worden, gelang es Gallas und Carl, sie abzuweisen. — Gern hätte Gallas einen Marsch in das südliche Frankreich gemacht, aber Hunger und Seuchen, die tückischen Gegner deutscher Heere auf französischem Boden, wütheten von Tage zu Tage in seinem Heere mehr und mehr; die Kälte stellte sich zeitig ein, und die Pferde stürzten zu Hunderten. Am 23. November brach Gallas vor dem Feinde aus seinem Hungerlager von Dieuze nach dem Rheine auf. Das folgende Jahr, 1636, versuchte Gallas noch einmal, den Krieg, und zwar in Südosten, nach Frankreich zu versetzen; er drang über Breisach in Burgund ein, nöthigte die Franzosen unter dem Duc d'Enghien, die Belagerung von Dole aufzuheben, und warf sich dann auf St. Jean de Losne, welchen Ort er zu beschießen anfing und dann nach zwei vergeblichen Stürmen abziehen mußte. Wieder nöthigten ihn Krankheiten, die seinem Heere stark zusetzten, und Mangel an Lebensmitteln, seinen Rückzug nach Deutschland anzutreten. Gallas' Truppen waren zu zügellos, als daß sich der Landmann ihnen

viel mit Lebensmitteln genähert hätte, und die größten Ausartungen derselben bestrafte er entweder nicht, oder sehr leicht; so kam es denn, daß seine Leute mit den Vorräthen nicht hauszuhalten wußten; nicht der Feind, sondern bloßer Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten trieben ihn auch diesmal über den Rhein zurück. Zudem erhielt er die Kunde von den Ereignissen der Schlacht bei Wittstock, die für die kaiserlichen Waffen ungünstig geendet; dies bestimmte Gallas noch mehr, seinen Rückzug anzutreten. Im tiefsten kalten Winter kam er, mannigfach von den kühner gewordenen Franzosen und Weimarern am Rückzuge belästigt, im Breisgau an, wo er die Winterquartiere bezog. — Dies war die Frucht von dem nach Frankreich unternommenen Zuge der Kaiserlichen, „bei welchem Gallas erfuhr, daß es gescheute Männer gewesen waren, die ihm gesagt hatten, daß ein Einfall nach Frankreich kaum mit gutem Erfolge gewagt werden könne. Denn die Dörfer würden dort gleich verlassen und aller Vorrath in wohlbesetzte Festungen gebracht, deren Belagerung mit schlecht verproviantirtem Volke nicht unternommen werden könne. Mit wenigen Truppen sei nichts auszurichten, für große Heere aber der Unterhalt schwer zu finden, weil man Alles nachführen müsse." (Worte Pufendorfs VIII. 74.)

Im Feldzuge **1637** vertrieb Gallas, obwohl minder schnell, als man gewünscht und gehofft, die Schweden aus Sachsen und Schlesien, und stand auf dem Punkte, die schon etwas geschwächte feindliche Armee bei Landsberg an der Warthe gefangen zu nehmen, ließ sich aber doch von dem überlegenen Feldherrntalente seines Gegners Banér täuschen, welcher glücklich nach Pommern entkam, wohin ihn zwar Gallas verfolgte; im folgenden Jahre aber griff Banér mit frischen Kräften die mittlerweile durch Desertion und Zügellosigkeit geschwächte Armee Gallas auf's Neue an, und Gallas wurde nach Schlesien und Sachsen zurückgedrängt. Diese jüngsten Unternehmungen Gallas' fanden gegründeten Tadel und ließen an seine Entfernung denken. Doch wurde Gallas nie abgesetzt, wie behauptet wird; wohl aber legte er selbst **1639** freiwillig die Oberbefehlshaberstelle nieder. Inzwischen übernahm **1640** der Erzherzog Leopold Wilhelm den Oberbefehl und Gallas lebte nun bis **1643** meist auf seinen Gütern. Nachdem aber die Schweden bereits in Oesterreich gestanden, die zweite Breitenfelder Schlacht unglücklich geschlagen und der Erzherzog Leopold Wilhelm vom Kriegsschauplatze abtrat, übernahm Gallas auf ausdrückliche Berufung Kaiser Ferdinand III. den Oberbefehl über die kaiser-

liche Armee zum zweiten Male. — Aber mit kurz vorher geschlagenen, oder theils ganz neuen Truppen konnte Gallas jetzt keine Hauptstreiche thun, aber er blieb den Schweden doch immer drohend zur Seite, jetzt sie verfolgend, jetzt ihnen ausweichend; und so begnügte er sich, ihre Züge zu erschweren und hinter ihnen her die besetzten Städte wieder zu nehmen, oder doch einzuschließen. Als sich Torstenson 1644 plötzlich nach Dänemark wandte, erhielt Gallas vom Kaiser den Auftrag, den Dänen zu Hilfe zu ziehen, welches eine der schwierigsten Aufgaben war, da er gerade jene Länder durchziehen mußte, worin die Schweden allenthalben vor ihm her das Letzte aufgezehrt hatten. Gleichwohl ließ er sie nie aus den Augen, eroberte Zeitz, Boitzenburg und Kiel und vereinigte sich mit einem Theile der dänischen Truppen. Doch unversehens wandte sich Torstenson, welcher sich durch die Plünderung Holsteins trefflich versorgt hatte, mit gestärkten Truppen gegen ihn, daß Gallas sich nun schnell über die Elbe an die Saale zurückziehen mußte und in einem verschanzten Lager bei Bernburg sich zu behaupten hoffte. Aber Torstenson umging ihn, übersetzte die Saale, lagerte sich Gallas im Rücken und schnitt ihn so von Sachsen und Böhmen ab. Nun wählte Gallas den einzigen ihm noch übrigen Ausweg, sich wieder an die Elbe und nach Magdeburg zu ziehen, von wo er seine Reiterei nach Böhmen voraus sandte. Doch diese ward auf dem Wege dahin in einem Gefechte bei Jüterbogk größtentheils aufgerieben, und Gallas selbst konnte, nachdem er einige Zeit in Magdeburg eingeschlossen war, sich nur mit Mühe mit dem Fußvolke nach Böhmen retten, von dem stattlichen Heere, mit dem er ausgezogen, nicht über 2000 Mann zurückbringend. Nachdem die Schweden 1645 auch bei Jankau gesiegt hatten, sammelte Gallas die zerstreuten Truppen, um aus den Trümmern des Heeres und aus zahlreichen neu ausgehobenen Rekruten eine neue Streitmacht zu bilden, von der er einen Theil aus Böhmen den Baiern zu Hilfe sandte, welche eben bei Allerheim in hartem Kampfe standen. Nun verließ Gallas das Heer, um in Wien als Hofkriegsrathspräsident den Vorsitz im Hofkriegsrath zu übernehmen. Von Gichtbeschwerden mannigfach gequält, bekleidete er diesen erhabenen Posten nur zwei Jahre, und starb den 25. April 1647 zu Wien. Seine Leiche wurde in der von ihm gestifteten Jesuitenkirche zu Trient beigesetzt. Kurz vor seinem Tode verlangte Gallas wegen einer wichtigen Angelegenheit mit dem Kaiser zu sprechen; da dieses aber aus unerklärlichen Gründen nicht statt-

fand, so ließ er sich einen Bund Briefe reichen und verbrannte sie mit eigenen Händen. Gallas war zwei Mal vermählt. Seine erste Ehe mit einer Gräfin Arco war kinderlos; aus seiner Ehe mit Dorothea Gräfin von Lodron hinterließ er außer zwei Töchtern auch zwei Söhne, durch die sich sein Geschlecht bis auf die Neuzeit fortpflanzte.

Gallas' Thaten sind, weil er gegen und neben sich stets sehr unternehmende und glückliche Feldherren hatte, weniger glänzend als nützlich gewesen. Aber er war ein sehr erfahrner Feldherr und geschickt im Operiren; bei allen Unfällen, die seine Truppen durch Krankheiten, Mangel und Desertion trafen, gelang es den Feinden nie, ihn aus dem Felde zu schlagen; eben so wenig ließ er sich je zu einem unvortheilhaften Treffen zwingen. Er besaß die Liebe des Soldaten, die man freilich in diesen Zeiten der vernachlässigten Kriegszucht oft nur durch eine Art Nachsicht erkaufen konnte, von der die Nachwelt sich unwillig abwendet.

Johann Freiherr von Werth,

Herr auf Benatek, kaiserlicher und kurbairischer General der Kavallerie, kaiserlicher Kriegsrath.

Die vielfältig erhobene, niemalen befriedigend gelösete Frage um des freisamen Ritters, um des berühmten Magister Equitum Herkunft und Geburtsort vermag ich zwar nicht zu beantworten, aber daß er dem Rheinlande angehört, daß er ein ripuarischer Franke*), dieses wird nicht allein durch des Mannes hurtige Tüchtigkeit wahrscheinlich, sondern durch den hier wörtlich mitgetheilten Auszug seines Testamentes — freilich eine ungewöhnliche Einleitung einer Biographie — zur Gewißheit erhoben. In diesem Testamente**) heißt es: „Zu Büttgen, allwo ich erzogen und von

*) Ripuarier ist die altrömische Benennung der Franken, welche am Rheinufer von der Lahn bis an die Lippe wohnten.

**) Man sehe das verdienstvolle Geschichtswerk des gelehrten Forschers Herrn von Stramberg zu Coblenz: „Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius“, dessen III. Abtheilung obiges Citat so wie der Testamentsauszug entnommen ist. Herr

Jugend auf meistentheils gewohnt habe." — Zu Büttgen also, eine Stunde westlich von Neuß, hat der Reiterkönig seine Jugendjahre verlebt, zu Büttgen, im Verkehr mit schlichten Landleuten, die Geistesstimmung sich angeeignet, die ihn so hoch stellt über eine Menge von Celebritäten aus dem schrecklichen Drama, welches unter dem Namen des dreißigjährigen Krieges bekannt. Mag demnach sein Geschlecht adelig oder unadelig sein, aus Friesland, wie ein kaiserliches Diplom*) erzählt, oder aus dem Jülichschen herstammen, mag Johann von Werth da oder dort geboren sein, nach Büttgen gehört er, dort empfing seine Seele die ersten Eindrücke, und dahin, von dem Körper scheidend, wendete sie nochmals in dankbarer Erinnerung sich zurück. Davon zeugt das fragliche Testament, wie es, in das Kirchenbuch zu Büttgen aufgenommen, von dort aus durch Freundeshand mir zugekommen und hier theilweise abgedruckt ist.

„Tenor adjuncti sub litt. A.

„In dem nahmen der heiligen göttlichen untheilbahren Dreyfaltigkeit Gottes des Vaters, Sohns und H. Geistes. Amen. Bekenne ich Johann von Werth der Römischen Keyserl. Majestät Kriegsrath, General über dero Cavagleria und bestelter Oberster zu Roß und thue Kundt jedermanniglichen in Krafft dieses libellirten Brieffs meines letzten Willens oder zierlichen Testaments.

„Clausula concernens.

„Viertens legiere und verschaffe ich der in dem Erzstifft Cöllen liegenden Kirchen zu Büttgen, allwo ich erzogen und von Jugend auf meistentheils gewohnt habe, **1000** Rthlr. dergestalt, daß diese Tausend Rthlr. von den Kirchenmeister aus auf Pension und sonsten Interesse angelegt werde, und aus selbiger Pension vor mein Vaters, Mutters und allen aus dem Wertischen geschlecht verstorbenen Seelen vier seelenämbter, als nehmlich

---

von Stramberg hat das Verdienst, zuerst die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf dieses Testament Werths gelenkt zu haben, aus welchem ferner noch klar geworden, daß Werth nicht, wie bisher angenommen wurde, kinderlos gestorben, sondern eine Tochter „Lambertina" aus seiner ersten Ehe hinterlassen habe.

D. H.

*) Auf Werths Abstammung aus einem alten friesländischen Geschlechte, so wie auf obiges kaiserliches neu verliehenes Freiherrndiplom, machte zuerst der fleißige und verdiente österreichische Geschichtsforscher Herr K. K. Rath und Custos Joseph Bergmann in dem 122. Bande der „Wiener Jahrbücher für Literatur" aufmerksam.

vor und nach den Osterfeyertagen, wie es dem Pastori alldorten dann am bequämsten seyn wird, eines andern vor oder nach Pfingstfeyertagen, das dritte vor oder nach Mariä Himmelfahrt, das vierte Ambt vor oder nach Weynachten unfehlbarlich gehalten werden solle, zu welchen Seelenämbtern denn um solche Zeiten der Pfarrherr den eigentlichen Tag eins vor All unveränderlich mit zuthun der Freundschaft oder sonsten jedermahls absonderlich anordnen, und solches Jederzeit des Sonntags zuvor in der Kirche von der Kanzel oder Predigstuhl verkündigen wolle. Neben diesen soll auch auff Tag meines Ablebens oder so am selbigen solches nicht geschehen könnte, auf einen andern Tag darnach ein Jahrgezeit des Sonntags zuvor mit gesungener Seelenmessen auch hieselbsten zu Büttgen in der Kirchen (in welcher mein ppal Erb mir auch gleich an den Ort, wo ich begraben werde, ein zierliches Epitaphium oder monumentum an der Mauer aufrichten lassen solle) gehalten werden, und alsdann unter selbigem Ambt neben meinem Namen auch meines Vatters und Mutters sel. wie nicht weniger Bruder und Schwester, so viel deren in Gott verschlaffen, Nahmen sambt allen anderen aus dem Werthischen Geschlecht insgemein verstorben andächtiglich in der Meß gedacht, und das Volk, um dessen Vorbitt zu erhalten, öffentlich in der Kirche selbigens verständiget werden. Zu Vollführung alles dieses soll dann die Kirchmeister zu Büttgen dem zu der Zeit wohnenden Pastori, Chor und Cüster sowohl an obbemelt. vier hochzeitlichen Festen als auch am Tag meines Jahrgezeits für die Schüler auch andere Kindere und allen dem Gottesdienst beiwohnenden, welches begehren werden, ein Malter Weizen backen und nach gehaltenem Gottesdienst unter denselben ausspenden lassen, das ander, was vielleicht an öfftern. 1000 rthlr. Pension jährlich übrig sein würde, zu andern immediati der Kirchen Nothwendigkeit fleißig und trewlich anlegen sollen. Auch weilen 5tens wir sündige Menschen von diesem Jammerthal abscheiden müssen, und von unseren zeitlichen Gütern bei dem strengen Richterstuhl Gottes anderes nicht zu finden haben, als was ein Jeder durch die Hand der Armen dahin geschickt, als legiere ich hiermit und verschaffe, daß vor die Armen zu Büttgen ein Tausend rthlr. an Pension ausgelegt, und jährlich am tag meines Absterbens obgemelten Armen zu Büttgen von den gedachten tausend rthlr. Interesse Kleyder, Geld, oder Kost und Trank, wessen dann selbige Armen nach Gelegenheit der Zeit am höchsten bedürftig sein möchten, vor mein und der meinigen verstorbenen Seelen Gott unsern Erlöser andächtiglich zu bitten, geben und

gereicht werden solle, und damit dies ohne Säumniß oder einigen Aufzug geschehe, soll mein Universalerb sambt der Armen Pflegvatter oder Vormünder darob seyn, damit mehrgedachte 1000 rthlr. so sicher angelegt werden, daß die Pension jährlich davon einzubringen keine Beschwernüß sich eräugne, zu welchem Gott wohlgefällige werk dann ohne Zweifel die des Orths geistliche und weltliche Obrigkeit, damit alles nach meiner Anordnung in diesem trewlich geschehe, fleißig zu Cooperieren gebetten wird. Im Fall aber wider alles Verhoffen es sich über Kurtz oder lang, welches doch Gott gnädiglich verhindern wolle, begeben thäte, daß ein unCatholisch, Lutherisch, Calvinisch, oder sonsten ein ander dem uhralten Christlichen Römischen Glauben entgegenlaufende Lehr an diesem Ort einreißen mögte, und die Armen nit catholisch wären, bei solchem Fall ist mein eigen wohl bedachter Will und Meinung, daß dieses sowohl den Armen als auch der Kirchen selbst ausgesetztes Legat, nämlich die 2000 Rthlr. sammt allen davon verfallenen Interessen so lang, biß die Catholische Religion an selbigem Ort wieder eingeführt, an einen nächst andern catholischen Orth, dahe es am meisten vonnöthen seyn wird, dergleichen Gotteshaus und catholische armen, doch daß einem, als dem andern weg alsdann in selbigem Gotteshauß, welches der oft ermeldeten 1000 Rthlr. Renthen genießen thut, wie auch Armen, alles dasjenige, was in diesem meinem Testament vornehmlich unter den 4ten punkt ausgesetzt, Gott und seiner heil. Mutter zu Lob, meiner und meiner Verstorbenen Seelen zu Trost ad amussim gehalten werden, jedoch daß alle Armen aus der Büttger Pfarr, oder Kirspel, welche catholisch seynd und sich an gehörigem Tag und Ort anmelden werden, alsdann andern Armen vorgesetzt sein sollen.

„Finis Testamenti D. Baronis Jois de Werth.

„Fünfzehndes. auf daß auch meinen Universalerben bis zu erlangter Majorennität wohl und recht vorgestanden werde, will ich ihnen hiermit zu rechtmäßigen Gerhaben oder Tutoren den wohlgebornen Hieronymum Winandum Freyh. von Frentz, meiner vielgeliebten Tochter Lambertina Mann und selbigem noch hinzu den auch wohlgebornen Freyh. Herrn Johann von Spork gesetzt und verordnet haben.

„Sequitur testamento finaliter subjunctus actus.

„Wir hernach benannte Johann Freyh. von Spork, Römisch Keyserlich. Majestät Kriegsrath, Generalfeldmarschalk Leutinant und bestellter Obrister zu Roß, Hans Wilhelm Brensen von Prorubin und Adam Georg Brensen

von Prorubin thun kund und bekennen hiermit, daß demnach der wohlgeborne Herr Joh. Freiherr von Werth, Römisch Kaiserl. Majst. Kriegsrath, General der Cavallerie und bestellter Obrister zu Roß uns gestern, als den eilften Septembris, ungefähr um 6 Uhren Abens, ein jeden absonderlich beschicket und gebeten, wir andern tags als heute früh zwischen sieben und acht Uhren uns anhero in sein Schloß verfügen und neben ihme sein Testament und letzten Willen als Zeugen verfertigen wollten, wir diesem zufolge uns heut um bestimmte Zeit anhero begeben, aber gefunden, daß wohlgedachter Herr de Werth bereits früh um 5 Uhren von dieser Welt abgeschieden, zu diesem aber vor uns persönlich der wohlgeborne Herr Otto von Heiquelsloth, Römisch Keiserl. Majst. Obrister, Laurentius Herll Pfarrherr zu Benatek, Hans Franz Primator, Wilhelm Zaradetzky, Rathverwandter dahe, ungefähr um 9 Uhren ein jeder absonderlich bekannt, was gestalten sie Nachts, umweilen man gesehen, daß gedachter Freihr. von Werth gefährlicher krank worden, vor drey Uhr auf der teutschen Kloken in mehr wohlgedachten Freyhr. von Werth Stuben, um dessen letzten Willen anzuhören berufen worden, selbigen aber zu schwach befunden, daß mit ihme seines Testaments halber zu handeln unmöglich, doch aber neben Sebastian Rugert, des löblichen de Wertheschen Regiments und Herrn Obrist Leutnannt Peter Frantz Compagnien Cornet, Kilian Pfeffer Landbarbierer auf der Kleinen seithen zu Prag, und Engelberto Putz, Lieutenant und Forstmeistern zu Milowitz, wie auch ihro Gnaden der Frauen Gemahlin selbsten und auch den umstehenden Dienern gehörth, daß der Edel und hochgeehrte Herr Johannnes Horst, beyder Rechten Doctor und fürstlich Saganischer Rath — — — [Lücke] obgedachten Freyh. von Werth mit diesen formalibus zugerufen: Ew. Excellenz, kennen Sie mich noch? worauf Hr. de Werth geantwortet: Jahe, er Doctor Horst aber fortgefahren zu fragen, wer bin ich denn? er Freyh. von Werth geantwortet, Horst; aber dieser er Horst weiter gefragt: wollen es Ew. Excellenz noch bei dem, was sie ihren Freunden vermacht, lassen? hierauf er de Werth mit dem Kopfe Jahe gewinket, er Horst zum andernmal gefragt, wollen Sie es noch dabei lassen? auf dieses der Freiherr v. Werth klar ausgeantwortet, mit dem Anhang, alles wie geschrieben ist.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Zu verpitschieren zugestellt, welches auch geschehen, und uns obbenennten allhier unterschriebenen gestern berufenen Zeugen heut also

und mit der Stadt Insiegel verpitschieret ihme Doctoren Horst zugestellt worden.

„Indem wir nun zu Verfertigung dieses Testaments, obbedeuter Maßen zu spät kommen, doch alle obbenannten sieben Personen, diesem in allem also zu seyn, von uns ein Jeder absonderlich auf Befragung gezeuget und bekennet, als haben wir gestern Abend berufene Zeugen selbiges doch uns und unsern Erben ohne Nachtheil und Schaden hiermit unterschrieben." (Folgen die Unterschriften.) — Von den weitern Schicksalen dieses Testaments weiß ich nichts zu sagen.

Einer nicht unwahrscheinlichen Angabe nach war Johann von Werth um 1602 geboren: den Familiennamen entlehnte er weder von dem Dorfe Weert bei Aerschot, in Brabant, noch von dem Städtchen Werth in der vormaligen Grafschaft Hoorn, vielmehr war er zu dem Namen geboren, als Sohn einer, wenn auch verarmten adeligen Familie, wie das ihm verliehene Freiherrndiplom vom 4. April 1635 bezeuget, mit dem Zusatze, „daß sein uhralt anererbtes adelichrittermessiges Wappen ein silberfarbes Schild, darinnen für sich aufrechts zum Grimmen geschickt, ein gelb gekrönter Löwe, mit über sich geworffenem doppelten Schwanz, offenem Rachen, roth ausgeschlagener Zungen und beiden ausgespreitzten Tatzen." Eines Bauern Sohn ist er demnach nicht gewesen, eben so wenig darf man behaupten, daß er ohne eigentliche Erziehung aufgewachsen sei, nicht einmal Schulunterricht genossen habe. Er schrieb eine ungemein feste, schöne Hand, er drückte sich in seinen häufigen Berichten an die Höfe zu Wien und München einsichtsvoll, bündig, edel, körnicht, keineswegs in dem halblateinischen Pedantenstyl jener Zeit aus, er wußte der Lüge, der Verleumdung gegenüber der Feder gar wohl sich zu gebrauchen, Kunstgegenstände, absonderlich Gemälde, waren ihm jederzeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, jegliche Art von Aberglauben blieb ihm verhaßt, wie eifrig er auch seiner Kirche zugethan, hierin genau der Eltern Sitte befolgend.

Man behauptet, er habe in demselben Jahre, daß Derfflinger sein Schneiderhandwerk verfluchte, seinen Karsten von sich geworfen, 1622. Derfflinger*) ist aber nie ein Schneider gewesen, und soviel unsern

---

*) Ueber den ausgezeichneten preußischen Feldmarschall Derfflinger habe ich in meinem eben erscheinenden neuesten Werke: „Historische Fresken", Ausführlicheres berichtet. D. H.

Johann betrifft, wird die Sage vollständig widerlegt durch des Freiherrn-diploms Worte: „Inmaßen dann obgemeldter Johann de Werdt seit der in Unserm Erbkönigreich Böhmen entstandenen Rebellion unter Unseren und der getreuen gehorsamen Kurfürsten und Ständen Kriegsvolk sich befunden, und auch in der vor Prag auf dem weißen Berg erhaltenen Victori sich dapfer und männlich erzeiget, dabei dann sein Vetter Johan de Werdt sein Blut ritterlich vergossen, und das zeitliche Leben mit immerwährendem Ruhm des unsterblichen Namens verwechselt hat; wie dann zeithero gedachter Johann de Werdt bei allen fürgegangenen Schlachten und Treffen seinen heroischen Valor dergestalten erzeiget, daß er anfänglich nach besagter Pragischer Schlacht in die Niederländischen Provinzen gezogen, der vorgegangenen Schlacht bei Fleurus beygewohnt, und als hernach in die Velau commandirt worden, sich in unterschiedlichen Scharmützell ritterlich erwiesen, auch unterschiedliche Hauptpartheyen der widerspenstigen Feinden sieghaft erlegt; und als er wieder heraußgefordert worden, mit dem Cynötischen Regiment von Heidelberg aus ins Ober und Nieder Elsaß gezogen, durch verschiedene der Pässe, so die Feinde besetzt gehabt, sich durchgeschmissen, und alsdann das besagte Regiment bei Breisach über die Brücken securo übergeführet, und zu Unsern und der getreuen Churfürsten und Ständen Volck conjungirt hat.“ Daß Johann vor Jülich und Berg-op-Zoom 1622 unter des großen Spinola Befehlen gedient habe, wird darin ebenfalls versichert, und mag er es wohl schon damals zum Rittmeister gebracht haben.

Johanns unruhiger Sinn konnte nicht die stille Beschäftigung seiner Eltern liebgewinnen; es trieb ihn frühe in's bewegte Leben hinaus, welches sich damals so mannigfaltig und verheißlich um ihn gestaltete. Die Länder westwärts von Köln und Düsseldorf bis über die Maas hinaus galten in den spanischen und deutschen Kriegen als Hauptwerbeplätze für schwere Reiterei; der Ruhm dieser gefürchteten Krieger hat sich allein unter dem Namen Wallonen erhalten, die im engeren Sinne im Bisthum Lüttich wohnten; eine Benennung, welche aber auch die um Köln geworbenen Völker bezeichnete, ungeachtet sie nur deutsch redeten. Nach Köln sandte Herzog Maximilian von Baiern seine Werbeoffiziere, als er sich gegen die Böhmen im Jahre 1619 rüstete; freilich waren sie, ihres Werthes sich bewußt, nicht leichten Kaufs, und forderten hohes Antrittsgeld, wie des Baiern Bevollmächtigter klagte. Aus so kriegslustigem Blute entsprossen, war es kein Wunder, daß Johann von Werth zu einem Stande Neigung

verspürte, in welchem allein einem Stiefsohne des Glückes Ehre und Geld zu erwerben stand. Eben lief die zwölfjährige Waffenruhe zu Ende, und das Kriegsfeuer, von Böhmen ausgegangen, ergriff das Herz von Europa und lockte so manchen jungen Gesellen vom Pfluge, aus der Werkstätte und den Schul- und Schreibstuben. Vielleicht mochte in seinem Dorfe die spanische oder kaiserliche Werbetrommel gerührt sein, oder eingelagerte Reiter die kecke Gewandtheit des Knaben im Rossebändigen auf der Weide bemerkt haben; genug, Johann von Werth ließ sich, kaum 16jährig, anwerben, und trat als gemeiner Reiter unter des berühmten Spinola Fahnen; nach einer Stelle in seinem Freiherrndiplom soll er bald darauf, schon in der Schlacht bei Prag, mit Tapferkeit gefochten haben. Dann finden wir ihn wieder in den Niederlanden, wo er unter Spinola (22. Januar 1622) an der Einnahme von Jülich und an der Belagerung von Berg-op-Zoom Theil nahm, und hier bald zum Lieutenant ernannt wurde. Werth*) that sich bald mehr und mehr hervor, indem er auf dem niederländischen Kriegsschauplatze einmal mit 50 Reitern 200 feindliche Soldaten schlug, wofür er zum Rittmeister befördert wurde. Anziehend wäre, die nähern Umstände zu kennen, unter welchen der junge Soldat die Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog; aber es finden sich durchaus keine Nachrichten über seine frühere Laufbahn, und bei dem untergeordneten Standpunkte eines Rittmeisters verschwindet sein Antheil an den Begebenheiten in der Menge. Gewiß aber entwickelte er schon damals sein hervorragendes Talent für den kleinen Krieg als unermüdlich thätiger, entschlossener Reiteranführer, welcher rastlos auf seinem Gaule sich in die Mitte der Feinde wagt, ohne tiefe Pläne hinter ihrem Rücken schweift, mit scharfem Blick jeden fliehenden Augenblick zu benutzen weiß, an Allem den persönlichsten Antheil nimmt, und oft mit blutigem Kopfe zurückgeschickt, niemals wegen Mühen, Verlust und Wunden seine Bestimmung aufgiebt, dem Gegner den möglichst größten Schaden zuzufügen. So stellt der deutsche Florus**) in seiner prunkenden Sprache den Rittmeister Johann von Werth dar, daß er mit seiner einen Schwadron, als hätte er ein Regiment,

*) Nach F. W. Barthold's trefflicher Monographie über de Werth. Berlin 1826.

**) Der Teutsche Florus, aus dem Lateinischen des Everhard Wassenberg übertragen und bis auf das 1645. Jahr fohrtgesetzt. Dantzigk 1645. 12.

dem Feinde Schrecken einjagte. Wegen seiner tollkühnen, fast immer mit Glück gekrönten raschen Waffenthaten, für welche er selten die Erlaubniß des fernen Kriegsrathes ansprach, ward er von Späteren mit der zweideutigen Benennung Parteigänger, Freibeuter, Partisan bezeichnet*), weil er auf einzelne Parteien ausging, nicht weil er die Partei wechselte. Denn er blieb, obgleich unter verschiedenen Fahnen, bis an seinen Tod derselben Sache getreu, dem Reichsoberhaupte und der Verfechtung der Grenzen Deutschlands gegen die Fremden. — Aus unbekannten Gründen, zu Anfang des dänischen Krieges in Niedersachsen, als der Kampf in den Niederlanden schläfrig sich hinzog und Tilly's Nähe in Westphalen den Uebergang erleichterte, trat Werth unter dem Altmeister Tilly in bairisch-liguistische Dienste; wir treffen ihn später oft in Köln, wo er ein noch nachzuweisendes Haus besaß, und vielleicht durch die Verbindung der Kurhöfe von Köln und München zum liguistischen Heere gelangte. Und nun auf der größten Kriegsbühne der neuern Zeit unter Tilly's Fahnen angelangt, sehen wir den bisher im größeren Zusammenhange der Dinge unbeachteten Rittmeister Werth rasch von Ehrenstufe zu Ehrenstufe steigen. Die früheste Erwähnung seines Dienstverhältnisses findet sich in den überaus schätzbaren Zusätzen des churbairischen Generals Jobst Maximilian von Gronsfeld zum erneuerten „teutschen Florus" **), „daß Tilly bei Leipzig nicht schlagen wollte, sondern Aldringens, sammt seiner und der beiden Brüder Einoten, unter denen Herr Johann von Werth Oberstwachtmeister eines Regimentes war, erwartete." Ein General Adolph von Einoten stand in spanischen Diensten und vertheidigte Ladenburg in der Pfalz 1622 gegen Mansfeld.

In dem bereits erwähnten, Werth vom Kaiser verliehenen Freiherrndiplom wird erzählt, daß ferner Werth „bei Landshut mit 120 Pferden eilf Compagnien des Feindsvolk in freyem flachen Feld zertrennt, geschlagen und die Standarten weggenommen; demnach auch hernacher bei Nürnberg unseren Kaiserlichen und der getreuen Churfürsten und Ständen Kriegsvolk gegen den König in Schweden und seinen Adhärenten in Gegenwehr gestanden, ist besagter Johann de Werth nach Wilzburg commandirt

*) Schiller im 2. Theil seines 30jährigen Krieges.

**) Der erneuerte Teutsche Florus mit Animadversionen, Additionen und Correctionen bis 1647 continuirt. Amsterdam 1647.

worden in Nordgau auf des Feindes vorhabende arglistige Anschläg fleißig Achtung zu haben, da er dann denselbigen zu unterschiedlichenmalen des Speerreuters, Schaffmanns, Sattlers, Hollachischen und des Vitzthum fünf Regimenter zu Roß, auch drei zu Fuß ganz und gar ruinirt, nicht weniger auch bei Einnehmung des Schlosses Aichstätt, als der Feind solches entsetzen und succuriren wollen, demselben vorgebogen, und im freien Felde mit 14 Compagnien seinen Truppen unter die Augen gezogen, derselben 21 Compagnien aufgeschlagen und 18 Standarten erobert." Das Gefecht mit dem Grafen Hohenlohe (Hollach) wurde im December 1632 bei Herminden geliefert, und kostete dem Feinde zehn Kanonen und zwei Fahnen. Eben so zwang Werth am 17. December 1632 durch rasche Märsche und einen Hinterhalt drei Regimenter zwischen Nürnberg und Anspach zur Ergebung. Auf den hierum eingesendeten Bericht, „daß er, wie schon öfter, dem Feinde großen Abbruch gethan," ließ Kurfürst Maximilian ihn bei der Armada als bestellten Obristen aggregiren, in Erwartung eines ihm zu verleihenden Regimentes, sobald eines vacant. — So begann mit dem ersten Monate des neuen Jahres (1633) Johann von Werths Laufbahn als Oberst mit der Unabhängigkeit eines Generals, und seine Thaten werden von den Zeitgenossen um so mehr erhoben, da sein plötzliches Auftreten alle erinnerte, daß er noch kurz vorher gemeiner Reiter gewesen, und wie ein Phönix aus des tapfern Gottfried Heinrich von Pappenheim Asche hervorgegangen. Diese Beförderung zu beantworten, hob Werth zu Anfangs Januar einen bedeutenden, nach Weißenburg bestimmten Transport zwischen Rothenburg und Colmberg auf, indem er zugleich einige hundert Gefangene machte.

Gustav Horn, welcher das meiste Schwabenland erobert hatte, sollte nach Oxenstjerna's Plan bei Donauwörth mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der von Thüringen aus Franken überzog, sich vereinigen und in's Herz Baierns, und wo möglich Oesterreichs, eindringen. — Werth that Alles, um nach des Kurfürsten Maximilian Wunsche diese Vereinigung mit Horn zu hintertreiben oder zu erschweren, aber dieses vermochte er nicht, wie verwegen und überraschend er auch dem weitern Marsche der Weimarischen an der Donau zu entgegen trat. Herzog Bernhard, mit dem Fußvolke noch in Bamberg weilend, hatte den General-Major Claus Konrad Zorn von Bulach vorausgeschickt, dessen Regimenter um Auerbach rasteten, während Bulach selbst am 5. März in Ebermarstadt nächtigte, als Morgens um 6 Uhr Johann von Werth mit 16 Com-

pagnieen Reitern in's Quartier einbrach. Denen Widerstand zu bieten, waren die Ueberraschten nicht vermögend, beide Regimenter, das Löwensteinische und Brandensteinische, wurden von des kecken Werth Reitern aufgeschlagen, zum Theil niedergehauen und zertrennt, und da ihm der schnelle Ritt noch nicht belohnt schien, gedachte Werth auch den General-Major Bulach selbst heimzusuchen. Er traf aber seinen Gegner schon zu Pferde, und Feldwachen ausgestellt, die ihn aufhielten; während dem gewann Bulachs Regiment Zeit, sich zu sammeln, und zog sich nun auch, von den Werthschen Reitern hart bedrängt, nach Bamberg zurück. Nicht minder haben Speerreuters Regiment und andere vereinzelte Schaaren Werths schwere Hand gefühlt: sie wurden theils im Quartier, theils auf dem Marsche durch die schnell wie der Blitz verschwindenden Baiern überfallen; mit Beute, selten mit Gefangenen überladen, da nach der Kriegsmanier jener Zeit bei solchen Gelegenheiten nur ausnahmsweise Pardon gegeben wurde, kehrte Werth aus jedem Strauße zurück.

Aber des Herzogs wesentliches Streben, die Vereinigung mit Horn, zu hintertreiben, dieses vermochte er nicht. Von Amberg ausgehend, legte er in 48 Stunden 16 Wegmeilen zurück, und am 3. April Morgens 6 Uhr fiel er unversehens auf des Herzogs Quartier in Altenried: über den Haufen warf er dessen Leibregiment, dann zog er, von Bernhard unablässig verfolgt, mit seiner Beute sich auf Ohrnbau zurück. Da meinte er zu verschnaufen, aber der Herzog führte seine gesammte Reiterei, 400 Musketiere und drei Kanonen gegen das Städtchen. Daß er lediglich mit einer Vorhut zusammentreffe, wähnte Werth; er überschritt die Altmühl, und stürzte unter dem Gerassel seiner Feldmusik auf den Feind. Fühlend die Uebermacht, zog er zeitig sich über den Fluß zurück, aber es hatten während seines Anprellens auf dem andern Ufer die weimarischen Musketiere sich des Städtchens bemächtigt und ihre Stücke gegen die Baiern gerichtet. Diese mußten weichen, ohne daß doch einen letzten Versuch, der feindlichen Hauptmacht den Uebergang des Flusses zu verwehren, Werth sich hätte versagen können. Ganzer drei Stunden hielt er mit der Hinterhut allein Stand, dann verschwand er mit seinen Reitern, ohne wesentliche Einbuße erlitten zu haben. Die beiden schwedischen Heere erzielten ihre Vereinigung bei Donauwörth am 8. April, und so lag das ganze Baierland einem furchtbaren Einfalle offen, wenn nicht zugleich Aldringen dem Marschall Horn gefolgt und nach Einnahme des Passes von Rain mit Johann von Werth bei dem

aus den Steinen des zerstörten Wittelsbach erbauten Aicha zusammengestoßen wäre. Beide gewärtigten den Angriff des nunmehr vereinigten Schwedenheeres, der aber nicht stattfand. Aldringen, zu einer Bewegung nach Oberschwaben veranlaßt, übertrug an Werth die Hut des bedrohten Baierlandes. Unter manchen Verlusten und vom Feinde verfolgt, schlug Werth zwischen der Ammer und der Isar ein festes Lager zum Schutze Münchens auf. So sah Churfürst Maximilian, welcher gegen den Inn geflohen, nochmals sein Land verwüstet, seine Hauptstadt bedroht. Zwar wurde München noch gerettet vor der Heimsuchung, dagegen wurde Landsberg schon seit dem 10. April von Torstenson umschlossen, am 20. April erstürmt, und so fürchterliche Rache für erfahrne Unbilden verübt, daß man Landsbergs Geschick mit der Eroberung von Magdeburg verglich.

Offene Meuterei unter den Regimentern der Obristen Pfuel und Mutschefahl nöthigte Bernhard und Horn, unverrichteter Dinge nach Neuburg und Donauwörth zurückzugehen und dem Plane zu entsagen, Johann von Werth aus seinem Lager vor München in's südliche Hochgebirge oder hinter den Inn zurückzuwerfen; noch schlimmer für sie war, daß dieselbe Hoffnung, den wichtigen Punkt von Ingolstadt durch eine ähnliche Meuterei zu gewinnen, eben so wie voriges Jahr den großen König betrog. Der Commandant Johann von Kratz zu Scharpfenstein spann Verrath aus Zorn, mit seinen Baiern dem österreichischen General Aldringen untergeordnet zu sein, allein sein Vorhaben wurde entdeckt, aber Kratz rettete sich durch schnelle Flucht zu den Schweden.

Inzwischen war das längsterwartete spanische Hilfscorps unter dem Herzog von Feria, bisherigem Vicekönig der Lombardei, im Anmarsch, längs der Etsch durch Tirol herab. Der Cardinalinfant Ferdinand, Bruder Philipps IV., sollte ihm mit Kerntruppen und mit reichen Schätzen auf der Ferse nachfolgen. — In Tirol war man indessen schon seit 1622 wegen der Unruhen der Prettigäuer und Zehngerichtenbünder, die sich theilweise auch in den hohenrhätischen Gotteshausbund und obern grauen Bund, namentlich in's obere und untere Engadein, in Veltlin, Cläven und Worms ausdehnten und die vorarlbergisch-tirolischen Thäler, Klosters, Muntafun, Ischgl, Galthyr, Stanzerthal, Petney durch Raub und Mord belästigten, dann wegen der venetianischen Rüstungen und des mantuanischen Erbfolgestreites in wachsamer Hut vom Gardasee bis herauf an den Boden-

se *). — Unbeschreiblich war die Schreckensüberraschung der Leipziger Schlacht. Der Landesherr Tirols, Erzherzog Leopold, gerieth auf ein mehr als mönchisches Mittel, den Zorn des Himmels abzuwenden. Er ließ alle herumschweifenden Bettler aufgreifen, gab jedem ein Silberstück und machte an ihrer Spitze selbst, barfuß und barhäuptig, in einem härenen Buß- und Bettlerkleide, eine große Prozession. Das ist derselbe Leopold, Ferdinands II. jüngerer Bruder, welchen Kaiser Rudolph II. als römischen König, wie in der Krone Ungarns und Böhmens, dem verhaßten Bruder Matthias vorzuziehen strebte, der damals noch Bischof von Straßburg und Passau war und mit dem schrecklichen Passauer Volke **) über das Land ob der Enns

---

*) Nach Hormayr, Taschenbuch 1840, Seite 103.

**) Die Vorgänge in Böhmen, das kecke Auftreten der Stände und der protestantischen Partei, so wie der dem Kaiser abgedrängte, für ihn so nachtheilige Vergleich von Lieben, hatten den Kaiser Rudolph II. fast aller Macht beraubt und das Einvernehmen zwischen ihm und seinem Bruder Matthias noch mehr gestört und gelockert. Um in Prag nicht ganz schutzlos und allen Ereignissen bloßgestellt zu sein, führte der Erzherzog Leopold, damals Bischof von Passau und Straßburg, dem Kaiser Rudolph auf seinen Wunsch ein Heer von 16000 Mann zu seiner Sicherheit zu, welches ursprünglich zur Verwendung im Jülich-Bergischen Erbfolgestreite geworben worden. Rudolph brütete zugleich den Plan, seinem Bruder, dem König Matthias, die abgetretenen Länder wieder zu entreißen und die Nachfolge dem Erzherzoge Leopold zuzuwenden, oder ihm doch den böhmischen Thron zu sichern. Zu dessen Ausführung wollte er sich zugleich dieser Truppen bedienen. Bei der Kunde von deren Anmarsche entstand großer Tumult in Prag, und die böhmischen Stände drangen ernstlich in den Kaiser, daß die Truppen an der böhmischen Grenze stehen bleiben sollten, was er auch zusagte. Bald darauf kam der bekannte Prager Vertrag zu Stande, nach welchem auch die vollkommene Entlassung des vom Erzherzoge Leopold gesammelten Passauer Kriegsvolkes festgesetzt wurde. Der Kaiser und der Erzherzog Leopold erließen von Prag wirklich wiederholte Befehle zur Auflösung dieser Truppen, die ihnen nun selbst gefährlich zu werden drohten. Allein es fehlte an Geld, diesen Banden die ansehnlichen Soldrückstände auszuzahlen, und daher blieben sie noch immer in ihren Standquartieren versammelt, bis sie plötzlich im December 1610 unter ihrem Obersten, Lorenz von Ramen (von den Bauern wegen der Raubsucht seiner Soldaten Rammauf genannt), in Oberösterreich einbrachen und hier Quartiere bezogen. Der König Matthias beklagte sich bei Rudolph II. über den Friedensbruch und schickte sich zur Vertheidigung der Enns an, während die Stände sich vor der Plünderungs- und Zerstörungswuth dieser Truppen durch Verträge mit ihnen zu schützen suchten. Eine kaiserliche Gesandtschaft entschuldigte den Einfall als einen Durchmarsch nach



und über Böhmen unnennbare Gräuel brachte, der aber doch aus dem Elsaß und aus dem Jülicher Erbfolgezwiste das ernste Spiel der Waffen kannte. —

---

den Quartieren, welche den passauischen Truppen entweder in Böhmen oder in Tirol bis zu ihrer Bezahlung oder Abdankung eingeräumt werden sollten. Wirklich hatten dieselben einige Bewegungen gegen die steirische Grenze unternommen, welche auf einen vorhabenden Marsch nach Tirol hindeuteten; allein sie änderten, nachdem sie in ihren bisherigen Standorten im Mühlviertel die Vorräthe aufgezehrt oder verwüstet hatten, ihren Marsch, und wendeten sich nach Böhmen. Vergebens gebot ihnen ein kaiserlicher Befehl, an den böhmischen Grenzen einstweilen stehen zu bleiben; ohne auf das Gebot ihrer Anführer zu hören, gingen sie zu Anfang Februars 1611 über die Donau, besetzten Krumau, Budweis, Pisek und Tabor, und zogen dann, überall Mord, Gewaltthat und Raub verübend, gegen Prag. Rudolph sendete ihnen einen Herold nach Beraun entgegen, mit dem Befehle, sogleich nach Krumau zurückzukehren. Ramen gab aber zur Antwort: er käme als Freund, und nur zum Schutze des Kaisers; besetzte hierauf den weißen Berg und am 15. Februar auch die Prager Kleinseite. Seine Truppen machten einen Versuch, in die Altstadt einzudringen, wurden aber von den muthigen Bürgern Prags zurückgeschlagen. Inzwischen hatte der König Matthias Truppen aus Ungarn, Mähren und Oesterreich versammelt. Den böhmischen Ständen, welche in ihrer Besorgniß sich an ihn wendeten, sagte er seinen Beistand zu, und brach in Eilmärschen nach Böhmen auf. Es war ihm nicht wenig willkommen, nun eine Gelegenheit zu haben, den Kaiser, dem er unversöhnlich grollte, zu stürzen. Den kaiserlichen Gesandten, welche den Einfall des Passauer Volkes entschuldigen sollten, hatte er schon früher in Wien grollend und zweideutig geantwortet: das Alles komme daher, weil sich der Erzherzog Leopold — (dem Matthias natürlich auch nicht gewogen war) — an die Spitze der Passauer gestellt, unter dessen Schutze sie sich allen Frevel wider Gott, die Obrigkeit, die Freiheiten des Königreiches erlaubten, und er, Matthias, könne es nicht gestatten, daß solches schöne Königreich so unschuldig vor seinen Augen verwüstet, und daß er der Nachfolge, welche er durch ordentliche, rechte (?) Mittel bekommen, beraubt werden, oder ein ödes, verwüstetes Königreich bekommen sollte. — Kaiser Rudolphs Schicksal war nun im Voraus entschieden. Die Annäherung des Hilfsheeres des Matthias machte den Einwohnern Böhmens wieder Muth. In mehrern Kreisen erhoben sie sich zum Widerstande gegen ihre passauischen Quäler, und zogen gegen Prag, mit Fahnen, auf welchen geschrieben stand: „Wider den Ramen." Den verwegenen Passauern selbst ward bange; nachdem sie vom Kaiser 300,000 Gulden auf Abschlag ihres Soldes empfangen, verließ ein großer Theil derselben, von Ramen und dem Erzherzoge Leopold angeführt, zur Nachtzeit in aller Stille die Prager Kleinseite, und setzte sich, obgleich von den ständischen Truppen und den bewaffneten Bauern verfolgt, und mit einem Verluste von 2000 Mann, in Budweis wieder fest, wo die Streifzüge und Plünderungen sich wiederholten. Doch war es dem Erzherzoge Leopold und dem Ramen jetzt nur noch

Leopold starb plötzlich, wenige Wochen vor Gustav Adolphs Falle bei Lützen. Seine eben so männliche als weibliche Gemahlin, Claudia von Medicis, Herzogin-Witwe von Urbino, hatte an ihrem Kanzler, dem Reichshofrathe Wilhelm Binner, einen, der schönsten Tage des Alterthums würdigen, so uneigennützigen als kraftvollen, so kenntnißreichen als entschlossenen Helfer. Er rieth, da Prälaten und Adel sich schwierig zeigten, da die Fürstbischöfe von Trient und Brixen gern von der Defensive Nutzen gezogen, am liebsten aber ihrer Lasten sich entledigt hätten, Adel und Prälaten ganz auszuschließen, Alles nur mit Bürgern und Bauern zu verhandeln, die beiden Hochstifter mit Hilfe der durchmarschirenden Spanier zu occupiren und zu mediatisiren, als einstweiliges Unterpfand für die schwäbischen Vorlande.

Die aus diesen trefflichen, aber allzukühnen Entwürfen herstammende Todfeindschaft brachte den herrlichen Mann 20 Jahre später auf das Blutgerüst. — Johann von Werth machte zwei Mal einen Eilflug an den Hof zu Innsbruck, um diesem über die Lage der Dinge die Augen zu öffnen und sich von den Mitteln off- und defensiven Widerstandes zu

---

um einen ungefährdeten Rückzug nach Passau zu thun, den sie auch, obwohl die Oesterreicher die Pässe verlegten, endlich glücklich bewerkstelligten. Nachdem Matthias alle Vorbereitungen getroffen, brach er am 8. März über Mähren nach Böhmen auf, wo er mit Jubel empfangen, am 24. März einen feierlichen Einzug in Prag hielt, zur großen Besorgniß des Kaisers, der über die Absichten seines Bruders nun nicht in Zweifel sein konnte. Matthias hätte im Zorne über die Verwüstungen des Passauer Kriegsvolkes, den noch zurückgebliebenen Theil derselben am liebsten von der Erde vertilgt; aber dies wäre nur unter neuen Kämpfen, Unruhen und Gefahren zu ermöglichen gewesen, darum gestattete er Herrn Peter Voys Ursin von Rosenberg, mit dem Obersten der zurückgebliebenen Passauer Grafen Althan, Unterhandlungen anzuknüpfen; nach vielen Schwierigkeiten wurde endlich zu Wittingau ein Vertrag (den 21. Mai) abgeschlossen, zwischen den königl. Commissairen und den Grafen Althan, die Passauer erhielten vom Könige Verzeihung und Gnade und freien Abzug zugesichert, ihre Soldrückstände wurden ihnen ausbezahlt, sie mußten dagegen versprechen, sich binnen sechs Monaten nicht gegen ihn gebrauchen zu lassen, Krumau, Budweis und alle übrigen von ihnen eingenommenen Orte mit Proviant und Munition herzugeben und die Waffen niederzulegen. Diese Bedingungen wurden erfüllt und so das passauische Unheil entfernt.

(Theilweise nach Fr. Kurz. Geschichte des passauischen Kriegsvolkes und Meynerts Geschichte Oesterreichs. 5. Band.)

überzeugen: zuerst nach dem harten Schlag bei Landshut, alsdann wie Bernhard von Weimar und Horn, (wie vor 80 Jahren Moritz von Sachsen und Sebastian Schärtlin von Burtenbach mit dem schmalkaldischen Bundesheer), ihr Hauptquartier zu Füeßen und auf Hohenschwangau, wie sie die Grenzfestung Ehrenberg umgangen und im tirolischen Flecken Reiti festen Fuß gefaßt hatten. Werth bewirkte die schnelle Verstärkung der Ehrenberger Clause, der Scharnitz, der Leitasche, Kuefsteins, der Aachenthaler- und der Kaiser-Klause in Brandenberg. Er bewirkte die Vereinigung der durch die Tyroler Stände geworbenen Regimenter Arco, Salm, Schaumburg und Liechtenstein mit den Spaniern, nicht minder wichtige Geldbeiträge von Seiten der Landschaft. Er hatte zu Innsbruck mit dem Hochmeister Stadion, dem Herzoge von Feria und mit dem Cardinalinfanten Don Fernando, Zusammenkünfte gehabt und sammt ihnen an der Tafel der Erzherzogin Claudia, Vormünderin-Regentin, in der Residenz Ruhelust am Rennplatze gespeiset, aber kaum 48 Stunden war seines Bleibens. Er flog über Kuefstein wiederum zu seinen Reitern in's Unterland Baiern.

Beide Mal meinte der Marschall Horn, im schwäbischen Oberlande den Meister spielend, den Spaniern und Wälschen das Herabsteigen aus den rhätischen Hochalpen in die allemannischen Gauen kräftig zu verwehren oder theuer zu verkaufen. Maximilian von Baiern rief um Beistand. Der feindselige Waldstein gab dem Aldringen schweres Gebot, sich in Vereinigung mit den Spaniern durchaus in nichts Entscheidendes einzulassen. Aber Johann von Werth riß ihn mit sich fort. Horn mußte die Belagerung von Constanz aufgeben und der schwedische Oberst Klaus von Sperreuter wurde von Werth, der für ihn schon längst sich eine Lection ausgedacht, überfallen. Sperreuter hatte eben ungestraft die Umgegend von Augsburg heimgesucht und übernachtete, mit Beute beladen, in aller Sicherheit mit zehn Fähnlein Reitern und 1500 Mann zu Fuß in den Dörfern Kauffingen und Friedrichingen, dritthalb Meilen von Augsburg. Johann von Werth, unterrichtet, daß jener gesonnen sei, dort sich zu verschanzen und im Lande noch mehr Getreide zur Versorgung Augsburgs aufzubringen, faßte schnell den Entschluß; um 10 Uhr Nachts drangen seine Reiter (3. Oktober), in den verschiedenen von den Feinden besetzten Dörfern zugleich ein und richteten unter den aus dem Schlafe Aufgeschreckten ein entsetzliches Blutbad an. Sperreuter, von allen Seiten abge-

schnitten, irrte im Dorfe umher und entging nur unter dem Schutze der Nacht der Gefangenschaft. Ein großer Theil seiner Mannschaft war niedergehauen oder in die Sümpfe gesprengt worden; nur einige Compagnieen hielten wacker auf dem Kirchhofe Stand; bevor sie aber zur Säuberung des Dorfes verwendet werden konnten, leuchtete die Gluth des Dorfes von allen Seiten auf, und die Sieger waren verschwunden, als Trophäen Geschütze, das gesammte Gepäck und eine Menge von Pferden entführend. Dreißig Compagnieen brachte Sperreuter bald darauf wieder zusammen; Rache für die empfangene Scharte zu suchen, führte er sie zu offener Feldschlacht am 11. October. Zweifelhaft blieb geraume Zeit der Sieg, endlich gewannen die Werthischen die Oberhand: neun Fahnen nebst allem Gepäck wurden erobert, viele Offiziere, darunter der Obrist Stein, getödtet, andere, darunter ein Obrist, gefangen, während Werth den einzigen Oberst-Lieutenant von Manteuffel vermißte. Vierzehn Tage später berennte er Eichstädt, welches zu entsetzen, der schwedische Obrist Taupadel alsbald sich in Bewegung setzte. Vernehmend, daß der Schwede in Spalt übernachten werde, ließ Johann von Werth den Obristen Schnetter vor Eichstädt zurück, indeß er selbst in aller Stille gen Spalt zog. In der Mitternacht wurden die Schweden überfallen, daß ihrer nur 13, die von der Mauer herabsprangen, entkamen. Am 26. October öffnete Eichstädt seine Thore. Diese Erfolge gerade forderten den Herzog Bernhard zurück nach Baiern, welcher, nach seiner Vereinigung mit Kagge und Taupadel 16 Regimenter Fußvolk und 18 Regimenter Reiterei zählend, die an Johann von Werth verlorenen Orte im Fluge wieder einnahm, bei Neuburg über die Donau ging, Kellheim und Neustadt besetzte, und plötzlich vor Regensburg stand, indeß Werth, durch des Gegners Bewegungen getäuscht, in der Absicht, München zu decken, bei Freisingen Stellung genommen hatte. Den Irrthum zu verbessern, war Werth das Aeußerste zu wagen entschlossen; von Straubing führte er 800 Reiter herbei, die Besatzung von Regensburg zu verstärken; aber 2 Meilen von der Stadt traf er auf den weimarischen Obristen Berghofer, der ihn mit Verlust zurückwarf. Regensburg capitulirte. Unaufhaltsam drang nun Bernhard in das Herz von Baiern ein, in unwiderstehlicher Uebermacht, der zu Trotz aber Werth in dem Vorsatze, jeden Fußbreit Land zu vertheidigen, verharrte. In dem Winkel, durch Isar und Donau gebildet, hatte er sich so verschanzt, daß Herzog Bernhard, der seiner beim Dorfe Plädling ansichtig wurde, eines

zornigen Ausrufes sich nicht zu enthalten vermochte. „Führt denn der Teufel Euch Schwarzen aller Orten hin?" so hatte er dem Lästigen auf dem andern Ufer zugeschrieen. Endlich erzwang er den Uebergang, 27. Nov.; bereits schienen Passau und das Innthal bedroht, als Werth mittelst einer geschickten Wendung dem Herzog in den Rücken kam, und durch Strozzi's Fußvolk verstärkt, der Weimarischen Verbindung mit Regensburg unterbrach. Dieses kühne Manoeuvre, und die dem fürchterlichen Gegner gelungene Vernichtung von vier schwedischen Regimentern (9. Dec.), die sich unter den Kanonen von Straubing sicher glauben mochten, bestimmten den Herzog von Weimar, die Ufer der Isar zu verlassen, ohne daß er, wie es doch sein sehnlichster Wunsch gewesen, an Werth hätte Rache nehmen können. Dieser entging ihm, des Flusses Furten benutzend und auf dem andern Ufer eine drohende Stellung beziehend. Bernhard wich bis Regensburg zurück, während das spanisch-aldringensche Heer, über die Hälfte geschmolzen, bei Schongau, Füeßen und Hohenschwangau über den Lech ging und von demselben bis an die Isar und bis Wasserburg am Inn ausgedehnte, von Freund und Feind ausgesaugte Standlager bezog, für den bereits in aller Strenge hereingebrochenen Winter, der mit der zweiten Hälfte, mit dem sechszehnten Jahre zugleich das Merkwürdigste dieses allerverderblichsten Krieges heraufführte. Dieses Jahr nahm Oesterreich seinen größten Feldherrn und allergefährlichsten Feind, den Generalissimus Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland und Mecklenburg. Er fiel am 25. Februar 1634 zu Eger mit seinen Vertrauten Terzky, Kinski, unter den Mörderfäusten von Deveroux, Buttler, Gordon und Leslie. — Hatte bisher sein strenges Gebot Aldringen, Suys und Grana von allem folgenreichen Wirken abgehalten, so wird leider eben so gut auch nach dieser Ermordung durch ein halbes Jahr, bis in den Hochsommer, jede planmäßige Operation auf kaiserlich-bairischer Seite vermißt. Nur Johann von Werth, Anfangs 1634 eben zum Generalwachtmeister ernannt, beunruhigte die schwedischen Quartiere in Schwaben, brach in jene zu Deckendorf, zersprengte das Karbergische und Sattlerische Regiment, wurde aber mit seiner Handvoll Tapferen vom Obersten Berghofer mit beinahe fünffacher Uebermacht erreicht und sein Leibregiment arg zugerichtet. Er selbst, nachdem er im Handgemenge dreizehn Schweden erlegt, wurde vom Pferde gestoßen und entfloh nur durch Riesenkraft und Blitzesschnelligkeit

in die nahen Berge. — Doch rächte er sich bald, den Obristen Berghofer in Straubing zur Uebergabe zwingend.

Endlich waren die großen Rüstungen in Böhmen geendigt und diesem Heere in dem jungen König von Ungarn und römischen Könige Ferdinand, der wohl Oratorien und Processionen, aber nie ein Lager oder Schlachtfeld gesehen, wenigstens ein hoffnungsreicher Name an die Spitze gesetzt. Die Spanier sollten sich ihm anschließen und die Wiedereroberung Regensburgs die erste Waffenthat sein. Sie wurde es auch durch die Uneinigkeit Bernhards und Horns, zwischen deren Heerhaufen Johann von Werth unaufhörlich hin- und herflog und ihnen vielfachen Nachtheil zufügte. Zwar gewannen die Schweden Freysing und Moosburg, zwar erstürmten sie am 21. Juli Landshut. Schwert und Feuer raseten unmenschlich in der unglücklichen Herzogsstadt. Aldringen, dessen höchst plebejer Name im Fürstenhause Clary heute noch fortlebt, fiel wahrscheinlich durch keine feindliche, sondern durch die Kugel eines rachgierigen Croaten. Johann von Werth führte das geschwächte Heer von Landshut gegen Regensburg zurück. Dieses verließ am 29. Juli, Morgens, der tapfere Lars Kagge nach der standhaftesten Gegenwehr und mit den größten kriegerischen Ehren, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, mit Ober- und Untergewehr, brennenden Lunten und gespannten Pistolen. Die Wiedereroberung Regensburgs war ein Wendepunkt des ganzen Krieges und die wenige Wochen darauf gefolgte Nördlinger Schlacht für die kaiserlich-liguistischen Waffen (6. Sept. 1634) dasselbe, was vor drei Jahren bei Leipzig fast derselbe Tag (7. September 1631) für Gustav Adolph und den protestantischen Reichstheil gewesen war. Noch jetzt, fast im Angesichte des Feindes besiegte Bernhards und Horns widerwärtiger Zwiespalt kaum den Vorwurf: Nördlingen, wie einst das unglückselige Magdeburg und so viele andere evangelische Reichsstädte kaltblütig der Feindeswuth preisgegeben zu haben!? —

Noch immer war der alte große Tilly ohne Nachfolger. Jetzt setzte auf einmal Maximilian von Baiern den Neffen seiner Gemahlin Elisabeth, den abenteuerlichen, tollkühnen Herzog Carl von Lothringen, an die Spitze seines Heeres, ihn, der bald williger Unterthan und diensteifriger Großoffizier, auch eventueller Nachfolger in der Krone Frankreichs, bald wieder ihr unversöhnlicher Feind wurde; der oft ohne Land, meist ohne Heer, stets ohne Geld, bald fanatischer Römling war, der alle Protestanten

an die nächsten besten Bäume hängen ließ, aber doch das Concilium Tridentinum nicht anerkannte, bald wieder mit dem Ueberrest der Hugenotten und all und jeden Mißvergnügten im engsten Bunde war.

Es war der große Tag von Nördlingen (6. Sept. 1634), der contrecoup von Leipzig, an dem brausender Uebermuth so reiche Ernte hielt, wie von der weisesten Oberleitung. Es war der Tag, an dem mit Herzog Carl, beide Ferdinande, der römische König und der spanische Cardinalinfant, der Gallas, Ottavio Piccolomini und der überall, wo er sich hatte sehen lassen, vom Unglück verfolgte Leganez, entscheidenden Sieg gewannen über so kriegskundige Männer, über Gustav Adolphs Lieblinge, den kriegserfahrenen Horn, über den scharfblickenden, löwenkühnen Bernhard von Weimar! Während die Spanier, ihres alten Ruhmes eingedenk, die wichtigen Höhen des Arensberges dem verzweifelten Ungestüm des schwedischen Fußvolks in immer wiederholten blutigen Kämpfen bestritten, errang das liguistische Heer unter dem tollen Lothringen und unter Johann von Werth einen vollständigen Sieg über den Weimaraner. Im vierten Anlauf warf Werth die Feinde auf den im härtesten ungleichen Gemenge stehenden Flügel des Marschalls Horn. Dieser, von einem Zug Werthischer Kuirassiere umringt, gab sich ihnen endlich gefangen. Ihn übernahm freudenvoll Maximilian von Baiern und sendete den hohen Gefangenen nach eben dem festen und finsteren Thurm in Burghausen, wo vor zwei Jahrhunderten der bayrische Lear, Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolstadt, den letzten Seufzer verhaucht hatte. — Des Lothringers angeborene Tapferkeit, durch Rachedurst gesteigert, erbeutete persönlich die Standarte von Bernhards Leibregiment und nahm auf seinem rechten Flügel 120 Fahnen und 38 Kanonen. Von Johann von Werth sagt man, daß 28 Feinde von seiner Hand gefallen und er drei Fähnriche an ihren Fahnen erschlagen habe. — Kaum vermochten es die Schweden, hinter Heilbronn sich wieder zu setzen. — Auch da war ihres Bleibens nicht. Die Kaiserlichen beugten und beuteten zuvörderst die badischen und würtembergischen Lande, drangen in's Breisgau, tobten bis in's Elsaß, gaben den in die Niederlande ziehenden Spaniern das Geleite längs dem Mittelrhein und kühlten ihren Muth in Blut und Flammen an der unglückseligen Pfalz, vor Allem mit grausamer Härte an der reformirten Geistlichkeit.

Heidelberg, der älteste Sitz des Krieges, war Johann von Werth und den Liguisten besonders ein Gräuel gewesen. Am 16. Nov. 1634,

nach Mitternacht, fiel der nun zum Feldmarschalllieutenant vorgerückte J. von Werth mit Pechfackeln in die Vorstädte, die Reiterei setzte durch den Neckar. Von dem schwedischen Obersten Abel Moda wurde die Uebergabe, auch der Stadt, auch des Schlosses auf Gnade und Ungnade begehrt. Sonst sollten der Commandant und die Bürgermeister gehängt, die Offiziere gezehntelt, die Gemeinen beim Troß untergesteckt oder niedergemacht, und das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden. Er schlug sie ab als ehrlicher Soldat. Indem nahte sich höchst unerwartet der Vortrab eines französischen Heeres, unter den Marschällen de Breze und de la Force. Die Baiern waren dadurch zur schleunigen Flucht gezwungen. Johann von Werth führte sie von der Bergstraße hinter den Odenwald und Spessart zurück.

Der Tag von Nördlingen gab dem Reiterbuben Johann v. Werth den Freiherrnstand, er gab ihm ein Gut in Böhmen und aus der Eroberungsmasse ein zweites Gut am Rhein. Der Prager Frieden schloß die sächsischen Waffen an die kaiserlichen und vereinigte den größten Theil des Reichs mit seinem Oberhaupte gegen die Fremden. Schon wähnte man in Wien ebenso seine Launen als Richtschnur vorschreiben, trotz Rom und den Gesetzen vom bösen Beispiele der älteren Säcularisationen, allenfalls auch für sich selber ausgiebigen und nachhaltigen Nutzen ziehen und mit Fürstenhäusern umspringen zu können, wie man es nach dem Siege von Lutter geübt! — Richelieu, in der immerwährenden Nothwehr gegen die spanische und deutsche Linie Habsburgs, die Frankreich in den Bürgerkriegen so folgerecht und grausam hatte zerfleischen geholfen, hatte bisher all dieses Uebel wucherisch vergolten, ohne es mit dem Kaiser und der Ligue zum offenen Bruche zu treiben. Die Veltliner und die Graubündner Händel (trefflich benützt, die strategische Verbindung Mailands mit Tyrol zu verhindern) hatte der Tractat von Monçon (1626) nicht nach Hoffnung vortheilhaft beendiget, aber doch in Wien, Madrid und Innsbruck Unruhe genug gemacht und eine äußerst verwundbare Ferse entblößt. — In der 1630 durch den Frieden von Chierasko zum Vortheil des mit Frankreich verbundenen Hauses Nevers geendigten Fehde um Mantua und Montferrat waren österreichische und französische Fahnen nur hilfsweise wider einander im Gefecht gestanden. — Gustav Adolphs reißender Siegeslauf und seine wenig verhehlten Eroberungspläne waren für Richelieu's Wünsche zu viel und sein Tod bei Lützen war ihm gewiß eine willkommene Botschaft ge-

wesen. Aber das gänzliche Niederliegen der schwedisch-weimarischen Banner bei Nördlingen, wie des Königs Tod bei Lützen, des Reiches nothgedrungene Versöhnung mit dem Kaiser, — Oesterreichs und Spaniens entschiedene Uebermacht, das war abermals für Richelieu viel zu viel und Richelieu war bereits auf dem Giebel seiner innern Staatsadministration, jenes Meisterwerkes überschwenglicher Kraft, unerbittlicher Willkür und treuloser Grausamkeit zu dem Endziel: daß Er der erste und einzige, ein König, — der König erster und einziger Herr in Frankreich, — Frankreich aber das erste in Europa sein solle.*)

Durch das Restitutionsedikt in Bearn hatte der Cardinal den hugenottischen Aufstand geflissentlich erzwungen. Bald erfolgte das Unterliegen und die Entwaffnung der Reformirten, der Fall ihrer Sicherheitsplätze, auch des letzten, des von England unterstützten Rochelle (1628, October). Aus den unaufhörlichen Verwickelungen mit der viel mißbrauchten Königin Mutter, Maria von Medicis, mit dem Bruder Gaston, mit den Großen des Reichs, ging der Cardinal schon an dem berüchtigten Journée des dupes siegreich hervor. Der letzte Montmorency ward zu Toulouse enthauptet, acht Tage bevor der große Schwedenkönig bei Lützen fiel. Die Königin Mutter war vor vierzehn Jahren nach Blois entflohen. Jetzt floh sie gar aus dem Reiche. Eilf Jahre irrte sie herum und starb, verlassen und dürftig, zu Cölln (3. Juli 1642), nur fünf Monate vor dem Cardinal, nur acht Monate, bevor ihr Sohn seinem gehaßten und gefürchteten Rathgeber in die Gruft nachfolgte und den Thron und den Krieg eines Vierteljahrhunderts mit Spanien dem fünfjährigen Ludwig XIV. hinterließ, den ihm Anna von Oesterreich nach dreizehnjähriger Unfruchtbarkeit geboren hatte. — Die Subsidientractate mit Schweden wurden nach dem Nördlinger Tage erneuert, die lothringischen Händel liehen der Vorwände die Hülle und die Fülle. Nicht nur mit eigenen Heeren trat Frankreich auf den Kampfplatz. Es machte auch die deutsche Wehrkraft unter Bernhard von Weimar ganz von sich abhängig. — Philippsburg und Speyer waren so bald gewonnen als wieder verloren. Johann von Werth führte eine Menge glücklicher Streiche gegen den französischen Heerbann, wie gegen die geregelte Reiterei aus. Mit genauer Noth entkam ihm der Obergeneral Lavalette mit Herzog Bernhard, durch eines Bauern späte, jedoch nicht

*) Siehe Hormayr Taschenbuch 1840. Seite 108—112.

allzuspäte Warnung, durch die Windesschnelligkeit ihrer Rosse. Ja, Werth dachte mit 6000 Reitern auf Um= und Abwegen den König mit seinem ganzen Hofstaate aus dem Feldlager vor dem lothringischen Städtchen St. Michael wegzuholen. Nur ein gleicher Verrath rettete Ludwig XIII. Des Anschlages unglaubliche und doch so richtig berechnete Kühnheit und seine vielseitig umstrickende List erschreckte ihn aber dermaßen, daß der arme König das Heer eilig verließ, den Oberbefehl an Angoulême gab und sich erst in seinem Hoflager Saint Germain wiederum ganz sicher wußte. — In diesem Feldzuge waren alle Sterne dem tollen Lothringer günstig gewesen. Selbst Richelieu's Wuth, alle herzoglichen und adeligen Schlösser der alten Lorraine in Trümmer legend, hatte Carln nur neue Anhänger auferweckt. Der Adel und das Landvolk, beide unmenschlich gereizt, strömten auf ihre Werbeplätze. Johann von Werth hatte vergebens Carln fast sein ganzes Lothringen wieder erobert. Des Herzogs Tollheiten verhinderten jedes dauernde Glück, und Hunger und Krankheiten nöthigten die Deutschen zum Rückzuge. Werth that Alles, um diese zu lindern, und war unermüdet in Streifzügen. Am 24. October noch berichtete er aus Reichshofen den bei Dieuze über 1500 Pferde erfochtenen Sieg und den Gewinn von 22 Fahnen: „solches blutiges Schauspiel sei durch ganz Frankreich erschollen," und am 20. November ereilte er die Regimenter Commière und Vigneux, die Bedeckung einer aus Toul dem nothleidenden französischen Heere zugesendeten Convoi von 1500 Wagen; die Bedeckung wurde niedergehauen oder gefangen, und ein Belauf von 20,000 Dublonen erbeutet. So oft Werth ausritt, harrten die Generale seiner Rückkehr in froher Erwartung, aber dergleichen einzelne Erfolge konnten der Noth des unter Gallas vereinigten Heeres nicht abhelfen; es mußte, am 23. November, das Hungerlager vor Dieuze aufgegeben, der Rückzug nach dem Rhein angetreten werden. Er blieb von schweren Leiden fortwährend begleitet, bis das Heer in die Winterquartiere vertheilt. Noch in Lothringen weilend, hatte der fürchterlichste aller Partisanen für Frankreichs Dienst gewonnen werden sollen; die Unterhandlung setzte den Winter hindurch Feuquières fort, ohne doch mit seinen wiederholt gesteigerten Verlockungen irgend auf den biedern Degen wirken zu können.

Während dem berieth Werth*) vielmehr in brieflichem Verkehr mit

*) Siehe rheinischer Antiquarius III. Fol. 26., 27.

dem Cardinal=Infanten und Piccolomini die Mittel und Wege, in das Herz von Frankreich den so muthwillig durch die Franzosen herbeigeführten Krieg zu tragen. Eine Veranlassung, den Grenzen der Niederlande sich zu nähern, bot ihm der Lütticher Sträuben gegen die ihnen von dem Landesherrn, von dem Kurfürsten von Köln, aufgegebene Verpflegung kaiserlicher Völker. Ohne des Kurfürsten von Baiern Befehl abzuwarten, ging Werth bei Maaseyk über die Maas, und gleich wurden einige hundert Bauern über dem Versuche, den ungebetenen Gast zurückzuweisen, niedergemacht. Die Lehre war aber verloren für die Bürger von Lüttich, welche durch ihren französisch gesinnten Bürgermeister la Ruelle geleitet. Die gütlichen Aufforderungen des kaiserlichen Generals wurden von ihnen nicht beachtet, sein Secretair und sein Quartiermeister, die er Behufs mündlicher Tractation nach der Stadt entsendet, am Thor erschossen; diese hatten, indem sie nach ausgerichteter Botschaft an den Rath, in trunkenem Zustande die Stadt verlassen wollten, durch die Begrüßung: traitres liègeois und Abfeuerung ihrer Pistolen die Thorwache herausgefordert. Durch Drohungen hoffte nun Werth zu erreichen, was für den Augenblick der Gewalt, einer alles Beistandes von Fußvolk und Geschütz entbehrenden Reiterei unerreichbar. Sein letztes Wort, an die Rebellen gerichtet, eines kaiserlichen Generals und eines wohlgesinnten Kriegsmannes würdig, blieb nicht ohne Wirkung auf das geringere Volk. Hunderte von unternehmenden Burschen traten bei Werths wallonischen Regimentern ein, um unter dem geprüften Führer Ehre und Beute zu werben; am 9. April 1636, wie eben der Rath unter des la Ruelle Vorsitz versammelt, wurde der Platz vor dem Rathhause von jungen Gesellen, mehr denn 300 an der Zahl, überfluthet, und sollten durch Drohungen, dann durch offenen Angriff die zögernden Herren zur Aussöhnung mit dem Kaiser genöthigt werden, aber die Wache gab unter dem Ruf: „Vive le roi de France, vive la bonne bourgeoisie!“ Feuer auf den tollen Haufen, daß er sich zerstreute. Hierauf ertönten die Sturmglocken, durch alle Straßen wälzten sich Tumult und Aufruhr, am Ende blieb der französischen Partei die Oberhand, ihre Gegner mußten entlaufen. Unter fortwährender Verwüstung der Umgegend schickte Werth, dem mittlerweile schweres Geschütz zugekommen, sich zur Belagerung an; der befestigte Aegidienberg, dessen Vertheidiger, 400 Mann, meist das Leben ließen, wurde genommen; dessen ungeachtet hielten la Ruelle und französische Emissarien den Muth der Bürgerschaft aufrecht; die Belagerung verwandelte sich un=

vermerkt in eine Blokade. Obenein mußte Werth vernehmen, daß man in München unzufrieden mit seinem fruchtlosen Unternehmen, und er ließ sich Unterhandlungen gefallen, die, seinen ermüdeten Schaaren eine erwünschte Erholung verschaffend, sie desto geschickter machten für den gegen Frankreichs Grenze zu richtenden Zug.

Am 26. Juni 1636 verließ Werth unter dem Donner sämmtlicher Geschütze der Stadt, unter Dankgebet in allen ihren Kirchen die so lange geängstigte Landschaft, nachdem er durch ein an den Gassenecken angeschlagenes Patent unverantwortlichen Verfahrens beschuldigt, und dem zur Entgeltung mit einem auf seinen Kopf gesetzten Preis von 1000 Thalern beehrt worden. Ohne Säumen schloß er sich dem Heere des Cardinal-Infanten an, ohne die Erlaubniß seines Kurfürsten dafür abzuwarten; er befehligte ja kaiserliche Reiter, wurde von dem Kaiser besoldet, in Reichsländern verpflegt, hatte Bestallung als kaiserlicher General, die Verpflichtung mithin, dem Vetter, dem treuesten Verbündeten des Kaisers, beizustehen. Ohne wesentliches Hinderniß überschritt das vereinigte Heer, dessen Stärke zu 20,000 Reitern und 12,000 Fußgängern angegeben, die Grenze der Picardie. Schon am 9. Juli wurde la Capelle ihm übergeben, durch alle Theile der Provinz bis zur Somme verbreiteten sich die Werthischen Reiter. Bis zum 11. Juli erbeutete ihr Anführer in drei verschiedenen Gefechten mit feindlichen Heeresabtheilungen 37 Fahnen. Auch le Câtelet fiel am 2. Juli. Daß ohne Verweilen der Uebergang der Somme erzwungen werden müsse, überredete Johann von Werth die spanische Bedachtsamkeit, und gelang das Wagestück bei Cerisy, 4. August. Vergeblich blieb der Widerstand, durch Puysègur auf diesem Punkt geleistet, nach dem Verlust von 2400 Mann wich das französische Herr in der Richtung auf Noyon und Compiègne, einzig die Kraft, zu fliehen, schien ihm geblieben. Als ein Strom ergossen sich die deutschen Reiter über das Land zwischen Somme und Oise, vernichtend fiel insbesondere Werth zwischen Nesle und Noyon über ein feindliches Corps, Cavallerie und Infanterie, das an 600 Todte auf dem Platze und so viel Gefangene, darunter der Marquis von Bonnivet, auch 8 Fahnen zurückließ, rastlos bis Noyon verfolgt, wo der Graf von Soissons schon früher Zuflucht gesucht hatte, und jetzt beim Mittagsessen durch die Flüchtlinge gestört wurde, 8. August. Daß die Brücken der Oise abgebrochen, wurde von den Reitern wenig beachtet; mittels einer Furt erreichten sie das jenseitige Ufer, und zu den Mauern von Compiègne trugen sie Furcht und

Verwüstung. Willig brachten die Bevölkerungen von Roye und Montdidier ihnen die Stadtschlüssel entgegen, aber das Alles betrachtete Werth als eitel Nebendinge. Auf Paris war sein Absehen gerichtet, in dem Louvre, in der reichen Hauptstadt wollte er den Lohn seiner Mühen gewinnen; jedoch zu solch' verwegenem, wenn auch keineswegs unmöglichem Beginnen den Cardinal-Infanten, den Prinzen Thomas von Savoyen zu stimmen, das vermochte seine kecke, stürmische Beredsamkeit nicht. Systematisch wollten die Fürsten zu Werke gehen, und zuvörderst eines festen Punktes im Süden der Somme sich versichern. Als ein solcher wurde Corbie auserſehen und nach kurzer Belagerung genommen, ein Ereigniß, welches verbunden mit den bis Pontoise, ja bis St. Denys sich ausdehnenden Streifereien der Werthischen Reiter die Niedergeschlagenheit des Königs, die rathlose Bestürzung des aus aller Fassung gebrachten Cardinals von Richelieu, die Furcht der Hauptstadt zum Aeußersten steigerte.

Die Einnahme dieser Städte*) und die Bedrohung von Amiens und Abbeville, so wie die bis nahe an Paris streifenden Reiterschaaren Johannes von Werth, vollendeten die Furcht der Hauptstadt sowie des Königs. Ludwig XIII., eingeschüchtert durch jedes unerwartete Ereigniß, immer des Raths und der Stütze Anderer bedürftig, trüben Ahnungen leicht Raum gebend, zagte fast um seine Krone, ward mißtrauisch gegen seine eifrigsten und treuesten Diener, und glaubte nur durch die Anwendung der außerordentlichsten Mittel, durch die Aufbietung der riesigen Kräfte des Königreiches, dem drohenden Verderben entgehen zu können. Schon bei der Kunde vom Uebergange der Kaiserlichen über die Somme, hatte er beschlossen, um seine gute Stadt Paris 15000 Mann zu Fuß und mächtige Reiterschaaren zu sammeln, sich dann mit dem Grafen von Soissons zu vereinigen und in eigener Person dem Feinde zu begegnen; zugleich sollten aus der Normandie 12000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter unter der Führung des Herzogs von Longueville zu ihm stoßen. Als aber die Nachricht von dem Falle Corbie's einlief, die nach Paris fliehenden Landleute den entsetzlichen Namen Jean de Wert, wie eines Unholdes, verbreiteten, und selbst die „Mönche und Nonnen" ihre Heiligthümer verließen, um in den größeren Städten Schutz zu suchen, glaubte der geängstigte Fürst auch diese Mittel zu gering, um eine Hand voll Reiter von der volkreichsten Stadt des christlichen Festlandes

*) Siehe Bartholds Geschichte des großen Kriegs. I. 374.

abzuhalten. Er fühlte sich so wenig mitten unter seinen Garden sicher, daß vor seinen Schlössern, z. B. Chantilly, Befestigungen zur Schmach von ganz Frankreich aufgeworfen waren. Mußte er nicht selbst die Demüthigung erfahren, wie wenige Stunden von Paris die Edelleute, welche Landgüter an der Oise hatten, sich vom Cardinalinfanten werthische Schutzwachen erkauften, um ihre Schlösser vor der Plünderung zu retten. Als Ludwig XIII. um diese Tage eine Jagd an den nahen Ufern der Oise veranstaltete, sah er auf der andern Seite einen Mann in fremdem Reiterwams, und die Größe der Gefahr nicht ahnend, mußte er erfahren, daß es eine „Sauvegarde" Johannes von Werth sei, welche ein Schloß in der Nähe beschützte. Beschämt, daß seine Unterthanen gezwungen wären, unter seinen Augen die Hilfe seiner Feinde zum Schutze ihrer Güter in Anspruch zu nehmen, schwieg der König und verbarg seinen Unmuth über einen Minister, dessen ehrgeizige Pläne solches Elend über sein Land, und solche Schmach auf seine Person gehäuft.

Schwer ist es, den Zustand der Gemüther in der Hauptstadt zu beschreiben; Paris, wie jede ungeordnete Menge seine gigantischen Kräfte nicht kennend, erwartete alle Gräuel einer von wüthender Feindesmacht überwältigten Stadt. Nicht anders war die Stimmung der Einwohner, nach dem Berichte eines Augenzeugen, welcher noch bei der Erzählung erröthen zu müssen glaubte, als zu Rom Cäsar über den Rubikon gegangen und Corfinium erobert hatte. Ein großer Theil der Einwohner dachte nun an feige Flucht; die Wege nach Orleans, Chartres waren mit Karossen, Wagen und Karren voll geflüchteter Habe bedeckt; die Furcht des Einzelnen steigerte die Angst der Anderen; Viele glaubten sich nur hinter der Loire sicher, und flohen nach Tours. Wie ein deutscher Berichterstatter sich sehr naiv ausdrückt, (Theatrum europ. III. 682.) war den Franzosen nie dergestalt „der Kompaß" verrückt worden. Standen gleich Prinz Thomas von Savoyen und General Piccolomini, genugsam bekannte Kriegsfürsten, an der Spitze des feindlichen Heeres, und bedrohte gleich Matthias Gallas mit zahlreichen Streitkräften Burgund, so war doch unbegreiflich alles Grauen auf den einen Mann, Johann von Werth, übergetragen, und nur dieser gespensterartige Eindruck, welchen der deutsche Reitergeneral in den Seelen der Franzosen zurückließ, „ein Name, mit welchem man weinende Kinder bedrohte," macht das freudige Erstaunen, die scheue Ehrerbietung und wiederum die vertrauliche Zudringlichkeit erklärlich, mit welcher

Hof und Volk später in ihm einen gewöhnlichen deutschen Mann mit Fleisch und Blut, einen derbhöflichen, ritterlichen Soldaten erkannten, und das unauslöschliche Andenken an ihn in fröhlichen Volksliedern bis auf mehrere Geschlechter fortpflanzten. Die übereilten*) tumultuarischen Anordnungen des Gouvernements, die große Anzahl von Ordonnanzen, welche täglich bekannt gemacht wurden, mußten die Furcht der Bürger auf das Zehnfache vermehren, da sie die Rathlosigkeit des Hofes in denselben erkannten. So schien es, als wenn Paris von einer unvermeidlichen Belagerung bedroht wäre, und daß man anders als hinter den Ringmauern der Gewalt der Feinde widerstehen zu können verzweifelte. Die Wetterdächer der Läden wurden auf Befehl in ganz Paris abgebrochen, um im Falle eines Bombardements nicht die Feuersgefahr zu vermehren; und die Luftlöcher der Keller aus einem ähnlichen Grunde verschlossen. Am 18. August wurden 6 alte Kanonen von ungebräuchlicher Größe mit gewaltigem Geräusche aus dem Stadtzeughause gewunden, welche vielleicht seit der Belagerung von Paris im Jahre 1593 verrostet waren. Die Werkstätten ruhten, man zog die Gesellen und Lehrlinge zum Kriegsdienste ein, und nur ein Arbeiter oder Diener blieb in jeder Krambude. Der Pöbel brach in die unsinnigsten Beschuldigungen aus, als er die Stadt von der Seite der Faubourg St. Honoré ohne Wälle und Mauern sah, welche auf Geheiß Richelieu's früher abgebrochen, um Gärten und Klöster dort anzulegen. So glaubte man die Stadt absichtlich der Plünderung und der Gnade des Feindes preisgegeben, und klagte mit den unehrerbietigsten Reden den Urheber des Krieges und der gegenwärtigen Noth auf allen Gassen an. In dieser großen Verwirrung**), welche den Hof und das Volk ergriffen hatte, war nur ein Mann, welcher helfen konnte, und dieser eine wurde selbst muthlos, als er des Königs Mißtrauen sah. Richelieu, von dem wir sprechen, fand sich aber doch schnell wieder, und mit Hilfe seines treuen Vertrauten, des Paters Joseph, bewies er jene so oft gezeigte Größe und Unerschrockenheit der Seele, die einen Theil seines Charakters ausmachten. Ungeachtet er wußte, daß ganz Paris wider ihn im Aufruhr war, begab er sich auf P. Josephs Rath doch allein unter das Volk, um es zur äußersten Vertheidigung aufzumuntern, und weit entfernt, daß sein Anblick den

*) Siehe Bartholds Monographie über Joh. v. Werth. Berl. 1826. Fol. 64.

**) Siehe La Roche 30jähr. Krieg. Bd. III. Fol. 89.

Aufruhr vermehrt hätte, fand er Ehrerbietung gegen seine Person, und es gelang ihm, den Muth der Bürger wieder zu beleben. Er ließ die Einwohner der benachbarten Orte aufbieten, um an den Festungswerken zu arbeiten; der ganze Adel des Königreiches wurde zum Dienst aufgefordert. Die ganze Stadt taxirte sich selbst und die erschrockenen Bürger thaten willig ihren Beutel auf. Jeder Miethkutscher mußte einen Reiter und alle anderen Bürger einen Infanteristen stellen. In wenigen Tagen war das ganze, allen Eindrücken fähige Volk ganz kriegerisch gesinnt. Man sah um Paris herum nur exerciren und mustern. Und der König sah sich nun in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann, welches sicherlich ein furchtbares Heer gewesen wäre, wenn militairischer Gehorsam, die Seele einer Armee, in demselben gewohnt hätte. —

Während dem versäumten die verbündeten kaiserlichen Generale die schönste Gelegenheit, die kostbarste Zeit; trotz alles Drängens, trotz aller Vorschläge des muthigen Johann von Werth, schnell nach Paris zu rücken uud die dort herrschende Verwirrung klug zu benutzen, zauderten sie und lehnten einen Marsch dahin ab, bis der unwiederbringliche Moment entflohen.

Denn schon am 1. September zog Ludwig XIII. mit einem Heere von 50,000 Streitern, dessen Oberbefehl er dem Gaston von Orleans und dem Marschall de la Force verliehen, von Paris aus, um diese gewaltige Anzahl über die Oise zu führen. Ueberrascht davon, und auch weil numerisch schwächer, wichen des Cardinalinfanten Truppen allerwärts zurück. Roye wurde von den Kaiserlichen nach einer dreitägigen Belagerung an die Franzosen wieder übergeben, nur Corbie hielten sie ganzer 7 Wochen gegen die Anstrengungen derselben. Ludwig XIII. hatte durch ein eigenhändiges Schreiben den Marschall de la Force vor Johann von Werth gewarnt, ihm den Rath gespendet, daß er stets Reiterei und Fußvolk zusammenlege, mußte jedoch unter seinen Augen den verwegenen Partisan eine abermalige Camisade ausführen sehen. Christoph Martin von Degenfeld, Colonel-général de la cavalerie allemande in französischem Dienst, lag Anfangs October in einiger Entfernung von den Quartieren der vor Corbie verwendeten Armee, mit sechs Regimentern zu Montigny, zwischen Doullens und Corbie, daß er nur durch 4 Stunden Wegs von Werth geschieden. Seine Nähe hatte dieser bereits sehr merklich gemacht; Degenfelds Isolirung wahrnehmend, brach er, Abends um 10 Uhr, angeblich mit 34 Cornetten Cavalerie

und 7 Fähnlein Dragoner, in dem Dorfe Montigny ein, wo man so wenig eines solchen Besuches gewärtig, daß erst das Feuer, an vier Stellen zugleich ausbrechend, ihn verrieth. Alles, was sich im Lager befand, wurde entweder getödtet oder gefangen. Nur mit Mühe rettete sich Degenfeld. Die Ankunft der flüchtigen Quartiere allarmirte das Lager von Corbie, die gesammte Reiterei saß auf, um den Feind zu verfolgen, aber der war nicht mehr zu erreichen. Nicht wenig hat dieses nächtliche unheilbringende Erscheinen den gespenstischen Anstrich, von dem in der Franzosen Augen Johann von Werth umgeben, verstärkt. Seitdem zumal „ward er in Frankreich als ein Abgesandter des Höllenfürsten gefürchtet, und sind viele alte Soldaten bei Nennung seines Namens davon gelaufen.“ Den Entsatz von Corbie, wozu er bei nächtlicher Weile **4000** Reiter und **2000** Dragoner herbeigeführt, mußte er indessen von wegen der Wachsamkeit der Feinde, als welche die ganze Nacht hindurch unter den Waffen zubrachten, aufgeben; nur gelang es ihm, durch die Lücken der Circumvallationslinie einige eiserne Handmühlen in die Stadt zu schaffen, was ein Vortheil von Erheblichkeit, da die Besatzung statt des Brotes nur mehr eingeweichte Getreidekörner zu verzehren gehabt hatte. Unmittelbar nach diesem Unternehmen räumte auch Werth den französischen Boden, um seinen ermüdeten Schaaren in dem Moselthal einige Erholung zu verschaffen, und die Belagerung, Blokade vielmehr, des Ehrenbreitstein zu fördern.

Obgleich er nicht verfehlt hatte, jeden erheblichen, dem Reichsfeind abgewonnenen Vortheil nach München an den Kurfürsten zu berichten, so mußte er doch erleben, daß sein glänzender Ritterzug nach der Picardie als „ungeheißen“ nicht gnädig aufgenommen wurde. Er empfing einen Verweis, „wegen nicht gehaltener Disciplin und ruinirter Infanterie“, dem er aus Cöln in gereizter Stimmung entgegnete: „weil er sehe, daß Einige ihn gern in Ungnade bringen wollten, wolle er gern quittiren und dem Kurfürsten aufwarten.“ Maximilian suchte ihn zu beruhigen, mittelst der Versicherung, „er sei nicht in Ungnade, solle eifrig continuiren,“ und setzte eigenhändig hinzu: „dann ein General wohl Macht hat, seine untergebene Generalspersonen über ein und anderes mit ihren Berichten zu vernehmen.“ Dabei hatte es sein Bewenden, und der unentbehrliche Feldherr fand bald Gelegenheit, den etwa durch seine Eigenmächtigkeit hinterlassenen widrigen Eindruck vollends zu tilgen. Beschäftigt mit den Anstalten eines Wintermarsches nach Hessen, wo er laut empfangener Ordre zu Götzen stoßen

sollte, vertieft in Lustbarkeiten und Gelage, in denen er, jetzt Witwer, zu Cöln (Ende Januars 1637) seine Vermählung mit der Gräfin Marie Isabella von Spaur feierte, empfing er die Kunde von Melanders Anzug, und dessen Vorhaben, die ausgehungerte Festung Ehrenbreitstein zu proviantiren. Augenblicklich saß der Hochzeiter zu Gaul, Rheinaufwärts trabte er, und in Blitzesschnelle hatte er eine Macht versammelt, stark genug, um Melanders Hessen die Stirne zu bieten. Im Geheim, ohne Säumen, aber voll Zuversicht, verließ Werth mit 80 Reitern in der Nacht des 28. Januar Cöln, setzte bei Engers über den Rhein, und befahl dem Obristen Neunegg, alle hie und da im Westerwald zerstreut liegende Baiern zusammen zu ziehen. Kaum war dies geschehen, so lief die Nachricht ein, Melander und die Seinen seien schon in der Nähe, nachdem das Regenwetter und die tiefen Wege ihren Marsch verzögert. Sicher zogen die Hessen ihrer Straße, und am 30. Januar gegen Tagesanbruch unfern des Ehrenbreitstein angelangt, schickten sie einen Lieutenant hinauf, um zu ihrem Empfange Alles bereit zu halten, und daß sie im Falle eines unvorhergesehenen Angriffs unter dem Schutze der Kanonen heranrücken könnten. Schon frohlockten sie unter Freudenschüssen über ihr geglücktes Unternehmen, als sie plötzlich beim Dorfe Grenzhausen hinter einem Berge die weglagernden Werthischen wahrnahmen, und sie im Angesicht der Festung mit Ungestüm auf sich einfallen sahen. Eilig ließ Melander eine Wagenburg ziehen, und empfing die Auflauer mit harten Stößen; aber Johann von Werth erneute, voran den Degen in der Faust, den Angriff, warf die vor der Wagenburg aufgestellten Hessen auseinander, hieb 100 Mann nieder, zerstreute die hinter derselben Aufgestellten, trieb Alles in die Flucht und zog sich mit zwei gefangenen Obristlieutenants, zwei Rittmeistern, vielen Gemeinen und der ganzen Lebensmittelzufuhr auf Montabaur. Mit Jammer sahen die ausgehungerten Franzosen vom Ehrenbreitstein ihre letzte Hoffnung vernichtet und konnten Johann von Werths schnelles Erscheinen nicht begreifen. — Bussy-Laneth am Entsatz verzagend, war endlich genöthigt, um nicht mit seinen Franzosen Hungers zu sterben, unter ehrenvollen Bedingungen am 26. Juni 1637 den Ehrenbreitstein an den General-Feldmarschall-Lieutenant Johann von Werth zu übergeben. Wie lebendige Gerippe wankten die Franzosen einher, der Maréchal de Camp Bussy-Laneth hatte keine Ausnahme für sich gemacht, und in der allgemeinen Noth allein an 40 Ratten verzehrt, um nicht dem wüthenden Hunger

zu unterliegen. Die Capitulation ward in Werths Namen vollzogen und die Beste dem Kurfürsten von Cöln einstweilen übergeben.

Glücklicher hatte der wackere Schotte, Jakob Ramsay, dem bedrängten Ehrenbreitstein Hilfe zugedacht. Zwei Schiffe voll Lebensmittel unter der burgundischen Freiflagge mit verkappten Mönchen am Steuer langten glücklich an. Ein drittes Schiff mit falschen Certificaten, als dem Mainzer Dompropst von Metternich gehörig und von seinem Propsteigut bei Aschaffenburg kommend, aber von Ramsay in Hanau etwas aufgehalten und herumgezogen, gerieth zwischen Mainz und Bingen in die Hände der nicht minder listigen und wachsamen Stromwächter. Herzog Bernhards Rheinübergang zwischen Breisach und Straßburg vermochte Johann von Werth nicht zu hindern. Wüthend darüber, that er auf die Wittenweyer Schanzen, wozu er meist seine Reiter absitzen ließ und überreich den Wein spendete, einen beispiellos stürmenden Angriff. Tausende, die die Elze und die tiefen Graben durchwatet und die Schanzen hinangeklommen, wurden mit Steinen todt geworfen, mit Flintenkolben erschlagen, mit Hellebarden niedergestochen. Da lag das ganze schöne Hablangsche Regiment, wie einst vor den Waldsteinischen Nürnberger Schanzen das gelbe. Wenige Tage darauf, (durch glückliche Postengefechte bezeichnet) stürmte Johann von Werth abermals die Wittenweyer Verschanzungen, und wieder vergebens, trotz seines persönlichen Wagnisses. Ein weimarscher Dragoner drückte ihm die Pistole in's Gesicht ab. Die Kugel drang längs der Backen in den Hals, doch verließ er das Gefecht nicht, das er gleichwohl abbrechen mußte. — Als endlich auch der listige Enkevort, der tapfere Speerreuter und der unglückselige Duca di Savelli herangekommen waren, entsagte Bernhard jedem Plane, sich für diesen Winter am Rheine zu halten. Er räumte das Elsaß und zog sich in die baselsch-bruntrutischen Delsperger Thäler, seine Rheinschanzen den Franzosen unter Manicaux Deprivar überlassend. Sie gingen so schmählich auf Gnade und Ungnade an Johann von Werth über, daß dieser die französische Besatzung gleich einem, keinerlei Sorgfalt der Aufbewahrung würdigen Gesindel, frei ziehen ließ, wohin sie wollten, mit weißen Stecken, gleich gefangenen Weibern und Kindern.

Bernhard von Weimar äußerte dem französischen Hofe unumwunden: „er müsse wohl aus Allem entnehmen, man wolle ihn sitzen lassen, wie man den unvergleichlichen Marschall von Rohan, der doch seine wich-

tigen, gefahrvollen und schwierigen Zwecke so ruhmvoll erfüllt, in Veltlin habe stecken lassen. Sei es aber Bernharden und seinen tapfern Waffenbrüdern bestimmt, umzukommen, so wolle er nicht anders, als mit hoher Ehre sterben." — Sich durch ein kühnes, siegreiches Unternehmen auf eigene Faust von der schmählichen französischen Dienstbarkeit loszumachen, trachtete er den ganzen Winter unablässig dahin, französische Hilfe zu einer neuen Heerfahrt nach Burgund zum Verderben Carls von Lothringen zu begehren. In München und Wien war man froh ob dieser Ableitung des Gewitters, und die österreichischen Generale glaubten sich so sicher, wie in Abrahams Schooße. Die Warnung Werths, sich ja des Passes von Lauffenburg zu versichern, verlachte man, und gerade da setzten Bernhard und sein Oberst Schönbeck über (am **30.** Januar **1638**), zwangen den Hauptmann Weikersheim zur Uebergabe auf Discretion, und belagerten Rheinfelden mit einer Hitze, die am besten bewies, wie sehr ihm daran gelegen sei, den Platz möglichst schnell zur Uebergabe zu nöthigen.

Auf diese Kunde rüttelte Johann von Werth alle Kaiserlichen aus ihren Winterlagern auf und kam, der Erste, mit vier Regimentern Fußvolk, einem Dragoner- und acht Reiterregimentern vor dem schwedischen Hauptlager bei dem Hause Bücken, eine halbe Meile von Rheinfelden, an. Zuerst versuchte Johann von Werth den Entsatz durch Ueberflügelung. Er mißlang. Nun bot er entschlossen die offene Schlacht. Bernhard nahm sie an. Die nassauischen Regimenter und die Schweden unter Taupadel warfen sich mit solchem Muthe auf die Baiern, daß diese, der Oberst Lerchenfeld zuerst, das Weite suchten, tödtlich ermüdet durch einen Anmarsch von vier Tagen und vier Nächten. Johann von Werth und der Graf von Nassau geriethen in persönlichem Zweikampfe an einander; dem schwedischen Feldobersten durchlöcherten zwei Kugeln den Hut, dem Johann von Werth hatte der Nassauer die Pistole fast an den Mund gesetzt und ihn am Backen gestreift. Einer der größten Krieger des Jahrhunderts, der Marschall Herzog von Rohan, diente als Freiwilliger unter dem viel jüngeren Heeresfürsten von Weimar, den ritterlich angebotenen Oberbefehl ritterlich ablehnend; er wurde mit dem Obersten Erlach und mit mehreren hohen Offizieren gefangen, bald aber wieder herausgehauen. Der tapfere Rheingraf Johann Philipp, von ganzen Haufen baierscher Reiter umringt, verweigerte trotzig jede Ergebung. Mit Wunden bedeckt, schoß, hieb und stach er um sich, so lange er noch einen Arm regen konnte, und

starb eines wackern Reitertodes. Das wüthende Treffen war entschieden; Bernhard zog seine Truppen nach Lauffenburg zurück. Die Baiern und Kaiserlichen hatten weit mehr verloren, aber sie hatten doch Rheinfelden scheinbar entsetzt, wo sie um zehn Uhr eintritten, und hatten wenigstens frischen Mund- und Kriegsvorrath und eine frische Besatzung in den auf das Aeußerste gebrachten Platz geworfen. Voreilig schickte der Herzog von Savelli Siegesbotschaften nach Wien und München. Die Baiern und Kaiserlichen überließen sich siegestrunken ihrer Freude, und brachten zwei Tage sorglos und in Sicherheit gewiegt in Rheinfelden zu, ihre Schaaren zerstreuend. Diese Sicherheit war ihr Verderben, und schwer büßten Heer und Führer diesen Leichtsinn. Johann von Werth, ernster und besonnener als sein Mitfeldherr, rieth nach dem glücklichen Entsatze Rheinfeldens, sich in den Schwarzwald zu ziehen, die Kräfte der Soldaten in bessern Quartieren wiederherzustellen und die Ankunft der übrigen Regimenter zu erwarten. Allein man verwarf seine Meinung, und so blieb das Heer zwei volle Tage theils in, theils vor Rheinfelden liegen. Da sprengten plötzlich am 3. März Morgens acht Uhr zwei Croaten in Eile herbei, der Besatzung von Rheinfelden die Kunde bringend, daß Herzog Bernhard mit voller Macht heranziehe, und so verhielt es sich in der That. Von der fahrlässigen Sicherheit seiner Gegner unterrichtet, hatte Bernhard den kühnen Gedanken gefaßt, statt seinen Rückzug fortzusetzen, die im Siegesrausche Begriffenen zu überfallen, bevor die Verstärkung, vier Infanterie-, drei Reiterregimenter und die Croaten, ihnen zukomme. Die Reiterei schickte er längs dem Gebirge aus, mit Fußvolk und Geschütz marschirte er vom Nachmittag des 2. März an die ganze Nacht durch, daß er in der Morgendämmerung vor Bücken (Beuggen) anlangte. Noch wollte Johann von Werth, der zuerst des Anzuges inne geworden, nur eine auf Kundschaft ausgesendete Partei erkennen; als er aber der Sache wahren Bestand eingesehen, raffte er in Eile einiges Fußvolk zusammen, um mit demselben das den Strom entlang nach Rheinfelden hin sich ausdehnende Gebüsch zu besetzen. Zugleich wurden die zerstreuten Regimenter aus den nächsten Dörfern zusammengerufen, die gleichwohl nur zum geringsten Theile auf der Wahlstatt, zwei Musketenschüsse unterhalb Rheinfelden, eintreffen konnten. Daneben waltete Verwirrung ohne Gleichen, wenn es auch an Generalen nicht fehlte, denn die waren insgesammt durch die Furcht einer Belagerung zum freien Felde getrieben. Mühsam wurde der

Schein wenigstens einiger Ordnung hergestellt, Wahls Infanterieregiment in den Wald bei Nollingen postirt, eine andere Abtheilung in einen Graben gelegt. Der Rest des Fußvolks, mit Reiterei untermischt, hielt sich hinter dem Graben. Geschütz fehlte beinahe gänzlich, Schießbedarf war nur sparsam vorhanden, weit überlegen an Zahl und Ausrüstung der Feind. Das ganze Gefecht dauerte nicht viel über eine Stunde. Zuerst wurde das im Gebüsch versteckte Fußvolk depostirt, dann gingen der Mannschaft im Graben die Obersten Hattstein und Forbes zu Leibe. Die Weimarschen sparten ihr Feuer, bis das Ziel mit der Mündung der Muskete beinahe erreichbar war; der ungewohnten Kriegsmanier unterlag vollends der Kaiserlichen Fassung: sie liefen, durch ihr Beispiel auch die Reiterei in ehrlose Flucht verwickelnd. Savelli, der bei Zeiten das Hasenpanier ergriffen, wurde bei Krenzach eingeholt und gefangen; sein Geschick, nicht seine Schande, theilte Enkevort. Johann von Werth, nachdem ihm drei Pferde unter dem Leibe erstochen worden, und selbst von seinen Getreuen verlassen, brach sich Bahn durch das Getümmel und erreichte zu Fuße den Wald, der noch immer von Wahls Tapfern behauptet wurde. Seine Gegenwart begeisterte zu unerhörter Anstrengung die **500** Männer, die da noch übrig, doch schmolz das Häuflein mit jedem Augenblicke, während die Zahl der Feinde im fortwährenden Wachsen war. Mit den Wenigen, die ihm geblieben, versuchte Johann von Werth den Rückzug, aber schon war der Wald von Löwensteins Reiterei umzingelt und Rettung unmöglich geworden. Noch versuchte der tapfere Kriegsmann auch das Unmögliche; immer zu Fuß, verwundet und beinahe allein erreichte er das nächste Dorf, um dort dem unverschuldeten Geschicke der Gefangenschaft zu verfallen. Dem Capitainleutnant von dem nassauischen Regimente mußte er seinen Degen überliefern. Auch sein Bruder, der Obristleutnant Anton von Werth, gerieth in Gefangenschaft; die ganze Armee war vernichtet.

Sein Glück wußte Herzog Bernhard nicht mit Würde zu tragen. Mit den höhnendeu Worten: „Ei, welch unerwartetes Zusammentreffen!" empfing er den ihm vorgeführten Johann von Werth. Dieser erwiderte: „Es ist das Glück Eurer fürstlichen Gnaden und mein Unglück, für welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe." — „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken." Mit diesen Worten brach Bernhard die Unterredung ab, doch ließ er den Gehaßten zur Abendtafel laden, und um ihn zu kränken, ihm seinen Platz unter Savelli, dem im Range unter

ihm Stehenden, anweisen. Das verfehlte die Wirkung nicht. Beim Weine brach laut Werths Ingrimm gegen den Welschen los, der, zu fliehen der Erste, den Andern das Beispiel gegeben habe. Lächelnd und siegesstolz lauschte Bernhard den zürnenden Reden und Gegenreden. Johann von Werth wurde zunächst nach Benfelden gebracht, und von dort aus schrieb er unterm 15. März an den Kurfürsten, worin er seinen Unmuth gegen den feigen Welschen ausließ, die schlechte Fürsorge für seiner Soldaten Verpflegung als den Grund der Niederlage darstellend. Auch bat er um baldige Auswechselung mit dem, seit der Nördlinger Schlacht gefangenen und in des Kurfürsten Gewalt sich befindenden Marschall Horn.

Der Schmerz um den verlornen heldenkühnen Führer war in dem zertrümmerten Heere grenzenlos. Die nach Breisach Geflohenen, besonders der General Götz, machten schon des andern Tages, bevor Werth nach Benfelden gebracht wurde, einen Versuch, die Eskorte des hohen Gefangenen in einen Hinterhalt zu locken und ihn gewaltsam zu befreien; aber vergebens; die Bedeckung war zu stark und die Maßregeln mit zu großer Umsicht genommen. — Zu Benfelden verzehrte sich nun Johann von Werth voll Unmuth und Langeweile, währenddem der feige und unrömische Römer Savelli die Zeit gar wohl dazu benutzte, Briefe über Briefe nach Wien zu senden, die Werth verläumdeten und anschwärzten. Savelli schob alle Schuld zurück auf Johann von Werth. „Nur sein verwegenes Ungestüm habe sie in die Schlacht gestürzt, ehe noch der größere Theil des Fußvolks und des Geschützes heran gewesen. Nur diese wilde Uebereilung habe einen noch größern Sieg, als den vor drei Tagen, muthwillig verscherzt, und den Herzog von Weimar seinem sicheren Verderben entrissen!" — Wie tobte erst Johann von Werth, als er vernahm, daß Ludwig XIII., den er kurz vorher verhöhnt und aus Paris weggeschreckt, durch den Kammerherrn Maillerage an den Herzog von Weimar die Forderung gestellt habe, Werth und Savelli nach Paris zu schicken. Sie sollten noch immer des Herzogs Gefangene bleiben, aber das Volk bedürfe des ermuthigenden Schauspiels, und keine deutsche Veste, kein deutscher Wächter wäre sicher genug, die wichtigen Männer zu bewahren. Werths Wuth wurde noch größer durch die Kunde, daß es dem Duca di Savelli gelungen sei, in Kutte und Kapuze (eine ihm recht wohl geziemende Verkleidung) durch die erkauften Wachen vom Schönbeckschen Regiment glücklich nach Wien zu entkommen, so daß nun Enkevort an Savelli's Stelle

jene Demüthigung mit Johann von Werth theilen müsse. Werth donnerte nun in Einem fort; nur mit offener Gewalt, nur gefesselt wie ein wildes Thier und auf den Wagen geschmiedet werde man ihn von der Stelle bringen. Er sei nicht der Franzosen, er sei nur des Herzogs Gefangener. Er habe sich nur ihm und dem Grafen von Nassau in der Person seines Capitainleutnants ergeben, auch werde ja in wenig Wochen seine Auswechselung gegen Horn bewerkstelligt sein. Umsonst, er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Er mußte es noch als einen Edelmuth Bernhards, den er oft geschmäht und bedroht, anerkennen, daß er diese Auslieferung an die Bedingung knüpfte, daß Werth und Enkevort seine (des Herzogs) Gefangene blieben, daß man sie würdig und als Generale halte und sie nicht etwa den Parisern zur Schau ausstelle, was so ziemlich im Hintergrunde der ursprünglichen Abforderung gelegen haben mochte.

Getrennt und mit aller erdenklichen Vorsicht — von **200** Reitern und **700** Musketieren mit vier Geschützen umstellt — wurden die Gefangenen über Nancy, Vitry und Chalons nach Paris geführt. Werths Erwartung aber ward sehr getäuscht, denn es wurden ihm in allen Städten, durch die sein Weg führte, ausgezeichnete Ehren erwiesen, und die Reise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Die Garnisonen und Magistrate brachten ihm ihre Huldigung dar, und wenn es in den Liedern auf den Sieg von Rheinfelden (zu dem kein einziger Franzose mitgefochten, außer dem alten Hugenotten und Todfeinde des Hofes, Herzog von Rohan) jede Strophe besonders angab, wie viel die geschlagenen Deutschen an Todten, wie viel an Gefangenen, wie viele Kanonen, Fahnen, Standarten und Heerpauken verloren, endigte jede Strophe, als mit der Hauptsache und dem köstlichen Kleinod, der Refrain: et Jean de Wert et Jean de Wert! Die vier Jahre der Gefangenschaft Johann von Werths in Frankreich (**1638—1642**) nannte man allgemein: le temps de Jean de Wert, und das ihr geltende Savoyarden=Volkslied: l'air de Jean de Wert, und noch sechzig Jahre später, im Anbeginne des spanischen Erbfolgekrieges, waren Gesänge im Volksmunde: sur l'air de Jean de Wert.

Es war noch wenig über **20** Monate, daß Paris vor Johann von Werth gezittert hatte, und jetzt saß er unter der Obhut des Staatssecretairs und des Obristen von Chavigny zu Vincennes. Als er einige Mal durch Stärke, Gewandtheit und Schlauheit auf dem Punkte gewesen,

zu entkommen, und ohne mindeste Beschädigung aus dem hohen zweiten Stockwerke herabgesprungen war, nachdem er mit seinen Händen die Eisengitter aus den Fenstern herausgerissen hatte, ließ ihm der König lieber sein Ehrenwort abnehmen, und gab ihm dann alle mögliche Freiheit. Was vornehm sein, was zum guten Tone gehören wollte, wetteiferte, den gefürchteten Gefangenen zu sehen und zu bewirthen. Es wurde von dem an für Werth und seine Mitgefangenen eine prächtige Tafel gehalten, auch das Annehmen von Besuchen ihnen erlaubt. Die vornehmsten Damen der Hauptstadt geizten nach dem Vergnügen, den Mann des Schreckens in seiner Haft, absonderlich bei Tafel zu sehen. Seine Haltung in dieser Lage gestaltete sich abermals zu einem Beweise, daß es eitel Lüge mit seiner bäuerlichen Herkunft, denn man präge sich das ein, die Gewohnheiten des Vaterhauses folgen dem Manne bis zum Grabe. Seine ungezwungene, zugleich würdige Haltung, die niemals den Lieblingssohn des Sieges und den Deutschen verläugnete, gewann ihm die Zuneigung selbst der précieuses ridicules, so daß sie in Nachgiebigkeit seine zuweilen etwas soldatischen Launen ertrugen, und seine unvergleichliche Fertigkeit im Trinken, den Anstand, mit welchem er Tabak rauchte und schnupfte, beinahe bewunderten. Ihn mag der Andrang nicht selten belästigt haben, aber lästiger noch mochte ihm die starke Wache werden, die ihn stets begleitete, wenn er von der Freiheit, nach Belieben Paris zu besuchen, Gebrauch machen wollte. Am lästigsten vielleicht fielen ihm die Bankette, zu seinen Ehren veranstaltet, und wozu Richelieu im Schlosse zu Conflans das Beispiel gab. Da besprachen Werth und Enkevort als Tischnachbarn ihre gegenwärtige Lage, die sie mit dem Geschicke des gefeierten Königs Franz I. der zahlreichen Gesellschaft hörbar zu vergleichen sich nicht scheuten. Nachdem hierauf Johann von Werth dem Könige seine Aufwartung gemacht und von ihm mit unverkennbaren Zeichen von Huld empfangen worden war, begann für ihn eine ganze Reihe von Festlichkeiten, in welchen die Großen des Hofes wetteifernd einander zu überbieten suchten. Auch der Schauspiele und Ballette bekam der Gefeierte nicht wenig zu sehen. So wurde ihm seine vierjährige Gefangenschaft so angenehm als möglich gemacht.

Unter den Damen, die den gefangenen Johann von Werth mit dem größten Interesse besuchten, waren zwei verehrungswürdige Ideale, — die Frau des schwedischen Gesandten in Paris, Hugo Grotius, den sie durch Heldenmuth und List aus ewiger Haft auf dem Löwensteine befreit

hatte, und Renata du Bec, Gemahlin des Marschalls Guebriant, (nachmals als Witwe außerordentliche Abgesandtin am Königshofe zu Krakau, wo sie sich selbst gegen den ordentlichen Gesandten Mr. Bregy trefflich zu behaupten wußte). In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft wurde nach vieljähriger unfruchtbarer Ehe Ludwig XIV. von der spanischen Anna von Oesterreich geboren.

Die schändlichen Intriguen und kleinliche Selbstsucht der Bundesgenossen geht namentlich auch aus den Schwierigkeiten hervor, die um Werths Befreiung gemacht wurden. Sogar die Eitelkeit, den berühmten Gefangenen so lange als möglich zu behalten, trat als vollgiltiges Motiv in die Schranken, so wie die Besorgniß, daß aus des kühnen Mannes Freiheit Frankreich und Schweden weit mehr Unheil, als aus Horns Befreiung Vortheil entsprießen werde.

Gleich nach der Rheinfelder Schlacht hatte der Herzog Bernhard, seinem Worte getreu, durch den Obersten Erlach die Auswechselung in Vorschlag gebracht. Aber der Staatssecretair d'Avaux verhinderte sie unter dem elenden Vorwande: in diesem Augenblicke sei im Schwedenheere für Gustav Horn kein Oberbefehl ledig, und bei der Allmacht seines Schwiegervaters, des Reichskanzlers Oxenstjerna, könne leicht eine, den Erfolgen des gesammten Krieges äußerst hinderliche Zwietracht und Eifersucht entstehen. Auch müsse es den (die Auswechselung betreibenden) Herzog Bernhard im Grunde doch ungemein kränken, seinen ärgsten Feind, den endlich Gefangenen, sobald wieder gegen sich mit den Waffen in der Faust zu erblicken.

Die Absendung des weimarschen Obristen Betz an den König hatte keinen bessern Erfolg. Den Helden Bernhard, den ritterlichen Bürgen für Johanns Auswechselung, hatte nicht lange nach seinem dreifachen Breisacher Siege französisches Gift in die Grube gebracht. (18. Juli 1639.) Vergebens drang die junge Königin Christina durch ihren Minister Hugo Grotius auf Horns Befreiung. Endlich, im November 1640, bedeutete der König, Werth möge sich nach Nancy zur Auswechselung begeben. Der König gab ihm zu St. Germain huldvolle Abschiedsaudienz, und sein Liebling Cinqmars, der (am 12. September 1642) drittehalb Monate vor Richelieu's Tode wegen gefährlicher Verschwörung gegen diesen verhaßten Minister mit dem Neffen des großen Geschichtsschreibers de Thou, weil dieser es gewußt und nicht entdeckt, hingerichtet wurde, gab Johann

von Werth ein glänzendes Fest. Zugleich öffnete sich für Gustav Horn der Thurm von Burghausen. Er wurde nach Augsburg, von dort nach Lindau geführt, und sollte nach Breisach gehen. Auf dem Wege dahin traf ihn zu Nancy die Kunde, das Schwedenheer sei ohne Haupt; den gefürchteten Banér habe zu Hildesheim, wie Bernharden, Gift aus dem Wege geräumt, und der Wiener Hofkriegsrath, ja sogar der scharfblickende Maximilian von Baiern, so sehr sie den Werth Werths zu schätzen im Stande waren, folgten der kleinlichen Rücksicht, Horn noch länger zurückzuhalten, um das verwais'te Schwedenheer noch länger ohne Haupt zu lassen. Erst die schwere Niederlage Lamboy's und Mercy's bei Kempen (am 17. Januar 1642) bewog den Erzherzog Leopold Wilhelm, auf Werths schleunige Loslassung zu dringen. Richelieu selbst schrieb an den Befehlshaber von Breisach, General von Erlach, den 14. März 1642: „Le Roi vous envoyant ordre de faire l'échange du Général Jean de Vert avec M. le Maréchal Horn, je prends la plume pour vous faire connaître particulièrement, que S. M. serait très aise, que vous fassiez le dit échange avec toute la courtoisie et la civilité que se pourra.“ Endlich geschah am 24. März 1642 die Auswechselung zu Dumlingen, ohnfern Lahr. Der durch so viele Abenteuer bekannte Reiteroberst Rosen, dessen Hochzeit mit einer Straßburgerin Johann von Werth vor sechs Jahren so auseinander sprengte, daß Braut und Bräutigam sich mit genauer Noth über's Wasser retteten, brachte jetzt mit zwei Rittmeistern und 100 Kuirassieren den gefangenen Heeresfürsten auf die Mitte der steinernen Brücke. Von der andern Seite nahte mit dem Marschall Gustav Horn der Obristleutnant Rauschenberg vom Regiment Neunegg mit einer gleichen Anzahl Bewaffneter. Die Herren tranken einander köstlichen Willkommen zu, von Krieg und Frieden sprechend, wie viele edle Häupter zeither die Welt verlassen, andre ihren Ruhm überlebt hätten, ganz neue Namen an die Spitze getreten und andere Tapfere auf dem Wege wären, Johann von Werth in Vincennes abzulösen. — Es war folgenreich, daß Oesterreich, um gleichfalls ein Stückchen Recht auf den baierschen Reitergeneral Johann von Werth zu behaupten, bei seiner Auswechslung eine Summe Geldes bezahlte. Um selbe auszugleichen, wurden noch zwei angesehene österreichische Offiziere ihrer Festungshaft zu Stettin entledigt, der General Freiherr von Hofkirchen, aus einer durch die Gegenreformation aus Steiermark vertriebenen Familie, und der bei Melnik von Banner gefangene General Johann

Christoph Graf von Puchheim, nachmals in der Rakoczy'schen Fehde in Oberungarn kampfbewährt.

Der Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher am lebhaftesten Werths Befreiung betrieb, hatte ihm die Führung eines unabhängigen Heeres versprochen, das aber für den Augenblick nicht aufzubringen war. Um der hierdurch ihnen bereiteten Verlegenheit auszuweichen, bekleideten die Höfe von Wien und München den huldvollst aufgenommenen Werth mit der Würde eines General-Lieutenants über die Reiterei bei dem gemeinschaftlichen Heere oder der Reichsarmee. In Bonn empfing der Kurfürst Maximilian Werth nach Verdienst als den heißersehnten Retter in der Noth. In Köln strömte das Landvolk zusammen, um Werth zu sehen und ihm seine Anhänglichkeit zu beweisen.

Johann von Werths erster Zug kam den geistlichen Kurfürsten zu Gute, vor Allem dem Bruder seines Herrn, dem Kurfürsten von Köln. Sein erster Zug war gegen die Franzosen gerichtet, die, obgleich Frankreich ein Nest voll lauter Soldaten ist, doch eine solche Furcht und Abscheu gegen Deutschland und die deutsche Kriegsart hatten, daß die Truppen, die schon einmal in Deutschland gewesen, sich in offener Meuterei weigerten, dahin zurückzukehren, daß ganze Regimenter ausrissen und umkehrten, daß der Marschall Guebriant trotz seiner schwankenden Gesundheit immer zu Pferde an der Spitze der Kolonnen war, damit die Desertion nicht allgemein werde, daß er sie in den Standquartieren in Scheuern und Magazinen streng einsperrte, gleich einem Verbrechertransport. Ansteckende Krankheiten und das Heimweh lichteten die Reihen gewaltig. Die alten Häupter und sogenannten directores aus Gustav Adolphs glorreicher Zeit, Rosa, Taupadel, Schönbeck, Oheim, Nassau, machten durch ihren ungestümen Trotz und durch ihre meist überspannten Forderungen meist viel mehr zu schaffen, als der Feind. Inzwischen war die erste Thätigkeit des aus seiner Haft losgekommenen und im kaiserlichen, kurkölnischen und baierischen Namen der gesammten Reiterei vorgesetzten Johann von Werth auf kühne Fouragirungen und abenteuerliche Parteigängerstreiche beschränkt. Bei deren einem, Anfangs Jänner, um Schorndorf, auf die Oheimischen und Wittgensteinischen Regimenter, wurde der allzukühne Johann von Werth blutrünstig heimgeschickt, und nach großem Verluste, da die Hoppacher Brücke über die Rems in seinem Rücken bereits besetzt war, schwamm er mit dem Reste seiner Reiter durch den eisigen Fluß, so daß

der vielgekränkte Guebriant diesen Vorfall ruhmredig, für sich auf's Beste auslegend, eiligst nach Paris meldete.

Guebriant hatte einen Einbruch in's Herz von Baiern im Schilde geführt, und war jetzt selber von Gau zu Gau aus Franken und Schwaben über den Schwarzwald bis an das Dreieck an der Schweiz, in ausgesogene, schlechte Winterquartiere zurückgedrängt. — Auf die Nachricht, daß Ludwig XIII. gestorben, und ein fünfjähriges Kind über Frankreich herrsche, that Baiern staatskluge Versuche, das weimarische Heer zu verführen. Sie blieben ohne Erfolg, und der große Condé hatte im October eine Verstärkung von 20 Regimentern zu Pferde und zu Fuß herbeigeführt. — Rothweil war scharf belagert und entsetzt worden. Ein Untergeneral von Johann von Werth, Johann von Spork, nachmals auf eine seltsame Art in seine Schicksale verflochten, führte einen wunderschönen Ueberfall gegen den berühmten Oberst Rosa in Geislingen aus; ein paar Tage darauf zerschmetterte an der Bresche vor Rothweil, auf die der Sturm schon bestimmt war, eine Kanonenkugel Guebriants rechten Arm. Rothweil fiel, aber Guebriants schmerzvoller Tod war ein weit empfindlicherer Verlust, und es ist ein wundersames Zusammentreffen, wie der Marschall in der Stunde seines vorschnellen, bittern Todes das Verderben ahnte, das im gleichen Augenblicke sein mit großer Mühe zusammengehaltenes Heer niederdonnern werde. Ah ma pauvre armée, on la défait, mes bottes, mes armes, mon cheval, tout est perdu, si je n'y suis. Es waren dies seine letzten Worte, und in demselben Augenblicke ging schier Alles verloren. In tiefer Sicherheit, in Eiseskälte, an einem finstern Novembertage, durch Regengüsse und Schneegestöber bezeichnet, pflegte das französisch-weimarische Heer, gegen 14,000 Mann stark, den Gegner in unschädlicher Entfernung wähnend, und ohne die geringste bestimmtere Kunde von ihm, die tiefste Ruhe. Einzelne Marodeurs und Deserteurs bestätigten die unglaubliche Kunde, daß der Feind ohne alle Nachricht sei vom raschen Anmarsche der Kaiserlichen und Baiern, unter Mercy und Johann von Werth, von der Tauber über den Neckar, gerade auf Duttlingen, sogar als schon über Möskirch hinaus die Baiern in voller Schlachtordnung die Kaiserlichen unter Hatzfeld erwarteten.

Der Franzosen gesammte Artillerie war auf einem ziemlich festen Kirchhof, kaum ein paar Pistolenschüsse vor der Stadt, unter der Veste Homburg, aufgefahren. Die Verblendung war so groß, daß die Wache

von **60** Dragonern, vor dem Regengeprassel und Schneegestöber in die nahe Kirche geflüchtet und dort dem Trunke und den Würfeln huldigend, gar nichts davon ahnte, daß Johann von Werth in vollem Rennen nahe, und wirklich hatten seine Croaten und die Dragoner von Epp und Wolf das gesammte Geschütz erobert, die wenigen Vedetten niedergemetzelt, und ein paar Kanonen umgekehrt und matt und nach einander gegen die Stadt abgefeuert, um die Franzosen einzeln auf ihre Lärmplätze herauszulocken. — Eiligst liefen sie daher, aber schon war Alles zu spät und Alles verloren. Ihre Kanonen, ihr Pulver, ihre Kugeln waren des hohnlachenden Feindes Beute. Die Veste Homburg fiel ohne Verlust eines einzigen Mannes. Hatzfeld versperrte jeden Ausgang und jede Verbindung. Obgleich ohne Pulver, daher auch ohne alles Recht auf das Zugeständniß einer Capitulation, verweigerten die Franzosen dennoch die Uebergabe, um Zeit zu gewinnen und Rettung zu erwarten. Zwar wie die Nacht einbrach, nahete General Rosa mit der gesammten Kavallerie. Aber er fand nicht, wie er geglaubt, eine Streifpartei von ein paar Tausend verwegenen Reitern, sondern das ganze bairische Heer in Schlachtordnung. Er wendete sonach augenblicklich um, mit verhängtem Zügel davonsprengend. Zu seiner Verfolgung eilte Caspar Mercy, des Oberfeldherrn Mercy jüngerer, aber nicht geringerer Bruder, nach. Aber er ruinirte nur drei französische Bataillone, Rosa's Reiter schienen auf Flügeln des Windes entflohen. Kaum übersah das Adlerauge Johanns von Werth, daß die guten Leute in Duttlingen verloren und auf Gnade und Ungnade gefangen seien, als er das gemachte Spiel den Andern ließ. Mit vier Regimentern warf er sich auf Möringen, wo zehn Regimenter lagen, die sich eben formiren wollten. Unter wildem Gemetzel warf er sie wieder zurück in den Ort. Sieben Regimenter hätten entrinnen können, wenn sie den letzten Augenblick ungesäumt benützten. Allein sie harrten und harrten auf Ordre ihres Generals Montaussier, der in Duttlingen umgarnt war. Des Cardinalministers Mazarin neues und schönes Regiment Italiener wurde bis auf wenige Mann niedergehauen, überhaupt der unaufhörlich posaunte Sieg von Rocroy, gerade von den neuangekommenen Truppen des großen Condé erstritten, wurde am Tage von Duttlingen ihnen selber wucherisch heimgegeben. Am Morgen des **25.** November **1643** kam auch der Herzog Carl von Lothringen herbei, zürnend, daß Hatzfeld und Mercy nicht schon ein Ende gemacht hatten. Alle Regimenter in Möringen und Duttlingen mußten sich auf

Gnade und Ungnade ergeben, mit aller Artillerie, Bagage, mit reicher Beute an Gold, an Silber und Juwelen, mit einem morgenländisch-üppigen, aus allen Winkeln Deutschlands und der Niederlande zusammengediehenen Raube. — **3400** Mann deckten mit ihren Leichen den Wahlplatz, **6500** streckten das Gewehr, gegen **2000** mit acht Fahnen brachten Spork und Caspar Mercy von der Verfolgung zurück. Nur Rosa mit den wenigen deutschen Regimentern, mit dem kranken Taupadel und mit dem Leichnam des Marschalls Guebriant entkam nach Rothweil, daher der echt deutsch-pedantische Scherz: „die Franzosen hätten beim kaiserlichen Hofgericht in Rothweil ihren Prozeß verloren und nach Lauffenburg appellirt.“ Außer Rosa und Taupadel waren alle feindlichen Generale gefangen, der Marschall Ranzau, der Marquis de Noirmoutier, Simot, Maugiron, Montaussier, die Obristen Ohm, Schönbeck, Kluge, Chambre, Rothhaft, ein bairischer, der Artillerie-Obriste Wurmbrand, Scherfenberg, Stubenberg, steiermärkische vertriebene Protestanten. Rühmlich ist zu melden, daß die sonst so beutegierigen Baiern die vornehmen Offiziere, welche man bei Duttlingen gefangen nahm, unangetastet ließen, und sie höflichst unter hinlänglicher Schutzwache, unter dem Obersten Drudemüller, in ihren Karossen nach Schaffhausen begleiteten. Auch Dieberik de Groot (Grotius), des Gesandten jüngerer Sohn, welcher mit Schwert und Feder unter Herzog Bernhard und Guebriant diente, und von Bernhard sogar im Testamente bedacht wurde, theilte das Geschick so vieler Tausende. Die in Paris gemachte Bekanntschaft Werths mit Frau und Herrn Grotius hatte für deren Söhnlein nun gute Folge, er wurde auf Werths Verwendung bald den geängstigten Eltern als frei zugesandt. — In Rothweil hatte Rosa schnell im Vorüberfliehen den Herzog von Würtemberg und das noch übrige französisch-weimarische Fußvolk hineingeworfen. Aber der von ihm angeordnete hartnäckige Widerstand verschwand wie Rauch in den ansteckenden Schrecken, in der allgemeinen Muthlosigkeit. — Die geforderten ehrenhaften Bedingungen wurden ungestüm verworfen. So geschah die Uebergabe, daß nur den Oberoffizieren mit Gepäck und Waffen abzuziehen verstattet wurde, **2200** Mann mit **74** nach Rothweil geflüchteten Fahnen und Standarten, und **38** zu Kriegsgefangenen gemacht und in die bairischen Regimenter untergesteckt wurden. — Siebzehn Fähnlein Reiter und vom Fußvolke gar nur das Hattsteinische und das gelbe Regiment, war der ganze Ueberrest von Herzog Bernhards einst weit berühmtem Heere. Rosa floh damit über den Rhein, erst in Oberelsaß und

Sundgau wieder Athem holend. — Der Tag von Duttlingen war den Baiern und Kaiserlichen mit kaum nennenswerthem Verluste erkauft. Der Feldmarschall Franz Mercy und Johann von Werth zogen sich in die Donaustädte und hatten in Rindlingen und Ehingen ihre, den ganzen harten Winter über völlig unangefochtenen Hauptquartiere.

Jetzt endlich vermeinte Werth, der Anreger und Beförderer des Duttlinger Sieges, daß der Kurfürst ihm das längst ihm gebührende Obercommando über das bairische Heer übergeben würde, aber vergebens; er empfing blos von seinem Kurfürsten eine belobende Aufforderung „zur Continuation." — Der Unmuth, den er ob der abermaligen Hintansetzung empfinden mußte, ließ ihn nicht der Winterruhe in Rindlingen sich erfreuen; wir finden ihn schon zu Anfang des Jahres **1644**, wie er Ueberlingen, von einem standhaften Franzosen, dem Comte de Courval, vertheidigt, in der Ferne umschließt, um die beabsichtigte Verstärkung und die Zufuhr an Lebensmitteln zu hindern. Nachdem das lange und muthig vertheidigte Ueberlingen capitulirte, ging Werth nach Köln, wo die Stände des westphälischen Kreises unter dem Vorsitze des churkölnischen und des kaiserlichen Abgeordneten, Grafen von Traun, sich versammelt hatten, um die Vertheidigungsmaßregeln des Kreises und die Aufbringung des Reichscontingentes zu berathen. Johann von Werth mochte vielleicht bei diesen Verhandlungen als kaiserlicher und churbairischer General nöthig sein, oder die augenblickliche Waffenruhe zu einer Reise auf seine Güter im Jülicher Lande benutzt haben. Sein Aufenthalt in Köln ist durch einen Strauß bemerkenswerth, den er dort zu bestehen hatte. Der Feldmarschall Graf von Gelen hatte im churfürstlichen Hofe zu Köln ein Banket anrichten lassen, zu welchem alle in der Stadt anwesenden hohen Generale, auch Johann von Werth, geladen waren*). „Als man ein Stündlein und etliche dabei lustig gewesen, und die Köpfe allerseits durch öfteres Gesundheitstrinken erwärmt waren, ist es nach aufgehobener Tafel zu Gesprächen gekommen, bei welchen der Graf von Merode und der Oberst Philippi vom Hatzfeldschen Regimente in Zwiespalt geriethen, und ist die Sache so weit gekommen, daß sie beide mit dem Degen auf einander gegangen, davon Philippi in den Hals, Merode aber in die Hand verwundet worden. Nachdem nun dieser Letzte durch die andern anwesenden Cavaliere fortge-

*) Theatrum Europ. V. pag. 408 nacherzählt.

führt, und vor das Thor gebracht wurde, ist er daselbst mit bloßem Degen stillstehend verblieben, bis indessen der General von Werth seinen Abschied genommen, und sich nach Hause begeben wollte. Wie nun diesem das Thor geöffnet worden, kommt ihm der von Merode entgegen, sagend: es wäre einer so gut als der andere. Johann von Werth, auch ohne Rausch von zorniger Natur, hört den unhöflichen Reden des Niederländers nicht lange zu, und sie kamen so zum Duell. Nachdem sie nun etliche Mal auf einander losgegangen sind, hatte der General Werth seinem Gegner, dem Grafen von Merode, eine solche Wunde geschlagen, an welcher er alsbald todt geblieben. Obwohl er wegen dieser That zu Köln in Haft gewesen, ist er doch durch die abgehörten Zeugen für unschuldig erkannt und losgezählt worden, worauf er gleich von dannen zum kaiserlichen Heere nach Mainz reisete."

Abermals unter Mercy's Oberbefehl bei Freiburg den Franzosen entgegengestellt, verfehlte Werth gleichwohl nicht, den Ereignissen im Innern von Deutschland seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gewahrend, wie von Hohentwiel aus Widerhold*) durch schlau eingefädelte Unterhandlungen, durch falsches Spiel die kaiserlichen Befehlshaber äffe, schrieb er am 7. Juli: „Hohentwiel sei auf drei bis vier Jahre mit Allem versehen, und wenn man auch 7000 bis 8000 Mann davor ließe, müßten Alle vergehen, ehe man des Ortes mächtig würde. Sein Rath sei, dem Herzog von Würtemberg auf den Leib zu gehen, oder ihm drei bis vier Regimenter nach Stuttgart zu legen, um ihn beim Accord zu halten, weil man sähe, daß es von ihm allein dependire, was er vorhin geleugnet." Zugleich bat er, seine Ansicht geheim zu halten, „dann die großen Herren Herren, ich aber ein armer Soldat verbleibe." Keinen vollen Monat nach diesem Schreiben, den 3. August 1644, begann der wüthige Kampf um Freiburg, von dem Werth geäußert haben soll: seit 24 Jahren mit der Blutarbeit vertraut, habe er niemalen einem so blutigen mehrtägigen Treffen beigewohnt, und die Menge der Todten drohe den Sieger zum Besiegten zu machen. Am 5. August ließ Johann von Werth, dessen Beispiel Kaspar von Mercy nachahmte, seine Kuirassiere absitzen, auf daß sie dem weichenden Fußvolke eine Stütze würden. Das Manöver, im entscheidenden

*) Ueber den muthigen Konrad Widerhold habe ich ausführlicher in meinem neuesten Werke „Historische Fresken" berichtet. D. H.

Momente angeordnet, that seine volle Wirkung; die anstürmenden Franzosen, nachdem sie bereits die Schanzenlinien durchbrochen, wurden in der größten Furie herabgeworfen, und würde der Rest der hier von ihnen verwendeten Infanterie kaum den rasch wieder zu Gaul gestiegenen Reitern entronnen sein, so nicht die überlegene französische Reiterei die Fliehenden aufgenommen hätte. Nachdem er 4000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt, ließ doch endlich gegen Abend der Herzog von Condé von seinem Unternehmen ab. Obgleich Sieger, konnte Mercy nach dem schweren, in den blutigen Tagen erlittenen Verluste gegen die unaufhörlich anschwellenden Massen der Feinde seine Stellung auf die Dauer nicht behaupten. Er trat am 9. August den Rückzug an, übernachtete am 10. in der Abtei St. Peter. Bei Tagesanbruch zeigte sich Rosen mit seinen Reitern, in ihrem Rücken das ganze französische Heer. Ohne Uebereilung bezog Mercy die feste Stellung auf dem nächsten Hügel, während Werth, die ferneren Bewegungen der weichenden Armee zu decken, ein hitziges Reitergefecht bestand, wenig dadurch geirrt, daß die Pferde, nachdem sie die letzten Tage nur mit Eichenlaub und Traubenblättern gefüttert worden, kaum dienstfähig in den steilen Bergen. In der Weise wurde Villingen am 11. ohne wesentlichen Verlust erreicht.

Das im Gefolge der Ereignisse im Schwarzwald isolirte Philippsburg capitulirte den 12. September; den Entsatz durfte Mercy, der um Heilbronn vergeblich Hatzfelds Anzug erwartete, auf eigene Faust nicht wagen, und auch Johann von Werth, so nahe er dem französischen Lager gekommen, fand sich zu ruhmloser Unthätigkeit verurtheilt. Dafür wurde ihm ungnädig aus München, 7. September, zugeschrieben: „man vernehme vom Feldmarschall Mercy, er habe auf dessen Commando mit 2000 Mann eine Cavalcade unternehmen sollen; obgleich er dem Feinde überlegen, und das Heer im Rücken, hätte er den Feind nicht allein ungerupft von sich gelassen, sondern gar keinen Gefangenen eingebracht, so doch vorher, wann er schwächer gewesen, nie geschehen. Er solle berichten, wie das zugangen, damit man ihn entschuldige und nicht sage: er sei derjenige alte von Werth nicht mehr, der er hiervor gewesen." Eine bündige Rechtfertigung gegen diesen Vorwurf hatte Werth in seinem Antwortschreiben vom 14. September aufgestellt: „Mercy habe ihm das Fußvolk abgeschlagen, weshalb er eine schöne Gelegenheit versäumen müssen. Wenn er nur einen Tropfen Blut oder ein Fünkl von Discourage im Leibe hätte, wollte

er es mit Zangen herausreißen lassen, oder wann sonst einer wäre (außer Sr. Kurfürstl. Durchlaucht), der es sagte, wolle er lieber sich mit Zangen mit ihm reißen. Seine bisherigen Actiones, wie auch alle Soldaten vom höchsten bis untersten, müßten ihm deß Zeugniß geben. Man wolle die Opinion von ihm haben, wenn er beide Feinde, als den Torstenson Vormittags, die Franzosen aber Nachmittags ruiniren könnte, er sein Leib und Leben, Gut und Blut daran strecken wolle." Auf diese kräftige Aeußerung wurde er begütigend beschieden, mehr verlange man nicht zu wissen, um ihn entschuldigen zu können, er solle mit seinen treuen Diensten continuiren. Gleichwohl spricht sich in Werths Correspondenz auch ferner seine Verstimmung aus; es mag der seinem Nebenbuhler Mercy gegebene Vorzug mehr und mehr ihn gewurmt haben, ohne daß er zwar in seiner Thätigkeit sich hemmen ließ. Am 7. October überraschte er im Verein mit Rauschenberg Mannheim so unvermuthet, daß Rosen Mühe hatte, in einem kleinen Nachen über den Rhein zu entkommen, während seine Soldaten ohne Gnade zusammengehauen wurden. Im November warf Werth die Hessen aus Höchst, noch später trieb er sich mit seinen Reitern bei Gernsheim herum, daß Turenne genöthigt, den beabsichtigten Rheinübergang aufzugeben; endlich brach er in den letzten Tagen des Decembers aus dem Würtembergischen auf, um über Nürnberg und Amberg mit den Kaiserlichen unter Hatzfeld sich zu vereinigen. Auf dem Marsche schrieb er, aus Schwäbisch-Hall, 3. Januar 1645: „er wolle die vorhabende Cavalcade mit solchem Eifer, Treu und Vorsichtigkeit ausführen, daß seine Widerwärtigen selbst würden bekennen müssen, er sei noch der alte Johann von Werth."

Er sollte, gleich den ihm beigegebenen Generalen, die kaiserlichen Feldherren Hatzfeld und Götz in Böhmen secundiren. Da machte Torstenson reißende Fortschritte; sie durch verwegene That zu hemmen, war, wie allezeit, Werth fertig, und er drang auf die Entscheidung, „weil er innerhalb dreier Tage in die Oberpfalz zurück müsse." Es wurde bei Jankau am 6. März geschlagen. Fehlgriffe in der Ausführung des angegebenen Plans, Irrungen, durch das selbstständige Walten dreier Generale veranlaßt, wurden dem vereinigten Heere verderblich; Götz verirrte sich in ein ihm fremdes Terrain, in ein Labyrinth von Teichen und Wald, büßte die Verirrung mit dem Leben, und wurde der von ihm geführte Flügel beinahe aufgerieben, während zugleich des Heeres meiste Munition, durch einen ähnlichen Mißverstand in die unwegsame Gegend gerathen, verloren ging.

Johann von Werth wird in Hatzfelds Bericht als derjenige bezeichnet, welcher durch seine stürmische Hitze auch das Unglück der übrigen Armee herbeiführte, zumal er „aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reitern, Fußvolk und Geschütz besetzt, als er ihm aufgegeben." Hatzfelds Absicht scheint es gewesen zu sein, das weitere Einlassen wenigstens bis auf den Abend hinzuziehen, damit der schlimme Eindruck, durch Götzens Niederlage hervorgerufen, schwinden könne. Für Johann von Werth war dergleichen vorsichtige Berechnung verloren. Er sprengte mit seiner Reiterei den wegen der vielen Absätze einer Stiege nicht ungleichen Berg hinan, warf, was ihm vorkam, und bemächtigte sich der reichen schwedischen Bagage, wobei auch Torstensons Gemahlin der Werthischen Reiterei in die Hände fiel. Aber während dieser Plünderung des Gepäckes gewannen die Schweden Zeit, sich wieder zu sammeln, schlugen diese Reiter in wilde Flucht, und der Sieg wurde der vollständigste, den die Schweden erfochten, und durch den sie die letzte Hoffnung des Kaisers vernichteten, der am Schlachttage alle Kirchen von Prag, mit bloßen Füßen in den Schuhen und eine große geweihte Kerze in der Hand, andächtig besucht hatte. — **7000** Mann lagen todt zwischen den Hügeln und Wäldern. Der Feldmarschall Götz *), der Graf von Waldeck und General Broyi blieben todt. Die Generale Zahradetzky, Königseck, Merey mit vielen Stabs- und Oberoffizieren, beinahe **4000** Mann, gegen das Ende der Schlacht selbst der Obergeneral Hatzfeld, alles Geschütz, alles Gepäck, **70** Fahnen und Standarten geriethen in der Sieger Gewalt. Blos schwache Trümmer entflohen nach Prag. — Johann von Werth führte seine Reiter über Klattau und Amberg nach der Oberpfalz. Gleich als wollte er seine unbesonnene Kühnheit im Beginne der Schlacht noch gut machen, machte er seinen Offizieren, eingedenk Bernhardens vor Rheinfelden, den Vorschlag: „die wegen ihres guten Glücks unachtsamen und sich dessen von den Flüchtigen gewiß nicht versehenden Schweden zu überfallen." — Aber Niemand hatte Lust und Liebe, ihm zu folgen, und sein männliches Zureden blieb fruchtlos.

Der erste Schrecken über das ungeheure Unglück überstieg alle Grenzen. Eiligst floh der Kaiser von Prag nach Wien, wie vor **26** Jahren sein Vater Ferdinand II., vom Gegenkönig in Ungarn, Bethlen Gabor, und

*) Dem Unglückstage entstammt das böhmische Sprichwort: Pořidysco kec u Jankowa. (Du wirst so viel ausrichten, als Götz bei Jankau.)

von den Böhmen Matthias Thurns umstellt und beschossen, das Aeußerste zu erwarten. — Sein Bruder Erzherzog Leopold Wilhelm besetzte mit einigen eiligst zusammengerafften Haufen das rechte Donauufer. — Schon in der zweiten Hälfte des März erschien Torstenson über das mit Accord gewonnene Iglau, über das erstürmte Znaim, an den Wiener Donaubrücken, nahm sein Hauptquartier in Mistelbach, eroberte Krems und Stein, Grafeneck, Kreitzenstein und Korneuburg. Weil der Fürst Rakoczy (dessen Streifer schon zwischen Preßburg und Tyrnau zu sehen waren und die Wallachen des Hradischer Kreises aufstachelten) noch immer zögerte und seit zwei Jahren zu keinem großen strategischen Concerte zu bringen war, wollte Torstenson vor der Hand Wien für diesen Augenblick nur schrecken, — vorerst durch Brünn seinen Rücken sichern und Mährens Eroberung, dadurch aber auch eine folgenreiche Verbindung mit Ungarn vollenden. Von Mistelbach entsendete er den Obristen Mortain, um Mikúlow (Nikolsburg) und die nahe Maidenburg wegzunehmen und somit jene Heerstraße völlig frei zu machen, da zugleich Turenne und Condé mit einem frischen Heere heranrückten, die geheimen Unterhandlungen mit Baiern zu unterstützen, selbes endlich vom Bunde mit Oesterreich loszureißen, alsdann durch Baiern, an der Donau hinunter, den Schweden die Hand zu bieten.

In der entsetzlichen Verwirrung rettete Wien ein Vetter und Freund Johann von Werths, der Abt des österreichischen Cisterzienserstifts Lilienfeld, Cornelius Strauch, 1610 ohnfern Köln geboren, 1627 jenem romantischen Kloster gewidmet, um seiner großen Talente und allgemeinen Popularität willen schon im November 1638, erst 28jährig, gegen die kanonischen Gesetze zum Prälaten erwählt, und 1650, zwei Jahre nach dem westphälischen Frieden, zwei Jahre vor seinem Anverwandten und Freunde Johann von Werth, kaum 40jährig, allzufrüh verblichen. Mit Recht sagt der Generaldirector der Studien und Jesuiten-Rector, Matthias Bastianschitz, an dem allzufrühen Grabe des Abts Cornelius: Animus Cornelii, ad omnia magna natus, nescit humi repere. Ubi opportunum est, patriam defendit, et exercitum restituit. Ubi sapientia litandum est, suis Doctores Theosophiae coronandos, quasi turmatim offert. Ubi occasio est beneficiorum larga manu eadem effundit. Haec profecto non hominis vulgaris, sed magnanimi, Deo, Patria, et Ecclesiae nata sunt munia.

Oft hielt sich Johann von Werth in Lilienfelds anmuthsvoller

Einsamkeit auf, und hinterließ daselbst drei Denkmale: einen großen und ungemein kunstreich gearbeiteten, vier Fuß hohen Silberpokal, — Christus vor Pilatus, ein herrliches Nachtstück*) von Gerhard Honthorst aus Utrecht, — und sein eigenes lebensgroßes Bildniß mit einer, auf seine vielfältigen Zweikämpfe anspielenden Unterschrift:

Wer den General von Werth
Zu Fuß und auch zu Pferdt
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbige ist nicht werth,
Daß er soll tragen ein Schwert
Allhier auf dieser Erdt!

Wie ein anderer Ximenez war der Abt Cornelius Strauch überall, sammelte die in panischem Schrecken in wilde Flucht auseinander gesprengten Armeetrümmer, wagte sich beständig hin und her zwischen beiden Lagern Torstensons und des Siebenbürger Fürsten Rakoczy, und gewann seinem und Lilienfelds Freunde, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Zeit, in der Wolfsau, der nachmaligen Brigittenau, einige Mittel des Widerstandes zu sammeln, während gar viele Wiener Herrschaften bis Salzburg und bis Venedig flohen.

Die Katastrophe vom März 1645 schien für Ferdinand III. eben so tödtlich, als jene vom Juni 1619 für Ferdinand II. — Zwei Mal rettete eines Rakoczy unvernünftiges, unthätiges Laviren zwischen Preßburg und Tyrnau das so gut wie verlorene Wien, 1645 wider Torstenson, und 1703 bis 1705, als Baiern und Franzosen sieghaft von Passau hereindrangen, und der Türkenheld Maximilian Emanuel von Baiern unter Ludwigs XIV. Auspicien König von Ungarn werden sollte.

Beide Male rettete das Wiener Kabinet nur eine politisch-taktische Idiosynkrasie, welche die einzige mögliche große strategische Conception vermittelte, — Torstenson, statt bei Preßburg über die Donau zu setzen und mit Rakoczy vereint in dem so ziemlich wehrlosen Wien keinen Stein auf dem andern zu lassen, verblutet sich tödtlich in der Belagerung Brünns, — Maximilian Emanuel, statt von der eisernen Birne bei Passau auf Wien zu marschiren, wählt den unglücklichen Zug in's Tirol.

---

*) Dieses Gemälde befindet sich jetzt in der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien.

Den ganzen April hatte der feurige Torstenson mit großer Ungeduld der Entschließung Rakoczy's entgegengesehen. Aber Beider Ansichten waren zu weit aus einander. Der Schwede wollte den Siebenbürger Fürsten nur als Mittel gebrauchen, das Banner seines Löwen in Wien und in Linz aufzupflanzen, Rakoczy aber wollte, Torstenson solle ihm vor Allem Ungarn erobern helfen. Bis ihm dieses nicht genügend verbürgt sei, wollte er nicht einmal in's Marchfeld oder an die Fischa herauf rücken. Torstenson war endlich ungeduldig, brach unversehens von Wien auf und beschloß, zuerst den in seinem Rücken gelassenen wichtigen Waffenplatz Brünn zu nehmen, und darauf an die Donau zurückzukehren. Am 4. Mai stand er schon mit ganzer Heereskraft bei den Klöstern Obrowitz und Karthaus und begann am 6. die Beschießung der Stadt und der Citadelle des Spielberges. — Am 29. Mai ließ der Erzherzog Leopold Wilhelm die Wolfsbrückenschanze stürmen, deren schwedische Besatzung gefangen nach Wien geführt ward. — Brünn vertheidigte Ludwig Rattuit de Souches*), und behauptete es, von der Bürgerschaft und den Studenten eifrigst unterstützt, gegen einen, mit dem verwegensten Muthe und musterhafter Kriegserfahrung, ohne alle Schonung des Menschenblutes geführten Angriff.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Jankau schloß sich Johann von Werth anfangs April mit seinen Reitern der von Mercy befehligten Armee bei Schwäbisch-Hall an, und ward Mercy's Waffenbruder in dem glänzenden Treffen bei Herbsthausen am 5. Mai 1645. — Sie wollten anfangs Turenne's Hauptquartier in Mergentheim überfallen; da war man aber von ihrem Plane schon unterrichtet, und sie fanden das ganze französische Heer bis auf einige Regimenter in einer vortheilhaften Stellung vereinigt. Unter dem Schlachtrufe Sancta Maria drängte Rauschenberg mit dem Fußvolke des linken Flügels, welchen Werth commandirte, gegen der Franzosen rechten Flügel, unter Rosen; sie mußten weichen, versuchten es, im Dorfe Herbsthausen sich zu setzen, und trafen dort Gefangenschaft oder Tod. Nicht dasselbe Glück wurde anfangs der Baiern rechtem Flügel, bis dahin Johann von Werth mit seiner siegreichen Reiterei zu Hilfe eilte, und nach einem kurzen, aber hartnäckigen Gefechte Turenne's letzte Anstrengungen überwältigte. In einer Stunde Verlauf war der vollstän-

*) Des tapfern de Souches Biographie so wie eine ausführlichere Schilderung der Belagerung Brünns folgt im 2. Bande dieses Werkes. D. H.

digste Sieg errungen; 2600 Todte ließen die Franzosen auf der Wahlstatt, eben so viele Gefangene, darunter Rosen, Schmidtburg, Passage, Lameth, endlich 59 Fahnen und Standarten, wie auch ihre gesammte Artillerie zurück; die ohne allen Zusammenhang dem Rhein und dem Main zuflüchtenden Trümmer ihrer Armee trafen hin und wieder auf kaiserliche oder bairische Regimenter, die noch viele Gefangene einsammelten. Turenne, zum ersten Male schimpflich besiegt, flüchtete mit zwei Regimentern, die der Schlacht fern geblieben, mit Hinterlassung seines Silberzeuges und Gepäckes nach Mergentheim, dann über Hamelburg und Fulda nach Hessen. Auch da ihn aufzusuchen, gingen Mercy und Werth, nachdem sie die Wenigen, die von Herbsthausen entkommen, bis an den Main und den Rhein verfolgt, am 18. Mai Gernsheim eingenommen hatten, bei Höchst über den Main, und Turenne wurde bis unter die Mauern von Ziegenhain, dann weiter bis Fritzlar und Wolfhagen gedrängt.

Es strömten aber jetzt aller Orten Hilfstruppen dem französischen General zu: nach seiner Vereinigung mit Königsmark und den Hessen mochte er über 15,000 Mann verfügen, während von der andern Seite der Prinz von Condé ein frisches Heer dem Rheine zuführte. Den 4. Juli traf mit ihm Turenne bei Neckarhausen und Ladenburg zusammen. Der fürchterlichen gegen ihn heranziehenden Macht, 32,000 Mann, wußte durch strategische Meisterzüge Mercy auszuweichen, bis dahin er zwischen Nördlingen und Donauwerth, in dem ebenen Ries, die Stellung einnahm, durch welche dem Feinde der Zugang Baierns zu verschließen. Es erfolgte die Schlacht bei Allerheim, 3. August 1645. Das Dorf Allerheim, in der Fronte der bairischen Schlachtlinie belegen, war mit dem Kern des Fußvolkes besetzt, hinter demselben fußte auf zwei Hügeln, die durch einen schmalen Grund geschieden, das übrige Heer; Johann von Werth, auf dem linken Flügel, lehnte sich an den Schloßberg von Allerheim, Geleen, mit dem rechten Flügel bis Winneburg sich ausdehnend, stand hinter Gräben, die er in der Eile auswerfen lassen. In der Mitte zwischen den beiden Hügeln hinter dem Dorfe hielt Mercy. Gegen 4 Uhr Nachmittags begann der Kampf um den Besitz von Allerheim, regimenterweise kamen die Franzosen zum Sturm, regimenterweise wurden sie niedergeschmettert. „Gott hat die Franzosen bethört, sie rennen in's Verderben," sprach Mercy; verzweifelnd schaute Condé der Seinen Niederlage; da wurde Mercy, vielleicht durch eines Landsmanns Kugel, vom Kirchthurme aus

durch den Nacken in's Herz getroffen, und brach sein Fall den Zusammenhang im Commando. Denn nun stürzte Johann von Werth, nachdem er bis dahin müßig auf seinem Hügel gehalten, über einen steilen Weg voller Abhänge und tiefer Einschnitte auf der Franzosen rechten Flügel, um in dem ersten Angriffe die Garden, dann die Reserve unter Chabot, endlich das Volk, so Turenne vom linken Flügel herbeiführte, zu zersprengen. Trunken von Kampfes- und Siegeslust verfolgte er den flüchtigen Feind zwei Stunden weit bis an das Gepäck, damit aber das Geschick des Tages, des ganzen Feldzuges, aus den Händen gebend. Zum Schlachtfelde endlich zurückgekehrt, fand er, daß der rechte Flügel, den er sieghaft wähnte, nach Wundern der Tapferkeit, nachdem Mercy gefallen, Geleen gefangen, sich aufgelöst't habe, in seinen Trümmern die ganze Ebene bedecke. Fast sinnlos in seinem Unmuthe, zog Werth sich wenige Schritte hinter das Dorf zurück, und haben beide Heere, einander so nahe, unter den Waffen die Nacht zugebracht. Es entging aber den Baiern, welche auf dem Kirchhofe und in des Dorfes festen Gebäuden sich behaupteten, daß ihre siegreichen Landsleute, nur 500 Schritte entfernt, schlagfertig lagerten, und sie streckten das Gewehr. Um 1 Uhr Nachts berieth Johann von Werth sich mit seinen Obristen: es wurde, da es an Schießbedarf fehlte, beschlossen, bis zum Schellenberg bei Donauwerth zurückzugehen, was denn auch gegen Morgen in guter Ordnung erfolgte. Wegen Mangel an Bespannung konnten nur drei der eroberten Kanonen fortgeschafft werden. Siebenzig Fahnen, eine Menge von Gefangenen, darunter der Maréchal de Grammont, nahm mit sich Johann von Werth, „frémissant de douleur et de colère," daß er über der Verfolgung eines geschlagenen Feindes den glänzendsten, den entscheidendsten Sieg verfehlte, denn ein solcher mußte ihm werden, wenn er zu rechter Zeit dem bedrängten Geleen zu Hilfe kam. Uebrigens war, nach Turenne's eigenem Geständniß, der Verlust der Franzosen der größere, beinahe vernichtet ihr Fußvolk.

In Donauwerth beschäftigten sich Werth und Rauschenberg mit den Anstalten zu ferneren Anstrengungen, auf die Einnahme von Nördlingen und Dinkelsbühl beschränkten sich die Folgen des von Condé allzu theuer erkauften Sieges, in München aber waren die Schreiber, in dem Hasse gegen den ungeschmeidigen Werth, geschäftig, ihrem Herrn, der katholischen Sache überhaupt, eine Wunde zu schlagen, verletzender, wie die jüngst bei Allerheim empfangene. Sie wußten den Kurfürsten zu überreden, daß

Werths blinde Anhänglichkeit zu dem Kaiser nicht verstatte, ihm den Oberbefehl über die gesammte baierische Kriegsmacht anzuvertrauen, daß sein toller Muth viel ehender denn glänzende Siege, den Untergang dem baierischen Staate bringen könne, daß er überhaupt dem Commando einer Armee nicht gewachsen sei. Deshalb durfte auch der an Grammont abgesendete kurbaierische Kriegsrath Küttner von Kunitz im vertraulichen Gespräche gegen den Feind äußern: „qu'il espéroit que sa prison seroit courte, puisque le duc d'Enghien pressoit extraordinairement Son Altesse Electorale de l'échanger avec le comte de Gleen; à quoi son maitre se portoit volontiers, et avec d'autant plus de raison qu'il se trouvoit fort embarrassé pour le commandement de son armée, le baron de Verth étant bien capable de la conduite de la cavalerie dont il étoit général, mais que ses talens et sa capacité n'étoient pas suffisans pour commander en chef une armée comme la sienne, à la tête de laquelle le capitaine le plus experimenté n'étoit pas trop bon; que le baron de Rauschenberg eût été plus selon le goût de l'électeur; mais n'étant que général de l'artillerie, grade au-dessous du baron de Verth, il falloit de nécessité qu'il lui obéit; et il ne vouloit pas lui donner un pareil déboire." Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen wurde Geleens Auswechselung gegen Grammont in ungewöhnlicher Schnelligkeit vollzogen, der jüngst bei Allerheim geschlagen und gefangen worden, der allerdings streitbare, aber in seiner Kriegsführung kleinliche, im Kleinen große Geleen, der Sperlingsfalke dem Adler vorgezogen.

Mit den ersten Tagen des Septembers verließ das Heer die Quartiere um Donauwerth, ihm voran, der neuen Kränkung uneingedenk, Johann von Werth. Unverdrossen folgte er den weichenden Franzosen, die alsbald durch den Anzug des Erzherzogs Leopold Wilhelm sich genöthigt sahen, den Weg nach dem Rheine zu suchen, und daß er allen seinen unter dem Oberbefehl des Erzherzogs vereinigten Collegen im Feldherrnblick überlegen, hat Johann von Werth, die Nöthen der französischen Armee in dem Uebergange des Neckars vorhersehend, bekundet. Daß man die engen Pässe, durch welche Turenne's Schaaren sich winden mußten, rasch mit Reiterei besetze, schlug er vor, und konnte die Befolgung seines Rathes den Ausgang des französischen Krieges herbeiführen. Aber das große Hauptquartier verschob die That auf morgen, diese Lässigkeit durch die Ermüdung der Soldaten rechtfertigend, und darüber

fand Turenne Zeit, den ihn erwartenden Gefahren zu entrinnen. Zwar erreichten Johann von Werth und seine 3000 Reiter, die ersten von allen, das andere Neckarufer, aber die fliehenden Schaaren einzuholen, war eine Unmöglichkeit. Der kurzen Rast in Eslingen zu Anfang des Jahres 1646 hatte Werth kaum genossen, und es begann auch für ihn jene Reihe zweckloser Märsche, durch welche meist der Feldzug jenes Jahres ausgefüllt. Am 8. Januar zog seine schwere Reiterei an Nürnberg vorüber, nach der Oberpfalz, und weiter nach Böhmen, wo er am 20. Januar zu der Armee des Erzherzogs bei Tauß stieß. Zu Ausgang des März standen die Baiern, namentlich auch Werth, bei Haßfurt am Main. Am 24. August stellte er sich bei Bonames der vereinigten schwedisch-französischen Armee entgegen, ihr den Uebergang der Nidda zu verwehren; er mußte weichen, Turenne und Wrangel gingen bei Hanau und Aschaffenburg über den Main, und geradeswegs der Donau zu. Eines andern hatte Werth sich nicht versehen: aus dem Hauptquartier Rieneck im Spessart schrieb er am 5. September, daß Schweden und Franzosen zusammenstoßen würden, um gegen die Donau zu gehen, er warnte vor dem Frieden, geboten von einem Feinde, welcher nur langwierige und betrügliche Tractate brauche, um den Kurfürsten zu hintergehen, der deutschen Stände wankende Gemüther zu erkaufen und durch allerlei Praktik zu gewinnen. Er rieth, da auch den Schweden neuer Succurs geworden, ohne Zögern nach Möglichkeit zu werben, und den hochmüthigen Feinden mit Ernst zu begegnen. Umgarnt bereits durch französische Künste, belobte Maximilian, 9. September, des Schreibers Eifer, aber die Werbungen fand er verspätet, weil der Winter nahe und die Quartiere eng. Aus Burg-Lengenfeld am 20. September äußert sich Johann von Werth in Klagen, daß man seine Warnungen nicht gehört, in trübem Unmuth über die Langsamkeit des kaiserlichen Succurses, „während der in's Reich eingebrochene Feind sich durch neue Zuzüge stärke." Er warnt vor Unterhandlung, kundig ohne Zweifel der gefährlichen, in des Kurfürsten Kabinet lauter und lauter sich aussprechenden Anschläge. Am 24. September schalt Werth von Ingolstadt aus über den lüderlichen Verlust von Rain, dessen schlechte Vertheidigung durch Schützen und Landvolk. Am 6. October erneuerte er seine Mahnungen: „er wisse, daß der schwedische Reichskanzler die Abgesandten der Krone in Osnabrück erinnere, keinen Frieden einzugehen, bis alle hohen und niederen katholischen geistlichen Stände ausgerottet seien; Frankreich setze seine Werbungen fort; in den

Niederlanden gewönne Alles den Krebsgang; die Münsterischen Friedenstractate seien nur Griffe, den Kurfürsten und alle Welt zu betrügen. Entschlossenheit sei nöthig, denn wenn man diesmal in keine Action sich einlassen dürfe, wäre eine künftige noch weniger bastant."

Die Verhandlungen für einen mit Baiern abzuschließenden einseitigen Waffenstillstand befanden sich vorlängst in vollem Gange; durch den Fall von Augsburg sollte der Kurfürst dahin gebracht werden, daß er auch den ausschweifendsten Forderungen sich unterwerfe. Schon waren des Feindes Minen bis unter die Hauptwälle der Stadt getrieben, Mauern und Kirchen durch anhaltendes Feuer erschüttert, als am 22. October Johann von Werth an der Spitze von 4000 Reitern im Angesicht der bedrängten Stadt sich zeigte, gefolgt in kurzem Abstand von der Gesammtheit des kaiserlich-baierischen Heeres. Gerettet war Augsburg; daß er auf die Donaulinie zurückzugehen beabsichtige, schienen des Feindes Bewegungen anzudeuten; sie zu beschleunigen, überschritt der Erzherzog den Lech und die Iller. Kaum wurden deß Turenne und Wrangel inne, als sie in der Geschwindigkeit Landsberg nahmen (3. November), und also, der ihnen überlegenen Armee des Erzherzogs im Rücken, des Schlüssels zu Baiern sich versicherten. Von Landsberg aus überschwemmten sie alles Land bis zur Isar, und durch die schreckliche Verwüstung seines Gebietes sah sich der Kurfürst dahin gebracht, die schon früher eingeleiteten, dann abgebrochenen Unterhandlungen um einen vorläufigen Waffenstillstand wieder aufnehmen zu müssen. Dadurch, und durch die Bewegungen des Erzherzogs wurde wenigstens das Land im Osten der Isar bewahrt, und Franzosen und Schweden gingen bei Schongau über den Lech zurück (23. November). Ihnen folgte Johann von Werth bis Füessen, beklagend ohne Zweifel die während dem ganzen Laufe des Feldzuges seinem unternehmenden Geiste durch die zweideutige Lage der Dinge angelegten Fesseln. Doch schrieb er, gleich Geleen fortwährend in der Unwissenheit um des Hofes eigentliche Absichten erhalten, aus Weichs, unfern Regensburg, 3. December 1646: „er höre, daß Feldmarschall Geleen aus gewissen Ursachen Willens sei, zu resigniren, in welchem Falle er um seine Stelle bäte, damit nicht wieder ein Anderer ihm vorgezogen werde." In der Antwort vom 8. December hieß es: „noch sei darüber nichts bekannt, man werde aber seiner eingedenk sein." Einstweilen mochte er den kleinen Krieg fortsetzen, wie er dann im Januar 1647 mit 6000 Reitern durch das

Neuburgische nach dem Ries zog, um von Nördlingen und Dinkelsbühl aus die durch die Kaiserlichen geführte Belagerung von Wilzburg zu decken. Daneben zeigte er sich unerschöpflich in Einreden gegen das deutlicher hervortretende Waffenstillstandsproject. Den 7. Januar 1647 schrieb er: „wie ihm vertraut worden, könne man sich auf des Feindes Tractaten wenig verlassen. Alles sei von ihm auf Betrug abgesehen, um den Kurfürsten von der Kriegsverfassung abzuhalten; überall werde geworben, seines Ermessens suche der Feind im Römischen Reich den Meister zu spielen, und den Kurfürsten zu seinem Willen zu bringen. Alle dem könne noch vorgebeugt werden."

Eindringlicher ließ der General sich am 16. Januar vernehmen: „der Kurfürst habe sich sehr beim Waffenstillstand vorzusehen, es sei gewiß, daß die Franzosen ihn durch die vergebliche Hoffnung auf Frieden betrügen, und endlich gar von Land und Leuten treiben wollten." Aus „schuldiger Pflicht und treumeinendem Eifer" die Ueberredungskraft der Wahrheit geltend machend, reichte er wohlbedachte Kriegspläne ein, welche, seiner Meinung nach, die Beistimmung aller „redlichen Leute" finden würden. Hinwiederum nahm der Hof die Miene an, seinen Vorschlägen einzugehen, ohne doch irgend die verlangten Geldmittel, als für deren Verweigerung es der luftigen Vorwände nicht gebrach, zu bewilligen. Am 16. Februar schrieb Werth: „ein von ihm nach Nürnberg geschickter Vertrauter habe aus dem Munde des feindlichen Generalcommissairs vernommen, daß man wegen des vermeintlichen Friedens mit Baiern „„nur den lautern Gecken spiele,"" und der Kurfürst innerhalb zwei Monaten, sobald das neue Volk beisammen, „„den Frieden erfahren werde."" Am 22. Februar berichtete er, „daß er in seiner beabsichtigten Cavalcade nichts ausgerichtet, weil er verrathen worden." Noch immer glaubte er im Kriege sich zu befinden, bis er am 26. März die Mittheilung erhielt, daß der Feldmarschall Graf von Geleen*), nach dem geschlossenen Waffenstillstande von Ulm, auf sein Anhalten entlassen, demnach die Reiterei mit Gehorsam an ihn, das Fußvolk an den Feldzeugmeister von Rauschenberg gewiesen sei; durch Befehl vom folgenden Tage wurde ihm eingeschärft, von dem kaiserlichen

---

*) Der alte Feldmarschall Geleen war über den von Kurfürst Maximilian am 14. März 1647 in Ulm eigenmächtig mit Frankreich und Schweden geschlossenen Waffenstillstand so wüthend, daß er seine Entlassung unter derben Worten nahm.

Generallieutenant Gallas keine Ordre anzunehmen. Es begann in seiner Seele der Kampf der widerstrebendsten Empfindungen — Anhänglichkeit für seine Kirche, für welche er seit Jahren sein Blut vergossen, deren steigende Gefahr ihn bekümmerte, Ergebenheit für den hochbedrängten Kaiser, in dessen Namen er stets gefochten, der großmüthig seine Befreiung aus der französischen Gefangenschaft bewirkt hatte, Dankbarkeit dem Kurfürsten, welcher der Gründer seines Glückes gewesen, Kriegslust, durch den Anblick des Feindes genährt, soldatische Angewöhnung blinden Gehorsams. Einstweilen rieth er dem Kurfürsten, sich nicht ganz wehrlos zu machen. Aber bereits dämmerte ihm die Ansicht, daß er kaiserlicher General und Anführer von Reichsvölkern sei, daß diese Reichsvölker dem Kurfürsten, nach dessen Abfall von dem Reiche, nicht weiter eigen sein könnten.

In dieser Stimmung empfing er, gleich andern hohen Offizieren, kaiserliche Briefe, worin beweglich und dringend zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt aufgefordert. Da fragte Werth am 16. Mai beim Kurfürsten an, „wie er sich mit den Obristen bei einem Werke von so großer Importanz zu verhalten habe? Die Schreiben alle habe er eingefordert und wolle sie einschicken." Er wurde den 24. Mai beschieden, „weil er sein Abberufungsschreiben über wiederholte schriftliche und mündliche Abforderung noch nicht hergegeben, hätte man sich in Betracht seiner so oft contestirten Treue eines Bessern versehen: der Kurfürst, am meisten angegriffen, würde der Sache schon recht zu thun und ihn zu vertreten wissen; er solle sich also damit zufrieden geben, daß man ihn in Schutz genommen, in der Hoffnung, er werde mit seinen bisher zu gnädigstem Gefallen geleisteten Diensten und beständiger Treue, kraft abgelegter Pflicht, nicht aussetzen." Nachdem er hierauf, 25. Mai, das Originalschreiben, den 28. ein Duplicat davon eingesendet, versichert, daß er treu verbleiben, auch seine Feinde nichts anderes an ihm erleben würden, schien der besorgte, argwöhnische Kurfürst beruhigt. Aber es verfolgte den General unablässig der Gedanken an die dem Kaiser geschworne Treue, ein Gedanken, der letztlich zu der Ueberzeugung sich ausbildete, daß es seine Schuldigkeit, das baierische Heer dem Kurfürsten abwendig zu machen, es dem Kaiser zuzuführen, ja, wie behauptet wurde, den Herrn selbst mit seinen gehaßten Räthen dem Kaiser zu überliefern.

Man hat Werths Absicht und That vielfach angegriffen, mißdeutet, in's schiefe Licht gestellt, fast Niemand hat bisher der Sache die rechte Bedeutung gegeben. Wie mag Professor Barthold, der bis jetzt unerreichte Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges, Johanns von Werth Beginnen dem des Friedländers vergleichen? Eine Meuterei hat dieser versucht, Ergebniß der verwerflichsten Leidenschaften; dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, war Johanns von Werth Absicht; daß er über den Brotherrn das Reichsoberhaupt, über den Groschen seinen Glauben und das Vaterland stellte, diese Wahl, wenn sie auch, streng genommen, nur eine Pflicht, sie ist des Mannes höchste Ehre, verdunkelnd sogar von Tuttlingen die blutige Arbeit.

Bereits hatte, dem Vorhaben einleitend, der Mitwirkung des kaiserlichen Hofes gewiß zu werden, Werth den Obrist-Wachtmeister seines Regiments, den Grafen von Salm, entsendet, während unter eines Dieners Maske ein Spanier sich bei ihm einfand, um mit seinem Rathe des verwegenen Soldaten Schritte in der ungewohnten Bahn zu mäßigen. Von der andern Seite wurde Werth nach München gefordert, wo man seiner sich vollends zu versichern, und Anordnungen, das Heer betreffend, ihm mitzutheilen gedachte. Mit seltener Gewandtheit wußte er durch klüglich besonnene Antworten sich aus den verfänglichen Fragen herauszuwickeln, in welchen die ihm feindlichen, von Verdacht erfüllten Räthe den ihrer Meinung nach beschränkten Kriegsmann zu fangen gedachten. Beruhigt, entließ ihn Maximilian mit dem Befehle, in Landshut die Generale und Obristen zu versammeln, um daselbst die Lösung der Zweifel, welche des Kaisers Anspruch zurückgelassen haben könnte, zu vernehmen. Zugleich wurde um Regensburg das Heer gemustert, 15,000 Mann zu Fuß und zu Roß stark befunden, der Freiherr von Rauschenberg, der Unterhändler des Ulmer Vertrags, an Geleens Stelle zum Feldmarschall befördert, und so Werth, schon seit 14 Jahren der älteste General, wieder übergangen. Diese neue Zurücksetzung kränkte den ehrgeizigen Mann auf's Tiefste und reifte nur um so mehr seinen Entschluß. Die in München verheißene gründliche Beruhigung verzögerte sich, daß Maximilian selbst die Unstatthaftigkeit seines Besitzrechtes an dem Reichsheere anzuerkennen schien: ein von ihm erlassener Befehl bot die günstigste Gelegenheit zur Ausführung des Anschlages, den seit längerer Zeit der vielfach gekränkte Feldherr bedachte; Wrangel befand sich im Anzuge gegen Eger, um in

Böhmen einzufallen; zur Beobachtung der bedrohten Grenzen der Oberpfalz und um sie gegen streifende Rotten zu schirmen, gebot der Kurfürst, daß Johann von Werth mit den auserlesensten Schwadronen von jedem Regiment die bedrohten Gegenden besetze. Wiewohl nun die Ordre schon am 25. Juni zurückgenommen wurde, so ließ Werth von ihrer Vollstreckung sich doch nicht abhalten, nur daß er statt einzelner Abtheilungen eilig alle Reiterregimenter aus ihren Winterquartieren einberief und sie nach den bestimmten Orten beorderte. Seinem eigenen Regimente, dann den Regimentern Spork, Lapierre, Jung-Kolb, Fleckenstein und Walbot, von den beiden letztern doch nur ein Theil, dann den Dragonern von Kreuz war Villshofen zum Sammelplatz angewiesen. Der Obrist Schock, dessen Truppen zwischen Mindel und Lech cantonnirten, erhielt die Weisung, der Reichsstadt Memmingen sich zu bemächtigen, welche der Kurfürst Maximilian widerrechtlich den Reichsfeinden überliefert hatte. Dem Obristen Kasalki befahl Werth, in Weiden nur der von Werth zu empfangenden Ordre und keiner andern zu pariren. Den Obristen Herzog Ulrich von Würtemberg beschied Werth zu sich nach Donaustauf. Das Croatenregiment Kufferitz rief er aus Eichstädt nach Deckendorf. Auch des Fußvolks, wiewohl dasselbe seinen Befehlen nicht untergeben war, gedachte Werth sich zu versichern, und berief den Generalwachtmeister der Infanterie, von Holz (einen Protestanten) zu sich, um mit ihm zu unterhandeln. Dieser weigerte sich, ohne des Kurfürsten Geheiß die Regimenter aufbrechen zu lassen, aber der ergrimmte Werth, den Degen in der Faust, bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, falls er die schon ausgefertigten Befehle nicht unterschreiben würde. Furchtsam gehorchte Holz, doch entschlossen, den Kurfürsten zu warnen. Er beredete sich dazu insgeheim mit mehreren seiner protestantischen Glaubensbrüder im Heere, mit den Obristen Geling, Waldbott, Schenk, Drudemüller, selbst mit Werths geliebtem Waffenbruder, Herzog Ulrich von Würtemberg, welche vom Gelingen des Werthschen Vorhabens die Vernichtung der lutherischen Partei befürchteten. —

Eilboten flogen auf Werths Befehl nach den entferntesten Quartieren, und, wie durch einen Zauberstab berührt, setzte die ganze Armee sich in Bewegung. Scheinbar gehorsam, meldete Werth am 1. Juli nach München, daß er bereits allen Truppen Ordonnanz gegeben; er muß demnach den Gegenbefehl vom 25. Juni noch nicht erhalten, oder ihn unter-

drückt haben. An demselben Tage wurde ihm aus München angekündigt, der Generalkriegscommissarius Bartholomäus Schöffer und der Rath Johann Deisinger seien abgeschickt, um Weiteres mit ihm zu conferiren, und auch den Generalen und Obersten die nöthige Aufklärung zu geben, wie es der Sachen Nothdurft erfordere. Die angekündigten Commissarien, von denen Werth sich des Schlimmsten versehen konnte, aufzufangen, sandte er den Hauptmann Fabri aus. Aber die zufällige Lust, die Reise zu Schiffe auf der Isar zu machen, rettete sie vor dem Auflauerer; am 2. Julius zu Landshut angelangt, werden sie inne, daß Johann von Werth am 28. Juni schon von dort nach Geisenhausen aufgebrochen sei, und was er im Sinne habe. Ohne Säumen benachrichtigten sie den Kurfürsten durch Eilboten von dem unerhörten Beginnen, fertigten eben so schnell durch treue Leute Briefe überall umher an die auf dem Wege begriffenen Obristen ab, in welchen sie, Johann von Werths Anschlag eröffnend, sie zur Treue an dem Kurfürsten ermahnten, und nichts ohne seine Befehle zu unternehmen. So flogen denn in hastiger Eile nach allen Seiten diese Boten mit ihren Briefen umher, mischten sich unter die, der Absicht des Marsches unkundig ziehenden Regimenter, theilten überall den befreundeten Soldaten den Inhalt ihrer Schreiben mit und wußten sie so zu bearbeiten, daß die bei weitem größte Zahl der Mannschaft, noch bevor sie Vilshofen erreichten, sich für den Kurfürsten erklärte. Das war Werths Fehler, daß er aus übergroßer Zuversicht nur sehr wenige Offiziere in sein Geheimniß gezogen und durch sein Ansehen allein die unentschlossene Menge zu gewinnen sich vermaß. Nur Spork, die Obristen Kreuz, Kusseriez und Schock wußten um das Vorhaben; die übrigen Regimentsführer, der junge Kolb, die Obristen der Regimenter Mercy und Rauschenberg kehrten, so wie ihnen die Nachricht von dem beabsichtigten Abfalle Werths nur zugekommen, gleich in ihre Quartiere zurück. So rettete der protestantischen Obristen Treue diesmal den ärgsten Feind ihres Bekenntnisses, den Kurfürsten Maximilian, von dem Abfalle der katholischen Partei des Heeres. Als der Kurfürst am 3. Juli in München Werths Vorhaben erfuhr, gerieth er in die schonungsloseste Wuth gegen einen Mann, den er zwar hochgeachtet, dem er so manchen Erfolg zu danken hatte, — den aber nicht immer nach Verdienst gelohnt zu haben, er sich doch gestehen mußte. Aber welcher Fürst war je in einer gleichen Lage, wie Maximilian? Mit dem Kaiser zerfallen und seiner Schutzmittel beraubt zu werden in Gefahr, mit den beiden

feindlichen Kronen in einem unsicheren Waffenstillstande, und jetzt den argwöhnischen Schweden den Verdacht darbietend, als habe Werth mit seinem Wissen die Truppen dem Kaiser zugeführt.

In der ersten Bestürzung schickte er einen seiner Räthe, Johann Küttner von Kunitz, nach Eger zum Feldmarschall Wrangel, um seine Aufrichtigkeit und Unschuld vielfach zu betheuern, sandte Eilboten an alle Obristen, um sie zur Treue an ihrem Herrn beweglich zu ermahnen, an den schwedischen Commandanten von Memmingen, vor Ueberfall ihn zu warnen. Johann von Werth ließ er in seiner Erbitterung im ganzen Lande Baiern und Oberpfalz als meineidigen, ehrlosen Verräther ausrufen und erklärte ihn für vogelfrei; auf seinen Kopf, todt oder lebendig, setzte er einen Preis von **10,000** Thalern, auf jenen Sporks **1000** Thaler. Werths Gut Podenstein und all seine bewegliche Habe wurden eingezogen; an den französischen Residenten, Baron d'Avangour, ließ ferner Maximilian die Bitte gelangen, daß er die Commandanten in Philippsburg, Mainz und Neuß anweisen möge, Werths Besitzung in Brurain bei Bruchsal, so wie sein Gut im Rheingau und seine Herrschaft Oberkirchen mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Aehnliches wurde mit Sporks Gute in Hessen vorgenommen. So unbegrenzt war der Zorn des sonst so leidenschaftslosen, besonnenen Kurfürsten, als er die erste Kunde vernahm, welche ihn den Verlust aller seiner Streitkräfte befürchten ließ. Fast hatte Kaiser Ferdinand II. sich gemäßigter betragen, wie er den Hochverrath des Friedländers erfuhr, während Werth, zwischen gleich unverletzlichen Pflichten schwankend, nur dem rechtmäßigen Herrn sein Eigenthum zurückzuerstatten gedachte. Es fehlte nicht an dem Willen des Kurfürsten und der baierschen Minister, daß nicht Johann von Werth auf eben so tragische Weise in Vilshofen endigte, als Waldstein in Eger, da selbst dem Schweden, welcher den meineidigen Mann erschlüge, der Preis von **10,000** Thalern verheißen war.

Während auf diese Weise Johann von Werths Rittterehre, seine mit dem Schwerte erworbenen Glücksgüter und sein Leben im gefährlichen Wagniß standen und die Aechtungskunde im ganzen Lande erscholl, beschäftigte er sich in Vilshofen ausschließlich mit der Förderung seines Unternehmens. Schon erwartete ihn der Befehlshaber in Regensburg, Breisigell, um ihm die Donaubrücke zum leichtern Uebergange frei zu halten. Alles war sicher; jenseits des Stromes harrte Werths ein kaiserlicher Abgeordneter, Graf Stahremberg, um die Regimenter gleich in Eid und Pflicht zu nehmen.

Neun Regimenter langten endlich auf dem Sammelplatze an; Führer und Soldaten, meist dem Geheimniß fremd, erlaubten sich in der Freude, daß sie nicht länger an die magern Winterquartiere gefesselt, jegliche Art von Ausschweifung. Da verbreitete sich nun die Kunde von Johann von Werths Aechtung und von den schimpflichen Drohungen des Kurfürsten. Dies raubte dem leidenschaftlichen Manne jede Rücksicht; in seinem Grimme vergaß Werth alle Schonung und bedrohte jetzt wirklich die Personen des Kurfürsten so wie die seiner Räthe, den Letzteren Tod und Verderben verheißend. Aus Rache für die Entehrung und um sich die Gemüther der Soldaten zu fesseln und sie mehr in seine Sache zu verflechten, gebot er die Verwüstung des kurfürstlichen Landes, und die Soldaten, bisher ärmlich im Mutterlande gehalten, wußten die Erlaubniß zum Plündern auf so zügellose Weise zu benutzen, daß Dörfer und Städte ringsum arg verheert wurden, und sie das geraubte Geld mit den Hüten theilten. Zu jeder Gegenmaßregel glaubte der ergrimmte Werth, nur den Kaiser für seinen Herrn ansehend, sich berechtigt; wie der Kurfürst seine Güter und Beamten mißhandeln ließ, so legte er nun die kurfürstlichen Beamten in Haft. So ging der wilde Haufe am 8. Juli bei Vilshofen über die Donau und zog auf Berlasreut, vier Meilen jenseits Passau, der böhmischen Grenze nahe. Da erwachte im baierischen Herzen das Nationalgefühl; schon ganz nahe am Ziele, erkannte der Gemeine das Unrecht; Einzelne erhoben erst laut ihre Stimme wider Werths Vorhaben, dann bemächtigte sich schnell aller Regimenter der Geist des Aufruhrs wider ihren Führer. Der Obrist Waldbott erhob zuerst im Tumulte seine Stimme und rief: „Vivat der Kurfürst von Baiern!" Sporks Reiter gaben das erste Beispiel, trennten sich von den Uebrigen und trabten über die Donaubrücke zurück. In Vilshofen war Rentz, Sporks Obristleutnant und Genosse des Anschlags, zurückgelassen worden, um jedem Baier den Rückweg zu versperren. Aber wider sein Gebot ließen die Wachen jene über den Strom und warfen ihren eigenen Führer in Fesseln. Mit der Kunde des Aufruhrs und voll Besorgniß um das Gelingen flog Spork in das Hauptquartier zu Werth, welchen schon dieselben Sorgen um die übrigen Regimenter umlagerten. Bei allen war die Reue eingekehrt, die Ermahnungsschreiben hatten auf den biedern deutschen Sinn gewirkt; die Obristen fühlten sich gekränkt, daß der Eine Mann sie als blinde Werkzeuge brauchen wollte. Die Soldaten anzureden, durch seine Gegenwart die Gemüther zu besänf-

tigen oder wenigstens zu theilen, war Johann von Werth entschlossen, als ein befreundeter Obrist ihm bedeutete, nur eilige Flucht allein könne ihn dem Grimme der Irregeleiteten entziehen, da ja das eigene Regiment sogar dem einst geliebten Führer den Gehorsam versage. Gleich Dumouriez in dem Lager bei Maulde warf sich Johann von Werth zu Pferde und sprengte, von Spork und einigen Dienern begleitet, am 10. Juli 1647 der böhmischen Grenze zu. Sporks Weib blieb in der Gewalt seines Regiments; Johann von Werth fesselte kein wohlthätiges Band der Häuslichkeit mehr an seine baierische Heimath; der Tod hatte ihm die Gräfin Spaur vor nicht langer Zeit entrissen.

In stürmischer Hast den Nachstellungen und dem Tode entgangen, voll Verzweiflung über das gänzliche Mißlingen seines Planes, kam Johann von Werth im kaiserlichen Feldlager zu Wodnian (nahe bei Budweis) an. Welchen Empfang durfte er sich von Ferdinanden versprechen, dem er sich an der Spitze eines stattlichen Heeres, das blindlings seinem Herrschergebote gefolgt wäre, zu zeigen gehofft, und dem er jetzt kleinmüthig und beschimpft, nach Scheitern so stolzer Pläne, unter die Augen treten mußte! Wie verdüstert war des ehrgeizigen Mannes Blick in's Leben, wenn er zurücksah auf eine Reihe ruhmgekrönter, glänzender Jahre, überhäuft mit Ehre und Glück, Königen und Fürsten kühn nahe gestellt, und jetzt als geächteter Flüchtling, ärmer, als er vor 28 Jahren noch als gemeiner Reiter gedient, nichts weiter hoffend, als die ungewisse Großmuth eines Monarchen, dessen Ehre selbst durch den mißlungenen zweideutigen Anschlag sich gekränkt fühlen konnte! Aber wie die Habsburger auf beiden Thronen immer gegen treue, wenn auch unglückliche Diener sich milde und fürstlich bewiesen, so fand auch Werth einen edelsinnigen, gütigen Kaiser. Ferdinand III. empfing den vereinzelten Flüchtling in derselben Weise, in welcher er den General an der Spitze seines Heeres empfangen haben würde. Er cassirte die von dem Kurfürsten von Baiern ausgesprochene Aechtung, und stellte persönlich in großer Musterung den Geächteten dem Heere als kaiserlichen General der Cavallerie, und als dessen Generalleutnant (hier die Würde unserer jetzigen Feldmarschallleutnants bedeutend) den eisernen Spork vor, und verlieh an Werth zum Ersatze des in Baiern erlittenen Verlustes die stattliche und fruchtbare Herrschaft Benatek im Bunzlauer Kreise Böhmens, wo einst der berühmte Tycho de Brahe gelebt. Außerdem erließ der Kaiser am 14. Juli ein Schreiben an den Kurfür-

sten von Baiern, worin er den vielfach verunglimpften Werth rechtfertigte, und unter demselben Tage erging ein kaiserliches Avocatorium an sämmtliche Offiziere und Gemeine des baierischen Heeres, worin sie unter Versicherung, daß Johann von Werth und die ihm gefolgt, ihren Ehren und Pflicht gemäß handelten, aufgefordert wurden, sich in Böhmen unter des Kaisers und Reiches Fahnen zu stellen.

Den Eindruck dieser Worte und solcher gerechten kaiserlichen Anforderung zu schmähen, erließ Kurfürst Maximilian am 3. August ein Rundschreiben an sämmtliche Offiziere, worin er zwar die gerechten Ansprüche des Kaisers an die Armee zugestand, zugleich aber anführte, wie mit seinen und seines Landes schweren Kosten das Reichsheer in Stand erhalten worden und wie das Generalat ihm ferner zustehe; schließlich vermahnte er standhaft, ihm zuzuhalten und der Abtrünnigkeit, womit Werth und Spork*) „sich beschmitzt", fern zu bleiben.

Den Worten Thaten entgegen zu setzen, dem Kaiser seine innige Dankbarkeit für die huldreiche Aufnahme zu bezeigen, ward für jetzt Werths einziges Streben. Wrangel hatte, seine jüngste Eroberung, Eger, zu decken, auf dem linken Ufer des Egerflusses, den Galgenberg entlang, eine feste Stellung bezogen. Ihn von da zu vertreiben, ersah sich Melander, der kurz zuvor in österreichische Dienste getreten, jetzt nach Gallas' Tode den kaiserlichen Oberbefehl über das Heer führte. Einen so seltsamen Umschwung seines Glücksrades hatte unser Werth erfahren, daß er jetzt unter den Oberbefehl desselben Melander gestellt war, dem er vor 16 Jahren bei Ehrenbreitstein so siegreich seine Ueberlegenheit zu erkennen gegeben. — Unter dem heftigsten Kanonenfeuer ging Werth am 28. Juli mit dem linken Flügel über den Fluß und geraden Weges auf das schwedische Lager los. Der Bewegung folgte Melander mit dem rechten Flügel, so daß die Feinde sich veranlaßt sahen, die Höhe des Galgenbergs zu verlassen, um im Thale den Angriff zu erwarten. Es blieb indessen auch den 29. bei einer Kanonade, die so heftig war, daß eine Stückkugel das kaiserliche Zelt (der Kaiser war diesmal persönlich beim Heere anwesend) durchschlug, und eine andere, sechspfündige Kugel Werth das Gesicht streifte und ihn betäubt und blutrünstig niederwarf.

---

*) Des wackern Sporks Biographie wird den 2. Bd. dieses Werkes eröffnen.
D. Herausg.

In der darauf folgenden Nacht gerieth der Kaiser in die größte persönliche Gefahr; der schwedische General Helmold Wrangel setzte Nachts ungesehen durch den Fluß, warf die kaiserlichen Wachen über den Haufen, drang kühn mit einigen Schwadronen in's Lager und verbreitete überall Schrecken und Bestürzung. Schon waren drei verwegene Reiter an das knapp an dem Lager gelegene Schloß Triebel, wo der Kaiser übernachtete, vorgedrungen, hatten bereits die letzte Schildwache niedergestochen und waren im Begriffe, die Stiege hinauf in des Kaisers Schlafgemach zu dringen, als zur rechten Zeit ein kaiserlicher Diener einen der Reiter niederstieß; auf das Getümmel eilten die Nächsten zu Hilfe. Der erste von Allen auf dem Platze war Johann von Werth; gänzlich unbekleidet, im bloßen Hemde, das Schwert in der Hand, war er herbeigeeilt; dann kam Melander; der Kaiser floh im Nachtgewande. Im Lager selbst waren die Regimenter schnell zu Pferde und unter den Waffen, und so mußten die kühnen Schweden sich mit großem Verluste an Offizieren und Gemeinen über Hals und Kopf wieder über das Wasser flüchten. Dieser gefährliche Besuch veranlaßte Ferdinanden, das Lager mit stärkeren Schanzen umschließen zu lassen, und als wollte er dem Feinde für die Lehren danken, schickte er die gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Da aber längeres Verweilen vor Eger nutzlos schien, brach das kaiserliche Heer am 8. von Pilsen auf und Kaiser Ferdinand ging nach Prag, was unter den Umständen auch das Gerathenste war, denn es hatten die in seinem Gefolge befindlichen Räthe durch ihre widersinnigen Maßregeln einen solchen Mißmuth bei den commandirenden Generalen erregt und einen so störenden Einfluß auf den Lauf der Dinge ausgeübt, daß viele Offiziere ihre Entlassung forderten und Werth und Melander sich weigerten, an den Sitzungen des Kriegsraths ferneren Theil zu nehmen. Um so erfreuter sahen sie nun den Abzug jener Herren, und der Pfuscher Abwesenheit benutzend, begann auch gleich ein thätigeres Leben im Feldlager „durch Melanders List und Werths Mannheit.“ Am 22. August früh Morgens führte Johann von Werth, begleitet von dem jungen Helden Raimund Montecuculi, die gesammte Reiterei in der Stille in den tiefen Waldgrund vor Plan und hielten sich bis Mittag verborgen, wo die Schweden auf Fütterung auszureiten pflegten. Als sie gekommen, gab Werth das Zeichen zum Angriff; Berg auf sprengten seine Reiter, und es wurden im ersten Ungestüm die sechs Regimenter, welche vor dem schwedischen Lager aufgestellt waren, über den

Haufen geworfen und ihnen zehn Fähnlein abgenommen. Werths Reiter brachten überall solche Verwirrung hervor, daß der Feldmarschall Gustav Wrangel selbst das Feldgeschrei zu geben vergaß. Bald aber eilten die übrigen schwedischen Regimenter herbei und es dauerte zwei Stunden hindurch ein hitziges Gefecht, in welchem die Kaiserlichen zwar noch drei Fähnlein erbeuteten, sich aber endlich zurückziehen mußten. Der Verlust der Schweden war nicht unbedeutend; sie verloren vor Allem einen tüchtigen General, den tapferen Helmold Wrangel, der gefallen, und eine bedeutende Anzahl von Gefangenen. Johann von Werths Pferd war verwundet und das von Montecuculi getödtet worden. Nach diesem Gefechte hielten sich beide Theile in ihren Lagern ruhig. Währenddem war dem Kaiser ein freundlicherer Stern aufgegangen, aber eine dunkle Wolke über Johann von Werths wechselvolles Leben aufgezogen. Kurfürst Maximilian kam allmählig zur Erkenntniß, daß seine Waffenruhe weder für ihn, noch für den erwünschten Frieden die ersprießlichen Folgen hatte, welche er sich Anfangs versprochen, und auch so hatte sein Land manche Unbill von den übermüthigen Fremden während der Waffenruhe zu erdulden. Deshalb näherte sich der Kurfürst wieder dem Kaiser, seinem natürlichen Bundesgenossen, kündigte den unseligen Ulmer Waffenstillstand auf und schloß mit dem Kaiser am 17. September ein erneuertes Bündniß, laut welchem der Kaiser die an die baierischen Truppen erlassenen Abberufungsschreiben zurücknahm und des Kurfürsten Befugniß, mit unumschränkter Gewalt als Oberfeldherr seinem Reichsheere zu gebieten, anerkannte. In einem geheimen Artikel wurde die von dem Kurfürsten mit Leidenschaftlichkeit geforderte Beseitigung Johann von Werths und Sporks bewilligt. Aus staatskluger Gefälligkeit gegen den Kurfürsten mußte Kaiser Ferdinand III. die Sache Werths bis auf gänzliche Versöhnung der erzürnten Gemüther fallen lassen. Maximilian hatte auf Werths Entfernung vom Heere gedrungen, und so sehen wir ihn denn gezwungen als ein Opfer der Politik mit gekränktem Selbstgefühl von der Kriegsbühne abtreten. Noch am 1. October war er mit dem Feldmarschall Melander und mit Spork im kaiserlichen Hoflager in Prag, wo ihm die Eröffnung seines nächsten Geschickes und Vertröstung auf Versöhnung mit Maximilian mitgetheilt wurde. Werth nahm noch Theil an einem mehrtägigen Kriegsrathe und speis'te mit vielen hohen Herren beim Fürsten Lobkowitz; gleich darauf meldete ein Eilbote das Heranrücken des baierischen Heeres unter dem Feldmarschall von Gronsfeld,

und am 4. Octbr. reis'te Melander in's Hauptquartier zwischen Laun und Schlany.

Johann von Werth verschwindet nun für einige Monate aus dem Gesichte, und es findet sich keine gewisse Kunde, wohin der ehrgeizige Mann seinen Unmuth getragen; wahrscheinlich weilte er in Zurückgezogenheit im Kloster Lilienfeld bei seinem Freunde und Vetter, dem berühmten Abte Cornelius Strauch. So verlieren wir ihn für kurze Zeit aus den Augen, um ihn bald wieder in der gefährlichsten Lage der Dinge gegen das Ende des unseligen 30jährigen Krieges nochmals ehrenvoll und mit neuen Lebenshoffnungen, mit seinem alten Waffenbruder Piccolomini vereint und den Oberbefehl theilend, glänzend an's Licht treten zu sehen.

Die verlorene Schlacht von Zusmarshausen, in welcher der kaiserliche Oberfeldherr Melander den Heldentod gestorben, im Todesschmerze sich noch als wackerer General zeigte, indem er den Seinen zurief: „Vorwärts, denkt nicht an mich, ich bin todt; suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn Ihr des Kaisers Glück retten wollt," hatte mit ihren Folgen das Land zwischen Lech und Inn der schonungslosen Willkür der Schweden und Franzosen anheim gegeben. Maximilian floh mit seinen Schätzen und seinem Hofe nach Salzburg zu dem von ihm gehaßten staatsklugen Erzbischof Paris Lodron. Welche Genugthuung für den weisen Erzbischof, der seinem kleinen Ländchen durch kluges Walten glücklich den Frieden und Schonung in allen Stürmen zu bewahren wußte, nun seinem Feinde Maximilian ein Asyl und Schutz verleihen zu können! Die Angst der armen Baiern hatte den höchsten Grad erreicht; was flüchten konnte, flüchtete. Bis Freisingen war Alles in der Schweden Gewalt, das kaiserliche und baierische Heer zertheilt, entmuthigt und ohne Führer, (denn nach Melanders Tode wurde der Feldmarschall Gronsfeld vom Kurfürsten der Unfähigkeit beschuldigt und zur Abdankung veranlaßt) zog rath- und haltlos Oesterreichs Grenzen zu. Diese und die Erblande Oesterreichs zu beschützen, mußte nun Alles aufgeboten, Alles disponibel gemacht werden. In dieser Noth und Bedrängniß, in welcher nur der erzürnte, hochgeschwollene Inn der einzige Schutzgott Baierns war, zeigte sich der gebeugte, hochgeprüfte und gealterte Kurfürst nun zur Versöhnung mit Werth bereit. Unter solchen Stürmen trat nun (1648) Johann von Werth, der Vielgeschmähte, den Befehl des letzten kaiserlichen Heeres mit seinem alten Waffenbruder, dem eiligst aus den Niederlanden herbeigerufenen Octavio Pic-

colomini, ehrenvoll theilend, auf den Schauplatz der Geschichte bei Vilshofen an der Donau, an derselben Stätte, wo er gerade vor einem Jahre geächtet und mit seinem Glückssterne zerfallen, dem schmachvollsten Tode entronnen war. — Wie sein Geschick so befriedigend wiederhergestellt worden, welchen Theil der Kaiser an der Versöhnung gehabt, und ob nicht Piccolomini sich des alten Waffenbruders angenommen, ist aus Mangel an Nachrichten nicht anzugeben, wiewohl aus des baierischen Kanzlers Adlzweitters Aeußerungen sich erkennen läßt, daß nur durch die Noth gezwungen der Kurfürst ihm die Waffen zur Wiedergewinnung seiner Lande in die Hand gegeben. Aber eine heiterere Zukunft, als Fürstengunst, hatte sich für Johann von Werth in anderer Art aufgethan. In denselben Tagen des Julius **1648**, als Kaiser Ferdinand III. mit Maria Leopoldina, Tochter des Erzherzogs Leopold von Oesterreich und Tyrol, in Linz, wohin das kaiserliche Hoflager von Prag sich begeben, prunkvoll Beilager hielt, finden wir, daß der seit **1646** zum zweiten Male Witwer gewordene Werth sich am **25.** Juli mit der jungen, schönen Maria Susanna, Tochter des Grafen Johann Ludwig von Kuefstein, Landeshauptmanns in Oesterreich ob der Enns, vermählte. Wenige Tage vor dieser ehrenvollen Verbindung hatte er die in Böhmen gesammelten Hilfsvölker bei Vilshofen über die Donau gegen Schärding geführt, um sich Wrangeln, welcher auf Prag ziehen wollte, entgegen zu stellen. Werth begab sich bald nach seiner Vermählung nach Landau, wo er zum ersten Male seine baierischen Waffenbrüder wieder sah. Ein wunderliches Geschick hatte gegen das Ende des denkwürdigen Kampfes drei befreundete Männer in Ein Feldlager unter den höchsten Würden zusammengeführt: Werth, Piccolomini und auch Adrian von Enkevort, Werths Mitgefangenen, der nun an Gronsfelds Stelle als baierischer Feldmarschall einen Theil des Heeres befehligte. Zehn Mal hatte der Innstrom die schwedischen Versuche, eine Brücke zu schlagen, verspottet; jetzt, da so bedeutende Feldherren die Führung übernommen hatten und das vereinigte Heer wiederum **22,000** Mann zählte, begann gleich eine bessere Wendung der Dinge. Schweden und Franzosen verließen den Inn und lagerten sich bei Dingelfingen, die Kaiserlichen bei Landau gleichfalls an der Isar. Am **12.** August, als die beiden Heere zwischen Mannring und Dingelfingen durch kaum eine Meile Weges geschieden, führte Johann von Werth **5000** Reiter aus, Willens, den unter Bedeckung von zehn Regimentern ausgewitterten Fouragierern Eines zu versetzen. Aber

beide Gegner hatten zufällig einen gleichen Plan, während der Entfernung der übrigen Regimenter sahen sich das Werthische, Donnessische und Altnassauische von dem kaiserlichen Lager von der ganzen schwedischen Macht angegriffen und wehrten sich ritterlich, bis die ausgeschickte Reiterei herankeilte, worauf dem blutigen Gefechte nach mehreren Stunden die Nacht ein Ende machte und die Schweden sich unverrichteter Sache zurückzogen. Fast einen Monat standen beide Heere sich einander gegenüber und ermüdeten sich unter unaufhörlichem Regen durch kleine Gefechte und Bestürmung einzelner Punkte. Im September traf Werth in der Nähe des Schlosses Wartenberg auf eine schwedische Truppe, die, mehrere hundert Reiter stark, er ganz aufrieb. Der Sieger kehrte nach Wisbiburg in's Lager zurück, um in gewohnter Unermüdlichkeit seine Streifzüge fortzusetzen. Diese Streifzüge blieben nicht ohne Einfluß auf Wrangels Rückzug über die Amber, wiewohl es diesem auch um die verschont gebliebenen Quartiere im bairischen Hochlande zu thun war. Der Kaiserlichen Marsch gegen München trat dieser Absicht hindernd entgegen, und wieder war Werth der Erste, welcher mit seinen Reitern auf das linke Isarufer übersetzte. Hier nun bei Dachau fiel das letzte bedeutendere Gefecht im dreißigjährigen Kriege vor, unter Umständen, welche auch für die Sittengeschichte einiges Interesse bieten. In dem Walde zwischen München und Dachau, von Morästen umgeben, unweit des Dorfes Feldmarchingen, hegte der Kurfürst eine Anzahl stattlicher Hirsche. Solcher Lockung konnte Wrangel, der ein Waidmann sonder Gleichen, nicht widerstehen, und ließ daher am 6. October das Gehege durch eine große Anzahl Soldaten umstellen, besetzte mit 600 Reitern die Landzunge vor dem Gehölze auf München zu, wohin sich ein weites, mit Dornen bewachsenes Feld ausdehnte, und glaubte nun unter dem Schutze von 16 Schwadronen mit dem Marschall Turenne, dem Generallieutenant Douglas und den vornehmsten Cavalieren der Jagdlust ungestört obliegen zu können. Auch Adolph Hermann Wrangel, ein jüngerer Bruder des Feldmarschalls, schloß sich der Ergötzlichkeit an. Von dieser Jagd hörte zeitig unser Werth; dabei sich zu betheiligen, beschloß er, voll Freude der schön sich darbietenden Gelegenheit, sein Müthchen zu kühlen. Sogleich ließ er die besten Reiter aus allen Regimentern aussuchen; diese legten Mäntel und Futtersäcke ab, und trabten, von Johann von Werth und Adrian von Enkevort geführt, mit solcher Lust und Stille dem Jagdrevier zu, daß sie das Regiment, welches des Waldes

Zugang hüten sollte, aus einander sprengten, bevor die in ihr Waidwerk vertieften Generale eine Ahnung davon hatten. Die Freudenstörung erregte die unbeschreiblichste Bestürzung. Gustav Wrangel gebot augenblicklich den Rückzug seiner Reiterei, und glaubte die stürmischen Kaiserlichen durch 140 Dragoner, welche er als verlorne Posten an einem Wasser aufstellte, aufzuhalten. Aber ungestüm setzten Johann von Werth mit dem linken Flügel, und Enkevort mit dem rechten durch den Bach, umringten die Dragoner und hieben sie nieder, ehe sie zu ihren Pferden kommen konnten. Darauf stürmten sie in Wrangels Leibregiment, welches als das letzte den Rückzug decken sollte, verwundeten den Oberstlieutenant Bornemann und sprengten das Regiment unter bedeutendem Verlust aus einander. Eben so ging es den nächsten Schwadronen, und zwischen einem Moraste und den Kaiserlichen eingeengt, würde die ganze Schaar schwerlich dem Tode oder der Gefangenschaft entgangen sein, wenn Johann von Werth Zeit gehabt hätte, mit dem linken Flügel bis zu dem Ausgange des Waldes auf Dachau herumzuschwenken, falls der Himmel selbst sich nicht der gefährdeten Jäger angenommen hätte. Denn nur einem Wunder dankten die Generale ihre Rettung. Ein geängstigter Hirsch setzte vor ihren Augen durch den Morast, sie ließen sogleich die Stelle durch einen Reiter untersuchen, welcher glücklich an die andere Seite gelangte. So war ein Ausweg gefunden, und der Feldmarschall Wrangel konnte noch eben zu Fuß mit Hinterlassung seines Degens, durch den Morast watend, entschlüpfen, aber er bezahlte die Jagdlust sehr theuer mit der Gefangenschaft seines Bruders, seines Vetters, des Obersten Gustav Wrangel, des jungen Freiherrn Horn und einer Anzahl vornehmer Offiziere nebst einigen hundert Todten. Unter den Trophäen des Tages befanden sich die Standarten von Wrangels Regiment, 800 bis 1000 Pferde, silbernes und goldenes Tafelgeschirr. Ungern verdankte der feindselige Kurfürst die letzten Lorbeern dem verhaßten Johann von Werth, und unbefriedigt mit der wackern kühnen That, gab er in seiner Abneigung und Leidenschaftlichkeit Werth sogar Schuld, er habe durch absichtliches Zurückhalten seines Flügels den schwedischen Feldmarschall entrinnen lassen. Manch schöner Flecken im Baierlande mußte die gestörte Jagdlust bezahlen; denn Wrangel sah nicht die Möglichkeit ein, in dem verödeten Lande mit verminderten Streitkräften sich zu halten, und zog unmuthig auf den Lech zurück. Am 7. October verließ er Dachau; zwanzig Dörfer loderten an Einem Tage in Flammen auf. Am 11. October räumten

Franzosen und Schweden die Grenzen und gingen bei Kauffringen über den Lech, mit dem Bewußtsein, ihren Besuch in Baiern dem Gedächtniß aller folgenden Geschlechter eingeprägt zu haben.

So war es Piccolomini gelungen, ohne Schlacht, blos durch Hunger, die bösen Gäste zu vertreiben, und treu seinen Kriegsmaßregeln, verschmähte er auch jetzt die Aufforderungen zur Schlacht, welche Schweden und Franzosen auf der andern Seite des Flusses an ihn ergehen ließen, und hielt mit dem Hauptheere bei Möringen. Johann von Werth dagegen, dem auf Donauwörth weichenden Feinde immer der Nächste, setzte an demselben Tage bei Lechhausen mit 1000 Reitern über den Fluß, zog in der Nacht unter den Mauern Augsburgs vorüber und gedachte in den Nachzug der Schweden einzufallen. Aber hat er gleich die Auszeichnung, als der letzte General mit kaiserlichen Reitern das Schwert im dreißigjährigen Kriege zum Angriff auf die Schweden gezogen zu haben, so hätte beinahe in dem letzten Gefechte ein Schuß aus befreundeter Feste ihm das Leben geraubt. Denn wie er am 13. October des Morgens früh bei Obernhausen am Nachzuge der Schweden anlangte, fand er sie zu seinem Empfange durch einen Ueberläufer vorbereitet, und wurde bis unter die Mauern von Rain zurückgetrieben. Die Konstabler auf den Schanzen lös'ten ihre Kanonen auf Kaiserliche und Schweden, welche im Handgemenge sich den Mauern näherten, und es traf sich, daß eine Stückkugel den nächsten Mann neben dem General zerschmetterte und der Druck der Luft ihm den Hut vom Kopfe warf. Seltsam wäre es gewesen, wenn ihn, den in 28 Kriegsjahren der in unzähligen Gefechten herausgeforderte Tod verschont, jetzt bei dem letzten Zusammentreffen mit dem Feinde eine, von befreundeter Partei geschleuderte Kugel getödtet hätte, am Marksteine Baierns, wo er von Anfang des Krieges so oft der Gefahr blosgestanden. Am 14. October zog Werth von Rain zum Hauptheere nach Friedeberg, und am Abend desselben Tages lag er mit einem stattlichen Gefolge, mit dem Marschall von Rauschenberg, dem Herzog Ulrich und den bei Dachau gefangenen jungen schwedischen Herren, in Augsburg. Bei Lauingen gingen die Franzosen in die würtembergischen Winterquartiere, bei Donauwörth die Schweden nach Franken und der Oberpfalz, um das mit mehr Glück auf der böhmischen und österreichischen Seite zu versuchen, was auf der bairischen mißglückt war; Turenne begleitete noch bis Feuchtwangen den Schweden, bis die Kaiserlichen von den Baiern sich getrennt haben würden, weil Wrangel sich nicht ge-

traute, allein abzuziehen. Nach der Oberpfalz, um Böhmen zu retten, setzte aber auch das Reichsheer auf der nächsten Straße sich in Bewegung, und passirte um Ingolstadt am 25. October die Donau. Da ereilte auf dem Wege nach Cham die Generale am 8. November die Nachricht von dem am 24. October unterzeichneten Frieden, die sie ohne Unmuth aufnahmen, obgleich sie von der Fortsetzung des Krieges den besten Erfolg sich versprachen. — Als dagegen Turenne und Wrangel am 6. November zu Feuchtwangen dieselbe Nachricht erhielten, wies der Schwede den ersten Eilboten mit Scheltworten von sich, ungesättigt an Blut und Beute; nach der Ankunft des zweiten und dritten nahm er seinen Generalshut, warf ihn mit Ingrimm zu Boden und trat ihn mit Füßen!

Mit dem Frieden tritt Johann von Werth im 28. Jahre seiner, nur durch die Gefangenschaft in Paris und durch den Haß des Kurfürsten unterbrochenen Kriegsdienste in die Dunkelheit des Privatlebens zurück. Wiewohl noch nicht fünfzig Jahre alt, überließ er sich, müde des Krieges und der großen Welt, welche ihn in den letzten Jahren so hart geprüft, der Abgeschiedenheit des Landlebens, und weilte viel im Kloster Lilienfeld bei seinem Freunde Cornelius Strauch. Als dieser verdienstvolle Prälat schon 1650, viel zu früh für Oesterreich und sein Kloster, starb, brachte Johann von Werth den Rest seiner Tage größtentheils auf seiner Herrschaft Benatek zu, wo der reine Himmel, die üppigen Fluren und die Anmuth der Gegend, vom Riesengebirge in Nordost begrenzt, den Astronomen Tycho de Brahe vor mehr als fünfzig Jahren fast poetisch begeistert hatten.

Johann von Werth genoß kaum vier Jahre der Ruhe, welche dem Helden wohl länger zu gönnen. In Benatek machte sich der General nicht wenig zu schaffen mit dem Stadtpfarrer, einem Priester des Ordens der Chorherren vom rothen Herzen, de Poenitentia beatorum martyrum. Den Umgang eines gebildeten Mannes in seiner Einsamkeit zu genießen, hatte der General gehofft, dafür war aber der Pfarrer, sintemalen er der deutschen Sprache nicht mächtig, verloren. In derselben Rastlosigkeit, welche ihn veranlaßt hatte, zu Ellbogen dem „verwünschten Burggrafen" einen Meteorstein in den Brunnen werfen zu lassen, um den damit getriebenen Aberglauben zu beseitigen, in derselben Rastlosigkeit war Werth nun beschäftigt, die Entfernung des czechischen Pfarrherrn durchzusetzen, auf daß er die solcher Weise erledigte Pfründe an seinen Feldkaplan Johann Chimäus vergeben könne. Ihm hierin zu willfahren, sah sich endlich der Cardinal-

Erzbischof Ernst von Harrach 1651 veranlaßt. Dieses seines letzten Triumphes hat indessen der Feldherr nur kurze Zeit sich erfreut, denn er starb in Folge eines hitzigen Fiebers schon am 16. September 1652 und wurde zu Benatek in der Schloßkirche beigesetzt. Er hinterließ keinen Erben seines Namens. Lediglich in der ersten Ehe mit Gertrud von Gend zu Konen hatte er zwei Kinder gesehen. Der Sohn, Johann Anton, starb noch vor dem Vater im 16. Lebensjahre; die Tochter, Lambertina Irmgard, wurde an Winand Hieronymus Raitz von Ferentz verheirathet, mußte aber die Herrschaft Benatek sammt dem von dem Vater dazu gekauften Gute Zbonin an ihre Stiefmutter, Susanna Maria von Kuefstein (Werths dritte Gattin), überlassen. Diese letztere heirathete in zweiter Ehe Franz Christoph Freiherrn Hartmann von Klarstein, und nochmals Witwe, den Grafen Ernst Gottfried Schütz von Leisoldsheim. Im Schlosse zu Benatek zeigt man noch heute des Helden kolossales Bild. — Im kaiserlichen Dienste ist Werth Inhaber des 1618 von Dampierre errichteten, seit 1631 von St. Hilaire geführten berühmten Kuirassierregiments gewesen, welches in der Nacht des 6. Juni 1619 bekanntlich den Kaiser Ferdinand II. gerettet; solcher Führer war das Regiment mit seinen herrlichen Erinnerungen allerdings würdig.

In den Volksgesängen der Franzosen lebte Johann von Werth noch mehrere Geschlechter fort, während sein undankbares Vaterland jetzt kaum die Stätte kennt, wo die Gebeine des hochberühmten gewaltigen Kriegsmannes ruhen; es ist die Gruft unter der Schloßkirche zu Benatek.

(Mit Benutzung von:
F. W. Barthold, Leben Johanns von Werth.
F. W. Barthold, Geschichte des großen Krieges. 3 Theile.
Rheinischer Antiquarius. Band III.
Hormayr, historisches Taschenbuch. 1840.
Laroche, 30jähriger Krieg. Band 2. 3.)

Ende des ersten Bandes.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort *)	VII
I. Periode.	
Kurze Ueberſicht der Kriege unter den Regierungen Maximilians I. und Karls V.	1
Kaiſer Maximilian I. (mit Portrait)	5
Albert Herzog zu Sachſen	52
Rudolph der Tapfere, Fürſt zu Anhalt	54
Andreas Graf von Sonneberg (mit Portrait)	56
Eitel Friedrich Graf zu Hohenzollern	58
Carl Herzog von Bourbon	59
Georg von Freundsberg (mit Portrait)	139
Carl von Lannoy, Fürſt von Sulmona	169
Erich der Aeltere, Herzog von Braunſchweig	173
Conrad Freiherr von Boineburg	180
Niklas Graf Salm	192
Wilhelm Freiherr von Rogendorf	227
Philipp, Pfalzgraf am Rhein (mit Portrait)	233
Ulrich Freiherr von Schellenberg	236
II. Periode.	
Kurze Ueberſicht der Kriege und der Kriegsverfaſſung unter Kaiſer Ferdinand I. bis Kaiſer Ferdinand III.	238
Carl Freiherr von Zierotin (mit Portrait)	260
Hanns Freiherr von Katzianer	266
Niklas Graf Zriny (mit Portrait)	315
Leonhard Freiherr von Wels, der Jüngere	339
Johann Baptiſt Caſtaldo Markgraf von Caſſano	366
Niklas Freiherr von Juriſſitſch	405
Johann Ferenberger von Auer	411
Lazarus Schwendi Freiherr von Hohenlandsberg	414
Jakob Hannibal Graf von Hohenembs	433
Alexander Farneſe Herzog von Parma	435
Ferdinand Erzherzog von Oeſterreich, Graf von Tyrol	459
Andreas Freiherr von Auersperg	463

*) Das Portrait des Feldmarſchalls Grafen Radetzky dient als Titelbild.

	Seite
Christoph Freiherr von Teuffenbach	466
Johann von Pernstein	470
Hermann Christopher von Roßwurm	473
Adolph Graf von Schwarzenberg (mit Portrait)	538
Melchior Ritter von Redern	566
Niklas Graf Palffy von Erdöd	577
Peter Ernst Fürst von Mansfeld	583
Philipp Emanuel Herzog von Lothringen-Mercoeur	587
Carl Fürst von Mansfeld	590
Georg Graf Basta	593
Thomas Graf von Erdödy	599
Johann Graf von Draskovicz	602
Carl Bonaventura Graf von Boucquoi	605
Heinrich Duval Graf Dampierre	636
Hieronymus Caraffa Marchese von Montenegro	644
Rambold Graf von Collalto	648
Ambrosius Marchese von Spinola	650
Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim (mit Portrait)	667
Johann Tserclas Graf von Tilly (mit Portrait)	692
Albrecht Graf von Waldstein (mit Portrait)	730
Heinrich Graf von Holk	774
Johann Graf von Aldringen	779
Johann Christoph Freiherr von Löbel	787
Philipp Friedrich Freiherr von Breuner	790
Niklas Graf Esterházy von Galántha	792
Ottavio Fürst von Piccolomini	797
Johann Caspar von Stadion	813
Matthias Graf Gallas von Campo (mit Portrait)	819
Johann Freiherr von Werth (mit Portrait)	836

Die Biographieen des Feldmarschalls Mercy, so wie von Peter Melander, Colloredo, Lamboy, Hatzfeld, Puchheim, Beck und Erzherzog Leopold Wilhelm, mit denen die 2. Periode so wie der dreißigjährige Krieg schließen, folgen im Beginne des nächstens erscheinenden 2. Bandes.

Am Schlusse des ganzen Werkes folgt ein Verzeichniß der durch Entfernung des Herausgebers vom Drucksorte entstandenen wenigen Druckfehler.

Die Verlagshandlung.